3 1761 07885049 2

Ullsteins

Weltgeschichte

Herausgegeben von

Prof. Dr. v. Pflugk-Harttung

Bandeinteilung und Mitarbeiter

Band 1: Altertum

J. Walther, Universitäts-Professor, Halle: Die Vorzeit der Erde.
E. Haeckel, Universitäts-Professor, Jena: Entwicklungsgeschichte des Menschen.
F. v. Luschan, Universitäts-Professor, Direktor am Königlichen Museum für Völkerkunde, Berlin: Rassen und Völker.
M. Hoernes, Universitäts-Professor, em. Kustos am k. k. naturhistorischen Hofmuseum, Wien: Die Anfänge menschlicher Kultur.
J. Beloch, Univ.-Prof., Rom: Die Griechen bis auf Alexander den Großen.
K. J. Neumann, Universitäts-Professor, Straßburg: Die hellenistischen Staaten und die römische Republik.
R. v. Poehlmann, Universitäts-Professor, München: Römische Kaiserzeit und Untergang der antiken Welt.

Band 2: Mittelalter

J. v. Pflugk-Harttung, Universitäts-Professor a. D., Archivrat am Königlichen Geheimen Staatsarchiv, Berlin: Völkerwanderung und Frankenreich.
G. Kaufmann, Universitäts-Professor, Breslau: Kaisertum und Papsttum bis zum Ende des 13. Jahrhunderts.
W. Friedensburg, Universitäts-Professor a. D., Direktor des Kgl. Staatsarchivs, Stettin: Der Ausgang des Mittelalters.
A. Brückner, Univ.-Prof., Berlin: Eintritt der Slaven in die Weltgeschichte.

Band 3: Der Orient

Vom Anbeginn bis zum Eintritt in die Weltpolitik.

C. Bezold, Universitäts-Professor, Heidelberg: Die Kulturwelt des alten Orients (Aegypten, Babylonien, Judäa).
C. Brockelmann, Universitäts-Professor, Königsberg: Der Islam von seinen Anfängen bis zur Gegenwart.
R. Stübe, Dr. phil., Leipzig: Die Reiche der Indogermanen in Asien und die Völker Zentralasiens.
A. Conrady, Universitäts-Professor, Leipzig: China.
O. Nachod, Dr. phil., Privatdozent, Berlin: Japan.

Bandeinteilung und Mitarbeiter

Band 4: Neuzeit (1500–1650)

J. v. Pflugk-Harttung, Universitäts-Professor a. D., Archivrat am Königl. Geh. Staatsarchiv, Berlin: Entdeckungs- und Kolonialgeschichte.
K. Brandi, Universitäts-Professor, Göttingen: Renaissance.
Th. Brieger, Universitäts-Professor, Leipzig: Reformation.
H. v. Zwiedineck-Südenhorst, weiland Universitäts-Professor, Graz: Gegenreformation in Deutschland.
M. Philippson, Universitäts-Professor a. D., Berlin: Gegenreformation in Süd- und Westeuropa.

Band 5: Neuzeit (1650–1815)

A. Brückner, Universitäts-Professor, Berlin: Die slavischen Völker.
M. Philippson, Universitäts-Professor a. D., Berlin: Zeitalter Ludwigs XIV.
W. Oncken, weiland Universitäts-Professor, Gießen, und
E. Heyck, Univ.-Professor a. D., Berlin: Zeitalter Friedrichs des Großen.
J. v. Pflugk-Harttung, Univ.-Professor a. D., Archivrat am Königl. Geh. Staatsarchiv, Berlin: Die französische Revolution und das Kaiserreich.

Band 6: Neuzeit (seit 1815)

P. Darmstaedter, Universitäts-Professor, Göttingen: Die Vereinigten Staaten von Amerika.
K. Haebler, Professor, Direktor an der Königlichen Bibliothek, Berlin: Mittel- und Südamerika.
H. Ulmann, Univ.-Professor, Greifswald: Europa im Zeitalter der Reaktion.
K. Th. v. Heigel, Universitäts-Professor, Präsident der Königl. bayr. Akademie der Wissenschaften, München, und
W. Hausenstein, Dr. phil., München: Die Zeit der nationalen Einigung.
E. Brandenburg, Universitäts-Professor, Leipzig: Die Entstehung eines Weltstaatensystems.
K. Lamprecht, Universitäts-Professor, Leipzig: Europäische Expansion in Vergangenheit und Gegenwart.

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/weltgeschichtedi01pflu

Weltgeschichte

Die Entwicklung der Menschheit in Staat und Gesellschaft, in Kultur und Geistesleben

Herausgegeben von

Dr. J. von Pflugk-Harttung

Universitäts-Professor a. D., Archiv-Rat am Königlichen Geheimen Staats-Archiv in Berlin

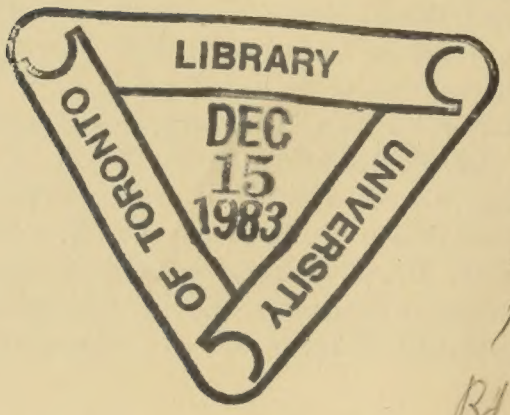
unter Mitwirkung von

Dr. J. Beloch, Universitäts-Professor in Rom; Dr. C. Bezold, Universitäts-Professor in Heidelberg; Dr. E. Brandenburg, Universitäts-Professor in Leipzig; Dr. K. Brandi, Univ.-Prof. in Göttingen; D. Dr. Th. Brieger, Univ.-Prof. in Leipzig; Dr. C. Brockelmann, Universitäts-Professor in Königsberg; Dr. A. Brückner, Universitäts-Professor in Berlin; Dr. A. Conrady, Universitäts-Professor in Leipzig; Dr. P. Darmstaedter, Universitäts-Professor in Göttingen; Dr. W. Friedensburg, Univ.-Prof. a. D., Kgl. Archiv-Direktor in Stettin; Dr. K. Haebler, Prof., Bibliotheksdirektor in Berlin; Dr. E. Haeckel, Universitäts-Professor in Jena; Dr. W. Hausenstein in München; Dr. K. Th. v. Heigel, Univers.-Prof., Präsident der Kgl. bayr. Akademie der Wissenschaften in München; Dr. E. Heyck, Univers.-Prof. a. D. in Berlin; Dr. M. Hoernes, Universitäts-Professor, em. Kustos am k. k. naturhistorischen Hofmuseum in Wien; Dr. G. Kaufmann, Univers.-Prof. in Breslau; Dr. LL. D. K. Lamprecht, Univ.-Prof. in Leipzig; Dr. F. v. Luschan, Univ.-Prof., Direktor am Kgl. Museum für Völkerkunde zu Berlin; Dr. O. Nachod in Berlin; Dr. K. J. Neumann, Univers.-Prof. in Straßburg; Dr. W. Oncken, weil. Univers.-Prof. in Gießen; Dr. M. Philippson, Univ.-Prof. a. D. in Berlin; Dr. R. v. Poehlmann, Universitäts-Prof. in München; Dr. R. Stübe, Gymnasial-Oberlehrer in Leipzig; Dr. H. Ulmann, Univ.-Prof. in Greifswald; Dr. J. Walther, Univ.-Prof. in Halle; Dr. H. v. Zwiedineck-Südenhorst, weil. Univ.-Professor in Graz.

Berlin

Verlag von Ullstein & Co

Published October 1. 1909. Privilege of copyright in the United States of America, reserved under the Act approved March 3. 1905 by Ullstein & Co, Berlin



D
20
W4
1907
Bd. 1

Geschichte des Altertums

J. Walther:
Die Vorzeit der Erde

E. Haeckel:
Entwicklungsgeschichte des Menschen

F. v. Luschan:
Rassen und Völker

M. Hoernes:
Die Anfänge menschlicher Kultur

J. Beloch:
Die Griechen bis auf Alexander den Großen

K. J. Neumann:
Die hellenistischen Staaten und die römische Republik

R. v. Poehlmann:
Römische Kaiserzeit und Untergang der antiken Welt

Leitung der illustrativen Ausstattung
Kunstmaler Carl Langhammer, Berlin

Inhaltsverzeichnis

I. Die Vorzeit der Erde (F. Walther)

Seite

1. Einleitung 3-7

Die Bewegung im All. Messung der Entfernungen. Die Fixsternsysteme. Erde und Welt. Begriff der Erdgeschichte. Geologische Dokumente und astrophysische Untersuchung.

2. Die Erde als Stern 7-9

Astrale Entwicklung: Die drei Stadien des Glühens. Absonderung des Mondes und Erstarrung.

3. Die Erde als Schauplatz des Lebens 10-15

Verdickung der Erstarrungskruste. Die Sonne als Mutter des organischen Daseins. Abschnitte der Erdgeschichte. Die ältesten Arten des Lebens. Der große Weltwinter. Flora und Fauna. Die Ursäuger.

4. Die Erde als Heimat des Menschen 15-19

Ausbildung klimatischer Gegensätze. Entstehung geschlossener Festländer. Entwicklung der Vögel und Säugetiere bis zum Menschen. Das Feuer und seine Bedeutung für das Menschengeschlecht.

II. Entwicklungsgeschichte des Menschen (E. Haeckel)

1. Aufgabe der Geschichte 23-25

Arbeitsteilung und Spezialisierung. „Weltgeschichte". Die verwandten Wissenschaften.

2. Geschichte und Urgeschichte 25-26

Primatogenie; Prähistorie; Kulturgeschichte. Die Stufen der historia universalis.

3. Ursprung des Menschen 26-30

Uebernatürliche Schöpfungssagen. Die moderne Phylogenie; ihre Quellen und Urkunden.

4. Stammesgeschichte des Menschen 30-37

Stufen der organischen Erdgeschichte. Aeltere und neuere Progonotaxis. Urtiere und Urpflanzen.

III. Rassen und Völker (F. von Luschan)

1. Einleitung 41-49

Allgemeine Gesichtspunkte der Völkerkunde. Anthropologische Gliederung der einzelnen Erdteile.

2. Afrika 49-59

Südafrika: die Kaffern; die Buschmänner; die Hottentotten. Ostafrika: die Bantuvölker. Arabische und indische Einflüsse. Stämme hamitischer Abkunft. Semitische und hamitische Sprachen. Einflüsse von Norden her. Verhältnis der Bantu zu den Negern von Oberguinea.

3. Die Südsee 59-66

Die Polynesier. Die Melanesier. Die Bewohner der mikronesischen Inselwelt. Ozeanische Schiffahrt, Schiffbau und Fischerei. Fehlen der Eisentechnik und Webekunst. Das Mattenflechten, Fehlen der Keramik. Die Ernährung. Die Genußmittel. Die Bewohner Neu-Hollands.

4. Amerika 67-72

Bevölkerungsstatistik. Physikalische Beschaffenheit. Der Yankeetypus. Die Negerfrage, Versuche der Lösung: Exilierung und Internierung; Aufheiratung; Felix Adlers Ethik. Die Indianer.

5. Asien 72-76

Das Rassengemenge im Osten. Indochina. Indien: Die Kolh-Stämme, die dravidischen Völker und die „Arier". Die Mohammedaner. Vorderasien: Ansässige, Wandervölker und Sekten.

6. Europa 76-79

Unklarheit der Grundformen. Die extremen Kurzköpfe: Einwanderung aus Vorderasien. Die Neandertalrasse; Hypothese ihres Ursprungs. Die langschädligen Typen. Die arische Frage.

IV. Die Anfänge menschlicher Kultur (M. Hoernes)

1. Einleitung 81-84

Die drei Hauptabschnitte der Menschheitsgeschichte; ihre getrennte Betrachtung und Behandlung.

Seite

2. Die paläolithische Periode 85-98

Aelteste Zeugnisse: Die Eolithen. Das Erdbild im Diluvium; der Mensch, seine Stellung zur Tierwelt. Leibliche Ueberreste. Einteilung des Diluviums. Die diluviale Kultur. Uebergang zur geologischen Gegenwart.

3. Die neolithische Periode 98-112

Beginn der menschlichen Herrschaft über die organische und anorganische Umgebung. Formen des Gesellschaftslebens in der Steinzeit. Annäherung an die historische Kultur. Neue Menschenrassen; Rätsel ihrer Herkunft. Dauer der Steinzeit. Lehren der Urgeschichte.

4. Die Bronzezeit 112-122

Das erste Auftreten der Metalle: Gold und Kupfer, die Bronze. Die Bronzezeit: ihr Wesen, ihre Dauer; die einzelnen Stufen und Unterschiede, ihre weltgeschichtliche Bedeutung.

5. Vorgeschichtliche Eisenzeiten 122-135

Die Hallstatt-Periode im Norden Europas; ihre Ablösung durch die La Tène-Periode.

V. Die Griechen bis auf Alexander den Großen (J. Beloch)

Die Frühzeit

1. Die Anfänge 139-145

Einwanderung von Norden her: Geographie des Landes, ihr Einfluß auf die Bewohner: Die Dialekte. Die Schichtung der Stämme. Das ägäische Meer und die Expansion.

2. Die älteste griechische Kultur 145-155

Archäologische Funde: Periode von Ilion. Verbreitung der altägäischen (frühminoischen) Kultur: Die mittelminoische Kultur; das mykenische Reich. Die Blütezeit Kretas.

3. Die Homerische Zeit 156-162

Aufkommen des Dipylonstils. Verarbeitung des Eisens. Ausbildung der Einzelstaaten. Läuterung der Gottesvorstellungen. Das heroische Epos: seine Sagenkreise und Dichter. Der Name „Hellenen".

4. Die Seeherrschaft 162-168

Bedeutung der Seestädte. Erfindung der Münzprägung. Koloniale Expansion. Entwicklung des Exporthandels. Einführung der Sklavenarbeit. Aufkommen des Handwerkerstandes.

5. Anfänge der Freiheitsbewegung 169-181

Loslösung vom Konventionalismus. Annahme der Buchstabenschrift. Abschluß der großen Epen; Archilochos, der erste Individualist. Steigerung der ethischen Anschauungen. Die Kunst im Dienste der Religion. Ende der Königsmacht; die Adelsherrschaft. Die Tyrannis in den Stadtstaaten. Gründung des Amphiktionenbundes, der heilige Krieg. Die Fremdherrschaft in Kleinasien.

6. Die Begründung des Perserreichs und der griechischen Vormächte . . . 182-190

Vernichtung Lydiens. Erweiterung des persischen Reiches. Sparta, peloponnesische Vormacht. Athen: Peisistratos, Begründung der Seeherrschaft. Revolution gegen die Peisistratiden; die attische Demokratie. Gesellschaftliche Stellung des Adels. Der Sport im Leben der Nation. Konventionalehe und Jünglingsliebe. Zeitgedanken in der Dichtung. Anfänge der Musik. Die Geburt der Tragödie.

7. Die religiöse Reform und die Begründung der Wissenschaft 190-196

Vorstellung vom Tode. Die Mysterien. Das orphische System. Anfänge der Naturwissenschaft bei Thales, Anaximandros. Versuch der mechanischen Naturerklärung. Herakleitos und die Pythagoreer. Parmenides und die Eleaten. Hekataios; Begründung der kritischen Wissenschaft.

Die Zeit des athenischen Reiches

8. Die Freiheitskriege 197-208

Der ionische Aufstand. Mardonios in Griechenland. Marathon. Die Alkmeoniden in Athen. Aristeides. Themistokles; Ausbau der Flotte. Der Rachezug des Xerxes: Thermopylä, Einnahme von Athen. Salamis. Platää. Gründung des athenischen Bundes. Der Freiheitskampf der Griechen auf Sicilien.

9. Die Demokratie 209-218

Die Freiheitsbewegung: Fall der Tyrannis von Syrakus. Aufstand der Sikeler. Bewegung in Italien und Kyrene. — Sparta: Der Heilotenaufstand. Wiederaufrichtung der Herrschaft im Peloponnes. Athen: Befestigung der Seeherrschaft. Themistokles' Sturz, Kimon. Fortschritt der demokratischen Reform. Athenisch-korinthischer Krieg. Höhepunkt der Athenischen Macht. Perikles. Das athenische Reich.

10. Kultur der Perikleischen Zeit 218-230

Die Aera des Friedens: Wirtschaftlicher Aufschwung. Wachstum der Bevölkerung. Gesteigerter Geldverkehr; allgemeine Annahme der attischen Währung. Die Löhne. Die Lebensbedürfnisse. Regelung der Staatsausgaben. Die großen Künstler und ihre Werke. Das sittliche Niveau der Zeit.

Seite

11. Die Aufklärung . . . . . 231 - 240

Die wissenschaftliche Bewegung: Mathematik und Astronomie. Medizin: die Aerzteschulen; Hippokrates. Erweiterung der naturwissenschaftlichen Kenntnisse: Begründung der Erkenntnistheorie. Die Geschichtschreibung als Kunstform: Herodotos. Kritik der geltenden Werte. Die neue Bildung der Jugend. Kampf der Sophisten für die neuen Werte. Die Geschichtschreibung als Wissenschaft: Thukydides. Die technische Literatur. Demokritos System der Naturerklärung. Spartas geistiger Ruin.

12. Der peloponnesische Krieg . . . . . 240 - 254

Der kerkyreisch-korinthische Krieg. Athens Friedensbruch. Spartas Eingreifen. Rückschlag gegen Perikles. Der Einfall in Attika, die Pest. Perikles' Sturz. Friedensverhandlungen. Der Krieg in Sicilien. Kleons Strategie, Friede des Nikias. Die sicilische Expedition: Völlige Niederlage der Athener.

Reaktion und Revolution

13. Der Fall der Demokratie . . . . . 255 - 263

Demokratie und Demagogie. Die Reaktionsarbeit der Hetärien. Verfassungsänderung in Athen. Abfall Euboias. Sturz der Oligarchie. Alkibiades. Schlacht bei den Arginusen, Athens Sieg. Gericht über die Feldherren. Athens endgültige Niederlage bei den Ziegenflüssen. Einnahme Athens. Die Entwicklung zur Militärdiktatur in Sicilien.

14. Die Reaktionszeit . . . . . 263 - 275

Sparta griechische Vormacht. Neuordnung der Nation. Reaktion in Athen; die Herrschaft der Dreißig, ihr Sturz. Der persische Thronfolgestreit, Zug der Zehntausend; Befreiung Kleinasiens. Der Freiheitskrieg im Westen: Dionysios I., sein Kampf gegen Karthago. — Spartas Krieg gegen Persien. Die Mittelstaaten gegen Sparta. Ende der spartanischen Seeherrschaft. Der Friede des Antalkidas

15. Die Wiedererhebung der Demokratie . . . . . 276 - 286

Reaktion gegen die Oligarchie. Thebens Befreiung. Bündnis zwischen Athen und Theben. Der neue Seebund. Spartanische Gegenrüstungen. Friede; Ausschließung Thebens vom Frieden, Schlacht bei Leuktra; Ende der spartanischen Vorherrschaft. Athens Politik. Neue Wirren im Peloponnes. Schlacht bei Mantineia: Ende der thebanischen Angriffspolitik. Athens Krieg gegen Amphipolis; Hilfe Philipps von Makedonien, sein doppeltes Spiel. Krisis im Seebund. Ende der thebanischen Vormacht. — Zusammenbruch des sicilischen Reiches.

16. Das Geistesleben seit dem peloponnesischen Kriege . . . . . 286 - 300

Reaktion gegen die Aufklärung. Sokrates. Die Sokratiker. Die Kyniker. Platon, Gründung der Akademie. Die sophistische Advokatur und Geschichtschreibung. Die pythagoreische Schule. Aristoteles: Verbindung von Philosophie und Naturwissenschaft. Die Poesie: Niedergang des Dramas. Die bildenden Künste: Der Tempel- und Theaterbau. Skopas und Praxiteles. Der Erzguß des Lysippos. Höhepunkt der griechischen Malerei.

17. Wirtschaftsleben und Gesellschaft im vierten Jahrhundert . . . . . 300 - 304

Folgen der Kriege: Verheerung des Grundbesitzes. Die Restauration: Aufschwung der Städte. Demokratisierung der Gesellschaft. Steigender Wohlstand; Erhöhung der Ansprüche. Reform des Kriegswesens. Die Revolution in der griechischen Gesellschaft. Hoffnung auf die Monarchie.

Einheit und Weltherrschaft

18. Die griechische Einheit . . . . . 305 - 313

Makedonien und die griechische Kultur, König Archelaos. König Philippos, seine Ratgeber, sein Ziel. Philipps Ehe und Stellung im thessalischen Bund. Eroberung Olynths und der Chalkidike. Friede mit Athen. Krieg gegen Phokis. Philipp erobert Epeiros. Demosthenes. Bund der Griechen gegen Philipp, ihre Niederlage bei Chäroneia; die Unterwerfung. Griechenlands Neuordnung und Einigung. — Befreiung Siciliens durch Timoleon.

19. Die Eroberung Asiens . . . . . 314 - 325

Aufruf zum Nationalkrieg. Philipps Ermordung. Alexanders Anfänge. Der Perserkrieg. Eroberung Kleinasiens und Aegyptens. Spartas Befreiungsversuch. Schlacht bei Gaugamela: Ende des persischen Reiches. Zug nach dem Indus. Innerer Ausbau des neuen Weltreiches: Alexanders Tod. — „Alexander der Große."

VI. Die hellenistischen Staaten und die römische Republik (K. J. Neumann)

Das 1. Jahrh. des Hellenismus und die Entstehung des röm. Staates.

1. Entstehung und Charakter des Hellenismus . . . . . 329 - 336

Der Kampf des Hellenentums gegen den Orient. Das politische Leben der griechischen Welt. Makedoniens Sieg über Persien. Das Weltreich Alexanders. Die hellenistische Kultur und Weltpolitik. Realismus im geistigen Leben. Orientalische Mystik und griechische Philosophie: Götterkult, Synkretismus und Christentum. Papyrusfunde, Finanzwesen. Hellenistisches und römisches Recht.

Seite

2. Die Nachfolger Alexanders des Großen und der Zerfall des Alexanderreichs 336-348

Wirkung der Todesnachricht in Europa. Das Kompromiß des Eumenes. Neuordnung der Satrapien; die zentralen Tendenzen der Reichsverweser, die zentrifugalen der Satrapen. Aussterben der Dynastie. König Antigonos. Die Territorien. Die Schlacht bei Ipsos und die Teilung des Alexanderreiches.

3. Die Konsolidierung der hellenistischen Monarchien 348-354

Lysimachos und Seleukos, die Erben des Antigonos in Asien. Ptolemäos in Aegypten. Kassandros in Makedonien. Koalition gegen Demetrios Poliorketes. Ptolemäos Keraunos' Expansionskrieg. Ausgang der Diadochen. Die Epigonen: Beginn der Politik des hellenistischen Gleichgewichts.

4. Die Völker und Stämme Italiens und die Entstehung der lateinisch-römischen Nation 355-360

Italia diis sacra. Urbevölkerung; Gliederung der Stämme, die Dialekte. Kultureinflüsse Einheit des Staates als Grundlage der nationalen Einheit.

5. Die Etrusker und die Anfänge Roms 360-364

Roms Gründung: latinische Siedlung und etruskische Kultur. Die Etrusker; das Rätsel ihrer Herkunft. Zeit der Gründung. Der etruskische Städtebund. Rom unter den Tarquiniern.

6. Ein halbes Jahrhundert römischer Adelsrepublik 364-370

Vertreibung der etruskischen Dynastie, Rom Adelsrepublik. Neuordnung des Staates; das Prinzip der Kollegialität. Die Institution des Diktators. Erweiterung der Republik. Roms Bündnis mit den Latinern. Die Volskerkämpfe. Die Secession der Plebs: Einführung des Volkstribunates.

7. Der römische Bauer und der neue Staat 370-382

Grundherrschaft und Hörigkeit. Grundlage des neuen Staates: die Bauernbefreiung. Centurienordnung. Kodifizierung des neuen Rechts im Gesetz der zwölf Tafeln. Kriege gegen Aequer und Volsker, Wiederaufnahme des Fidenatenkrieges. Beginn des Kampfes um Süd-Etrurien.

8. Von der Eroberung Süditaliens bis zur Unterwerfung Latiums . . . 382-389

Der Vejenterkrieg. Einfall der Kelten, Einnahme Roms. Organisation Süd-Etruriens. Abschluß des Ständekampfes. Neuordnung Latiums; etruskischer Krieg. Bündnis mit Samnium. Handelsvertrag mit Karthago. Spannung zwischen Rom und Latium; der Krieg. Auflösung des latinischen Bundes, Roms Sonderbündnisse.

9. Die Zeit des großen Samniterkrieges und die neue römische Heeresordnung 390-399

Großgriechenlands Geistesgeschichte. Die Römer in Campanien. Ausbruch des Samniterkrieges. Roms Niederlage: Das Caudinische Joch. Umgehung des Friedensvertrages, der neue Krieg, Roms Niederlagen. Reorganisation des Heeres. Der Krieg nach zwei Fronten; Wechsel der Wirtschaftsordnung. Rom und Karthago.

10. Die Unterwerfung Italiens und der Ausgleich des römischen Ständekampfes 399-403

Sturm der Samniten, Etrusker und Gallier gegen Rom, ihr Sieg und ihre Niederlage. Der Kampf um Tarent: König Pyrrhos, Roms Niederlage. Pyrrhos in Sicilien. Die Schlacht bei „Beneventum". Vollendung des italischen Bundes. Das hortensische Gesetz d. J. 287 v. Chr.

11. Makedonien und die Staatenbünde Griechenlands 404-408

Antigonos Gonatas; sein Keltensieg. Aetolischer und achäischer Bund. Antigonos und die griechischen Staatenbünde. Einigung von Makedonien und Griechenland. Der chremonideische Krieg. Aufstand Arats von Sikyon. Die spartanische Bewegung unter Kleomenes. Soziale Reformen. Gründung des hellenischen Staatenbundes unter Antigonos. Niederlage Spartas bei Sellasia. Antigonos' Erbschaft und Nachfolger.

12. Die Epigonen in Asien und Aegypten 409-411

Die Pergamener: Begründung der Herrschaft durch Philetairos; seine Nachfolger. Das neue Partherreich. Pergamons Kriege mit Syrien und Aegypten.

13. Rom und Karthago. Die Eroberung Siciliens und Oberitaliens . . . 412-418

Gründung Karthagos. Der Tag von Salamis und Himera: der Kampf um Sicilien. Der Staat Karthago, Rom und Karthago. Der erste punische Krieg. Sicilien römische Provinz. Verlust Sardiniens. Erweiterung der römischen Macht. Organisation der eroberten Länder. Die Reformen des C. Flaminius. Rom und die griechische Bildung.

14. Das erste Jahrhundert hellenistischer Kultur 418-424

Weltanschauung und Religion: Die peripatetische Schule. Platons Akademie. Die Stoa. Die kynische Bettelphilosophie. Die Wissenschaften: Alexandria und die Alexandrinische Gelehrtenwelt.

Seite

Begründung und Vollendung der römischen Weltherrschaft.

15. **Der hannibalische Krieg** 425-428

Karthago in Spanien. Der Streit um Sagunt. Der zweite punische Krieg. Cannä. Hannibal vor Rom. Erhebung Philipps von Makedonien; Abfall von Syrakus und Capua. Roms Wiedererstarken. Scipio in Spanien; Hasdrubals Untergang. Der Tag von Zama; Ende der karthagischen Großmacht.

16. **König Philipp von Makedonien, Flamininus und die Griechen** 428-431

Der griechische Bundesgenossenkrieg; Eindruck der römischen Niederlagen: Friede; Philipps Einfall in Illyrien, Bündnis mit Hannibal. Roms Friede mit Karthago und Philipp. Philipps Bündnis mit Syrien gegen Aegypten. Roms Eingreifen. Der Krieg. Philipps Reue. Flamininus. Die Entscheidung bei Kynos Kephalä.

17. **Seleukiden, Arsakiden, Makkabäer** 432-440

Antiochos III: Wiederaufrichtung des Seleukidenreiches. Konflikt mit Rom. Einfluß Hannibals. Antiochos „Schützer der griechischen Freiheit". Krieg mit Rom: Niederlage bei Magnesia. Das neue Partherreich. Die Reaktion im Judentum. Erhebung der Makkabäer.

18. **Der Untergang der Antigoniden, der Fall von Karthago und Korinth** . . 440-444

Hellenistische und römische Persönlichkeiten: Catos Kampf gegen Scipio. Die Schlacht bei Pydna: Fall Makedoniens. Dritter punischer Krieg. Catos Ceterum censeo. Der Fall von Karthago. Provinz Afrika. Ende des achäischen Bundes. Zerstörung von Korinth. Neuordnung Griechenlands.

19. **Alexandriner und Pergamener. Die Hellenisierung Roms** 445-452

Roms Freundschaft mit den Ptolemäern. Angriff Syriens auf Aegypten; Roms Intervention. Die Attaliden in Pergamon. Pergamon als Kultur- und Kunststadt. Rom und die griechische Bildung. Beginn der römischen Literatur. Die hellenistisch-römische Geschichtschreibung. Polybios.

Revolution und Bürgerkriege.

20. **Weltverkehr und Wirtschaft seit dem Zeitalter der punischen Kriege. Die agrarische Reform des Tiberius Gracchus** 453-458

Roms soziale Entwicklung. Die agrarische Frage. Ti. Gracchus, seine Gesetzesanträge. Widerstand des Senates. Annahme der Anträge. Ende des Ti. Gracchus.

21. **Der Kampf zwischen Legislative und Verwaltung. Gaius Gracchus. Marius** 458-468

Die Reformkommission. C. Gracchus der Volkstribun. Einführung der Getreideverteilung. Antrag auf Verleihung des Bürgerrechtes an die Bundesgenossen; C. Gracchus' Ende. Die agrarische Reaktion. Der jugurthinische Krieg; Marius' Aufstieg. Völkerbewegung der Cimbern und Teutonen. Die Heeresreform des Marius. Saturninus und Glaucia. Kompromittierung des Marius.

22. **Bundesgenossenkrieg und italischer Einheitsstaat** 468-469

Wiederaufrollung der Bundesgenossenfrage. Einigung der italischen Nation.

23. **Sulla und die Reaktion** 470-475

Das Reich des Mithradates. Kampf des Orients gegen Rom. Der Bürgerkrieg in Rom; Sulla. Marius' siebentes Konsulat. Schreckensherrschaft der Marianer. Sullas Siege im Osten und Rückkehr. Vernichtung der Marianer. Sulla als Diktator; Restauration der Senatsherrschaft. Sullas Tod.

24. **Pompejus und der junge Caesar** 475-484

Agitationen gegen die sullanische Verfassung. Pompejus' erste Waffentaten. Der Fechter- und Sklavenkrieg. Konsulat des Pompejus und Crassus. Ende der sullanischen Verfassung. Vernichtung der Seeräuber. Pompejus in Asien, Ende des Mithradates und des Seleukidenreiches. Ordnung der jüdischen Angelegenheiten. Die ägyptische Frage. Cicero und Catilina. Pompejus' Rückkehr. Das erste Triumvirat. Caesars Konsulat.

25. **Die Eroberung Galliens und die Anarchie der Hauptstadt** 484-488

Pompejus und Caesar; ihre Ziele und Wege. Romanisierung Galliens durch Caesar. Konferenz von Lucca. Anarchie in Rom Pompejus Konsul ohne Kollegen. Pläne des Senates.

26. **Der Bürgerkrieg und die Monarchie Caesars** 488-490

Frage der Wiederbesetzung der gallischen Statthalterschaft, Pompejus' Verfassungsbruch, Caesars Ultimatum. Eroberung von Italien. Erster spanischer Krieg Caesars. Caesar Diktator und Konsul. Zug gegen Pompejus: Pharsalus. Caesar in Aegypten, Kleinasien und Afrika. Zweiter spanischer Krieg. Triumpheinzug in Rom. Das neue Regiment. Caesars Ermordung.

Seite

27. Der Fall der römischen Republik . . . . . 491 – 500

Der Kampf um Caesars Erbe. Oktavianus. Das zweite Triumvirat. Schlacht bei Philippi. Beseitigung des Sextus Pompejus. Oktavians Wandlung zum Prinzeps. Die Schlacht bei Aktium: Caesar Augustus.

28. Römisches Geistesleben. Beginn der Romanisierung des Hellenismus . 501 - 503

Die Redekunst und die Geschichtschreibung: Priesterchronik, Memoiren, Annalistik. Die Dichtung. Römische Religion, Hellas, der Orient und Rom.

VII. Römische Kaiserzeit und Untergang der antiken Welt (R. von Poehlmann)

Die Zeit des Prinzipats.

1. Die Begründung des Prinzipats und das julisch-claudische Kaiserhaus . 507 - 528

Die Aera des Friedens. Organisation der neuen Gewalt. Der Kaiserkult. Aeußere Politik. Tiberius. Kaiser und Senat. Die Majestätsprozesse. Caligula. Caesarenlegenden. Claudius. Arbeit im Innern. Eroberung Britanniens. Die Weiberwirtschaft. Nero. Der Brand Roms, die Christenmorde. Qualis artifex pereo!

2. Der Bürgerkrieg und die Dynastie der Flavier . . . . . 528 - 534

Das Vierkaiserjahr. Vespasians Restitutionsarbeit. Der Kampf gegen die Juden. Titus. Domitian: Kampf gegen den Senat. Das Prinzipat wird zur Tyrannis. Die Katastrophe.

3. Nerva, Trajan, Hadrian und die Antoninen . . . . . 534 - 542

Nerva. Trajan und sein System. Hadrian. Römische Orientpolitik. Grenzschutz. Hadrians Reisen und Kunstliebhaberei. Antoninus Pius. Marcus Aurelius: die neue Geistesrichtung. Die Markomannenkriege, Ansiedlung von Barbaren an den Grenzen. Commodus.

4. Das Soldatenkaisertum und die absolute Monarchie . . . . . 542 - 548

Septimius Severus: Ende der augusteischen Verfassung. Caracalla. Elagabal. Orientalisierung Roms. Alexander Severus: Konzessionen an den Senat. Zersetzung des Reiches. Zusammenschluß der feindlichen Völker an den Grenzen. Wiederbelebung des Reiches durch Aurelian. Probus.

Die Kultur der römischen Kaiserzeit.

5. Die materielle und geistige Kultur . . . . . 549 - 571

Welthandel und Weltindustrie. Nachblüte der Kunst und des Kunstgewerbes. Pompeji. Die städtische Kultur. Romanisierung der Provinzen. Entwicklung der römischen zur Weltliteratur. Das augusteische Zeitalter. Tacitus. Der Klassizismus. Das Verdienst der griechischen Renaissance. Verfall der Kunst. Auflösung des wissenschaftlichen Denkens. Die Stoa.

6. Das religiöse Leben . . . . . 574 - 598

Die Dekadence der Antike. Seneca. Die Neuplatoniker. Siegeszug der orientalischen Mystik. Isis. Dionysos. Mithras. Elemente der Mysterien im Christentum. Die christliche Frauenfrage. Die Botschaft des Heils. Soziale Mission des Christentums. Haltung der Gebildeten. Christliche Literatur und Wissenschaft. Augustinus.

Die absolute Monarchie und die Auflösung des Reiches

7. Die Diokletianisch-konstantinische Monarchie . . . . . 599 - 606

Reform der Wehrverfassung und Verwaltung. Kastenmäßige Erstarrung der Gesellschaft. Latifundienwesen und Kolonat. Teilung des Reiches. Kämpfe der Mitregenten. Konstantin der Große und seine Nachfolger.

8. Der Staat und das Christentum . . . . . 606 - 628

Roms Toleranz. Der christliche Fanatismus. Das privilegierte Gottesgnadentum. Konflikt mit der Staatsgewalt. Taufe Konstantins. Der Streit des Arius und Athanasius. Die Ketzerpolitik der Caesaren. Julianus Apostata. Untergang des Heidentums.

9. Zerfall des weströmischen Reiches . . . . . 626 - 631

Verfall von Land und Volk. Das Massenelend. Die Landflucht. Die patriotische Gesinnungslosigkeit. Barbarisierung des Heeres. Das Föderatensystem. Untergang des Reiches.

Zeittafel

Register

Verzeichnis der Tafeln und Beilagen.

Seite

Die Verbreitung der diluvialen Eisdecken und Gletscher. Farbig ausgeführte Doppelkarte nach einem Entwurf von Prof. Joh. Walther in Halle a. S. 16

Thron des Häuptlings Ndschoya von Bamum (Nordwest-Kamerun). Original im Königlichen Museum für Völkerkunde zu Berlin 18

Einige menschliche Typen. Doppeltafel nach Originalphotographien des Königlichen Museums für Völkerkunde zu Berlin 72

Wildpferd, Eber und Bisonrinder, diluviale Tierfresken in der Höhle von Altamira (Nordspanien) 88

Gräberfunde der ersten Eisenzeit aus Oesterreich und Bosnien nach Originalen der Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums zu Wien . . . 128

Langseite eines bemalten Sarkophags aus Hagia Triada (Kreta) nach einer farbigen Originallithographie der „Monumenti antichi", mit Genehmigung der Reale Academia dei Lincei in Rom 144

Kultur der mykenischen Zeit. Tafel mit erklärendem Deckblatt 152

Der Poseidontempel zu Paestum. Photographische Aufnahme 160

Die Arkesilaos-Schale, gefunden in Volci (Etrurien). Original im Cabinet des médailles zu Paris 176

Das dreileibige Ungeheuer (Typhon) und Schlange. Farbig übermalte Skulpturen von der Akropolis zu Athen 184

Die Entwicklung der antiken Keramik bis zum Hellenismus. Vierteilige Tafel mit erklärendem Deckblatt 192

Porträtstatue des Sophokles. Original im Lateran-Museum zu Rom . . . 232

Reliefs vom Parthenon-Friese der Akropolis zu Athen, Gruppen aus dem Festzuge am Tage der Panathenäen darstellend. Originale im Britischen Museum zu London 240

Porträtherme des Perikles. Original im Britischen Museum zu London . . 248

Die Akropolis von Athen, im Vordergrunde die Pnyx. Photographische Aufnahme 256

Die griechische Welt um das Jahr 133 v. Chr. Farbig ausgeführte Doppelkarte mit dem Verbreitungsgebiet der griechischen Dialekte nach einem Entwurf von Professor J. Beloch, Rom 272

Der Hermes des Praxiteles. Original im Museum zu Olympia 288

Porträtbüste Alexanders des Großen. Original im Louvre zu Paris . . . 312

Die Alexanderschlacht. Mosaik aus Pompeji. Original im Museum zu Neapel 320

Die sogenannten Ptolemäer-Kameen. Sardonyx-Gemmen in Wien und St. Petersburg als Ptolemäos Philadelphos und Arsinoë oder Alexander d. Gr. und Olympias gedeutet 344

Bemalte griechische Tonfiguren aus Tanagra, Korinth und anderen Orten. Originale im Königlichen Museum zu Berlin 352

Zwei farbige etruskische Tonsarkophage: 1. Sarkophag aus Caere, Original im Britischen Museum zu London. 2. Sarkophag aus Chiusi, Original im archäologischen Museum zu Florenz 360

Seite

Etruskisches Wandgemälde mit Tanzdarstellungen in der Tomba delle Leonesse (Grab mit den Löwinnen) zu Corneto-Tarquinia 376

Die sogenannte Aldobrandinische Hochzeit. Hellenistisches Wandgemälde. Original im Vatikan zu Rom 408

Das Reich Alexanders des Großen. Farbig ausgeführte Doppelkarte mit einem Deckblatt: Die Reiche der Diadochen nach dem Tode Antiochus' des Großen um 187 v. Chr. 416

Mumienbildnisse aus Fayum (Ägypten). Drei Beispiele hellenistischer Porträtkunst. Originale im Königlichen Museum zu Berlin 424

Der große Zeus-Altar von Pergamon. Rekonstruktion im Kgl. Museum zu Berlin 432

Die Venus von Milo. Original im Louvre zu Paris 440

Gaius Julius Caesar. Büste im Britischen Museum zu London 480

Odysseelandschaft: Zerstörung der Schiffe durch die Lästrygonen. Wandgemälde aus dem ersten Jahrhundert v. Chr., früher in einem Hause auf dem esquilinischen Hügel, jetzt in der Bibliothek des Vatikan zu Rom . . 488

Kaiser Augustus. Statue von Prima Porta. Original im Vatikanischen Museum zu Rom 512

Das Forum Romanum. Photographische Aufnahme 520

Reiterstandbild des Kaisers Mark Aurel auf dem Kapitol in Rom 544

Die Weltkarte des Beatus. Farbige Doppelkarte mit einem erklärenden Deckblatt von Professor Dr. Sieglin, Berlin. 560

Publius Virgilius Maro zwischen den Musen Klio und Melpomene. Mosaik, gefunden im Jahre 1897 in einer römischen Villa zu Hadrumetum (Nordafrika) 568

Blick in das Innere eines Hauses zu Pompeji. (Reg. VII. Ins. II. Via nona 25.) Aquarell von Professor Alexander Kips 576

Thronender Dionysos. Wandgemälde aus der casa del naviglio zu Pompeji. Original im Museum zu Neapel 584

Madonna mit dem Jesusknaben. Wandgemälde im Coemeterium maius zu Rom 592

Der Konstantinsbogen zu Rom. Photographische Aufnahme 608

Das römische Reich zur Zeit seiner größten Ausdehnung. Farbig ausgeführte Doppelkarte mit einem Deckblatt: „Die Verbreitung des Christentums um das Jahr 325 nach Professor Dr. A. Harnack" 616

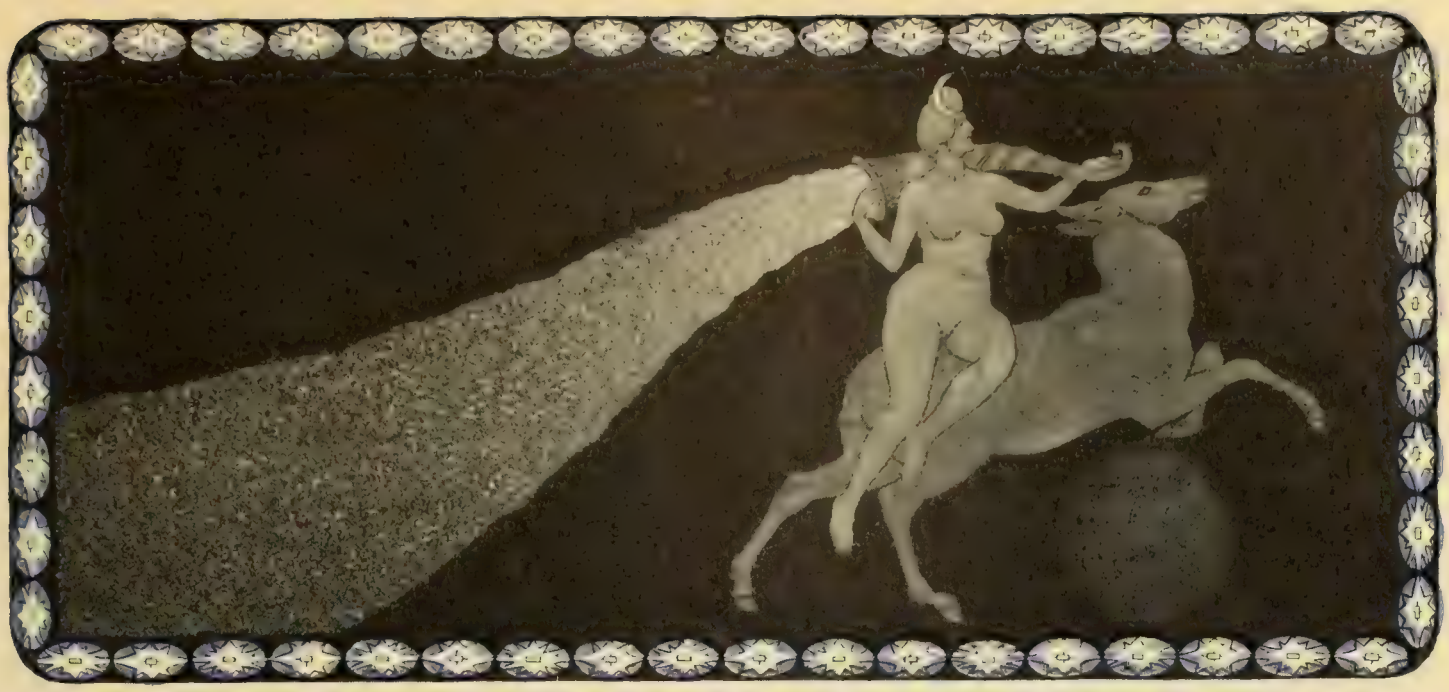
Christusbilder der Katakomben Roms (in der Katakombe des Petrus und Marcellinus, des Ponzianus und der Nunziatella) aus dem dritten bis sechsten Jahrhundert 624

Titelblatt nach einer Zeichnung von Franz Christophe.

Die Vorzeit der Erde

von

Johannes Walther
Universitäts-Prof. in Halle a. S.



Franz Christophe fec.

Einleitung.

Wenn wir in stiller Nacht unseren Blick zum Firmamente emporrichten, wo Tausende hellleuchtender Himmelslichter in wunderbaren Gruppen vereint ihre ruhige Bahn ziehen, dann wirkt der Anblick dieser einfachen, von ehernen Gesetzen beherrschten Sternenpracht so mächtig auf unsere Seele, daß uns ein Gefühl erhabener Ruhe beschleicht. So haben sinnende Dichter, ernste Weltweise und naive Naturvölker zum Himmel emporgeblickt und den ruhig harmonischen Einklang der Sphären in Gegensatz gestellt zu den wechselnden Empfindungen und der sorgenvollen Unruhe des Menschenherzens.

Der Naturforscher ist gewohnt, den Himmel mit anderen Augen zu betrachten und den Glanz seiner Sterne anders zu beurteilen. Jeder der fernen Lichtpunkte ist ihm eine wildbewegte Welt. In jagender Eile fliegt die gewaltige Feuerkugel durch den kalten Weltenraum; mit fernwirkender Anziehungskraft begabt, zieht sie eine Schar leuchtender oder dunkler Begleiter rastlos mit sich fort und sprüht in verschwenderischer Fülle Wärme und Lichtstrahlen nach allen Seiten aus. Der weiße, gelbe oder rötliche Glanz der Himmelslichter gibt ihm Aufschluß über stürmisch verlaufende Entwicklungsvorgänge im Weltensystem, und aus ihren seltsam abgeänderten Bewegungen erkennt er die Existenz dunkler Begleiter, die wie erblindete Augen zwischen den glänzenden Lichtern verteilt sind.

Wenn ein Belagerungsgeschütz sein Geschoß mit einer Geschwindigkeit von $^1/_2$ km in der Sekunde davonschleudert, so fliegen die Lichtstrahlen von jedem Stern mit einer Geschwindigkeit von 300000 km in der Sekunde — und diese unübersehbare Fülle von Bewegungen wirkt auf den naiven Menschen als erhabene Ruhe!

Da es nicht möglich ist, die wirklichen Entfernungen von einem Stern zum anderen in klare Vorstellungen zu bringen, weil alle diese Zahlen weit über das Maß menschlicher Begriffe hinausragen, hat man den Raum, den das Licht in einem Jahre durcheilt, als „Lichtjahr" bezeichnet und so ein Mittel gewonnen, um Raum und Zeit im Weltgebäude verständlich zu machen. Indem wir so geschult unser Auge nach dem Punkt am Himmelsgewölbe richten, um den sich unsere Sternenwelt zu drehen scheint, sehen wir als äußersten Lichtpunkt im Bild des kleinen Bären einen Stern 2. Größe, der dem wirklichen Himmelspol seit Jahrtausenden so nahe steht, daß man ihn als den „Polarstern" bezeichnet. Im Laufe der Zeiten hat er freilich seine Stellung zum Drehungspol beständig geändert; erst im Jahre 2100 wird er wirklich nahezu im Nordpol stehen. Aus kleineren Unregelmäßigkeiten in seinen Bewegungen hat man schließen können, daß er sich mit zwei dunklen Begleitern als sog. Doppelstern um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt bewegt. Er ist so fern von uns, daß sein Licht bis zu unserer Erde

56 Lichtjahre braucht; seit einem halben Jahrhundert könnte er erloschen sein, ohne daß wir es bemerkten.

Aber diese gewaltige Entfernung von 56 Lichtjahren, für die uns jede Vorstellungsmöglichkeit fehlt, muß uns klein erscheinen, wenn wir unseren Blick von dem Polarstern nach dem milchig schimmernden Sternenband lenken, das, zart geschwungen und an seinen Rändern verfließend, hier dichtgeschlossen, dort in mehrere Streifen zerlegt, um das ganze Firmament zieht. Die vergleichende Sternenkunde zeigt uns, daß die mit bloßem Auge kaum unterscheidbaren Lichtpunkte der Milchstraße so weit von uns entfernt sind, daß ihr Licht über 7000 Jahre unterwegs ist, ehe es auf unsere Erde trifft.

Neuere Untersuchungen von Scheiner haben gelehrt, daß unsere Sonne mit mehr als drei Millionen ähnlicher Geschwister (Fixsterne) zu einem einheitlichen Sternsystem gehört, das, von einem anderen System aus, das Bild eines Spiralnebels gewähren würde; ein gewaltiger linsenförmiger Sternhaufen, von innen nach außen an Zahl abnehmend, würde, von dort betrachtet, sich am Rande in unregelmäßige Zungen zerteilen, die wie die Flügel eines Schaufelrades umgebogen sind. Unsere Sonne befindet sich in der mittleren Region des Systems, und wenn wir nach deren Rande blicken, sehen wir also das dichtgehäufte, bald heller, bald dunkel erscheinende Band der Milchstraße, während die Fläche der Fixstern-Linse dem sternärmeren Gebiete rechts und links der Milchstraße entspricht.

Heller und größer, weil uns näherstehend, leuchtet aus dem Sternengewimmel der Milchstraße das Bild der Kassiopeja hervor. Auch die Kassiopeja erscheint in ihrer Gruppierung als ein Symbol wunderbarer Ruhe, und doch blitzte in ihr am 11. November 1572 ein neuer Stern auf, der mit hellerem Glanze als die Venus sogar am Tage sichtbar war, und dessen Schicksale Tycho de Brahe genau verfolgt hat. Noch im Februrr 1573 sandte die „Nova" als Stern 1. Größe weißglühendes Licht aus. Ihr Glanz verminderte sich, ihre Farbe wechselte in gelbweiß, gelb und orange. Im Jahre 1574 war sie nur noch ein Sternchen 6. Größe, dessen roter Schein langsam für das bloße Auge verschwand. Immermehr erlosch sein Schimmer, und nach kurzer Zeit war die Stelle des Himmels, wo er geleuchtet hatte, schwarz und leer.

Wir durchschreiten die Milchstraße und treffen auf das Sternbild der Andromeda, dessen zierlich gestaltete Lichtgruppe uns hier nicht näher interessieren würde, wenn nicht ein zarter Lichtnebel durch sie hindurchleuchtete, der wohl das merkwürdigste und lehrreichste Objekt am Himmelsgewölbe ist. Schon durch ein gutes Opernglas sehen wir die spiralige Anordnung heller und dunkler Streifen, die von einem helleuchtenden Kerne ausgehen. Bald erkennen wir auch die linsenförmige Lichtscheibe, auf die wir von der Seite heraufblicken; die Ähnlichkeit des hier perspektivisch verzerrten Bildes (s. S. 5) mit den oben beschriebenen Spiralnebeln ist klar und deutlich. Selbst das größte Fernrohr hat nicht vermocht, die Millionen von Fixsternen aufzulösen, welche den Andromedanebel bilden, und doch lehrt uns die Spektralanalyse seines Lichtes, daß er nicht aus glühenden Gasen, sondern aus glühenden Sternen zusammengesetzt ist. Tausende und aber Tausende von Sonnen, von Planeten und Trabanten umgeben, ziehen im System der Andromeda ihre gesetzmäßig geregelte Bahn. Ein Beobachter, der eines der kleineren erkalteten Sternchen bewohnte, würde allabendlich auch das Andromeda-Sternensystem als ein sternbesätes Firmament erblicken, durchzogen von einer lichteren Milchstraße; und durch die leuchtenden Sternenpunkte schimmerte ihm unser Fixsternsystem als ein ferner Spiralnebel, dessen drei Millionen Sonnen in einem zart schimmernden Spiralnebel verschwimmen, in welchem es unmöglich sein würde, irgend einen der erkalteten, dunklen Planeten zu sehen, welche, wie unsere Erde, um die fernen Sonnen ihre kleine Bahn beschreiben.

So gewinnen wir, indem wir uns im Geiste auf ein dunkles Sternchen des Andromedasystems versetzen, von diesem Standpunkt aus ein neues Raumbild für unsere Erde und die sich darauf abspielenden Geschicke des Menschengeschlechtes. Wir verlassen den geozentrischen Standpunkt, den eine vergangene Kulturperiode wissenschaftlich formuliert hatte, und lernen unsere eigene Welt und diejenigen Vorgänge, die man als „Weltgeschichte" zu bezeichnen pflegt, richtiger einschätzen.

Jahrtausendelang hat der kleine Mensch mit seinem stolzen Herzen geglaubt, daß die Sonne geschaffen sei, um seinen Arbeitstag zu erhellen, daß das ganze Fixsternsystem nur

Andromedanebel.
Nach Photographs of Stars, Star-clusters and Nebulae by Isaac Roberts.

cristiere, um den dunkeln Nachthimmel zu schmücken, daß neue Sterne am Himmel aufblitzen, um ihn vor Gefahren zu warnen, und daß die harmonischen Gesetze der Sternbewegungen seinem Herzen eine Augenweide, seinem Verstand ein lehrhaftes Beispiel sein sollen. Jetzt hat die Naturwissenschaft diesen zartgefärbten Schleier zerrissen, und wir erkennen, daß die Geschicke der Menschheit sich als eine winzig kleine Episode auf einem Hintergrund von weltenbewegenden und welterschütternden Vorgängen abspielen.

Die Astronomie lehrt uns die Welt richtig sehen; sie zeigt uns, daß die Erde ein kleines, dunkles Sternchen ist, an Masse verschwindend gegenüber dem großen Sonnenball und mit diesem wiederum eingeordnet in eine höhere dynamische Einheit; getrennt von den

nächsten Sternen durch ungeheure Räume und doch mit ihnen verbunden durch die Kräfte der Anziehung und die blitzschnell dahineilenden Wärme- und Lichtstrahlen.

In gewissem Sinne vertieft die Sternkunde zugleich mit dem Raum auch unser Zeitbild; denn wenn unser Auge neben helleren Sternen, von denen das Licht nur wenige Jahre bis zu uns braucht, kleinere Sterne beobachtet, deren Licht erst nach 100, 1000 oder 10 000 Jahren zu uns kommt, dann ändert sich auch unsere Vorstellung von den Zeiträumen.

Freilich kann der wissenschaftlich denkende Geist für die zeitlichen Abstände historischer Ereignisse nur dann den rechten Maßstab gewinnen, wenn er sich auch mit den Ergebnissen geologischer Forschung vertraut macht. Lange bevor Menschen auf der Erde erschienen und sich mit ihr im Laufe der Zeiten veränderten, hatte schon unsere Erde Veränderungen größten Stiles erfahren, und was man vom menschlichen Standpunkte die „Weltgeschichte" nennt, das sind nur die letzten Nachklänge von den Veränderungen, welche uns die unvergleichlich längere „Erdgeschichte" verstehen lehrt. Durch diese Erkenntnis hat sich das Denken des gebildeten Menschen frei gemacht von einem Dogma, das vor dreitausend Jahren im Orient entstand und mit der Bibel über die ganze Erde verbreitet worden war. Hat doch auch die moderne Bibelkritik und Altertumskunde gezeigt, daß der Pentateuch auf älteren assyrischen Berichten fußt.

Das alte Wunderland am Euphrat läßt uns Blicke tun in eine hohe Kultur, die dort vor 8000 Jahren blühte, und die doch nur den Abschluß jahrtausendlanger, noch älterer Kulturentwicklung bedeutet. Und so sind die Zeiten vorbei, wo auch gelehrte Menschen glaubten, daß unsere Erde im Jahre 3761 v. Chr. geschaffen worden sei.

Während so die historische Forschung immer entlegenere Perioden unserem Verständnis näher bringt, kommt sie in Berührung mit den letzten Phasen noch weiter zurückliegender, geologischer Vorgänge. Lange vor Babylons Kultur, während der Eiszeit, existierten schon Menschen, welche gesellig lebten, ihre Nahrung am Feuer zubereiteten und sich Waffen und Werkzeuge von bestimmten Formen bildeten.

Aber die Geologie läßt uns noch viel fernere Zeiten untersuchen. Wie die Blätter einer Chronik liegen die Erdschichten übereinander. Tiefe Taleinschnitte, wie der berühmte Colorado cañon in Arizona lassen die normale und horizontale Überlagerung der Schichten leicht verfolgen und erlauben, jede einzelne Bank genau zu messen. Wo bei bergbaulichen Unternehmungen und Brunnenbohrungen tiefe Bohrlöcher abgeteuft werden, da hat der Geologe ebenso bequeme Gelegenheit, die Aufeinanderfolge der Steinlagen mit der größten Sicherheit zu messen und zu untersuchen. Aber auch wo solche tiefe natürliche Talaufschlüsse oder künstliche Bohraufschlüsse fehlen, kann der Geologe sich leicht über die Schichtenfolge einer Gegend orientieren und Hunderte, ja Tausende von Metern der den Erdboden zusammensetzenden Gesteine studieren, ihren Versteinerungsgehalt sammeln und ihre Bildungsbedingungen untersuchen unter Anwendung einer Methode, deren Handhabung wenigstens im Prinzip sehr einfach ist: Wenn durch Schollenverschiebung in der Erdrinde die ursprünglich horizontal übereinander abgelagerten Gesteinstafeln schräg aufgerichtet oder gebogen worden sind, kann man ihre Überlagerung auch ohne Bohrlöcher prüfen indem man einfach die hervortretenden Schichtenköpfe, die jetzt nebeneinander liegen, überschreitet.

Ein Blick auf den Wildhauser Schafberg (s. S. 9) läßt erkennen, daß ein auf dem rechten Grasabhang des Berges angelegtes Bohrloch genau dieselben 300 Meter Schichten durchsinken würde, die man schrittweise zu Tage anstehend betrachten kann, wenn man vom Gipfel nach links über die Felsengrate hinwegschreitet. So findet das geübte Auge des Geologen selbst in einer scheinbar ebenen oder flachwelligen Landschaft Gelegenheit, den inneren Bau der Erdrinde bis in beträchtliche Tiefe genau zu untersuchen, selbst wenn keine tiefreichenden Bohrlöcher oder Taleinschnitte vorhanden sind. Jede einzelne Schicht können wir messen und die Überreste der einst auf ihr lebenden Organismen untersuchen. In lückenloser Reihe fügen sich die Profile aneinander, so daß uns ein Beobachtungsmaterial von 20—40 000 m Gestein zur Verfügung steht. Wo sich aber die geologischen Dokumente im Dämmerschein einer längst vergangenen Urzeit verlieren, da setzt die astrophysische Untersuchung ein und führt uns in jene ältesten Zeiten zurück, da sich der chaotische Weltenstoff zur Erdkugel zusammenfügte.

Damals sonderte sich aus dem mattschimmernden Nebelschleier unseres Sonnensystems, nicht

Cañon des Colorado in Arizona. Photogr. Aufnahme der U. S. Geol. Survey.

plötzlich wie der neue Stern in der Kassiopeja, vielmehr langsam an Lichtstärke wachsend, ein kleiner leuchtender Fleck heraus, anfangs wohl unregelmäßig gestaltet, dann schärfer sich abgrenzend und eine kleine Linse bildend, deren Umfang wahrscheinlich bis zur Mondbahn reichte.

Von diesem Augenblick ab gab es eine Erde im Sonnensystem, ein kleines, sein Sonderdasein führendes Sternchen, abhängig von der Sonne und in seinen Schicksalen wesentlich von dieser beeinflußt.

Tausende, ja Millionen ähnlicher kleiner Sternchen sind im Laufe der Äonen immer wieder entstanden. Immer neue werden in unserem Fixsternsystem geboren, von denen wir niemals Kunde erhalten. Indem sich die zarte Nebelmasse verdichtet, nimmt langsam ihre Eigenwärme zu, bis sie endlich als kleinstes, weißleuchtendes Lichtpünktchen aufblitzt. Aber die Kälte des umgebenden Weltenraumes verbraucht rasch die eben gebildete Wärme.

Das weiße Licht der meisten Sterne läßt auf Temperaturen von weit über 7000° schließen. Gelbe Sterne sind etwa 7000° heiß, rotes Licht deutet auf eine Temperatur von 3000°. Diese Stadien mag auch unsere Erde durchlaufen haben, indem sie immer mehr Eigenwärme an den Weltenraum verlor.

Wir wissen nicht, wie lange diese astrale Vorzeit der Erde gedauert hat. Bei der Kleinheit unseres Planeten ist es wahrscheinlich, daß er nur kurze Zeit eigene Lichtstrahlen aussandte. So kurz diese Periode aber auch war, so haben wir doch gutes Recht, sie zu trennen von den späteren Entwicklungsphasen, und so wollen wir zuerst die Erde als Stern, dann als Schauplatz des Lebens und endlich als Heimat unserer eigenen Geschlechter kurz betrachten.

1. Die Erde als Stern.

Unsere Erde ist ein kleiner Himmelskörper von wechselnder Masse und Gestalt, der sich um seine Achse dreht und gleichzeitig um den Mittelpunkt unseres Planetensystems in einer nahezu kreisförmigen Bahn bewegt. In dem großen Raum, dessen äußerste Grenze durch die Neptunbahn

bestimmt wird, ist die Masse so verteilt, daß etwa 324 400 Teile als Sonne im Mittelpunkt ruhen, während 433 Teile als Planeten darum kreisen. Einem dieser Teilchen würde unsere Erde entsprechen. Wollten wir sie in richtigem Verhältnis von Größe und Entfernung zur Sonne darstellen und dieser die Größe einer Kegelkugel geben, so würde unsere Erde in der Größe eines Hirsekornes in 14 m Abstand von der Sonne aufzustellen sein. Die Geschichte dieses kleinen Weltenstäubchens besteht aus zahlreichen, auf lange Millionen von Jahren verteilten Veränderungen. Dieselben vollzogen sich wahrscheinlich anfangs katastrophenartig in kürzeren Zeitabschnitten, und in gewissem Sinne können die kleinen vulkanischen Ausbrüche der Gegenwart als die letzten Nachklänge jener ältesten Katastrophen betrachtet werden.

Während in den Anfangsstadien die Änderung der Eigenwärme der Erde als wichtigste geologische Kraft angenommen werden muß, erkennen wir deutlich, daß die Veränderungen des Erdballes allmählich immer mehr in Abhängigkeit von den Wärme- und Lichtstrahlen der Sonne gekommen sind.

Obwohl keines Menschen Auge die ältesten Phasen der astralen Entwicklung der Erde belauschen konnte, so sehen wir doch am Himmelsgewölbe ähnliche Vorgänge überall mit leuchtender Schrift aufgezeichnet. Wir messen die Temperatur der Sterne und bestimmen die auf ihnen vorhandenen Elemente, wir vergleichen die Farbe des von ihnen ausgestrahlten Lichtes mit den Lichtstrahlen irdischer Wärmequellen und können leicht eine Reihe von Entwicklungsstadien aus den verschiedenartigen Eigenschaften der Himmelskörper erschließen.

Da sehen wir zuerst kosmische Nebel, aus schwachglühenden Gasen bestehend, in denen nur wenige Elemente erkennbar sind. Dann folgen Nebel mit Lichtkernen und endlich weißglühende, spindelförmige Gestirne, die sich in Feuerbälle von verschiedener Größe zerteilen. Immer zahlreicher werden die Fraunhoferschen Linien, immer deutlicher und größer die Zahl der gesonderten Elemente. Es ist die Periode der zunehmenden Temperatur, der Verdichtung und der Elementarsonderung, welche wir an solchen Himmelskörpern beobachten.

Durch feinsinnige Kombinationen hat Scheiner geschlossen, daß ein größerer Himmelskörper ziemlich lange auf dem weißglühenden Stadium verharrt. Seine Temperatur ist in dieser Zeit weit über 7000°. Es folgt nun die Zeit der Temperaturabnahme, und Hand in Hand damit geht die Sonderung der Elemente und Verbindungen nach Dichte und Schwere. Die leichteren Gase streben nach der Peripherie und bilden hier eine glühende Atmosphäre; die schwereren Massen sinken nach der Tiefe und sammeln sich im Kern. Dem Gesetz der allgemeinen Abkühlung sind sowohl die Sternensysteme wie die einzelnen Sterne unterworfen, und wenn es gelingt, im Andromedanebel vorwiegend gelbe Lichtstrahlen nachzuweisen, während unser Sternensystem bis zu den äußersten Grenzen der Milchstraße zur Hälfte aus weißglühenden Sonnen besteht, so muß man unser System als das jüngere betrachten. Aber schon $^3/_8$ der darin vereinten Sonnen senden gelbes Licht aus und sind damit in die Phase derjenigen Himmelskörper getreten, deren Temperatur nur noch 7000—5000° beträgt.

Da der Zentralkörper unseres Planetensystems zu den gelbleuchtenden Sonnen gehört, sind wir über deren physikalische Beschaffenheit ziemlich gut orientiert. Die Sonderung einer leichteren Atmosphäre von einem schwereren Kern ist deutlich erkennbar, glühende Feuergarben steigen auf und nieder, und die ersten Verdichtungen an der Oberfläche des glühenden Balles machen sich bemerkbar.

So gehen werdende Himmelskörper langsam aus dem gelbglühenden Stadium durch orangegelbe und rote Phasen in den nur noch dunkelrotglühenden Zustand hinüber, und Hand in Hand damit sinkt ihre Oberflächentemperatur auf 4000—2000°.

Mit gutem Recht müssen wir in der Entwicklung unserer Erde hier eine bedeutungsvolle Veränderung einordnen, deren Umstände durch die Forschungen von G. Darwin aufgeklärt sind. Denn als unsere Erde in der Sonderung der Stoffe so weit vorgeschritten war, daß ihre Oberflächenschicht noch ein spezifisches Gewicht von 3 besaß, verlor sie einen beträchtlichen Teil ihrer Masse, der jetzt als Mond seine Mutter umkreist. Darwin hat berechnet, daß die Erde damals noch linsenförmig war und sich mit einer Geschwindigkeit von etwa 4 Stunden (Tageslänge) um ihre Achse drehte. Auch läßt sich zeigen, daß die abgeschleuderten Randteile anfangs aus einem Schwarm großer und kleiner Stücke bestanden, die, dem Saturnring vergleichbar, die Erde umkreisten. Nach und nach vereinigten sie sich miteinander, und der immer größer werdende

Der Wildhauser Schafberg vom Nordabhang des Laniberg (Gräppelen-Alp).

Aus Dr. Alb. Heim: „Das Sentisgebirge".

Hauptmond nahm allmählich alle seine kleinen und kleinsten Brüder in sich auf. Noch jetzt erkennen wir an den seltsamen Ringbergen des Mondes (die man früher irrtümlich mit den irdischen Vulkanen verglichen hat) die beim Aufschlagen der kleinen Satelliten entstandenen Schußnarben.

Wenn ein Stern durch das glühende Stadium hindurchgegangen ist und seine Erstarrungskruste gebildet hat, dann verschwindet er aus dem Bereich der sichtbaren Himmelskörper, und doch kommt es gelegentlich vor, daß die tumultuarischen Bewegungen in seinem Kern die erkaltete Rinde durchbrechen und sich weißglühende Lavafluten aus der klaffenden Wunde ergießen. Dann bemerken wir das Aufblitzen eines neuen Sternes am Himmel. Aber wie Tycho an der Nova der Kassiopeja beobachtete, heilt die Wunde rasch zu, und nach wenigen Monaten oder Jahren ist das dunkle Stadium wieder erreicht. Ob auch unsere Erde solche Katastrophen erlebt hat, läßt sich nur vermuten, nicht belegen.

Aber eines läßt sich mit aller Entschiedenheit über die Astralvorzeit der Erde vom Nebelfleck bis zum dunklen Stern erklären: es fehlte ihm jegliches Leben. Noch war kein flüssiges Wasser auf der Erde, noch war ihre Oberflächentemperatur weit über 100 Grad, und wahrscheinlich sandte auch die Sonne noch nicht ihre Lichtstrahlen auf die Erde herab. Die Naturforschung aber lehrt uns, daß sich nur im Sonnenlicht Leben erzeugen und erhalten kann, daß alles organische Leben bei Temperaturen über 100 Grad vernichtet wird, und daß die lebendige Substanz eine Flüssigkeit ist, die nur bei Anwesenheit von Wasser existieren kann.

2. Die Erde als Schauplatz des Lebens.

Solange eine dünnere Erdkruste den glühenden vulkanischen Dämpfen den Durchtritt gestattete, wurde zwar die Temperatur der Erdoberfläche noch durch die Wärme des Erdkernes beeinflußt, aber, wie uns die Katastrophe von Martinique vor wenig Jahren gelehrt hat, sind die dabei hervorbrechenden Gase so giftig, daß sie die Bildung und Vermehrung des Lebens verhindern.

Langsam verdickte sich die Erstarrungskruste, und geologische Profile lehren, daß schon in der ältesten (algonkischen) Periode, welche die Geologen zu unterscheiden vermögen, die Erdrinde viel zu dick war, um eine Temperaturerhöhung der Erdoberfläche von unten her zu gestatten.

In der langen Reihe der seither verflossenen Jahrmillionen ist also das irdische Klima nicht mehr von der Erdwärme abhängig gewesen. Die weitverbreitete Vorstellung, als ob das feuchtwarme Klima früherer Erdperioden und die darauffolgende Eiszeit mit der allgemeinen Abkühlung unseres Planeten zusammenhänge, beruht auf einem Irrtum. Seit undenklichen Zeiten würde die Erdoberfläche mit blauen Eisdecken und lebenfeindlichen Schneefeldern bedeckt sein, wenn nicht die Sonne ihre lebenerweckenden und lebenerhaltenden Strahlen zu uns herabschickte.

Soweit geologische Dokumente zurückführen, erzählen sie uns von beständig wechselnden klimatischen Zuständen der Erdoberfläche, von Kälteperioden und heißen Wüsten, von feuchten Urwäldern und trockenen Steppenzeiten, und dieser ganze Wechsel war bedingt durch die Wärmestrahlen der Sonne, die Wärmeleitung unserer Atmosphäre und die jeweiligen geographischen Verhältnisse der Erdoberfläche. Jede Verminderung der Sonnenwärme mußte eine Abkühlung des irdischen Klimas, jede Veränderung im Gasgehalt der Atmosphäre eine Verschärfung oder Verminderung der klimatischen Gegensätze erzeugen. Wenn ein großer Kontinent unter den Fluten des Ozeans versank oder neues Land aus dessen Grunde auftauchte, verwandelte sich ein mildes Inselklima in ein Kontinentalklima mit heißen Sommern und kalten Wintern oder umgekehrt.

So liegt es nahe, auch die Anfänge des Lebens auf der Erde an die Licht- und Wärmestrahlen der Sonne anzuknüpfen, denn unsere Erde konnte nur Leben tragen, seitdem und solange die leuchtende Sonne ihr die Lebenskraft spendet.

Indem der Geologe von den jüngsten Ablagerungen der heutigen Meere und Flüsse, durch die Äonen der Erdgeschichte hindurchschreitend, eine lückenlose Reihe von 20—40000 m Gesteinen durchwandert, jede Schicht nach Lage und Beschaffenheit untersucht, die zahllosen Versteinerungen, die darin eingebettet sind, sammelt und sich aus Gesteinen und Versteinerungen ein klares Bild von den wechselnden Zuständen unseres Erdballs gestaltet, treten ihm einige Tatsachen mit völliger Sicherheit entgegen:

1. In den langen Millionen von Jahren, welche nötig waren, um diese mehr als 20000 m Gestein übereinanderzuschichten, ist das Leben auf der Erde niemals unterbrochen gewesen.

2. Nachweislich haben die größten vulkanischen Ausbruchsperioden oder ähnliche gewaltsame Umgestaltungen keinen direkten Einfluß auf die Lebewelt der Erde gehabt. Denn oft beobachten wir dieselben Tier- und Pflanzenarten sowohl unter wie über 500 m vulkanischem Gestein.

3. Es läßt sich aber als durchgängige Regel bezeichnen, daß im Laufe der geologischen Perioden alle Arten, Gattungen und Ordnungen der Tiere und Pflanzen sich bald rascher, bald langsamer gewandelt haben.

4. Besonders charakteristische Tier- und Pflanzenformen, die, wie nur einmal geprägte Schaumünzen, nur in einem kurzen Zeitabschnitt existierten, werden als Leitfossilien bezeichnet und spielen bei der Altersbestimmung der Erdschichten eine besonders wichtige Rolle.

5. Im Laufe der langen Erdperioden haben sich nicht allein beständig die Arten der Tiere und Pflanzen geändert, sondern es sind auch beständig kleinere und größere systematische Gruppen ausgestorben und neu entstanden.

Mit Hilfe der leitenden Versteinerungen hat man in tabellarischer Anordnung von oben nach unten folgende Zeitabschnitte in der Erdgeschichte unterscheiden gelernt:

Zeitalter	Formation	Wichtige Ereignisse in Mittel-Europa
IV. Neuzeit	12. Alluvium (Gegenwart)	Verbreitung der Menschenrassen. Ausbildung des heutigen Geländes.
	11. Diluvium (Schneezeit)	Auftreten des Urmenschen. Bedeckung von Nordeuropa mit Schnee- und Eisdecken, deren Ausdehnung mehrfach schwankt (interglazial).
	10. Tertiär: Pliozän	Fremdartige Tierwelt. Gemäßigtes Klima wie heute. Langsame Ausdehnung polarer Eisdecken.
	10. Tertiär: Miozän	Auftreten der Menschenaffen. Einwanderung derselben mit Elefanten, Rhinozeronten und Steppentieren aus Asien. Feuchtes Waldklima. Entstehung der Alpen und der deutschen Gebirge. Ausbruch vieler Vulkane.
	10. Tertiär: Oligozän	Tropisches Klima. Das Meer bedeckt Norddeutschland, an dessen Küsten sumpfige Moore (Braunkohle) entstehen.
	10. Tertiär: Eozän	Heißes Klima. Hügeliges Flachland ohne Gebirge. Auftreten der plazentalen Säugetiere; darunter die kleinen huftierartigen Uraffen.
III. Mittelzeit	9. Kreide	Meer mit schwankenden Grenzen. Ablagerung großer Sandmassen, im Norden mit Kreideschlamm abschließend. Reiche marine Tierwelt.
	8. Jura	Das Meer erobert Deutschland; nimmt an Tiefe und Reinheit des Wassers zu, ist reich besiedelt mit Meerestieren, von Korallenriffen bewachsen, deren Ränder als Atolle und Inseln hervortreten. Herrschaft der Reptilien (Krokodile, Seedrachen, Flugdrachen).
	7. Trias	Deutschland eine mit roten Dünen bedeckte Sandwüste; vereinzelte Oasen reich besiedelt. Wiederholte Vorstöße des Meeres, das endlich (Muschelkalk) Deutschland bedeckt, aber wieder verlandet und sumpfigen Niederungen Platz macht, auf denen unter Sagopalmen gewaltige Kriechtiere leben. Dazwischen seltene kleine Ursäuger.
II. Altzeit	6. Perm	Weitergehende Abtragung der Gebirge. Riesige Vulkane (Porphyr, Melaphyr). Dazwischen kleine Kohlensümpfe, fischreiche Seen und von großen Lurchtieren belebte Wälder. Kurzes Eindringen des Zechsteinmeeres, dessen Wasser durch ein Wüstenklima verdampft wird (Bildung der Salz- und Edelsalzlager).
	5. Karbon	Ablagerung mächtiger Massen von Schlamm (Dachschiefer) und Sand (Grauwacke). Auffaltung eines breiten Gebirges (mitteldeutsche Alpen), an dessen Fuß ausgedehnte Sümpfe, reich an Farngewächsen, Schachtelhalmen, Siegelbäumen, Schuppenbäumen, zur Bildung der Steinkohle Anlaß geben. Fischreiche Seen, kleine Lurchtiere, große Insekten.
	4. Devon	In Nordeuropa ausgedehnte Wüstenländer, in denen seltsame Panzerfische leben und die ältesten doppelatmenden Wirbeltiere auftreten. Nach Deutschland dringt das Meer. Ausbruch von Vulkanen (Grünstein). Bildung kalkiger Riffe. Ausfüllung des Meerbeckens. Hervortreten flacher Inseln.

Zeitalter	Formation	Wichtige Ereignisse in Europa.
I. Urzeit	3. Silur	Flaches Meer mit wechselndem Umriß, belebt von den ältesten Vertretern der heute noch lebenden Tierstämme.
	2. Kambrium	Meer mit den aussterbenden Geschlechtern der Urzeit. Seine Sedimente in Deutschland meist unkristallisiert und dadurch versteinerungsleer, in Böhmen, Schweden und England aber sehr versteinerungsreich.
	1. Algonkium	Meeresablagerungen schlecht erhalten, daher noch bis jetzt nur vereinzelte Reste von Organismen gefunden.
		Großer Kontinent in Nordeuropa, auf dem Sandsteine und Konglomerate in großer Mächtigkeit (über 4000 m) gebildet werden.
		Alle Gesteine durch spätere Umwandlung verändert zu kristallinischen Schiefern.

Jeden dieser Zeiträume, deren Dauer wir nur nach Millionen von Jahren schätzen können, während deren Hunderte und Tausende Meter Gestein gebildet worden sind, hat man in einzelne Stufen und Zonen gegliedert, deren Untersuchung und Beschreibung die Aufgabe der stratigraphischen Geologie ist.

Wenn so das ewig wechselnde Leben im Laufe langer Zeiträume ununterbrochen auf der Erde existierte, erscheint es von besonders hohem Interesse, die ältesten Formen desselben kennen zu lernen, die uns überliefert sind.

Betrachten wir von diesem Gesichtspunkte aus die reichen Faunen der kambrischen Periode, so sehen wir eine Lebewelt vor uns, die zwar durch einzelne Glieder mit der folgenden Silurfauna verknüpft ist, sich aber von dieser grundsätzlich unterscheidet. Mit Ausnahme zweier Muscheltierchen, deren Verwandte heute noch im flachen Meere leben, besteht die kambrische Fauna aus hochentwickelten Tierformen, die zum größten Teil vor Beginn oder während der Silurzeit ausstarben. Manche derselben sind so zahlreich und gut erhalten, daß man nicht nur die Anatomie ihrer Hartgebilde, sondern sogar ihre Entwicklung genau und sorgfältig studieren konnte. Da erkannte man, daß sie sich in jeder Hinsicht so wesentlich von den seit der Untersilurzeit bis zur Gegenwart lebenden Gruppen unterscheiden, daß es berechtigt erscheint, in ihnen die Vertreter einer ältesten Lebewelt zu erblicken, die schon im Kambrium und Silur ausstirbt. Verkümmerung der Augen und ähnliche Degenerationserscheinungen machen in manchen Fällen wahrscheinlich, daß ihr Tod durch Altersschwäche erfolgt ist, und da in den meist stark umgewandelten älteren algonkischen Ablagerungen noch Spuren derselben Fauna gefunden werden, betrachten wir die kambrische Tierwelt nicht als einen Anfang, sondern als das Ende noch älterer Lebewesen.

Erst mit dem Silur begegnet uns in ziemlicher Vollständigkeit die Lebewelt, welche seither ununterbrochen die Meere und Festländer der Erde besiedelt hat und jetzt noch bewohnt. Die urzeitlichen Formen sind größtenteils verschwunden, der altzeitliche Charakter deutlich, aber die verwandtschaftlichen Beziehungen zur mittel- und neuzeitlichen Lebewelt leicht zu erkennen. Noch ist das Leben auf das Meer beschränkt, große Festländer tragen den Charakter lebloser Urwüsten. Keine Pflanze hatte das Ufer erklommen, kein Vierfüßler drang in die lebenfeindlichen Sandwildnisse; kein Insekt, kein Flattertier belebte die Atmosphäre. Als älteste Vertreter des Wirbeltierstammes treffen wir seltsam gestaltete, extremitätenlose Fische mit festen Knochenpanzern.

In der folgenden Devonzeit vollzieht sich die so bedeutsame Besiedelung des Süßwassers, des Landes und der Luft. Gewalttätige Einwirkungen müssen es gewesen sein, welche Wassertiere zwangen, auf die Kiemenatmung zu verzichten und in besonderen Ausstülpungen des Darmsystems (Lungen) atmosphärischen Sauerstoff zu veratmen. Noch heute lebt im östlichen Australien ein Vertreter der doppelatmenden Fische (Ceratodus), der während der niederschlagsreicheren Zeit wie jeder andere Fisch im Wasser mit Kiemen atmet, in Perioden großer Dürre

aber, wie sie das wechselnde Wüstenklima mit sich bringt, sich durch Lungenatmung am Leben hält.

Das Auftreten der ältesten doppelatmenden Fische in den devonischen Urwüsten eines nordischen Landes legt die Vermutung nahe, daß die durch Flüsse aus dem Meere eingedrungenen Fische während furchtbarer Trockenperioden zum größten Teil zugrunde gingen, bis auf wenige auserwählte Formen, welche sich durch Luftatmung den neuen Bedingungen anpaßten.

In der nächstfolgenden Karbonperiode sind kleine und große Lurchtiere weit verbreitet (Stegocephalen), welche durch ihren Knochenbau mit den doppelatmenden Devonfischen eng verwandt, doch schon als wohlgebildete Vierfüßler überall das Festland bewohnten.

Daß ihnen dies möglich war, scheint mit einem anderen Vorgang zusammenzuhängen; denn während der Oberdevonzeit verwandelten sich ausgedehnte Meeresgebiete in inselreiche Niederungen und morastige Sumpfländer. Bei der darauffolgenden Entstehung hoher Kettengebirge süßten gewaltige Regenmengen die brackigen Sümpfe überall aus, so daß eine im Meere entstandene, im Brackwasser reich entwickelte Flora die Flüsse entlang weit in die Festländer hineindrang und bald große Flächen derselben besiedelte. In den sumpfigen Übergangsgebieten entstanden die Steinkohlen, welche dem viel später erst entstehenden Menschengeschlecht so wichtig werden sollten.

Obwohl es unmöglich ist, die Länge der Zeiträume nach Zahlen zu bestimmen, welche bis zum Auftreten des ersten vierfüßigen Landtieres verflossen waren, so gewährt uns doch die Mächtigkeit der bis dahin gebildeten Meeresabsätze, die man auf mehr als 10000 m veranschlagen muß, einen ungefähren Maßstab für die Dauer der urzeitlichen und altzeitlichen Entwicklung unseres Planeten.

Obwohl das Meer schon längst von bunten Algen und Tangen, von herrlichen Korallen und prächtigen Schaltieren, eleganten Seelilien, seltsamen Krebsen und abenteuerlich gestalteten Fischen erfüllt war, fehlte den alten Festländern alles Leben. Kahl und öde, von Steinfeldern, Sanddecken und Tonebenen überzogen, dehnten sich die alten Urwüsten. Jetzt drangen vom Ufergebiet der Meere, durch die Lagunen der Flüsse und deren Lauf entlang die Pflanzen kühn in das Festland hinein. Zwischen und auf ihnen fand eine Fülle von Insekten Nahrung, und damit konnte das Aufblühen der festländischen Wirbeltiere einsetzen, das in der Entstehung des Menschengeschlechts seine höchste Blüte erreichte.

In dichten Beständen hatten die Siegelbäume, Schuppenbäume, Schachtel- und Farnblattgewächse der Karbonzeit rasch die Erdoberfläche erobert. Begünstigt durch ein feuchtes, gleichmäßiges Klima verbreiteten sich ihre Sporen und Samen von Land zu Land.

Die Altzeit der Erde wurde durch eine Klimaperiode abgeschlossen, die sich dadurch auszeichnet, daß auf ausgedehnten Gebirgsländern in Südafrika, Australien und Ostindien ungeheure Mengen von Schnee fielen, die sich allmählich zu solcher Höhe anhäuften und zusammenpreßten, daß riesige Eisdecken darunter hervordrangen und weithin die Länder überschritten. Transvaal und Kapland, Dekhan und Bengalen, Tasmanien und Neu-Süd-Wales waren unter blauen Eispanzern begraben, die bis zum Meeresufer drangen und hier ihre Schmelzwasser mit der tierreichen Salzflut mischten. Eisberge lösten sich vom Ufer, schwammen weit ins Meer hinaus, erniedrigten seine Temperatur und änderten seinen Salzgehalt.

Um das Maß der klimatischen Kontraste voll zu machen, zeigen andere Regionen nahezu in derselben Zeit die Ausdehnung ungeheurer Wüsten. Ein Meer, das Deutschland überflutet hatte, wurde bis zur Trockne eingedampft, so daß die damals gebildeten Stein- und Kalisalzlager an volkswirtschaftlicher Bedeutung mit den Kohlenlagern der vorhergehenden Karbonzeit wetteifern.

Der große Weltwinter, dessen Spuren wir in den Randgebieten des indischen Ozeans überall erkennen, und die vernichtende Wirkung der darauf folgenden Wüstenbildung konnten nicht ohne Einfluß bleiben auf die Geschicke des irdischen Lebens. Es erscheint uns leicht verständlich, daß diese Klimaänderungen zwar nicht rasch und katastrophenartig, aber um so gründlicher die Lebewelt unseres Planeten verändern mußten. Die geologische Chronologie hat diesen Erscheinungen schon seit langen Jahren Rechnung getragen, indem sie mit der Permzeit das Altertum der Erde enden und mit der Triasperiode das Mittelalter der Erdentwicklung beginnen läßt. Dort sehen wir die Sterbestunde uralter Tier- und Pflanzengeschlechter, hier das Aufblühen einer neuen Flora und Fauna.

Im Meere lebten jetzt schwarmweise Ammoniten und Belemniten. Der Stamm der Reptilien blühte in ungeahnter Weise auf und spielte durch Mannigfaltigkeit der Lebensweise und Gestalt während der Mittelzeit dieselbe Rolle, die in der Neuzeit den Vögeln und Säugetieren zufällt. Fischsaurier und Seedrachen, Schildkröten und Seeschlangen von 18 m Länge fanden im Meere reiche Nahrung. Auf dem Lande bewegten sich kriechende, schreitende, springende und hüpfende Reptilien, von denen uns oft nur die Fährten erhalten sind, die in den seltneren Funden wohlerhaltener Skelette eine Ergänzung finden. Besonders Nordamerika scheint ein Schöpfungszentrum für wunderbare Reptilienformen gewesen zu sein. Hier lebten die gigantischen Dinosaurier, bald als plumpe Wasser- und Sumpftiere, bald als gepanzerte Ungeheuer oder muskelstarke Räuber. Pflanzenfresser von 25 m Länge, Raubtiergebisse mit fingerlangen Dolchzähnen deuten auf die Verschiedenartigkeit ihres Lebens.

In dichten Beständen überzogen Kräuter, Strauchwerk und Urwälder das Land. Nachdem die ältere Flora in dem Weltwinter fast überall zugrunde gegangen war, hatten sich höhere Pflanzengenossenschaften rasch entwickelt und weit verbreitet. Eine reiche Insektenwelt ist uns an manchen Lokalitäten wunderbar erhalten und läßt verstehen, warum jetzt auch die Eroberung der Luft durch flatternde Reptilien und durch die ältesten Zahnvögel rasche Fortschritte machte.

Um so merkwürdiger erscheint es, daß in den langen Zeiträumen der Trias, Jura und Kreideperiode das Geschlecht der Säugetiere, dem später eine so wichtige Rolle zu spielen beschieden war, nur geringe Fortschritte in seiner Entwicklung erkennen läßt. Einige kleine zahnbesetzte Kiefer und vereinzelte Zähnchen, die man in der Trias von Schwaben und England, im Jura von England und Amerika, an besonders günstigen Fundorten entdeckt hat, zeigen dem anatomisch geschulten Blick Einzelheiten genug, um Gestalt, Bau und Lebensweise der Ursäugetiere beurteilen zu können. Alle Reste deuten darauf hin, daß die Ursäuger maus- bis rattengroß waren, von Insekten oder Würmern lebten und nur wenige pflanzliche Nahrung bevorzugten. Ihre Haut dürfte, wie beim Igel, mit harten Stacheln und Borsten bedeckt gewesen sein; ihr Vorkommen in der Nähe des Meeresufers deutet vielleicht darauf hin, daß sie im Sand der Küstendünen ihre Baue anlegten. Ihre nahe Verwandtschaft mit den beiden eierlegenden Ursäugern, die jetzt noch in Australien leben, macht es wahrscheinlich, daß sie ihre Jungen noch in den Eihüllen zur Welt brachten. Bei den häufigen Überflutungen des Landes durch den Spiegel des Ozeans konnten sie wohl auf schwimmendem Treibholz immer wieder eine Küste erreichen und so die großen, geologischen Umgestaltungen der Erde während der langen Mittelzeit überdauern. Es entzieht sich unsrer Kenntnis, weshalb sie in der langen Zeit nur so wenige Fortschritte machten und bis zum Schluß der Kreideperiode zwischen den vielgestaltigen Reptilien eine bescheidene und unbedeutende Existenz führten. Sicher ist nur eins: daß sie in dieser Zeit einen fast unerschöpflichen Vorrat an Lebenskraft und Energie aufspeicherten, der sie befähigte, in dem Augenblick, wo mächtige Feinde zugrunde gingen, und sich neue günstige Lebensbedingungen über weite Strecken hinweg boten, mit raschem Schritt eine Entwicklungshöhe erstiegen, wie sie kein zweites Geschlecht auf der Erde je erreichte.

Wenn wir das Tempo und die Lebhaftigkeit der Umbildung und Neubildung organischer Formen auf unserem Planeten sorgsam betrachten, dann scheinen die Geschicke der Tiere des Meeres wie der Bewohner des Landes seit den ältesten Zeiten bis in die jüngsten Entwicklungsphasen der Rassen und Völker nicht mit dem gleichen, stetigen Gange einer Maschine oder eines Uhrwerkes zu erfolgen; vielmehr können wir lange Perioden kaum merklicher Umgestaltungen und kürzere Episoden rascher, energischer Fortschritte deutlich unterscheiden. Wohl sehen wir, daß alles dem Wechsel unterworfen ist, aber lange Perioden hindurch ändert sich nur wenig. Dann aber genügt oft ein kleiner Anstoß, um eine Fülle von Kausalreihen auszulösen, die in rascher Folge alles ändern, was lange Zeit nur geringen Schwankungen unterworfen war. Wir bezeichnen diese Periode intensiver Umgestaltung und Weiterentwicklung als die Anastrophe des Formenkreises und wollen nun das rasche Aufblühen des Stammes schildern, in den der Naturforscher unser eigenes Geschlecht einzureihen begründete Ursache hat.

Mitteleuropa zur Zeit des Oligozän.

Entworfen von Professor Johannes Walther, Halle.

3. Die Erde als Heimat des Menschen.

Wie die historischen Dokumente des Menschengeschlechtes immer zahlreicher und bestimmter werden, je mehr wir uns der Gegenwart nähern, so strömen auch dem Geologen, indem er durch Aeonen hindurch wandernd sich den letzten Perioden der Erdbildung nähert, seine in Stein gegrabenen Dokumente immer reichhaltiger und ausdrucksvoller zu. Immer schwieriger wird es, aus der Fülle der Einzelheiten das Grundlegende und Wesentliche herauszuheben und in dem mannigfaltigen Wechselspiel geographischer, klimatischer und biologischer Änderungen die Leitlinien der Entwicklung zu erkennen.

Eng verbunden mit den Ablagerungen der oberen Kreidezeit treten uns die Gesteine der ältesten Tertiärzeit entgegen. Oft ist es unmöglich, in den allmählichen Übergängen irgendeine Grenze aufzufinden, und doch endet mit der Kreide das Mittelalter der Erde — mit dem untersten Tertiär aber beginnt die neue Zeit, in der sich die Entstehung des Menschengeschlechtes vollzieht.

Vom äquatorialen Tropenland bis zu den Abhängen grönländischer Vulkane wuchsen immergrüne Gewächse; nirgends begegnen uns die Ablagerungen, wie sie am Rande von

Eisdecken und Gletschern entstehen, und auch die damals gebildeten Meeresablagerungen sind bis in hohe Breiten mit den Muscheln und Schnecken tropischer Meere erfüllt.

So fügen sich zahlreiche Tatsachen zu dem Bilde eines gleichmäßigen Klimas, das auf der ganzen Erde herrschte und allen beweglichen Tieren und Pflanzen gestattete, ihre Verbreitungsgebiete weit auszudehnen.

Während der Tertiärzeit beobachten wir nun eine langsame, aber immer deutlichere Herausbildung klimatischer Gegensätze. An den Polen häufen sich Schnee und Eismassen an. Kalte und warme Klimazonen sondern sich voneinander. Aber diese Vorgänge hängen, wie wir schon oben zeigten, nicht mit der allgemeinen Abkühlung der Erde zusammen; es können vielmehr nur Veränderungen der Sonnenwärme und der Wärmedurchlässigkeit unsrer Atmosphäre gewesen sein, welche die Polargebiete von dem heißen Tropenlande sonderten.

Die biologischen Folgen dieser Klimaänderung sind leicht zu überschauen. Denn an Stelle kosmopolitisch und regellos verbreiteter Pflanzen- und Tiergenossenschaften mußte jetzt eine Sonderung der Floren und Faunen nach Breitengraden eintreten.

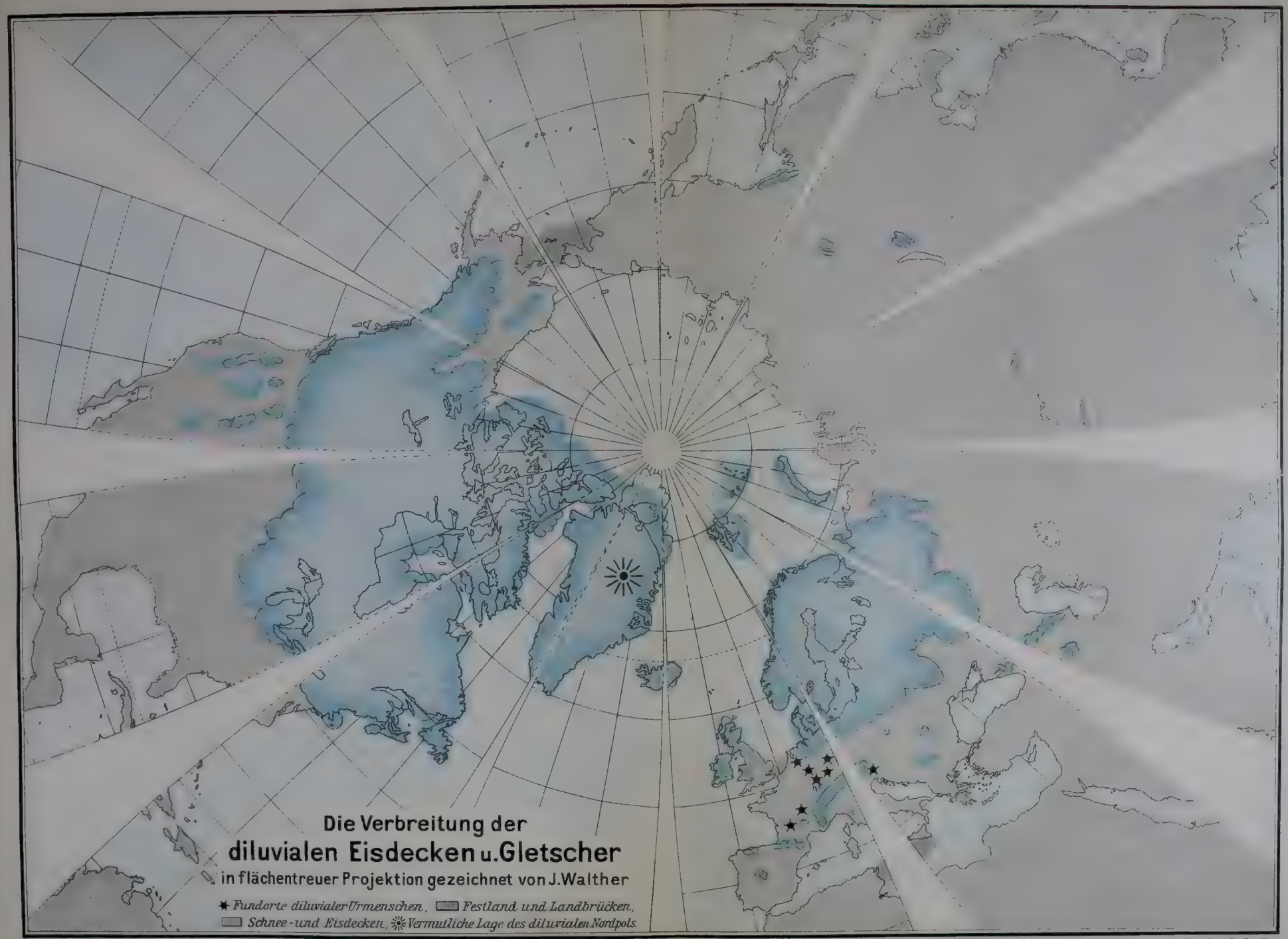
Das zweite, nicht minder wichtige Grundphänomen der Tertiärzeit ist die Entstehung großer, geschlossener Festländer. Ausgedehnte Senkungsvorgänge am Grunde des Ozeans ließen die Gewässer sich dort sammeln, und immer größere Flächen trockenen Landes stiegen aus den Fluten heraus.

Schon in früheren Perioden läßt sich ein großer Kontinent um den Nordpol (die Arktis) und eine ähnliche südpolare Ländermasse (die Antarktika) deutlich unterscheiden. Ein vielgestaltiges Meer trennte sie wie ein breiter Gürtel. Durch spätere Einbrüche hat sich Grönland von Labrador und Skandinavien, andrerseits Südafrika, Madagaskar, Australien und das südlichste Amerika von dem südpolaren Kern abgelöst. Aber bei Beginn der Tertiärperiode und noch ehe die Kältepole entstanden, dürfen wir mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß zwei große, geschlossene Ländermassen die Drehungspole der Erde umgaben. Auf ihnen lebte eine üppig entwickelte Pflanzenwelt, in welcher seit der mittleren Kreidezeit die Blütenpflanzen eine immer größere Rolle spielten. Mit den Gräsern, Kräutern und Waldbäumen hatte sich ein reiches Insektenleben entfaltet und besiedelte mit der Flora die sich vergrößernden Festländer. So waren alle Bedingungen gegeben für die vielgestaltige Entwicklung kleiner und großer Landtiere, welche in Anpassung an Steppe und Wiese, Heide und Buschwerk, Sumpf und Röhricht, Niederwald und Urwald neue Lebensgenossenschaften zu bilden vermochten.

Wie wir früher sahen, belebten kleine, eierlegende Ursäuger schon seit der Trias das Festland. Aber die gewaltige Schar hochentwickelter und sehr differenzierter Reptilien war zu verbreitet und zu mächtig, um jenen die Möglichkeit reicherer Entfaltung zu gewähren. Mit Schluß der Kreidezeit sinken die bis dahin herrschenden Geschlechter ins Grab. Ihre Riesenleiber wurden in den Erdschichten begraben, und nur verkümmerte Zweige erinnern noch an die alte Machtfülle. Auch die dauernde Eroberung der Luft war den Reptilien nicht beschieden. Das Prinzip einer zwischen dem verlängerten kleinen Finger und dem Oberschenkel ausgespannten Flughaut hatte sich nicht auf die Dauer bewährt. Mit den letzten Dinosauriern sterben die letzten Flugsaurier in der oberen Kreidezeit aus — ein reich bewachsenes, von Insekten belebtes Festland wartet der neuen Herren, und nun setzt jene beispiellos rasche, das Leben der ganzen Erde umgestaltende Entwicklung der Vögel und Säugetiere ein. Die durch widrige äußere Umstände so lange zurückgehaltene Gruppe der Ursäuger durcheilt in raschen Schritten neue Entwicklungswege und erlebt eine so mächtig aufstrebende Anastrophe, daß trotz aller lithologischen Übergänge zwischen Kreide und Eozän der Versteinerungsgehalt beider Formationen grundverschieden erscheint. Dort die letzten Nachkommen aussterbender Reptilien, hier die unendliche Fülle der neuentstandenen Säugetiere: Beuteltiere und Faultiere, Nagetiere und Insektenfresser, Huftiere und Raubtiere; Delphine und Fledermäuse, und mit diesen jetzt noch lebenden Gruppen verbreitet sich eine Anzahl ausgestorbener Geschlechter rasch über die Erde.

Deutlich läßt sich die südpolare Heimat der Beuteltiere, Faultiere, Toxodontien, Typotherien, Prototherien, sowie der Straußvögel und Pinguine erkennen, während die meisten übrigen Formen in der Arktis wurzeln und sich von hier langsam verbreiten.

Mitten zwischen der nördlichen Fauna der plazentalen Säugetiere treten uns im untersten Tertiär von Europa und Nordamerika auch die ältesten Primaten entgegen, die zwar noch als



Beilage zu „J. von Pflugk-Harttung, Weltgeschichte."

Verlag Ullstein & Co., Berlin.

mittelgroße omnivore Vierfüßler mit den Urhuftieren aufs engste verwandt sind, aber doch schon in ihrem Schädelbau die ersten Anlagen der späteren Herrentiere erkennen lassen.

Indem wir die räumliche Verbreitung der sich aus ihnen entwickelnden Halbaffen, Affen, Menschenaffen und Menschen ins Auge fassen, sehen wir, wie sich das Heimatsgebiet der letzteren immer mehr verengt. Die mittelzeitlichen Ursäuger bewohnten noch kosmopolitisch die ganze Erde. Die plazentalen Säugetiere finden wir nur auf der nördlichen Halbkugel, und auch die Reste der Urprimaten treten im Eozän von Eurasien und Nordamerika auf. Die weitere Entwicklung zu den Menschenaffen vollzieht sich aber nur diesseits des atlantischen Ozeans und gibt den Naturforschern recht, welche schon längst hervorgehoben haben, daß Eurasien die Wiege unseres Geschlechtes sei.

In der älteren Tertiärzeit war Europa und das südliche Asien ein verhältnismäßig ebenes Land. Gebirgszüge, die während der Karbonzeit entstanden waren, hatten Regen und Wind längst abgetragen und erniedrigt. Weder die deutschen Mittelgebirge noch die Alpen, weder der Apennin noch die Gebirge des Balkans, weder Hindukusch noch Himalaja hoben sich als höhere Bergländer über das weite Hügelland. Während der mittleren Tertiärzeit aber begann hier überall der Gebirgsbildungsprozeß zu wirken. Hohe alpine Faltenketten stiegen in schön geschwungenem Bogen empor, und an langen Bruchlinien verschoben sich die Schollen der Erdrinde. Wo sich vorher weite Ebenen, sumpfige Niederungen und trockene Steppenländer ausdehnten, hoben sich überall kleine und große Gebirgszüge heraus, steigerten und regulierten die Menge der Niederschläge und überzogen sich bald mit dichten Wäldern.

Es ist gewiß kein Zufall, daß wir die ältesten Reste der Menschenaffen gerade in dieser Zeit in Europa und Asien beobachten. Die Ausbildung der Extremitäten zur Greifhand, der aufrechte Gang und manche andre Eigentümlichkeit unserer tierischen Vorfahren lassen sich leicht durch das Leben auf den Bäumen des Waldes erklären. In der Miozän- und Pliozänperiode waren Menschenaffen über ganz Europa und Asien verbreitet; um so auffallender ist es, daß die reichen Knochenfundstellen Nordamerikas noch keine Spur derselben geliefert haben.

Das Auftreten von Feuersteinscherben mit deutlichen Gebrauchsspuren (Eolithen) in miozänen Schichten läßt darauf schließen, daß die tierischen Ahnen des Menschengeschlechts schon eine gewisse Intelligenz und Geschicklichkeit besaßen, und auch aus allgemeinen Gründen ist es wahrscheinlich, daß Hand in Hand mit der langsamen Entwicklung des Körpers auch die geistigen Fähigkeiten ganz allmählich zunahmen.

Wenn nun eine ununterbrochene Entwicklungsreihe vom rohen Uraffen durch Menschenaffen und Affenmenschen zu den höchsten Blüten geistiger Kultur hinüberleitet, müssen wir uns darüber klar werden, durch welche Charaktere wir den eigentlichen Menschen von seinen tierischen Vorfahren unterscheiden können. Da man wiederholt beobachtet hat, daß Affen Steine zum Aufschlagen von Nüssen benutzen, kann die Benutzung von rohen Steinwerkzeugen nicht als Unterscheidungsmerkmal dienen. Wohl aber vermag die alte, heilige Prometheussage uns einen Fingerzeig zu geben, was in den Zeiten einer ursprünglichen Kultur als das wesentliche Merkmal menschlicher Bildung gegolten hat. Kein einziges Tier und selbst keiner der noch lebenden Menschenaffen versteht Feuer zu machen oder zu erhalten. Dagegen kennen alle Menschenrassen diese Kunst. Das Feuer muß gehütet werden, am Feuer sammelt sich die Familie und die Horde; am Feuer werden eine schwer verdauliche Nahrung genießbar und leicht verderbliche Nahrungsmittel haltbar gemacht. Mit dem Feuer kann man den strengen Winter vertragen und bei seinem Scheine dunkle Schlupfwinkel und tiefe Höhlen bewohnen. Staunen und Bewunderung, Angst und Freude, stilles Behagen und Gesundung strömen uns aus der wärmenden und leuchtenden Flamme entgegen. So ist das Feuer aufs engste verknüpft mit der Empfindungswelt der tiefstehenden wie der höchsten Kultur.

Leicht sind die Spuren des Feuerbrandes geologisch wiederzuerkennen. Holzkohle und Asche, angebrannte Herdsteine und Knochen von Beutetieren können nicht durch Wasser zusammengetragen werden, bezeichnen vielmehr die Stelle, wo ein Feuer gepflegt worden ist.

Die Bedeutung des Feuers für die Entwicklung und das älteste Auftreten des Menschen gewinnt aber noch eine viel höhere Bedeutung, wenn wir die geologischen Umstände ins Auge fassen, unter denen sie zum erstenmal gefunden werden.

Die Ausbildung unsrer heutigen Klimazonen, ebenso wie des Umrisses der Ozeane und Kontinente war in der Pliozänzeit zum Abschluß gekommen. Am Fuße der Alpen und in Norddeutschland wuchs dieselbe Flora, welche wir auch jetzt nach der sogenannten Eiszeit daselbst beobachten. Zwar lebten Elefanten und Rhinozeronten, Riesenhirsche, Bären und Wölfe in Gegenden, wo sie seither völlig ausgestorben sind, aber im übrigen unterschied sich das vorciszeitliche Europa nur wenig von dem der Gegenwart. Da setzte eine eigentümliche klimatische Erscheinung ein, deren geographische und biologische Wirkung von der allergrößten Bedeutung auch für die Geschichte des Primatengeschlechtes werden sollte.

Es handelt sich nicht um eine allgemeine Abkühlung der Erde, nicht um eine unerklärbare Kältekatastrophe, sondern es begann in Skandinavien und Kanada ununterbrochen zu schneien, während große Gebiete von Nordasien von diesen Schneemengen frei blieben. Der gefallene Schnee aber taute nicht und wuchs zu immer höher werdenden Schneemassen an. Unter dem Druck der lastenden Schneemengen verwandelten sich seine tieferen Schichten in blaues Eis, und dieses drang als breiter, flüssiger Strom unter der Schneekalotte nach allen Seiten heraus. Eine Verlagerung des Poles um etwa 10 Grad gegen Spitzbergen würde es leicht erklären, warum nur Nordeuropa und Nordamerika, nicht aber Nordasien von Eisfeldern überzogen wurden. Eine gleichzeitige stärkere Fleckenbildung auf der Sonne macht es verständlich, warum das Abschmelzen von Eis und Schnee nur einen so geringen Betrag erreichte. Die lang andauernde Sonnenfleckenperiode erlitt mehrfache Schwankungen und Unterbrechungen. So kam es, daß während der großen, diluvialen Schneezeit mehrfach das Abschmelzen das Vorrücken der Eisdecken überwog. Von den verschiedenen, auf diese Weise sich einschaltenden Interglazialzeiten ist besonders eine bemerkenswert, die auf den größten Vorstoß des Eises folgte und den stärksten Rückzug der Gletscher bedingte.

Das von einer reichen Flora und Fauna besiedelte Europa wurde durch die von Skandinavien nach Süden vordringenden Eismassen unaufhaltsam entvölkert. Wälder und Wiesen, Moore und Heiden, die eine reiche Tierwelt ernährt hatten, schwanden vor den Eismassen dahin. Mehr als die Hälfte von Europa wurde völlig unbewohnbar, und so drängte sich ein Strom hungernder und frierender, kranker und ermatteter Tiere vor den Eisdecken her. Die heutige Ostsee existierte nicht, und auch über den Ärmelkanal führte eine gangbare Brücke.

Als aber die fliehende Fauna Norddeutschland und Belgien durchwandert hatte, stellte sich ihr ein neuer Feind entgegen. Unter dem Einfluß der nordischen Vergletscherung waren auch die Gletscher der Alpen gewachsen. Riesengebirge und Erzgebirge, Vogesen und Schwarzwald, sowie das französische Zentralplateau entsandten eben solche Gletscher wie die Karpaten und andre Hochländer des östlichen Europas. So blieb nur ein schmaler Raum eisfrei, und auf diesem von Schneestürmen durchtobten, in düstre, kalte Winternacht versunkenen Landstrich stauten sich die ermatteten Scharen der flüchtenden Tiere.

Hier ist es auch, wo wir die ältesten Spuren des feuerbenutzenden Menschen treffen. Bei Heidelberg, Düsseldorf und Weimar, in Belgien, Böhmen und Kroatien, neuerdings auch in Südfrankreich, hat man vereinzelte Knochenreste des Urmenschen gefunden, der aus Feuerstein primitive Werkzeuge zu bilden verstand, der die Kunst des Feuers kannte und von dem Fleisch der Elefanten, Nashörner, Bären, Hirsche und Rinder lebte. Von seinen rohen Sitten zeugt die Feuerstelle von Krapina in Kroatien, wo zahlreiche zertrümmerte und verkohlte Menschenschädel die Überreste der Kannibalenmahlzeiten sind.

Die ursächliche Verknüpfung der geschilderten Tatsachen ist ebenso naheliegend wie einfach: durch die wachsenden Eisdecken wurden die über Europa verstreuten, tierischen Vorfahren des Menschengeschlechts mit der gesamten übrigen Fauna auf dem eisfreien Gebiet zusammengedrängt, und niemals hat wohl der Kampf ums Dasein mit der anorganischen Natur wie mit den Leidensgefährten aus der diluvialen Tierwelt so erbitterte und furchtbare Formen angenommen wie auf diesem ältesten Schlachtfeld der Menschheit. Das Mittel aber, das den werdenden Menschen befähigte, aller Schwierigkeiten Herr zu werden und aus einer untergehenden Welt sich als Sieger zu erheben, war nicht das Steinwerkzeug, sondern der lodernde Feuerbrand.

Eines Künstlers Meisterhand hat das Titelblatt dieses Buches mit einem Bilde geschmückt, das wie ein wunderbares Rätsel wirkt: Auf sternenübersätem Hintergrund ein Menschenantlitz,

ernst und staunend in die Ferne blickend. Und das große Auge dieses Menschen leuchtet mächtiger als der flimmernde Schein der Himmelslichter. Wenn wir uns vertiefen in dieses widerspruchsvolle und doch so harmonische Bild, dann erkennen wir in ihm ein schönes, eindrucksvolles Symbol der beiden großen weltbeherrschenden Mächte:

Dort der weite, unendliche Himmelsraum, erfüllt mit den leuchtenden und dunklen Welten, deren fernes Licht uns nur ahnen läßt, was vor Jahrtausenden geschah und nach langen Äonen geschehen wird, — hier ein sinnendes Auge, das über das Sternensystem da draußen nachdenkt und die Fähigkeit besitzt, die Unendlichkeit einer Welt in den kleinsten Raum einzuschließen.

Dort draußen in weiter Ferne eine unübersehbare Zahl leuchtender Sonnen, gewaltige Kräftequellen von fast unerschöpflicher Macht, aber doch von ehernen Gesetzen beherrscht und durch die Kälte des Weltenraumes zu eisigem Tode bestimmt — hier ein schwaches Lebewesen, durch die bittere Not, durch die schwersten Schicksale zu höherer Entwicklung gedrängt, im Kampf mit der Natur gestählt und befähigt zu kühnen Taten in heiligem Wollen, mit dem lodernden Feuerbrand sich freimachend aus den Banden roher Tierheit, mit der kraftspendenden leuchtenden Flamme emporsteigend zu immer weiteren Höhen der Kultur und Macht über sich selbst und über die Natur.

Titelzeichnung zu Ullsteins Weltgeschichte von Franz von Stuck.
Original im Besitze der Verlagsbuchhandlung.

Titelblatt nach einer Zeichnung von Franz Christophe.

Entwicklungsgeschichte des Menschen

von

Dr. Ernst Haeckel

Universitäts-Professor a. D. in Jena.

Franz Christophe fcc.

1. Aufgabe der Geschichte.

Die erstaunlichen Fortschritte aller Wissenschaften im 19. Jahrhundert, und besonders in dessen zweiter Hälfte, haben die Stellung und die Aufgabe der einzelnen Wissenschaftszweige gewaltig verändert. Dieser großartige Fortschritt betrifft in hervorragendem Maße das umfangreiche Erkenntnisgebiet, das wir seit alter Zeit Geschichte (Historia) nennen, und das hergebrachterweise noch meist als Weltgeschichte (Historia universalis) bezeichnet wird. Je überraschender sich die einzelnen Zweige dieses weiten Wissensgebietes neuerdings entwickelt haben, desto weiter sind sie einerseits infolge der unvermeidlichen Arbeitsteilung auseinandergegangen und spezialisiert worden, andrerseits aber in engere Berührung mit anderen, früher weit abliegenden Wissenszweigen gelangt. Es muß daher unsere erste Aufgabe sein, uns den Begriff der sog. „Weltgeschichte" auf ihrem jetzigen Standpunkte klar zu machen und ihre Beziehungen zu den verwandten Wissenschaften zu erläutern.

Geschichte und Weltgeschichte. Da die alte Bezeichnung „Weltgeschichte oder Universalgeschichte" durch den allgemeinen Sprachgebrauch geheiligt und auch für unser populäres Geschichtswerk demgemäß in Anwendung gebracht ist, so müssen wir gleich von Anfang an darauf aufmerksam machen, daß sie nicht wörtlich, als „Geschichte des Weltganzen" (Universum) zu nehmen ist, sondern vielmehr in engerem Sinne als „Geschichte der Menschheit"; sie umfaßt das gesamte Gebiet der Völkergeschichte, Kulturgeschichte und Staatengeschichte, außerdem aber auch neuere Wissenschaftszweige, welche die ersteren in engste Berührung mit der Naturgeschichte bringen: so die moderne Urgeschichte, Vorgeschichte und Stammesgeschichte. Jene irreführende Bezeichnung rührt noch aus jener alten, jetzt überwundenen Anschauung her, wonach der Mensch sich in wesentlichen Gegensatz zur Natur stellte und seine eigene Geschichte als „Geisteswissenschaft" von der „Naturwissenschaft" getrennt wissen wollte. Diese unnatürliche Scheidung muß jetzt als überwunden gelten, seitdem wir die „Stellung des Menschen in der Natur" (— nicht außerhalb derselben —) klar begriffen und das große Welträtsel seines Ursprungs gelöst haben.

Geschichte und Naturgeschichte. Wie der Begriff der „Weltgeschichte" nach Umfang und Inhalt sich im Laufe des 19. Jahrhunderts wesentlich verändert hat, so gilt dasselbe auch für den alten Begriff der „Naturgeschichte", der jetzt mit dem ersteren in unlösbare Verbindung getreten ist. Noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts verstand man unter Naturgeschichte fast allgemein die beschreibende Systematik der Tiere und Pflanzen, die genaue Unterscheidung ihrer unzähligen Arten, ihrer Lebensweise und Verbreitung. Erst in der zweiten Hälfte desselben, nachdem Charles Darwin durch seine Reform der Entwicklungslehre der Biologie ein weit höheres Ziel gesteckt und ihre getrennten Zweige in die engste Verbindung gebracht hatte, fing man an zu begreifen, daß auch die Tiere und Pflanzen, ebenso wie die Menschen, eine wirkliche

„Geschichte" hinter sich haben, und daß ihr heutiger Zustand nur als das Ergebnis einer langen historischen Entwicklung verständlich und erklärt wird. Damit fiel für immer die unnatürliche Schranke, welche man zwischen der Geschichte der Menschheit und der Tierwelt aufgerichtet hatte.

Geschichte und Entwicklungsgeschichte. Der wichtigste allgemeine Fortschritt, der durch diese naturgemäße Verbindung der verschiedenen Geschichtszweige herbeigeführt wurde, bestand in der Erkenntnis und Anerkennung des allen gemeinsamen Grundgedankens der natürlichen Entwicklung — im Gegensatze zu der älteren Annahme einer übernatürlichen „Schöpfung" der Dinge. Zwar hatten einzelne hervorragende Denker schon vor mehr als 2000 Jahren den großartigen Gedanken einer natürlichen Entwicklung aller Dinge gefaßt, und später hatten auch einzelne bedeutende Naturforscher die unmittelbar zu beobachtende Erscheinung der Entwicklung zu ergründen gesucht. Allein ihre vereinzelten Bestrebungen blieben ohne allgemeine Anerkennung und Wirkung. Erst gegen Ende des 18. und im Beginne des 19. Jahrhunderts wurden größere Anläufe zu einer zusammenhängenden Entwicklungsgeschichte einzelner Erscheinungsgruppen unternommen. Laplace erklärte 1796 in seinem großartigen „Weltsystem" mathematisch die Bewegungserscheinungen der Weltkörper und durch die Nebularhypothese die Entstehung der Planetensysteme, deren „mechanischen Ursprung nach Newtonschen Grundsätzen" Kant schon 1755 in seiner „Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels" zu erklären versucht hatte. Charles Lyell erklärte 1830 in seinen „Prinzipien der Geologie" durch natürliche Entwicklung den ganzen Bau der Erdrinde und die Entstehung der Gebirge, nachdem schon vorher (1822) Karl von Hoff die „Geschichte der natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche" in demselben Sinne aufgefaßt und der von Werner 1785 begründeten Geognosie eine genetische Grundlage gegeben hatte. Gleichzeitig begründete (1828) Karl Ernst von Baer die Entwicklungsgeschichte der Tiere, indem er durch scharfsinnige „Beobachtung und Reflexion" die wunderbaren Vorgänge enthüllte, durch welche im Laufe von 21 Tagen aus einem einfachen Hühnerei der vollständige Vogel entsteht. Wenig später schuf Schleiden, der durch Begründung der Zellentheorie (zugleich mit Schwann, 1838) einen der größten Fortschritte der Biologie herbeigeführt hatte, die Entwicklungsgeschichte der Pflanzen. Alle diese bedeutenden Fortschritte der historischen Naturwissenschaft strebten einem und demselben großen Ziele zu, der gemeinsamen Erklärung des „Geschehens" durch Erkenntnis der Entwicklungsgesetze.

Geschichte und Stammesgeschichte. Ein ganz neues und unendlich fruchtbares Gebiet historischer Forschung wurde 1859 von Charles Darwin erschlossen. In seinem epochemachenden Werke „Über die Entstehung der Arten im Tier- und Pflanzen-Reich" brachte dieser große Naturforscher die 50 Jahre früher von Jean Lamarck begründete, aber fast vergessene Abstammungslehre (Deszendenztheorie) zu allgemeiner Geltung und gab ihr durch seine Zuchtwahllehre (Selektionstheorie) das noch fehlende kausale Fundament. Dadurch wurden die bis dahin geltenden mystischen Vorstellungen von einer übernatürlichen „Schöpfung" der einzelnen Organismenarten verdrängt und ihre Entstehung durch natürliche Entwicklung erklärt, durch allmähliche Umbildung verknüpft mit Abstammung, durch die Wechselwirkung der Vererbung und Anpassung im „Kampfe ums Dasein". Zugleich wurde damit der systematischen Zoologie und Botanik eine historische Aufgabe gestellt: der Aufbau des „Natürlichen Systems" der Organismen auf Grund ihrer wirklichen Stammverwandtschaft. Den ersten Versuch zur Lösung dieser Aufgabe unternahm 1866 Ernst Haeckel, indem er in seiner „Generellen Morphologie der Organismen" deren Entwicklungsgeschichte in zwei verschiedene Zweige teilte: die individuelle und die phyletische Geschichte. Die Ontogenie oder Keimesgeschichte beobachtet direkt die Entstehung und Verwandlung der organischen Individuen (Embryologie und Metamorphosenlehre). Dagegen untersucht die Phylogenie oder Stammesgeschichte den Formenwechsel der ganzen Ahnenreihe, welche die Vorfahren der jetzt lebenden Organismen seit Beginn des organischen Lebens auf der Erde durchlaufen haben; sie sucht also die Stammbäume der einzelnen Arten genealogisch zu ermitteln, wobei sie sich in erster Linie auf die greifbaren Urkunden der Paläontologie stützt; denn deren Objekte, die Petrefakten oder Versteinerungen, sind ja die realen Überreste der ausgestorbenen Vorfahren. Die Lücken, welche durch die Unvollständigkeit dieser fossilen Urkunden bedingt sind, werden in glücklicher Weise ergänzt durch die Ergebnisse der vergleichenden Anatomie und Ontogenie; denn die letztere ist — dem biogenetischen Grundgesetze zufolge — eine abgekürzte Wieder-

holung der Phylogenie; — „die Keimesgeschichte ist ein Auszug der Stammesgeschichte". Wie weit es möglich ist, auf diesem Wege die Stammverwandtschaft der organischen Formen wirklich annähernd zu ergründen, hat Ernst Haeckel später eingehend in seiner „Systematischen Phylogenie" (1894) gezeigt; einen populären Auszug derselben enthält seine „Natürliche Schöpfungsgeschichte".

Geschichte und Anthropogenie. Unter den zahlreichen bedeutenden Folgerungen, die sich aus Darwins Entwicklungslehre ergaben, war die weitaus wichtigste die Lösung der dunkeln Frage vom Ursprung des Menschen. Daß der Mensch hinsichtlich seiner körperlichen Organisation ein echtes Säugetier ist, und daß er zusammen mit den nächstverwandten Affen in deren höchst entwickelte Gruppe gestellt werden muß, die Herrentiere (Primates), das hatte schon Linné (1735) in seinem grundlegenden „Systema Naturae" erkannt. Als dann später (1801) Lamarck die natürliche Hauptgruppe der Wirbeltiere aufstellte und den Menschen in dieser Gruppe an die Spitze der Säugetiere erhob, hatte er nicht gezögert, diese Verwandtschaft auch historisch zu deuten und zum ersten Male mit Bestimmtheit „die Abstammung des Menschen vom Affen" zu behaupten (1809). Aber erst 1863 zeigte Thomas Hurley in seiner Schrift über „die Stellung des Menschen in der Natur", daß nunmehr diese Hypothese wissenschaftlich zu begründen und daß damit die „Frage aller Fragen" gelöst sei. Darwin ging darauf (1871) in seinem Werke über „den Ursprung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl" näher auf die Ursachen dieses wichtigsten historischen Ereignisses ein. Die weiteren Fragen, welche anderen Tierformen als ältere Vorfahren der Herrentiere zu betrachten seien, hat sodann (1874) Ernst Haeckel in seiner Anthropogenie zu beantworten gesucht. Der erste Band dieses Werkes behandelt die Keimesgeschichte, der zweite die Stammesgeschichte des Menschen.

2. Geschichte und Urgeschichte.

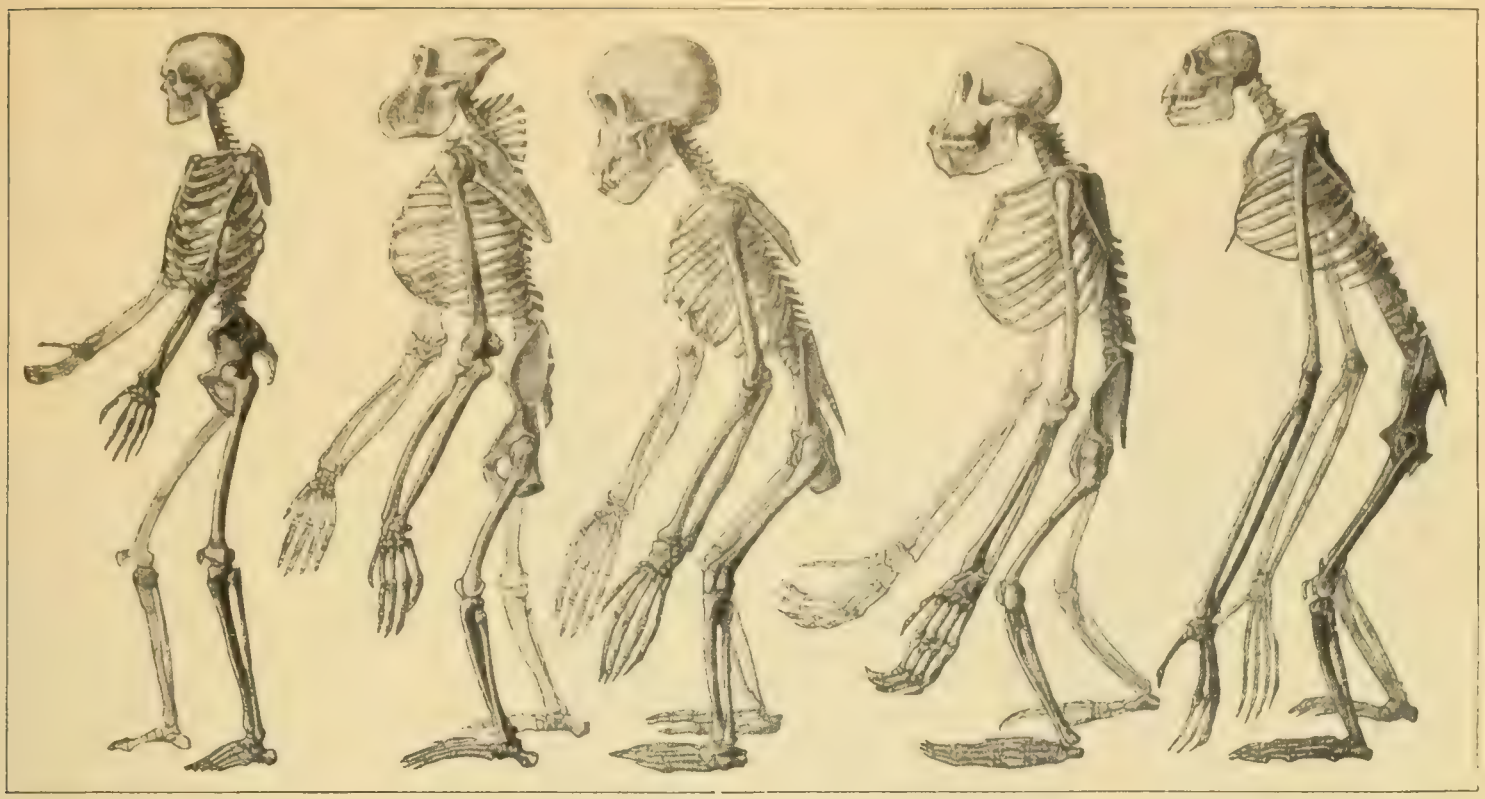
Durch die klare Erkenntnis der Abstammung des Menschen von einer Reihe Primaten wurde ein neuer Zweig historischer Forschung begründet, der ganz auf dem Boden der modernen Tierkunde, der vergleichenden Zoologie seine Wurzel hatte. Diese Herrentiergeschichte (Primatogenie) schien durch eine tiefe Kluft von der Geschichte der Menschheit geschieden, wie sie bis dahin allgemein als „Weltgeschichte" betrachtet worden war. Aber diese Kluft wurde bald vollständig ausgefüllt durch einen anderen modernen Zweig der historischen Forschung, der ebenfalls erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur Geltung gelangte, die „Urgeschichte" oder Prähistorie. Während die „Weltgeschichte" im engeren Sinne sich ausschließlich mit den Kulturvölkern beschäftigt hatte (— bald mehr als politische Staatengeschichte, bald mehr als eigentliche Kulturgeschichte —) lenkten die großen Fortschritte der modernen Anthropologie und Ethnographie die intensive Aufmerksamkeit auf die Geschichte der Wilden oder Naturvölker. Die primitiven Zustände ihrer körperlichen und geistigen Organisation, ihrer Sitten und Lebensweise ergaben auffällige Übereinstimmung mit den Urzuständen der vorgeschichtlichen Menschen, d. h. jener längst ausgestorbenen Rassen, die uns durch die Entdeckung der Pfahlbauten, der primitiven Werkzeuge und Waffen der Steinzeit, Bronzezeit, Eisenzeit usw. zugänglich wurden. Es ergab sich, daß während langer Zeiträume vor dem Auftreten des Kulturmenschen die Erde von rohen Naturmenschen bevölkert war, die noch unter der Bildungsstufe der niedrigsten, heute übrig gebliebenen Wilden (den Weddas, Australnegern usw.) standen. Die Forschungen von Lubbock (1874) und Mortillet (1882), sowie von vielen Prähistorikern setzten im Laufe der letzten 30 Jahre die Tatsache außer Zweifel, daß diese prähistorischen Urmenschen eine lange Vorgeschichte durchlaufen hatten, ehe sie sich zu den ältesten Stufen der Barbaren und später der Kulturmenschen entwickelten; zugleich ergab sich, daß die Zeitdauer jenes vorgeschichtlichen Zeitalters (bald auf hunderttausend Jahre, bald auf das doppelte oder vielfache geschätzt) jedenfalls viel länger war, als diejenige der Kulturgeschichte, die früher nur auf 5—6, später auf 8—9 Jahrtausende geschätzt wurde. Die vergleichende Anatomie der Skelette (und besonders des Schädels) der ältesten Urmenschen lehrte, daß sie einer niederen Art unseres Geschlechtes angehörten, und daß sie die verbindende Brücke zu den älteren Affenmenschen (Pithekanthropen) bildeten, die sich unmittelbar an die Menschenaffen anschließen.

Sonach ergibt sich folgende Übersicht über die Hauptgebiete der Weltgeschichte:

1. Weltgeschichte (Universalhistorie) im eigentlichen Sinne des Worts: Wissenschaft vom Werden und Vergehen im Weltall;
   Entwicklungsgeschichte des Weltalls (oder historische Kosmologie). Kosmogenie (im Zusammenhang mit Astronomie und Kosmophysik).
2. Erdgeschichte (Geogenie), geologische Historie. Wissenschaft vom Werden und Vergehen des Erdkörpers; Bildung der Kontinente und Meere, der Gebirge und Gesteine;
   Entwicklungsgeschichte der Erde (oder historische Geologie).
3. Lebensgeschichte (im weitesten Sinne), Biogenie. Wissenschaft vom Werden und Vergehen der organischen Lebensformen auf der Erde;
   Entwicklungsgeschichte der Organismen (oder historische Biologie). (Protisten, Pflanzen, Tiere, Menschen.)
4. Stammesgeschichte (Phylogenie). Wissenschaft vom Werden und Vergehen der einzelnen Lebensformen oder Arten;
   Entwicklungsgeschichte der organischen Stämme (Phyla) und der Arten (Species), aus denen sie sich zusammensetzen. — Historische Systematik (Deszendenztheorie verbunden mit Paläontologie).
5. Keimesgeschichte (Ontogenie). Wissenschaft vom Werden und Vergehen der lebendigen Einzelwesen;
   Entwicklungsgeschichte der Individuen oder Einzelwesen (Zellen, Personen, Stöcke). Nach dem biogenetischen Grundgesetze ist die Keimesgeschichte eine gedrängte, durch Vererbung und Anpassung bedingte Wiederholung der Stammesgeschichte. (Die Ontogenie ist eine Rekapitulation der Phylogenie). Embryologie und Metamorphologie.
6. Menschengeschichte (Anthropogenie). Wissenschaft vom Werden und Vergehen des menschlichen Organismus;
   Entwicklungsgeschichte des Menschen im weitesten Sinne. (Ontogenie und Phylogenie.) Da der Mensch zur Klasse der Säugetiere (Mammalia) und diese zum Stamme der Wirbeltiere (Vertebrata) gehört, auch seine Entwicklung nach denselben Gesetzen verläuft, ist die Anthropogenie nur ein Zweig der Wirbeltier-Geschichte.
7. Urgeschichte (Prähistorie). Wissenschaft vom Werden und Vergehen der ältesten Menschenarten (Urmenschen oder Protanthropen, vor dem Beginn der Kultur, im weitesten Sinne);
   Entwicklungsgeschichte der Naturmenschen (der ältesten Rassen des Menschengeschlechts und der modernen „Wilden").
8. Kulturgeschichte (und politische Historie). Wissenschaft vom Werden und Vergehen der menschlichen Kultur. (Im weitesten Sinne.)
   Entwicklungsgeschichte der Kulturmenschen, ihrer Sitten und Anpassungen, ihres geistigen Lebens und sozialen Wirkens.

3. Ursprung des Menschen.

Die Frage von der Entstehung des Menschen ist der Schlüssel zur Erkenntnis seines wahren Wesens; mit vollem Recht hat sie Hurley 1863 als die „Frage aller Fragen" bezeichnet. Die vernunftgemäße und wissenschaftliche Beantwortung dieser Frage kann allein die Entwicklungslehre geben. Im Gegensatz dazu suchten fast alle Geschichtswerke älterer und neuerer Zeit die Antwort durch Schöpfungssagen zu geben, und diese schlossen sich meistens an die Glaubenslehre der herrschenden Religion an. So blieb in der europäischen Kulturwelt die semitische Schöpfungssage vorherrschend, wie sie im ersten Buche Mosis dargestellt ist. Selbst noch in vielen modernen Weltgeschichten bildet den Anfang ein Auszug aus den ersten Kapiteln der mosaischen Schöpfungsgeschichte. Die kritische und voraussetzungslose Wissenschaft hat uns jetzt



Mensch (homo) Gorilla (gorilla) Schimpanse (anthropithecus) Orang (satyrus) Gibbon (hylobates)

Die Skelette von fünf Menschenaffen (Anthropomorpha).

Nach Ernst Haeckel: Der Kampf um den Entwicklungs-Gedanken. 1905. Verlag von Georg Reimer, Berlin.

überzeugt, daß diese übernatürlichen Schöpfungssagen, ebenso wie viele ähnliche Mythen älterer und neuerer Zeit, ganz dem Gebiete der Dichtung angehören. Unsere moderne Entwicklungslehre hat an die Stelle dieser poetischen Phantasiegebilde die Stammesgeschichte oder Phylogenie gesetzt. Ihr wichtigster Satz, die vielumstrittene „Abstammung des Menschen vom Affen", ist ein spezielles Deduktionsgesetz, das sich mit logischer Notwendigkeit aus dem generellen Induktionsgesetz der Deszendenztheorie ergibt. Wir haben daher zunächst die Quellen und Urkunden zu prüfen, auf welche sich die Stammesgeschichte und ihre Anwendung auf den Menschen gründet: die morphologischen Zeugnisse der vergleichenden Anatomie und Ontogenie, die historischen Beweismittel der Paläontologie und der Urgeschichte, die physiologischen Dokumente der Blutsverwandtschaft und der Psychologie.

Anatomische Urkunden. Körperbau des Menschen. Die vergleichende Anatomie unterscheidet im Körperbau der Tiere eine geringe Anzahl von Hauptgruppen oder Typen, die durch die besondere Lagerung und Anordnung der wichtigsten Körperteile charakterisiert sind, und auf die sich alle die unzähligen Tierformen — als Variationen eines Themas — zurückführen lassen. Cuvier, der Begründer der vergleichenden Anatomie, unterschied zunächst vier solche Hauptzweige des Tierreiches (1812); später wurde ihre Zahl auf das Doppelte und Dreifache erhöht. Ein einziger von diesen Typen ist der Zweig der Wirbeltiere (Vertebrata); er ist so auffällig von allen anderen verschieden, daß wir bei keiner einzigen Tierform in Zweifel sein können, ob sie zu den Wirbeltieren oder zu den Wirbellosen gehört. Bei sämtlichen Vertebraten, von den niedrigsten Schädellosen und Fischen aufwärts bis zum Menschen, ist die Lagerung der Organe und die Zusammensetzung des Körpers aus denselben gleich. Aber der Grad ihrer Ausbildung ist vielfach abgestuft und gestattet uns sechs bis acht sehr verschiedene Klassen zu unterscheiden. Die oberste und vollkommenste von diesen ist die Klasse der Säugetiere (Mammalia). Die Stellung des Menschen innerhalb dieser höchststehenden Klasse wurde schon von Linné dahin bestimmt, daß die höchst entwickelte Ordnung der Herrentiere (Primaten) sowohl den Menschen und die Menschenaffen umfaßt, als auch die übrigen Affen und die Halbaffen. Die sorgfältigste Vergleichung aller einzelnen Organe derselben führte schon Hurley (1863) zu dem wichtigen Pithekometra-Satze: „Die anatomischen Unterschiede zwischen den Menschen und den nächstverwandten Menschenaffen (Anthropoiden) — Gorilla, Schimpanse, Orang, Gibbon — sind geringer, als die

entsprechenden Unterschiede zwischen diesen Menschenaffen und den niedrigsten Affen". Um sich von der Wahrheit dieses fundamentalen, für alle einzelnen Organe gültigen Satzes zu überzeugen, genügt es, die Knochengerüste zu vergleichen. Dieselben 200 Knochen, in der gleichen Anordnung und Verbindung, setzen das Skelett der Menschen und der Menschenaffen zusammen; dieselben 300 Muskeln dienen zu ihrer Bewegung. Die vorhandenen Unterschiede in Form und Größe der einzelnen Teile erklären sich durch Anpassung an verschiedene Lebensweise, während die Übereinstimmung des ganzen Baues sich nur durch Abstammung von einer gemeinsamen Stammform, durch Vererbung von einem ausgestorbenen „Urherrentier" (Archiprimas) erklären läßt.

Embryologische Urkunden. Keimesgeschichte des Menschen. Nicht allein im gröberen und feineren Körperbau, sondern auch in der Entwicklung desselben aus der befruchteten Eizelle stimmt der Mensch mit den Menschenaffen vollkommen überein. Da nun nach dem biogenetischen Grundgesetze die Keimesgeschichte (Ontogenie) einen Auszug oder eine Rekapitulation der Stammesgeschichte (Phylogenie) darstellt, so dürfen wir allein schon aus dieser fundamentalen Tatsache auf die gemeinsame Abstammung aller dieser höheren Herrentiere von einer Reihe niederer Primaten und weiterhin von älteren Säugetieren schließen. Aber auch die einzelnen Hauptstufen der ontogenetischen Bildung, die der Menschenkeim nacheinander innerhalb des Mutterleibes durchläuft, gestatten weitreichende phylogenetische Schlüsse auf die langen Reihen seiner tierischen Ahnen. Die Tatsache, daß jeder einzelne Mensch aus einer einfachen Eizelle entsteht — einer kernhaltigen Plasmakugel von 0,2 mm Durchmesser — beweist, daß auch die ältesten Vorfahren des Menschen (wie aller anderen Tiere) einzellige Organismen waren. Die Kiemenspalten an den Halsseiten des menschlichen Embryos lehren, daß wir von wasseratmenden Fischen abstammen. Selbst noch in einem späteren Stadium der Keimbildung, wo bereits die fünf Hirnblasen und die drei höheren Sinnesorgane (Nase, Auge, Gehörbläschen) und zwei Paar flossenförmige Gliedmassen an dem großen Kopfe des geschwänzten Embryos angelegt sind, ist die Übereinstimmung im embryonalen Körperbau des Menschen und aller Amniontiere (Säugetiere, Vögel, Reptilien) so vollkommen, daß man sie kaum unterscheiden kann.

Fossile Urkunden. Paläontologie des Menschen. Wenn man vom strengen Standpunkte der kritischen Geschichtsforschung in der Ursprungsfrage des Menschen das größte Gewicht auf materielle handgreifliche Urkunden seiner Abstammung legt, so stehen allen anderen Quellen die versteinerten Reste seiner ausgestorbenen Vorfahren voran. Denn die fossilen Reste der prähistorischen Urmenschen und Affenmenschen, weiterhin die Petrefakten von älteren und niederen Herrentieren legen unmittelbar das handgreifliche Zeugnis für ihre Stammesgeschichte in der Tertiärzeit ab. Wenn wir aber von diesen weiter rückwärts gehen in die Sekundärzeit und die noch ältere Primärzeit, so liefert uns die historische Reihenfolge der Wirbeltierklassen, völlig entsprechend der Stufenleiter ihrer historischen Entwicklung, unmittelbar die fossilen Denkmäler, die von den Hauptstufen in der Stammesgeschichte der Vertebraten — und also auch von der älteren Vorfahren-Kette des Menschen — sicheres Zeugnis ablegen. Daß diese paläontologische Urkunde aus bekannten Gründen höchst lückenhaft ist, vermindert nicht den unschätzbaren Wert ihrer positiven Daten.

Physiologische Urkunden. Blutsverwandtschaft des Menschen. Während bisher vorzugsweise die angeführten drei morphologischen Urkunden, die Paläontologie, die Anatomie und die Ontogenie, zur Ergründung der menschlichen Stammesgeschichte benutzt wurden, hat uns neuerdings in ganz unerwarteter Weise auch die vergleichende und experimentelle Physiologie eine Urkunde von höchstem Werte geschenkt. Durch die bedeutungsvollen Versuche von Hans Friedenthal (1901) wurde nachgewiesen, daß das Blut des Menschen bei der Mischung mit dem Blute niederer Affen giftig auf dasselbe einwirkt; das Serum des ersteren zerstört die Blutzellen des letzteren (und umgekehrt). Das ist aber nicht der Fall, wenn man Blut von Menschen und Menschenaffen mischt; beide vertragen sich gut miteinander. Da wir nun schon früher aus anderen Versuchen wußten, daß die Mischung von zwei verschiedenen Blutarten nur bei nahe verwandten Tieren einer Familie ohne Nachteil möglich ist, so ergibt sich daraus unmittelbar die enge Blutsverwandtschaft des Menschen mit den Menschenaffen, der Ursprung des

ersteren aus einer älteren Stammform der letzteren. In überraschender Weise bestätigt hier die Physiologie das „Faust"-Wort von Goethe: „Blut ist ein ganz besonderer Saft".

Psychologische Urkunden. Seelenverwandtschaft des Menschen. Die Beweiskraft der angeführten morphologischen und physiologischen Urkunden ist so stark, daß schon jetzt von allen unbefangen denkenden Gebildeten die Entstehung des Menschen aus einer Reihe ausgestorbener Primaten und weiterhin niederer Säugetiere als historische Tatsache betrachtet wird; wenigstens gilt das für die Körperbildung. Dagegen wurden noch oft starke Bedenken oder selbst entschiedene Ablehnung geäußert bezüglich der Geistestätigkeit. Das hochentwickelte Seelenleben des Kulturmenschen erscheint vielen noch heute als eine so erstaunliche und wunderbare Tätigkeit, daß sie nicht durch Entwicklung aus dem niederen Seelenleben der Primaten abgeleitet werden könne. Aber auch für diese schwierigste und bedenklichste Frage der „Weltgeschichte" gilt bei unbefangener Vergleichung das „Pithekometragesetz" von Hurley. Auch in bezug auf alle einzelnen Seelentätigkeiten ist der Unterschied zwischen dem Menschen und den Menschenaffen geringer, als der entsprechende Unterschied zwischen letzteren und den niederen Primaten, den Halbaffen, und ihren älteren Säugerahnen. Die vergleichende Psychologie, gestützt auf die Fortschritte der modernen Ethnographie, lehrt uns nun weiterhin die lange Stufenleiter von Entwicklungsformen des Seelenlebens innerhalb des Menschengeschlechts kennen. Die Geisteswerke eines höchst entwickelten Kulturmenschen, eines Goethe und Schiller, Shakespeare und Darwin, Laplace, Lamarck und Giordano Bruno, sind so erhaben über das tierische Seelenleben der niederen Barbaren und Wilden, daß diese letzteren näher den Menschenaffen stehen, als jenen Geisteshelden. Zudem gilt auch hier das biogenetische Grundgesetz. Denn die stufenweise Entwicklung der Seelentätigkeit in den ersten Lebensjahren jedes Kindes wiederholt in großen Zügen denselben Entwicklungsgang, den diejenige unserer Wirbeltierahnen von den Fischen aufwärts bis

Keime (Embryonen) von drei Säugetieren auf drei ähnlichen Entwicklungsstufen (F = Fledermaus, G = Gibbon, M = Mensch).
Aus: Ernst Haeckel, Anthropogenie. Mit Erlaubnis des Verlags W. Engelmann, Leipzig.

zu den Primaten im Laufe von Jahrmillionen durchlaufen hatte. Die Urkunden der vergleichenden Anatomie und Ontogenie ergänzen auch hier diejenigen der Physiologie und Psychologie. Denn das Gehirn, als das Werkzeug aller Seelenfunktionen, läßt uns in der Stufenreihe von den niederen zu den höheren Wirbeltieren noch heute alle Etappen seiner Vervollkommnung erkennen; und das Phronema oder „Denkorgan", derjenige Teil der Großhirnrinde, der das eigentliche „Geisteswerkzeug" ist, gelangt erst bei den höheren Säugetieren zu seiner vollen Ausbildung.

4. Stammesgeschichte des Menschen.

Die historischen Gesichtspunkte, von denen aus wir die großen Fragen nach der Entstehung und Entwicklung der Menschheit zu beantworten haben, erscheinen durch die angeführten Erkenntnis-Fortschritte der letzten Dezennien klar und sicher festgestellt. Wenn wir nun demgemäß im Sinne der Deszendenztheorie mit Hilfe der angeführten phylogenetischen Urkunden den tierischen Stammbaum des Menschen näher zu ergründen wünschen, so müssen wir in seiner langen Vorfahrenkette zunächst eine Anzahl von festen Entwicklungsstufen zu bestimmen suchen. Bei dem jetzigen Zustande unserer empirischen Kenntnisse können wir vorläufig die 30 Stufen unserer Ahnenreihe oder Progonotaxis unterscheiden, die in der Tabelle, S. 36, übersichtlich zusammengestellt sind. Die erste Hälfte derselben umfaßt die älteren Ahnenstufen, deren Organisation und Geschichte wir bloß auf Grund der vergleichenden Ontogenie und Anatomie erschließen, weil fossile Urkunden fehlen; das sind erstens die wirbellosen Vorfahren (Stufe 1—11) und zweitens die älteren Wirbeltiere, die noch kein hartes und versteinerungsfähiges Skelett besaßen (Stufe 12—15). Die zweite Hälfte hingegen enthält die Wirbeltierahnen, die ein solches festes Skelett erworben hatten und daher in fossilem Zustande erhalten bleiben konnten; dahin gehören alle Wirbeltiere von den Fischen aufwärts bis zum Menschen. Da uns von diesen „kiefermündigen" Vertebraten (den Gnathostomen) zahlreiche Versteinerungen bekannt sind, und da deren Reihenfolge in den verschiedenen Perioden der organischen Erdgeschichte uns unmittelbar sichere historische Tatsachen in die Hand gibt, wollen wir zunächst diese jüngere Reihe unserer längst ausgestorbenen Tierahnen in Betracht ziehen. Dabei müssen wir einen Blick auf die Perioden der Erdgeschichte werfen, die die neuere Geologie unterscheidet, und auf die Länge der historischen Zeiträume, in denen die sedimentären Gebirgsschichten abgelagert wurden.

Geologische Perioden. Aus dem gesetzmäßigen Aufbau der sedimentären Gesteinsschichten, die die feste Rinde unseres Erdballs zusammensetzen, hat die neuere Geologie schon seit längerer Zeit mit Bestimmtheit erkannt, daß zu deren Absatz sehr lange Zeiträume erforderlich waren. Entsprechend der Reihenfolge der übereinanderliegenden Schichten und dem verschiedenen Charakter der in ihnen eingeschlossenen Versteinerungen hat man eine Anzahl von größeren und kleineren Schichtengruppen unterschieden und entsprechend eine Anzahl von Perioden, innerhalb deren sich die abgelagerten Schlammschichten zu festem Gestein verdichteten. Gewöhnlich werden jetzt 12—15 Perioden der organischen Erdgeschichte unterschieden und diese auf vier bis fünf Zeitalter so verteilt, wie es die Tabelle auf S. 32 übersichtlich zeigt. Die Berechnungen, welche über die Länge dieser Perioden angestellt wurden, und die sich auf die verschiedene Dicke und Mächtigkeit der innerhalb derselben gebildeten Schichten stützen, haben zu sehr verschiedenen Ergebnissen geführt. Während einige Geologen die ganze Länge der organischen Erdgeschichte annähernd auf 100—200 Jahrmillionen schätzen, nehmen andere die doppelte bis vierfache Zahl oder noch mehr an. Wenn wir der Einfachheit halber nur die bescheidenste Zahl, 100 Millionen Jahre, annehmen, so kommt wahrscheinlich die größere Hälfte davon auf das erste und älteste Zeitalter, die archozoische Ära oder Primordialzeit; die mächtigen laurentischen und algonkischen Gebirgsmassen, die während desselben abgelagert wurden, enthalten keine Versteinerungen, weil die darin eingeschlossenen organischen Überreste durch die nachträgliche Metamorphose des Gesteins (Urgneis und kristallinische Schiefer) zerstört wurden. Dagegen finden sich in den obersten archozoischen Schichten, im kambrischen System, die ältesten bekannten Petrefakten, meistens niedere wirbellose Tiere. Wirbeltiere fehlen noch ganz.

Das zweite Zeitalter der phylogenetischen Geschichte, der paläozoische Zeitraum oder die Primärzeit, umfaßte wahrscheinlich zwischen 30 und 40 Jahrmillionen. Die vier Perioden, die in demselben unterschieden werden, sind für unsere ältere Stammesgeschichte von größter Bedeutung; denn im untersten, silurischen, System finden sich die ältesten Versteinerungen von Wirbeltieren, und zwar von Fischen (Selachier und Ganoiden); im folgenden, devonischen, System erscheinen die ältesten lungenatmenden Vertebraten, die Lurchfische (Dipneusta); im anschließenden karbonischen System (der Steinkohle) treten die ältesten landbewohnenden und vierfüßigen Wirbeltiere auf, die Lurche (Amphibia) — und zwar die Panzerlurche (Stegocephala); endlich erscheinen in der jüngsten, permischen Periode die ältesten Amnioten, Reptilien aus der Gruppe der Tokosaurier. Aber es fehlen noch alle höheren Reptilien, Vögel und Säugetiere.

Erst im dritten Zeitraum der phyletischen Geschichte, im sekundären oder mesozoischen Zeitalter, erscheinen diese höchstentwickelten Wirbeltierklassen. Dieser Zeitraum war viel kürzer als die vorhergehenden: er umfaßte wahrscheinlich nur 10—12 Millionen Jahre. Die drei mächtigen Schichtengruppen, die innerhalb desselben abgelagert wurden, Trias, Jura und Kreide, sind sehr reich an interessanten Versteinerungen von Wirbeltieren. Ganz überwiegend herrschen die Reptilien, weshalb man auch das mesozoische Zeitalter „das Reich der Reptilien" genannt hat. Die riesigen schwimmenden Seedrachen (Halisaurier), die fliegenden Luftdrachen (Pterosaurier), die gewaltigen Landdrachen (Dinosaurier) und endlich die ältesten Vögel (Saururen) prägen der mesozoischen Vertebratenfauna ihren abenteuerlichen Charakter auf. Aber alle diese seltsamen und oft kolossalen Reptilien der Sekundärzeit sind für unseren menschlichen Stammbaum ohne Bedeutung. Dagegen sind für ihn höchst wichtig die kleinen und unansehnlichen Monotremen (Pantotherien und Allotherien), die als die ältesten Säugetiere zuerst in der Triasperiode auftreten. Sie haben sich entweder aus Tokosauriern der Permperiode entwickelt, oder direkt aus Panzerlurchen (Stegocephalen), von denen auch diese letzteren abstammen. Aus den ältesten Monotremen sind die Beuteltiere der Juraperiode hervorgegangen und aus diesen die ersten Zottentiere (Mallotherien) der Kreideperiode, die Stammformen aller Placentalien.

Der vierte große Zeitraum der organischen Erdgeschichte bildet das tertiäre oder känozoische Zeitalter; es war viel kürzer als das vorhergehende und umfaßte wohl nur 3—4 Jahrmillionen (andere Geologen berechnen 6—8 Millionen oder noch mehr). Man hat diese Periode mit Recht als das Zeitalter der Säugetiere bezeichnet, weil diese höchst entwickelte Vertebratenklasse nunmehr die Hauptrolle spielt und die Stelle der zurücktretenden Reptilien einnimmt. Von den vier Perioden, in die man die Tertiärzeit einteilt, sind die beiden älteren, eozäne und oligozäne, noch überwiegend durch Zottentiere oder Placentalien niederer und mittlerer Organisation charakterisiert; erst in den beiden jüngeren Perioden (miozänen und pliozänen Zeit) entfaltet die Säugetierklasse ihren vollen Reichtum an höchstentwickelten Placentaltieren, an ihrer Spitze die Primaten. Wahrscheinlich erst in den letzten Abschnitt der Tertiärzeit fällt die Umbildung eines Zweiges der Menschenaffen in die ältesten Menschen.

Als fünften und letzten Zeitraum der phyletischen Geschichte unterscheiden wir das quartäre oder anthropozoische Zeitalter, charakterisiert durch die volle Entwicklung des Menschengeschlechts, seine Ausbreitung über die ganze Erde und den gewaltigen Einfluß, den seine Herrschaft auf die ganze übrige Natur ausübt. Als zwei Perioden desselben werden von den Geologen die diluviale und alluviale unterschieden; die neueren Forschungen über die Eiszeit haben hier zu jenen wichtigen Entdeckungen geführt, die in anderen Abschnitten dieses Werkes geschildert werden. Die meisten Geologen nehmen neuerdings an, daß die Dauer dieser anthropozoischen Ära mehr als 100 000 Jahre beträgt. Immerhin erscheint sie kurz gegenüber der ungeheuren Länge der übrigen Hauptperioden der organischen Erdgeschichte. Um diese anschaulich zum Bewußtsein zu bringen, hat man die angenommene Minimalzeit von 100 Jahrmillionen durch chronometrische Reduktion auf einen Tag projiziert. Durch diese „verjüngende Projektion" (von Heinrich Schmidt) verteilen sich die 24 Stunden des „Schöpfungstages" folgendermaßen auf die fünf angeführten phylogenetischen Perioden:

I.	Archozoische Periode (52 Jahrmillionen), von Mitternacht bis ½1 Uhr mittags	12 Std.	30 Min.
II.	Paläozoische Periode (34 Jahrmillionen), von ½1 Uhr mittags bis ½9 Uhr abends	8 „	5 „
III.	Mesozoische Periode (11 Jahrmillionen), von ½9 Uhr bis ¼12 Uhr abends	2 „	38 „
IV.	Känozoische Periode (3 Jahrmillionen), von ¼12 Uhr abends bis 2 Min. vor Mitternacht	— „	43 „
V.	Anthropozoische Periode (0,1—0,2 Jahrmillionen)	— „	2 „

Wenn man die Kulturperiode der Menschheitsgeschichte, die gewöhnlich als „Weltgeschichte" bezeichnet wird, nach üblichem Herkommen auf 6000 Jahre schätzt, so würde deren Länge nur fünf Sekunden von dem ganzen biogenetischen Schöpfungstage betragen. Die nachstehende Tabelle gibt eine Übersicht über die fünf Zeitalter und sechzehn Perioden der organischen Erdgeschichte, wobei als hypothetische Minimalzahl der Zeitlänge 100 Jahrmillionen angenommen sind:

Fünf Zeitalter der Phylogenie. Hauptperioden der Stammesgeschichte.	Allgemeiner Charakter der organischen Erdbevölkerung.	Sechzehn Perioden der Phylogenie.	Historische Reihenfolge der Wirbeltierstufen.
I. Erstes Zeitalter: Archozoische Ära (Primordialzeit) ca. 52 Jahrmillionen.	Beginn des organischen Lebens, nur wasserbewohnende niedere Organismen. Herrschaft der Algen und Wirbellosen.	1. Laurentische Periode (Urgneiszeit). 2. Algonkische Periode (Präcambrische Zeit). 3. Kambrische Periode (Skandinav. Zeit).	Versteinerte Reste von Wirbeltieren fehlen vollständig. Keine Landbewohner bekannt.
II. Zweites Zeitalter: Paläozoische Ära (Primärzeit) ca. 34 Jahrmillionen.	Herrschaft der Farnpflanzen (Pteridophyten). Reich der Fische.	4. Silurische Periode (Grauwackenzeit). 5. Devonische Periode (Rotsandzeit). 6. Karbonische Periode (Steinkohlenzeit). 7. Permische Periode (Dyaszeit).	4. Erste Fische (Selachier, Ganoiden). 5. Erste Lurchfische (Dipneusta). 6. Erste Lurche (Amphibia). 7. Erste Reptilien (Tocosauria).
III. Drittes Zeitalter: Mesozoische Ära (Sekundärzeit) ca. 11 Jahrmillionen.	Herrschaft der Gymnospermen (Nadelwälder), Koniferen, Cykadeen. Reich der Reptilien.	8. Triassische Periode (Triaszeit). 9. Jurassische Periode (Jurazeit). 10. Kretassische Periode (Kreidezeit).	8. Erste Säugetiere (Monotrema). 9. Erste Beuteltiere (Didelphia). 10. Erste Zottentiere (Placentalia).
IV. Viertes Zeitalter: Känozoische Ära (Tertiärzeit) ca. 3 Jahrmillionen.	Herrschaft der Angiospermen (Laubwälder), deckfamige Blumenpflanzen. Reich der Säugetiere.	11. Eozäne (Alttertiärzeit). 12. Oligozäne (Mitteltertiärzeit). 13. Miozäne (Neutertiärzeit). 14. Pliozäne (Jungtertiärzeit).	11. Älteste Halbaffen (Prosimiae). 12. Älteste Westaffen (Platyrhinae). 13. Älteste Ostaffen (Catarhinae). 14. Älteste Affenmenschen (Pithecanthropi).
V. Fünftes Zeitalter: Anthropozoische Ära (Quartärzeit) ca. 200—500 Jahrtausende.	Herrschaft des Menschen; seine Kultur verändert den ganzen Charakter der Flora und Fauna.	15. Diluvialperiode (Altquartärzeit). 16. Alluvialperiode (Jungquartärzeit).	15. Naturvölker (niedere Menschenrassen). 16. Kulturvölker (Mongolische und mediterrane Rassen).

Die angeführte historische Reihenfolge, in der die versteinerten Überreste der ausgestorbenen Wirbeltiere nacheinander in den einzelnen Perioden der Erdgeschichte auftreten, gehört zu den wichtigsten Urkunden unserer menschlichen Stammesgeschichte. Denn diese empirisch festgestellte

zeitliche Reihenfolge entspricht vollkommen den theoretischen Anschauungen über die Stammes-Verwandtschaft der Vertebratenklassen, welche die vergleichende Anatomie und Ontogenie durch kritisch-morphologische Forschungen festgestellt hat. Vom Silur angefangen, kann daher die Reihenfolge der wichtigsten Stufen unserer Wirbeltier-Ahnen, beginnend mit alten „Urfischen" (Selachiern), als gesichert betrachtet werden (Tabelle II, S. 36).

Präsilurische Ahnen. Anders verhält es sich mit den präsilurischen Vorfahren, d. h. mit jenen niederen Tierformen der Ahnenreihe, die während des archozoischen Zeitraums gelebt haben (Tabelle I, S. 36). Da sie uns wegen Mangels fester Skeletteile keine fossilen Reste hinterlassen haben, und da somit für sie die paläontologische Quelle versagt, sind wir hier ganz auf die beiden anderen Urkunden angewiesen, auf die vergleichende Anatomie und Ontogenie. Diesen verdanken wir aber die wichtigsten und interessantesten Aufschlüsse. Als nächste Vorläufer der Fische (der ältesten kiefermündigen und paarnasigen Wirbeltiere) erscheinen da zwei niederste Wirbeltierklassen, die Cyklostomen und Akranien; und ihnen geht früher voraus eine lange Reihe von Wirbellosen-Ahnen.

Kieferlose Ahnen (Rundmäuler und Schädellose). Die beiden niedersten und ältesten Klassen der Wirbeltiere, die man als „Kieferlose" oder „Unpaarnasen" zusammenfassen kann, sind gegenwärtig durch wenige lebende Formen vertreten; diese sind aber von höchstem historischen Interesse, weil sie helles Licht auf den Ursprung aller kiefermündigen Vertebraten (von den Fischen aufwärts bis zum Menschen) werfen. Die Rundmäuler (Cyclostoma) sind heute noch durch die allbekannten Pricken oder Neunaugen (Petromyzonten) vertreten. Die älteren Schädellosen (Acrania) haben nur in dem berühmten Lanzelot oder Lanzettiere (Amphioxus) einen letzten Epigonen hinterlassen. Beide Klassen unterscheiden sich von den Fischen, mit denen sie früher vereinigt waren, durch viele und auffällige Merkmale: den Mangel von Kiefern, Rippen und paarigen Gliedmaßen, das Fehlen der Schwimmblase, die unpaare Bildung der Nase usw. Der gesamte Körperbau ist in beiden Klassen viel einfacher als der der echten Fische. Beide kieferlose Klassen sind unter sich wieder wesentlich verschieden. Die jüngeren Cyklostomen besitzen bereits einen wirklichen Schädel und in diesem eingeschlossen ein Gehirn, das sich aus fünf Blasen zusammensetzt (wie bei den Gnathostomen). Dagegen fehlt den Akranien sowohl Schädel als Gehirn. Auch zeigt uns Amphioxus, als einziger überlebender Rest der Schädellosen, so viele andere Merkmale primitiver Organisation, daß er jetzt allgemein als das annähernde Urbild der ältesten Urwirbeltiere (Prospondylia) — der Wurzel des ganzen Vertebratenstammes — angesehen wird. Die Cyclostomen dagegen vermitteln den phyletischen Übergang von den Schädellosen zu den ältesten Fischen.

Wirbellose Ahnen. Während jetzt die Grundzüge unseres Stammbaumes innerhalb des Wirbeltierstammes dergestalt gesichert sind, erscheinen dagegen die Verhältnisse ihrer Abstammung von älteren, wirbellosen Tieren noch vielfach unsicher und unterliegen sehr verschiedener Auffassung. Indessen stimmt doch neuerdings die große Mehrzahl der modernen Zoologen in der Überzeugung zusammen, daß der weitaus größte Teil der Wirbellosen oder Invertebraten keine direkten Verwandtschafts-Beziehungen zu den Wirbeltieren besitzt. Das gilt namentlich von den großen Stämmen der Gliedertiere (Articulata: Insekten, Krebse, Anneliden), den Weichtieren (Mollusca: Kraken, Schnecken, Muscheln), den Sterntieren (Echinoderma: Seesterne, Seeigel, Seelilien), den Nesseltieren (Cnidaria: Medusen, Korallen, Polypen). Es bleiben also von der formenreichen Masse der Wirbellosen nur wenige Klassen übrig, unter denen wir nach direkten Vorfahren der Wirbeltiere suchen können. Die wichtigsten von diesen sind die Manteltiere, Wurmtiere und Gasträaden.

Die Manteltiere (Tunicata) werden neuerdings fast allgemein als die nächsten Stammverwandten der Wirbeltiere betrachtet. So verschieden beide im erwachsenen Zustande erscheinen, so auffallend stimmen sie in der Embryonalentwicklung überein. Insbesondere zeigt die jugendliche Larve des Amphioxus im wesentlichen denselben Körperbau, wie diejenige der Ascidie oder Seescheide unter den Tunikaten. In ganz gleicher Weise zeigen beide eine Zusammensetzung des Körpers aus sechs Primitivorganen: die äußere Oberhaut (Epidermis) und das Nervenzentrum (Markrohr) entstehen aus dem äußeren Keimblatt (Ektoderm); das Darmrohr und der innere Achsenstab (Chorda) aus dem inneren Keimblatte (Entoderm); die Muskeln

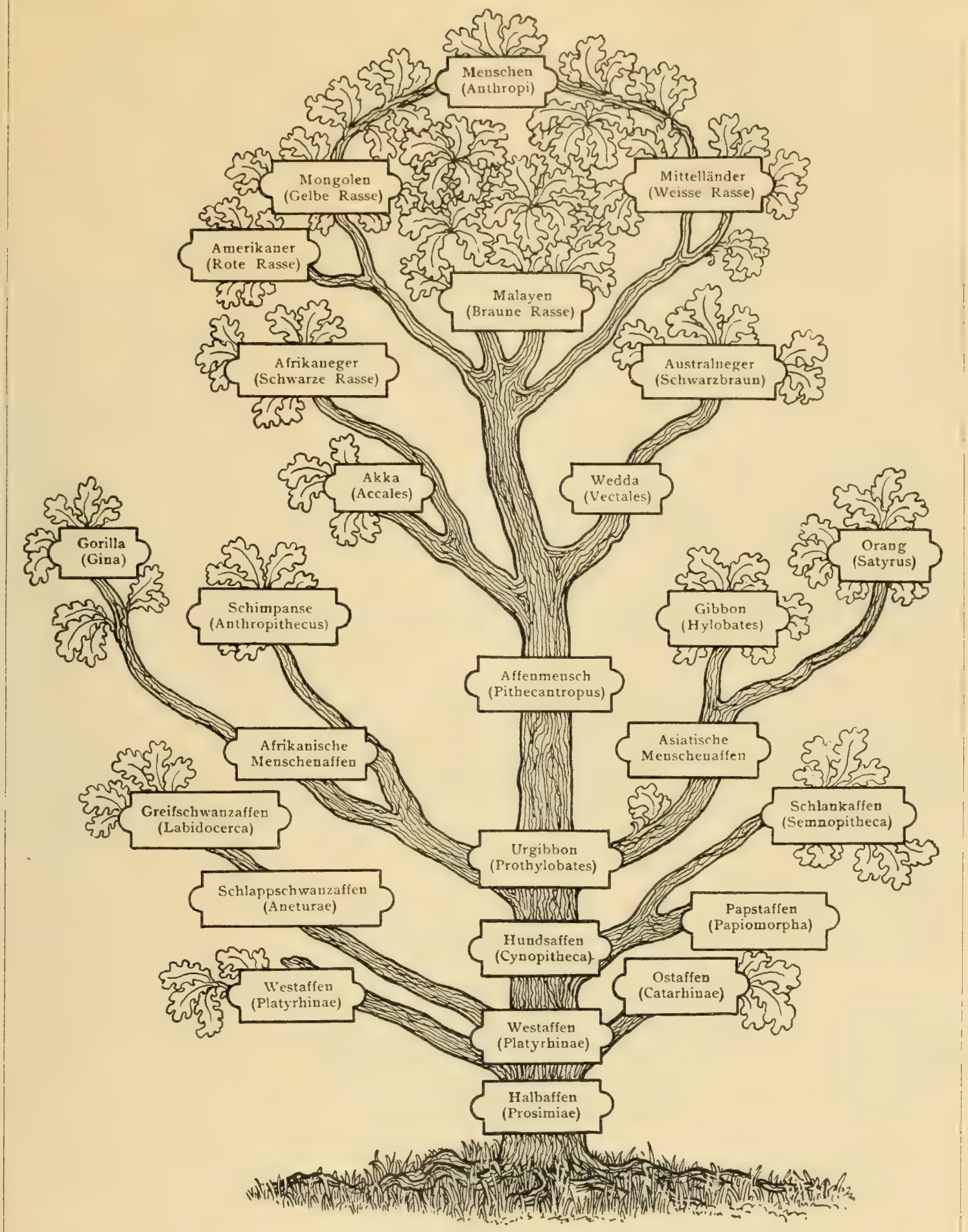
und die Gonaden aus dem mittleren Keimblatte (Mesoderm). Da auch der Embryo des Menschen und aller Wirbeltiere in einer gewissen frühen Entwicklungsperiode den gleichen Bau zeigt wie diese Chordalarve (Chordula), so schließen wir daraus nach dem biogenetischen Grundgesetze, daß alle Manteltiere und Wirbeltiere von einer gemeinsamen niederen Stammform (Chordaea) abstammen; und deren Ursprung ist unter den niederen Wurmtieren (Vermalia) zu suchen.

Vermalien-Ahnen. Die weiteste und empfindlichste Lücke, die heute noch in der Stammesgeschichte der Wirbeltiere besteht, betrifft die Reihe der Ahnenstufen, welche zwischen den einfachsten Chordatieren und den viel älteren Gasträaden besteht.

Zweifellos stammen die Chordaten (Wirbeltiere und Manteltiere) von ausgestorbenen Gasträatieren ab (ebenso wie alle anderen Gewebtiere oder Metazoen); das beweist ihre Ontogenese. Aber welche Zwischenformen in dieser langen Ahnenkette unter den heute noch lebenden Wurmtieren (Vermalia) und den älteren Plattentieren (Platodes) hypothetisch anzunehmen sind, darüber gehen die Ansichten der Zoologen weit auseinander. Unter den verschiedenen hierüber aufgestellten Hypothesen ist zurzeit am wahrscheinlichsten die Annahme, daß aus einem Zweige der Gasträaden zunächst niedere Platodarien, dann höhere Platodinien entstanden sind; und daß aus diesen Platoden (aus der Klasse der Strudelwürmer, Turbellaria) weiterhin einfache Provermalien (ähnlich Gastrotrichen), später Frontonien (heutigen Enteropneusten verwandt) hervorgegangen sind. Aus den Wurzeln dieser Vermalien oder Würmerstämme könnten sich die Stammformen der Chordonier entwickelt haben, die Urchordatiere oder Prochordonia (den modernen Copelaten ähnlich). Offenbar sind gerade in diesem Teile der Phylogenese sehr viele Ahnengruppen ausgestorben, ohne lebende Reste zu hinterlassen.

Gasträa-Ahnen. Im Gegensatz zu der Unsicherheit der Vermalienstrecke stoßen wir mit der Gasträastufe auf einen festen Punkt unserer Ahnenreihe, der die größte Sicherheit und Wichtigkeit besitzt. Wir begegnen jetzt der bedeutungsvollen Tatsache, daß alle Metazoen oder Gewebtiere — d. h. alle vielzelligen und gewebebildenden Tiere — trotz der außerordentlichen Verschiedenheit ihrer späteren Organisation — bei ihrer Entwicklung aus der Eizelle eine und dieselbe zweiblätterige Keimform durchlaufen. Auf dieser Stufe besteht der ganze Körper nur aus zwei einfachen Zellschichten, den beiden „primären Keimblättern" (Ektoderm und Entoderm); sie bilden die Wand eines eiförmigen Säckchens, dessen einfache Höhle der Urdarm ist, seine einzige Öffnung der Urmund. Da durch die Gasträatheorie (1872) die allgemeine Homologie oder Gleichwertigkeit dieses Keimzustandes (Gastrula oder Becherlarve) bei allen Metazoen nachgewiesen ist, so schließen wir daraus nach dem biogenetischen Grundgesetze auf die gemeinsame Abstammung aller Gewebtiere von einer ursprünglichen Stammform: Gastraea. In dem heute noch lebenden Pemmatodiscus ist das Urbild derselben getreu erhalten; aber auch der gemeine Süßwasserpolyp (Hydra) und die einfachsten Formen der Schwämme (Olynthus) haben sich nur wenig davon entfernt.

Protisten-Ahnen. Bei allen bisher betrachteten Tierformen unserer Progonotaxis bestand der Körper aus verschiedenen Geweben, und selbst auf der einfachsten letztgenannten Stufe aus zwei Zellenschichten, die durch Arbeitsteilung verschiedene Form und Funktion gewonnen haben. Die Gasträatheorie lehrt aber weiterhin, daß die zweiblättrige Keimform der Gastrula überall in ähnlicher Weise aus einer einfachen Eizelle hervorgeht. Dieser bedeutungsvolle ontogenetische, jederzeit leicht zu beobachtende Vorgang der Keimblätterbildung (oder Gastrulation) beleuchtet zugleich klar den phylogenetischen Weg, auf dem ursprünglich die vielzelligen Gewebtiere (Metazoa) aus einfachen Urtieren (Protozoa) entstanden sind. Die befruchtete Eizelle oder Stammzelle (entstanden aus der Verschmelzung der weiblichen Eizelle und der männlichen Spermazelle) teilt sich wiederholt in viele Zellen, und diese ordnen sich so, daß sie die einschichtige Wand einer einfachen Hohlkugel bilden. Diese Keimblase (Blastula) ist die ontogenetische Wiederholung eines ähnlichen Ahnenzustandes (Blastaea), und dieser kann als ein kugeliger Zellverein (Coenobium) von geselligen Infusorien aufgefaßt werden. Durch Einstülpung oder Invagination der einschichtigen Blastula entsteht die zweiblättrige Gastrula. Gleich allen anderen geselligen Zellvereinen von Protisten sind auch diese Blastäaden (ähnlich den heute noch lebenden Volvocinen und Magosphären) durch Assoziation aus isoliert lebenden Einzelzellen hervorgegangen.



Stammbaum der Herrentiere (Primates).

Ältere Progonotaxis des Menschen (Hypothetische Vorfahren-Kette I).

Ältere Ahnenreihe des Menschen, ohne fossile Urkunden, vor der Silur-Zeit.

Hauptstufen der Ahnenreihe	Stammgruppen der Ahnenreihe	Charakter der Ahnengruppen	Lebende nächste Verwandte der Ahnenstufen
1.—5. Stufe. Protisten-Ahnen.	1. Monera (Einfachste Urorganismen, ohne Organe).	Strukturlose (kugelige) Plasmakörper. (Zellen ohne Kern).	1. Chromacea (= Phycochromazeen) Chroococcus.
Einzellige Organismen. 1.—2. Stufe. Plasmodome Protophyten.	2. Algaria, einzellige Algen.	Einfachste Plasmodome Zellen, mit Zellkern.	2. Paulotomea (= Palmellacea, Eremosphaera).
	3. Lobosa, einzellige Rhizopoden.	Plasmophage Zellen mit Amöben-Bewegung.	3. Amoebina (Amoeba, Leucocyta).
3.—5. Stufe. Plasmophage Protozoen.	4. Infusoria, einzellige Infusionstiere.	Plasmophage Zellen mit Geißel-Bewegung.	4. Flagellata (Euflagellata, Zoomonades).
	5. Blastaeades, gesellige vielzellige Infusorien (Cönobien).	Hohlkugeln, deren Wand eine einfache Zellenschicht bildet.	5. Catallacta (Magosphaera, Volvocina).
6.—11. Stufe. Wirbellose Ahnen (Metazoa Invertebrata).	6. Gastraeades, älteste und einfachste Gewebstiere.	Eiförmige Säckchen, deren Körperwand nur aus zwei Zellschichten besteht.	6. Gastrula (Pemmatodiscus, Hydra, Olynthus, Orthonectida).
	7. Platodaria, ältere Plattentiere.	Einfachste Platoden, ohne Nephridien.	7. Cryptocoela (Convoluta, Proporus).
6.—8. Stufe. Cölenterien ohne After und ohne Leibeshohle.	8. Platodinia, jüngere Plattentiere.	Jüngere Platoden, mit Nephridien	8. Rhabdocoela (Vortex, Monotus).
	9. Provermalia, älteste Wurmtiere.	Älteste Rotatorien, Stammformen aller Coelomarien.	9. Gastrotricha (Trochozoa, Trochophora).
9.—11. Stufe. Vermalien (Wurmtiere) mit After und mit Leibeshöhle.	10. Frontonia, Rüsselwürmer.	Vermalien mit Kiemendarm.	10. Enteropneusta (Balanoglossus, Cephalodiscus).
	11. Prochordonia.	Älteste Chorda-Tiere.	11. Copelata.
12.—15. Stufe. Monorhinen-Ahnen (kieferlose und unpaarnasige Wirbeltiere).	12. Acrania I. Ältere Schädellose (Prospondylia).	Primitivste Vertebrata, durch Gliederung der Chordaea entstanden.	12. Amphioxus-Larve (jüngere Form).
	13. Acrania II. Jüngere Schädellose.	Urwirbeltiere von Lanzelot-Bildung, jedoch mit einfachem Herzen.	13. Amphioxus-Larve (ältere Form).
Älteste Wirbeltiere, ohne paarige Gliedmaßen, ohne verkalkte Skelettteile, mit unpaarer Nasenbildung.	14. Cyclostoma I. Ältere Rundmäuler (Archicrania).	Älteste Schädeltiere (Craniota) mit einfacher Hirnblase.	14. Petromyzon-Larve (jüngere Form).
	15. Cyclostoma II. Jüngere Rundmäuler.	Schädeltiere von Prickenbildung, mit dreiteiliger Hirnblase.	15. Petromyzon-Larve (ältere Form).

Neuere Progonotaxis des Menschen (Hypothetische Vorfahren-Kette II).

Jüngere Ahnenreihe des Menschen, mit fossilen Urkunden, im Silur beginnend.

Perioden der Erdgeschichte	Stammgruppen der Ahnenreihe	Charakter der Ahnengruppen	Lebende nächste Verwandte der Ahnenstufen
Silurische Periode.	16. Selachii, Urfische (Proselachii).	Älteste Fische, ohne Wirbel-Knochen, mit Knorpelskelett und Placoidbedeckung.	16. Notidanides: Chlamydoselachus, Heptanchus, Hexanchus.
Silurische Periode.	17. Ganoides, Schmelzfische (Proganoides).	Jüngere Fische, mit teilweiser Verknöcherung des Skeletts und Ganoidbedeckung.	17. Accipenserides, Störfische. Polypterus.
Devonische Periode.	18. Dipneusta, Lurchfische (Paladipneusta).	Älteste lungenatmende Wirbeltiere, noch mit Fischflossen.	18. Neodipneusta: (Ceratodus, Protopterus).
Karbonische Periode.	19. Amphibia, Lurche (Stegocephala).	Älteste landbewohnende und vierfüßige Wirbeltiere.	19. Phanerobranchia (Proteus, Siredon); Salamandrina (Triton).
Permische Periode.	20. Reptilia, Schleicher (Proreptilia).	Älteste Amniontiere, mit Allantois und Amnion, ohne Kiemen.	20. Rhynchocephalia, Ureidechsen (Hatteria).
Trias-Periode (Mesozoikum I).	21. Monotrema, Gabeltiere (Promammalia).	Älteste Säugetiere, noch eierlegend, ohne Milchwarzen.	21. Ornithodelphia (Echidna, Ornithorhynchus).
Jura-Periode (Mesozoikum II).	22. Marsupialia, Beuteltiere (Prodidelphia).	Älteste lebendig gebärende Säugetiere, mit Milchwarzen.	22. Didelphia (Didelphys, Perameles).
Kreide-Periode (Mesozoikum III).	23. Mallotheria, Urzottentiere (Prochoriata).	Älteste Zottentiere mit Plazenta.	23. Insectivora, Erinaceus (Igel, Spitzmaus).
Alt-Eozän-Periode (Tertiär I).	24. Lemuravida, ältere Halbaffen.	Älteste Primaten, nahe verwandt den ältesten Insektivoren; Gebiß: 3. 1. 4. 3.	24. Pachylemures (Tarsius?, Hyopsodus †, Adapis †).
Neu-Eozän-Periode (Tertiär II).	25. Lemurogona, jüngere Halbaffen.	Höhere Formen der Lemuren Gebiß: 2. 1. 4. 3.	25. Autolemures (Eulemur, Stenops).
Oligozän-Periode (Tertiär III).	26. Dysmopithera, Westaffen.	Älteste echte Affen (in Amerika); Gebiß: 2. 1. 3. 3.	26. Plathyrhinae (Nyctipithecus, Anthropops, Homunculus).
Alt-Miozän-Periode (Tertiär IV).	27. Cynopitheca, Hundsaffen.	Geschwänzte Ostaffen (Catarhinae); Gebiß: 2. 1. 2. 3.	27. Papiomorpha (Cynocephalus, Presbytis).
Neu-Miozän-Periode (Tertiär V).	28. Anthropoides, Menschenaffen.	Schwanzlose Ostaffen; Gebiß: 2. 1. 2. 3.	28. Hylobatida (Hylobates, Satyrus).
Pliozän-Periode (Tertiär VI).	29. Pithecanthropi, Affenmenschen (Sprachlos).	Übergangsformen von ausgestorbenen Anthropoiden zum Menschen.	29. Anthropitheca (Schimpanse, Gorilla).
Pleistozän-Periode (Quartär-Zeit).	30. Homines (Loquaces), sprechende Menschen.	Höchstentwickelte Primaten, mit artikulierter Sprache.	30. Veddales (Weddas von Ceylon), Australneger.

Die ursprüngliche Abstammung des Menschen, wie aller anderen vielzelligen Organismen, von einfachen einzelligen Protisten wird durch die unumstößliche Tatsache bezeugt, daß noch heute jeder Mensch im Beginn seiner individuellen Entstehung eine einfache Zelle ist. Diese Eizelle besitzt beim Menschen genau dieselbe Form wie bei allen anderen lebendig gebärenden Säugetieren; sie ist eine Plasmakugel von etwa 0,2 mm Durchmesser, dem bloßen Auge kaum als feines Pünktchen sichtbar; unter dem Mikroskop zeigt sich, daß sie von einer dicken Hülle umschlossen ist und einen Zellkern einschließt. Die jungen Eizellen besitzen noch keine Hülle und bewegen sich als nackte Zellen ganz gleich den einfachsten einzelligen Urtieren, den Amöben.

Jedenfalls ist nach dem biogenetischen Grundgesetze diese einzellige Keimform als die erbliche Wiederholung einer entsprechenden einzelligen Stammform zu deuten. Neuere Untersuchungen haben viel Wahrscheinlichkeit für die Annahme ergeben, daß eine Reihe von Protistenahnen zu unterscheiden ist, die verschiedenen Klassen dieser formenreichen Gruppe angehören. Physiologische Erwägungen führen zu der Überzeugung, daß unter diesen Protistenahnen zwei Gruppen zu unterscheiden sind: ältere Urpflanzen (Protophyta) mit vegetalem Stoffwechsel (Plasmodomen) und jüngere Urtiere (Protozoa) mit animalem Stoffwechsel (Plasmophagen). Die letzteren sind aus den ersteren durch Umkehrung des Stoffwechsels (Metasitismus) entstanden. Von den Protozoen-Ahnen gehörten wahrscheinlich die jüngeren zu den Infusorien (Flagellata), die älteren zu den Rhizopoden (Lobosa). Von den Protophyten-Ahnen waren vermutlich die jüngeren einfachste Algarien oder „einzellige Algen" (ähnlich Palmella), dagegen die älteren kernlose Zellen oder Moneren (gleich den heutigen Chromaceen oder Phykochromaceen). Zu diesen letzteren gehören die einfachsten Organismen, die wir lebend kennen: kugelige Plasmakörner ohne Struktur und ohne Zellkern: Chroococcus. Mit der spontanen Entstehung solcher Chromaceen hat wahrscheinlich das organische Leben auf unserem Erdball bogonnen; wie diese Archigonie (als eine bestimmte Form der sogenannten „Urzeugung") zu denken ist, hat neuerdings Ernst Haeckel in seinem Werke über „Welträtsel" und „Lebenswunder" eingehend erörtert.

Unbefangene Vergleichung und denkende Beurteilung der heute bekannten Tatsachen der vergleichenden Anatomie und Ontogenie, Physiologie und Paläontologie, führt uns demnach zu der Überzeugung, daß der Mensch als vollkommenstes Wirbeltier desselben Ursprungs ist, wie alle anderen Vertebraten. Weit entfernt davon, in dieser klaren phylogenetischen Erkenntnis einen Grund der Entwürdigung zu finden, erblicken wir darin vielmehr den kräftigsten Ansporn zu immer höher steigender Entwicklung.

Titelblatt nach einer Zeichnung von Franz Chriſtophe.

Rassen und Völker

von

Dr. F. von Luschan

Univ.-Professor und Direktor am Kgl.
Museum für Völkerkunde zu Berlin.

Schnitzerei aus Neu-Irland.

Einleitung.

Unter den vielfachen Versuchen, die menschlichen Rassen in bestimmte Gruppen zu teilen, ist der biblische nach den drei Söhnen Noah gewiß der ehrwürdigste. Er entspricht vollkommen den Kenntnissen des alten Orients und ist heute noch der Ausgangspunkt für viele ähnliche Systeme. Noch sehr viel älter freilich sind die Bemühungen der alten Ägypter, die Unterschiede, die sich ihnen zwischen ihren eigenen körperlichen Eigenschaften und denen ihrer Nachbarn im Süden, im Westen und im Norden aufdrängten, in Wort und Bild festzuhalten. Kennen wir doch schon aus dem alten Reich Darstellungen von dunklen Niloten und wenig später auch von Syrern und von Nordländern, die mit geradezu bewundernswerter Naturtreue die typischen Eigenschaften dieser Stämme wiedergeben. Seither hat man bis auf den heutigen Tag eigentlich niemals aufgehört, über die Verschiedenheiten unter den Menschen nachzudenken, aber einen ersten, wirklich als wissenschaftlich zu bezeichnenden Versuch, die Menschen in verschiedene „Rassen" zu teilen, hat doch erst Linné gemacht. Es war allerdings ein Versuch mit völlig unzureichenden Mitteln, der heute nur mehr einen historischen Wert hat und uns vor allem durch die für Linné so bezeichnende übertriebene Schematisierung interessant ist:

„Der Amerikaner ist rötlich, cholerisch, aufgerichtet; der Europäer weiß, sanguinisch, fleißig, der Asiate gelblich, melancholisch, zäh; der Afrikaner schwarz, phlegmatisch, schlapp. Der Amerikaner ist hartnäckig, zufrieden, frei; der Europäer beweglich, scharfsinnig, erfinderisch; der Asiate grausam, prachtliebend, geizig; der Afrikaner schlau, träge, indolent. Der Amerikaner ist bedeckt mit Tätowierung und regiert durch Gewohnheiten, der Europäer ist bedeckt mit anliegenden Kleidern und regiert durch Gesetze, der Asiate ist gehüllt in weite Gewänder und regiert durch Meinungen, und der Afrikaner ist mit Fett gesalbt und regiert durch Willkür."

Linné ist 1707 geboren; sein Schema gilt noch heute vielen als sehr geistreich. Der nächste Versuch stammt von Blumenbach, geboren 1752, der fünf menschliche Varietäten unterscheidet, die kaukasische, die mongolische, die äthiopische, die amerikanische und die malaiische. Zur kaukasischen rechnet er alle Europäer (mit Ausnahme der Lappen und Finnen), die Westasiaten bis zum Ob, dem Kaspischen Meere und dem Ganges, und die hellen Nordafrikaner. Die mongolische Varietät umfaßt zunächst alle Asiaten, soweit sie nicht zu den Kaukasiern und Malaien gehören, dann die Lappen, Finnen usw. und die nordamerikanischen Eskimostämme. Zur äthiopischen Varietät gehören alle Afrikaner mit Ausnahme der hellen Bewohner des Nordrandes und zur amerikanischen alle amerikanischen Indianer, also die ganze Bevölkerung von Amerika mit Ausnahme der Eskimo. Ganz unzulänglich ist, den Kenntnissen der damaligen Zeit entsprechend, die Behandlung der fünften, der „malaiischen"

Varietät. Die umfaßt nach Blumenbach die Bewohner der ozeanischen Inseln und die Eingeborenen der Mariannen, Philippinen, Molukken und Sunda-Inseln und in Asien die Einwohner der Halbinsel Malakka.

Die anatomische Beschreibung, die für diese Varietät gegeben wird, entspricht weder dem hellen polynesischen noch dem dunklen melanesischen Typus. Sie scheint zusammenhalten zu wollen, was notwendig getrennt werden muß, und läßt überdies die Bewohner des kontinentalen Neu-Hollands völlig unberücksichtigt.

Dem Fortschreiten der ethnographischen Kenntnisse entsprechend werden dann die späteren Schemata immer umfangreicher. Buffon stellt sechs Rassen auf, Hunter und Peschel sieben, Agassiz acht, und so könnte man fast für jede einzelne Ziffer einen Autor nennen bis zu den 22 Rassen Mortons und den 60 Rassen Crawfords, und nur selten einmal entschließt sich in neuerer Zeit ein Gelehrter, auch wiederum eine geringere Anzahl anzunehmen, wie Hochstetter z. B., der nur drei Hauptrassen anerkennt. Die bekanntesten neueren Schemata sind von Hurley, Fr. Müller, Topinard und Peschel. Einige dieser Einteilungen legen auf die somatischen Eigenschaften das größte Gewicht, andere auf die sprachlichen, wieder andere auf die geographische Verbreitung; alle leiden an den Fehlern, die naturgemäß den künstlichen Einteilungen überhaupt anhaften, und trennen Rassen, die sicher nahe verwandt sind, oder bringen völlig getrennte Rassen in unmittelbare Nähe. Am auffallendsten in dieser Beziehung ist Hurleys Zusammenfassung der Neu-Holländer mit den alten Ägyptern, während er das neuholländische Element in Ozeanien völlig übersieht. Ebenso werfen die meisten dieser Versuche den dunklen Afrikaner mit dem ebenso dunklen Melanesier der Südsee zusammen. Tatsächlich befriedigt uns kein einziger der bisher vorhandenen Einteilungsversuche. Es kann sogar behauptet werden, daß auch alle zukünftigen Versuche dieser Art zwar im einzelnen richtiger und reicher gegliedert sein werden, aber deshalb doch nicht dem tatsächlichen Befund wirklich entsprechen können.

Besonders berühmt war wohl der Versuch von Retzius, die menschlichen Rassen allein nur nach der Schädelform einzuteilen, in orthognathe und in prognathe Dolichokephalen und in orthognathe und in prognathe Brachykephalen, aber auch dieser hat nur theoretischen Wert. Natürlich gibt es Völker mit langen und mit kurzen Schädeln und Völker mit geradem und mit vorstehendem Kaugerüst, aber diese Einteilung läßt sowohl die wichtige Höhe der Hirnkapsel außer acht, als auch die Breite oder Schmalheit des Gesichts und vor allem die Form der Nase und die Bildung des Nasenskeletts, die von so außerordentlicher Bedeutung für die vergleichende Betrachtung der menschlichen Typen sind.

Der wirkliche Mißerfolg all dieser Versuche ist aber im wesentlichen darauf zurückzuführen, daß die einzelnen Autoren immer wieder von neuem zwei Begriffe zusammenwerfen, die gar nicht scharf genug voneinander getrennt werden können — Rassen und Völker.

Rassen sind größere oder kleinere Gruppen von Menschen, die durch ihre körperlichen Merkmale, also im wesentlichen durch ihre anatomischen Eigenschaften untereinander zusammenhängen, Völker aber sind soziale Gruppen, die politisch oder sprachlich oder religiös oder sonst irgendwie geistig zusammengehören. Theoretisch würde es also sehr einfach sein, die Begriffe von Rasse und Volk auseinanderzuhalten, um so schwerer aber erweist sich dies in der Praxis, und ein großer Teil der irrigen Anschauungen, die gegenwärtig über anthropologische Fragen bei der großen Masse herrschen, ist auf eine Verwechslung dieser beiden Begriffe zurückzuführen.

Besonders verhängnisvoll war in dieser Beziehung die von dem Wiener Linguisten Fr. Müller gepflegte Vorstellung, daß die menschlichen Rassen nach ihrer Sprache einzuteilen seien. So ist, was er Ethnographie nannte, eine an sich aussichtslose Verquickung rein sprachlicher Stammbäume mit einigen anatomischen Tatsachen und allerhand ethnographischen Einzelheiten, es ist weder Fleisch noch Fisch, hat aber lange Zeit großes Ansehen genossen. Nun kann sicherlich der Wert der vergleichenden Sprachforschung für die Lehre vom Menschen gar nicht hoch genug veranschlagt werden, aber Anthropologie und Völkerkunde sind in erster Linie Naturwissenschaften und müssen zunächst mit naturwissenschaftlichen Methoden betrieben werden. Freilich werden die großen Probleme der Anthropologie erst durch Zusammenarbeiten

mit den anderen Disziplinen zur schließlichen Lösung kommen, aber inzwischen heißt es getrennt marschieren und vereint schlagen! In diesem Sinne muß man sich auch ängstlich hüten, etwa von einem indogermanischen Volksstamm zu reden; von einem arischen Typus oder einem arischen Schädel zu sprechen, ist genau so töricht, als wenn man von einer blauäugigen oder von einer langköpfigen Sprache reden wollte. Der anatomische Begriff der Rasse und der linguistische Begriff der Sprachenfamilie dürfen nicht miteinander verwechselt werden.

Eine weitere Schwierigkeit liegt darin, daß wir von vornherein annehmen, Ähnlichkeit der geistigen Eigenschaften, vor allem der Sprache, und erst recht die Übereinstimmung im anatomischen Bau sei an sich gleichbedeutend mit gemeinsamer Abstammung und mit unmittelbarer naher Verwandtschaft. Pferd, Esel und Zebra haben eine große Zahl von gemeinsamen anatomischen Eigenschaften, aus denen wir mit Recht schließen, daß sie untereinander verwandt sind und einen ganz nahen gemeinsamen Ahnen haben müssen; dasselbe gilt wohl vom Schakal und Hund, von Gemse und Ziege usw., aber die Delphine, die genau wie Fische aussehen, und die der harmlose Laie auch für solche hält, sind Säugetiere, und ebenso haben auch die großen Cetaceen, die Wale, Fischform nur angenommen, seit sie vom Festland ins Meer gekommen und Wassertiere geworden sind, während ihre Ahnen Landtiere gewesen waren. Seit mehr als hundert Jahren haben wenigstens einzelne Naturforscher sich mit diesen Erscheinungen beschäftigt, aber noch heute ist ihre mechanische Unterlage, die Konvergenz, als Begriff manchen Leuten noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen. Die Fischform an sich ist also nicht ein Zeichen von unmittelbarer naher Verwandtschaft, sie ist nur eine Konvergenzerscheinung; der glatte, schiff- oder spindelförmige Leib, die Flossen, der kurze steife Hals, die verkümmerten oder miteinander verwachsenen Halswirbel, alle diese Eigenschaften sind einfach für das Schwimmen mechanisch zweckmäßig oder notwendig und haben sich beim Übergang vom Land- zum Wasserleben allmählich entwickelt. Sie hängen mit der Umwelt, dem Milieu, zusammen und haben mit der allgemeinen Urverwandtschaft, die natürlich auch zwischen Fischen und Säugetieren besteht, nichts zu tun.

Auch die Ähnlichkeit einzelner Cetaceen untereinander, wie etwa die der Pottwale und der Bartenwale (Physeter und Balaena) gehört hierher; man hat früher die beiden Tiere für unmittelbar verwandt gehalten und sie in eine Familie gesetzt; jetzt hat das Studium fossiler Formen ergeben, daß sie nur aus äußeren Gründen einander ähnlich sehen und aus ganz verschiedenen Gruppen von Säugetieren stammen, die voneinander so weit entfernt sind, wie etwa Wiederkäuer und Raubtiere.

In ähnlicher Weise hat man noch vor nicht sehr langer Zeit die echten Strauße in Südafrika, die ausgestorbenen Riesenvögel von Madagaskar, den Kasuar von Neu-Holland, den Emu, den Kiwi und die Moa-Arten von Neu-Seeland sowie die Rhea- oder Nandu-Arten im südlichsten Südamerika für unmittelbar verwandt gehalten, ja, man hat die Gruppierung ihrer Verbreitungsgebiete rings um den Südpol sogar als einen sicheren Beweis für die Existenz eines von Tieren bewohnt gewesenen antarktischen Festlandes betrachtet, das die gemeinsame Heimat aller dieser Ratiten gewesen sei. Heute wissen wir das besser, heute wissen wir, daß alle diese straußenartigen Vögel aus ganz verschiedenen Gruppen von Vögeln stammen, von hühnerartigen, reiherartigen usw., die nur da oder dort aus äußeren Gründen allmählich auf das Fliegen verzichtet haben, Laufvögel geworden sind und im Zusammenhang damit auch ein tellerartig flaches Brustbein bekommen haben, während das Sternum aller anderer Vögel eine hohe Crista zum Ansatz der Flugmuskeln besitzt.

Einzelne Ichthyosaurier, echte Reptilien, haben Delphinen, also Säugetieren, zum Verwechseln ähnlich gesehen, und andere fossile Reptilien, die Iguanodonten, hatten den Habitus von Kängurus. Gestielte Augen, wie wir sie von unseren Schnecken kennen, finden sich genau ebenso auch bei manchen Krebsen und in ganz abenteuerlicher Ausbildung auch bei Tiefseefischen. Ein ganz besonders schöner Fall von Konvergenz liegt bei den großen Kiefern der Hirschkäfer vor, die in fast unheimlicher Weise den Hörnern unserer Hirsche gleichen und wie diese dem Kampfe der männlichen Tiere um die weiblichen dienen. In ganz gleicher Art sehen wir auch in der Pflanzenwelt bei weit voneinander entfernten Spezies völlig übereinstimmende Bilder, einmal, wo es sich z. B. um Schutz gegen Kälte handelt, filzartige

Behaarung, ein andermal Stacheln zum Schutz gegen weidende Tiere, wobei diese Stacheln bald aus Blättern, bald aus Blattscheiden, bald aus Wurzeln entstanden sind. Ebenso können Euphorbiaceen und Asklepiaden sogar sukkulent werden und dann wie Kakteen aussehen.

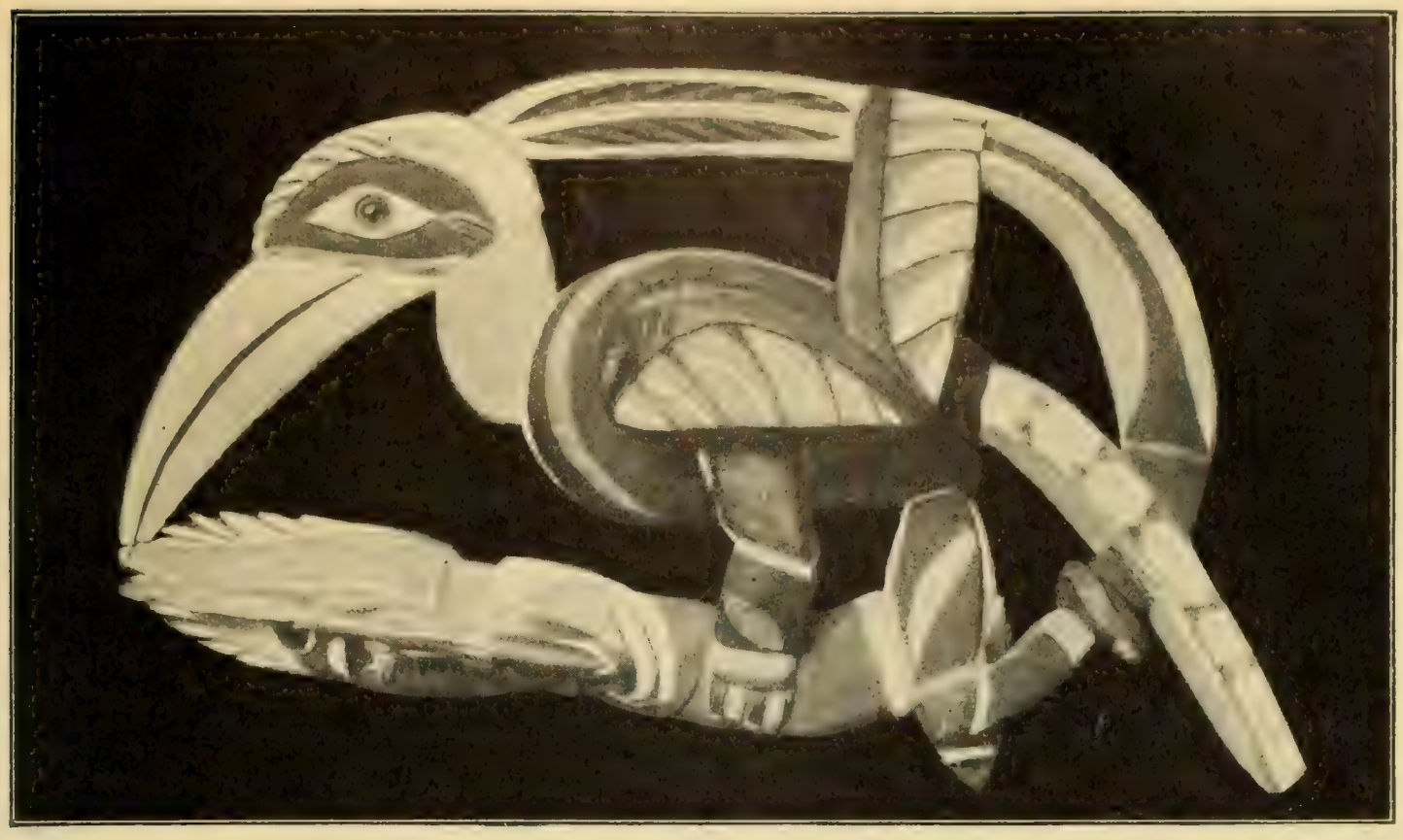
Solche Tatsachen mahnen zur äußersten Vorsicht auch bei der Beurteilung der anatomischen Eigenschaften des Menschen; vor allem wird man niemals aus der gleichen Hautfarbe auf unmittelbare Verwandtschaft schließen dürfen. Die Hautfarbe und auch die der Augen und der Haare ist überall nur eine Funktion der Umwelt. In einem tropischen Klima ist ein dunkler Teint von Vorteil, genau wie bei uns etwa beim Wassersport im Hochsommer oder auf Gletscherwanderungen. Hochblonde Leute würden sich bei solchen ihre Haut verbrennen und müssen sie entweder durch Schleier und Handschuhe schützen oder es machen wie einzelne blonde Hochgebirgsführer, die sich Gesicht und Hände mit einer dunklen Farbe schwärzen, während brünette Leute solche Vorsichtsmaßregeln nicht nötig haben. Im Gegensatz dazu ist ein brünetter Teint gänzlich gleichgültig in Ländern mit trübem Himmel und mit wenig Sonne; in solchen nimmt das Pigment in der Haut, in den Haaren und in den Augen langsam ab, genau so, wie etwa Tiergattungen, die sich von der Oberwelt in Höhlen und Grotten zurückziehen, allmählich ihr Augenlicht verlieren und mit der Zeit ganz blind werden, einfach weil sehend zu sein in einer absolut dunklen Umgebung keinerlei Wert hat. Natürlich gibt es in jeder tierischen Familie ab und zu einmal zufällig schlechter sehende oder ganz blinde Individuen; unter normalen Verhältnissen sind diese im Kampf ums Dasein so minderwertig, daß sie seltener als die gut sehenden zur Fortpflanzung gelangen und daher mit der Zeit ausgemerzt werden. In der ewigen Nacht unserer Höhlen und Grotten existiert eine solche Minderwertigkeit der Blinden nicht, und so entstehen da allmählich die ganz blinden Tierspezies — natürlich nicht von einer Generation zur andern, sondern im Verlauf von ungezählten Jahrtausenden.

Ganz genau ebenso ist das Auftreten blonder, d. h. pigmentarmer Menschenrassen zu erklären. Blond sein kann für die anthropologische Betrachtung nichts anderes bedeuten, als die Abstammung von Ureltern, die lange Zeit in einem lichtarmen Lande gelebt haben. Gäbe es in der Antarktis Menschen, so würden diese mit der Zeit vermutlich ebenso blond werden als irgendwelche Skandinavier, natürlich auch nicht von heute auf morgen, sondern im Verlaufe großer geologischer Epochen.

In ähnlicher Weise führt die Entdeckung und das Fortschreiten der Kochkunst, sowie nicht zum mindesten auch die stets zunehmende Kunst unserer Zahnärzte allmählich zu immer schlechteren Zähnen und vielleicht sogar zu einer wirklichen Verminderung der Zahnzahl, und ebenso führt jetzt die Möglichkeit einer vollständigen Korrektur der Myopie durch Brillen naturgemäß zu einem unaufhörlichen Überhandnehmen der Kurzsichtigen — einfach weil Zahn-Karies und Myopie heute für die Ernährung und für die Gattenwahl so gut wie bedeutungslos geworden sind.

Haut- und Augenfarbe sind also für das einzelne Individuum und für kleinere Menschengruppen sicher bedeutungsvolle Merkmale, aber sie sind fast belanglos für die Erforschung unserer Stammesgeschichte. In Landstrichen mit viel Sonne werden die Menschen dunkel, und sie werden hell in sonnenarmen, kalten und nebelreichen Ländern.

Andere körperliche Eigenschaften werden vermutlich sogar durch Moderichtungen beeinflußt; so ist es möglich, so unwahrscheinlich das auch zunächst klingen mag, daß die großen Hakennasen, oder kleine geschlitzte und schief stehende Augen, vielleicht auch dicke wulstige Lippen und breite Nasen da oder dort durch eine bestimmte Geschmacksrichtung fixiert werden. Durch eine Art von serueller Auslese können solche Formen aus seltenen und ursprünglich nur zufälligen Erscheinungen zu typisch vererbbaren Eigenschaften werden; dazu ist nichts weiter nötig, als daß eine gewisse Geschmacksrichtung lange genug anhält. Wenn in einer überwiegend breitnasigen Gesellschaft irgendwie die Tendenz auftritt, schmälere Nasen, wie sie innerhalb der normalen Variationsbreite immerhin auch in einer sonst breitnasigen Gesellschaft naturgemäß vorkommen, schön zu finden und bei der Gattenwahl zu bevorzugen, so geraten natürlich die breitnasigen Leute ins Hintertreffen, indem sie später und seltener heiraten, und sie würden schließlich ganz aussterben, wenn nur die gleiche Geschmacksrichtung



Schnitzwerk aus Neu-Irland. Ein Buceros trägt die Seele eines Toten ins Jenseits.
(Original im Königlichen Museum für Völkerkunde zu Berlin.)

lange und intensiv genug wirksam bleibt. So kann der wechselnde Geschmack allmählich die Form und die Proportionen des Gesichts und sogar des Knochengerüsts beeinflussen. Besser geschützt erscheint in dieser Hinsicht die Form der Hirnkapsel; jedenfalls wird diese mit sehr großer Gleichmäßigkeit vererbt, und es ist sicher kein Zufall, daß die Anthropologen immer von neuem gerade die Hauptmaße der Hirnkapsel zur Grundlage aller vergleichenden Betrachtungen gemacht haben und speziell dem Verhältnis von Breite und Länge der Hirnkapsel (100 mal B : L = Längen-Breiten-Index) so großes Gewicht beilegen.

So erscheint das Moment der seruellen Auslese für die Entstehung von extremen Lang- und Kurzschädeln zunächst ausgeschlossen, aber man wird auch hier an die Möglichkeit gewisser konstanter Korrelationen denken können, in dem Sinne etwa, daß aus anatomischen Gründen, deren Mechanik uns im einzelnen noch nicht klar ist, einem schmalen und hohen Gesicht auch an sich ein schmaler und langer Schädel entsprechen könne; ebenso bestehen sicher Korrelationen zwischen der Körperhöhe und der Schädellänge, aber auch diese sind gegenwärtig noch nicht näher studiert. Daß durch den konstanten Druck einer besonders kräftigen Kaumuskulatur an sich schmale Schädel noch schmäler werden können, muß in einem solchen Zusammenhang wohl auch in Erwägung gezogen werden. Mehrfach ist auch gesagt worden, die Bevölkerung der Gebirgsländer hätte ihre kurzen Schädel vom Bergsteigen bekommen; für eine solche Vermutung müßten aber bessere mechanische Gründe beigebracht werden als bisher geschehen ist. Inzwischen wird man die Tatsache, daß da oder dort in Gebirgsländern Menschen mit besonders kurzen Schädeln leben, wohl einfacher in anderer Weise zu erklären versuchen müssen. Jedenfalls könnte man sich ebensogut vorstellen, daß ursprünglich größere Landstriche von einer mehr oder weniger ungemischten, extrem breitköpfigen Bevölkerung bewohnt waren, und daß späterhin langköpfige Leute, vielleicht mit überlegener Kultur, in dieselben Gegenden eingewandert seien; da wäre es möglich gewesen, daß in den Ebenen, in den großen Flußtälern und längs der großen Heerstraßen die Urbevölkerung vollständig zurückgedrängt und nahezu verschwunden sei, während sie sich im Hochgebirge, in den entlegenen Seitentälern und abseits vom großen Verkehre dauernd erhalten habe. Eine solche Erklärung ist ja naturgemäß zunächst auch nur rein hypothetisch, aber sie ist vielleicht ansprechender, als die Vermutung, daß die kurzen Schädel irgend etwas mit dem Bergsteigen zu tun hätten.

Noch sehr viel bedenklicher ist die Vorstellung, daß die Form der Hirnkapsel etwa durch die Art der Lagerung der Neugeborenen beeinflußt werden könnte. Man hat allerdings ganz ernsthaft behauptet, daß Säuglinge auf einem harten Kopfkissen ihren Kopf abwechselnd auf die rechte und auf die linke Seite legen und dadurch lange Schädel bekommen, während ein weiches Kopfkissen dauernde Rückenlage und damit eine Abflachung der Hinterhauptgegend und das Entstehen von kurzen Köpfen bedingt oder wenigstens befördert. Man wird natürlich gerne zugeben können, daß bei kranken, besonders bei hydrokephalen und knochenweichen Kindern eine derartige Beeinflussung nicht völlig ausgeschlossen ist, aber es steht auf der anderen Seite ganz fest, daß der Kopf eines gesunden Kindes auf die Art der Lagerung nicht mehr reagiert, als etwa eine Billardkugel oder ein Gummiball, und ebenso lehrt uns das Studium der künstlichen Deformationen, daß immer entweder eine zirkuläre Einschnürung mit Bindentouren nötig ist, oder systematisch ausgeübter Druck und Gegendruck zwischen Brettern, Kissen u. dgl., wenn es zu einer irgendwie bemerkenswerten Veränderung der natürlichen Schädelform kommen soll.

Völlig dunkel sind gegenwärtig noch die Zusammenhänge zwischen großen und kleinen Rassen; aus dem südlichen und aus dem tropischen Afrika kennen wir richtige Pygmäen schon seit langer Zeit; ebenso zweifelt heute niemand mehr daran, daß die Negrito der Philippinen ein echtes Zwergvolk sind, und daß es wirkliche Pygmäen auch auf der Halbinsel Malakka gibt. So kennen wir recht kleine Leute auch unter den alten Peruanern und sonst aus Amerika; und auch aus der Südsee mehren sich jetzt die Nachrichten von dem Vorhandensein ganz kleiner Menschen, von denen bisher allerdings nur da oder dort verhältnismäßig unscheinbare Überreste nachgewiesen werden konnten; immerhin aber wissen wir schon heute, wie in allen Erdteilen große und kleine Menschen nebeneinander vorkommen oder früher einmal vorkamen. Man hat mehrfach nachzuweisen versucht, daß alle die großen menschlichen Rassen von Pygmäen abstammen, aber diese Ansicht ist nicht ohne Widerspruch geblieben und bisher ist nicht einmal abschließend festgestellt worden, ob wirklich die afrikanischen, die südasiatischen und die melanesischen Pygmäen und etwa auch noch die kleinen alten Amerikaner unmittelbar untereinander verwandt sind oder nicht; ebenso ist bisher die Ansicht derjenigen, die in den Pygmäen nur Kümmerformen der großen Rassen sehen wollen, weder bewiesen noch widerlegt worden.

Von großem Interesse sind die Versuche, die Menschen nach den Kulturformen einzuteilen. So pflegt man z. B. Neu-Holländer, Buschmänner u. a. als „unstete Völker" zusammenzufassen und hervorzuheben, daß sie im wesentlichen zwar als Sammler die Pflanzenwelt und als Jäger die Tierwelt ausnützen, ohne jedoch dabei zu irgendeiner Art von Ackerbau oder Tierzüchtung gelangt zu sein.

Im Gegensatz dazu wird bei den wirklichen Nomaden gerade die oft sehr hoch entwickelte Tierzucht hervorgehoben, mit der dann freilich nicht selten schon ein primitiver Ackerbau verbunden sein kann, während Industrie und Arbeitsteilung sich erst in späteren Stadien menschlichen Fortschritts entwickelt haben. Über das Verhältnis von Viehzucht zum Ackerbau haben sich gerade in den letzten Jahren unsere Anschauungen sehr geändert, wenn sie auch noch nicht zu voller Klärung gelangt sind. Selbst über den wirklichen Ursprung des Pfluges sind wir zurzeit noch nicht mit Sicherheit unterrichtet; jeder Voraussicht nach hat er sich aus dem mit einem Stelzentritte versehenen Grabstock entwickelt, den wir noch heute ab und zu sogar in Neu-Seeland und wiederum im östlichen Sudan finden. Es ist nicht unmöglich, daß ein näheres Studium der verschiedenen Formen des Pfluges im alten Ägypten uns noch die Zwischenformen liefern wird, vor allem jenes Stadium, in dem auf den primitiven Grabstock nicht nur eine von oben nach unten wirkende Kraft, sondern auch die Zugkraft eines Zweiten — sei es nun Mensch oder Tier — einzuwirken beginnt. Im übrigen gibt es noch heute sehr große Ländermassen, in denen eine recht ausgedehnte Bodenkultur nur durch einfachen Hackbau betrieben wird. So hat im ganzen tropischen Afrika der Pflug erst in den letzten Jahren da oder dort durch die Europäer Eingang gefunden, während z. B. an der Ostküste, wo doch sonst arabischer und indischer Einfluß seit unvordenklicher Zeit nachweisbar ist, die Eingeborenen immer noch an ihrem primitiven Hackbau festhalten.

Ganz besonders lehrreich sind die Bemühungen, die verschiedenen Völker nach dem Grade ihrer Kultur in verschieden bewertete Gruppen zu teilen. Schon Linné hat neben seinen eingangs erwähnten vier Hauptrassen auch einen homo monstrosus und einen homo ferus aufgestellt, und noch heute bemüht man sich, die Gegensätze zwischen Kulturvölkern und Wilden in bestimmte Formen zu bringen. Immer noch ist in gewissen Zeitungen oder manchmal auch in Parlamentsberichten von „Wilden" die Rede. In einer großen österreichischen Stadt habe ich einmal gesehen, wie die Jungen einen singhalesischen Gelehrten, der Goethe und Shakespeare im Urtext zu lesen pflegte, mit dem Jubelruf verfolgten: „A Schwarzer, a Wilder!" Und einer unserer höchsten Beamten hat einst öffentlich von den Samoanern gesprochen als von „einer Handvoll Wilden". Die Ursache solcher irrigen Vorstellungen liegt natürlich an der geringen Wertschätzung, deren sich früher die Lehre vom Menschen zu erfreuen gehabt hat. Woher soll auch jemand wissen, wenn er es nicht irgendwo gelernt hat, daß die ganz dunklen Singhalesen eine uralte Kultur- und Philosophie haben, daß die Samoaner, wie andere Polynesier, sich längst zu einer reichgegliederten Arbeitsteilung aufgeschwungen haben und sich auch einer höchst verwickelten Kosmogonie und vieler anderer merkwürdiger Traditionen erfreuen, oder daß die Japaner im Verhältnis zu ihrer kleinen Statur mehr Gehirn haben als der Durchschnittseuropäer!

Darstellung einer Straußenjagd. Buschmann-Malerei aus einer Höhle im Herschel-Distrikt. Ein Buschmann hat als Strauß verkleidet eine Straußenherde angeschlichen (nach Stow).

Aber auch die Fachleute bemühen sich noch heute vergebens, Grenzen zwischen den Kulturvölkern und den primitiven oder sog. Naturvölkern abzustecken. Daß die dunkle Hautfarbe im wesentlichen als Schutzmittel gegen den Sonnenbrand sich entwickelt und mit der ethischen Dignität nicht das geringste zu schaffen hat, habe ich schon oben angedeutet; aber auch die mehr oder weniger vollständige Kleidung, die für manche Leute als ein untrügliches Kriterium der Kultur gilt, verliert ihre Bedeutung, wenn man sich nur daran erinnert, wie z. B. die alten Griechen gerade auf ihren nackten Körper stolz waren und wußten, daß es bei den Barbaren eine Schande sei, nackt gesehen zu werden. Nicht viel besser steht es mit der Bedeutung der Reinlichkeit. Viele Bantu reinigen sich nach jeder Mahlzeit lange und sorgfältig die Zähne mit einer scharfen Bürste, aber wie viele deutsche und russische Bauern gibt es, die niemals von einer Zahnbürste auch nur gehört haben. Die Mehrzahl der Wilden pflegt täglich zu baden, während es viele Europäer gibt, die sich niemals waschen. Ganz bedeutungslos erscheint auch der Besitz oder das Fehlen der Schrift, wenn man sich an die enorme Überzahl der Analphabeten über die Schreibkundigen z. B. in Rußland erinnert und im Gegensatz dazu an das großartige Gedächtnis der meisten polynesischen Stämme. Sogar über die Anthropophagie hat man in den letzten Jahren anders urteilen gelernt als früher und mehrfach ernste und tiefe religiöse Vorstellungen erkannt, die ihr ursprünglich zugrunde liegen; und was Menschenopfer angeht, so sei daran erinnert, wie vor der Schlacht bei Salamis die Griechen drei gefangene Perser, Neffen des Xerxes, dem Dionysos geopfert haben!

Je besser wir jetzt die „Wilden" kennen lernen, um so besser sehen wir, daß es nirgends eine Grenze gibt, die sie scharf und sicher von den Kulturvölkern scheidet; immer müssen Zwischenstufen aufgestellt werden, und wie man vorzeiten zwischen die aktiven und passiven Rassen, zwischen die „Tag- und Nachtmenschen" die Mongolen als „Dämmerungsmenschen" eingeschaltet hat, so hat erst kürzlich noch ein sehr angesehener Autor zwar die Griechen noch zu den wirklichen Kulturvölkern gestellt, die Römer aber schon zu den Halbbarbaren. Tatsächlich

gibt es jetzt nirgends wirkliche „Wilde", nirgends Menschen, die sich völlig unabhängig von irgendwelchen Kulturströmungen entwickelt haben. Überall, wo man jetzt diesen Dingen ernsthaft nachgeht, entdeckt man Zusammenhänge, Entlehnungen und Übertragungen; nirgends gibt es heute einen noch so kleinen Stamm, der nicht irgendwie und irgendeinmal fremdem Einflusse ausgesetzt war.

Vor etwa dreißig Jahren konnte ein noch jetzt hochangesehener Ethnograph sagen, daß „Afrika erst vor einem Vierteljahrhundert von Europäern betreten worden" sei, jetzt wissen wir, daß fremder Einfluß in Afrika schon in der allerfrühesten, prähistorischen Zeit begonnen haben muß. In Madagaskar sind es die Howa, die ihren körperlichen Eigenschaften nach sich als Indonesier erweisen, wie ja auch ihre Sprache und ihre materielle Kultur fast rein indonesisch sind. Während aber die indonesische Einwanderung auf Madagaskar einer verhältnismäßig späteren Zeit angehört, hat es zweifellos schon lange vorher indonesischen Einfluß auch auf dem afrikanischen Festlande gegeben, und ebenso kann die Bedeutung indischer und arabischer Kultur für Indonesien gar nicht hoch genug veranschlagt werden, ja sogar antik griechischer Einfluß läßt sich bis nach der fernen Südsee verfolgen. Der Raub des Ganymed, von dem eine berühmte Replik sich im Vatikan befindet, läßt sich zunächst in der Ghandara-Kunst nachweisen; da ist die äußere Form noch fast dieselbe, wenn auch der Inhalt schon ein anderer geworden ist, ein Vorgang, der sich vielfach auf diesem Gebiete wiederholt, ähnlich wie auch auf dem weiteren Wege nach Osten viele Motive der Ghandara-Kunst äußerlich beibehalten werden, aber ihren Inhalt wechseln, wofür aus den Denkmälern von Borobuddur auf Java viele Belege beigebracht werden könnten. Die weiteren Wege dieser Art von Beeinflussung sind im einzelnen noch unbekannt und werden es vielleicht immer bleiben, aber es scheint fast unmöglich, ein Motiv, das sich unter den Schnitzwerken von Neu-Irland immer und immer wiederholt, die von einem Vogel entführte menschliche Figur, als bodenständig zu betrachten und nicht auf westlichen Einfluß zurückzuführen. In seiner einfachsten Form ist dieser Typus von Schnitzwerken hier durch Abb. auf S. 45 vertreten, aber dem Überwuchern von Beiwerk entsprechend, das vielfach die melanesische Kunst auszeichnet, hat auch dieses Motiv sich in Neu-Irland selbständig weiter entwickelt bis zu Formen, wie deren eine hier S. 41 wiedergegeben ist; aber da und dort wird uns von den Eingeborenen gesagt, es sei der Totenvogel, der die Seele des Verstorbenen ins Jenseits bringt. Der Inhalt hat also auf dem Wege vom Mittelmeer nach dem Bismarck-Archipel mehrfach gewechselt, die äußere Form aber ist dieselbe geblieben, und in ähnlicher Weise hat es den Anschein, als ob auch die Kopfbänke von Neu-Guinea in irgendeiner Art auf eine vorderasiatische Kunstform zurückgingen.

So ist fremder Einfluß überall nachweisbar, aber trotzdem möchte ich gerade das Mehr oder Minder solchen Einflusses als das einzige wirklich einigermaßen berechtigte Kriterium der Kultur bezeichnen. Wenn es also auch keine „Wilden" im früheren Sinne des Wortes gibt, so gibt es doch zweifellos Menschen mit primitiver Kultur, deren verhältnismäßige Minderwertigkeit uns vielleicht in keiner Weise klarer vor Augen tritt, als wenn wir die Schwierigkeiten betrachten, die besonders in früherer Zeit die europäischen Verwaltungen in den Schutzgebieten fanden. Der Offizier freilich hatte in der Regel schon beim Truppendienst gelernt, mit primitiven Menschen auszukommen, sie zu verstehen und zu schätzen und sie dann auch in freundschaftlich-patriarchalischer Weise zu beherrschen; ganz anders der Verwaltungsbeamte der alten Schule, für den der Eingeborene nur zu oft „der Hund" oder „das schwarze Schwein" gewesen ist! Alle die großen Kolonialkriege, von denen die Geschichte der letzten Jahrhunderte spricht, wären zu vermeiden gewesen, wenn die Verwaltung von vornherein es verstanden hätte, den Gedanken des Eingeborenen zu denken, to think black, schwarz zu denken, um ein Wort zu gebrauchen, das von Miß Kingsley geprägt ist.

Diese allgemeinen Andeutungen habe ich absichtlich so ausführlich gehalten. Es ist ganz unmöglich, auf zwei Druckbogen eine umfassende Naturgeschichte des Menschen zu geben — der mir hier zugemessene Raum würde nicht einmal genügen, auch nur die Namen der einzelnen Rassen, Völker und Stämme, Landschaften und Inseln aufzuzählen, aber es schien mir nützlicher, den Leser über die allgemeinen Gesichtspunkte der Völkerkunde zu orientieren und ihn zu eigenem Nachdenken anzuregen, als ihn hier mit einer Fülle von Einzelheiten

Thron des Häuptlings von Bamum, Kamerun
Original im Königlichen Museum für Völkerkunde zu Berlin

und Namen zu überschütten, die er ebensogut in irgendeinem Handbuch finden kann. Dementsprechend wird auch im folgenden nur eine kurze Übersicht über die anthropologische Gliederung jedes einzelnen Erdteils gegeben werden, bei der mehr Gewicht auf die großen Probleme und einzelne, noch der Lösung harrende Fragen gelegt werden soll, als auf die feststehenden und ohnehin allgemein bekannten Tatsachen. Dabei soll jede Art von schematischer Einteilung ängstlich vermieden werden. Bei dem gegenwärtigen Stande der Völkerkunde ist es durchaus nötig, sich nach Art der modernen Zoologie und Botanik auf Gliederung in „anthropologische Provinzen" zu beschränken und von „Einteilungen" abzusehen, die ebenso unzulänglich als unfruchtbar sind.

In diesem Sinne sei hier zunächst mit

Afrika

begonnen. Hier liegen die Dinge verhältnismäßig sehr einfach; es hat sogar eine Zeit gegeben — und sie liegt noch nicht sehr fern hinter uns — in der man geneigt war, die Bevölkerung von Afrika für im wesentlichen einheitlich zu halten. Besonders von Berlin aus hat der um die Erforschung der Bewohner des dunklen Kontinents so hoch verdiente Robert Hartmann mehrfach betont, daß, wenn man etwa von Ägypten aus den Nil aufwärts reise, man niemals wissen könne, wann eigentlich der helle Ägypter aufhöre und der dunkle Afrikaner anfange.

Heute sind wir nicht mehr auf diesem Standpunkte. Wenn wir auch im allgemeinen wohl alle darüber klar sind, daß der Prozeß der Menschwerdung sich nur an einer Stelle vollzogen hat, und daß schließlich alle Menschenrassen einen gemeinsamen Ursprung haben, so sind wir doch im Laufe der letzten Jahrzehnte auch für Afrika dahin gelangt, eine ganze Reihe von Menschengruppen aufzustellen, die voneinander scharf und wesentlich verschieden sind, wenn sie auch natürlich, besonders an den Grenzen ihrer Verbreitungsgebiete, ineinander übergehen und miteinander zu verfließen scheinen.

Beginnen wir die Betrachtung dieser Verhältnisse zunächst da, wo sie am einfachsten liegen, nämlich in Südafrika, in den ungeheuren, teilweise steppenartigen Gebieten südlich vom Zambesi, so fallen uns da schon auf den ersten Blick zwei voneinander gänzlich verschiedene Menschenrassen ins Auge, die Buschmänner und die Kaffern. Im ganzen Bereiche der Menschheit gibt es kaum wiederum zwei Rassen, die so weit voneinander unterschieden scheinen, als gerade diese beiden. Die Buschmänner sind, wenigstens soweit sie als rassenrein gelten können, zwerghaft klein; die Männer nur selten über 1,40 m hoch, die Frauen in der Regel noch sehr viel kleiner. Die Kaffern hingegen sind groß, im Mittel die durchschnittliche Größe des Europäers noch um mehr als Fingerbreite überragend. So kann der typische Buschmann unter dem wagerecht ausgestreckten Arm eines Kaffern bequem hindurchgehen und oft genug auch noch seine Hand aufrecht auf den Kopf legen, ohne anzustoßen. Noch sehr viel auffallender ist der Unterschied in der Hautfarbe. Der richtige Kaffer ist negerhaft dunkel, und gerade die dunkelsten Schattierungen von braun entsprechen dem Schönheitsideal seiner Rasse. Wo jemals hellere Haut bei einem oder dem anderen Individuum unter den Kaffern gefunden wird, wird man immer europäische Blutmischung annehmen müssen, die, wenn sie auch jetzt verhältnismäßig selten erfolgt, doch für frühere Jahrhunderte anläßlich der Strandung von Schiffen usw. historisch gesichert ist.

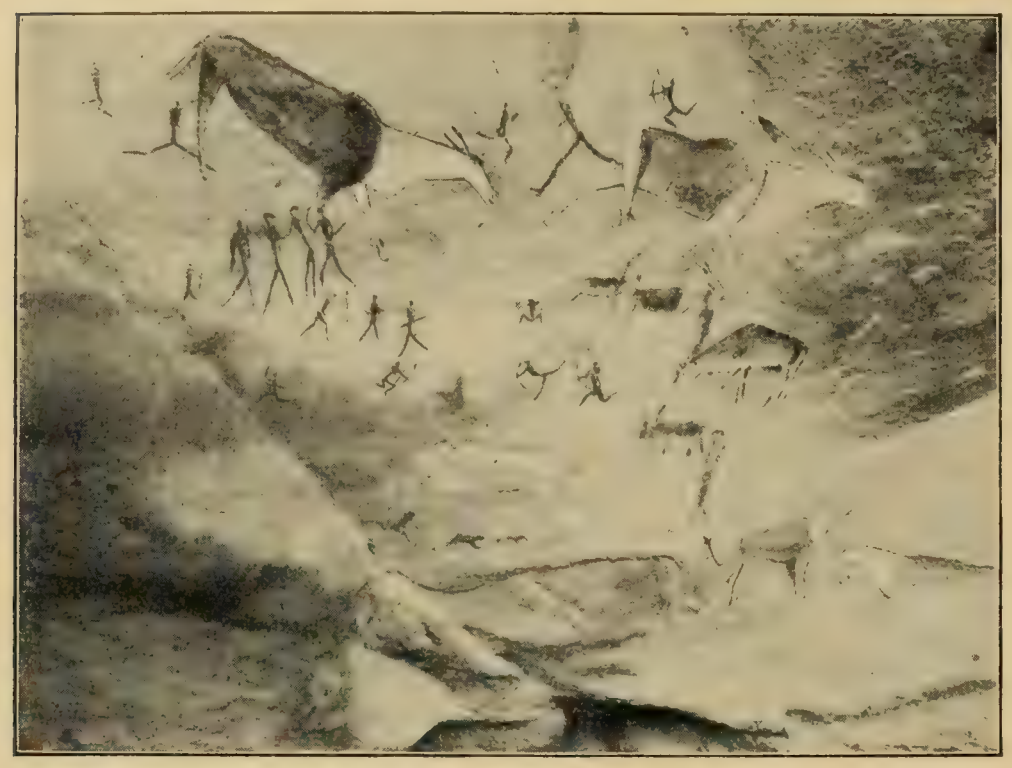
Der Buschmann hat eine ganz helle Haut, die in der Regel mit fahlem Laub verglichen wird und die noch sehr viel heller erscheint, wenn man je einmal in die Gelegenheit kommt, ein Stückchen Buschmannhaut mit Seife oder Benzin gründlich zu reinigen. Eine solche Haut hat dann etwa die Farbe wie die eines neuen englischen Reitsattels und ist sehr viel heller als die mancher Südeuropäer. Unter den anderen anatomischen Eigenschaften, die den Buschmann auszeichnen, seien hier in aller Kürze nur hervorgehoben: der verhältnismäßig kurze und breite Hirnschädel, die stark gekrümmte Lendenwirbelsäule, das dementsprechend sehr stark nach vorn geneigte Becken und die außerordentliche Kleinheit und Kürze der Hand- und Fußknochen. Auch sonst sind die Proportionen nicht die eines nur einfach verkleinerten Europäers oder Kaffern, vielmehr ist der Rumpf verhältnismäßig sehr viel länger und das Bein verhältnismäßig kürzer. Das aber sind Eigenschaften des kindlichen Körpers,

und so hat es den Anschein, als ob beim Buschmann das Körperwachstum schon in der Kindheit zum Stillstand gekommen sei.

Auch die Weichteile des Buschmanns sind anders als die seiner großen dunklen Nachbarn. Die Haare sind in engen Spirallöckchen gerollt. Der niedrigen und breiten Ohrmuschel fehlt völlig das Läppchen. Die Gesäßgegend ist mächtig ausladend, der Penis auch im nicht erigierten Zustande in sehr merkwürdiger Weise fast horizontal orientiert, anders als bei jeder andern menschlichen Rasse.

Völlig eigenartig ist die Sprache der Buschmänner und besonders durch ihre zahlreichen Schnalzlaute uns so fremdartig, daß es zurzeit, von einigen zufällig hier anwesenden Missionaren abgesehen, in Europa nur zwei oder drei Leute gibt, die eine Buschmannsprache wirklich beherrschen.

Ebenso ist das ethnographische Charakterbild des Buschmanns ein durchaus und in jeder Beziehung eigenartiges. Der Buschmann ist Jäger und Sammler; ein kleiner Bogen, ein paar unscheinbare, aber bei näherer Betrachtung doch bewundernswert zweckmäßig erscheinende vergiftete Pfeile und eine lederne Sammeltasche bilden fast den ganzen Besitz dieses Volkes, das man gerade seiner scheinbaren Armut wegen lange Zeit gering geschätzt und ganz an die unterste Stufe der menschlichen Kulturentwicklung gesetzt hat. Wir wissen jetzt, daß die Buschmänner trotz ihrem scheinbar so geringen technischen Besitz auf einer verhältnismäßig sehr hohen geistigen Stufe stehen, schöne Erzählungen und Sagen besitzen und vor allem eine geradezu bewundernswerte künstlerische Geschicklichkeit. Ihre alten Höhlenwohnungen und Unterschlupfe unter überhängenden Felsen sind bedeckt mit bunten Malereien und mit in glatte Steinflächen eingeschlagenen vertieften Zeichnungen. Von beiden Arten dieser Kunstleistung seien hier nur wenige Proben mitgeteilt, wobei ich ganz besonders auf die zuerst von Stow veröffentlichte Darstellung einer Straußenjagd aufmerksam machen möchte. Hier sieht man eine kleine Straußenherde so künstlerisch schön und zugleich naturwahr dargestellt, daß man sie zunächst einem ganz großen japanischen Künstler zuschreiben möchte. Erst bei näherer Betrachtung sieht man dann, wie einer der Strauße sich als ein Buschmann entpuppt, der in solcher Verkleidung sich an eine Straußenherde angeschlichen hat, um aus unmittelbarer Nähe seinen vergifteten Pfeil anbringen zu können. Die Buschmannkunst ist für uns ganz besonders interessant auch dadurch, daß von unseren eigenen Voreltern in Europa, die sonst sicher auch auf einer ganz primitiven Kulturstufe gestanden haben, schon aus der paläolithischen Zeit Kunstleistungen erhalten sind, die auf das allerengste mit der Buschmannkunst verwandt sind. So würde man die auf der Tafel nach Seite 88 abgebildeten Proben dieser ältesten europäischen Kunst leicht den Buschmännern zuschreiben können, und ebenso könnten mehrere von unseren Buschmannbildern ebensogut etwa aus Altamira oder aus einer französischen Höhle stammen.



Jagdszenen. Buschmannmalerei aus einer Höhle in den Drakensbergen.

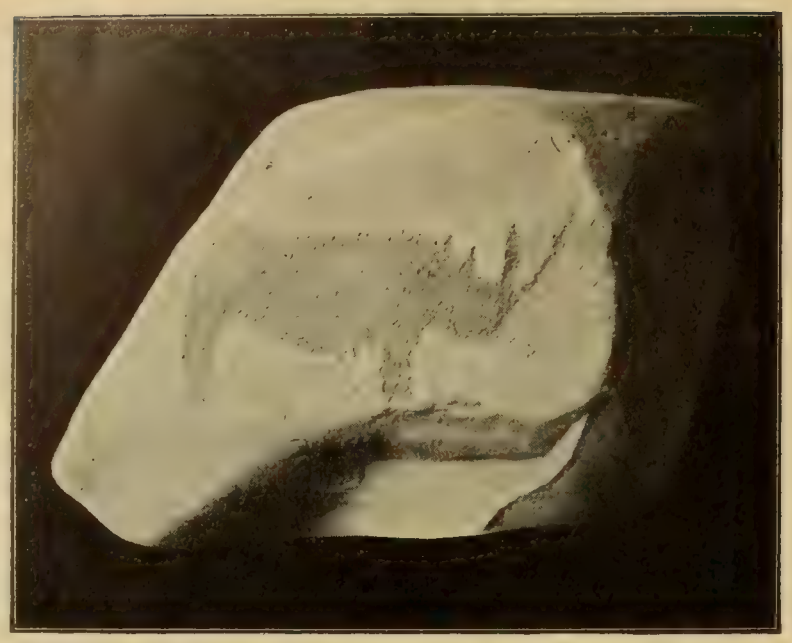
Aber noch ein drittes Volk finden wir neben Buschmännern und Kaffern in Südafrika, die Hottentotten. Sie sind ebenso hell wie die Buschmänner, aber sie sind sehr viel größer

Ochse. Buschmannmalerei aus einer Höhle in den Drakensbergen.

als diese und bleiben oft gar nicht sehr weit hinter der Durchschnittsgröße des Europäers zurück. Ihre Stellung im anthropologischen System ist auch heute, obwohl man sich seit Jahrzehnten mit ihr beschäftigt, noch nicht völlig geklärt. Sicher ist nur, daß ihre Sprache sich zwar scheinbar und bei ganz oberflächlicher Betrachtung an die der Buschmänner anschließt, in Wirklichkeit aber in jenen großen Kreis afrikanischer Sprachen gehört, den man jetzt als den hamitischen zu bezeichnen pflegt. Meinhof hat in völlig überzeugender und keinen Zweifel ermöglichender Weise dargetan, daß alles, was in der Sprache der Hottentotten an die der Buschmänner anklingt, vor allem auch ihre Schnalzlaute, einfach nur Lehngut sind, das im Laufe wahrscheinlich tausendjähriger Nachbarschaft von einem Volk zum andern übergegangen ist. Das unveränderliche und dauerhafte Skelett einer Sprache ist aber die Grammatik, und da unterliegt es gar keinem Zweifel, daß die Grammatik aller Hottentottensprachen eine rein hamitische ist.

Wir werden uns also das Verhältnis der Hottentotten zu den Buschmännern in Zukunft wohl so vorzustellen haben, daß die Hottentotten den letzten Überrest einer uralten hamitischen Einwanderung bedeuten. Dabei ist es nicht anders gegangen, als wie es regelmäßig bei großen und kleinen Völkerwanderungen in Afrika und anderswo zugeht. Kein geringerer als Lepsius hat zuerst gezeigt, und ich habe in den letzten Jahren immer wieder von neuem darauf hingewiesen, daß neue Einwanderer sich den alten Bewohnern des Landes gegenüber immer numerisch in großer Minderheit befinden. Sie haben die Brücken hinter sich abgebrochen, sie haben kein stammverwandtes Hinterland, sie haben keine oder nur wenige Frauen mit sich und sie sind an das neue Klima nicht so gewöhnt, wie die alte, ansässige Bevölkerung. Sie gehen also mit ihren physischen Eigenschaften um so rascher in der alten Bevölkerung auf, je weiter sie sich von der Heimat entfernt haben, je größer ihre numerische Minderheit war, je weniger Frauen sie mit sich hatten und je ungünstiger das ungewohnte Klima auf sie einwirkt. Völlig anders ist es aber mit den psychischen Eigenschaften: Sprache,

Kampfszene. Buschmannmalerei aus einer Höhle in den Drakensbergen.



Zweihörniges Rhinozeros.
Gemeißelte Buschmannzeichnung auf einem Stein aus Kimberley.

Grammatik, Religion und wo etwa Schrift in Frage kommt auch diese — all das entwickelt sich unabhängig vom numerischen Verhältnis zwischen den Einwanderern und der alten Bevölkerung: da entscheidet nur die absolute Tüchtigkeit und Überlegenheit. Es siegt die höher entwickelte Sprache, die verfeinerte Grammatik, die weiter vorgeschrittene Religion und, wo das überhaupt in Frage kommt, auch die bessere Schrift.

So ist es in Vorderasien gegangen, wo semitische Einwanderer, für die Abraham der Heros eponymos ist, die vorsemitische, armenoïde Urbevölkerung oberflächlich semitisiert haben; so sind große Teile von Nordostdeutschland germanisiert worden — und genau ebenso muß man sich hamitischen Einfluß bis nach der Kapkolonie hin tätig vorstellen.

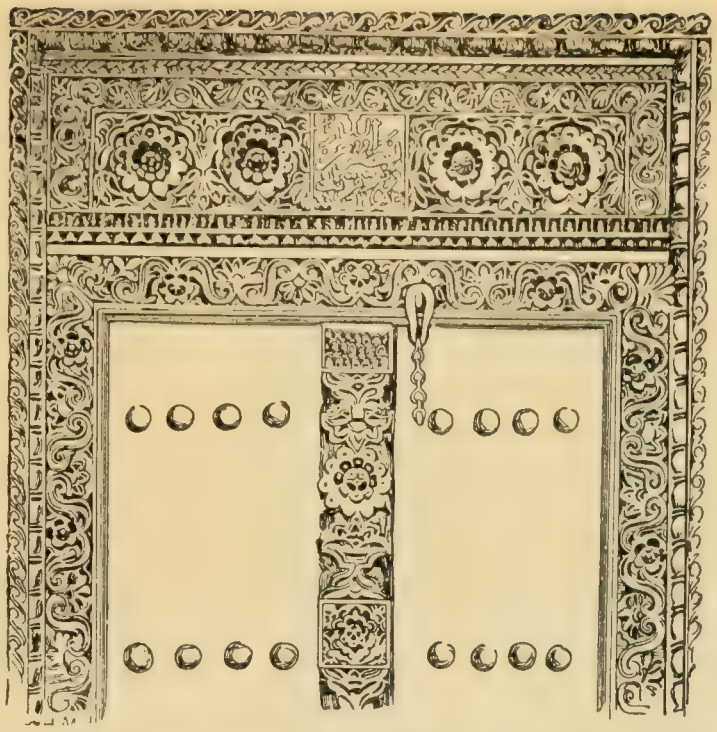
Für alle sprachlichen Einzelheiten verweise ich auf Lepsius, Schleicher, Reinisch und Meinhof. Nur auf eine ethnographische Tatsache möchte ich auch an dieser Stelle hinweisen, weil sie mir von der allergrößten Bedeutung zu sein scheint und in der Regel übersehen oder unterschätzt wird: Die Buschmänner sind noch heute Jäger und „Sammler", die Hottentotten aber sind Hirten, wie alle Hamiten seit ungezählten Jahrtausenden.

So also liegen die Verhältnisse in Südafrika. Im Osten, nördlich vom Zambesi bis hinauf zum Osthorn von Afrika, fast bis zum Kap Guardafui, haben wir zumeist Leute wohnen, die sprachlich und somatisch verhältnismäßig einheitlich erscheinen, und die man mit einem, ihrer eigenen Sprache entnommenen Worte als „Bantu" = „Menschen" zu bezeichnen pflegt. In den Kreis dieser Sprachen gehören übrigens auch alle Kafferndialekte, und wir sehen fast das ganze tropische Afrika von Leuten bewohnt, die eine Bantusprache reden. Im Westen reicht ihr Gebiet von den Herero im Süden bis hinauf fast an die Nordwestgrenze von Kamerun, im Osten werden Bantusprachen gesprochen vom Kap der guten Hoffnung bis an die Südgrenze der Galla-Völker, und im Innern des Kontinents ist das ungeheure Stromgebiet des Kongo und die Region der großen Seen auch wesentlich nur von Bantu-redenden Völkern bewohnt.

Elefant.
Gemeißelte Buschmannzeichnung auf einem Stein aus der Umgebung von Kimberley.

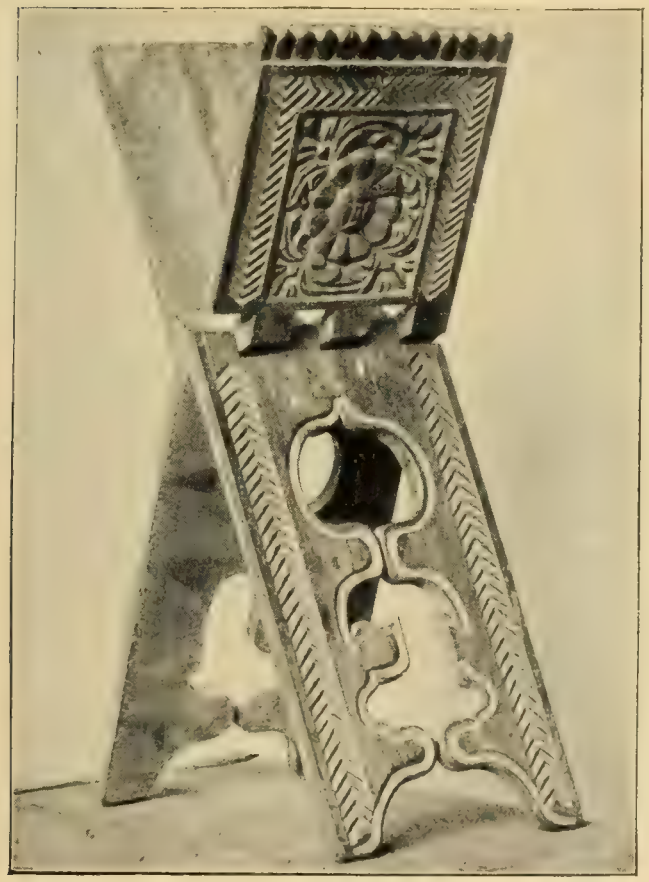
Wiederum ist es ein Verdienst von Meinhof, den Zusammenhang zwischen den einzelnen, scheinbar oft recht weit auseinander weichenden Bantusprachen wissenschaftlich klargelegt und vor allem die Gesetze des Lautwechsels in den Bantusprachen erkannt zu haben, so daß wir jetzt mehr als je von einer wirklichen und engen Einheit aller Bantusprachen überzeugt sind.

Dieser Sprachen=einheit aber entspricht durchaus nicht eine physische. Wir finden im Gegenteil ganz Ostafrika mit fremden Elementen förmlich durchsetzt. So ist es zunächst eine Natur=notwendigkeit, daß arabischer und indi=scher Einfluß sich ge=rade an der Ostküste geltend machen. Mee=res= und Windströ=mungen bringen es mit sich, daß monate=lang jeder Baum=stamm, der von der indischen oder arabi=schen Küste abgetrie=ben wird, längs der Swahili=Küste dahin=treibt, und monate=lang gibt es dann einen Gegenstrom, der, was er an der Swahili=Küste er=greift, nach Arabien oder der Westküste von Vorderindien anspült. So muß es einen Verkehr zwischen die=sen beiden Gebieten gegeben haben, fast so lange sie überhaupt von Menschen be=wohnt waren, und es entspricht einer ehe=rnen Naturnotwendig=keit, daß arabischer und indischer Einfluß sich an der Ostküste Afrikas geltend machen.

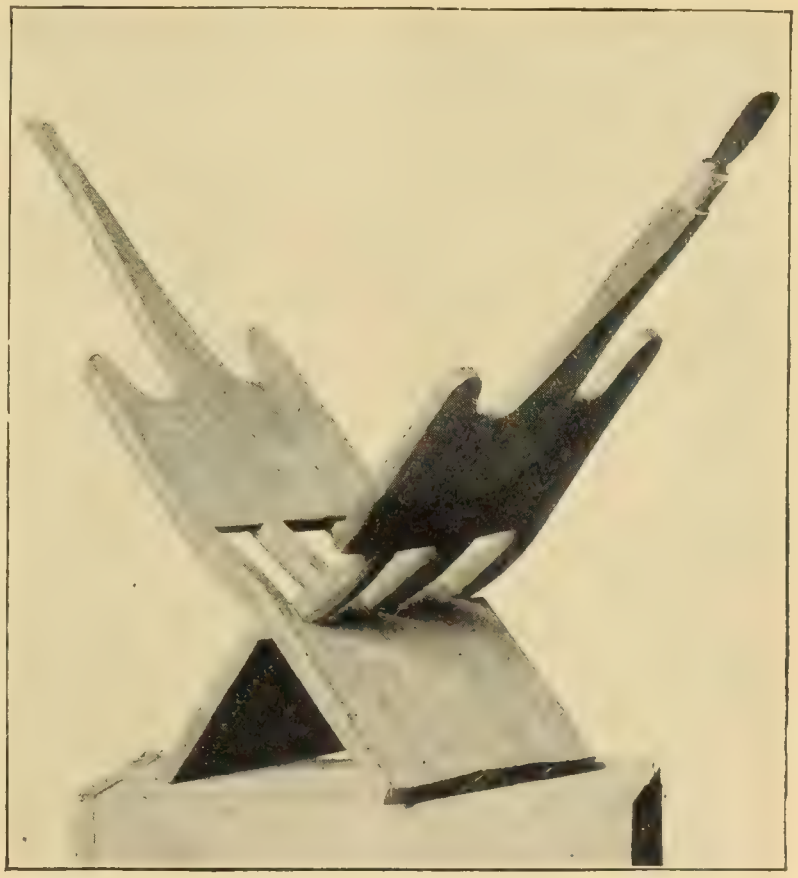


Obere Hälfte einer geschnitzten Tür aus einem alten Araberhause auf Sansibar mit arabischen und indischen Einflüssen in der Ornamentik.

Aber auch im Innern sehen wir da und dort, in großen und kleinen Gruppen zerstreut, Leute, welche sich durch hellere Haut, schmalere und höhere Nasen, weniger gewulstete Lippen, oft auch durch weicheres und weniger krauses Haar von der großen Menge ihrer dunklen Nachbarn unterscheiden. Von Norden nach Süden aufgezählt gehören hierher zunächst die Somâl und die Galla, ferner die Massai und nicht zum wenigsten auch wohl die größeren



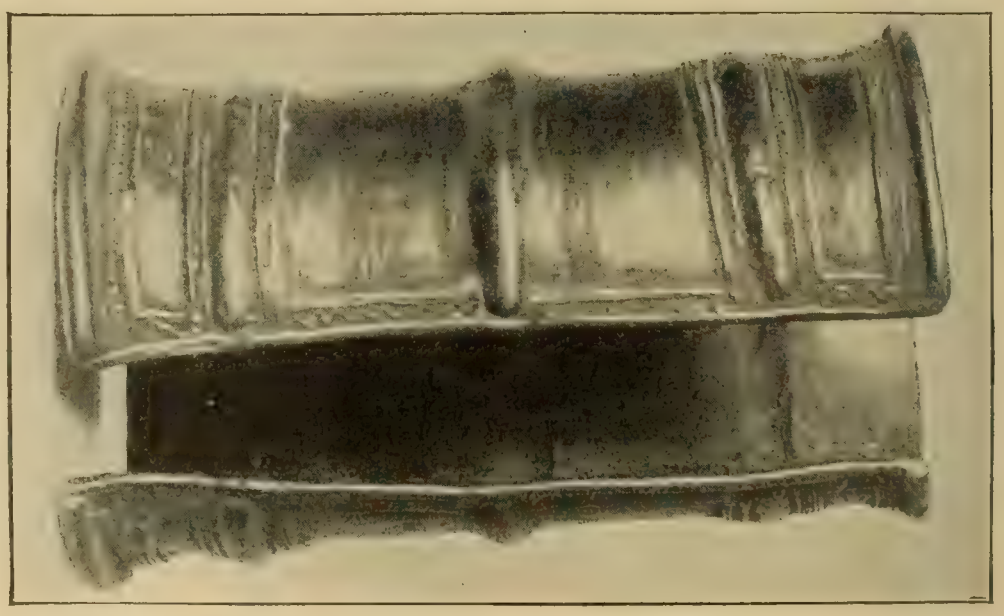
Geschnitztes Korânpult aus Bagamoyo.
Swahili=Arbeit unter arabisch=türkischem Einfluß.



Mbusi, Kokosnußraspel in der Art eines Korânpultes.
Typisch für die Art des arabischen Einflusses in Ostafrika.

Sultan Kissilerobo von Mpororo mit seinem Neffen. Typische Hima. Photographie des Herrn Oberleutnants Weiß.

oder kleineren Gruppen, die wir in der Seenregion als Hima oder Tussi jetzt von Jahr zu Jahr besser kennen lernen. Man müßte blind sein, wollte man übersehen, eine wie gewaltige Kluft alle diese Leute von den dunklen Ostafrikanern trennt, und auch auf den ersten Blick muß man erkennen, daß es sich hier nicht um individuelle Abweichungen, sondern um ganz durchgreifende Rassenunterschiede handelt. Dies gilt vom Lebenden so gut wie von der Betrachtung der Schädel. Natürlich gibt es Übergangsformen und Mischlinge zwischen diesen beiden Typen, wenn auch im allgemeinen bekannt ist, daß diese hellen und schmalnasigen Ostafrikaner in der Regel bemüht sind, ihr Blut rein zu erhalten und sich nicht gern mit ihren dunkleren, breitnasigen Nachbarn vermischen. Darüber, wohin diese hellen Afrikaner im anthropologischen System gehören, werden wir zunächst von der Linguistik Aufklärung zu erwarten haben. Freilich steht es auch schon ethnographisch fest, daß z. B. der materielle Besitz der Somâl sich eng an den der alten Ägypter anlehnt, und es ist von mehr als einem Somali direkt berichtet, daß er im großen Antiken-Museum von Kairo ganz verblüfft erklärte, das müßten doch seine Verwandten sein, deren Reste man hier zeige, denn ihr ganzer materieller Besitz entspreche dem seines Volkes. Nun hören wir aber von den Linguisten, daß sich im Massai und im Somali so viele direkte grammatikale Übereinstimmungen mit dem Altägyptischen finden, daß man notwendig eine unmittelbare Verwandtschaft, nicht nur etwa eine oberflächliche Beeinflussung anzunehmen hat. Tatsächlich liegen die Dinge so, daß man auch die Somâl- und Massaisprachen als hamitisch bezeichnen muß, solange man überhaupt dieses Wort für das Altägyptische und das Koptische anwenden will.



Bronzearmband aus Nordwest-Kamerun.

Auf das Verhältnis zwischen den semitischen und hamitischen Sprachen kann und darf ich hier nicht eingehen. Daß es sich um verwandte Sprachgruppen handelt, die aus derselben gemeinsamen Ursprache hervorgegangen sind, unterliegt nicht dem allergeringsten Zweifel. Die glänzenden Untersuchungen von Erman und von Sethe haben diese Verwandtschaft sehr viel

enger erscheinen lassen als man bisher angenommen hat, und wenn sie auch in manchen Einzelheiten nicht ganz ohne Widerspruch geblieben sind, so haben sie doch wenigstens das Gefühl dafür in weitere Kreise getragen, daß das brüderliche Verhältnis zwischen Ham und Sem nicht nur eine willkürliche Notiz in der Völkertafel der Genesis ist. Auf einen gewissen Zusammenhang zwischen hamitischen und semitischen Sprachen hat übrigens schon im Jahre 1851 W. H. J. Bleek aufmerksam gemacht, der in seiner Doktordissertation: De nominum generibus linguarum Africae usw., Bonn 1851, ganz klar nachweist, daß nicht nur das Koptische und das Semitische, sondern auch alle andern Sprachen Afrikas, bei denen der Unterschied des männlichen und weiblichen Geschlechts die ganze Grammatik durchdringt, eines Ursprungs sind. So hatte dieser ungewöhnlich geniale Mann, der später als Bibliothekar an der Sir G. Grey's Library in Kapstadt wirkte, und dessen allzu früher Tod eine noch heute unausgefüllte Lücke zurückließ, schon als Student eine der wichtigsten und für die Kenntnis der großen Zusammenhänge in Afrika bedeutendsten sprachlichen Gesetze entdeckt und gewürdigt. Bleek, der übrigens trotz seines in der Regel englisch ausgesprochenen Namens ein guter Deutscher und ein richtiger Vetter von Ernst Haeckel und ein Onkel des eben erwähnten Ägyptologen Sethe gewesen war, hat später noch mehrfach auf grammatische Übereinstimmungen im hottentottischen Nama, im Galla und im Altägyptischen hingewiesen, und sein Verdienst ist es auch, als Erster gezeigt zu haben, daß das grammatische Geschlecht sich nur in den indogermanischen, in den hamitischen und in den semitischen Sprachgruppen findet und sonst nirgends.

Signaltrommel aus Nordwest-Kamerun.

Leider sind die Sprachen der verschiedenen Hima und Tussi noch sehr wenig bekannt. Einzelne scheinen sogar ganz die Sprache ihrer Bantu-Nachbarn und Untertanen angenommen zu haben, aber über ihre Abstammung können wir trotzdem nicht einen Augenblick im Zweifel sein, da sie ihre physischen Eigenschaften da-

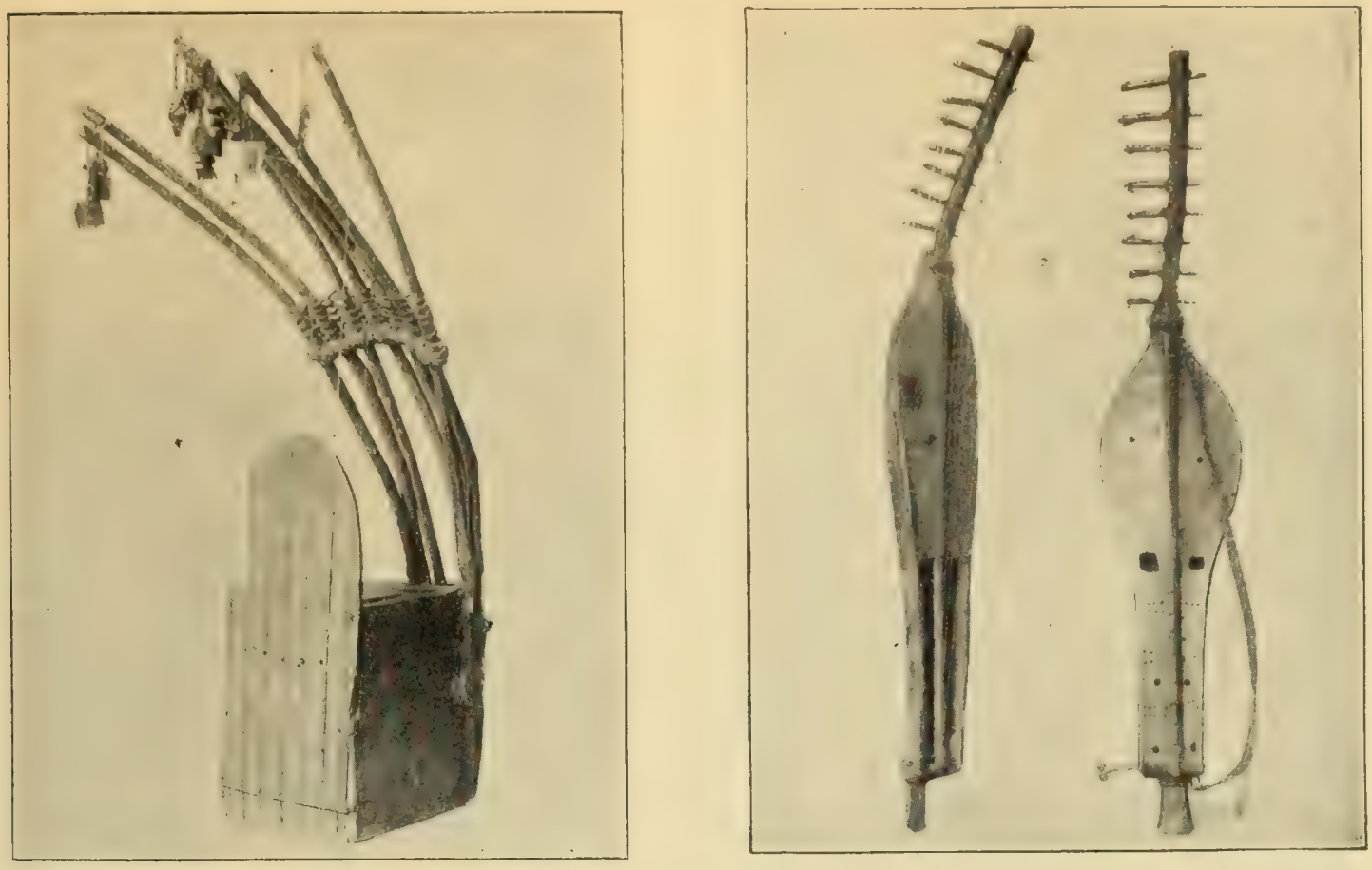
Alte Signaltrommel aus Nordwest-Kamerun. Original im Königl. Museum für Völkerkunde zu Berlin.

für um so besser erhalten haben, wovon sich jeder, der Augen hat, schon aus den von Jahr zu Jahr zahlreicher werdenden Photographien überzeugen kann, die uns jetzt von Angehörigen dieser Stämme vorliegen, und von denen eine hier wiedergegeben ist. Kein Mensch wird jemals behaupten wollen, daß Leute mit so hohen und schmalen Nasen und so wenig gewulsteten Lippen in irgendeinem nahen Zusammenhang mit den dunklen Ostafrikanern stehen können. In diesem Sinne ist es sicher auch sehr bedeutungsvoll, daß ein so ausgezeichneter Kenner der Massai, wie Hauptmann Merker, sie als „Semiten" anspricht, und daß ein nicht minder guter Beobachter, Rehse, in seinem demnächst erscheinenden Buche über Kiziba die dort lebenden Hima auch schlechthin als „Semiten" bezeichnet.

Es ist natürlich sehr billig, über derartige Bezeichnungen zu spotten und höhnend an die zehn verlorenen Stämme zu erinnern, aber es ist doch heute schon völlig klar und über jeden Zweifel erhaben, daß wir zunächst in Ostafrika allerhand Völker haben, die somatisch sich von den umwohnenden Bantu unterscheiden und sprachlich am bequemsten als Hamiten zusammengefaßt werden. Dabei verhehle ich mir sicherlich nicht, daß das Wort „Hamiten" nicht eindeutig ist und vielleicht auch ab und zu zu Mißverständnissen Anlaß geben mag, aber ich kenne gegenwärtig kein besseres Wort, unter dem die eben beschriebenen, schmal- und hochnasigen Ostafrikaner zusammengefaßt werden könnten, und ich werde es daher so lange anwenden, bis ein besseres Wort für diesen Begriff bekannt wird.

Der materielle Besitz der Ostafrikaner ist in erster Linie durch eine hochentwickelte Eisentechnik gekennzeichnet, eine Technik, die jeder Wahrscheinlichkeit nach sogar hier zu Hause ist und erst verhältnismäßig spät, etwa vor drei Jahrtausenden, über Ägypten nach den Mittelmeerländern und dann allmählich auch zu uns gelangt ist. Das ist eine Tatsache, die sicher zum Nachdenken anregt: die so verachteten „schwarzen Wilden" als die eigentlichen Entdecker gerade jener Technik, die heute noch für uns eigentlich die allerwichtigste ist und unserer so viel gerühmten hohen Kultur so recht eigentlich erst ihren Stempel aufdrückt.

Sonst ist Afrika freilich meist der empfangende Teil gewesen. Die Araber, Beludschen und Inder, die wir heute in Ostafrika vorfinden, haben sicher schon Vorgänger auch in prä-



Saiteninstrumente aus Westafrika. Originale im Königlichen Museum für Völkerkunde zu Berlin.

historischer Zeit gehabt, genau wie wir ihre eigene Geschichte viele Jahrhunderte weit zurückverfolgen können. So stellen z. B. die Häuser mit flachen Dächern (Temben und verwandte Formen), die Zapfentüren, die reflexen Bogen und die Pfeile der Somali zweifellos asiatischen Import vor, ebenso wohl auch das Rindenzeug, die Kokospalme und die Banane. Auch die vollendete Mattentechnik der Swahili, die sich in wenigen Jahrzehnten von der Küste bis mitten in das Herz des Kongobeckens ausgebreitet hat, scheint fremden Ursprungs.

Aber auch von Norden her ist Afrika immer fremdem Einflusse zugänglich gewesen, und es würde sehr unrecht sein, wollte man die Sahara für eine wirkliche Scheidewand zwischen Mittelmeer und Ober-Guinea halten; hier haben sicher schon seit Jahrtausenden regelmäßige Handelsbeziehungen bestanden, und ebenso haben seit dem 15. Jahrhundert portugiesische und andere Seefahrer nicht nur europäische, sondern auch indische und andere asiatische Waren auf dem Seewege eingeführt. Auf solche Weise ist auch die Armbrust nach Afrika gelangt, wo sie allerdings im Laufe weniger Jahrhunderte zu dem ganz elenden Schießgerät degeneriert ist, das wir heute bei den Fan-Völkern finden. Ähnlich sehen wir vielfach auch Helme in Afrika mit sagittalen Kammleisten (Cristen), die wohl kaum bodenständig sind, sondern auch auf europäischen Einfluß zurückgehen. Der frühgriechische Helm, den wir von den Ägineten und von altkorinthischen Bronzen kennen, der römische Fechterhelm, viele mittelalterliche Formen, der bayrische Raupenhelm und eine große Zahl anderer moderner Uniformhelme sind selbstverständlich Zweige eines Stammes, aber ich halte es für wahrscheinlich, daß auch die afrikanischen und pazifischen Helme mit Kammleisten auf europäischen Einfluß zurückgehen. Auf S. 79 ist eine Kopfbedeckung der Ja-unde in Kamerun abgebildet, deren Form unverkennbar an europäische Helme mit Visier, Nackenschutz und Ohrklappen erinnert, und ebenso kann man zwei andere Helmformen, die sich mehrfach auf Benin-Platten finden, mit voller Sicherheit auf europäische, und zwar auf portugiesische Vorbilder zurückführen. Ebenso kennen wir eine in Benin von Eingeborenen gegossene große Drehbasse, die unmittelbar einem portugiesischen Original nachgebildet ist; so habe ich vor einigen Jahren auch wirklich ein portugiesisches Geschütz des frühen 16. Jahrhunderts erwerben können, das an der Kongomündung gefunden wurde und sich jetzt im Berliner Zeughaus befindet. Beide Stücke sind sich äußerlich fast bis

zum Verwechseln ähnlich, wenn auch die Art ihrer technischen Herstellung eine völlig verschiedene ist.

So hat zu allen Zeiten fremder Einfluß auf Afrika gewirkt, und es ist sicher grundfalsch, einen solchen gerade nur für die letzten Jahrhunderte anzunehmen. So ist natürlich auch die Technik des Gießens in verlorener Form da sehr viel älter, als der im späten 15. Jahrhundert beginnende portugiesische Einfluß auf Benin. Die Anfänge einer „Bronzezeit" verlieren sich in Afrika genau ebenso in prähistorisches Dunkel, wie bei uns in Europa. In Ägypten kennen wir verschiedene Gußtechniken schon seit den ältesten Zeiten, aber noch sind wir völlig unwissend, wo der Erzguß wirklich zu Hause ist und wann, wie und auf welchen Wegen er sich allmählich über die ganze alte Welt verbreitet hat. Inzwischen kennen wir jetzt aus Westafrika eine große Zahl von Waffen, Schmuckstücken und auch von Tongefäßen, die derart an prähistorische Formen in Europa erinnern, daß ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen diesen beiden Kulturkreisen in einer sehr frühen Vorzeit schon heute als nahezu gesichert erscheint — wenn auch die stringenten Beweise für diese Annahme wohl erst von systematischen Ausgrabungen zu erwarten sein dürften, an denen es bisher auf westafrikanischem Boden noch fast völlig mangelt.

Ahnenfigur aus Usaramo.
Holzschnitzerei mit Perlenbehang im Kgl. Museum für Völkerkunde zu Berlin.

Lebensgroße Grabfigur.
Holzschnitzerei mit Perlenschmuck aus Bamum in NW.-Kamerun.

Einstweilen wird für sehr viele Einzelheiten im materiellen Besitz der Afrikaner die Frage noch offen bleiben müssen, inwieweit sie bodenständig sind oder entlehnt und übertragen. Wesentlich leichter wird diese Entscheidung naturgemäß für die sehr viel komplizierteren Erscheinungen aus dem Bereiche der geistigen Kultur. So ist es auf den ersten Blick klar, daß eine große Zahl von Erzählungen der Swahili arabischen und indischen Ursprungs sind; man kann ihre Quellen unmittelbar in „Tausend und eine Nacht" und im Pantschatantra nachweisen; aus diesem letzteren ist sogar die Art der Einschachtelung einer Erzählung in eine andere direkt übernommen, und die zuerst von Steere mitgeteilten Swahili-Erzählungen von

dem Esel des Wäschers stimmen bis auf die letzten Einzelheiten mit dem Beginn des vierten Buches des Pantschatantra überein.

Eine der wichtigsten, zugleich aber schwierigsten Fragen der afrikanischen Völkerkunde betrifft schließlich das Verhältnis der Bantu zu den eigentlichen Negern in Ober-Guinea. Somatisch stehen sich beide Gruppen so nahe, daß die Unterschiede manchmal ganz verwischt erscheinen und oft mehr gefühlt als exakt definiert werden können. Die Lösung dieses schwierigen Problems wird nur von den Sprachforschern zu erwarten sein, und schon jetzt scheint den scharfsinnigen Untersuchungen von Meinhof und Westermann der Nachweis gelungen, daß, was die Bantu von den Guinea-Negern trennt, im wesentlichen auf hamitischen Einfluß zurückgeht. Von hamitischen Stämmen ist aber — wenn wir von der ganz oberflächlichen arabischen Schicht absehen — auch der ganze Nordrand von Afrika bewohnt, und ebenso gehören auch die alten Bewohner der Kanarischen Inseln, vor allen die Guanchen von Tenerife, in denselben Kreis. Mit diesen stimmen aber die Menschen der paläolithischen Cromagnonrasse von Frankreich und die Basken in der Schädelform auf das merkwürdigste überein, so daß hier eine feste Brücke zwischen Afrika und Europa geschlagen erscheint. So bildet die Erforschung der hamitischen Wanderungen und Zusammenhänge eine der wichtigsten und schönsten, freilich auch schwierigsten Aufgaben der Völkerkunde.

Signaltrommel aus Ambrym, Neu-Hebriden. Photo J. W. Lindt, Melbourne.

Südsee.

Nicht ganz so verwickelt, aber immer noch schwierig genug liegen die Verhältnisse in der Südsee. Da haben wir zunächst die Polynesier, die vor allem sprachlich, aber auch in ihren anatomischen Eigenschaften und in ihrem materiellen Besitz sich als eng untereinander verwandt erweisen, obwohl sie räumlich sehr weit zerstreut sind. Wir haben Polynesier von Neu-Seeland im Westen bis nach Hawaii im Norden und im Osten bis fast an die Westküste von Amerika reichend, bis nach Rapanui, der Osterinsel, dieser wirklichen ultima Thule der Südsee. Überall da wird ein und dieselbe Sprache gesprochen, die, wenn sie auch dialektisch vielfach stark auseinandergefallen ist, doch ihre absolute Einheit und Einheitlichkeit nirgends verkennen läßt. Weniger groß allerdings ist die Übereinstimmung in den physischen Eigenschaften. Da, wo der Polynesier sich einigermaßen rein von fremdem Blute erhalten konnte, ist er hell, schlichthaarig und kurzschädelig, dabei auch nach unseren Begriffen in der Regel ästhetisch schön, was schon die großen Seefahrer des 18. Jahrhunderts zu ihrem Leidwesen immer wieder von neuem erfahren mußten, indem ihre Matrosen in Scharen desertierten und es vorzogen, auf diesen paradiesisch schönen Inseln bei ihren schönen und liebenswürdigen Eingeborenen zu bleiben, anstatt zu dem skorbutbringenden Salzfleisch ihrer Schiffe zurückzukehren.

Völlig unterschieden von diesen Polynesiern sind die ganz dunklen Menschen, die man gewöhnlich als Melanesier zusammenfaßt. Sie sind negerhaft dunkel, ausgesprochen krushaarig, langschädelig, häufig prognath, manchmal sogar mit fast schnauzenartig vorspringendem Kaugerüst. Sprachlich sind diese Melanesier durch eine ans Unglaubliche grenzende Zerklüftung

Frauen von den Gilbert-Inseln (Südsee). Nach einer photographischen Aufnahme.

ausgezeichnet, derart, daß auf Neu-Guinea z. B. die Sprache eines Dorfes oft nur in zwei oder drei Nachbardörfern verstanden wird und jede Art von direkter Verständigung zwischen weiter voneinander entfernten Gebieten oft völlig unmöglich ist. Gleichwohl fangen wir in den letzten Jahren an, auch für alle diese melanesischen Sprachen das Gemeinsame und die verwandten Beziehungen kennen zu lernen, so daß sich schon gegenwärtig mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen läßt, daß wir im wesentlichen es nur mit zwei oder drei melanesischen Sprachgebieten zu tun haben. Somatisch zerfallen die Melanesier in mindestens zwei große Gruppen, deren Abgrenzung freilich sehr schwierig und einstweilen noch völlig unsicher ist. Keinesfalls ist sie so einfach, wie man noch vor etwa zehn Jahren sich vorstellte, als man mit der Trennung von Ost- und Westmelanesiern alles Erreichbare erreicht zu haben glaubte. Eine weitere Aufgabe ist die nähere Erforschung einer alten, zwerghaft kleinen Unterschicht, die allem Anscheine nach jetzt noch vielfach sprachlich zur Geltung kommt, wenn sie auch somatisch an vielen Orten nur durch Mischlinge, nicht mehr durch Individuen reiner Rasse vertreten ist. Wenn aus einzelnen wenigen, bisher überhaupt bekannten Skelettknochen ein Schluß erlaubt ist, würden wir z. B. für die Admiralitäts-Inseln, von denen jetzt nur Menschen von etwa Durchschnittsgröße bekannt sind, auch Pygmäen annehmen müssen, die an Größe hinter den afrikanischen noch weit zurückbleiben. Ein in der Berliner Sammlung befindlicher Humerus mißt nur 24,8 cm und läßt auf ein Skelett schließen, das vielleicht nur 130 oder 132 cm hoch war.

So sehr nun aber die negerhaft dunklen Melanesier, was die ästhetische Wirkung ihres Körpers anlangt, hinter den hellen Polynesiern zurückstehen, ebensosehr überragen sie sie an Kunstfreude und an Geschick zu reichgeschnitzten und bemalten Bildwerken. Wo immer wir wirkliche und hochentwickelte Kunstübung bei Polynesiern finden, da hat es ausnahmslos auch den Anschein, als ob melanesische Blutmischung vorläge und als ob gerade dieser neben der dunkleren Haut, dem längeren Schädel und dem krauseren Haar auch die größere Kunstfertigkeit zu danken wäre.

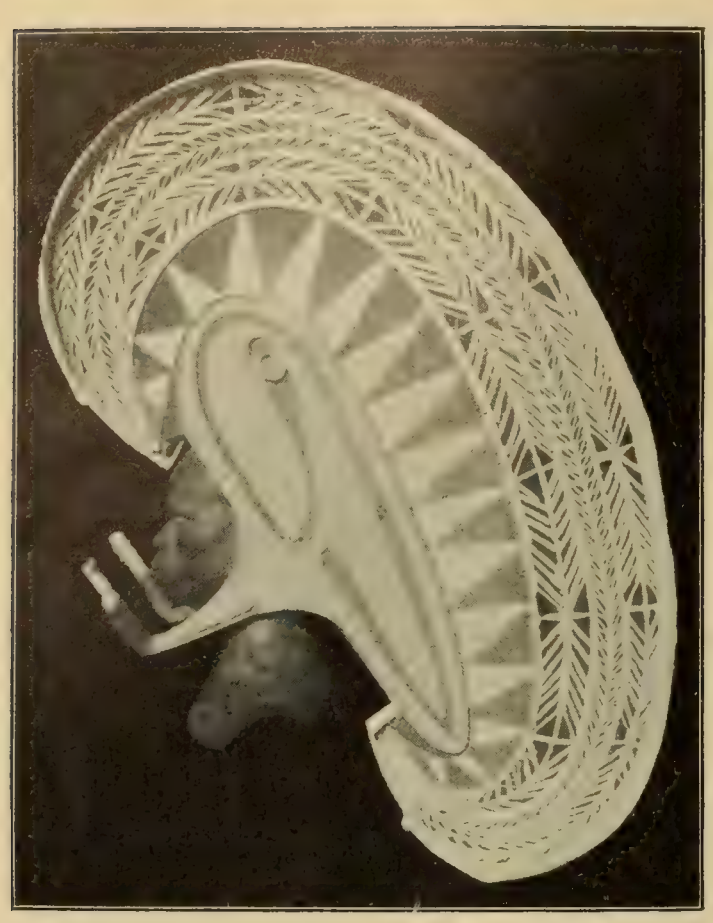
In früherer Zeit pflegte man den Polynesiern und Melanesiern als dritten gleichberechtigten Zweig auch die Mikronesier anzugliedern, also vor allem die Bewohner der Karolinen sowie der Gilbert- und Marshall-Inseln. Wir wissen heute, daß Mikronesien zunächst

Töpferei der Eingeborenen auf den Fidschi-Inseln (Südsee). Nach einer photograph. Aufnahme.

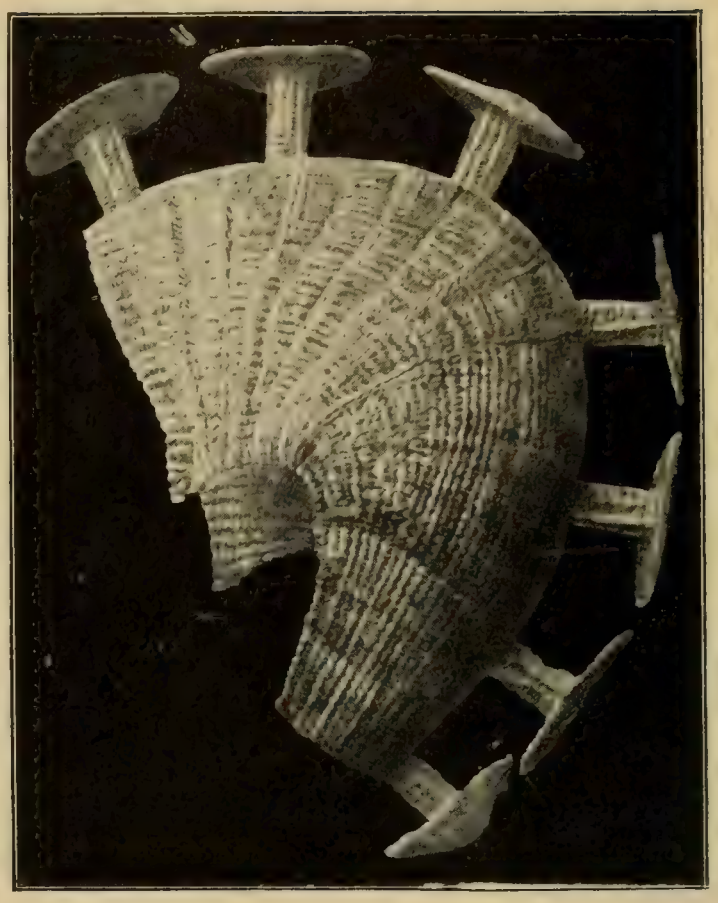
nur ein geographischer Begriff ist. Sprachlich und vor allem auch somatisch erweisen sich die Bewohner dieser mikronesischen Inselwelt nicht selten entweder als reine Polynesier oder als reine Melanesier, oft auch als Mischlinge zwischen diesen beiden Rassen. Ganz besonders lehrreich sind in dieser Beziehung die Verhältnisse auf Nauru, wo helle und dunkle, lang- und kurzschädelige, kraus- und schlichthaarige Ozeanier sich vermutlich schon seit sehr vielen Jahrhunderten miteinander vermischen, und wo trotzdem immer noch die beiden Grundtypen sich noch so weit rein erhalten haben, daß vielleicht ein Viertel der Bevölkerung melanesisch, ein anderes Viertel rein polynesisch aussieht und nur etwa die Hälfte der Leute allerhand Mischtypen zeigt. In den letzten Jahren freilich sind auch Neger und leider auch große Mengen von chinesischen Kulis nach Nauru gebracht worden, so daß da die ursprünglichen Verhältnisse der Insel sehr bald völlig verschwinden werden.

Fadenspiel auf Nauru.
Photo von Frau Landeshauptmann Brandeis.

Gemeinsam ist allen Bewohnern der ozeanischen Inselwelt, von den Bergstämmen im Innern der größeren Inseln natürlich abgesehen, eine außerordentliche Entwicklung der Schiffahrt, des Schiffbaues und der Fischerei. Vom kleinen Einbaum angefangen, der nur eine Person faßt, bis zu ganz großen Fahrzeugen, die hundert und mehr Krieger und Ruderer aufnehmen können, finden sich alle Größen vertreten, und ebenso finden wir, wenigstens auf einzelnen Inselgruppen, auch große Doppelkähne und vor allem Auslegerboote von einer geradezu raffinierten Technik. Sehr häufig ist bei diesen der eigentliche Schiffskörper zwar sehr lang, aber außerordentlich schmal, oft kaum einen Meter breit bei einer Länge von 20 m und darüber; die ganze Bemannung hält sich dann dauernd auf der Brücke



Helm aus Neu-Irland.



Helm aus Hawaii.

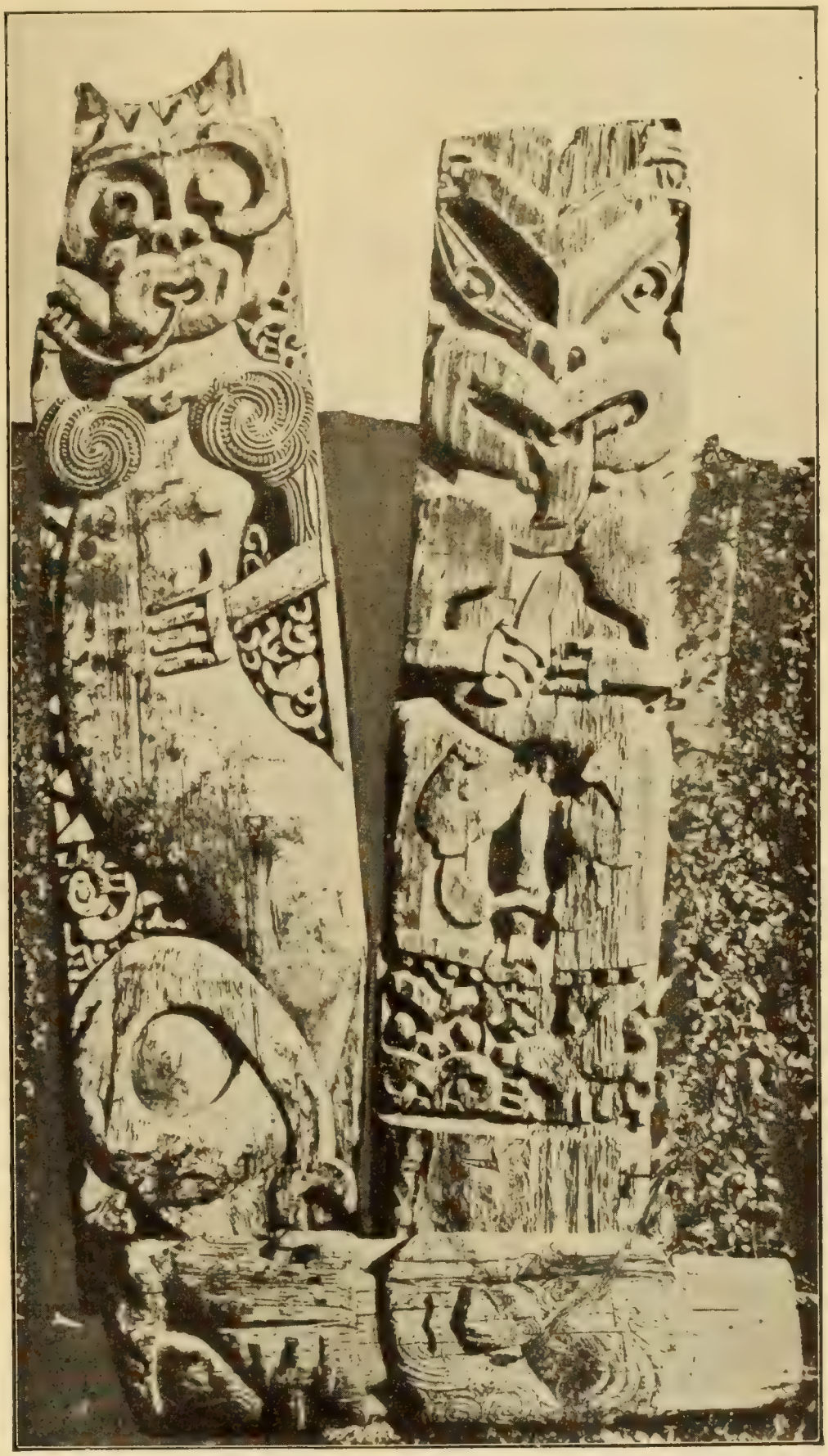
auf, die das Boot mit dem großen Ausleger verbindet, während in dem eigentlichen Schiffskörper nur ab und zu ein paar Leute tätig sind, um das allenfalls eingedrungene Wasser auszuschöpfen. Sehr häufig ist, der Auslegerbrücke entsprechend, auch auf der anderen Seite des Bootes eine Plattform ausgebaut, die nicht selten eine gedeckte Hütte trägt; selbst zweistöckige Aufbauten kommen ab und zu sowohl auf gewöhnlichen Auslegerbooten als wie auf Doppelkähnen vor.

Bei dieser hohen Entwicklung des Schiffbaues sind auch größere Seefahrten von einer Gruppe zur anderen sicher schon in sehr früher prähistorischer Zeit unternommen worden, und auch die überall vorhandenen Mythen knüpfen regelmäßig an solche Fahrten an. Die ersten Besiedelungen der Inseln sind oft genug wohl unfreiwillig gewesen; es ist ja von vornherein anzunehmen, daß einzelne Fischerboote und auch ganze Flottillen von solchen nicht selten, von Wind und Wellen abgetrieben, nach einem fremden Gestade gelangten. Die

Hermaphroditische Figur aus Neu-Irland, zum Ahnenkult gehörig.

neuere Geschichte von Ozeanien kennt über hundert bestimmte Nachrichten von solchen Fällen. Am häufigsten sind die Berichte über Boote, die irgendwo in Mikronesien abgetrieben waren und nach den Philippinen verschlagen wurden. Jetzt werden die Verschlagenen meist auf europäischen Schiffen in ihre Heimat zurückgebracht, aber man kennt nicht wenige Fälle, in denen die Eingeborenen ganz energisch jede europäische Hilfe ablehnten und ohne weiteres erklärten, den guten Wind abwarten und dann mit ihrem eigenen Fahrzeug und aus eigener Kraft wieder nach der alten Heimat zurückgelangen zu wollen. Fälle, in denen Eingeborene monatelang in ihrem kleinen Kahn auf hoher See ausgehalten haben, sind vielfach überliefert; freilich mögen die anderen Fälle, in denen sie schließlich an Erschöpfung zugrunde gegangen oder durch Sturzseen vernichtet wurden, sehr viel häufiger sein;

immerhin sind die nautischen Kenntnisse der meisten Ozeanier jedenfalls sehr groß und achtunggebietend. Die lange Dauer einzelner Irrfahrten wird freilich nur durch die Möglichkeit verständlich, mit Zuhilfenahme von Mattensegeln usw. häufig Regenwasser auffangen zu können, und durch den Fischreichtum, der die oft genug wohl nur spärlichen Lebensmittelvorräte immer wieder zu erneuern gestattet. Mehrfach sind übrigens aus Ozeanien wirkliche Konserven bekannt, vor allem von den Marshall-Inseln, wo getrocknetes Taro-Pulver luft- und wasserdicht und stark komprimiert in vielfachen Hüllen von Pandanusblättern verpackt wird, die mit Bindfaden aus Kokosfasern verschnürt sind. Diese Konserven haben manchmal die Größe einer Erbswurst, es gibt aber auch viel größere, und es sind solche von einem Meter Länge und darüber bekannt. Geradezu bewundernswert aber sind die Seekarten, die aus dünnen Stäben zusammengebunden werden und auf den Marshall-Inseln ihre höchste Entwicklung gefunden haben. Da gibt es solche, die genau wie eine moderne europäische Karte alle Inseln der Gruppe in ihrer richtigen Lage und Entfernung angeben, und andere, die, gleichfalls dem nautischen Unterricht dienend, rein schematisch Windrichtungen, Dünung usw. aufweisen.



Alte Holzschnitzwerke der Maori auf Neu-Seeland.
(Der Typus der Seejungfrau ist auch aus Indien bekannt.)

Gemeinsam ist ferner allen Ozeaniern das absolute Fehlen jeder Metalltechnik; nur nach dem Westen von Neu-Guinea ist vielleicht schon in früherer Zeit ab und zu einmal ein kleines Stückchen Eisen von Indonesien her gelangt, aber sonst werden eiserne Werkzeuge und Geräte erst jetzt von den Europäern nach Ozeanien gebracht, oft sogar in ausgezeichneter Qualität, und besonders Beile

werden auf manchen Gruppen nur in allermodernsten Formen geschätzt, so daß ältere Formen, wie sie für unseren europäischen Haushalt eigentlich noch die Regel bilden, auf manchen Südseeinseln keinen Tauschwert haben und zurückgewiesen werden. Dem ursprünglichen Fehlen jeder Eisentechnik entspricht aber eine außerordentlich reiche Verwendung von Surrogaten. Schön geschliffene Steinbeile, die vollkommen denen aus unseren Pfahlbauten entsprechen, finden wir überall mit bewundernswerter Sorgfalt geschäftet und beim Haus- wie Kanoe-Bau und für die sonstigen Bedürfnisse des täglichen Lebens überall in Verwendung. Aber auch Werkzeug und Geräte aus Knochen, Muscheln, scharfen Steinsplittern und spitzen Zähnen sind in großer Mannigfaltigkeit in täglicher Anwendung. Auch die großen Schnitzwerke, oft aus fast eisenhartem Holz, sind in der alten Zeit nur mit metallosen Geräten hergestellt worden!

Ähnlich wie jede Metalltechnik fehlt auch die Kunst des Webens fast überall in Ozeanien; nur auf ganz wenigen Gruppen ist, sicher von Indonesien her, ein primitiver Webstuhl eingeführt worden, aber auch da sehen wir oft zwar jetzt die Weberei entwickelt, aber ohne die Kunst des Spinnens, so daß die einzelnen oft kaum mehr als spannenlangen Pflanzenfasern durch Knüpfen miteinander verbunden werden müssen, um längere Faden zu liefern. Im übrigen finden wir sonst gewebte Zeuge reichlich ersetzt durch eine großartige Entwicklung des Mattenflechtens und durch Rindenzeuge, die durch Klopfen von Baumbast hergestellt werden. Es ist nicht unmöglich, daß diese Technik ursprünglich in Indien zu Hause ist und von da sich einerseits nach Indonesien und Ozeanien ausgebreitet hat und andrerseits nach der Ostküste von Afrika gelangt ist, um dann allmählich den ganzen afrikanischen Kontinent zu durchwandern; jedenfalls hat aber in Ozeanien diese Technik ihre höchste Entwicklung gefunden. Besonders aus Hawaii kennen wir Rindenzeuge von schier unerschöpflicher Mannigfaltigkeit, Zeuge von der Zartheit des allerfeinsten Seidenbatistes bis zu solchen von der Konsistenz und dem Aussehen dicken Leders. Da und auf Tahiti hat sich auch die Kunst entwickelt, diese Rindenzeuge mit sorgfältig aus hartem Holz geschnitzten kleinen Druckstempeln in bunten Farben zu verzieren, während besonders auf Samoa große geschnitzte oder aus Pandanusblättern zusammengenähte, bemusterte Matrizen in Gebrauch sind, auf welche das Rindenzeug gelegt und dann mit einem Farbbeutel überstrichen wird, ähnlich wie bei unseren Bürstenabzügen. Auf Tahiti wurden zu Cooks Zeit sogar natürliche Blätter und zarte Farne als Matrize verwendet, genau wie bei dem um 1860 in Wien „erfundenen" Naturselbstdruck. Die Fidschi-Gruppe scheint die Heimat einer anderen Technik zu sein, bei der das Rindenzeug in großen, meist geometrischen Mustern mit glänzenden dunklen Lackfarben bemalt wird. In den letzten Jahrzehnten hat die Einfuhr europäischer gewebter Stoffe die alte Rindenzeugtechnik fast vollständig verdrängt; so gehören z. B. die alten Rindenzeuge von Tahiti und Hawaii schon heute zu den großen Kostbarkeiten der ethnographischen Museen. Anderswo hat sich die Technik bis auf den heutigen Tag noch siegreich erhalten; so hallen in Samoa noch jetzt die Täler von dem taktmäßigen Schlagen der harten Tapahämmer wider, das von weitem wie unser Dreschen klingt. Hier werden ab und zu noch große Prunkstücke von 15 m Länge und darüber hergestellt und hier lassen sich auch europäische und amerikanische Damen richtige Sommertoiletten aus Rindenzeug anfertigen. Auch die einheimischen Frauen sind auf Samoa bisher bei ihrem Rindenzeug geblieben, wenn sie auch schon seit Jahrzehnten die Nähmaschine eingeführt haben, so daß die jetzt üblichen, recht geschmacklosen Jacken, Röcke usw. zwar noch immer aus dem alten Rindenzeug bestehen, aber mit der Maschine genäht sind.

Das fast vollständige Fehlen einer eigenen tertilen Technik hängt in der Südsee vielleicht mit der Seltenheit geeigneter Pflanzenfasern zusammen. Zwar liefert die Hülle der Kokosnuß ein ganz unvergleichliches Material für dickere Bindfaden, Schnüre und Taue, und ebenso besitzt Neu-Seeland in seinem Phormium tenax ein Fasermaterial, das sich längst schon auch den europäischen Markt erobert hat und von großer Bedeutung für den Welthandel geworden ist, aber sonst stehen den Ozeaniern fast überall nur wenige oder minderwertige Pflanzenfasern zur Verfügung, so daß vielfach Menschenhaar zu Schnüren, Gürteln, Schmuckstücken und Verzierungen aller Art verwendet wird.

Neben dem gänzlichen Fehlen der Metalle und neben der räumlich so sehr geringen Verbreitung der Weberei ist für die meisten Gruppen der Südsee auch das Fehlen jeder Art von

Präparierter Schädel eines Verstorbenen aus Neu-Irland.

Keramik bemerkenswert. Auf Fidschi allerdings, sowie auf einigen Plätzen von Neu-Guinea werden große und ganz vorzügliche Töpfe hergestellt, die z. T. auch richtige Markt- und Handelsware bilden, aber sonst ist die Keramik im allgemeinen in der Südsee eine überaus seltene Kunst. Um so reichlicher haben sich da überall Surrogate entwickelt, entweder kunstvoll geschnitzte und manchmal reich verzierte Gefäße, oft, wie auf den Admiralitätsinseln oder ab und zu in Mikronesien, von ungeheurer Größe, so daß bei festlichen Gelegenheiten Hunderte von Personen aus einer einzigen solchen Schüssel bewirtet werden können; anderswo gibt man für den täglichen Gebrauch Kalebassen und anderen Kürbisgefäßen den Vorzug, wiederum anderswo versteht man Schüsseln und Schalen zu flechten und sie durch Überzug mit harzartigen Massen dicht zu machen. Solche Gefäße sind neuerdings besonders von der Admiralitätsgruppe bekannt geworden, in vollendeter Technik und bis zu Größen, die hinter denen einer europäischen Badewanne nicht zurückbleiben. So sehen wir überall in der Südsee zwar technische Errungenschaften fehlen, die bei uns und für den oberflächlichen Betrachter als am Anfang einer jeden Kulturentwicklung stehend gelten, und ohne die gesittetes Leben für manchen unmöglich erscheinen möchte — aber wir sehen diesen Mangel durch bewundernswürdige und in jeder Beziehung vollwertige Surrogate ersetzt.

Die Ernährung der Eingeborenen ist heute eine vorwiegend vegetabilische und in erster Linie auf Taro, Kokosnuß und Brotfrucht gestellt. Fleischnahrung ist auf den meisten Inseln oft nur den Festtagen vorbehalten; auch für diese ist es eine Dreizahl, die hauptsächlich zu nennen ist: Schwein, Hund, Huhn. Das Schwein der Ozeanier wird in der Regel als Papuaschwein bestimmt; seine Geschichte und Herkunft ist noch in völliges Dunkel gehüllt, wobei freilich feststeht, daß ein nicht geringer Teil der heutigen Schweine in der Südsee von europäischen Tieren abstammt, die schon seit den Zeiten der ersten Entdeckungsreisen absichtlich ausgesetzt worden waren. Auch über den ozeanischen Hund gehen die Ansichten der wenigen Autoren, die sich überhaupt mit ihm beschäftigt haben, noch auseinander. Es scheint, daß er seinen nächsten Verwandten in Indien hat; jedenfalls gilt sein Fleisch vielfach in Polynesien als ein besonderer Leckerbissen, und auch seine Eckzähne bilden neben den Eberhauern das gesuchteste Material für Körperschmuck aller Art. Das Huhn scheint aus Indonesien eingeführt.

Der Mangel gebrannter Tongefäße macht sich in der Küche der Ozeanier nirgends bemerkbar. Wasser wird überall leicht und einfach in Holz- und Kürbisgefäßen durch Einwerfen

heißer Steine bis zum Sieden erhitzt, und heiße Steine dienen auch in der Regel zum Kochen des Fleisches. Selbst ganze Schweine werden in wenigen Stunden gar gekocht, indem man sie erst in abgebrühte Bananenblätter hüllt und in Erdlöcher legt, die ganz mit heißen Steinen ausgekleidet und angefüllt werden.

Trepanierter Schädel aus Neu-Britannien.

Tabak und alkoholische Getränke sind erst durch die Europäer eingeführt; dafür ist ein anderes Genußmittel, die Kawa, speziell für die Polynesier typisch und von ihnen allmählich auch zu manchen anderen Ozeaniern übergegangen. Kawa wird aus der Wurzel von Piper methysticum gewonnen; früher wurde die in Stücke geschnittene und getrocknete Wurzel durch Kauen im Munde zerkleinert, auf einigen Inselgruppen von Mädchen, auf anderen von Knaben; immer wurde der so gewonnene Extrakt in schön geschnitzte Schalen gespuckt, mit Wasser verdünnt, durchgeseiht und in feierlicher Weise, die nur mit dem Teezeremoniell in Japan verglichen werden kann, und mit peinlicher Beobachtung der Rangordnung den Gästen kredenzt. Heute ist mit dem Verfall der alten Sitten auch das Kauen der Kawa größtenteils verschwunden, und man zerkleinert die Wurzeln zwischen Steinen oder mit einem europäischen Reibeisen, aber das alte Zeremoniell ist noch in der Regel beibehalten. Die noch immer sehr verbreitete Angabe, Kawa sei ein alkoholisches Getränk, ist irrig. Die Zeit, die zwischen dem Zerkleinern der trockenen Wurzel und dem Genusse liegt, ist viel zu kurz, als daß man nur entfernt an irgendeine Art von alkoholischer Gärung denken könnte; hingegen ist durch die Untersuchung von Lewin festgestellt, daß die Kawawurzel ein Alkaloid enthält, das Kawain, das in seinem chemischen Aufbau und in seiner physiologischen Wirkung große Ähnlichkeit mit dem Kokain hat.

Im Anschlusse an die Ozeanier müssen hier noch die Bewohner des kontinentalen Neu-Holland genannt werden. Sie sind sehr kulturarm, in raschem Aussterben begriffen und politisch völlig bedeutungslos, dafür aber wissenschaftlich interessanter als wohl irgendwelche andere primitive Stämme. Negerhaft dunkel, langschädlig und sehr prognath, unterscheiden sie sich von den Negern besonders durch ihr nicht krauses, sondern nur welliges Haar, durch oft sehr starken Bartwuchs und durch mächtige Brauenwülste. Im Norden, besonders in der Nähe von Neu-Guinea sind sie ab und zu mit Melanesiern vermischt, sonst stellen sie wohl eine recht einheitliche Gruppe dar. Rindenkähne, Botenstäbe, der Bumerang und die bei verschiedenen Stämmen sehr verschieden gearbeiteten Wurfhölzer zum Schleudern von Speeren sind die wichtigsten Stücke aus ihrem materiellen Besitze, während ihre geistige Kultur besonders durch eine ungemein verwickelte Bezeichnung der Verwandtschaftsgliederung charakterisiert erscheint.

Die Anlage von Reliefnarben wird in Neu-Holland bis zu ganz extremen Graden geübt. Besonders der Rumpf und die Schultern werden mit oft fingerdicken langen Wülsten „verziert". Rätselhaft ist noch immer die mika genannte Operation, bei der eine künstliche Hypospadie erzielt wird. Man bringt sie jetzt mit perversen Praktiken in Zusammenhang, hat aber die frühere Annahme, es handle sich um einen raffinierten Eingriff zur dauernden Verhinderung der Konzeption, noch nicht ganz aufgegeben, obwohl behauptet wurde, daß den Neu-Holländern jede Kenntnis des Zusammenhanges zwischen Kohabitation und Konzeption abginge.

Die alten Bewohner von Tasmanien sind ausgestorben. Trotz der großen Nähe von Neu-Holland waren sie mit den Australiern nicht unmittelbar verwandt. Sie müssen zu den Melanesiern gestellt werden.

Amerika.

Auch eine ganz knappe ethnographische Skizze der neuen Welt muß mit einer statistischen Feststellung beginnen. Die Gesamtbevölkerung der beiden amerikanischen Kontinente schätzte A. v. Humboldt 1825 auf

13	Millionen	Weiße,
9	„	Indianer,
6	„	Neger,
6	„	Mischlinge aller Art
		34 Millionen;

75 Jahre später konnte man von

80	Millionen	Weißen
10	„	Indianern
10	„	Negern,
37	„	Mischlingen
		137 Millionen

sprechen; heute dürfte die Gesamtbevölkerung des Doppelkontinents rund 150 Millionen betragen, von denen etwa 86 Millionen, also sehr viel mehr als die Hälfte, allein auf die Vereinigten Staaten entfallen; aber auch in diesen kommen heute nur 9 Menschen auf den qkm, während die Bevölkerungsdichte für ganz Amerika auf nur rund 3 Menschen für den qkm anzusetzen ist. Wie wenig das ist, ergibt sich am besten aus dem Vergleiche mit Europa mit seiner mittleren Bevölkerungsdichte von 40. Während in Deutschland 112, in Großbritannien 133, in den Niederlanden 154 und in Belgien sogar 227 Einwohner auf den qkm kommen, beträgt diese mittlere Dichte in Brasilien kaum 2 und in den südlich von Brasilien gelegenen Ländern im ganzen noch nicht $^1/_{10}$.

Schon allein diese nüchternen Zahlen geben eine Vorstellung von der Zukunft des Erdteils. Amerika ist, von Norden nach Süden betrachtet, sehr viel länger als die alte Welt, aber auch an der breitesten Stelle nicht halb so breit wie Asien. Da die klimatischen Gebiete im großen und ganzen zonenförmig angeordnet sind, bedingt das allein schon einen reicheren Wechsel des Klimas für Amerika, das ja tatsächlich aus dem arktischen Gebiete im Norden bis tief hinunter in die kalte gemäßigte Zone des Südens reicht. Die größere Nähe der Meere bedingt außerdem einen weiteren unschätzbaren Vorteil gegen Asien: das Zurücktreten der Wüstenbildung. Vor allem aber ist es die glückliche Verteilung der großen Gebirgsketten, die Auftürmung der Anden und Kordilleren ausschließlich im Westen, durch die reichliche und regelmäßige Niederschläge für den ganzen Doppelkontinent gesichert sind, in dem nur ein ganz schmaler westlicher Streifen im Windschatten liegt. Dadurch vor allem sind die großen schiffbaren Ströme bedingt, mit denen verglichen auch die größten Flußsysteme der alten Welt klein und unbedeutend erscheinen.

Für den Politiker also muß Amerika mit seinem noch heute so gut wie jungfräulichen Boden und seinen schier unermeßlichen Mineralschätzen wirklich als das Land der unbegrenzten Möglichkeiten erscheinen und als ein Land von einer Zukunft, für die es heute kaum noch erst die Möglichkeit einer wirklichen Schätzung gibt; aber auch für den Ethnographen liegen da Probleme vor, wie kaum sonst auf der ganzen Erde.

Es liegt in der Natur der Sache, daß wir uns an dieser Stelle mit der weißen Bevölkerung von Amerika am wenigsten zu befassen haben werden, obwohl sie an sich numerisch weit überwiegt und natürlich auch an politischer und sozialer Bedeutung die anderen Gruppen unendlich übertrifft; immerhin sei auch hier darauf hingewiesen, wie in Nordamerika unter den Weißen Leute englischer und deutscher Abstammung überwiegen, im Süden Leute romanischer Abstammung; besonders in den Vereinigten Staaten stammen vier Fünftel der weißen Bevölkerung von Engländern, Iren, Schotten, Deutschen und Skandinaviern ab und repräsentieren nun den Yankee-Typus, den wir ja alle kennen, oder wenigstens zu kennen glauben —; denn darüber ist man bisher noch nicht ins Reine gekommen, ob es sich bei ihm wirklich um anatomische Veränderungen handelt oder, wie manche denken, wesentlich um Äußerlichkeiten,

die mit der Haltung, Tracht, Kleidung usw. zusammenhängen. Man hat früher geglaubt, und es gibt Autoren, die heute noch auf diesem Standpunkt stehen, daß in Amerika die Nachkommen europäischer Einwanderer im Laufe von wenigen Generationen unter den Einflüssen der neuen Umwelt anatomische Eigenschaften annehmen, die sie den Indianern annähern; das ist in dieser Fassung zweifellos gänzlich unrichtig; aber auf der anderen Seite zeigt die tägliche Erfahrung und der allgemeine Eindruck, daß tatsächlich der typische Yankee anders aussieht als sein Vetter in der alten Heimat. Auch die nähere Untersuchung und sorgfältige anthropologische Massenaufnahmen bestätigen das. Wenn man aus genauen Messungen von tausend Yankees und, sagen wir, tausend Engländern die arithmetischen Mittel berechnen und so den Unterschied zwischen den beiden Typen aus der Sphäre der Gefühle in die der nüchternen Zahlen rücken würde, dürfte man aber immer noch nicht darauf rechnen, wie es allerdings die meisten Menschen tun, damit einen ziffernmäßigen Ausdruck für den Einfluß einer neuen Umwelt auf einen Menschentypus gewonnen zu haben; man würde bei einer derartigen Betrachtung einen sehr wesentlichen Faktor übersehen haben, das ist die Möglichkeit, daß die Auswanderer schon an sich in ihren somatischen Eigenschaften von dem Gros der in der Heimat Zurückbleibenden unterschieden sind. Nirgendwo gibt es ja in Europa eine einheitliche und in ihren anatomischen Eigenschaften unvermischte Gesellschaft, und so wird man damit rechnen müssen, daß die Auswanderer sich nicht nur psychisch von den Zurückbleibenden unterscheiden — denn das tun sie, sonst würden sie nicht auswandern —, sondern auch in ihren körperlichen Eigenschaften. Was man also vergleichen muß, sind nicht etwa Engländer mit Yankees, sondern das sind die Einwanderer mit ihren Nachkommen. Derartige Untersuchungen sind bisher im großen Maßstabe nur von Franz Boas und seinen Schülern unternommen worden; ihre Ergebnisse liegen noch nicht abgeschlossen vor, werden aber zweifellos von großer und auch allgemeiner Wichtigkeit sein.

Auch in Kanada sprechen zwei Drittel der Bewohner englisch und nur ein Drittel französisch; hingegen herrschen in Brasilien die Nachkommen von Portugiesen, während sonst in Mittel- und Südamerika die Nachkommen von Spaniern am Ruder sind und ihre Sprache zur herrschenden gemacht haben. Daneben fängt in Argentinien neuerdings auch die italienische Einwanderung und mit ihr die italienische Sprache eine immer größere Rolle zu spielen an; überwiegend aber sind es die Völker germanischer Abstammung, die in Amerika die wirklichen Träger der unbegrenzten Möglichkeiten sind, von denen oben die Rede war.

Im Gegensatz zu dieser lichtvollen Zukunft steht das Schicksal der dunklen Rasse in Amerika. Nur ganz oberflächliche Menschen können die Bedeutung übersehen, die die Negerfrage schon heute für Amerika hat, und besonders für die Vereinigten Staaten erblicken denkende Politiker in ihren dunklen Mitbürgern eine ernste und dauernde Gefahr, nicht nur für die sozialen Verhältnisse und für die Demokratie, sondern überhaupt für den Bestand der Union. Es gibt Autoren, die in den Negern nicht nur einen Pfahl im Fleische der Vereinigten Staaten, sondern den Nagel zu ihrem Sarge erblicken! Niemand kann heute wissen, ob die alten Angaben aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts von nur 5 oder 6 Millionen Schwarzen in Amerika richtig sind, oder ob sich nicht damals eine sehr große Zahl von ihnen der Zählung entzogen hat, aber daß in den letzten Jahrzehnten die Anzahl der Neger im allgemeinen und auch im besonderen in den Vereinigten Staaten ständig zugenommen hat, ist eine Tatsache, der sich niemand verschließen kann, und noch beunruhigender ist die ständige Zunahme der Mischlinge. Jedenfalls leben heute in den Vereinigten Staaten neben 74 Millionen Weißen schon 10 Millionen Neger und 2 Millionen Mulatten, und es ist vollkommen klar, wie diese ungeheure Masse sich fortwährend noch weiter vermehrt, nicht durch Zuzug von außen, wie die weiße Bevölkerung, sondern allein nur aus sich selbst heraus.

Ursprünglich mögen es immerhin zum Teile menschliche Absichten gewesen sein, die zuerst, schon bald nach der Entdeckung Amerikas, zur Einfuhr afrikanischer Arbeiter geführt haben, sehr bald aber wurde diese angebliche und anscheinende Humanität nur zum Deckmantel für die allerbrutalsten Greuel, und ebenso ist bekannt, wie die Negerfrage auch die Veranlassung zu dem Bürgerkriege geworden ist, der in den Jahren 1861—1864 die Union verwüstete, und sicher irren diejenigen, die sich der Hoffnung hingeben, daß mit diesem Kriege

und dem ihm folgenden Frieden die Negerfrage nun auch wirklich für die Vereinigten Staaten irgendwie zur Lösung gekommen sei.

Die Aufhebung der Sklaverei hat der großen Masse der amerikanischen Neger zwar eine Art von Freiheit gebracht, sie aber sonst im alten Elend belassen und sie nur eines festen Haltes beraubt, der ihnen um so nötiger war, als die Stammesorganisationen in der alten Heimat mit ihren durchaus autokratischen Regierungsformen der Entwicklung individuellen Denkens und jedem persönlichen Fortschritte seit Jahrtausenden immer hemmend entgegengetreten waren. So wurde Freiheit und politische Gleichberechtigung ganz plötzlich Leuten zuteil, von denen unter Hunderttausenden kaum Einer die sittliche Kraft hatte, auf eigenen Füßen zu stehen. Die unmittelbare Folge war eine überaus traurige, und noch heute zeigt sich in der Union ein stetes Anschwellen der Kriminalität der Neger, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die große Masse der intellektuell und vor allem moralisch minderwertigen Farbigen eine immer zunehmende Gefahr und eine wahre Pest für die heranwachsende weiße Jugend bildet.

Im Norden allerdings, in dem gegenwärtig nur rund 1 Million Farbige leben, scheint diese Frage zunächst weniger brennend; anders im Süden mit seinen 9 Millionen Negern; da gibt es mehr als hundert Counties, in denen das Verhältnis von Schwarzen und Weißen wie 2:1 ist, und darunter mindestens fünf Counties mit dem Verhältnis von 7:1. Aber noch sehr viel beunruhigender ist die ständige Zunahme von Mischlingen, deren Zahl in den Vereinigten Staaten jetzt schon rund 2 Millionen beträgt. Alle diese Leute sind dem Gesetz nach dem Weißen völlig gleichgestellt, während sie tatsächlich von der Mehrzahl ihrer weißen Mitbürger nicht nur für durchaus minderwertig gehalten, sondern geradezu verachtet und gemieden werden wie räudige Hunde! Das ist ein Zustand, der an sich und vor allem in einem, wenigstens der Form nach, freien und demokratisch regierten Lande ganz unhaltbar erscheint. Zu seiner Abhilfe werden natürlich allerhand Mittel vorgeschlagen. Die einen verlangen Änderung der Verfassung und Einrichtungen, welche die farbige Bevölkerung für immer und prinzipiell von allen politischen Rechten ausschließen, andere gehen noch weiter und fordern die Repatriierung der Farbigen nach Westafrika, etwa nach Liberia, andere wollen die Philippinen zur zukünftigen Heimat der amerikanischen Neger gemacht wissen. Dabei sagen uns diese Leute allerdings nicht, wie das gesetzgeberisch gemacht werden kann und auch nicht, wie man es technisch fertig bringen könnte, zehn oder zwölf Millionen Menschen mehr oder weniger gegen ihren Willen aus einem Lande zu entfernen, das seit Jahrhunderten ihre zweite Heimat gewesen ist. Solchen ebenso rohen als unüberlegten Vorschlägen gegenüber möchte man an eine scherzhafte Episode aus der älteren britischen Kolonialgeschichte erinnern: Da war ein Gouverneur Arthur in Tasmanien, der den kühnen Plan gefaßt hatte, den Reibungen zwischen den Eingeborenen und den Kolonisten dadurch ein Ende zu machen, daß er, vom Nordostufer der Insel ausgehend, durch ein ungeheures Kesseltreiben, zu dem die ganze weiße Bevölkerung aufgeboten war, die Eingeborenen nach einer kleinen Halbinsel im Südosten treiben wollte, wo sie dann interniert und durch eine große Mauer von der übrigen Insel abgeschlossen werden sollten. Das Ergebnis dieses „black war", dessen Andenken auch heute noch, nach drei Generationen, im Lande nicht ganz erloschen ist, war ein der Originalität des Planes vollkommen entsprechendes: Ein kleiner Junge fand sich schließlich als einziger Gefangener vor den Reihen der Weißen, alle anderen Eingeborenen waren durch die Maschen des Netzes hindurchgeschlüpft. So würde natürlich auch irgend ein Versuch, die amerikanischen Neger zu repatriieren oder nach den Philippinen zu verpflanzen, schon an seiner rein technischen Schwierigkeit scheitern. Außerdem aber würde er notwendig mit einer geradezu grotesken Halbblutriecherei verknüpft werden müssen. Mischlinge in der ersten oder zweiten Generation natürlich würde man unschwer als solche erkennen und als Farbige ausweisen, aber schon in der dritten Generation kann unter Umständen, wenigstens bei einzelnen Individuen, jede Spur dunklen Blutes verschwunden sein. In vielen Fällen würde die Exekutive dann in die angenehme Lage kommen, von richtigen Geschwistern die einen als Mischlinge auszuweisen, die anderen als unverdächtig im Lande zu belassen. Tatsächlich kennt man schon heute aus dem Norden eine ganze Anzahl von Fällen, in denen blonde und blauäugige Eltern, die selbst gar keine Ahnung davon hatten, daß sich ein farbiges

Element in ihrer Aszendenz befunden, und die auch selbst schon helle und ganz unverdächtige Kinder gehabt hatten, mit einem Male von einem dunklen Säugling überrascht wurden. Für den anthropologisch geschulten Fachmann sind solche Fälle von Rückschlag ebensowenig auffallend, wie etwa für den Tierzüchter, der mit dem Atavismus und der Vererbung latenter Eigenschaften als einer ganz selbstverständlichen Erscheinung zu rechnen gewohnt ist. Ich kenne einen gut beglaubigten derartigen Fall, in dem die Eltern sich gezwungen sahen, ein solches Kind einfach wegzugeben und auswärts unterzubringen, um ihren anderen Kindern und sich selbst ihre soziale Stellung zu erhalten.

Demgegenüber scheint jetzt im Norden eine andere Richtung Boden zu gewinnen, die verlangt, daß jede Schranke zwischen hell und dunkel fallen soll, und daß die 12 Millionen Farbigen der Union einfach von den 74 Millionen Weißen aufgeheiratet werden sollen, in ähnlicher Weise etwa, wie manche Leute bei uns annehmen, daß die Juden allmählich aufgeheiratet werden würden. Das letztere liegt ja sicher nicht außer dem Bereich der Möglichkeit; wir sehen ja schon jetzt, wie unsere jüdischen Freunde, wenigstens in den großen Hauptstädten, schon in der vierten oder fünften Generation ihren Nachbarn völlig assimiliert werden, und wir wissen, wie viele von unseren ganz hervorragenden christlichen Landsleuten mehr oder weniger jüdisches Blut in ihren Adern haben.

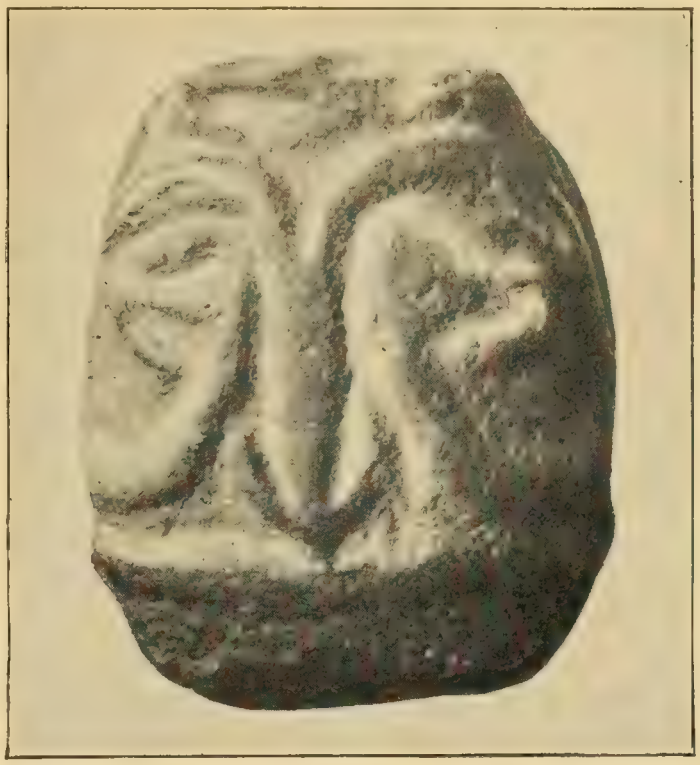
Gegossene Metallplatte aus Tiahuanaco.

Die Gesetze der Vererbung würden es allerdings mit sich bringen, daß auch nach Jahrtausenden einer absoluten Promiskuität-Zustand darstellen, — aber soll man im Ernste daran denken, daß eine absolute Promiskuität zwischen 74 Millionen Weißen und den 12 Millionen Farbigen der Union ein ähnliches erfreuliches Ergebnis haben könnte? Selbst wenn man annimmt, daß sich die weiße Bevölkerung aus sich selbst und vor allem durch Zuzug aus Europa sehr viel mehr vermehren wird als die schwarze, so würden wir doch schließlich zu einem Zustand kommen, in dem jeder Durchschnitts-Yankee etwa ein Achtel oder ein Zehntel Negerblut haben würde, mit der Aussicht, ab und zu einmal mit einem Sprößling erfreut zu werden, der so dunkel ist wie irgend ein Halbblut. Natürlich wird die historische Entwicklung schließlich einen Weg gehen, der zwischen diesen Extremen liegt, aber niemand kann heute voraussagen, welches dieser Weg eigentlich sein wird. Mit einiger Sicherheit ist nur vorauszusehen, daß die Anzahl der Mischlinge in der nächsten Zeit fortwährend und in immer steigenden Proportionen zunehmen wird. Über die moralischen und geistigen Eigenschaften der Mischlinge urteilen jetzt allerdings die Fachleute ganz anders wie die Laien. Für die letzteren gilt ja noch immer das Dogma: Gott habe die weißen und die schwarzen Menschen erschaffen, der Teufel aber die Mischlinge. Daß aus der Verbindung eines verlumpten und vertrunkenen Europäers mit einer auf dasselbe Niveau herabgesunkenen Farbigen Kinder hervorgehen werden, die auf den Höhen der Menschheit zu wandeln berufen sind, wird man freilich nicht leicht erwarten können, aber von vornherein ist doch sicher nicht einzusehen, warum Mischlinge zwischen moralisch und hygienisch einwandfreien

tät zwischen 400 Millionen Europäern auf der einen und 8 Millionen Juden auf der anderen Seite doch nicht etwa jeder dann lebende Mensch genau 1:50 jüdisches Blut hätte, sondern wir würden auch dann noch immer mit einer gewissen Anzahl von Individuen rechnen müssen, die den alten Typus vollkommen treu und unverfälscht bewahrt haben und ihrerseits auch wieder auf ihre Nachkommen vererben. Auch dies würde sicher einen sehr annehmbaren

Eltern nicht ebenfalls in jeder Beziehung einwandfrei sein sollen. Jedenfalls spricht die tägliche Erfahrung in der Union für alles andere als für die absolute Minderwertigkeit der Mischlinge. Man kennt Hunderte und Tausende von Mischlingen, die nicht nur in ihren Kreisen mit Recht das höchste Ansehen genießen, sondern denen auch der beschränkteste Weiße seine Anerkennung nicht versagen kann. Auch der weniger Gebildete bei uns hat sicher schon von Booker Washington gehört, der zweifellos zu unseren hervorragendsten Zeitgenossen gehört; für den oberflächlichen Betrachter freilich gelten alle diese Mischlinge als Neger, einfach, weil sie im Gefühl des Volkes und in der amtlichen Statistik als Farbige erscheinen.

Von welchem Standpunkte aus immer aber die Negerfrage in Amerika betrachtet wird, stets erscheint sie uns als ein düsteres Problem, dem bisher nur wenige Menschen auch eine Lichtseite abgewinnen konnten. Zu diesen gehört Felix Adler, dem ich hier in meinen Ausführungen über die amerikanischen Neger vielfach gefolgt bin, und dessen philanthropische Ethik ihn allerdings zu einer wohlwollenden Beurteilung der Neger ganz besonders qualifiziert. Er verweist u. a. auf die 700000 Heimstätten Farbiger, auf das Kapital, das sie angesammelt haben, und vor allem auf die Zunahme wirklichen Familiensinnes unter den Negern, „wo die Tugend und die Heiligkeit häuslicher Sitten eine ebenso sichere Stätte haben, wie in den Häusern der Angelsachsen". Jedenfalls kann die einzige einigermaßen erfreuliche Lösung der Frage nur auf dem Wege der Erziehung und durch die Schule gefunden werden. Jeder denkende Weiße in der Union sollte sich sagen, daß der sicherste Weg, seine eigenen Nachkommen vor der Schädigung und Befleckung durch Farbige zu schützen, der sei, diese Farbigen selbst moralisch und kulturell zu heben. Aber einstweilen vermögen sich nur sehr wenige Weiße auf einen solchen höheren Standpunkt zu stellen; für die große Masse von ihnen ist der Farbige noch immer ein Gegenstand der Verachtung und des Hasses, und so gedankenlos ist diese Masse, daß sie gegenwärtig die wichtigste ihrer nationalen Pflichten in dem Schreien über die gelbe Gefahr zu erkennen glaubt, ohne zu ahnen, daß in den großen sozialen und Lohnkämpfen einer nahen Zukunft die 12 Millionen einheimischer und politisch gleichberechtigter Neger und Mischlinge eine sehr viel wichtigere Rolle spielen müssen, als die fremden Japaner und Chinesen.



Steinerne Mörserkeule in der Form eines menschlichen Kopfes. Oma Suyu, Escoma.

Diesem wichtigen sozialen Problem gegenüber haben die vorkolumbischen Ureinwohner des Landes, die Indianer, heute nur eine ganz untergeordnete politische Bedeutung. In Meriko und vielfach auch in Südamerika bilden Indianer und Mischlinge weitaus die Hauptmasse der Bevölkerung, anderswo sind sie in verschwindender Minderzahl oder, wie vielfach in den Vereinigten Staaten, auf Reservationen beschränkt. In manchen Gebieten bereits ausgestorben oder im Aussterben begriffen, halten sie sich in anderen ungefähr im Gleichgewicht, überall aber werden sie jetzt sorgsam studiert. Besonders die großen alten Kulturen in Yukatan, in Meriko, in Peru und in Kolumbien rücken immer mehr in den Vordergrund allgemeinen Interesses, aber auch die auf einer weniger hohen Stufe stehen gebliebenen Indianer sind noch lange nicht erschöpfend untersucht.

Wie für Afrika, so hat man früher auch für Amerika eine völlig einheitliche Urbevölkerung angenommen. Die älteren Reisenden heben fast einstimmig hervor, wie von Alaska und von

der Gegend der großen Seen an bis hinab nach Patagonien ein ganz einheitlicher Typus vorherrsche, und wie in der vorkolumbischen Zeit der ganze Doppelkontinent von einer durchaus homogenen Rasse bewohnt gewesen sein müsse. Zweifelhaft erschien damals nur, ob diese alte Bevölkerung in Amerika autochthon gewesen oder über die Behringstraße und die Kette der Aleuten eingewandert sei. Heute ist die Annahme einer autochthonen Urbevölkerung gänzlich aufgegeben; sie würde erfordern, daß die Bewohner, und mit diesen auch die Kultur der alten Welt aus der neuen stammen, oder daß der Prozeß der Menschwerdung sich öfter vollzogen hat, und daß der amerikanische Mensch sich aus einem ganz anderen Vorfahren entwickelt hat als der der alten Welt. Beides ist unhaltbar. Aber auch daß Amerika ausschließlich nur von dem äußersten Nordosten von Asien her bevölkert worden, kann heute nicht mehr aufrecht erhalten werden. Zwar ist der materielle Besitz und die geistige Kultur der Stämme dies- und jenseits der Behringstraße genau derselbe, und auch in ihren physischen Eigenschaften sind die asiatischen und die amerikanischen Behring-Völker sich bis zum Verwechseln ähnlich, aber die meisten amerikanischen Indianer sehen ganz anders aus und sind auch unter sich so verschieden, daß notwendig sehr mannigfache Wurzeln für sie angenommen werden müssen. In diesem Zusammenhange darf daran erinnert werden, daß schon lange vor Kolumbus kühne Islandfahrer in Amerika gewesen sind, und daß sehr viele Fälle bekannt sind, in denen japanische und chinesische Schiffe nach der Neufundland-Küste verschlagen wurden. Ebenso landete 1731 in Trinidad eine Barke mit fünf oder sechs Mann, die bei Tenerife vom Sturm ergriffen und schließlich vom Passat bis nach Westindien geführt worden war. Solche Fälle haben sich sicher schon seit den frühesten prähistorischen Zeiten, solange es nur irgend eine Art von Küstenschiffahrt gab, immer wieder von neuem ereignet, und ebenso bestehen zweifellos allerhand Beziehungen zwischen Polynesien und Südamerika, die in der erstaunlichen Ähnlichkeit mancher Typen (vgl. Abb. S. 60, Frauen von den Gilbert-Inseln, die Frauen von Zentral-Brasilien zum Verwechseln gleichen) und ebenso in zahlreichen Übereinstimmungen in den Nahrungspflanzen und im materiellen Besitz (Poncho = tiputa, Knotenschnüre usw.) zum Ausdruck kommen.

Vor allem aber muß man bedenken, daß auch in Amerika, wie bei uns, die Existenz des Menschen in sehr frühe Zeit hinaufreicht, in eine geologische Periode, in der Wasser und Land auf unserer Erde noch völlig anders verteilt war, als heute. Unter diesen Umständen wird es uns nicht wundern dürfen, daß wir unter den amerikanischen Indianern lang- und kurzschädlige, flach- und hochnasige, helle und dunkle, große und kleine Leute finden, und wir werden höchstens darüber erstaunt sein müssen, daß man früher nur die wenigen, den meisten Indianern gemeinsamen Züge hervorgehoben hat und nicht die vielen trennenden.

Sehr viel Aufklärung und reicher Gewinn ist hier noch von der vergleichenden Sprachforschung zu erwarten und ebenso auch von der genauen Prüfung der beiden Erdhälften gemeinsamen Mythen und Fabeln. Weniger lohnend dürfte sich schließlich der Vergleich des materiellen Besitzes gestalten. Daß wir auch in Amerika den Okeanos und das Hakenkreuz (卐) finden, eine großartig entwickelte Gobelin = haute lisse = Kilim-Technik, prachtvolle Terrakottafiguren und eine sehr hochstehende Keramik mit Lackfarben, figuralen und anderen Darstellungen und Verzierungen so gut wie irgendwo in den alten Mittelmeerländern, ist längst bekannt, aber für unser Problem einstweilen nicht direkt zu verwerten — man wird vielleicht niemals mit Sicherheit feststellen können, was von all diesen Dingen da oder dort als Elementargedanke selbständig entstanden sein kann und was notwendig durch Übertragung von einem Erdteil zum andern gelangt sein muß.

Asien.

Die Behandlung der asiatischen Völker wird naturgemäß mit den Rassen in Ostasien beginnen, wo wir, besonders auf dem Boden des chinesischen Reichs eine wenigstens äußerlich und zunächst politisch kompakte Masse von vielleicht nahe an 400 Millionen Menschen haben. Wenn diese gemeinhin auch als anatomisch einheitlich betrachtet wird, so erscheint sie bei näherem Eingehen allerdings als durchaus nicht wirklich homogen. Zwar ist die große Mehrzahl aller Chinesen gleichmäßig brünett, schlichthaarig, kurzköpfig und schmalnasig, aber bei näherem Zusehen findet man doch ganz außerordentlich große somatische Unterschiede zwischen ihnen.

1.

2.

3.

4.

5.

6.

7.

8.

9.

10.

11.

12.

Einige menschliche Typen.

1. Frau aus New-South-Wales. 2. Mann aus Neu-Britannien. 3. Mann v. d. Fidschi-Inseln. 4. und 5. Maori. 6. Buschmann. 7. Hottentotte. 8. Zulu-Frau. 9. Wangata-Frau (Kongo). 10. Somal-Mann. 11. Mann aus franz. Guayana. 12. Sinhalese. 13. Tamil. 14. Ainu. 15. Armenier.

13.

14.

15.

Dies kann auch in keiner Weise erstaunlich erscheinen, da einerseits zahlreiche Vermischungen mit fremden Elementen ohne weiteres durch die äußeren Verhältnisse bedingt sind, und nachdem andrerseits auch die große räumliche Ausdehnung des chinesischen Reichs schon an sich die Entwicklung verschiedener Typen fördert. Man braucht sich nur darüber klar zu werden, wie im Norden chinesisches Gebiet große Ländermassen erreicht, in denen im Winter das Quecksilber in der Thermometerkugel erstarrt, und die auch im Sommer nur selten eisfrei werden, und wie im Süden chinesischer Einfluß bis mitten in die Tropen hineinreicht.

Noch ungleich mehr vermissen wir den Mangel an einem wirklich einheitlichen Typus in dem China benachbarten japanischen Inselreich; da finden wir rund 50 Millionen Menschen, die nur dem Laien und nur bei ganz oberflächlicher Betrachtung einen einigermaßen homogenen Eindruck machen. In der Tat wissen wir jetzt, wie sie aus chinesischen, mongolischen, koreanischen, malaiischen Ainu- und anderen Elementen sich zusammensetzen, und wie trotz Jahrhunderte und teilweise Jahrtausende schon andauernder fortwährender Vermischung die ursprünglichen Typen immer noch auseinander zu halten sind.

Ebenso groß, aber zurzeit noch weniger studiert, ist das Rassengemenge in Indonesien, dem großen im Südosten von Asien sich erstreckenden Inselreich, das heute größtenteils holländischer Kolonialbesitz ist. Neben den eigentlichen Malaien, die für große Teile von Borneo, Sumatra, Java, Celebes und auch für die Mehrzahl der kleineren Inseln die Hauptmasse der Bevölkerung bilden, aber auch in sich durchaus nicht homogen sind, kennen wir zahlreiche andere Stämme in Indonesien, die, wenigstens was ihre Sprache und ihre physischen Eigenschaften angeht, mit jenen Malaien nicht das allergeringste zu tun haben. Mehr und mehr beginnen wir jetzt, neben der im allgemeinen vorgeschritteneren Küstenbevölkerung, Bergstämme von primitiverer Kultur kennen zu lernen, und da und dort kennt man jetzt auch schon Reste einer ganz dunklen Urbevölkerung von auffallend kleiner Statur, unter denen, dank den Untersuchungen der beiden Sarasin, besonders die Toala auf Celebes uns näher bekannt geworden sind.

Ähnlich kleine, dunkle Urstämme sind auch die Negritos auf den Philippinen, die Orang-sakai auf der Halbinsel Malakka und andere, teilweise kaum eben erst dem Namen nach bekannt gewordene Völkersplitter. Ganz besonders die Negritos der Philippinen sind den innerafrikanischen Pygmäen zum Verwechseln ähnlich, so daß vergleichende Studien, die eben erst eingesetzt haben, mit gespannter Erwartung zu begrüßen sind.

Verhältnismäßig gleichartig erscheint die Bevölkerung in den ungeheuren, Europa nahezu an Größe übertreffenden Landstrecken, die heute größtenteils französischer Kolonialbesitz sind und gemeinhin unter dem Namen „Indochina“ zusammengefaßt werden.

Im eigentlichen Indien, d. h. in Vorderindien, haben wir zunächst rund 2 Millionen einer ganz dunklen, ausgesprochen langschädeligen und fast kraushaarigen Rasse, zu der vor allem die verschiedenen Kolh-Stämme gehören, die auch durch besonders geringe materielle Kultur ausgezeichnet sind. Ganz dunkel sind da auch die rund 30—35 Millionen zählenden dravidischen Völker mit Tamil-, Teluku- und verwandten Sprachen. Über 200 Millionen anderer Inder pflegt man, weil sie arische Sprachen reden, heute oft auch wirklich als „Arier“ zu bezeichnen; aber nach dem, was ich oben über das Verhältnis von Sprache und Rasse gesagt habe, ist es wohl überflüssig, auch jetzt wiederum im einzelnen auszuführen, daß es sich hier nur um Leute handeln kann, die einer seit langer Zeit bodenständigen und anscheinend den dravidischen Stämmen verwandten Bevölkerung angehören, die zu irgendeiner, uns gegenwärtig nicht mit Sicherheit bekannten Zeit arische Sprachen angenommen haben. Historisch greifbar ist uns eine solche Beeinflussung Indiens durch arisch redende Völker erst seit dem 6. vorchristlichen Jahrhundert. Seit dieser Zeit sehen wir zunächst aus den großartigen Prunkinschriften achämenidischer Herrscher, wie persischer Einfluß und persische Herrschaft allmählich in Indien vordringen. Bekannt ist dann auch der große Alexander-Zug, der makedonische und griechische Heerscharen bis an die Ufer des Indus führte, und ebenso ist uns noch aus dem 7. nachchristlichen Jahrhundert eine große Einwanderung richtiger Perser nach Indien überliefert. Es war nach der Schlacht bei Nachauband 640 n. Chr., in welcher das alte Persertum endgültig vom Islâm niedergeworfen wurde, als große Massen von Anhängern

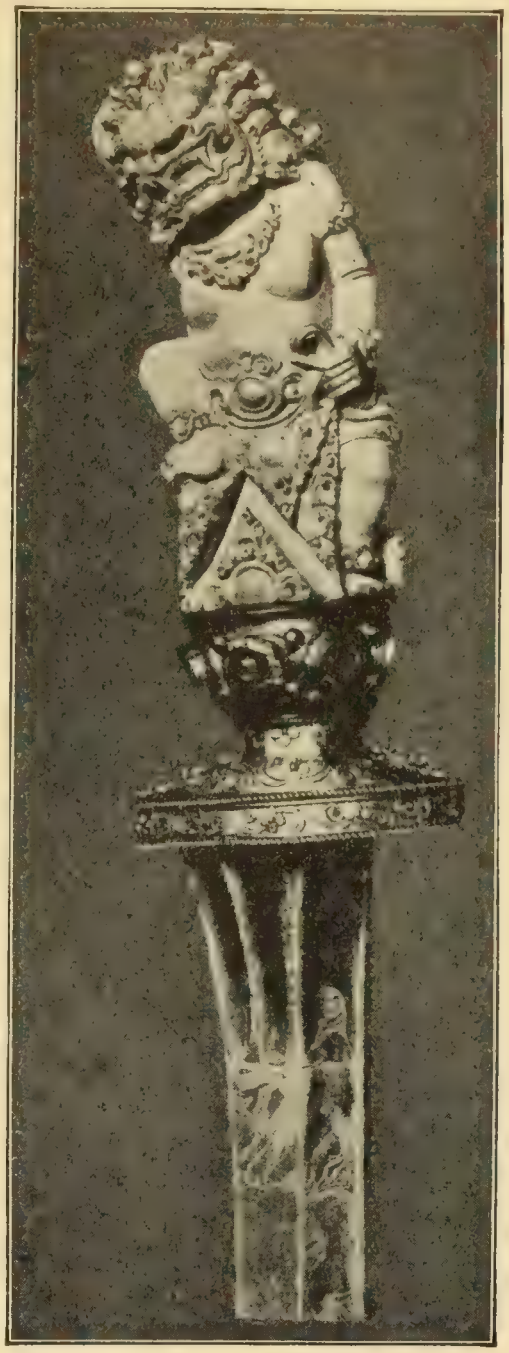
der alten Religion des Zoroaster die mohammedanisch gewordene Heimat verließen, um sich in Indien anzusiedeln. Die heutigen Parsi sind die Nachkommen jener Auswanderer. Sie haben anatomisch den Typus der heutigen Perser, sind aber noch immer starre Anhänger der altpersischen Feuerreligion, was sie nicht hindert, ungewöhnlich geschäftskluge Kaufleute zu sein und fast unermeßliche Vermögen aufzuspeichern, so daß gerade die Parsi heute zu den reichsten Leuten, nicht nur in Indien, sondern in der ganzen Welt, gehören.

Weiter sind auf indischem Boden die 40 Millionen Mohammedaner zu erwähnen, die von Unkundigen so häufig für Turkvölker gehalten werden. Natürlich gibt es unter diesen Bekennern des Islâm tatsächlich ab und zu einmal ein einzelnes Individuum, das seinen Stammbaum wirklich mehr oder weniger rein und unverfälscht auf einen Ahnen aus der Schar der türkischen Eroberer Indiens unter Dschingis-khan zurückführen kann, aber solche Leute sind wohl außerordentlich selten und kommen ziffermäßig unter jenen 40 Millionen wohl überhaupt kaum in Betracht. Bei diesen handelt es sich, genau wie bei den heute arische Sprachen redenden brahmanischen Hindu, um Nachkommen der Urbevölkerung, die größtenteils ja auch ihre alten oder arische Sprachen behalten haben, denen aber von jenen türkischen Eroberern der Islâm aufgezwungen worden ist, so daß heute der König von England wesentlich mehr mohammedanische Untertanen hat, als der türkische Sultan.

Sehr viel wichtiger freilich als der Islâm ist jetzt besonders für Ostasien der auf indischem Boden anscheinend schon im fünften vorchristlichen Jahrhundert aus rohen Anfängen entstandene Buddhismus. Als Grundzug der Lehre Buddhas kann Sittenreinheit und werktätige Nächstenliebe bezeichnet werden: „Wenn ein Mensch mir törichterweise unrecht tut, will ich ihm vergelten mit dem Schatze meiner Liebe. Je mehr Böses von ihm kommt, desto mehr Gutes soll von mir ausgehen." Von den rund 1500 Millionen heute auf der ganzen Erde lebenden Menschen gehören rund 500 Millionen, also etwa ein Drittel dieser Lehre an, während ein weiteres Drittel auf die Christen (und 8 Millionen Juden), der Rest auf den Islâm und die verschiedenen primitiveren Religionen entfällt.

Die Völkerkunde von Vorderasien hat lange Zeit als ein ganz besonders verwickeltes Thema gegolten, und einer der besten Kenner des Orients, G. Rosen, hat sogar einmal ausgesprochen, daß zu den leider keine Lösung mehr verheißenden Problemen dasjenige der ethnographischen Verhältnisse Kleinasiens gehöre. Tatsächlich sind Völker und Rassen gerade in Vorderasien heute in einer Weise durcheinander gemischt, wie vielleicht sonst nirgends auf der Erde; besonders in den großen Städten herrscht auch ein fast unheimliches Sprachengewirr; so würde z. B. jemand, der sich auch nur kurze Zeit auf der großen Brücke in Konstantinopel aufhält, die von Pera und Galata zur Moschee der Sultan-Valide in Stambul führt, leicht zwei Dutzend Sprachen und mehr an sein Ohr klingen hören können. Osmanli-Türkisch mit seinen vielen persischen und arabischen Worten ist ja zunächst die allgemeine Umgangssprache; daneben sprechen die Leute vom Land und aus Kleinasien einen sehr viel reineren Turk-Dialekt. Araber, Griechen und Armenier, die so zahlreich überall in den Städten des vorderen Orients leben, sprechen natürlich ihre eigenen Sprachen, ebenso die Chaldäer, von denen man ab und zu einigen langhaarigen Priestern auch in Konstantinopel begegnen kann. Deutsch, Englisch, Französisch und Italienisch kann man in Konstantinopel natürlich jeden Augenblick hören, ebenso das schöne alte Spanisch, das sich bei den Spaniolen (spanischen Juden) erhalten hat, und das „Jiddisch" der östlichen Juden. Die slavischen Sprachen sind vorwiegend durch Russisch und Serbo-Kroatisch vertreten, daneben wird man aber auch Bulgarisch nicht selten zu hören bekommen, ebenso wie Rumänisch und Albanesisch. Die Tscherkessen, die seit der Eroberung des Kaukasus durch die Russen sich über das ganze mohammedanische Vorderasien verbreitet haben, reden alle ihre eigenen Dialekte und Sprachen, und ebenso hört man überall Kurdisch und Persisch sowie, wenn man Glück hat, auch einige südasiatische Sprachen, vor allem Hindostani, Guzerati und Hindi, vielleicht ab und zu einmal auch etwas Zigeunerisch. Dazu kommen dann noch, um die Verwirrung vollkommen zu machen, allerhand afrikanische Sprachen, vor allem die der schwarzen Diener und Eunuchen, die sich hauptsächlich aus den oberen Nilländern rekrutieren, aber auch Swahili, Haussa und Kanuri habe ich schon in Konstantinopel gehört. Nur nach der Sprache alle diese Leute

einzuteilen und zu klassifizieren, würde gänzlich aussichtslos sein. Sprache und Rasse decken sich im Orient ebensowenig wie sonst irgendwo, und wie zweideutig z. B. die Bezeichnung „Türke" ist, kann man schon daraus ersehen, daß im Munde des vornehmen Osmanli das Wort „Türk" die Bedeutung eines rohen und ungeschliffenen Menschen hat. Anderswo und besonders in der europäischen Presse und von manchen Diplomaten wird das Wort Türke im Sinne von Mohammedaner gebraucht, und so sprechen unsere Zeitungen z. B. mit Vorliebe von den „Türken" in Bosnien und der Herzegowina, obwohl für diese doch ganz sicher feststeht, daß sie überwiegend die Nachkommen einer rein serbokroatischen Bevölkerung sind, die erst nach der Schlacht bei Kossowopolje 1467 gezwungen wurden, zum Islâm überzutreten. Diese Leute, die in ihren Adern oft kaum eine Spur von Osmanischem oder Turk-Blut haben, sind allerdings sehr eifrige, fanatische Mohammedaner geworden, aber man sollte sie deshalb doch nicht als „Türken" bezeichnen. Ähnliche Beispiele ließen sich nach Dutzenden anführen. Wenn man wirklich in das Völkergewirre von Vorderasien Ordnung bringen will, muß man zunächst alle die fremden Elemente aussondern, die zum Teil erst vor kurzer Zeit eingewandert sind oder sonst durch ihre somatischen, sozialen, religiösen oder sprachlichen Beziehungen ohne weiteres als fremdartig erkannt werden können. Man wird so sehr leicht alle Neger und ihre Mischlinge eliminieren können, ebenso die Tscherkessen, die Franken und Levantiner, die Arnauten, die Bulgaren, die Zigeuner und auch die Juden. Etwas mehr Schwierigkeit bereiten die zahlreichen Wandervölker Vorderasiens, unter denen hier zunächst die Turkmenen und die Jürücken genannt seien, sowie die der Zahl und räumlichen Ausbreitung nach sehr viel wichtigeren Kurden.



Griff eines Schwertes der Bugi.

Richtige Turkmenen sind heute im eigentlichen Vorderasien verhältnismäßig selten; man findet sie oft nur in ganz kleinen Gruppen, nur einige wenige Familien stark, aber fast immer mit wirklichen Trampeltieren, also mit zweihöckerigen Kamelen, während sonst in Vorderasien fast ausschließlich Dromedare, also einhöckerige Kamele, als Tragtiere verwendet werden. Bei den Jürücken interessiert uns hier zunächst die künstliche Verschnürung der Schädel. Schon wenige Tage nach der Geburt beginnt eine mehrere Jahre lang fortgesetzte Einwicklung des Schädels mit Binden, die zu der typischen Longhead-Verbildung der Hirnkapsel führt, genau wie im alten Peru, in Alaska, in der Krim und anderswo. Die Kurden zerfallen schon sprachlich in eine östliche und eine westliche Gruppe und sind auch somatisch in derselben Weise geschieden; die östlichen Kurden sind überwiegend extreme Kurzschädel, während bei den westlichen sich vielfach Langschädel und ganz europäische Züge finden. Die Turkmenen sind sicher aus dem eigentlichen Turkestan eingewandert, die Jürücken scheinen mit den Zigeunern verwandt zu sein; die Ostkurden stehen den Persern nahe, während die Westkurden eine sehr gemischte Gesellschaft darstellen. Sehr viel leichter sind die verschiedenen religiösen Sekten herauszugreifen, an denen Vorderasien so reich ist. Die Tachtadschy oder Allevi in Lykien, die Fellah oder Ansarije (= Nsairije) in Nordsyrien, die Kysylbasch oder Yesiden im oberen Mesopotamien, und wie sie sonst alle heißen mögen, haben nicht nur als Sektierer an sich eine gemeinsame soziale Stellung, sondern stimmen auch durch große Ähnlichkeit ihrer Geheimlehre ebensosehr untereinander überein,

als durch ihre extrem hohen und breiten, sehr kurzen Schädel. Aber auch die Maroniten und die Drusen gehören in denselben Kreis. Bei allen diesen Gruppen handelt es sich um Leute, die durch ihre religiöse Abgeschlossenheit, zum Teil auch durch die Entlegenheit ihrer Wohnsitze, ihre alten Rassencigenschaften sehr viel reiner erhalten haben, als manche ihrer Nachbarn.

Dasselbe gilt von den Persern, unter denen auch die extremen Kurzköpfe überwiegen. Da sie eine arische Sprache reden, erwarten manche Autoren das Auftreten zahlreicher blonder Elemente unter ihnen. Niemand kann heute im Ernst sagen, ob wirklich die Achämeniden, die in ihren Inschriften ihre arische Abstammung so nachdrücklich betonen, blond gewesen sind. Aber auch wenn sie und ihre Mannen es waren, so ist das helle Element doch seither in Persien völlig verschwunden. Als „Araber" haben Fr. Müller und seine Schüler nicht nur die eigentlichen Beduinen der Halbinsel Arabien beschrieben, sondern auch die heute arabisch redenden Bewohner der Städte und Dörfer von Syrien. Nichts ist unrichtiger. Die wirklichen Araber haben lange Schädel und kleine Nasen, in den Städten und Dörfern leben überwiegend extrem kurzköpfige Leute mit sehr großen Nasen. Ebenso sind die sogenannten „Türken" und die gleichfalls sogenannten „Griechen", exakter ausgedrückt die Mohammedaner in Kleinasien und die dortigen Angehörigen der griechisch-orthodoxen Kirche somatisch durchaus nicht einheitlich. Hingegen sind die Armenier fast absolut homogen und stimmen mit den ältesten Darstellungen von Hethitern, wie uns solche vor allem durch die Ausgrabungen in Sendschirli bekannt geworden, völlig überein.

All das zusammengenommen, ergibt mit sehr großer Sicherheit: Bis in die Mitte des 2. vorchristlichen Jahrtausends hatte ganz Vorderasien eine durchaus homogene, extrem kurzköpfige und sehr großnasige Bevölkerung. Die Armenier, sowie die verschiedenen Sektierer sind heute noch die fast unvermischten Träger des alten Typus. Etwa um 1500 v. Chr. beginnen semitische Invasionen, für die Abraham der Heros eponymos ist; nur nach Mesopotamien sind Semiten schon sehr viel früher gelangt, aber auch da haben sie schon ein nichtsemitisches Urvolk vorgefunden, die Sumerer. Sonst ist nur noch eine Einwanderung nordeuropäischer Stämme anzunehmen, die wahrscheinlich die Donau abwärts gezogen kamen und sich bis tief hinunter nach Syrien und Palästina verfolgen lassen. Von diesen stammen die rund 5 bis 10% von Blonden ab, die wir noch heute in vielen Gegenden von Vorderasien antreffen. Wann diese Wanderungen begonnen haben, ist unbekannt; wahrscheinlich haben sie sich durch sehr viele Jahrhunderte hindurch fortgesetzt, vielleicht sind sie sehr alt. Jedenfalls sind im nördlichen Kleinasien arische Götternamen bereits für das 14. vorchristliche Jahrhundert inschriftlich sichergestellt. Mithra, Varuna, Indra und Nasatya, die wir ein ganzes Jahrtausend später in Indien wiederfinden, erscheinen schon im 14. Jahrhundert in von H. Winckler in Boghasköi entdeckten Urkunden als die Schützer von Verträgen zwischen den Chatti und Mittani! Acht Jahrhunderte später nennt sich Darius einen „Arier von arischem Stamme", und sehr viel später macht sich arischer Einfluß auch in Innerasien geltend. Für den großen Rassenaufbau aber kommt in Vorderasien nur das hethitische oder „armenoide" Element in Betracht; semitische und nordische Einwanderer haben es schon in früher Zeit kulturell beeinflußt, aber somatisch nicht wesentlich verändert; so sind sogar unsere heutigen Juden zum größten Teil die Nachkommen jener vorsemitischen armenoiden Urbevölkerung, die in Palästina nur recht oberflächlich semitisiert worden war.

Europa.

Die europäischen Völker sind wohl diejenigen auf der ganzen Erde, bei denen die meisten Vermischungen stattgefunden haben, und bei denen reine Typen am seltensten vorkommen. Immerhin kann man auch hier mehrere Grundformen unterscheiden, deren Stellung im System freilich noch nicht durchaus klar ist. Zwei Gesichtspunkte sind hier vor allem wichtig; einmal muß man sich daran gewöhnen, Europa nur als eine kleine Halbinsel von Asien anzusehen, und dann muß man begreifen lernen, daß das Alter der Menschheit nicht nach Jahrtausenden oder Zehntausenden zu zählen ist, sondern nach Hunderttausenden und Millionen von Jahren. Zwar die Eisenzeit und die ihr in manchen Ländern vorhergegangene Periode von Kupfer und Bronze reichen wirklich nicht weiter zurück, als etwa bis zum ersten Anfange unserer Geschichte — aber wir haben in den letzten Jahren Kieselgeräte kennen gelernt, an deren Natur als

Übersicht über die Verteilung der kurzen und der langen Köpfe in Italien, nach R. Livi. Probe für die Art, in der die Ergebnisse anthropologischer Massenuntersuchungen kartographisch dargestellt werden.

menschliche Manufakte nicht der leiseste Zweifel möglich ist, und die aus Schichten stammen, deren Alter von durchaus zuverlässigen Fachleuten nach vielen Hunderttausenden von Jahren geschätzt wird. Dabei braucht man noch lange nicht so weit zu gehen, jedes einzelne unter den Kieselgeräten, die man jetzt als „eolithisch" bezeichnet, wirklich für ein Manufakt aus frühtertiärer oder noch älterer Zeit zu betrachten, aber man wird sich doch daran gewöhnen müssen, das Alter der Menschheit etwas mehr sub specie aeternitatis zu betrachten, als man dies bisher getan hat. So wird man zunächst die extremen Kurzköpfe, die man noch heute vielfach in Innereuropa, besonders in den Gebirgsländern findet, auf eine uralte Einwanderung aus Vorderasien beziehen. Die nähere Art dieses Zusammenhanges ist allerdings völlig unklar. Wenn es wahr ist, wie es den Anschein hat, daß das alpine Rind und das vorderasiatische untereinander übereinstimmen, würde man annehmen können, daß diese Wanderung erst erfolgt ist, nachdem die Leute im Besitze einer gut gezüchteten Rinderrasse waren — aber auch eine solche Annahme ist weit davon entfernt, einen genauen chronologischen Anhalt zu geben. Ebenso muß im Auge behalten werden, daß die Landverbindung zwischen Europa und Asien in früherer Zeit sicher sehr viel breiter gewesen ist. War sie im Norden vereist und praktisch unwegsam, so war sie nach Süden zu um so einladender, wenn, wie es den Anschein hat, an Stelle des heutigen Ägäischen Meeres trockenes Land Kleinasien mit Griechenland verbunden.

Sehr viel gesicherter ist ein zweiter großer Landzusammenhang im Westen von Europa. Wir wissen heute, daß der Ärmelkanal eine ganz junge Bildung ist, und daß in Großbritannien Menschen bereits zu einer Zeit gelebt haben, in der die Themse noch ein Nebenfluß des Rheins war. In England gibt es Schotterablagerungen, die nur vom Rheine stammen können, und auf der Doggerbank werden Knochen fossiler Mammutarten gedredscht, die sicher Zeitgenossen des Menschen waren. Noch sehr viel weitere Perspektiven eröffnen uns die Funde menschlicher Knochenreste aus der ältesten paläolithischen Zeit; die Schädeldächer aus dem Neandertal und von Spy, die Schädelreste von Krapina, die Schädel von Gibraltar, Le Moustier und La Chapelle aux Saints gehören sicher zu einem in sich einheitlichen Typus, dessen Ähnlichkeit mit dem der heutigen Australier unmöglich bloßer Zufall sein kann. Allerdings fällt es uns zunächst schwer, an eine unmittelbare Verwandtschaft und an einen direkten Zusammenhang der ältesten Bevölkerung von Europa mit Leuten zu denken, die fast unsere Antipoden sind und noch heute nahezu auf der untersten Stufe menschlicher Gesittung stehen, aber wir werden uns auch mit diesem Gedanken vertraut machen müssen. Schon jetzt haben wir in den Toala von Celebes und in manchen dunklen indischen Bergvölkern sichere Zwischenformen, und heute oder morgen können uns durch zufällige Funde oder durch systematische Grabungen weitere Verbindungsglieder auf dem Wege zwischen Europa und Neu-Holland bekannt werden; ein alter Landzusammenhang zwischen Südasien und Australien muß schon jetzt als erwiesen gelten.

Über das weitere Schicksal der Neandertal-Rasse in Europa sind die Ansichten noch geteilt. Manche halten sie für gänzlich ausgestorben, andere schreiben ihr eine wesentliche Rolle bei dem Aufbau der heutigen Bevölkerung von Europa zu. Tatsächlich kommen auch heute noch manchmal „neandertaloide" Formen unter uns Europäern zur Beobachtung, und ebenso kennen wir einzelne neuholländische Typen mit starker Annäherung an europäische Formen, ohne daß etwa immer an rezente Beimischung von europäischem Blut gedacht werden könnte. Meine persönliche Meinung jedenfalls geht dahin, daß die heutigen Neu-Holländer und die europäischen Nachkommen der Neandertal-Rasse nur innerhalb der normalen Variationsbreite auseinandergehen und durch zahlreiche Zwischenformen und Rückschlagsbildungen verbunden erscheinen — ich will aber gerne zugeben, daß hier einstweilen nur von Vermutungen und Meinungen die Rede sein kann, und daß positives Wissen erst von dem Auffinden weiterer alter Zwischenformen in Europa zu erwarten sein kann. Immerhin zeigt schon jetzt einer der beiden Spy-Schädel, wie leicht und einfach man sich den Übergang von der alten Neandertal-Rasse zu späteren europäischen Typen wahrscheinlich vorzustellen hat.

Sehr viel schwieriger scheint mir die genaue Feststellung des Verhältnisses zwischen den beiden langschädligen Typen, die wir gegenwärtig in Europa feststellen können. Wir haben im Norden Langschädel von großer Statur mit heller Haut, blondem Haar und blauen Augen und im Süden Langschädel von sehr geringer Körperhöhe und ausgesprochen brünettem Typus.

Ein Angelsache und ein Sizilianer würden etwa die extremen Formen dieser beiden Typen repräsentieren — aber auch diese sicher sehr weit voneinander entfernten Extreme sind durch eine ununterbrochene Reihe von Zwischenformen miteinander verbunden und haben sich vermutlich erst im Laufe langer geologischer Zeiträume unter dem Einflusse der Umwelt differenziert, so daß man sie als ursprünglich zusammengehörig betrachten darf. Dabei darf freilich nicht übersehen werden, daß es zurzeit noch ganz unmöglich ist, die hamitischen Nordafrikaner etwa von den alten Spaniern zu trennen, die uns durch die Ausgrabungen der beiden Siret bekannt geworden sind, und daß in diesen Kreis auch die alte Cromagnon-Rasse von Frankreich hineingehört, die ihrerseits wieder ganz allmählich und ohne eine sichere Grenze in den nordeuropäischen Typus übergeht. Ganz kurz muß in diesem Zusammenhange auch die arische Frage gestreift werden. Seit gerade hundert Jahren wissen wir, daß, von den Ungarn, Türken, Finnen, Lappen und vielleicht den Basken und einigen Kaukasusbewohnern abgesehen, alle anderen Europäer zu einer gemeinsamen Sprachenfamilie gehören, deren Ausläufer bis nach Indien und Innerasien zu verfolgen sind. Wo die Wiege der gemeinsamen Ursprache gestanden, ist trotz aller schon daran gewandten ernsten Mühe und scharfsinnigen Arbeit noch nicht mit Sicherheit festgestellt; wohl aber wissen wir jetzt, daß die arischen Sprachen in Europa in zwei große Gruppen zerfallen, in eine westliche und eine östliche; man bezeichnet jene als kentum-, diese als satem-Gruppe, weil in diesen beiden Wörtern (die beide „Hundert" bedeuten) ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden ersichtlich ist: Der k-Laut des Westens wird im Osten zu s oder sch. Vielleicht wird es einmal möglich sein, das Auftreten dieser zunächst slavischen Zischlaute und auch andere Eigenschaften der satem-Sprachen auf einen östlichen, nord- oder innerasiatischen Einfluß zurückzuführen — inzwischen darf, mit der Mahnung zu äußerster Vorsicht, hier vielleicht daran erinnert werden, wie im Bereiche der satem-Sprachen Menschen mit schräggestellter Lidspalte, also mit mongoloiden Augen wesentlich häufiger vorkommen als im Westen, und ebenso sei auf die oft ganz schlagende Ähnlichkeit hingewiesen, die manche Nordslaven, z. B. viele Frauen aus dem Spreewald mit echten mandschurischen Typen haben.

So ist auch unter den Völkern Europas alles im Flusse; von Nord nach Süd, wie von Ost nach West ist alles in Bewegung, es gibt nur extreme Typen und Zwischenformen, nirgends feste Grenzen. So kann auch nur ein Laie heute von einer „weißen Rasse" sprechen: Kein Fachmann wäre imstande, einen solchen Begriff ernsthaft zu definieren. Soll man ihn auf die großgewachsenen blonden Langschädel unter den Angelsachsen und Skandinaviern beschränken oder will man ihn auf alle Völker mit arischen Sprachen ausdehnen? Dann kann man Ungarn und Tscherkessen ausschließen, muß aber so gut wie die Griechen auch die Armenier und die Perser mit zu den Auserwählten rechnen. Aber auch mit diesen wird man die Grenze noch nicht erreicht haben; jedes Kind weiß heute, wie die Ainu von Jesso und Sachalin zu den westlichen Völkern gehören und ebenso weiß man mit Baelz, daß die unter den Japanern in großer Anzahl vorhandenen „europäischen" Typen auf Ainublut zurückgehen.

Ein weiterer großer Zusammenhang sei hier zum Schlusse noch angedeutet: Die arischen, die semitischen und die hamitischen Sprachen sind die einzigen, die ein grammatisches Geschlecht haben; keine einzige sonst in der ganzen Welt hat sich bis zu solcher Feinheit emporgeschwungen. Angehörige dieser drei Sprachgruppen sind aber auch die Träger der drei großen Kulturen auf unserer Erde, der ägyptischen, der babylonischen und der europäischen.

Helm mit Federbusch eines Yaundekriegers, Süd-Kamerun.

M·HOERNES

DIE ANFÄNGE MENSCHLICHER KULTUR

Titelblatt nach einer Zeichnung von Franz Christophe.

Die Anfänge menſchlicher Kultur

von

Profeſſor Dr. M. Hoernes

em. Kuſtos am k. k. naturhiſt. Hofmuſ. in Wien

Franz Christophe fec.

Einleitung.

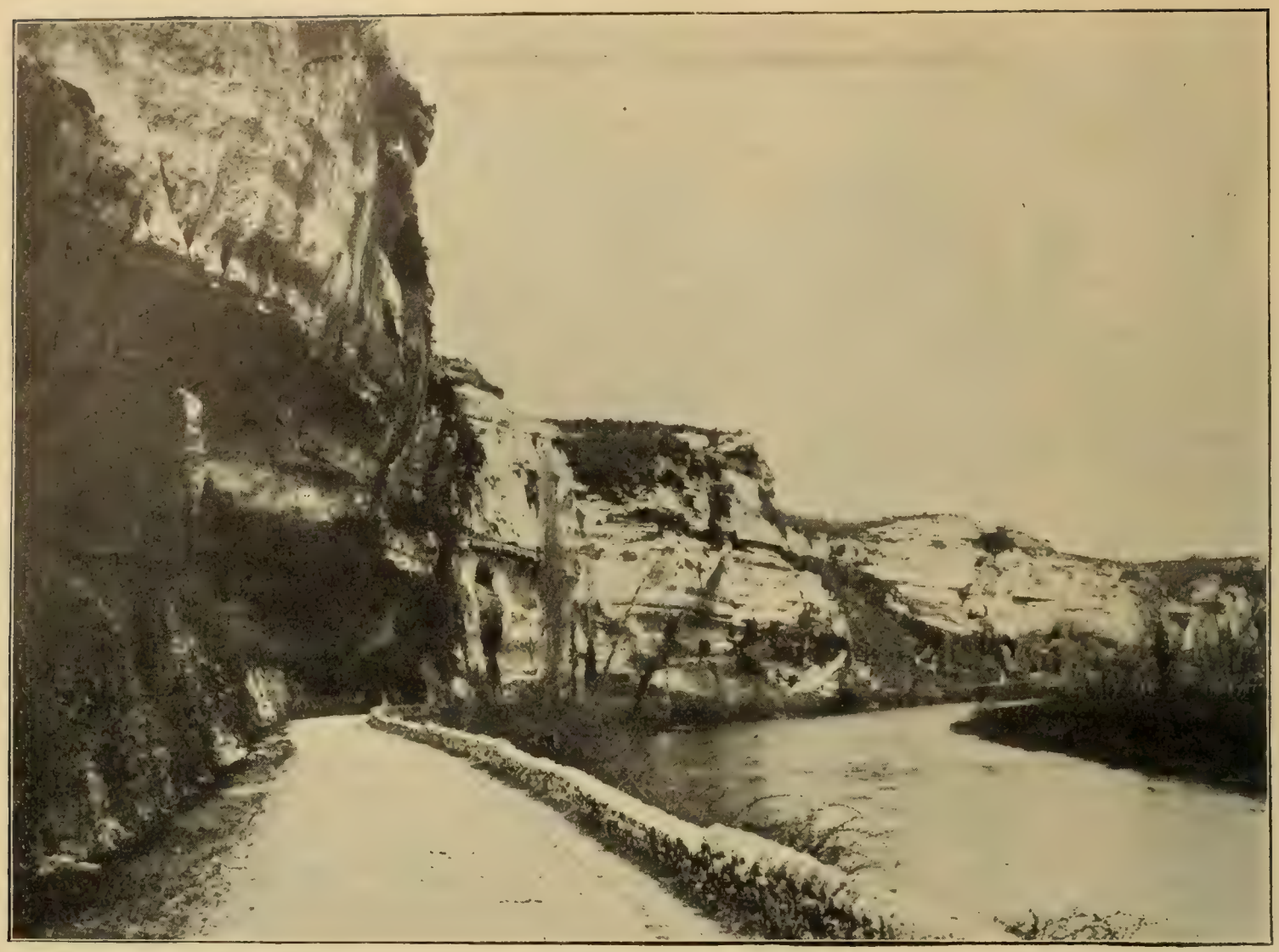
Die Gesamtgeschichte der Menschheit zerfällt in drei Hauptabschnitte von sehr ungleicher Dauer und Beschaffenheit. Diese erfordern getrennte Betrachtung, weil ihr Gegenstand, obwohl immer unser Geschlecht in seiner zeitlichen Entwicklung, jedesmal ein verschiedener ist. Der erste dieser großen Abschnitte beschreibt das physische Werden der Menschheit selber; er umfaßt die Phylogenie oder Stammesgeschichte, auch Deszendenz des Menschen genannt, gleichsam das embryonale Leben der Menschheit im Mutterschoße der älteren organischen Natur. Dieses Kapitel bearbeiten die Biologen, Anatomen, Paläontologen, kurz die Naturhistoriker, insofern sie sich mit dem Menschen und dessen Herkunft befassen.

Der zweite oder mittlere Abschnitt hat es nur mehr mit der fertigen Menschheit zu tun, wenn auch nicht ausschließlich mit deren noch gegenwärtig lebenden Formen und Rassen. Er handelt hauptsächlich von der Vorgeschichte der menschlichen Kultur, von jenen Phasen der geistigen und ergologischen Entwicklung unseres Stammes, welche vor dem Anbeginn der geschriebenen Geschichte liegen. Der dritte Hauptzeitraum der Menschengeschichte ist endlich der, in dem wir noch selber leben, und der früher ausschließlich mit dem herkömmlichen Ausdruck Weltgeschichte bezeichnet wurde. Richtiger wäre für ihn der Name „Zeitraum der höheren Kultur".

Die Dauer dieser drei großen Abschnitte ist höchst ungleich. Den ersten kann man nach unten bis zum Beginn des organischen Lebens überhaupt ausdehnen (vgl. z. B. E. Haeckels „Anthropogenie"); der zweite umfaßt mit sicheren Zeugnissen das ungemessene Quartär oder Diluvium der Erdgeschichte, mit minder sicheren auch das Tertiär, und — wieder mit sicheren, sich stetig anhäufenden Zeugnissen — noch viele Jahrtausende der nachdiluvialen Ära. Der dritte Zeitraum, der der „Weltgeschichte", ist in den verschiedenen Erdgebieten von ungleicher Länge, doch überall nur eine verhältnismäßig kurze, aber desto ereignisreichere Periode.

Um die volle Wahrheit zu sagen, darf man nicht verschweigen, daß die älteren Zeiträume mit dem Beginn der jüngeren gar nicht völlig zu Ende gegangen sind. Die Phylogenie des Menschen, die Entwicklung höherer aus niedrigeren, oder mindestens jüngerer aus älteren physischen Formen dauert noch unausgesetzt fort, und auch die vorgeschichtliche oder geschichtlose Kultur der älteren Menschheit ist bei den Naturvölkern unserer Zeit, ja selbst beim niedern Volk unserer täglichen Umgebung, noch nicht erloschen.

Wie wir das Zeitalter der Menschwerdung unseres Geschlechtes mit dem embryonalen Leben des Individuums verglichen haben, so können wir die Vorgeschichte der Kultur mit dem Kindesalter, die geschichtlichen Zeiträume mit der reiferen Jugend und den Mannesjahren des Einzelwesens vergleichen. Bedenkt man die verschwindende Kürze der bisher verflossenen



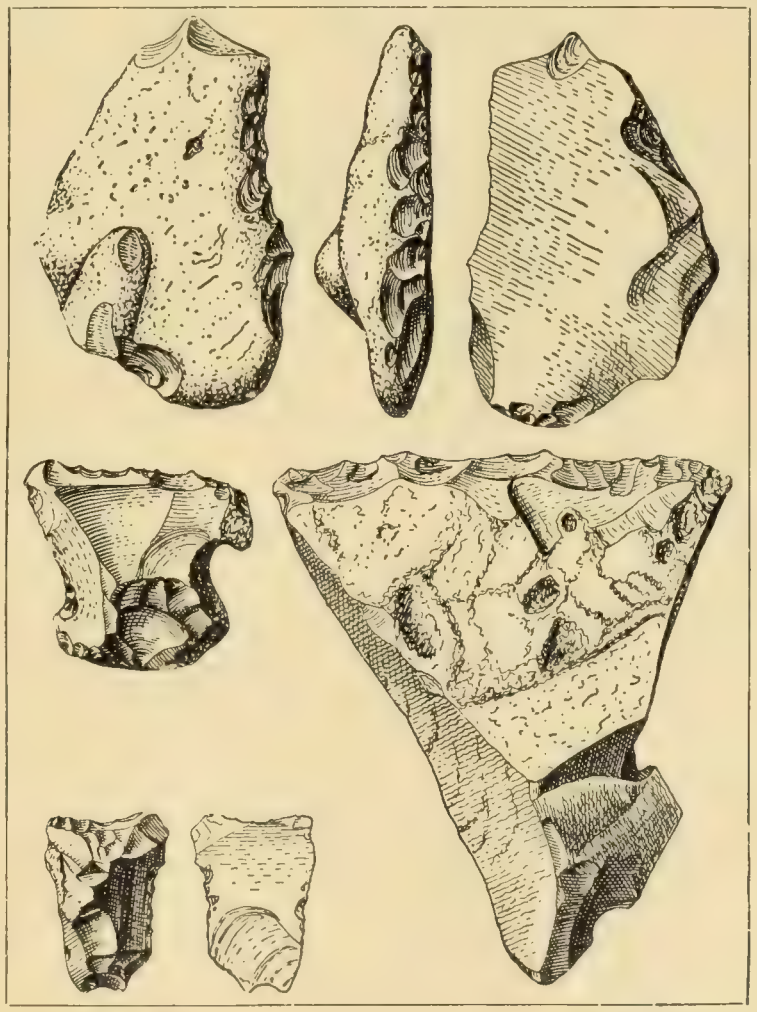
Partie des Vézère-Tales bei Tajac in Südfrankreich. Wohngebiet diluvialer Troglodyten.
Aufnahme nach der Natur.

geschichtlichen Zeiträume, so möchte man finden, daß der menschliche Stamm als reifes Kollektivwesen erst in den blühenden Jünglings- oder ersten Mannesjahren steht.

Auch die Vorgeschichte der Kultur, welche hier zunächst behandelt werden soll, hat etwas Embryonales, Verhülltes. Womit man früher die Universalgeschichte zu beginnen pflegte, das war gleichsam die Geburtsstunde höherer Kultur, eingeläutet durch die ältesten geschichtlichen Nachrichten von schreibender Menschenhand. Was vorausliegen mußte, das ergänzte man aus Sagen, Märchen, religiösen Überlieferungen. Erst das neunzehnte Jahrhundert griff entschlossen in eine andere Quelle und holte aus ihr einen Schatz ungeahnter Belehrung. Dieser älteste und doch jüngste Schatz unter den Werten, welche die Menschheit geschaffen, sind die prähistorischen Altertümer, auf die sich die folgende Darstellung hauptsächlich gründen wird. Wie aber die Stammesgeschichte durch die Keimesgeschichte aufgehellt wird, so empfängt auch die Urgeschichte der Kultur weiteres Licht durch die Betrachtung primitiven Lebens in unserer eigenen Zeit, in Länderräumen und Volksschichten, wohin die höhere Kultur noch nicht oder nur unvollkommen gedrungen ist. Die Ethnographie der Naturvölker ergänzt die Prähistorie der Menschheit; doch ist sie mit ihr nicht gleichwertig. Denn in der Gegenwart sind die Elemente urzeitlichen Völkerdaseins nur mehr die bunt durcheinandergeworfenen Bruchstücke eines Letternsatzes, der früher einen lesbaren Text gebildet hat. Bei den Naturvölkern unserer Zeit kann man von primitiven, aber nicht von prähistorischen Zuständen sprechen, da sie ja keiner Geschichte entgegengehen.

1. Die paläolithische Periode.

Ungeheure Zeiträume mußten verstreichen, ehe der Mensch auf der Erde erscheinen konnte. Ganz zu geschweigen von der Urzeit unseres Planeten, in der auf ihm nur anorganisch-chemisches Leben herrschte, so sind auch die Äonen des vormenschlichen organischen Lebens noch wahre Ewigkeiten und selbst nach Jahrmillionen nicht meßbar. Diese letzteren Zeiten werden von der Geologie und der Paläontologie in die paläozoische, mesozoische und känozoische Ära eingeteilt und auch diese wieder in zahlreiche Stufen und Unterstufen zerlegt. Ganz sichere und allgemein anerkannte Zeugnisse vom Vorhandensein des Menschen besitzen wir erst aus einem Endabschnitt der jüngsten oder känozoischen Ära, dem Diluvium oder Quartär. Aus dem unvergleichlich längeren älteren Abschnitt dieser Ära, dem Tertiär, liegen nur unsichere Spuren vor, welche von einigen Forschern auf den Menschen oder ein menschenähnliches Wesen aus der Vorfahrenreihe unseres Geschlechtes bezogen worden sind. Diese zweifelhaften Spuren sind die sogenannten „Eolithen", Feuersteinstücke, die in eigentümlicher Weise an den Enden oder Rändern behauen oder bestoßen zu sein scheinen und dadurch von der reinen Naturform allerdings abweichen. Es ist aber keineswegs einwandfrei erwiesen, daß nicht doch irgendeine natürliche und zufällige Ursache diese Absplitterungen hervorgebracht haben kann. Von den Gelehrten, welche dies leugnen (gegenwärtig vor allen von Aimé Rutot in Brüssel), werden u. a. folgende Eolithen für Zeugnisse der Anwesenheit des Menschen im Tertiär angesehen: 1. die von Boncelles (Belgien) aus dem mittleren Oligozän, 2. die von Thenay (Loir-et-Cher, Frankreich) aus dem oberen Oligozän, 3. die von Puy-Courny (Mittel-Frankreich) aus dem oberen Miozän, 4. die des Chalk-Plateaus von Kent (Südengland) aus dem mittleren Pliocän und 5. die von St. Prest (Frankreich) und den Forest Cromer beds (England) aus dem oberen Pliozän. Sind die Eolithen wirklich Zeugnisse der Anwesenheit des Menschen, so beruht ihre Form auf der unmittelbaren Benutzung natürlicher Feuersteinstücke, das heißt entweder ganzer Knollen aus diesem Material oder solcher Splitter, wie sie durch natürliches Zerspringen der Knollen unter atmosphärischen oder anderen Einflüssen entstanden sind. Die ersteren hätten beim Schlagen als Hämmer und Ambosse, die letzteren zum Schneiden, Schaben und Kratzen gedient. Wenn bei dieser Arbeit die Kanten stumpf wurden, hätte man die Stücke entweder einfach weggeworfen oder neu geschärft (retuschiert). In manchen Fällen will man beobachtet haben, wie Stücke durch Weghauen scharfer Kanten oder lästiger Buckel zum besseren Anfassen mit der Hand hergerichtet worden sind. Nach Rutot selbst ist es unmöglich, in dieser ältesten Steinbearbeitung Unterschiede nach den verschiedenen Zeiten vom mittleren Oligozän bis zum oberen Pliozän, ja bis zum mittleren Quartär, oder nach den verschiedenen Lokalitäten, die sämtlich dem englisch-französischen Becken angehören, zu erkennen. Kein technischer Fortschritt, nur die stratigraphischen und paläontologischen Verhältnisse geben Aufschluß über das Alter der einzelnen Eolithen-



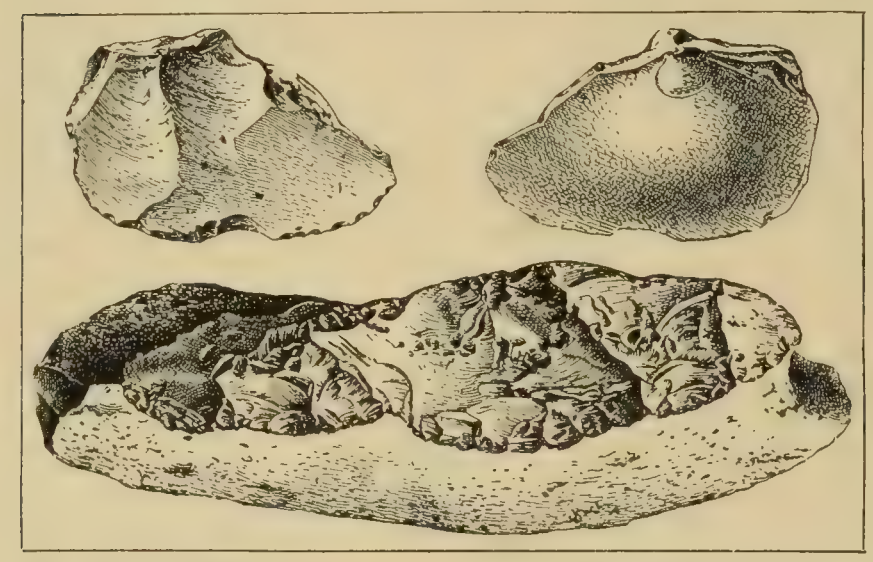
$^2/_3$ natürl. Gr. Nach A. Rutot.

Vier Eolithen (Schaber und Kratzer) aus dem mittleren Oligozän von Boncelles in Belgien.

gruppen. Die jüngsten derselben stammen aus dem älteren Quartär, aus Schichten, welche Rutot als Reutelien, Reutelo-Mesvinien (Mafflien) und Mesvinien bezeichnet. Diese diluvialen Eolithen sind z. T. regelmäßiger geformt als die tertiären und haben Ähnlichkeit mit den Typen, welche man nach G. de Mortillet Moustierformen nennt. Nach G. Schweinfurth herrschte während des oberen Pliozäns in der Gegend von Theben in Ägypten eine ähnliche Benutzung des natürlichen Feuersteins durch den spättertiären Menschen.

Mit voller Gewißheit wird der tertiäre Mensch erst dann nachgewiesen sein, wenn man außer den Eolithen und vielleicht neben diesen noch andere Spuren seines Daseins findet, etwa Brandreste von seinen Lagerfeuern, Knochen von seinen Mahlzeiten oder gar Leibesreste von ihm selbst, was natürlich die erwünschteste Bestätigung wäre. Die „benützten" Feuersteine könnten ja, wie auch schon angenommen worden ist, von einem Vorläufer des Menschen herrühren, und das relativ geringe (nur quartäre) Alter des noch halbtierischen Pithecanthropus erectus Dubois aus Java legt den Gedanken nahe, daß auch im europäischen Tertiär vielleicht noch kein Wesen lebte, das mit allen physischen Attributen des Menschen ausgestattet war.

(2/3 nat. Gr.) Nach A. de Mortillet.
Eolithen aus dem oberen Oligozän v. Thenay in Frankreich.



(2/3 u. 1/2 nat. Gr.) Nach A. de Mortillet.
Eolithen aus dem mittleren Miozän von Puy Courny in Frankreich.

Die Lösung dieser dunklen Ursprungsfrage muß man der Zukunft überlassen. Auf jeden Fall aber ist der Mensch eine Art Alterserscheinung, ein Spätling unserer Mutter Erde, das vorläufig letzte Ergebnis ihrer fortgesetzten Abkühlung, Erstarrung und Belebung mit organischen Wesen. Wie man auch im Einzelleben erst spät sich auf sich selber besinnt, nachdem man lange halb unbewußt dahingelebt, so wird sich die Erde im Menschen gleichsam ihrer selbst mehr und mehr bewußt, nachdem sie lange ein ganz oder halb unbewußtes Kindes- und Jugenddasein geführt.

Freilich ist dieses Bewußtsein bei den ältesten Menschen, deren Dasein sichere Funde bezeugen, noch nicht allzuhoch anzuschlagen. Wenn die menschliche Kultur in letzter Linie überhaupt ein Ergebnis der geologischen und paläontologischen Verhältnisse ist, welche unserem Geschlecht seine Wohnsitze und seine Umgebungen geschaffen haben, so gilt das am meisten für die älteren Zeiträume der Vorgeschichte. In diesen stand der Mensch überaus schwach einer überaus mächtigen Natur gegenüber; später bessert sich das Verhältnis von Stufe zu Stufe. Zumal im Anfang der älteren Steinzeit spielt die Naturumgebung des Menschen noch die allergrößte Rolle und beeinflußt auf jede Art seine „Kultur". Von einer Besinnung auf anderes als die tägliche Notdurft des physischen Lebens konnte da lange Zeit nicht die Rede sein. Aber schon in den jüngeren und jüngsten Phasen des Diluviums erstarkt die Menschheit stellenweise zu überraschenden geistigen Leistungen.

Im Diluvium war das Erdbild im großen und ganzen — in der Verteilung von Land und Wasser, Flora und Fauna — dem gegenwärtigen viel ähnlicher als in früheren geologischen Zeiten; aber es bestanden doch noch erhebliche Unterschiede von der Gegenwart in Bodenbildung und Klima, Pflanzenwelt, Tier- und Menschenleben. Das lehren uns die diluvialen

Ablagerungen, das alte „Schwemmland", welches durch fließende, weniger durch stehende Gewässer, ferner durch feste Niederschläge aus der bewegten Luft (Löß), namentlich aber durch Gletscher entstanden ist und ältere Bodenbildungen auf weite Erdstrecken hin, besonders in flachen und hügeligen Gegenden, überschichtet hat. Diese eigentümlichen jüngsten Bildungen der geologischen Vorzeit geben größtenteils auf das rätselhafte Phänomen der großen Eiszeit zurück, welche im Diluvium auf der ganzen Erde (nicht nur auf der Nordhemisphäre oder gar nur in Europa) geherrscht hat. Die Ursachen dieser großen, vielleicht periodischen Erscheinung sind noch nicht aufgeklärt, ihre Folgen und Wirkungen aber, besonders in Europa, sehr umfassend studiert und festgestellt. Es war keine Periode entsetzlicher Kälte, wie sie jetzt dicht um die Pole herrscht, sondern nur eine Zeit, in der die mittlere Jahrestemperatur der Erde, statt wie heute 15° C, etwa 10° C betrug und die Schneegrenze ungefähr um 1000 m tiefer lag als heute, wobei zugleich größere Luftfeuchtigkeit herrschte, welche den Gletschern reichliche Nahrung zuführte. Auch dauerte diese Kälteperiode nicht anhaltend während des ganzen Diluviums; sie war mehrmals in Ausdehnungen, welche alle geschichtlichen Zeiten an Umfang weit übertreffen, unterbrochen durch sog. Zwischeneiszeiten, in welchen die Gletscher allmählich bis auf das heutige Maß oder noch weiter zurückgingen und höhere Temperaturen herrschten, gleich denen am Ende des Tertiärs und nach dem Ablauf des Diluviums, d. i. in der geologischen Gegenwart.

Karte der Maximalvergletscherung Europas. Nach de Geer.

Diesem noch unerklärten Wechselspiele der toten Natur schmiegte sich, wie überall und allezeit, die lebendige treulich an. Pflanzen, Tiere und der Mensch kamen und gingen, angezogen von günstigen, vertrieben von ungünstigen Daseinsbedingungen. Dabei war nicht immer Kälte das feindliche, Wärme das freundliche Lebenselement. Denn die genannten Gattungen lebender Besiedler bildeten verschiedene Gesellschaften, welche verschiedenen Bedürfnissen und Geschmacksrichtungen unterworfen waren. Die einen waren Freunde eines warmen Waldklimas, die anderen liebten Kälte und Feuchtigkeit, und wieder andere waren Anhänger eines trockenen Steppenklimas. Von diesen drei Gesellschaften fand die eine ihre Rechnung in den Zwischeneiszeiten, die andere in den Kälteperioden, die dritte vielleicht in den Übergangszeiten von diesen zu jenen. Beim Eintritt klimatischer Verhältnisse, die ihnen nicht zusagten, erloschen diese Gesellschaften nicht, sondern zogen sich in Wohngebiete zurück, die ihnen besser behagten: die arktisch-alpinen Formen nach Norden oder ins Hochgebirge, die wärmeliebenden nach Süden, die Steppenformen in das weite östliche Steppengebiet der alten Welt. Das gilt jedoch nur im allgemeinen; im einzelnen gab es daneben wohl ein Erlöschen mancher Formen und eine langsame Anpassung mancher anderen an die neuen Verhältnisse.

Die Flora des Diluviums, von größter Bedeutung für die Erkenntnis jener klimatischen Veränderungen und für die pflanzenfressende diluviale Fauna, geht uns hier weniger an als

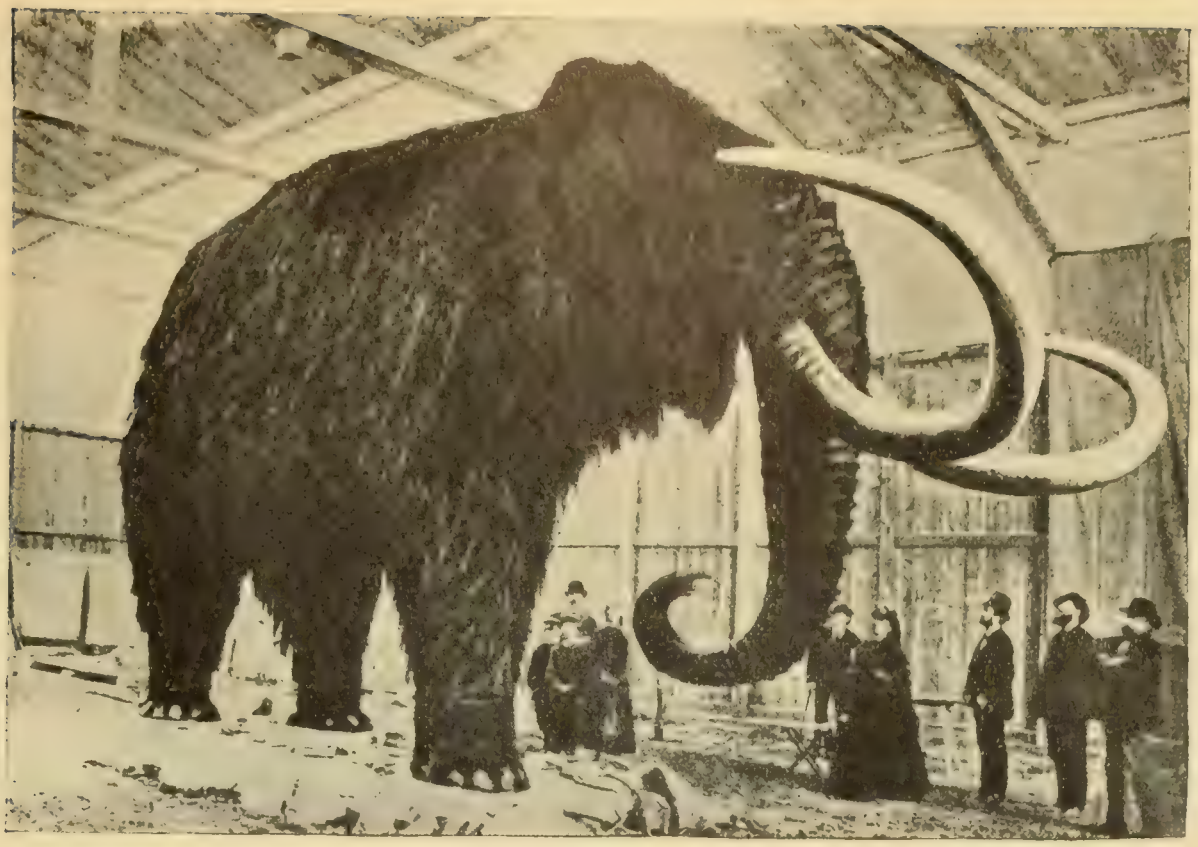
die Tierwelt, namentlich die große Säugetierfauna, von welcher der Mensch als reiner Jäger lebte, oder gegen welche er sich mit seinen Waffen und Listen zu schützen hatte. Von 69 Arten der Quartärfauna Europas sind 15 völlig erloschen — darunter 3 Höhlenraubtiere, 2—3 Elefantenarten, 2 Nashornarten und der Riesenhirsch —; ausgewandert: 7 nach Süden — darunter Löwe, Leopard, 2 Hyänenarten, der afrikanische Elefant und das Flußpferd —, 8 nach Norden — darunter grauer Bär, Blaufuchs, Fjällfraß, Moschusochse, Wapiti, Renntier, Lemming —, 4 nach Osten — darunter Saiga-Antilope und Angoraziege. Fünf Formen sind ins Hochgebirge übersiedelt: Gemse, Steinbock, Murmeltier, Schneehase, Schneehuhn. Eine Reihe anderer ist zwar noch heute im alten Wohngebiet vorhanden, aber größtenteils auch schon auf dem Aussterbeetat: Brauner Bär, Luchs, Wildkatze, Wolf, Fuchs, Dachs, Marder, Frettchen, Wiesel, Otter, Eber, Pferd, Auerochse, Hirsch, Reh, Biber, Hase, Eichhörnchen und andere Nager. Kein diluviales Tier war vom Menschen gezähmt; dagegen sind einige der erloschenen vielleicht von ihm ausgerottet, anderen ist wohl die Unterbrechung der Landverbindung Europas mit Nordafrika verhängnisvoll geworden.

Raubtiere gab es in Mengen, mehr und schlimmere als heute in Indien oder Afrika. Doch war das größte derselben, der große Höhlenbär mit charakteristischer hochgewölbter Stirne, nach der Beschaffenheit seiner Zähne mehr Pflanzen- als Fleischfresser. Fast alle europäischen Höhlen von England bis Rußland waren einmal von diesem zottigen Riesen bewohnt. Seine Blütezeit war das ältere Diluvium; später scheint er durch die Feuchtigkeit der Höhlen gelitten zu haben und degeneriert zu sein. Manche Höhlen waren ausgesprochene Hyänenhorste; in anderen fanden sich Hyänen wenigstens zwischen den Zeiten menschlicher Besiedelung ein und benagten die Mahlzeitreste der Troglodyten. Das größte aller katzenartigen Raubtiere der Vergangenheit und der Gegenwart war der Höhlenlöwe, eine Mittelform zwischen Löwe und Tiger mit tigerähnlichem Profil. Im Vergleich zu Bären und Hyänen, wovon an manchen Stellen Hunderte von Individuen konstatiert sind, war der Höhlenlöwe selten. Auch er gehört dem älteren Diluvium an, wogegen der gemeine Löwe und der gemeine Tiger noch lange nachher bei uns lebten. Nach Herodot und Aristoteles kannte man im Südosten Europas den Löwen als einheimisches Raubtier. Im Atlas und am Kilimandscharo liefert er, in Sibirien der Tiger den Beweis, daß sie auch für rauhere Klimate nicht allzu empfindlich sind. Das waren die Feinde des Menschen, ihm selbst gewiß weniger gefährlich als seinem Jagdwild, und als er seinerseits ihnen gewesen ist.

Die Nahrungstiere des Menschen waren gewaltige Dickhäuter, Rinder, namentlich aber verschiedene Hirscharten und das kleine diluviale Wildpferd, neben anderen kleineren pflanzenfressenden Säugern. Das Mammut, der Elefant der Eiszeit, lebte sehr lange in Europa, Nordasien und Nordamerika. Es erscheint in Europa schon neben den wärmeliebenden, unbehaarten Elefanten des Tertiärs und des älteren Diluviums, Elephas meridionalis und Elephas antiquus, riesigen Formen, von welchen die letztere, wohl das größte Landsäugetier aller Zeiten, auch noch vom Menschen gesehen und erlegt wurde. Erst gegen das Ende des Diluviums wanderte das Mammut gegen Nordosten hinweg, wo es in nicht näher bekannter Zeit erlosch. Es lebte also lange mit dem Menschen zusammen, der ihm eifrig nachstellte und sein Fleisch und Mark genoß, seine Knochen aber und namentlich seine riesigen Stoßzähne zu Waffen und anderen Schnitzwerken verarbeitete.

Aus Nordasien, Mittel- und Westeuropa sind zahllose Mammutreste bekannt, die merkwürdigsten aus Sibirien, wo sich ganze Leichen mit Haut und Haar im Bodeneis erhalten haben. Das erste Exemplar fand sich 1799 in einem langsam abschmelzenden Block unreinen Eises an der Lenamündung und wurde zwei Jahre später noch teilweise geborgen. Der jüngste Bericht über die Ausgrabung eines solchen Mammutkadavers (am Fluß Beresowka, Nordostsibirien) stammt aus dem Jahre 1902. An diesen Leichen erkannte man die dichte Körperbedeckung mit einem braunen, roßhaarähnlichen Borstenkleide, das um den Hals eine bis 70 cm lange Mähne bildete, und mit einem Wollvlies aus gelockten hellgelben, 11—13 cm langen Haaren. Das Tier hatte auch einen buschigen Schwanz, ferner ungewöhnlich mächtige, nach außen und oben gekrümmte Stoßzähne, die bis 7 m lang werden konnten, und eine Körperhöhe von 5 m und darüber. Nach Middendorfs Schätzung sind in den letzten zwei

Wildpferd, Eber und Bisonrinder, diluviale Tierfresken
in der Höhle von Altamira (Nordspanien) nach H. Breuil und E. Cartailhac



Mammut im Museum zu Sankt Petersburg. Nach E. Fourdrignier.

Jahrhunderten mehr als 100 Paar fossiler Elefantenstoßzähne jährlich aus Sibirien ausgeführt worden, was einer Zahl von 20000 Individuen entspricht. So massenhaft sind Reste des Mammuts dort erhalten. Wunderbare Zeugnisse von der Körperbeschaffenheit dieses Tieres liefern auch die Zeichnungen und Schnitzereien der diluvialen Troglodyten Westeuropas, die ihre Nahrungstiere mit treffsicherer Hand in Umrissen an den Höhlenwänden oder auf Knochen, Geweihstücken und anderem losen Material wiederzugeben liebten. An den Wänden der Höhle von Combarelles (Dordogne, Südfrankreich) befanden sich unter 109 Tierbildern nicht weniger als 14 Darstellungen des Mammuts und 40 Figuren des Wildpferdes, das für den Menschen als Wildpret noch wichtiger war als jenes.

Neben dem Mammut lebte ein gleichfalls wollhaariges Nashorn, dessen Haut, wie die Leichenfunde im Bodeneis Sibiriens (seit 1772) bezeugen, nicht faltig, sondern glatt war. Es hatte eine durchgehends knöcherne, nicht zum Teil knorpelige, Nasenscheidewand als Stütze der beiden sehr starken Hörner, die es hintereinander trug und die bis 82 cm Länge erreichten. Dieses Tier lebte von Westeuropa bis China und erlosch früher als das Mammut. Sein Vorläufer im älteren Diluvium war das Rhinozeros Merckii, nackt und wärmeliebend, deshalb der Eiszeit nicht gewachsen. Auch das Flußpferd kennt man nur aus dem älteren Diluvium Frankreichs und Englands. Dagegen sind die Knochen des Wildpferdes gegen das Ende dieses Zeitraums die häufigsten und allerverbreitetsten im mittleren, wie im westlichen Europa. Im letzteren bilden sie bei den menschlichen Wohnplätzen zuweilen Anhäufungen bis 3 m Höhe und bis 100 m Länge. Dieses „Pferdemagma" findet noch heute bei der Fabrikation von Phosphatdünger Verwendung, und in Solutré bei Lyon hat beispielsweise ein einziger Grundbesitzer auf seinem Felde 60000 kg dieses Materials gewonnen und verkauft. Die Zahl der Pferdeleichen, die bei Solutré vorhanden waren, wird auf 100000 geschätzt, ein Zeugnis für die Ergiebigkeit der Pferdejagd im Diluvium. Die Tiere waren nur 1,36—1,38 m hoch und feingliedrig, aber muskelstark und schnell, mit kurzem, dickem Hals und großem, schwerem Kopf. Viele Zeichnungen der quartären Jäger geben das alteuropäische Wildpferd mit realistischer Treue auf Grottenfelsen, Renngeweih und dergleichen wieder. Nicht selten ist es mit einer Art Halfter oder einem um das Maul gebundenen Strick dargestellt. Das bedeutet aber nicht, daß es gezähmt war, sondern verrät nur den eigentümlichen Vorgang bei der Pferdejagd.

Bekritzeltes Schieferstück mit Darstellungen des diluvialen Nashorns.

Aus einer Höhle von Arcy-sur-Cure, Frankreich. (2/3 nat. Gr.) Nach H. Breuil.

Das Tier wurde mit Lassos gefangen und dann am rasch übergeworfenen Halfter zum Lagerplatz der Jäger abgeführt, um dort geschlachtet und verzehrt zu werden. Beim Renntier oder anderen Hirscharten wäre das nicht möglich gewesen, denn diese Tiere hätten sich der Gefangennahme und Wegführung bis zum Tode widersetzt, während das Pferd nach heftigem Widerstande sich fügt, aber allerdings bei der ersten Gelegenheit wieder die Flucht ergreift.

Prächtige und stark verbreitete Erscheinungen der quartären Tierwelt waren auch die wilden Rinder. Es gab zwei größere Arten: den Bison und den Urochsen und zwei kleinere: das Kurzhornrind und den Moschusochsen. Der europäische Bison ist noch heute nicht ganz erloschen, war aber einst viel gewaltiger als seine herabgekommene Deszendenz in den Staatsforsten Litauens. Seine vordere Körperhälfte war kolossal entwickelt und namentlich der Nacken infolge sehr langer Dornfortsätze der Wirbelknochen hoch gewölbt, die Stirne mächtig gebuckelt, die Beine lang und schlank, aber die vorderen fast ganz von der langen Brustmähne umwallt. Packende Darstellungen dieses Tieres zeigen uns die Höhlenfresken von Altamira bei Santander (Spanien) und von Font-de-Gaume (Dordogne, Frankreich). Auf einem Renngeweih aus Laugerie-Basse an der Vézère hat ein Troglodyt eine Bisonjagd gezeichnet. Das Tier erscheint in voller Flucht vor einem behaarten Manne, der ihm einen Wurfspeer nachsendet. Bekanntlich ist der Bison weder in Europa, noch in Amerika gezähmt worden. Dagegen war der Urochse (bos primigenius) eine der Stammformen unserer Hausrinder und wurde wahrscheinlich in Vorderasien zuerst vom Menschen gezähmt. In der mykenischen Zeit Griechenlands erscheint er noch als halbwildes Tier in herrlichen Kunstdarstellungen. In Europa lebte er bis ins Mittelalter hinein wild; das Nibelungenlied kennt ihn, gleich dem Wisent (Bison), in den Forsten des Rheinlandes. Er war größer als unsere stärksten Rinderschläge und hatte zum Unterschied vom Bison geraden Rücken, flache Stirne, hochsitzende lange Hörner und kurze dicke Beine. Das Kurzhornrind ist eine andere diluviale Stammform unserer Hausrinder, die durch Kreuzung aus verschiedenen wilden Arten entstanden sind. Ganz verschwand dagegen aus unserem Kontinent der kleine Moschusochse, ein arktisches Tier, halb Rind, halb Schaf, welches heute im polaren Nordamerika zwischen dem 60. und dem 80.°, sowie in Grönland lebt.

Auch die Gesellschaft der hirschartigen Tiere war im Diluvium formenreicher als in der Gegenwart. Ganz urweltlich mutet uns, auch noch im Skelette, die Gestalt des irländischen Riesenhirsches oder Torfhirsches an, so genannt, weil die schönsten Exemplare unserer Museen aus den Torfmooren Irlands stammen. Er war ungeheuer groß, im Körperbau dem Edelhirsch, in der horizontalen Stellung und in der Schaufelbildung der Geweihe dem Elch ähnlich. Bis 3 m Spannweite erreichte sein Hauptschmuck, mit dem er im Winter seine Nahrung unter dem Schnee aufsuchte. Ob er mit dem Schelch des Nibelungenliedes gemeint ist, steht dahin.

Renntierzeichnungen auf einer Schieferplatte aus Laugerie-Basse, Frankreich.
Nach Cartailhac und Breuil.

Der noch heute lebende Elch dagegen, mit dem sich schon im 10. Jahrhundert Dekrete deutscher Kaiser beschäftigten, wird vielleicht mit Unrecht zu den Diluvialtieren gezählt und kam erst in jüngerer Zeit nach Europa. Der verbreitetste Hirsch und daher auch das Lieblingswild des Jägers im Quartär war das Renntier, dessen Bedeutung für den Menschen in jüngeren Zeiten so sehr zunimmt, daß man diese geradezu Renntierzeit nennt. Sein Verschwinden aus West- und Mitteleuropa ist ein großes kulturgeschichtliches Ereignis, bewirkt durch die gewichtigsten Ursachen, begleitet von den schwersten Folgen. In Spanien und Italien, mit Ausnahme der Gegend von Ventimiglia, fehlt es, und dort fehlt auch die charakteristische Kultur der Renntierjäger. Massenhaft lebte es dagegen in Frankreich, der Schweiz und in ganz Mitteleuropa. Zu Hunderten und Tausenden zählen die Individuen, deren Reste allein durch Knochenfunde in einzelnen Höhlen bezeugt sind. Die Renntierzeichnungen der alten Jägerstämme Frankreichs und der Schweiz gehören zu den trefflichsten Arbeiten dieser Naturkünstler und können noch heute als Muster flotter Strichführung dienen. Als das Renntier verschwand, trat an seine Stelle der Edelhirsch. Dieser lebte auch schon früher; doch finden sich seine Reste hauptsächlich in jenen Schichten, wo die des Renntieres selten sind, und umgekehrt. Er ist der Vertreter eines wärmeren, dem heutigen ähnlichen Klimas. Gleiches gilt vom Reh, welches nur in Italien während des ganzen Quartärs leben konnte.

Von geringerer Bedeutung waren andere Jagdtiere: der kanadische Wapiti-Hirsch, die Saiga-Antilope, Gemse, Steinbock, Angoraziege, Mufflon. Die Nager und Vögel des Quartärs sind paläontologisch, aber nicht kulturgeschichtlich von Interesse. In ausgedehnter Weise betrieb der Mensch der älteren Steinzeit, wie auch alle seine Nachfolger, an geeigneten Orten den Fischfang und das Einsammeln eßbarer Weichtiere. Man stach die Fische mit Lanzen und Harpunen, denn die Angel kannte man noch so wenig wie Bogen und Pfeil. Fische sind auch nicht selten in charakteristischen Zeichnungen auf Knochen und dergleichen dargestellt, man erkennt deutlich den Salm, Hecht, Brassen, Karpfen, Aal und andere.

Mitten in diese hier nur umrißweise geschilderte Tierwelt war der diluviale Mensch hineingestellt; mit ihr und von ihr lebte er, zunächst nur wie einer ihresgleichen, ohne den unberechtigten Stolz und die vermeintliche Unabhängigkeit, mit der wir heute auf das Tier herunterblicken. Er war zugleich ihr Herr und ihr Sklave, befangen in totemistischen Anschauungen, ein großer Verehrer, aber auch ein Banner der Tiergeister; und was er sich in

seinen Mußestunden erzählte, waren gewiß Tiergeschichten und phantastische Tierfabeln, in denen die Tiere wie Menschen sprachen und handelten. Sonne, Mond und Sterne waren ihm sicher nichts andres als Tiere, die über den Himmel wandelten. Auf diese bei Jägerstämmen und Naturvölkern vielfach bezeugte Geistesrichtung hat man auch die überaus zahlreichen Tierbilder zurückzuführen, die uns an Grottenwänden und auf kleineren beweglichen Fundstücken aus den Höhlen, doch fast nur im Westen Europas, erhalten sind. Sie zeigen uns fast ausnahmslos die Nahrungstiere des diluvialen Menschen, die guten Geister, die er anzurufen pflegte und in sein Heim zu bannen wünschte. Es sind, wenn man es ohne Profanation sagen darf, gleichsam die Heiligenbilder des ganz Primitiven. Und hatte dieser nicht recht zu solcher „Religion", war sie nicht für ihn die wahre und richtige? Nach gemeiner Auffassung des modernen Kulturmenschen steht der Mensch himmelhoch über dem Tier und überragt es in jeder Hinsicht. Allein mit richtigerem Blick erkannte der Primitive in der Tierwelt überall nützliche Eigenschaften, die dem Menschen fehlen und die wir uns auch heute noch mühsam, durch künstliche Erfindungen, anzueignen suchen, während sie dem Tiere angeboren sind. Man denke an die politische Organisation der Bienen und Ameisen, das Schwimmen der Fische und den Flug der Vögel, an den windschnellen Lauf oder das gewandte Klettern höherer Tiere, an ihre Prachtkleidung und furchtbare Bewaffnung, ihre Muskelkraft und Sinnesschärfe. Hier liegt die Wurzel der Tierverehrung, der für uns so merkwürdigen Auffassung der Tiere als höherer Wesen, Spender der Kulturgüter, Ahnherren der Menschheit, erklärlich bei Menschen, die sich selbst noch nicht allzu hoch über ein tierisches Dasein emporhoben. Wahr ist ja, daß die Tiere, dem Menschen gegenüber, das höhere Alter voraushaben und speziell diesem Menschen durch die hohe Vollendung neidenswerter Qualitäten, die sie durch abgeschlossene einseitige Differenzierung erworben hatten, imponieren mußten, während die einseitige Differenzierung unseres Geschlechtes, wie hoch sie auch damals schon gediehen, doch noch himmelweit von ihrer heutigen Ausbildung entfernt war. Die diluviale Tierwelt strahlt nicht mehr in dem vollen Glanz und Prunk der tertiären; dennoch war sie in jeder Hinsicht stattlicher als die heutige: die Gestalten mächtiger, die Formen zahlreicher, das Gewimmel dichter, das ganze Leben kräftiger, mit stärkerem Pulsschlag. Sie vor allem hat aus dem diluvialen Menschen gemacht, was er war und einzig sein konnte: ein kühner und gewandter Jäger, dem Tierbilder und Tieraberglaube den Kopf erfüllten, und der durch allerlei praktische Erfindungen inmitten dieser Gesellschaft sich siegreich behauptete.

Dies gilt hauptsächlich vom europäischen Diluvialmenschen, dem einzigen, den wir genauer kennen. Was wir von seinen Zeitgenossen aus einigen anderen Erdräumen — Nordasien, Nordamerika und Südamerika — wissen, fällt daneben kaum ins Gewicht. Es fehlt da noch größtenteils an so gründlichen Ermittelungen, wie sie die höhere Kultur unserer Zeit in Europa zutage gebracht hat. Die Diluvialfauna der anderen Kontinente war von der europäisch-nordasiatischen nach Maßgabe ihrer Entfernung vom Norden der alten Welt mehr oder weniger typisch verschieden und genau ebenso das menschliche Dasein, soweit von einem solchen die Rede sein kann. Das Mammut ging über die Landenge, welche an Stelle der Beringstraße bestand, hinweg nach Nordamerika, lebte aber dort nur im Norden häufiger; es war, seinem Ursprung nach, ein altweltliches Tier. Auch der Moschusochse, der Bison und das Wildpferd belebten jenes Gebiet, während Nashorn, Flußpferd, Höhlenbär und Hyäne fehlten. Weiter südlich hauste das amerikanische Mastodon oder Ohiotier, dessen altweltliche Verwandte in das europäische Diluvium nicht mehr hineinragen. Mit seinen Resten zusammen fanden sich bei Natchez am Mississippi ein menschliches Becken und in den Geröllablagerungen Kaliforniens Steinwerkzeuge. Eigentümlicher war die Diluvialfauna Südamerikas, welche auch nach dem nördlichen Kontinent hinübergriff. Neben Einwanderern aus diesem, wie Mastodon, Hirsch, Pferd, Tapir, Pekari, Lama, sind ihre eigentlichen Charaktertiere namentlich Edentaten — Faultiere, Gürteltiere, Ameisenbären — von alteinheimischem, noch heute vorherrschendem Typus, darunter das elefantengroße Megatherium, Mylodon und andere. Im südlichen Patagonien lebten menschliche Höhlenbewohner mit dieser Fauna zusammen. Die wichtigsten Funde wurden 1899 in der Höhle Ultima Esperanza gemacht, andere noch in den allerletzten Jahren. Die Tiere wurden vom Menschen mit großen Steinen getötet und dann verzehrt. Außer dem Grypo-

therium, von dem sich sogar noch ein Stück Haut mit den Fellhaaren fand, geschah dies auch einem jetzt erloschenen pferdeartigen Tiere. In den Grotten stieß man auf Feuerherde, Steinmesser und zugespitzte Hundeknochen. Doch reichen die sicheren ältesten Spuren des südamerikanischen Menschen nicht weiter zurück als bis zur letzten Interglazialzeit, und wahrscheinlich besiedelte unser Geschlecht Südamerika erst im Gefolge der Fauna der Nordhalbkugel. Noch fremdartiger als die südamerikanische steht der alteuropäischen Tierwelt die altaustralische gegenüber und zeigt, wie jene erstere, vielmehr Anschluß an die rezente Fauna des gleichen Gebietes. Gegenüber den Beuteltieren und den erst im 18. Jahrhundert erloschenen flügellosen Riesenvögeln Australiens sind der Mensch und seine Begleiter — Wildhund, Schwein, Nager — dort ganz junge unvermittelte Erscheinungen. Dies allein genügt, um die von mancher Seite gehegten Erwartungen, den Ursitz unseres Stammes bei unseren Antipoden aufzufinden, gar sehr herabzustimmen. Über die ganze Erde hin erkennt man zugleich einen starken Rückgang der Wildfauna seit dem Diluvium und ein gewisses Beharren der Faunen in ihren geographischen Bezirken, die wohl auch als ihre Stammländer angesehen werden müssen. Aber die südlichen unter diesen Bezirken sind kleiner und abgeschlossener, als die nördlichen, wovon Europa, Nordafrika, Nordasien und Nordamerika ein großes, zusammen-

Wildpferd und Bison. Diluviale Wandzeichnungen in der Höhle von Niaux bei Tarascon, Frankreich. ($^1/_{14}$ u. $^1/_{12}$ natürl. Gr.) Nach Cartailhac und Breuil.

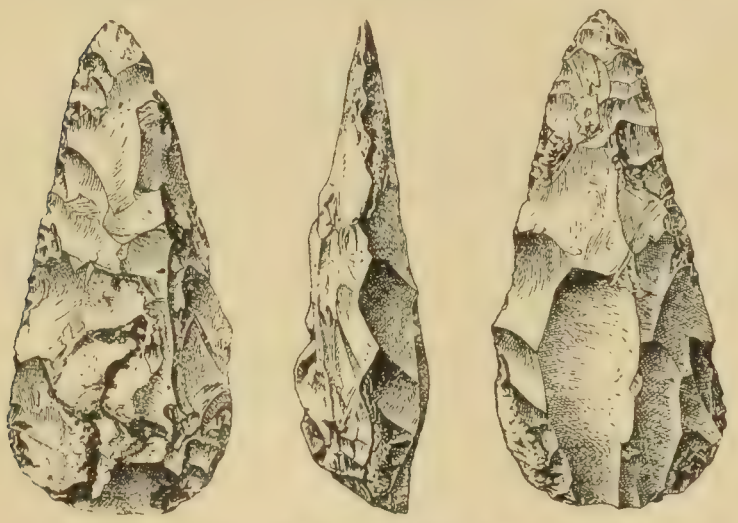
hängendes Wohngebiet bildeten. In diesem haben sich seit der Diluvialzeit größere Verschiebungen vollziehen und die geographischen Bezirke schärfer gegeneinander abgrenzen können, wie es tatsächlich geschah. In dieses Wohngebiet werden wir auch den Ursprung der Menschheit mit Wahrscheinlichkeit verlegen können.

Leibliche Reste vom Menschen sind, im Vergleiche zu den Tierresten, aber auch zu den anderweitigen Zeugnissen menschlicher Anwesenheit, aus dem Diluvium nicht sehr zahlreich erhalten. Er war nicht so stark verbreitet, wie die meisten Tiergattungen, und seine Knochen sind uns auf die verschiedenste Art verloren gegangen. Immerhin besitzen wir aus dieser Fernzeit auch eine nicht ganz geringe Zahl menschlicher Schädel und Skeletteile, und die anatomischen Untersuchungen, welche diesen in den letzten 5—10 Jahren gewidmet worden, haben erwiesen, daß im Diluvium Europas zwei verschiedene Formen der Gattung Mensch existiert haben. Die Reste der einen dieser Formen finden sich in jüngeren diluvialen Ablagerungen und verraten uns Menschen von der gleichen physischen Art, wie sie später in der jüngeren Steinzeit und in allen Folgezeiten bis heute lebten. Die Überbleibsel der anderen Form stammen aus den tieferen älteren Schichten des Diluviums und zeigen in vielen Formverhältnissen des Schädels eine Mittelstellung zwischen den anthropoiden Affen und den Menschen. Dieser uralte Menschentypus wurde zuerst bekannt durch den Fund des sogenannten Neandertaler Skeletts (1856), noch besser durch die Entdeckung zweier Skelette in der Höhle von Spy (Belgien 1885) und zweier anderer aus Höhlen Frankreichs (1908) bei Le Moustier (Dordogne) und La Chapelle-aux-Saints (Corrèze). Ihr rechnet man auch die merkwürdig affenähnlichen Unterkiefer von La Naulette (Belgien) und von Mauer bei Heidelberg (gef. 1907), sowie einige ähnliche Kiefer aus französischen Fundorten und die Schädel und Skelettrümmer von Krapina in Kroatien zu. Daß dieser Mensch die Sprache noch nicht oder nur in geringem Maße besessen habe, ist zwar behauptet, aber nicht erwiesen worden. Dagegen besaß er einen

Schädel eines diluvialen Skelettes der Neandertalrasse aus Le Moustier in Frankreich.
Nach O. Hauser.

auffallend niedrigen Schädel, eine im höchsten Grade fliehende Stirne und über den Augenhöhlen einen gewaltigen knöchernen Wulst, der oberhalb der Nasenwurzel zusammenhing und sich gegen den Hirnschalenteil des Stirnbeines scharf, manchmal sogar rinnenförmig absetzte. Außerdem hatte er ganz gewaltige Kiefer und massige Zähne. Vor allem aber liegen die gedachten Eigentümlichkeiten des Schädeldaches weit außerhalb der Variationsbreite der jetzt lebenden Menschenart. Alle diluvialen Schädel, welche nicht jene pithekoiden Merkmale tragen, gehören der letzteren Art an, wie verschieden sie auch untereinander sein mögen. Hierher zählen die Überreste der in Frankreich und Mähren nachgewiesenen Rasse von Crô-Magnon, die der Grimaldirasse aus Mentone und viele andere, mit denen sich die vergleichende Anatomie eifrig beschäftigt. Es ist noch eine offene Frage, ob sich diese jüngeren Typen aus jener älteren „Primigeniusform" entwickelt haben.

Die menschlichen Leibesreste aus dem Diluvium verschwinden numerisch vollkommen gegenüber der technischen, künstlerischen und sonstigen Hinterlassenschaft dieses Zeitraumes, welche man, wenn es sich auch nur um Schichten aus Asche, Kohle und zerschlagenen Tierknochen handelt, kurz als Überreste seiner Kultur bezeichnen kann, das letzte Wort natürlich nur in seinem bescheidensten Sinne genommen. Der diluviale Mensch lebte als unsteter niederer „Jäger" in kleinen Horden von der Jagd, an geeigneten Orten auch vom Fischfang und der Muschellese, sowie von eßbaren Wildfrüchten, welche wohl die Frauen einsammelten. Er war völlig

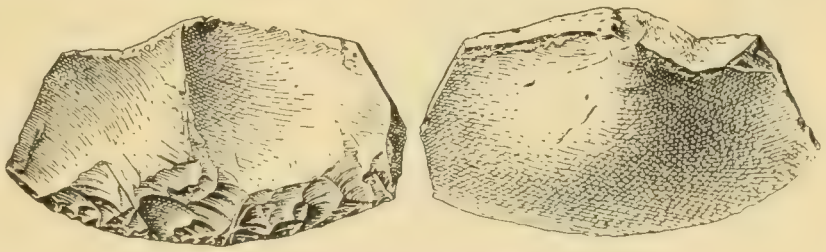


Feuerstein-Faustkeil aus Chelles, Frankreich.
In drei Ansichten. (1/3 nat. Gr.) Nach A. de Mortillet.

Feuerstein-Faustkeil der Stufe von St. Acheul.
In drei Ansichten. (1/3 nat. Gr.) Nach A. de Mortillet.

Schädel eines diluvialen Skelettes der Neandertalrasse aus La Chapelle aux Saints in Frankreich.
($^1/_4$ nat. Gr.) Nach M. Boule.

unkundig des Pflanzenbaues und der Tierzucht, der Metalle, des Schleifens und Durchbohrens der Steine, der Bereitung von Tongefäßen, des Baus von Hütten oder Häusern. Man kann nicht sagen, daß ihm diese Erfindungen gefehlt hätten; denn er brauchte sie nicht, er hätte sie bei seiner Lebensweise gar nicht ausnützen können. Seine Wohnplätze waren von Windschirmen beschützte Lagerstätten unter freiem Himmel oder Höhlen, und der Grundzug seines geistigen Wesens eine leichtfertige Unbeständigkeit, ein Hineinleben in den Tag, das den Ausbau des Daseins nur innerhalb enger Grenzen gestattete. Höhere Kulturbestrebungen, weiterschauende Lebensfürsorge sind vor allem an Seßhaftigkeit und fortschrittliche, nicht bloß aneignende, sondern reproduzierende Wirtschaftsformen geknüpft. Diese Bedingungen fehlten ihm gänzlich. Die noch heute in traurig verkümmerten Überresten hie und da auf der Erde vorhandenen Stämme niederer Jäger — Australier, Buschmänner, Feuerländer, gewisse Bruchteile der Urbevölkerung Südamerikas und Südasiens — sind die beste, wenn auch nicht in allen Punkten zutreffende Illustration zu dem geistigen und materiellen Kulturzustand der diluvialen Bewohner Europas.



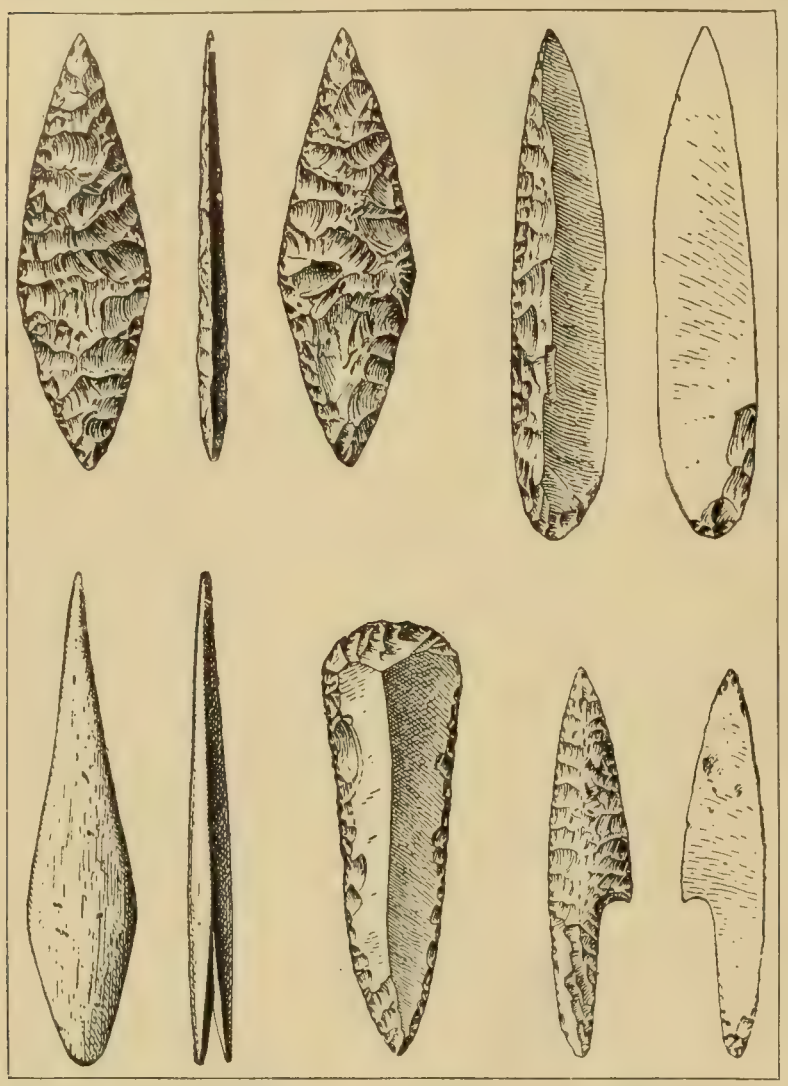
Feuerstein-Schaber in zwei Ansichten.

Trotz der Kulturarmut dieses Menschen ist es natürlich nur ein kleiner Teil seines materiellen Besitzes, der uns durch die ungemessenen Zeiträume hindurch erhalten geblieben ist. Das Übrige, alles, was aus leichter vergänglichen Stoffen, also z. B. aus Holz, bestand, ist unwiederbringlich dahin. Das meiste, was sich auf seinen Lagerplätzen noch heute findet, sind außer Feuer- und Mahlzeitresten, Herdsteinen und Abfällen aller Art, primitive Werkzeuge und Jagdwaffen, und wieder das meiste davon besteht aus behauenen Steinen. Ein geringerer Teil, der aus dem älteren Diluvium gänzlich fehlt und wohl dem Zahn der Zeit erlegen ist, sind Arbeiten

Feuerstein-Handspitze in drei Ansichten.
Typen des Moustérien von Le Moustier. ($^1/_2$ nat. Gr.)
Nach A. de Mortillet.

aus organischen Stoffen: Knochen, Zähnen, Geweihen, welche man anfangs bloß schnitt und sägte, später auch teilweise schliff und bohrte. Eine zweite Klasse erhaltener Arbeiten umfaßt den Körperschmuck und die Kunstwerke; diese kennen wir fast ausschließlich aus dem jüngeren Diluvium, und hier spielt umgekehrt der Stein eine geringe Rolle, und das meiste ist aus organischer Substanz: Elfenbein, Knochen, Renngeweih, Muscheln, Tierzähnen. Allerdings gehören hierher auch die in den letzten Jahren massenhaft entdeckten gemalten oder bloß geritzten Felsenbilder auf oder in dem weichen Gestein der Höhlenwände Frankreichs und Nordspaniens.

In der gesamten Arbeit des Diluvialmenschen Europas ist Fortschritt und Entwicklung unverkennbar. Wie auch die Phasen untereinander zusammenhängen mögen, die jüngeren sind reicher, gehaltvoller, verraten feinere Hände, ein schärferes Auge, einen regeren Geist, gesteigerte Bedürfnisse, größere Erfindsamkeit. Bald nachdem Boucher de Perthes die Existenz des diluvialen Menschen, welche seit Cuvier (1824) ziemlich allgemein bezweifelt worden war, durch seine Entdeckungen an der Somme, (Picardie, Nordfrankreich) endgültig sichergestellt hatte (1847—1864), erkannte Eduard Lartet (1864) in Südfrankreich die formellen Unterschiede und das getrennte Vorkommen gewisser häufig auftretender Typen. Mit einem großen, aber seitdem wieder überholten Fortschritt brachte G. de Mortillet (1869) diese und andere in ein chronologisches System, worin er fünf Stufen unterschied und nach französischen Fundorten benannte: Chelléen (nach Chelles, Seine-et-Marne), Acheuléen (nach St. Acheul, Somme), Moustérien (nach Le Moustier, Dordogne), Solutréen (nach Solutré, Saône-et-Loire) und Magdalénien (nach La Madeleine, Dordogne). Flora, Fauna und menschliche Artefakte sollten in diesen fünf Stufen verschieden sein, aber die letzteren doch einen konstanten Fortschritt zeigen. Vieles an diesem System hat sich als nicht stichhaltig erwiesen, so vor allem die Zuweisung des Chelléen an die Voreiszeit vor ca. 230000 bis 240000 Jahren. Die Voreiszeit liegt viel weiter zurück, während das Chelléen interglazial war, aber dennoch tatsächlich dieses oder ein noch höheres Alter gehabt haben kann. Nach Mortillet währte es ca. 100000 Jahre. Noch vor das Chelléen wird jetzt eine Stufe der Steinbearbeitung verlegt, welche den typischen Faustkeil jener Phase auch in rohester Ausführung noch nicht kannte. Ferner ist die Verlegung des Moustérien in die Eiszeit und des Solutréen und des Magdalénien in die Nacheiszeit insofern anzufechten, als bei dieser Einteilung auf die fast überall nachweisbaren Zwischeneiszeiten keine Rücksicht genommen ist. Nach A. Penck gehört das Chelléen der zweiten Hälfte der mittleren und weitaus längsten Zwischeneiszeit, also dem Anfang der zweiten Hälfte des gesamten Eiszeitalters, an, das Moustérien der vorletzten Eiszeit und der letzten Zwischeneiszeit, das Solutréen der letzten Eiszeit, das Magdalénien einem Kälte-Rückfallstadium der Nacheiszeit. Die Dauer der letzten Zwischeneiszeit veranschlagt dieser Forscher auf mindestens 60000, die der vorletzten (mittleren) Zwischeneiszeit auf mindestens 240000 Jahre. Andere

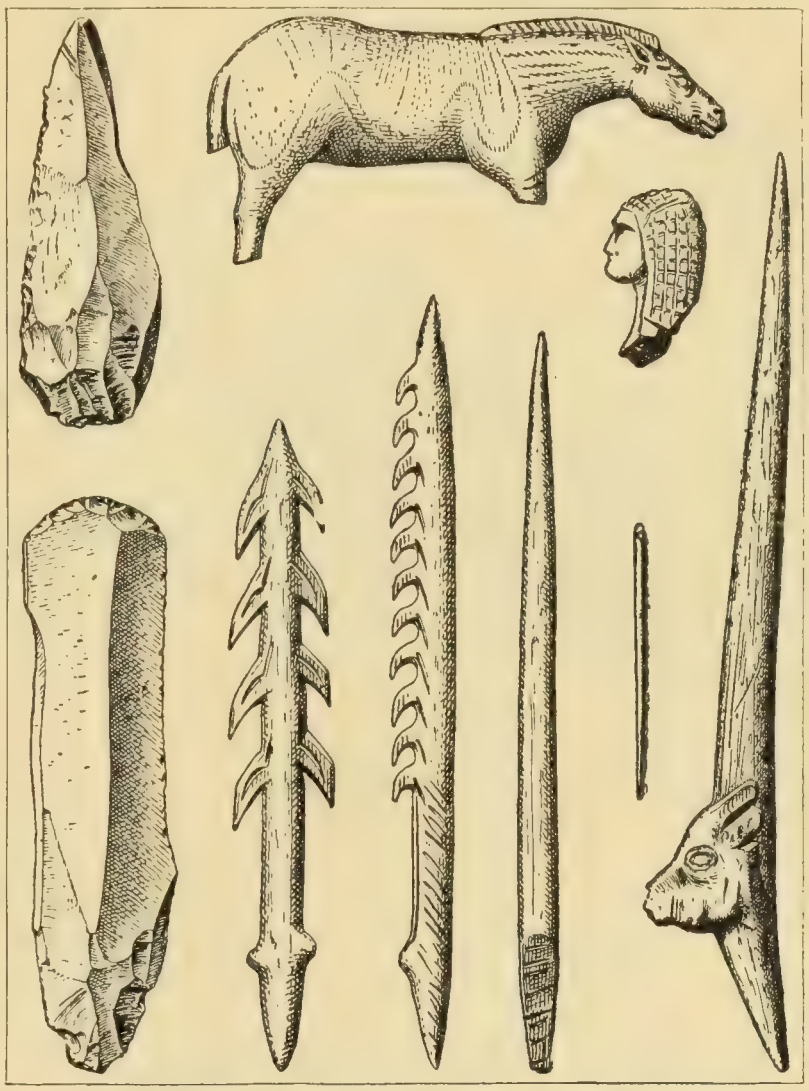


Typen der Stufe von Solutré aus Frankreich. (5 Stücke in je 1—3 Ansichten, $^1/_2$ nat. Gr.) Nach A. de Mortillet.

gelangen zu einer etwas anderen Parallelisierung der Kulturstufen mit den klimatischen Phasen des Diluviums; aber alle berücksichtigen heute die mehrfache Wiederkehr kälterer und wärmerer Perioden im Verlaufe des Eiszeitalters.

Zwischen das Moustérien und das Solutréen fällt eine Periode, welche man Aurignacien nennt (nach der Höhle von Aurignac, Haute-Garonne, Frankreich). Mit dieser Stufe beginnen die jüngeren paläolithischen Phasen, welche man auch als glyptisches Zeitalter (Zeit der Schnitzkunst) zusammenfaßt. Die Dauer der ganzen älteren Steinzeit kann man auf $^1/_4$—$^1/_2$ Million Jahre, die des ganzen Eiszeitalters auf $^1/_2$—1 Million Jahre schätzen.

Anfang und Fortschritte des Werkzeugwesens im Diluvium waren die folgenden. Zuerst nahm man den von der Natur geformten Stein ohne weitere Bearbeitung einfach her oder tat nur äußerst wenig, um die reine Naturform zu verbessern. Das sind die sogenannten Eolithen, von welchen schon oben beim Tertiärmenschen die Rede war. Dann gab man den aufgelesenen Steinen, meist großen Feuersteinknollen, eine mehr oder minder künstliche Gestalt, entweder, indem man sie von allen Seiten mit einem anderen Steine roh, aber zweckmäßig so lange behieb, bis sie die gewollte symmetrische und brauchbare Gestalt, eine Art Mandelform, hatten, oder, indem man, bei kleineren und flachen Spänen, die wirkende Kante oder Spitze durch sogenannte Retouchen bearbeitete. So entstanden einerseits die „mandelförmigen" oder „Chelles"-Keile, andrerseits die als „Moustiertypen" bezeichneten Schaber und Spitzen. Alles weitere in Stein sind nur Verfeinerungen dieser technischen Vorgänge. So kam man vom Chelleskeil zur lorbeerblattförmigen Solutré-Spitze und von den älteren, plumpen und schweren Moustierformen zu den kleineren und feineren Schabern, Spitzen, Ahlen usw. der Industrie von Solutré und La Madeleine. In Knochen und anderer organischer Substanz kennen wir die ältesten Werkzeuge nicht; die jüngeren machen dem Stein als Werkzeugmaterial in steigendem Maße Konkurrenz und bilden ein wahres Arsenal von Waffen nnd Instrumenten, in dem unter den verschiedensten Wurfspeer- und Harpunenspitzen, Pfriemen, Spateln, Dolchen, den rätselhaften Kommandostäben usw. auch die feine, zartgebohrte Nähnadel nicht fehlt. Die Blüteperiode der Knochenschnitzerei war die Renntierzeit, die letzte des Diluviums. Das war keine so ganz kulturarme Zeit mehr. Der europäische Mensch war ungefähr so bewaffnet und bekleidet wie ein Eskimo und besaß auch ebensoviel oder noch mehr Geschmack und Kunstsinn als ein solcher. Seiner flotten Tierzeichnungen und ihres wahrscheinlichen Sinnes wurde schon gedacht. Er hat aber auch menschliche Figuren, und zwar häufig in plastischer, zum Teil höchst realistischer Ausführung aus Elfenbein und Knochen dargestellt; besonders einige fragmentarische Statuetten nackter Frauen sind von überraschender Naturtreue. Mit den schon länger bekannten Knochenzeichnungen wetteifern die größtenteils erst in den letzten Jahren (1895—1908) an den Wänden und Decken der Wohnhöhlen entdeckten Tierfiguren. Solche fanden sich teils nur in Umrissen eingehauen, teils mit Ocker gemalt, in den Höhlen von Altamira bei Santander



Typen der Stufe von La Madeleine aus Frankreich. ($^1/_2$ nat. Gr.) Nach A. de Mortillet.

(Nordspanien), Chabot a. d. Ardèche (Gard), Pair-non-Pair (Gironde), La Mouthe, Combarelles, Font-de-Gaume usw. (Dordogne), Niaux (Ariège), im ganzen in 17 Höhlen, wovon die meisten im südwestlichen Frankreich liegen. Es scheint, daß die älteren Felsenbilder vorwiegend Mammute und Wildpferde in bloßer Umrißzeichnung, die jüngeren vorwiegend Bisonten in farbiger Ausführung darstellen. Diese diluviale Bildkunst ist fast ganz auf Westeuropa beschränkt, und ihre Zeugnisse fanden sich mit wenigen Ausnahmen auf südfranzösischem Boden, der vor anderen Gebieten große klimatische Begünstigungen und andere Naturgaben — Vorkommen vieler Höhlen, reichlichen Feuersteins usw. — voraus hatte. Déchelette verzeichnet nicht weniger als 118 in Frankreich gelegene Höhlen und Felsschutzdächer, deren paläolithische Bewohner Kunstwerke hinterlassen haben, teils in Gestalt geschnitzter oder gravierter Knochen- und Geweihstücke, teils in der von Felszeichnungen und Felsmalereien. Außerhalb jener westlichen Länder merkt man wenig oder nichts vom Kunstsinn der paläolithischen Bevölkerung; er mag überall latent vorhanden gewesen sein aber sich bloß in Tiertänzen, Gesängen und auf ähnliche Art geäußert haben.

Der älteste Mensch, von dem wir genauere Kenntnis besitzen, der diluviale Bewohner Europas, lebte also nicht, wie man sich einst vorstellte, in einem irdischen Paradiese, als friedlicher Hirt von der Milch seiner Lämmer oder als fleißiger Ackerbauer von der Frucht seiner Scholle; sondern er führte unter einem unmilden, eiszeitlichen Himmel viele Jahrtausende lang ein unstetes, wildes, in mancher Hinsicht halb tierisches Jägerleben. Aber er besaß in allen Phasen, durch die wir ihn verfolgen können, und je weiter wir ihn verfolgen, in desto höherem Maße das Werkzeug, dieses unvergleichliche Symbol menschlicher Kultur gegenüber einem rein tierischen Zustand, und damit den Keim aller folgenden Entwicklung. Durch die Aneignung und Ausbildung des Werkzeugs hat der Mensch die Entwicklung, welche bis dahin an seinem Leibe geschehen war und ihm eine eigene, von den Entwicklungsrichtungen aller anderen Tiere abweichende Bahn gewiesen hatte, außerhalb seines Körpers verlegt, in den Bereich seiner Artefakte, der Arbeiten seiner Hände. Dazu befähigte ihn seine physische Beschaffenheit und das Übergewicht seines Denkorgans. An die Stelle weiterer körperlicher Entwicklung trat bei ihm fortan nur ein Zuwachs an äußeren Mitteln der Kultur und an dem inneren Organe, diese zu erhalten und zu mehren, am Gehirne. Die äußeren Mittel sind seither ins ungeheure angewachsen und noch weiteren unübersehbaren Wachstums fähig. Aber ein Zuwachs an Gehirnmasse, wie er innerhalb des europäischen Diluviums festgestellt werden kann, ist seither nicht mehr eingetreten. Die geistige Fähigkeit zu allem weiteren Kulturwachstum war also in den Endstufen der älteren Steinzeit bereits vorhanden, und auch an Kulturerzeugnissen, die das beweisen, fehlt es nicht. Der morphologische Abstand der Neandertalrasse von der Crô-Magnonrasse entspricht der enormen Kulturdifferenz zwischen dem Chelléen oder dem Moustérien und dem Solutréen oder dem Magdalénien und er entspricht auch den ungeheuren Zeiträumen, welche die ältesten von den jüngsten paläolithischen Kulturstufen trennen.

2. Die neolithische Periode.

Von der letzten Kälteperiode der großen Eiszeit vor etwa dreißig- bis fünfzigtausend Jahren ging es langsam und nicht ununterbrochen aufwärts zu den klimatischen und Temperaturverhältnissen, welche heute auf der Erde herrschen, zur geologischen Gegenwart. In manchen Gebieten, so in den europäischen Alpen, sind während dieses Ansteigens Rückfallstadien zu verzeichnen, welche nicht mehr die Bedeutung der letzten wirklichen Eiszeit hatten, sondern nur in stetig verringertem Maße ein periodisches Herabsinken der Schneegrenze und einen entsprechenden Vorstoß der Gletscher in den Gebirgen bewirkten. In diese ganze Zeit mit ihren Besserungen und Rückfällen verlegt man einige spätdiluviale oder frühalluviale menschliche Kulturstufen, welche wieder besonders in Frankreich beobachtet worden sind. Man spricht zunächst von einer Mas d'Azil-Stufe, einem „Asylien" oder „Azilien" nach einer

Blick in das Vézère-Tal bei Les Eyzies, Südfrankreich. Photograph. Aufnahme.

Fundschicht in der Höhle Mas d'Azil, Ariège. Diese Schichte hat schon die Fauna der Gegenwart —, besonders häufig sind Edelhirsch und Wildschwein, während das Renntier fehlt — aber noch die mannigfachen kleinen Flintwerkzeuge der Renntierzeit, dagegen nicht mehr deren Schnitzwerke; namentlich die Harpunen sind typisch anders, flach und plump aus Hirschhorn geschnitten und an der Basis durchbohrt. Einen ganz merkwürdigen und rätselhaften Fortschritt bezeichnet die Verwendung von Geschiebesteinen, die mit Punkten, Strichen und allerlei buchstabenähnlichen Zeichen bemalt sind. Verlust und Zuwachs der Kulturformen deuten auf Völkerverschiebungen unter dem Einfluß des Klimawechsels. Wahrscheinlich sind die eskimoähnlichen Renntierjäger, ihrem Hauptwild folgend, teilweise schon nach Osten und Nordosten hinweggezogen und in ihre Wohnsitze andere Stämme eingerückt, wohl aus dem Süden, aus Italien und Spanien, wo das Renntier nie heimisch war. Manche rechnen zu den Übergangsphasen von der älteren zur jüngeren Steinzeit auch noch die Campigny-Stufe oder das „Campignien" Nordfrankreichs mit parallelen Erscheinungen in Oberitalien, England, Irland, Belgien, Dänemark usw. Die Formen der Steinwerkzeuge sind hier halb paläolithische, halb neolithische — die letzteren aber noch nicht durch Polierung geglättet —, teils zeigen sie gewisse eigentümliche, altneolithische Typen, die man zumeist aus den Kjökkenmöddingern (Muschelabfallhaufen) Dänemarks kennt. Dabei kommen schon Topfscherben vor; die Fauna enthält Rind, Pferd, Hirsch, die Flora Esche und Eiche, in Nordfrankreich scheint auch Getreidebau, den die Fischer an den baltischen Küsten nicht trieben, geherrscht zu haben; kurz, wir sind da in voller geologischer Gegenwart, aber noch nicht in der vollen jüngeren Steinzeit. Eine echte und rechte Übergangsstufe von der paläolithischen zur neolithischen Periode ist jedoch auch das Campignien nicht, obwohl es merkwürdige Zusammenhänge

Neolithische Funde aus Mittel- und Nordeuropa.

Originale im k. k. naturhist. Hofmuseum zu Wien.

zwischen Süd- und Nordeuropa enthüllt. Die Urheber der Küchenabfallhaufen an den baltischen Küsten waren doch vermutlich die ersten menschlichen Besiedler des europäischen Nordens und kamen, als dieser eisfrei und zugänglich wurde, aus Westeuropa, in fernerer Linie aus dem Süden unseres Kontinents. Es wird vielfach angenommen, daß diese Menschen nachher ohne fremde Beihilfe und Zuwanderung die volle neolithische Kultur geschaffen hätten, daß diese also, wie wir sie aus dem mittleren und nördlichen Europa kennen, hier ganz unabhängig von äußeren Einflüssen entstanden sei. Das ist aber nicht sehr wahrscheinlich.

Die volle neolithische Kultur Europas bildet, vom Standpunkt unserer modernen Forschung gesehen, wohl die merkwürdigste unter den prähistorischen Entwicklungsstufen. Denn das paläolithische Zeitalter ist im Grunde, wenn man sich einmal von der Vorstellung einer goldenen Morgenstunde der Menschheit freimacht, etwas ganz Natürliches, das man beinahe als logisches Erfordernis voraussetzen müßte, wenn es nicht empirisch nachgewiesen wäre. Dagegen ist es in Wahrheit überraschend, zu sehen, welcher hohe Grad seßhafter Gesittung noch ohne alle und jede nutzbare Kenntnis der Metalle in der neolithischen Periode erreicht war. In dieser und in keiner anderen sind die ersten Grundlagen der europäischen Zivilisation geschaffen worden. Hier sind die Wurzeln der bäuerlichen Besiedelung unseres ganzen Kontinents und vieler anderer Erdräume zu suchen und zu finden.

Wieder ist hier in erster Linie der außermenschlichen Natur zu gedenken, welche die Grundlage jener Grundlagen bereitet hat. Das Naturbild, welches die Erde nach dem Ablauf der letzten großen Eiszeit und den Schwankungen des Überganges darbot, stimmte in den großen entscheidenden Zügen mit dem Erdbilde überein, welches wir noch heute vor uns haben. Natürlich sind vor zehn und mehr Jahrtausenden die Waldungen größer und dichter, die Gewässer stärker und reißender gewesen. Ein reicheres Tierleben gestaltete die Jagd ergiebiger als heute, und Waldquellen sprudelten, wo heute in Trockenzeiten längst alles Naß versiegt ist. Aber im allgemeinen war die Natur, verglichen mit ihrem Walten im Diluvium, besonders in den Eiszeiten und den interglazialen Steppenzeiten, jetzt sanfter, zahmer, menschenfreundlicher, der Mensch, verglichen mit seinem diluvialen Vorgänger, stärker, stetiger, fleißiger, geschickter, die Herrschaft über seine tierische und sonstige organische und anorganische Umgebung anzutreten. Darauf beruht im letzten Grunde aller Aufschwung der Menschheit in der geologischen Gegenwart. Denn der allgemeine Fortschritt der Kultur vollzieht sich auch in geschichtlichen Zeiten nicht auf weit hinaus sichtbar vorgeschriebenen und verständnisvoll beschrittenen Bahnen, sondern weit mehr, als man gewöhnlich meint, automatisch und reflexartig, infolge übermächtiger äußerer Anstöße, die vom Menschen unabhängig sind und über

sein Schicksal blinde, tyrannische Entscheidungen fällen. „Ideen der Völker" finden sich überhaupt viel seltener in der wirklichen Geschichte als in der Geschichtschreibung, die es dabei freilich leichter hat. Ideen werden am Schreibtisch empfangen und formuliert. Die rauhe Luft von Feld und Wald, wo sich die historischen Ereignisse, besonders in den älteren Zeiten, anspinnen und abspielen, wurden zumeist von keinem höheren Hauche bewegt, als von dem der physischen Notwendigkeit. Jene Ereignisse lassen sich in letzter Linie nicht auf zielbewußte menschliche Überlegung zurückführen, sondern auf einen stofflichen, oder wie man auch sagt, wirtschaftlichen Zwang. Geist und Überlegung werden unterwegs aufgeboten, vom Einzelnen wie von der Gesamtheit, am wirksamsten in der Form der Staatskunst, um das zunächst Erwünschte herbeizuführen und das zunächst Gefürchtete abzuwehren; und sie werden hinterher aufgeboten, um die Dinge ansprechend zu erklären, aber weiter hinaus sieht man nicht und sorgt man nicht, weil man beides nicht kann.

Von den durch äußere Umstände bedingten wirtschaftlichen sind aber auch die geistigen Formen abhängig, die auf verschiedenen Stufen der menschlichen Entwicklung herrschen, die Formen der Familie und des Staates, der Moral, Religion und Wissenschaft. Typisch verschieden denken in diesen Angelegenheiten der Jäger, der Ackerbauer und der Hirt, der Handelsmann und der Industrielle, obgleich sich Teile des älteren Denkens immer auch auf das jüngere vererben und stets bereit sind, bei günstigen Umständen unter der jüngeren Denkschicht übermächtig hervorzubrechen.

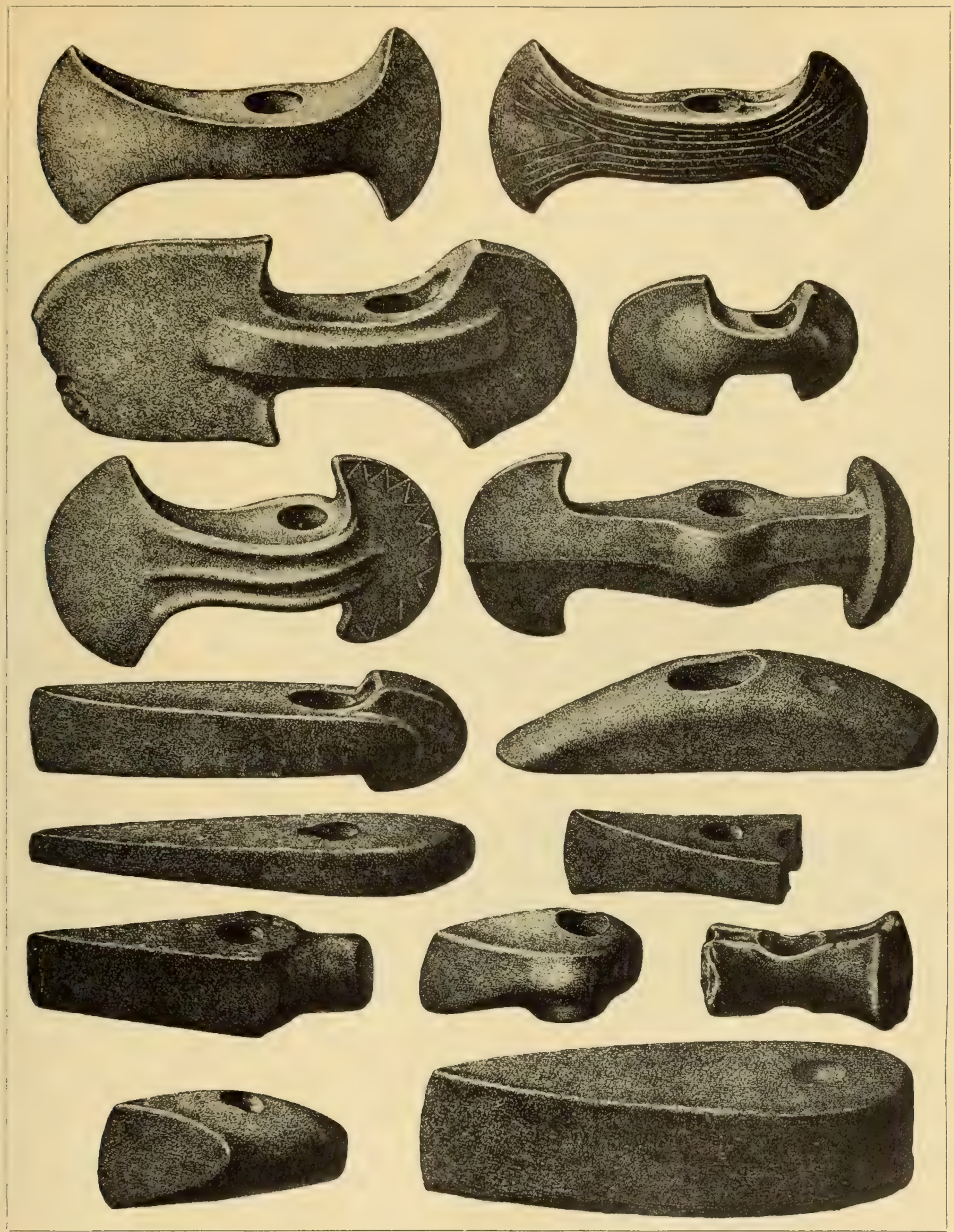
Weniger aus unmittelbaren als aus mittelbaren, von der Völkerkunde gelieferten Zeugnissen wissen wir, daß die Jägerstämme der älteren Steinzeit in kleinen, unter der Gewaltherrschaft des Mannes stehenden Sonderfamilien lebten, ohne ständische Gliederung, fast anarchisch, nur vorübergehend von machtlosen Häuptlingen geführt, doch unausgesetzt geplagt vom Glauben an die schädlichen Geister der Verstorbenen, an Hexerei und die Macht ihrer Zauberpriester, ohne geregelten Ahnenkult, aber einer merkwürdigen Tierverehrung ergeben. Bei den seßhaften Dorfbewohnern der jüngeren Steinzeit herrschte dagegen sicherlich, wie überall bei niederen Pflanzenbauern, Neigung zur Gemeinwirtschaft und zum Sippenverband, oft unter der seltsamen Form der Mutterfolge, da der Pflanzenbau ursprünglich eine weibliche Produktionsform ist. Trotzdem erschienen bald Besitz- und Rangunterschiede, Friedens- und Kriegshäuptlinge, jene durch Reichtum, diese durch Kühnheit ausgezeichnet; und unter besonderen Umständen, bei der Verteidigung des eigenen und der Eroberung fremden Gebietes, bildet sich ein Waffenadel, dem der Boden gehört und der Rest der Bevölkerung als hörige Arbeiterschaft fronen muß. Die Pflanze des Übersinnlichen erhebt sich von der Gespensterfurcht und vom Tierdienst zur Verehrung der Mutter Erde und dadurch zum Gestirnkult. Die Annäherung an die höhere, die historische Kultur vollzieht sich, wie wir noch sehen werden, hauptsächlich vom Beginn der Bronzezeit ab durch die Ausbildung von Industrie und Handel. Das von der ersteren geschaffene bewegliche Sondereigentum erhält allmählich das Übergewicht über das unbewegliche Gemeineigentum und zerstört gründlich die kommunistische Wirtschaftsform der niederen Ackerbauer. Daraus folgt nicht nur eine Umwälzung der Wertbegriffe und des Ranges der Güter, sondern durch fortgesetzte Arbeitsteilung auch eine Verrückung des politischen Schwerpunktes von den lokalen, aus dem Blutsverbande entstandenen zu den zentralen, d. h. den staatlichen Organen. Aus der absterbenden Sippenverfassung entwickelte sich zunächst die patriarchale Großfamilie mit übermäßiger Fürsten- und Priestergewalt des Vaters und mit einem geregelten Ahnendienst, der bis zu den Gründern der Stämme emporsteigt, die er zu Göttern erhebt oder genealogisch an die Götter knüpft.

So sehen wir, wie manche Gesellschaftsformen, welchen ein Teil unserer Zeitgenossen als ersehnten Idealen zustrebt, nicht in der Zukunft, sondern in einer fernen Vergangenheit zu suchen sind: die volle persönliche Freiheit des (männlichen!) Individuums in der älteren, der wirtschaftliche Kommunismus in der jüngeren Steinzeit, wie aber die Entwicklung zu höheren, d. h. komplizierteren Kulturschöpfungen diesen vermeintlichen Idealzuständen längst ein Ende bereitet hat. Überhaupt ist der Kulturgang der Menschheit kein Streben nach bestimmten fixen Zielen, nach deren Erreichung wir ausruhen und uns einem erträumten Glückszustand hingeben könnten. Was kommen mußte, kam mit Notwendigkeit und verfiel mit

Notwendigkeit, ohne daß wir eine der Formen unbedingt preisen oder unbedingt verwerfen könnten. Denn jede ist ein Ziel, das in seinem Glück den Lohn für aufgewendete, in seinem Leid den Ansporn zu weiterer Arbeit bringt.

Infolge stofflicher Nötigung also, die von ihrer Lage und Umgebung ausging — nicht infolge einer besonderen geistigen Anlage (diese entwickelte sich erst später) — übten die Kulturträger der jüngeren Steinzeit zuerst jene nicht bloß aneignende, sondern reproduzierende Wirtschaftsform, auf der noch heute ein großer Teil unserer materiellen Existenz beruht. Damit haben sie die Kluft zwischen dem Menschen und der übrigen Tierwelt erst in ihrer vollen Breite aufgerissen. Die Viehzucht und der Ackerbau, beide noch ziemlich bescheiden, beide noch neben den langsam zurücktretenden Nahrungszweigen der Jagd, der Fischerei und des Einsammelns eßbarer Wildfrüchte; die Keramik; die Herstellung polierter und zuweilen auch gebohrter Steinwerkzeuge, neben welchen noch vielfach bloß behauene vorkommen, die sich von denen der älteren Steinzeit nicht wesentlich unterscheiden; der Hüttenbau auf der nackten Erde oder auf einer Plattform über seichten Seegewässern; Anlage und innere Ausstattung von flachen oder hoch aufgetürmten Gräbern für die verehrten Toten; — all das sind lauter kleine Flammenzeichen einer neuen Zeit. Stabile Dörfer, wie jene so merkwürdig wohlerhaltene Anlage von Großgartach bei Heilbronn, bezeugen Seßhaftigkeit und kleine politische Verbände. Die Häufung solcher Siedelstätten an den Ufern eines Sees, wie an vielen Stellen der Schweiz, der Ostalpen und Oberitaliens, verrät friedliche Beziehungen zwischen Nachbarn; der Totenkult, wie ihn z. B. die in so großer Zahl in und bei Worms entdeckten Gräber erkennen lassen, bekundet Religiosität in unserem Sinne, die Ausbreitung gewisser Rohstoffe, Feuerstein, Nefrit, Obsidian, Bernstein, und fertiger Fabrikate (Steinbeile, Tongefäße) ein Emporkommen des Handels. All das und noch manches andere ist auf einmal in Europa vorhanden; aber es fehlt auch etwas, das früher, wenigstens im Westen, da war: die flotte Skulptur und Zeichnung paläolithischer Jägerstämme, und es fehlt noch etwas, das vielleicht näher lag: das Metall mit alledem, was ihm an treibenden Kräften innewohnt. So ist es lange, viele Jahrtausende geblieben, und das Leben muß diesen neuen Menschen verhältnismäßig nicht allzuschwer geworden sein. Infolge ihrer gesteigerten Lebensfürsorge hatten sie geregelte Arbeit und geregelte Muße. Es fehlte ihnen nicht an Raum und Nahrungsmitteln zur Ausbreitung und zur Vermehrung. Da waren fischreiche Meeresküsten und Seegestade; da wimmelte der Wald von Wild; da dehnte sich üppiges Weideland; da lockten isolierte, vom Wasser umflossene steile Anhöhen zur Besiedelung; aber auch Höhlen wurden nicht verschmäht. Sie selbst waren anfangs wenig zahlreich, und wenn ein stärkerer Nachbar drängte, konnten sie leicht ausweichen oder ganz wegziehen, um neuen Boden zu gewinnen. Trotz der Seßhaftigkeit war noch kein fester Halt auf der Heimatscholle errungen. Der Hüttenbau, die Befestigungen, Pflanzungen, Verkehrsanlagen, alles hat noch einen flüchtigen provisorischen Charakter. Nur der Grabbau macht davon eine Ausnahme. Hier wird auch zuerst, in Gestalt der megalithischen Bauten, der Dolmen usw., solider Steinbau geübt, und es ist sehr bezeichnend, daß man für die Toten früher dauerhaftere Wohnstätten errichtete, als für die Lebenden.

Die Herkunft dieser neuen Menschen und ihrer Kultur ist derzeit noch in tiefes Dunkel gehüllt. Nach einer älteren Ansicht wären beide von auswärts nach Europa gekommen; andere lassen die Kultur selbst in Europa entstehen, die Menschen von der paläolithischen Bevölkerung abstammen; eine dritte Meinung läßt zwar die Kultur, getragen von wenigen Zuwanderern fremder Herkunft, die Masse der Bevölkerung aber einheimischen Ursprungs sein. Diese bestand wohl aus weißen Menschen, den direkten Vorfahren der heutigen europäischen Völker; aber Näheres über ihre Ursitze, ihr Geblüt und ihre Sprachen wissen wir nicht. Nach F. Ratzel hätte sich die helle oder mittelländische Rasse der Menschheit in den Ländern um das Mittelmeer, in Südeuropa, Nordafrika und Vorderasien während des Diluviums entwickelt. Damals war Europa von Nordasien durch Eiswüsten, Seen und Sümpfe getrennt, hing aber mit Vorderasien und Nordafrika durch Landbrücken zusammen. Die Sahara war noch bewohnbar, und infolge größerer Feuchtigkeit bot der Norden Afrikas dem Menschen bessere Lebensbedingungen als jemals später. Die südlichen und südwestlichen Zweige der mittelländischen Rasse sind daher mit afrikanischen Elementen gemischt, und Semiten und Hamiten zeigen



Steinerne Äxte und Hämmer
Fundstücke aus Dänemark.
($^2/_5$ nat. Gr.) Nach A. P. Madsen.

noch heute oft dunklere Hautfärbung und mulattenhafte Gesichtszüge. Während Nordeuropa und der ganze Alpengürtel noch mit Eis bedeckt war und im Zwischengebiet wenige unstete Jägerhorden streiften, entwickelten sich in Vorderasien und Nordafrika Viehzucht und Ackerbau, wuchsen die Volksziffern, und als dann, vom Ende des Diluviums an, der Norden immer bessere Lebensbedingungen gewährte, erfolgte eine allmähliche Ausbreitung der mittelländischen Rasse von Süden und Südosten nach Norden und Nordwesten. Von den Grenzgebieten Asiens und Europas her rückten die neuen Stämme vor und besiedelten stufenweise, von Lichtung zu Lichtung fortschreitend, das Waldland im Norden der Alpen bis zu den Gestaden der westlichen und nördlichen Meere. Anfangs wohnten sie zerstreut und im dichten Urwald auf selbstgeschaffenen oder von der Natur bereiteten Blößen, auf alten Lößsteppen oder Heiden, auf Anhöhen, an Flußufern oder über dem Wasser der Seegestade. Aber langsam wandelten die Kolonisten Wald und Heide in Kulturland um und schufen so in mehrtausendjähriger Arbeit das geschichtliche Westeuropa, während die hinter ihnen sitzenden finnisch-ugrischen Stämme des Ostens eine Familie von kulturarmen Waldvölkern blieben. Die vorgeschichtliche Kultur Europas war eine Teilkultur orientalischen Ursprungs, welche Jahrtausende lang abhängig blieb von der älteren und reicheren Entwicklung des Südens und Südostens. Ursprünglich neolithisch, erhielt sie von dorther später die Bronze und noch später das Eisen, daneben neue Baufrüchte und Haustiere: Roggen, Hafer, Pferd usw. Die erste Ausbreitung der neuen Kultur geschah durch allmähliche Besiedlung des Raumes, das übrige besorgten Handel und Verkehr, auch wohl fortgesetzte kleine Wanderungen und Umsiedlungen, besonders seit der Einführung der Metalle. Im Laufe der Jahrhunderte und der Jahrtausende wuchsen die Volkszahlen, und wenn in der jüngeren Steinzeit erst nur die Haupttäler der Alpen besiedelt sind, so finden wir in der Bronzezeit schon Spuren des Menschen in den innersten Winkeln der Gebirge und auf Höhen bis zu 2000 m. Schon in der jüngeren Steinzeit entsteht, dank den verschiedenen geographischen Verhältnissen, welche das Wohngebiet Europas in der geologischen Gegenwart darbietet, auch eine Differenzierung der Länderräume zu kulturhistorischen Individualitäten, welche an den besonderen Formen der Steingeräte, der Keramik, der Grabbauten usw. erkannt werden.

Auf diese Weise entstand (nach einer plausiblen Hypothese, denn volle Gewißheit ist in solchen Fragen schwer zu gewinnen) auch die blondweiße, nordische Untergruppe der mittelländischen weißen Rasse, wohl unter dem Einfluß des nordischen Klimas und der Absonderung von fremden, dunkleren Elementen. Jene hellweiße Gruppe, charakterisiert durch hohen Wuchs, langen Schädelbau, blondes Haar und blaue Augen, ist heute noch am stärksten in den nordgermanischen Ländern vertreten. Sie wird daher für den Urtypus der Germanen und, mit einer weiteren Hypothese, für den Typus der ältesten, noch ungetrennten Indogermanen gehalten. Die Vertreter dieser Ansicht denken sich aber den Ursitz jener Gruppe nicht mehr im zentralen Asien, wohin man einst die Urarier verlegte, noch am östlichen Mittelmeer, an den Grenzen Asiens und Europas, sondern im Westen des Baltischen Meeres, also mitten in Europa selber. Sie vermuten sogar, daß die ersten Besiedler dieser Küsten nach dem Ablauf der Eiszeit unmittelbar aus der paläolithischen Bevölkerung West- und Mitteleuropas, bei deren Vorschiebung nach Norden, hervorgegangen seien. Im Zusammenhang damit wird auch die Entstehung der neolithischen Kultur nicht nach Osten oder Südosten, sondern nach Mittel- und Nordeuropa verlegt. Von dort wären die Arier in fortgesetzten vor- und frühgeschichtlichen Völkerzügen nach dem Süden vorgedrungen und hätten sich in der Mittelmeerwelt einerseits zwar mit fremden Elementen gemischt, andrerseits aber auch ihre Sprache und ihre Kultur dort unter Völkern anderer Rasse zur Herrschaft gebracht.

Es ist noch nicht an der Zeit, sich für eine dieser Annahmen mit Bestimmtheit zu entscheiden, zumal solange die Herkunft der grundlegenden Formen des neolithischen Kulturlebens noch nicht aufgehellt ist. Dies sind zunächst die Kulturpflanzen und die Haustiere. Weder die einen noch die anderen lassen sich mit Sicherheit bis in ihre Ursprungsgebiete zurückverfolgen, d. i. dorthin, wo die einen zuerst vom Menschen angebaut, die anderen zuerst von ihm gezähmt worden sind. Allein es sind doch genau dieselben Nährpflanzen, wie Weizen, Gerste, Hirse, etliche Hülsenfrüchte, ferner der Flachs, welche einerseits im neolithischen Europa, andrerseits im alten ägyptischen und vorderasiatischen Morgenlande vorwiegend kultiviert

Neolithiſche Steinklingen aus Norddeutſchland und Skandinavien. (ca. $^1/_3$ nat. Gr.)

Originale im Kgl. Muſeum für Völkerkunde zu Berlin.

wurden, während andere, wie Roggen und Hafer, welche dem Süden lange Zeit ferner blieben, auch nördlich der Alpen erſt ſpät auftreten. Ähnlich ſteht es mit den Haustieren. Was nun von der Geſchichte ihrer erſten Zähmung und Züchtung erſchloſſen iſt, deutet viel mehr auf den Süden und den Oſten, als auf den Norden und Weſten.

Die Entwicklung der neolithiſchen Haustierzucht iſt mit beſonderem Glück in den Pfahlbauten der Weſtſchweiz unterſucht worden. Hier konnte man eine rein neolithiſche Stufe — ſo z. B. in Schaffis und Mooſeedorf — und eine etwas jüngere, in welcher neben vielen Steingeräten auch Kupfer und ſogar ſchon etwas Bronze vorkommt — wie z. B. in Finelz, Sutz,

Lattrigen, Font — feststellen. Die erstere währte ungefähr von 5000 bis 2500 v. Chr., die letztere von 2500 bis 1800 v. Chr., d. i. bis zum Beginn der Bronzezeit, die teilweise wieder ganz neue Erscheinungen im Gefolge hat. In der ganz metallfreien ältesten Stufe halten sich, nach Th. Studer, Haustiere und Jagdtiere noch ungefähr das Gleichgewicht, d. h. man lebte noch zur Hälfte vom alten Weidwerk, und die Haustiere zeigen den primitivsten Charakter. Es sind gleichförmige Arten, die sich von den anderweiten Wildtieren durch viel geringere Größe auffallend unterscheiden. So das kleine Torfschwein vom gewaltigen Wildschwein, das kleine Torfrind vom ungeheuren Wildstier des Primigeniusschlages; auch vom Hund erscheint nur eine einzige kleine Spitzform. In der „Kupferzeit" hat dagegen die Viehzucht einen bedeutenden Aufschwung genommen. Die Haustiere, unter welchen das Rind am zahlreichsten ist, sind viel stärker vertreten als die Jagdtiere, und bei allen zeigen sich die Anfänge neuer Rassenbildungen und Verbesserung der alten Schläge, teils durch Züchtung, teils durch Einführung neuer Haustiere: Primigeniusrind, Bezoarziege, ein dem Mufflon verwandtes Schaf. Eine absolute Änderung in der Haustierform bringt erst die Bronzezeit; mit ihr erscheinen fast durchgehends neue Rassen. Während früher das Rind vorherrschte, sind jetzt Reste des Schafs am häufigsten; dann erst folgen in gleichen Abständen Rind und Schwein. Neu ist das Pferd und zwar als Zugtier. Es stammt aus Innerasien, der Heimat der kurzköpfigen Pferde. Das diluviale Wildpferd überlebte zwar die ältere Steinzeit in Europa, wurde aber in der jüngeren hier nicht gezähmt, sondern höchstens gejagt, und wenn es sich zur Stammform gewisser heutiger Pferdeschläge entwickelt hat, so geschah dies wohl erst nach dem Hinzutreten des asiatischen Pferdes. Die Viehzucht tritt in der Bronzezeit der Schweizer Pfahlbauten vor dem Feldbau etwas zurück. Dazu kommt eine auffallende Änderung in der Schädelform der Bewohner der Schweiz, welche während der reinen Steinzeit vorwiegend kurzköpfig, während der reinen Bronzezeit vorwiegend langköpfig (nordischen Ursprungs?) waren. Schon in der Kupferzeit treten diese Langköpfe hervor. Aus alledem wird das Auftreten einer neuen Bevölkerung am Anfang der Bronzezeit wenigstens für das Schweizer Seengebiet wahrscheinlich. Für die Steinzeit einschließlich der Kupferzeit darf man dagegen ein Beharren der Bevölkerung und allmähliche Verbesserung der Lebensbedingungen, der Haustierschläge usw. unter stillwirkenden äußeren Einflüssen annehmen.

Das Ursprungsland des kurzhörniaen Rindes, das schon am Beginn der Pfahlbauzeit gezähmt erscheint, ist nach Keller Nordafrika. In den osteologischen Merkmalen stimmt diese Form mit den afrikanischen Zeburindern vielfach überein; man findet sogar in Afrika von Süden nach Norden hin eine stetige Annäherung an unsere kurzhörnigen Rinder. Bos primigenius wurde dagegen etwa in Babylonien zuerst gezähmt, wie J. U. Dürst wahrscheinlich gemacht hat. Schon die tertiären Sivalikschichten Indiens enthalten einen direkten Vorfahren dieser Rinderrasse, die man auch auf babylonischen Siegelzylindern leicht erkennt. Auch das kleinere kurzhörnige Rind, welches manchmal einen kleinen Höcker trug und noch heute in Mesopotamien und Indien existiert, findet sich in den Darstellungen der Ägypter und Babylonier. Dürst nimmt an, daß das früher gezähmte kurzhörnige Rind von asiatischen Einwanderern am Beginn der jüngeren Steinzeit nach Europa mitgebracht worden sei, während das gezähmte Primigeniusrind später, als eine Kulturgabe von Volk zu Volk, seine Wanderung nach dem Westen angetreten habe.

Ebenso ungewiß wie die Herkunft der alteuropäischen Baupflanzen und Haustiere ist der Ursprung der anderen neolithischen Kulturformen. Die Steinwerkzeuge sind zum Teil primäre Typen, die überall erfunden sein können und sich auch tatsächlich bis Japan, Amerika und noch weiterhin verfolgen lassen; zu einem anderen Teile zeigen sie zwar besondere Gestaltung, aber diese beruht auf lokalen Entwicklungen und Verhältnissen (dem Material usw.), läßt uns also auch nicht weiterblicken, als höchstens auf einen Handel mit dem Rohstoff — Feuerstein, Nephrit, Jadeit — und im beschränkten Umfange mit den fertigen Fabrikaten. Nur so viel können wir sagen, daß die Herstellung geschliffener und oft auch durchbohrter Steinwerkzeuge, als eminente Geduldarbeit, dem paläolithischen Jäger einfach unmöglich und deshalb unbekannt war, sowie er aus anderen Gründen die Herstellung zerbrechlicher Tonwaren nicht üben konnte.

Kugelamphora (Provinz Brandenburg).

Schnurverzierte Amphora (Provinz Sachſen).

Neolithiſche Keramik aus Gräbern Norddeutſchlands.

Originale im Kgl. Muſeum für Völkerkunde zu Berlin.

Beides ſcheint mit dem Seßhaftwerden der ehemals nomadiſchen Menſchheit faſt wie eine geſetzliche Folge, mit Naturnotwendigkeit, zuſammenzuhängen.

Ähnlich ſteht es wohl mit den Siedelungs- und Gräberformen, mit der Wahl der Wohnplätze auf feſtem Erdboden oder auf einer Plattform über dem Waſſer, mit dem Bau megalithiſcher Grabkammern aus erratiſchen Felſenblöcken, der Aufſchüttung von Tumulis oder der Einebnung der Totenſtätten. Man weiß, wie weit ſich dieſe Sitten und Bräuche in Europa einſt erſtreckten; man ſieht, wie ſie gleichſam aus der Bodenform und anderen natürlichen Umſtänden hervorgewachſen ſind, aber man weiß nicht, wo ſie zuerſt entſtanden, und ob ſie einheimiſcher oder fremder Herkunft ſind. Wird man es jemals wiſſen?

Deshalb tut man am beſten, die Grundformen der neolithiſchen Kultur ohne Rückſicht auf dunkle Urſprungsfragen, als Elementarformen zu betrachten, die aus einem Zuſammenwirken des primitiven Menſchengeiſtes und der umgebenden Natur hervorgegangen ſind. Das Naturbild, welchem der neolithiſche Menſch in Europa gegenüberſtand, war zwar im großen und ganzen mit dem heutigen identiſch, aber im einzelnen doch auch viel impoſanter und mächtiger, die Waldungen größer und dichter, der Wildreichtum unvergleichlich größer. Der Menſch jagte Hirſch, Reh, Eber, Wiſent, Elch, Bär, Biber; er ſammelte im Walde wilde Äpfel, Birnen, Schlehen, Haſelnüſſe und allerlei Beeren; er hielt beim Hauſe Rind, Schaf, Ziege, Schwein und Hund; er baute mehrere Arten Weizen, die zweizeilige und die ſechszeilige Gerſte, den Flachs und den Mohn. Von den Zerealien erhielt er durchweg kleinere Körner als wir heute ernten. Er bearbeitete Stein, Horn und Knochen, Haut und Haare der Tiere, den Ton, das Holz und Textilpflanzenſtoffe. Seine Steinwerkzeuge und Steinwaffen ſind teils bloß geſchlagene, rohe oder an den Rändern gezähnte Spähne, d. h. Meſſer und Sägen, Schaber u. dgl., teils über und über durch kleine Abbrüche geformt, „gemuſchelt“ und dann zuweilen von feinen, zierlichen Formen, wie namentlich manche Dolche, Pfeilſpitzen, krumme Meſſer; teils ſind ſie poliert, und zwar entweder vollkommen oder nur auf den Breitſeiten und Schneiden, wie viele nordiſche Beile und Meißel. Die Polierung der Schneiden hat oft Spiegelglanz, während ſie weiter oben matter iſt. Der Glättung des Feuerſteins und anderer ſehr harter Steinſorten ging natürlich eine feine „Muſchelung“ der ganzen Oberfläche des Stückes voraus. Andere polierte Steinbeile haben mehr Ähnlichkeit mit natürlichen

Geschiebesteinen und sind auch wohl häufig einfach durch Hernehmen und Zuschleifen sowie häufig durch Bohren solcher Geschiebe erzielt worden. Gebohrt wurden natürlich nicht die harten Steinsorten, wie Feuerstein, Nephrit, Jadeit, Chloromelanit, sondern weichere, bis zum Sandstein herunter. Während die Schneiden der Beile und Meißel aus den ersteren oft so scharf sind wie frischgeschliffene Stahlwerkzeuge, haben die gebohrten Arte stumpfe Schneiden und einen hammerförmigen Rücken. Doch sind die am kunstvollsten und edelsten geformten Steinsachen unter diesen gebohrten Hammerärten zu suchen. Man findet da, besonders in Nordeuropa, geradezu wunderbar kühn geschwungene und geschweifte Exemplare, die natürlich nicht als einfache Gebrauchswerkzeuge, sondern als Häuptlingswaffen oder Würdeabzeichen zu deuten sind. Während die gebohrten Beile und Hämmer einen geraden Holzstiel hatten, sind die undurchbohrten Klingen auf verschiedene Art geschäftet gewesen. Man setzte sie entweder in das ausgehöhlte oder durchbohrte dickere Ende eines knittelförmigen Schaftes ein, wobei zuweilen eine Hirschhornfassung die Verbindung zwischen Holz und Stein bildete — dies geschah meist bei Klingen mit dickem, oberem Ende —, oder man schnitzte einen knieförmigen gekrümmten Schaft (aus einem Ast oder Wurzelknollen mit zwei Armen) und setzte die Steinklinge in den gespaltenen kürzeren Arm desselben, wo sie überdies durch eine Umschnürung unverrückbar festgehalten wurde. Kleinere Beilklingen schäftete man auch ganz mit einem Hirschhornast. Große schlägelförmige Werkzeuge wurden mit Riemen, für welche eine Umlaufrinne im Stein angebracht war, auf das obere breitere Ende eines Knüttels aufgebunden. Die Größe der Steinwerkzeuge ist ungemein verschieden. Wo man guten Kreidefeuerstein in mächtigen Knollen besaß, wie an den baltischen Küsten, erreichten die Flachbeile Längen von 30—40 cm, während in anderen Gegenden, die auf minderwertiges Material angewiesen waren, Klingen von 10—15 cm schon zu den längeren gehörten und viele ganz winzige Exemplare von 4—6 cm Länge vorkommen. Man besaß eben dort geeignete zähe Steinsorten nur in so kleinen Stücken. Mit kostbarem, nur an wenig Orten natürlich vorkommendem Stoff, wie Nephrit und Jadeit, ist man ebenfalls sparsam umgegangen, so daß man oft nicht recht begreift, wie man mit so kleinen Werkzeugen hat arbeiten können. Und doch hat man ordentlich mit ihnen gearbeitet. Das beweisen die steinzeitlichen Pfahlbauten der Schweiz und auch das Experiment eines gelehrten dänischen Amateurs, der ein solides Blockhaus vom Fällen der Bäume an ausschließlich mit Steinwerkzeugen herstellte. Es ging wohl etwas langsam, und man nahm, wie beim Roden des Waldes, häufig zum Feuer seine Zuflucht; aber es ging doch, und man hatte ja Zeit, mehr als man sich heute beim Bauen nimmt.

Die zu Werkzeugen tauglichen harten und zähen Steine gewann man aus dem Gerölle der Flüsse und Bäche, in welchem man sorgfältige Durchlese hielt, im Gebirge aus den abgewitterten Stücken anstehenden Felsens, ferner aus dem festen Boden, besonders aus dem Kreideboden, in dem der echte Feuerstein schichtenweise lagert. Diesem Vorkommen ging man auch bergmännisch nach in Gruben, Schächten und Stollen, die sich noch teilweise erhalten haben und in ganz beträchtliche Tiefen hinabführen. Um an irgend einem abgelegenen Orte ein besonders seltenes und geschätztes Gestein zu holen, mußte man wohl förmliche Expeditionen ausrüsten, die tagelang marschierten und schwerbeladen heimkehrten. Dann saßen Frauen, Greise und Kinder Tag um Tag, Woche um Woche vor den Hütten, um in eintöniger, von Singsang begleiteter Hin- und Herbewegung die Steine auf einer körnigen Unterlagplatte zu glätten und zu schleifen. In der Umgebung der Feuersteingruben, aber auch an anderen Orten, trifft man wahre Ateliers von Steinarbeitern, wo Rohmaterial, angefangene und verhauene Stücke, Halbfabrikate in allen Stadien, sonstige Ware und Instrumente zur Steinbearbeitung, wie Schlagsteine, Reibsteinplatten, Poliersteine, noch heute massenhaft herumliegen. Solche Werkstätten kennt man z. B. aus Spiennes in Belgien, Butmir in Bosnien, aus Thüringen und von der Insel Rügen, aber auch von Hawai und anderen überseeischen Plätzen. Vieles andere Steinwerkzeug ist dagegen offenbar in reiner Hausindustrie hergestellt worden, einzeln, zur Befriedigung des Bedürfnisses einer kleinen Familie.

Manche scheinbar ganz einfachen und wenig charakteristischen Formen des Steinwerkzeugs sind in Europa doch auf gewisse Verbreitungsbezirke mehr oder weniger eng eingeschränkt. So erkennt man die nordischen Fabrikate, auch die bescheidensten, meist auf den ersten Blick. Im

Becher in Glockenform aus der Kupferzeit, gefunden zu Hrubčic in Mähren. (1/2 nat. Gr.)
Nach L. Červinka.

Norden hat man auch eine chronologische Reihenfolge der einheimischen Steinwerkzeuge aufgestellt und erkannt, daß auf die noch bloß zugehauenen Formen der sogenannten Küchenabfallshaufen zunächst die spitznackigen, dann die schmalnackigen und endlich die breitnackigen Feuersteinbeile folgten. Unter „Nacken" wird hier das der Schneide entgegengesetzte Ende des Rückens verstanden. Die Zeit der schmalnackigen Beile ist auch durch freistehende Dolmen (Grabsteinkammern), die der breitnackigen Beile durch sogenannte Ganggräber, Dolmen unter einem Tumulus mit einem Korridor, charakterisiert. In Mitteleuropa sind andere Steinwerkzeuge verbreitet und gehen Hand in Hand mit gewissen keramischen Formen und Verzierungen, teilweise auch mit bestimmten Grabformen. So finden sich die „Schuhleistenkeile" und die einfachsten durchbohrten Hammerbeile gewöhnlich mit sogenannter „Bandkeramik" auf Ansiedelungsplätzen, die facettierten, d. h. im Durchschnitt polygonal begrenzten Hämmer mit „Schnurkeramik" in Hügelgräbern.

Auch die neolithische Keramik zeigt große Verschiedenheiten nach den Zeitstufen und den örtlichen Gebieten, aus denen sie stammt. Obwohl sie überall technisch die gleiche Unvollkommenheit — den Mangel der Drehscheibe — und stilistisch denselben Vorrat an Zierformen — die Muster der sogenannten geometrischen Ornamentik — zur Schau trägt, ist sie doch wesentlich anders im Gebiete der Steinkammergräber des Nordens, anders in einer langen mittleren Zone, die von England bis Rußland reicht, und wieder anders in dem südlichen Länderstreifen von Kleinasien und Cypern bis zum Rhein und noch weit darüber hinaus. Will man schon hier die Namen indogermanischer Völkergruppen anwenden, welche erst viel später historisch und greifbar hervortreten, so kann man das Gebiet der Steinkammergräber und der sogenannten megalithischen Keramik den Germanen, den westlichen Teil der mittleren Zone den ältesten Keltenstämmen und den südöstlichen Teil der dritten Zone den Thrakern und Illyriern zuschreiben. Die mittlere Zone ist durch die „schnurverzierte" Keramik aus Hügelgräbern, die südliche durch „bandverzierte" Keramik, meist nur von Ansiedelungsplätzen charakterisiert; die beiden letzteren Zonen decken sich teilweise, ihre gegenseitige Altersstellung ist noch nicht mit Sicherheit ermittelt. In der bandkeramischen Zone ist das häufige Auftreten verbundener Spiralmuster in mehr oder minder vollkommener Ausführung (am besten aus Butmir in Bosnien) bemerkenswert. Auch Gefäßmalerei kommt hier schon vor, und zwar besonders im westlichen Osteuropa — Westrußland, Ostgalizien, Bukowina, Rumänien — und im östlichen Mitteleuropa — Südungarn, Nieder-Österreich, Mähren. In diesen Gebieten gab es auch eine merkwürdige rohe Tonplastik, die es freilich nur bis zur Herstellung kleiner Tier- und Menschenfiguren (wieder sehr häufig aus Butmir) oder figuraler Ansätze an Tongefäßen brachte. Gefälligen Eindruck macht die Hervorhebung der eingestochenen Tongefäßornamente durch weiße Einlagen. Neben diesen keramischen Erzeugnissen trifft man hin und wieder auch schon die ersten Spuren von Metall, reines Kupfer, oder gar schon etwas Bronze.

Die feine und geschickte Spiraldekoration, sowie die Malerei auf Tongefäßen, dann die Erzeugung kleiner Tonfiguren, die manchmal doch erstaunlich gut gebildet sind und von keiner

späteren Regung des plastischen Sinnes in Mitteleuropa übertroffen werden, sind für die gerechte Würdigung der jüngeren Steinzeit unseres Kontinents von großem Belange. Man hat derlei höhere Kunstregungen im Norden des Balkans und der Alpen so lange auf Rechnung südlicher, d. i. orientalischer oder mindestens frühgriechischer („ägäischer") Einflüsse gesetzt, bis man aus ihrer Altersstellung erkennen mußte, daß sie zeitlich vor die gleichen oder ähnlichen Erscheinungen in südlichen Gebieten fallen. Nun nimmt man wieder das Entgegengesetzte an, man glaubt, daß sie den umgekehrten Weg eingeschlagen hätten, und aus dem östlichen Mitteleuropa (Thrakien usw.) zu den Anwohnern des östlichen Mittelmeerbeckens (Phrygiern und anderen Völkern) gekommen seien, oder noch lieber, daß sie von den letzteren aus ihrer alten mitteleuropäischen Heimat in ihre neuen südlichen Wohnsitze mitgebracht worden seien. Das ist wohl möglich. Im Grunde liegt aber doch nur die Ausbreitung jener Formen in einem zusammenhängenden großen, östlichen Gebiete vor, und die engere Heimat ist unbekannt. Aber allerdings ergibt sich jetzt bei der Analyse der mykenischen Kulturformen, der ersten großen Erscheinung, durch die sich Europa über den Orient emporschwang, daß innerhalb der Bronzezeit Ostgriechenlands in gewissen geometrischen Formen altertümliche Elemente vorliegen, die keineswegs auf die ägäische Welt und auf die Bronzezeit derselben beschränkt sind, sondern eine viel weitere nördliche Ausdehnung und gerade in dieser auch ein viel höheres Alter besitzen. Neben der wirtschaftlichen Bedeutung der jüngeren Steinzeit verdient auch diese Seite der neuen Kultur unsere volle Beachtung und Wertschätzung.

Das Auftreten von reinem Kupfer in Gestalt von Werkzeugen und Schmucksachen, wie in den Pfahlbauten des Mondsees im Salzkammergut und in vielen der Schweiz, sowie das von ganz unbedeutenden Mengen Bronze während der jüngeren Steinzeit sind Erscheinungen lokaler Natur, welche das allgemeine Kulturbild der Zeit zunächst nicht merklich verändern. Beide beruhen auf noch schwachen und geringeren Einflüssen, welche erst später von entscheidender Bedeutung werden. Kupfer ist gegen das Ende der jüngeren Steinzeit sowohl durch den Handel verbreitet, als auch durch eigenen Bergbetrieb — z. B. auf dem Mitterberg bei Bischofshofen im Salzburgischen und auf der Kelchalpe bei Kitzbühel in Tirol gewonnen und im Lande selbst vergossen und verschmiedet worden. Die vereinzelten kleinen Bronzen in Steinzeitgräbern stammen dagegen sicher von fernher und bezeugen, daß in anderen, wohl südlichen und südöstlichen Ländern schon eine Bronzezeit herrschte, während die Bewohner Mitteleuropas noch in der Steinzeit lebten. Man kann also weder von einer durchgehenden Kupferzeit reden — nur Länder mit natürlichem Kupferreichtum, wie Zypern, Spanien u. a. besaßen eine solche — noch darf man die Bronzezeit überall so weit nach rückwärts ausdehnen, als die ältesten vereinzelten und spärlichen Bronzefunde reichen.

Im allgemeinen reicht die jüngere Steinzeit von dem Beginn der geologischen Gegenwart bis dahin, wo das Metall in genügender Menge auftritt, um den Stein und andere ältere Werkzeugstoffe zu ersetzen und einen neuen wertvolleren Träger der materiellen Kultur abzugeben. Dieser abschließende Zeitpunkt oder, besser gesagt, dieser epochale Einschnitt (denn der Wechsel kann ja nicht das Werk eines Augenblicks, sondern nur die Folge eines allmählichen Überganges gewesen sein) fällt nun in den verschiedenen Erdräumen in äußerst ungleiche Zeiten und war von sehr verschiedenen Umständen begleitet und herbeigeführt. Daher ist die Dauer der neolithischen Periode in den einzelnen Kontinenten sehr ungleich. In Vorderasien und Ägypten endete die jüngere Steinzeit schon 4—5 Jahrtausende v. Chr., in Europa (im Mittel) um 2000 v. Chr., in Amerika und Australien erst anderthalb Jahrtausende n. Chr., und, da noch heute einzelne versteckte Völker in der Steinzeit leben, so kann man nur sagen, daß das allmähliche Ablaufen der letzteren nun schon fast sieben Jahrtausende währt.

Die Ursachen dieser Ungleichheit sind geographisch-anthropologischer Natur. Sie liegen in den verschiedenen Bedingungen, von welchen ein genügender Metallbesitz abhängig ist. Man kann das Metall entweder im eigenen Lande entdecken und gewinnen; dazu gehört aber nicht nur Metallreichtum des eigenen Bodens, sondern auch Kenntnis desselben, ferner Fleiß und technisches Geschick. Man kann das Metall auch durch Einführung von außen kennen lernen und beständig davon abhängig bleiben, oder, so belehrt, es später selbständig produzieren. Aber dann braucht man, für den Anfang wenigstens, nicht nur eine Verbindung mit vorgeschrittenen,

metallkundigen Völkern, sondern auch Gegengaben, Handelsrimessen, die das fremde Metall anziehen und im Lande festhalten können. Wohl die meisten Völker der Erde haben das Metall zuerst durch Einführung von außen kennen gelernt. Dies allein begründet noch keinen Unterschied ihrer ferneren Geschicke, wohl aber die Art dieser Einführung, die sehr verschieden sein kann. Denn sie erfolgt entweder langsam, gleichsam organisch; und dies ist die Regel bei gut verbundenen Länderräumen, wie z. B. bei den Ländern, die weither um das Mittelmeer gelagert sind. Oder die Einführung von außen erfolgt plötzlich, stoßweise, gleichsam anorganisch, wie es bei der Entdeckung neuer Länderräume oder neuer Handelswerte durch hochentwickelte seefahrende Kulturträger, z. B. in Amerika und in der Südsee geschehen. Da platzen die Kulturen verhängnisvoll aufeinander. Da fallen den um Jahrtausende zurückgebliebenen fortschrittsunfähigen Kannibalen die schönsten und die häßlichsten Kulturgüter, wie Eisen und Schießpulver, Kulturpflanzen und Haustiere, Tabak und Branntwein unverdient in den nackten Schoß, und die Frucht dieser Danaergeschenke ist das Verhängnis, von welchem wir die farbigen Rassen der Erde heute fast überall betroffen finden. Daß es so kommen mußte, liegt in dem Gegensatz zwischen gesunder, fruchtbarer, organischer Entwicklung, die wir in den Hauptstadien der europäischen Vorgeschichte vor sich gehen sehen und jenem schreiend unvermittelten, gewaltsam aufgepfropften „Fortschritt", den wir überall bei den Primitivvölkern (und leider nicht nur bei diesen!) begegnen, und der direkt zum Niedergange und zum Untergange führt. Die Geschichte der Menschheit in ihren höheren Sphären und Gliedern dankt ihren stolzen, geradlinigen Verlauf der guten Verbindung großer, ebenmäßig ausgestatteter Länderräume im Westen der alten Welt. Hier ist nicht nur der Schauplatz der „Weltgeschichte" im engeren Sinne, sondern auch die Bühne dessen, was als Vorgeschichte hauptsächlich unser Interesse verdient.

Feuerstein-Dolchklingen der frühesten Metallzeit Italiens. Fundstücke aus dem Venetischen. (2/3 natürl. Größe.) Nach A. Colini.

Die ältere Steinzeit studieren wir fast noch ausschließlich wegen des Menschen überhaupt, ohne Rücksicht auf die spätere Bedeutung seiner Wohngebiete; und es ist zwar kein Zufall, aber doch nicht von entscheidender Bedeutung, daß wir ihn für diese Zeit auf dem Boden Europas studieren. Die jüngere Steinzeit und die prähistorischen Metallperioden untersuchen wir dagegen fast ausschließlich wegen des vorgeschichtlichen europäischen Menschen, d. h. wegen des werdenden Trägers höherer und höchster bisher erreichter Kultur.

Zu dieser Vorherrschaft des europäischen Menschen hat nicht die ältere, sondern die jüngere Steinzeit und die ihr folgenden, auf ihr beruhenden prähistorischen Metallperioden mit ihrem

stufen- und gruppenreichen Verlauf den gediegenen Grund gelegt. Nirgends auf Erden finden wir eine so reiche Entwicklung schon während der jüngeren Steinzeit, als in Europa, nirgends als in den Ländern am Mittelmeer, eine so tiefe Einwurzelung und starke Entfaltung der Bronzekultur. Sie bezeugen ein langes und zähes Festhalten an wertvollem Alten bei aller Kraft, auch das wertvolle Neue anzuziehen und sich anzueignen. Das gilt nicht nur in dem hierfür so typischen Skandinavien, sondern auch von den Südvölkern, ja auch von den alten Ägyptern, die bis in die ptolemäische, ja bis in die römische Zeit hinein die Bronze vor dem Eisen bevorzugten, ja selbst das „gemuschelte" Steinmesser neben der Bronze und dem Eisen noch lange Zeit in Ehren hielten.

Die ältere Steinzeit währte viele Hunderttausende von Jahren; sie mag zwischen dem fünfzehnten und dem zehnten Jahrtausend vor Chr. ihr allmähliches Ende gefunden haben. Was sind gegen eine solche Dauer, bloß mit dem Zeitmaßstabe gewertet, alle Folgeperioden bis auf den heutigen Tag, einzeln oder selbst zusammengenommen? Die jüngere Steinzeit währte nur mehrere Jahrtausende, im Morgenlande etwa bis 5000 v. Chr., im Abendlande bis 2000 v. Chr. Das sind Probeziffern, aus dem Vollen der kolossalen Zeiträume herausgehauen, da es mit den schweren Instrumenten, die der Prähistoriker handhaben muß, nicht anders geht. Immerhin genügen solche Daten, um zu zeigen, wie alles Jüngere neben der älteren Steinzeit zu kleinen und immer kleineren, aber auch immer gehaltvolleren Zeitspannen zusammenschrumpft, wie aber andererseits in der Vorgeschichte auch nach dem Ablaufe der paläolithischen Periode noch Jahrtausende zu verrechnen und viele bloß archäologisch bezeugte Stufen zu verzeichnen sind, welche die höhere Kultur der Mittelmeerwelt zuerst begründet haben.

3. Die Bronzezeit.

Zur Vorgeschichte der menschlichen Kultur gehören nicht nur das reine Jägerdasein und die ältesten Zeiten des Pflanzenbaus und der Viehzucht, sondern auch die ersten Stufen der Ausnützung verschiedener Metalle, des Kupfers und des Zinnes, des Goldes und zuletzt des Eisens. Die Kenntnis dieser neuerrungenen Bodenschätze bedeutete nicht nur bessere und leichtere Arbeit, reicheren und wertvolleren Körperschmuck; sie eröffnete vor allem auch eine früher nicht dagewesene Entwicklung der Industrie und des Handelsverkehrs, sowie des Besitztums an fahrender Habe, eines kuranten Wertmessers, des Geldes. Bergbau und Hüttenwesen, Gießerei und Schmiedekunst, Handel mit Rohmetall und fertiger Ware beleben fortan die waldigen Höhen, die rauchenden Werkstätten und die länderverbindenden Straßenzüge. Jetzt finden wir im Gebirge die Stätten uralten, primitiven Kupferbaus, in der Nähe der Ortschaften die Reste der Gußwerkstätten mit ihrem Vorrat an Erz und Hohlformen, und in Einöden viele vergrabene Handelsware: Serien fertiger Stücke, Brucherz und Barren. Nebenher geht ein starker Aufschwung des Feldbaus, die Zusammensiedlung der Menschen in größeren Ortschaften und mitten in der Bronzezeit die plötzliche allgemeine Annahme der Leichenverbrennung an Stelle der früher üblichen Beerdigung unverbrannter Leichen.

Der Kulturfortschritt zeigt uns nicht eine glatte Ablösung älterer Lebensformen durch jüngere, sondern ein einschränkendes Hinzutreten der letzteren zu den ersteren. So war es beim Wechsel von der älteren zur jüngeren Steinzeit, als die reproduzierende Wirtschaftsform zur rein aneignenden hinzutrat; so war es auch jetzt, als Industrie und Handel die zweite große Vermehrung der Erwerbszweige, eine weitere Arbeitsteilung zur Lösung höherer Aufgaben der Menschheit hervorbrachten. Jäger, Ackerbauer und Viehzüchter gibt es auch heute noch überall; aber den ersten Platz behaupten die durch die Industrie geschaffenen, durch den Handel verbreiteten mobilen Werte. Freilich wurde dadurch der einzelne und sein Beruf, einst selbstherrlich, jetzt unselbständig, abhängig von anderen; allein diese Abhängigkeit war fortan die stärkste Bürgschaft ruhiger, aufsteigender Entwicklung und der Entfaltuug einer größeren souveränen Gesellschaftsform, des Staates.

Fundstücke der Bronzezeit aus Österreich-Ungarn.

Originale im k. k. naturhistorischen Hofmuseum zu Wien.

Nicht alle Gruppen der Menschheit haben diese Zerlegung erfahren, die den einzelnen entthront und die Gesamtheit dafür zur Herrscherin einsetzt. Wenn die Vorgeschichte in der Darstellung eines Hauptgebietes menschlicher Kultur, wie es der Westen der alten Welt gewesen ist, von Stufe zu Stufe eilt und dabei eine Fülle von Entdeckungen zu verarbeiten hat, so darf sie doch nicht vergessen, daß es auch noch andere Erdteile und Länderräume gibt und daß fast überall seit unvordenklichen Zeiten auch schon Menschen wohnen. Allein bei dieser uns fremden, meist farbigen Menschheit ist, neben einigen großen Lichtstellen, wie Indien und Ostasien, Meriko und Peru, doch vielfach nur ein Zurückbleiben auf solchen Stufen zu verzeichnen, welche die vorderasiatische und die europäische Menschheit schon seit Jahrtausenden hinter sich gelassen haben. So besitzen wir aus Neuseeland, Tasmanien, Somaliland und anderen Ländern Funde, welche alle Kennzeichen einer älteren Steinzeit an sich tragen, aber, geologisch gesprochen, der Gegenwart angehören, wenn sie auch viele Jahrhunderte alt sind. So gibt es noch heute (aber wohl nicht mehr lange) in überseeischen Gebieten kleine Menschenstämme, die noch kein Metall kennen und sich ihre Werkzeuge in echt neolithischer Weise aus Stein bereiten. Und andere gibt es, die teils infolge alter unverbesserlicher Gewöhnung (nordamerikanische Indianer), teils wegen der ungünstigen Ausstattung ihrer Wohngebiete (Eskimo) weder Pflanzenbau noch Tierzucht treiben, wenn sie auch durch Vermittlung fremder Völker sich Waffen und Werkzeuge aus Metall verschaffen. So sind manche seßhafte und pflanzenbauende Stämme Zentralbrasiliens der Metalle noch unkundig, während die „Naturweddas" auf Ceylon zwar eiserne Beilklingen und Pfeilspitzen gegen Wildpret eintauschen, aber noch kein anderes Obdach kennen, als die Felshöhle oder den Laubschirm, und hinter ihren Hirschrudeln unstet einherziehen.

Zurückgebliebene, obgleich nur in viel geringerem Maße, waren auch noch die alten Kulturvölker Merikos, Mittel- und Südamerikas, die Azteken, Peruaner, Chibchas usw., und man kann die Rückständigkeit ihrer Kultur zur Zeit der Entdeckung Amerikas auf ca. 3000 Jahre berechnen. Denn sie lebten um 1500 nach Chr. noch in einer Art frühen Bronzezeit. Jenseits des Ozeans aber, z. B. in Spanien, von wo die ersten Entdecker und Eroberer auszogen, hat die Bronzezeit schon 1500 Jahre vor Chr. in voller Blüte gestanden.

Die ersten vom Menschen benützten Metalle waren das Gold und das Kupfer. Aber das Gold konnte nur zu Schmuckzwecken dienen, weil es zu weich und auch zu selten war. Das Kupfer ist härter und vor allem häufiger; so konnte es eine der Grundlagen der ältesten Metallzeit werden. Aber in reinem Zustand ist es doch noch zu weich für Werkzeuge mit Schneiden und Spitzen, welche man bis dahin aus den härtesten Steinsorten erzeugt hatte. Ein kleiner Zusatz von Zinn oder anderen Metallen, wie Antimon oder Arsen, verleiht jedoch

dem Kupfer einen Härtegrad, der dem des Schmiedeeisens, wenngleich natürlich nicht dem des Stahles nahezu gleichkommt. So entstand die Bronze, wohl weniger durch Versuche oder theoretische Einsicht in das Wesen und Verhalten der Mischungsmetalle, als durch glückliche Zufälligkeiten, die sich so oft wiederholten, daß sie endlich, bald da, bald dort, bald früher, bald später, zur Erfindung jener Legierung führen mußten. Das Eisen ist zwar ein einfaches Metall und in der Natur massenhaft vorhanden; es blieb aber ungemein lang verborgen, unbekannt oder wenigstens unbenützt, weil es fast nur in Erzen vorkommt und einen hohen Schmelzpunkt hat, also relativ nicht leicht zu behandeln war.

Dolch aus Westpreußen. Schwertstab aus Brandenburg.

Waffen der frühen Bronzezeit Norddeutschlands.
Originale im Königlichen Museum für Völkerkunde, Berlin.

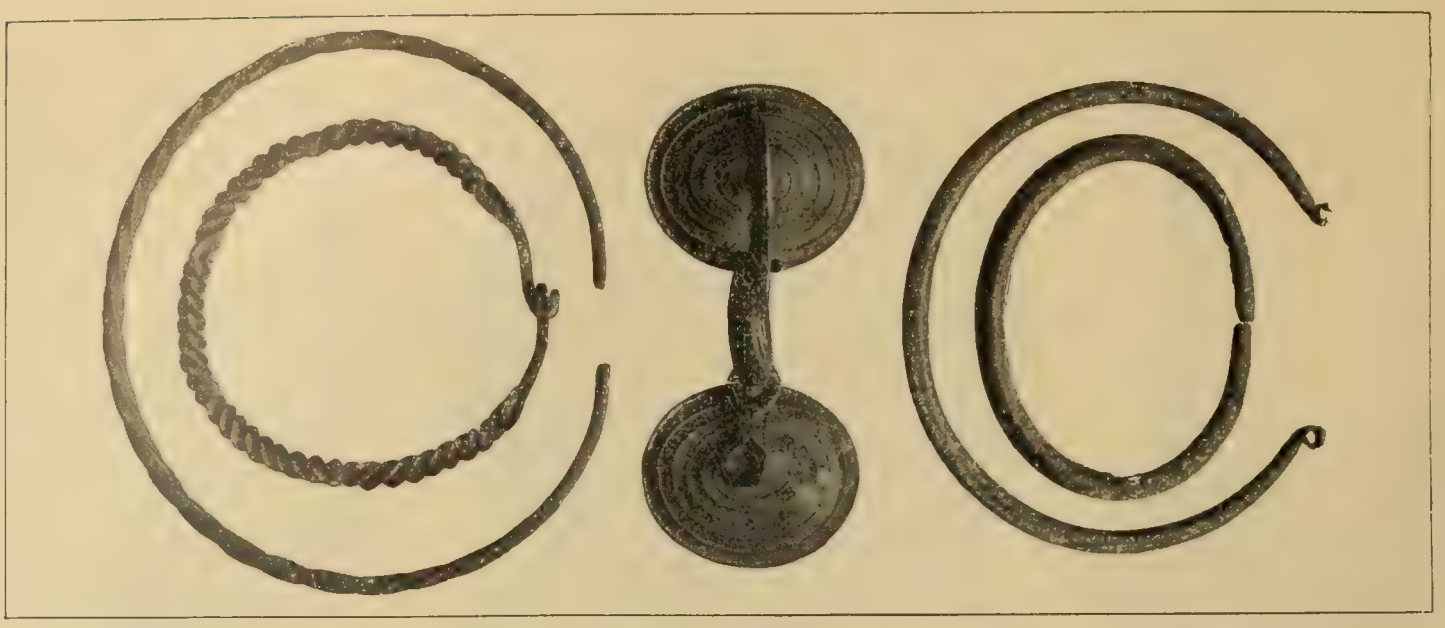
Die allererste Form der Metallbenutzung war das Kaltschmieden des reinen Kupfers, wie es die Indianer Nordamerikas am Oberen See und wohl auch unsere neolithischen Vorfahren in Europa und in anderen Teilen der Alten Welt ursprünglich betrieben. Den ersten, gewiß auch mehr zufällig gefundenen als gesuchten Fortschritt bildete das Gießen (und darauffolgende Ausschmieden) des reinen Kupfers. Erst hier liegt die Geburtsstunde der prähistorischen Metalltechnik, wodurch die Entwicklung auf viele Jahrhunderte hinaus entscheidend beeinflußt wurde. Aber das reine Kupfer füllt die Gußform schlecht aus und bleibt weich, daher war eine neue Erfindung nötig, und diese wurde gemacht durch die Legierung des Hauptmetalls mit kleinen Mengen Zinns oder eines ähnlich wirkenden Metalls, namentlich aber mit dem Zinn, von welchem man anfangs nur ganz wenig, dann bis 10% und gelegentlich mehr dem Kupfer beimischte. Die echte Zinnbronze (90% Kupfer, 10% Zinn) ist nicht nur bedeutend härter als das reine Kupfer, sie füllt auch die Gußformen viel reiner aus, bis zur treuen Wiedergabe feiner Verzierungen und hat dabei den Vorzug schöner Goldfarbe und hellen Goldglanzes.

Vorgeschichtliche Bronzezeiten sind in der Alten Welt vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean nachgewiesen, besonders in Europa, Nordafrika (Ägypten), Vorderasien, Indien, Südsibirien und Ostasien (China, Japan), in der Neuen Welt in Mexiko und Peru und den dazwischenliegenden mittelamerikanischen Gebieten. In allen Ländern der Erde, die schon frühzeitig höhere Kulturstufen besaßen, finden wir einerseits eine besonders

Waffen und Schmucksachen der Bronzezeit aus Norddeutschland und Skandinavien.

Originale im Kgl. Museum für Völkerkunde zu Berlin.

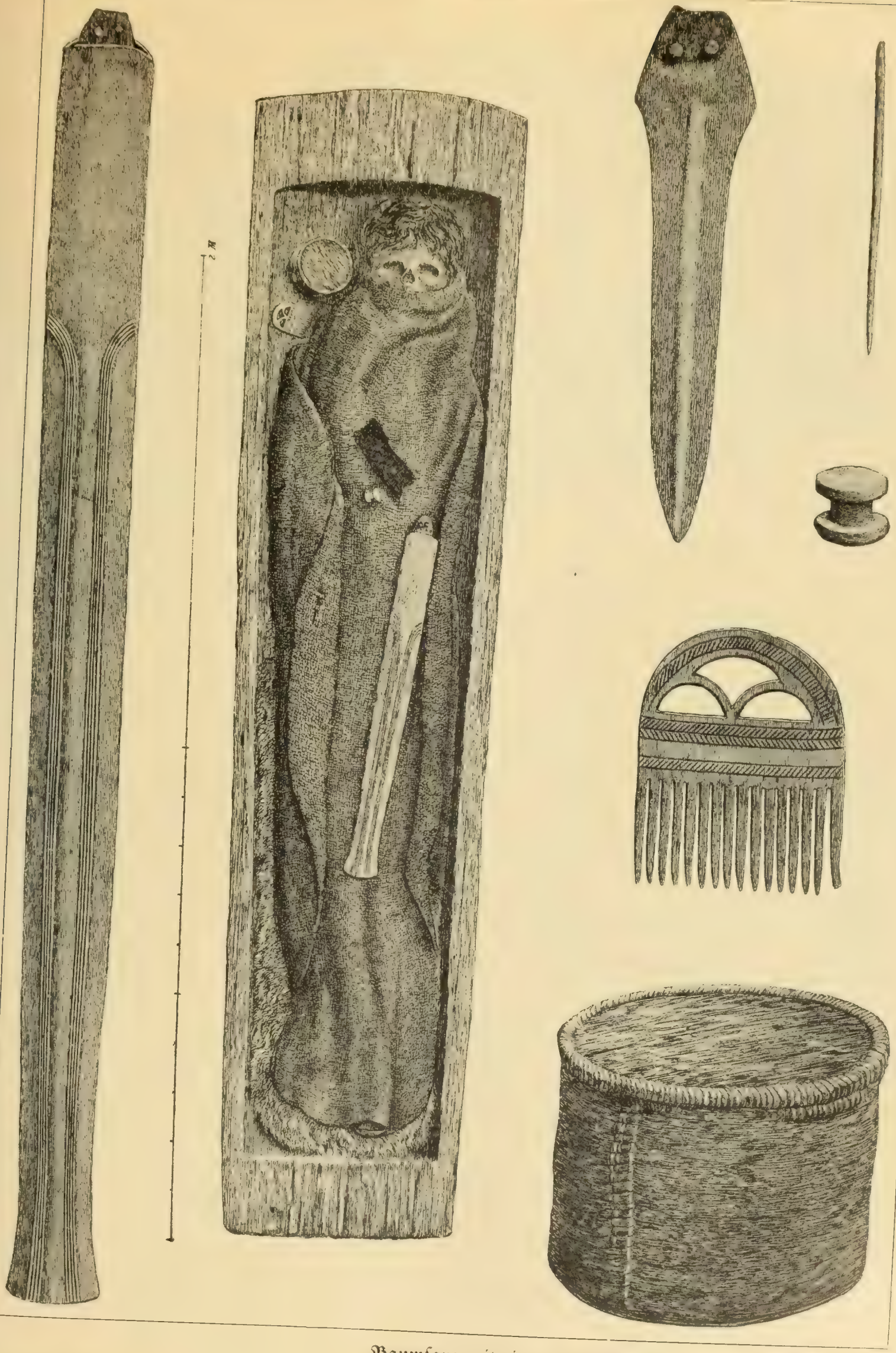
glänzende oder glückliche Naturausstattung, andrerseits unter den alten, längst überwundenen Kulturphasen eine Bronzezeit, so daß man sagen kann, der Mensch mußte auf dem Wege zu höheren Stufen der Gesittung, den ihm die Natur vorgezeichnet, auf die Bronze stoßen und sich ihrer eine Zeitlang vor dem Eisen bedienen. In den Ländern, welche die nötigen Metalle besitzen und sich auch sonstiger Gunst der Natur erfreuen, wurden diese neuen Kulturmittel zuerst entdeckt und benützt. Dann kamen die mit diesen Ursprungsländern verbundenen weiteren Erdräume als erste Ausbreitungsgebiete hinzu, so Europa zur vorderasiatischen, Sibirien zur ostasiatischen Bronzeprovinz. Abgeschlossene und metallarme Länder blieben dagegen lange Zeit metallunkundig, „neolithisch", und erhielten dann, bei ihrem allzuspäten Zusammentreffen



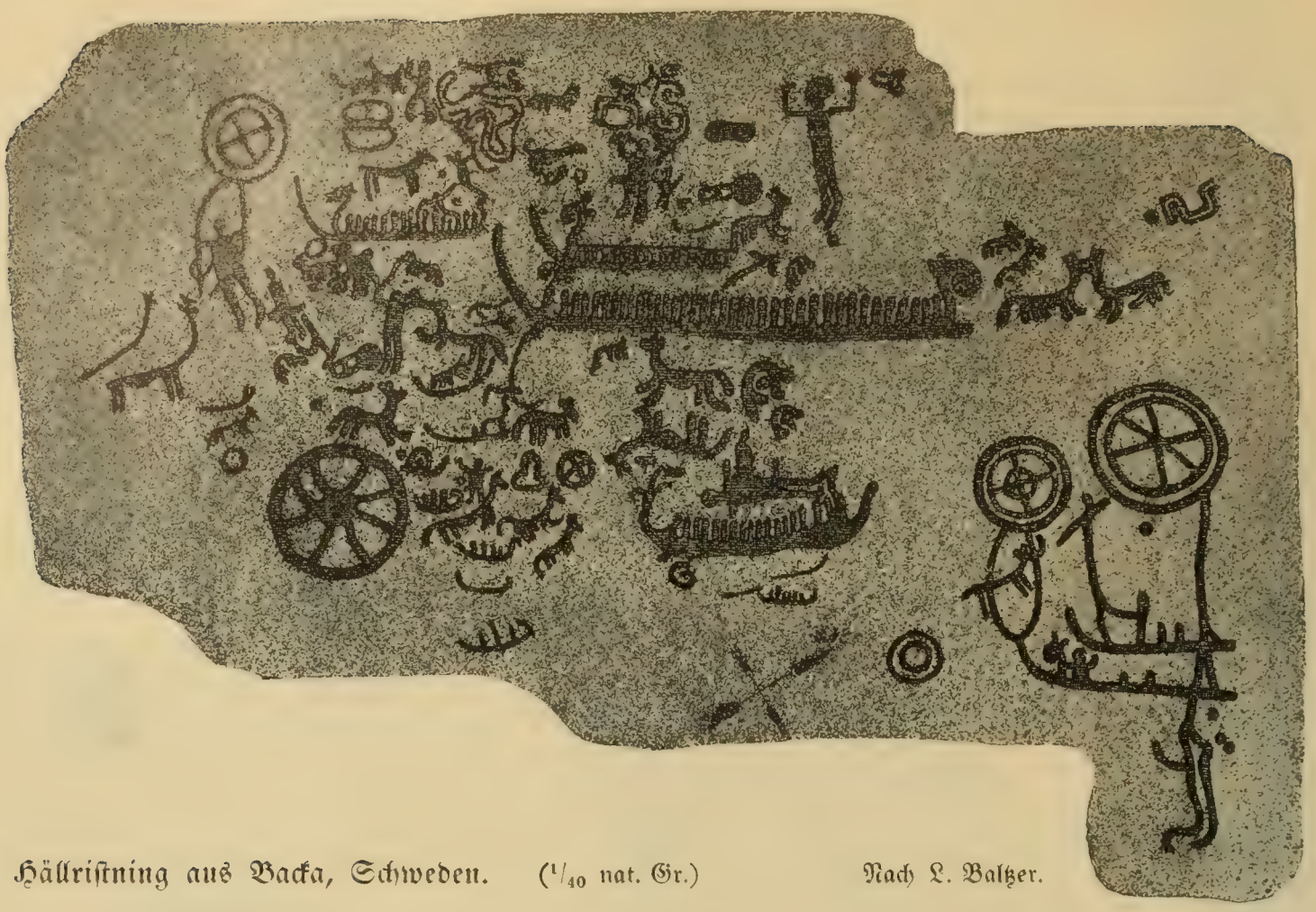
Schmucksachen der Bronzezeit Norddeutschlands. Aus Depotfunden Pommerns u. Brandenburgs.
Originale im Königlichen Museum für Völkerkunde zu Berlin.

mit höheren Kulturträgern, nicht mehr die Bronze, sondern das Eisen, zusammen mit anderen unvermittelten und daher nicht segensreichen, sondern schädlichen Gütern. So die Australier, Polynesier, viele Nordasiaten, die meisten Amerikaner. Rückgang und Aussterben der eingeborenen Rassen waren und sind die traurigen Folgen dieser unorganischen und unverdienten Bereicherung mit dem bisher jüngsten der großen Kulturmetalle und mit den Gaben, die es begleiten. Allzu große kulturelle Gegensätze können durch den Verkehr und das Zusammentreten der Menschen auch beim besten Willen (der übrigens oft genug fehlt) nicht ausgeglichen werden. Denn die ärmeren, niedriger stehenden können von den reicheren und höher stehenden nur das wirklich und erfolgreich übernehmen, worauf sie durch eigene Kulturtätigkeit gleichsam vorbereitet sind, was sie unter gewissen Umständen in kurzer Zeit — nicht erst in jahrtausendelanger ungestörter Entwicklung, die heute keinem Volke mehr vergönnt ist — selbst errungen hätten. So stand es aber nicht, als der Kapholländer dem Buschmann, der Engländer dem Tasmanier entgegentrat. Da hätte es auch bei menschlicherem Verhalten der europäischen Rasse kaum wesentlich anders kommen können, als es wirklich gekommen ist. Dagegen stand es so zwischen der höheren Kulturzone Nordafrikas und der Negerwelt des Sudans und zwischen Vorderasien und Europa. In diesen verbundenen Länderräumen waren keine unüberbrückbaren Gegensätze vorhanden; der Verkehr konnte alles ausgleichen oder wenigstens vermitteln; die ungeheuren Unterschiede zwischen einem altägyptischen Pharaonensitz und einem Negerdorf am Obernil oder zwischen einer mykenischen Fürstenburg auf Kreta und einer Häuptlingshütte im gleichzeitigen Mitteleuropa waren durch zahllose Übergänge und verknüpfende Zwischenformen gemildert und abgeschwächt: dadurch wurden sie den schwächeren zum Heile, nicht zum Verderben. — Dies ist das Wesen und die weltgeschichtliche Bedeutung der Bronzezeit, die uns namentlich im Westen der Alten Welt als eine Kulturperiode von großartigem Inhalt entgegentritt.

Denn sie umfaßt hier die Entwicklung Vorderasiens und Ägyptens etwa vom fünften bis zur Mitte des vorletzten Jahrtausends v. Chr., in Griechenland die gesamte, so lange ungeahnte, jetzt so herrlich entschleierte mykenische Kultur (mit ihren Vorstufen) bis gegen 1000 v. Chr. und auch fast im ganzen übrigen Europa eine Stufenreihe, die größtenteils dem zweiten Jahrtausend angehört, in den nördlichen Gebieten aber noch bis um die Mitte des ersten sich fortsetzt. Im Morgenland gehört diese Zeit schon ganz der Geschichte an, d. i. jenem Zeitraum höherer Kultur, der hauptsächlich durch Schrift- und Bilddenkmäler beleuchtet wird. In Griechenland ist die Bronzezeit auch schon halb historisch, durch Sagen, Traditionen, einzelne Nachrichten, vor allem aber durch deutlich redende Kunstwerke erhellt; und es ist nur Nebensache, daß man das Eisen noch nicht kannte. Erstaunlich bleibt es immerhin, was man im Orient und in Hellas noch vor der allgemeinen Benützung dieses Metalles in der Bau- und Bildkunst,



Baumsarg mit einer männlichen Leiche und deren Beigaben.
Gefunden zu Borum Eshöi auf der Halbinsel Jütland. Nach W. Boye.

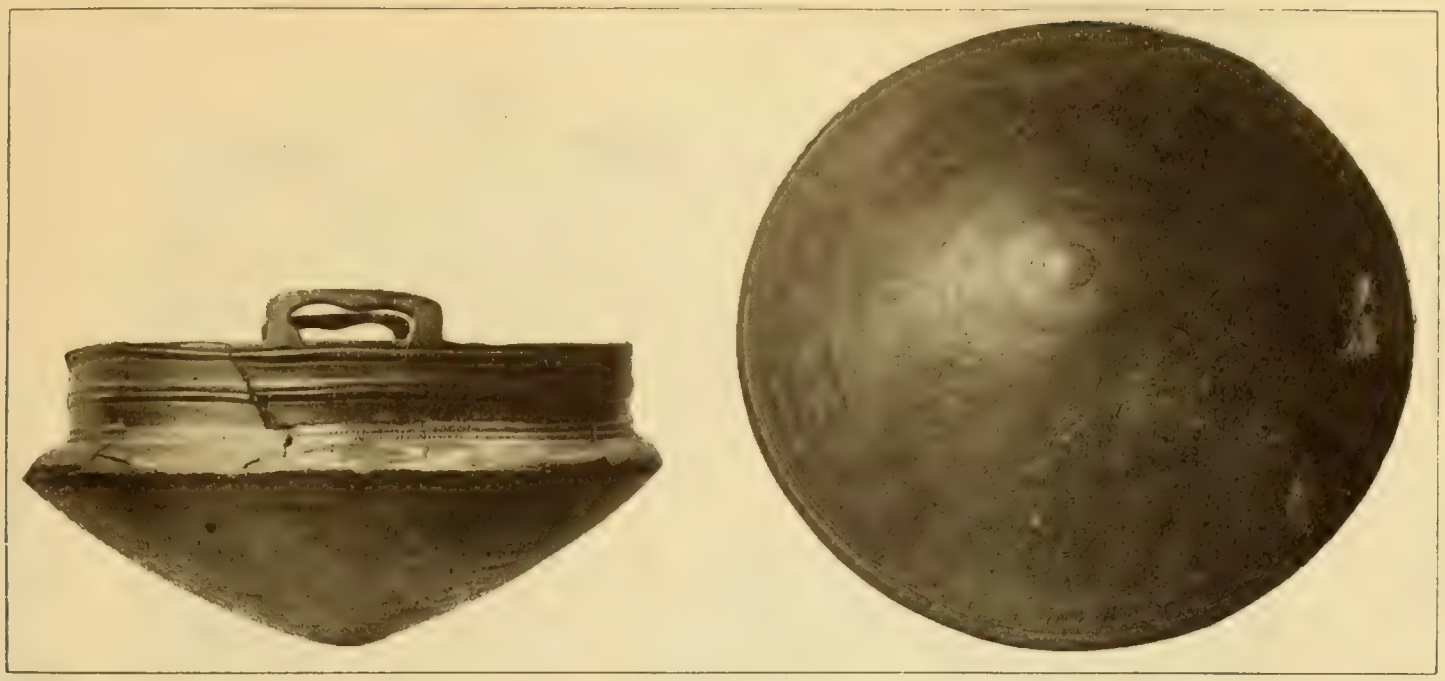


Hällristning aus Backa, Schweden. ($^1/_{40}$ nat. Gr.) Nach L. Baltzer.

im Handwerk und in so vielen anderen Kulturzweigen leisten und schaffen konnte. Man lernt dadurch das Eisen etwas geringer, die Bronze höher schätzen, freilich nur für eine Kultur, wie die der Völker des Altertums, die sich technisch nicht über eine gewisse Mittelhöhe aufschwangen und, was ihnen an Entwicklung in dieser Richtung fehlte, teilweise durch eiserne Ausdauer und hingebenden Eifer in der Betätigung ihres Schönheitssinnes, ihres strengen und hochstrebenden Kunstwollens ersetzten.

Doch dies nur nebenher; denn von jenen Völkern muß man schon absehen, wenn man nur die Vorgeschichte der Kultur schreiben will. Und so verliert der Prähistoriker ein Volk, ein Land nach dem andern aus den Augen. Der Prozeß der Historisierung der Erde, der Befruchtung aller Räume unseres Globus mit höherer, geschichtlicher Kultur erstreckt sich immer weiter, vom Orient und Griechenland über Italien, West- und Mitteleuropa, dann über Nord- und Osteuropa, dann über die anderen Erdteile, soweit sie nicht schon aus eigener Kraft in die Geschichte eingetreten sind; und zuletzt bleiben der Betrachtung vorgeschichtlichen Lebens nur mehr die halb erloschenen Naturvölker unserer Zeit übrig.

Allein in der Bronzezeit ist der weitaus größte Teil unseres Kontinents noch ganz prähistorisch, wenn auch zu seinem Glück nicht außer Berührung mit den gleichzeitigen höheren Kulturkreisen des Südens und des Ostens. Im Westen hatte man sogar das Zinn, dessen auch die Mittelmeervölker zur Bronzebereitung bedurften, und im Norden den Bernstein, mit dem sich auch diese gern schmückten. Man besaß seit der jüngeren Steinzeit dekorative Kunstformen, die den einfacheren bei jenen vorgeschrittenen Völkern nicht nachstanden. Ja, die mykenische und auch die nachmykenische Kunst und Kultur Griechenlands selbst beruht zum Teil auf einem alteuropäischen Erbe, welches den Griechen mit den Nordvölkern gemein war und bei jenen sich rasch veränderte und weiter entwickelte, bei diesen aber ziemlich stabil verblieb. Jene rasche, lebensvolle Entwicklung ist eben das Typisch-Historische, dieses zähe Verharren dagegen das Charakteristisch-Vorgeschichtliche. Zwischen den Wohnbauten und Gräbern, den Tongefäßen und den plastischen Bildungen der jüngeren Steinzeit einerseits und jenen der ersten Eisenzeit andrerseits ist im Norden des Apennins und des Hämus kein tiefer,



Zwei Hängegefäße aus Brandenburg. Fundstücke der jüngeren Bronzezeit Norddeutschlands.
Originale im Königlichen Museum für Völkerkunde zu Berlin.

einschneidender Unterschied. Der größte Teil Europas ist bis in die letzten Jahrhunderte vor und die ersten nach Christo ein Erdraum ohne Städte, Steinbau, Bild- und Schriftdenkmäler, ohne Münze, Töpferscheibe, drehbare Mühlsteine usw., dagegen mit Erd- und Holzbauten, Dörfern, aufgeschütteten Grabhügeln oder vergänglich bezeichneten Flachgräbern, mit Tauschhandel, mürben, aus freier Hand geformten Tongefäßen, rohen Mahlsteinplatten und Quetschsteinen für das Getreide, kurz ein Land nicht einmal barbarischer, sondern „wilder" Menschen im Sinne der Griechen.

Aber auch bei diesen „wilden Menschen" gab es — freilich nur schleichend und äußerst langsam — Fortschritt und Veränderung, nicht bloß im großen Wechsel von der alten zur jungen Steinzeit oder von der letzteren zur Bronzezeit, sondern auch innerhalb jeder dieser Perioden. Jede zerfällt in Zeitstufen und ihre großen Kreise wieder in kleinere räumliche Gruppen. Die Zeitstufen sind nicht dieselben in allen Gruppen, und man muß da gar sehr zwischen den einzelnen Länderräumen unterscheiden. Auch sind die absoluten Jahreszahlen, die man für jüngere Zeiten gern beisetzt und die auch hier wiederholt werden sollen, nicht streng wörtlich zu nehmen; sie geben vielfach nur abgeschätzte, im besten Fall annähernd richtige chronologische Daten.

Oskar Montelius, welcher gegenwärtig am meisten auf solche Einteilungen und Abschätzungen ausgeht, unterscheidet folgende Stufen der europäischen Bronzezeit:

1. in Italien	2. in Westeuropa	3. in Nordeuropa
2100—1800	2100—1850	(noch Steinzeit)
1800—1650	1850—1550	1900—1600
1650—1350	1550—1300	1600—1400
1350—1100	1350—1050	1400—1050
(schon erste Eisenzeit)	1050— 850	1050— 850
	(schon erste Eisenzeit)	850— 650
		650— 500 n. Chr.

Die Zeiten von 2100—1950 in Italien, von 2100—1850 in Westeuropa und von 1900—1800 in Nordeuropa betrachtet man als Stufen des vorwiegend reinen Kupfers. Die zweite Stufenreihe zielt hauptsächlich auf Frankreich und andere, ehemals keltische Länder (Belgien, Süddeutschland, die Schweiz), die dritte auf Skandinavien. Wie man sieht, hebt die Bronzezeit in Italien und Westeuropa gleichzeitig, in Nordeuropa später an und bricht zuerst in Italien, dann in Westeuropa und zuletzt in Skandinavien ab, hier volle 600 Jahre später als in Italien. Mitteleuropa, das in dieser Ordnung nicht erscheint, hat dieselben

Hällristning von Busgaard, Norwegen. Nach G. Gustafson.

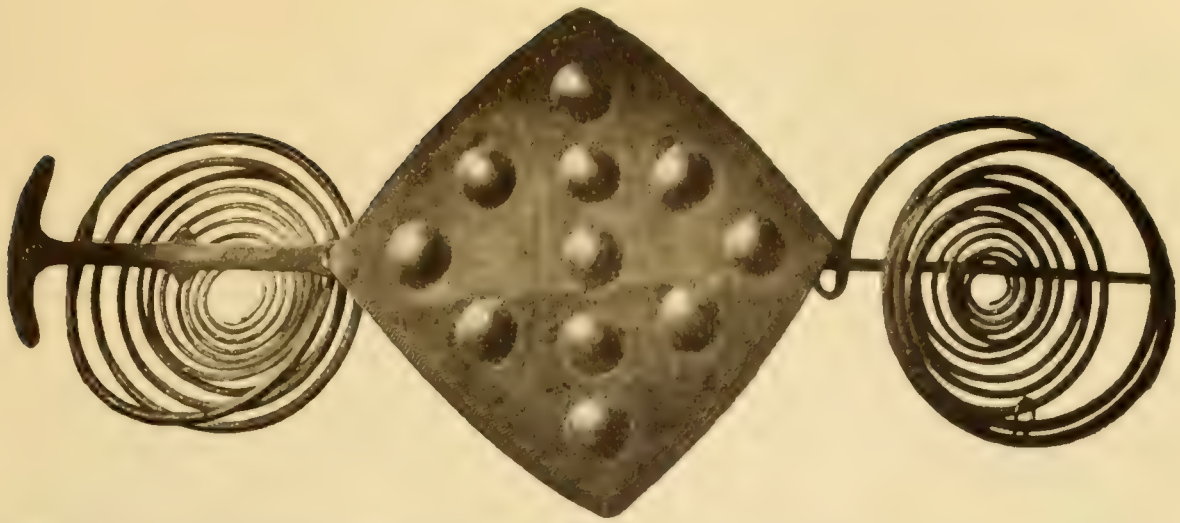
Stufen wie Westeuropa, mit Ausnahme der letzten (1050 – 850), welche hier schon hallstättisch ist.

Wie unterscheiden sich nun diese Stufen voneinander? Durch die typischen Formen der Metallgeräte und Tongefäße, teilweise auch durch die der Grabanlagen (Skelett- oder Brand-, Flach- und Hügelgräber). Die Unterschiede der Formen beruhen teils auf langsamer, innerer Entwicklung (Typenreihe der Beile, Dolche, Schwerter usw.), teils auf steigenden Anregungen von außen, die vielfach in den Schmucksachen und Ornamenten zum Ausdruck kommen, aber auch auf ganz plötzlicher Veränderung der Gebräuche, wie sie z. B. im Übergang von der brandlosen zur Brandbestattung mitten in der Bronzezeit, um 1600 v. Chr., eingetreten ist. Aus dem Formenkreis der Bronzen seien hier nur einige „Leitfossilien" nach ihrer chronologischen Stellung angeführt.

Die älteste Bronzezeit oder die ersten Jahrhunderte des zweiten Jahrtausends v. Chr. haben fast in ganz Europa sehr einfache Formen: flache, plattenförmige Beilklingen mit Randleisten („Randärte"), dünne, dreieckige, an der Griffbasis ziemlich breite Dolchklingen (im Norden auch sog. „Schwertstäbe", d. h. beilartig geschäftete Dolchklingen), ferner glatte, massive Ringe für den Hals oder das Handgelenk, in weiter Verbreitung auch spiralförmige Armschmuckschienen und anderen Spiralröhrenschmuck aus dünnem oder stärkerem Draht, manschettenförmige Armbänder, einfache Gewandnadeln, meist mit Öse oder Öhr und oft mit einer säbelförmigen Krümmung der Spitze.

Einer mittleren Bronzezeit, um die Mitte des genannten Jahrtausends, gehören an: Beilklingen mit querlaufendem oder spitzem Absatz zwischen Schaft- und Schneideteil („Absatzärte"), die ersten schlankeren Dolche, kurze und längere Schwerter mit parallellaufenden Schneiden und kurzer Griffzunge, in Spiralscheiben endigende Hals-, Arm- und Fingerringe, gravierte Armreifen mit kleinen Endstollen, allerlei Nadeln mit scheibenförmigen oder anders gebildetem Kopf und wellig gekrümmtem oder schraubig gedrehtem Körper u. v. a. Im Norden blüht um 1500 v. Chr. das Spiralornament in feinen, strengen Formen auf Zierscheiben und anderen Schmucksachen, Schwertgriffen und Schwertknäufen, edelgebildeten Arten usw.

Die jüngere Bronzezeit West- und Mitteleuropas — das sind die letzten Jahrhunderte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends — ist die Zeit der Palstäbe („Lappenärte") und der Hohlcelte („Düllenärte"), der blattförmig geschweiften Dolchklingen, der Schwerter mit vollem verziertem Griff oder breiter Griffzunge, der Rasiermesser mit Doppelklinge, der Lanzenspitzen mit geschweiftem, schön vom Grat zu den Schneiden abgestuftem Blatte, der ältesten ein- und zweigliedrigen Fibeln mit dünnem, schmalem oder blattförmig verbreitertem und graviertem Bügel, der geraden Nadeln mit verdicktem und gerieftem Halse.



Fibel aus Pommern. Schmuckstück aus der jüngeren Bronzezeit Norddeutschlands.

Original im Kgl. Museum für Völkerkunde zu Berlin.

In diesem Gebiete folgt dann, um das Jahr 1000 v. Chr., eine Übergangsstufe von der Bronze- zur ersten Eisenzeit wieder mit neuen Formen der Schwerter (dem „Antennen-", dem „Möriger-" und gewissen ungarländischen Typen), mit kurzen, stark geschweiften oder schlankeren, sehr langen Klingen, der Messer (die schönen sog. „Pfahlbaumesser" mit sehr verschiedener Griffbildung und geschwungener, häufig auch gravierter Klinge), der Sicheln, Meißel, Fibeln (in verschiedenen Verbreitungsbezirken sehr verschiedene Formen italischer, östlicher oder lokaler Abstammung), der Armringe (dünnere mit zwei Doppelspiralenden, dickere, meist hohle mit großen Endstollen) usw. Im Norden sind diese Jahrhunderte und die nächstfolgenden noch reine Bronzezeit. Es blüht dort die Verzierung der Waffen, Schmucksachen und besonders der schönen sog. „Hängegefäße" aus Bronze mit neuen, nicht mehr ganz einfachen Spiralmotiven, deren südliche Herkunft unverkennbar ist; es erscheinen große und schwere Fibeln eigentümlicher, ausschließlich in der lokalen Entwicklung wurzelnder Form; man macht reichlichen Gebrauch von Spiraldrahtendungen und Schraubenwindungen, die bis zur kunstvollen Form der tiefgefächerten Wendelringe mit wechselnder Torsion gesteigert werden. Die Nadeln bekommen „Schwanenhälse", die breiten Rasiermesser Schiffs- und figurale Ornamente. Ein Teil dieser Formen geht im nördlichen Mitteleuropa schon neben dem Eisen einher; ja manche derselben finden sich hier sogar in Eisen ausgeführt. Die Entwicklung, in der „alles fließt", läßt sich eben nirgends mit scharfen Linien umziehen und einteilen.

Ein Blick aufs Ganze der Entwicklung zeigt uns bei allen lokalen Unterschieden eine gerade aufsteigende Bahn von schlichten, einfachen Formen, die vielfach noch an Steinzeittypen erinnern, zu vorgeschrittenen, praktisch und künstlerisch höher stehenden Erzeugnissen, die sich aus wenigen Grundgestalten zu ganz stattlichen Reihen entfaltet und auseinandergelegt haben. Die Metalltechnik geht, ihrem Ursprung gemäß, vom Gusse aus und bedient sich der Schmiedekunst mehr zur Vollendung und Verzierung als zur formellen Anlage der Gegenstände. Später wird das anders und die Schmiedearbeit bekommt auch an den Grundformen reicheren Anteil. Diese Bewegung geht ganz unverkennbar vom Süden aus; sie hat die hauptsächlich auf der Schmiedekunst beruhende Metalltechnik der Eisenzeit vorbereitet. Deshalb teilte G. de Mortillet einst die Bronzezeit in eine „époque de fondeur" und eine „époque du marteleur", was freilich dem Bedürfnis nach Einteilungen dieser langen Periode nicht genügte. Man erkennt ja, wie gesagt, mehrere Stufen, und besonders in den jüngeren Zeiten und in gewissen geographisch geschlossenen Gebieten mehrere Herde besonderer Eigenentwicklung, z. B. in Ungarn, der Schweiz, in West- und Nordfrankreich, in England-Irland, in Norddeutschland und in Skandinavien. Hier gibt es spezifisch ungarische usw. bis spezifisch skandinavische Formen, die außerhalb ihres Hauptgebietes seltener oder nur mehr vereinzelt vorkommen. Es entstehen kulturelle Individualitäten auf besonderen geographischen, vielleicht auch auf besonderen ethnographischen Grundlagen.

Die vorhandenen Triebkräfte wirken, wie überall auf organischem Gebiet, einerseits im Sinne des Beharrens, andererseits in dem der Abänderung. Beide Wirkungen sieht man betätigt in der Ausbildung der lokalen Gruppen. Im Sinne der Abänderung wirkt hauptsächlich der Verkehr, jetzt weniger in der Form von Wanderungen und Umsiedlungen, die zwar zu allen Zeiten stattgefunden, aber nicht immer Neues, Höheres an die Stelle des Geringeren, Alten gesetzt haben, sondern in der Form des Handels auf schnellen, peripherischen Seewegen des Mittelmeeres, der Atlantis, der Nord- und Ostsee und auf langsameren Landwegen längs der Donau und der anderen großen Flüsse unseres Kontinents. Die Anwohner der baltischen und der Nordseegestade waren schon in der Bronzezeit kühne Seefahrer, und die Insel- und Küstenwelt der Ostsee ist eine Art nordischen Gegenbildes zur ägäischen. Ihre Schiffe, Wagen, Waffen sehen wir in den Felszeichnungen Südschwedens; Kleider und überraschend wohlerhaltene Leibesreste dieser nordgermanischen Menschen haben uns die Baumsärge Dänemarks, viele kostbare Weihegaben (Sonnenwagen, Blashörner, Prachtärte) die Moorfunde bewahrt. Nicht nur die räumliche Entfernung vom Mittelmeer macht es begreiflich, daß diese Welt fester auf sich selbst stand als z. B. die Länder im Umkreis der Alpen, und daß sie viel länger auf der alten glänzend ausgebildeten Gußtechnik und damit bei der ausschließlichen Bronzebenützung beharrte als jene.

So wurde das langdauernde Bronzealter des europäischen Nordens zur augenfälligsten Erscheinung innerhalb dieses ganzen Abschnittes der menschlichen Kulturentwicklung. In ihr hat man denn auch, nach jahrtausendelanger Vergessenheit, die Tatsache und das Wesen eines solchen Abschnittes zuerst wiedererkannt, während die Existenz einer reinen Bronzezeit für andere Länder, den Funden zum Trotz, beharrlich und lange Zeit in Abrede gestellt wurde.

4. Vorgeschichtliche Eisenzeiten. Hallstatt- und La Tène-Periode.

Es ließe sich bestreiten, daß die ältesten Zeiten der Eisenbenützung noch zur Vorgeschichte der menschlichen Kultur gehören. Im Orient und in Griechenland ist ja schon die Bronzezeit nicht mehr — oder nicht mehr ganz — prähistorisch, und wir mußten deshalb in diesem Rahmen auf ihre Darstellung verzichten. Allein im abendländischen und besonders im nördlichen Europa herrschten vielfach noch rein prähistorische Zustände bis um den Beginn unserer Zeitrechnung und, außerhalb des römischen Reiches, sogar viel länger, bis ins frühe Mittelalter hinein. Indessen muß man doch auch hier einen Abschluß suchen, und der findet sich am besten bei der Aufrichtung der römischen Reichsgrenzen am Rhein und an der Donau, bei jenem großen historischen Akte, durch den mit Waffengewalt die Keltenländer in West- und Mitteleuropa der Mittelmeermonarchie, dem Süden und der antiken Kultursphäre angegliedert wurden. Es ist also nicht mehr Vorgeschichte der Menschheit, was uns im folgenden beschäftigen wird, sondern Vorgeschichte des späteren Altertums und namentlich des Mittelalters, zum Teil die Vorzeit von Völkern, welche nach den Griechen und den Römern, häufig mit den letzteren vermischt, die Weltherrschaft angestrebt und tatsächlich, wenn auch nicht unter einem Namen, errungen haben. Dies ist die Bedeutung der Hallstatt- und der La Tène-Periode, der ersten Eisenzeiten des Nordens im letzten Jahrtausend v. Chr. Kelten und Germanen und die anderen Nordarier, die ja schon längst da sind, aber jetzt zum erstenmal dergestalt faßbar auftreten, daß man mit der Nennung ihrer viel zitierten Namen nicht mehr blindlings in die Urne greift, — diese Stämme sind für die Mittelmeerwelt mehr oder weniger belanglose Hinterlandsvölker und für die klassische Kultur wenig mehr als nichts gewesen. Um ihrer späteren Erhebung willen, wegen ihrer bis in die Gegenwart reichenden weltgeschichtlichen Rolle, verlangen diese rückständigen Gruppen der europäischen Menschheit unsere Teilnahme auch für jene in anderen Ländern schon so lichtvollen Zeiten.

Um die Mitte des Jahrtausends und nach derselben, in manchen Gebieten erst erheblich später, ist auch hier wieder ein großer Abschnitt zu machen. Der Übergang zu den geschichtlichen Zeiten vollzog sich stufenweise unter starker Mitwirkung der südeuropäischen Kulturwelt. Das eine ist selbstverständlich; andererseits läßt sich bei dem raschen und großartigen Anstieg der historischen Kultur der Mittelmeervölker auch in den nördlichen Hinterländern starker Wechsel

Gräberfunde der Hallstattperiode aus Österreich und Bosnien.

Originale im k. k. naturhistorischen Hofmuseum zu Wien.

der Formen erwarten. Hallstatt- und La Tène-Periode oder erste und zweite vorgeschichtliche Eisenzeit des Nordens sind sehr verschiedene Perioden, und auch innerhalb beider gab es Stufen von erheblicher Verschiedenheit. Das Ganze wiederholt, wie eine Art undeutlichen Schattenspiels, die großen Vorgänge im Süden. Erst ist der Osten, dann der Westen von höherer, siegreicher Bedeutung. Zuerst entsteht im Osten aus altem Erbe und neuen Elementen ein Kulturgebiet, das Westgriechenland, Italien, die Ostalpen, Ungarn und andere Länder bis nach Posen hinauf umfaßt und sich keilförmig nach Westen bis an die Pyrenäen hin fortsetzt. Das Gemeinsame in all diesen Ländern war natürlich keine nationale Kultur, sondern ein Ergebnis des Verkehrs zwischen sonst ziemlich verschiedenen Völkern. Allein diese Frucht gesteigerten Völkerverkehres erhielt mit der Zeit überall eine Art nationalen Gepräges, wodurch sie in Griechenland und später in Italien der vorgeschichtlichen Sphäre überhaupt enthoben, in den anderen Ländern aber zu den verschiedenen lokalen Gruppen des Hallstätter Kreises ausgebildet wurde. Umgekehrt und ihrer vorgeschrittenen Zeitstellung entsprechend ist die La Tène-Kultur von Hause aus national-keltisch gewesen und erst durch ihre Verbreitung teilweise international geworden, wie irgendeine historische Kulturschöpfung.

Man hat diese beiden Perioden nach mitteleuropäischen Fundplätzen benannt, die ältere nach dem berühmten reichen Flachgräberfeld auf dem Salzberg bei Hallstatt in Oberösterreich (erforscht 1846—1864, beschrieben 1868 von E. v. Sacken), die jüngere nach dem Fundort La Tène zwischen dem Bieler und dem Neuenburgersee am Fuße des Schweizer Jura, einem alten Wohn- und Waffenplatz (beschrieben 1885 von E. Vouga, 1886 von V. Groß). Und in der Tat passen keine anderen Namen besser für sie. Die Hallstatt-Periode ist nicht die erste Eisenzeit schlechtweg, sondern eine bestimmt charakterisierte, zeitlich und lokal begrenzte Phase der ersten Eisenbenützung. Eine mit ebenso guten Merkmalen ausgestattete Zeit ist die La Tène-Periode, die man nicht einfach keltisch nennen kann, weil auch älteres und jüngeres keltisch ist und die La Tène-Formen auch bei Germanen und Illyriern Eingang fanden. So haben sich diese beiden Namen in der Wissenschaft gehalten, während andere nach Fundorten gebildete, wie „Robenhausien" für die jüngere Steinzeit, „Morgien" und „Larnaudien" für die ältere und jüngere Bronzezeit — um nur ein paar bekanntere Beispiele aus G. v. Mortillets chronologischem System anzuführen — dieses Vorzuges nicht teilhaftig geworden sind.

Die Hallstatt- und die La Tène-Periode herrschen aber nicht nur, wie in den Namen angedeutet ist, auf enger begrenzten Schauplätzen, als die älteren vorgeschichtlichen Zeiträume; sie dauern auch kürzer als diese: nicht mehr Jahrhunderttausende, wie die ältere, oder Jahrtausende, wie die jüngere Steinzeit, auch nicht mehr ein Jahrtausend, wie die Bronzezeit im

gleichen Gebiet, sondern jede von beiden nur mehr ungefähr ein halbes Jahrtausend. Auch in dieser Abnahme der Zeitdauer, in dieser Individualisierung kürzerer Entwicklungsstufen, drückt sich die Annäherung an höhere, geschichtliche Phasen aus. Der Pulsschlag des Lebens wird immer schneller, je mehr wir der Gegenwart entgegengehen. Verglichen mit der ganzen Vorgeschichte des Menschen ist ja alle geschriebene Geschichte fast nur kulturelle Gegenwart.

Wie der ganze vielgestufte Entwicklungsgang der europäischen Vorgeschichte, so gibt auch die Hallstattzeit ein lehrreiches Beispiel der langsamen Entstehung von Kultur auf der Grundlage zähen Arbeitsfleißes und organischer Anknüpfung des Neuen an das Ältere. Was unsere Altvordern einmal ergriffen hatten, das wurde fest angeeignet und schwer aufgegeben. Daher verdrängte auch das Eisen nicht mit einem Schlag die Bronze, sondern setzte sich nur langsam durch, in manchen Ländern, wie Nordfrankreich und England, Norddeutschland und Skandinavien (vom Nordosten ganz zu geschweigen) erst unglaublich spät. Es war vielleicht auch dort schon lange nicht mehr ganz unbekannt; aber es ward noch nicht geschätzt, gesucht, herangezogen: es spielte noch keine kulturfördernde Rolle. Das Gegenteil, den scheinbaren Fortschritt, welcher eintritt, wenn Neues schnell, aber nur oberflächlich und unvermittelt aufgenommen wird, kennen wir reichlich aus der Geschichte der Entdeckung und des fast gleichzeitig beginnenden Niederganges der Naturvölker unserer Zeit. Im schärfsten Abstich von dieser späteren Beglückung überseeischer Menschengruppen mit dem Eisen und anderen Betriebsmitteln vorgeschrittener europäischer Kultur zeigt uns die erste Eisenzeit unserer Heimat eine langsame organische Vermittlung zwischen vorgeschichtlichem und geschichtlichem Leben, welches letztere zuerst durch den Orient, dann durch Griechenland und zuletzt auch durch Italien vertreten wird. Allen kulturellen Unterschieden zum Trotz hängen diese drei Gebiete untereinander und mit dem mittleren, westlichen und nördlichen Europa nicht nur geographisch, sondern auch historisch durch allerlei Übergangsstufen und Verkehrsbeziehungen zusammen, und infolgedessen zeigt sich bei der Kulturübertragung nirgends jener Rückgang und Verfall, von dem die „Eingeborenen" sonst beim Zusammenstoß höherer und niederer Formen betroffen werden, sondern fortgesetzte Steigerung und Stärkung in allen Teilen dieses großen altweltlichen Gebietes.

Man nimmt heute — namentlich auf Grund der von O. Montelius u. a. über den Gegenstand angestellten Untersuchungen — ziemlich allgemein an, daß das Eisen in Ägypten erst um 1500 v. Chr. reichlich angewendet wurde, daß also die großen Pyramidenbauten des alten Reiches noch ganz ohne dieses Metall ausgeführt worden sind. Montelius meint, es sei vor der Mitte des zweiten Jahrtausends überhaupt ganz unbekannt gewesen und damals erst entdeckt worden; das läßt sich schwer beweisen und mag dahingestellt bleiben. Aber Tatsache ist, daß die Bronze in Ägypten während des ganzen Altertums einen gewissen Vorzug vor dem Eisen genoß; bis in die ptolemäisch-griechischen, ja bis in die römischen Zeiten hinein ist jene beliebt und häufig, dieses selten; und nicht ganz unähnlich ist das Verhältnis zwischen den beiden Metallen auch in allen anderen Kulturstaaten des Altertums. Das erste spärliche Auftreten des Eisens in Griechenland gehört dem 14. Jahrhundert an; in Mittelitalien ist es um 1100 v. Chr. schon ziemlich verbreitet, in Oberitalien um diese Zeit noch selten, erst später häufig. Im 10. bis 9. Jahrhundert erscheint es nördlich der Alpen in der Nordschweiz und in Süddeutschland. In den Ostalpen und den nördlich angrenzenden Gebieten wurde es früh und fleißig aus den Erzen dargestellt und verarbeitet. In Norddeutschland und Skandinavien erscheinen vereinzelte Eisensachen in Gräbern der 4. und 5. Bronzezeitstufe, ja sogar schon der dritten, also noch vor 1000 v. Chr., aber ohne das allgemeine Kulturbild zu verändern; erst um 500 v. Chr. bricht auch dort die Eisenzeit wirklich an. Die ältesten Eisenfunde sind an vielen Orten kleine Schmucksachen und Ringe, Nadeln, Einlagen an Bronzen, und man sieht daraus, daß das neue Metall anfangs kostbar war und deshalb ästhetisch, nicht aber praktisch höher gewertet wurde, als späterhin. Überhaupt muß man in vielen Gebieten, wie Montelius bemerkt, einen Unterschied machen zwischen der Zeit des ersten Auftretens einzelner Eisenfunde und dem Anbruch einer wirklichen Eisenzeit. Zwischen jener und dieser können, wie das Beispiel des europäischen Nordens zeigt, Jahrhunderte liegen. Daß dies auf der tiefen Einwurzelung der Bronzetechnik, zumal des Bronzegusses beruht, ist zweifellos und auch schon oben bemerkt worden.

Westpreußische Gesichtsurnen des Provinzialmuseums zu Danzig.

Aus Steinkistengräbern der spätesten Bronzezeit. (1/5 natürl. Gr.) Nach H. Conwentz.

Die mitteleuropäische Hallstattperiode füllt nun gerade die Jahrhunderte aus, welche in Nordeuropa zwischen dem fruchtlosen ersten Erscheinen einzelner Eisensachen und dem Beginn einer wirklichen Eisenzeit verstrichen sind. Sie selbst ist aber keine solche Zwischenzeit, sondern eine rechte Übergangsperiode mit fast gleichmäßiger Benutzung des Eisens und der Bronze und mit allerlei neuen Stilformen, die auf archaisch-südlichen Einfluß hindeuten. Zwei Umstände haben dies und damit die verschiedene Entwicklung der nordgermanischen und der illyrisch-keltischen Welt in der ersten Hälfte dieses Jahrtausends bewirkt: erstens die Nachbarschaft der Mittelmeerwelt, zweitens die damit doch irgendwie zusammenhängende frühe Erschließung reicher einheimischer Eisenerzfundstellen, z. B. in den norischen Alpen, die deshalb später auch in weiteren Kreisen bekannt und berühmt geworden sind. In den Jahrhunderten, welche in Mitteleuropa Hallstatt-Periode heißen, vollzogen sich auf südlichen und östlichen Schauplätzen bekannte geschichtliche Vorgänge: die Ausbreitung der assyrischen Macht in Vorderasien, die des phönikischen Handels und der griechischen Kolonisation im Mittelmeer, die Blüte der etruskischen Städte in Italien und die erste Entwicklung Roms. Es fallen in diese Zeit die hellenische Besiedlung Kleinasiens und die Verdrängung der Phönikier aus dem östlichen in das westliche Mittelmeerbecken, das siegreiche Auftreten nordischer Bergstämme im griechischen Mutterlande, die Kolonisation des Hellesponts und des Pontus, Siziliens und Italiens, das Bündnis der Karthager und der Etrusker gegen die Ausbreitung der Griechen. Der Geist der Geschichte schreitet in dieser Zeit ganz entschieden von Ost nach West und von Süd nach Nord; alles trägt den Stempel eines Überganges höher bewegten historischen Lebens auf neue, dem mittleren Europa näher gelegene Gebiete.

Auch in Mitteleuropa geht die Kulturbewegung von Ost nach West und von Süd nach Nord. Hier verlieren sich für den Historiker die großen äußeren Anstöße im Dunkel vorgeschichtlicher Lebensverhältnisse; aber sie haben darum nicht aufgehört, sich fortzupflanzen. Wie überhaupt bei so vielen Veränderungen rund um das Mittelmeer ein abgeschlossener, allein auf sich selbst ruhender Kulturkreis in den nördlichen Hinterländern kaum denkbar ist, so haben tatsächlich die thrakischen und illyrischen, keltischen und germanischen Völker des Nordens weder einzeln genommen gegeneinander, noch als Gesamtheit gegenüber der Mittelmeerwelt ein strenges Sonderdasein geführt, wie etwa verstreute Stämme von Eskimos, Buschmännern oder Australiern. Sie standen vielmehr sowohl untereinander, als mit dem Süden,

teils unmittelbar, teils mittelbar in Beziehungen, die freilich nicht in historischen Ereignissen ihren Ausdruck fanden, die sich nicht einmal in der Form eines geregelten, großzügigen Handelsverkehrs, wie etwa zwischen Griechen und Etruskern in Italien, sondern nur in der eines stillen Güteraustausches von Nachbarhaus zu Nachbarhaus abgespielt haben.

Das lehren uns die hallstättischen Altertümer des Nordens; und sie zeigen uns auch, daß dieser nicht, wie man wohl früher gemeint hat, kulturell ganz vom Süden abgehangen hat, wenn es auch unmöglich ist, sich Südeuropa und den Orient bei der Betrachtung der Hallstattkultur ganz wegzudenken. Das Wesen der letzteren liegt nicht in einem Umschwung, sondern in einer Steigerung der Kultur und des Reichtums durch Handel und Produktion. Dabei sehen wir, wie die größeren Vorteile vielfach nicht dem Erzeuger der Rohprodukte, dem Bernsteinfischer und Zinnschmelzer der nordischen Küsten, sondern dem mitteleuropäischen Zwischenhändler zuzustellen sind. Dieser selbst war natürlich auch wieder Produzent. Überall in den Alpenländern und nordwärts derselben wurden jetzt in steigendem Maß Stoffe aus dem Mineralreich, wie Salz und Metalle, aus dem Pflanzenreich, wie namentlich Holz und Zerealien, und aus dem Tierreich, z. B. Vieh, Häute, Wolle, Wachs usw. gewonnen und zum Austausch verwendet. Daher der Reichtum oder wenigstens die großen Volksziffern, bezeugt durch die zahlreichen, oft Tausende von Gräbern umfassenden Totenfelder dieser Zeit, zum Teil in Tälern und auf Hochebenen, die heute keineswegs dicht bewohnt sind; daher in diesen Gebieten die großen Mengen von Schmucksachen, Waffen, Gefäßen und Geräten aller Art, die insgesamt, ob aus Eisen, Bronze, Bernstein, Glas, Gold, Ton oder welchem Stoffe immer, das technische und formelle Gepräge ihrer Zeit und der darin bestehenden Verkehrsverhältnisse zur Schau tragen. Nirgends war dieser Reichtum größer, als in der Nekropole auf dem Salzberg oberhalb Hallstatt, und hier beruhte er ganz augenfällig auf dem mineralischen Bodengehalt, der noch heute dort fleißig ausgebeutet wird. Unter solchen Verhältnissen mußte natürlich auch das Eisen bekannt werden, von wo immer auch die ersten wandernden Schmelzer und Schmiede des neuen Metalles gekommen sein mögen. Das Eisen hat also für die Hallstatt-Periode nicht die gleiche Bedeutung, wie die Kupferzinnlegierung für die Bronzezeit; es ist nur ein Zug im Bilde jener Periode, allerdings ein solcher, dessen Wert sich später, weit jenseits der Grenzen der Vorgeschichte, ins Ungemessene steigert und noch in unseren Tagen unausgesetzt vermehrt.

Auch in der Hallstattzeit kann man ältere und jüngere Stufen unterscheiden. Ganz am Anfang ist das Eisen noch recht selten; aber bald wird es ziemlich allgemein zu Waffen und Schmucksachen verschmiedet, obwohl für die letzteren die Bronze allezeit einen gewissen Vorzug genoß und die Bearbeitung der Bronze durch feine Schmiedekunst gerade in dieser Zeit einen hohen Aufschwung nahm, wovon u. a. die mit ornamentaler oder auch figuraler Treibarbeit ausgestatteten Prunkgefäße aus Erz rühmliches Zeugnis geben. Messer, Lanzenspitzen, Beilklingen u. dgl. macht man bald fast nur mehr aus Eisen, wenngleich auch noch bronzene nicht ganz selten vorkommen. Die Schwerter sind anfangs noch nicht aus Eisen und entwickeln sich allmählich zu der Form des typischen sog. „Hallstattschwertes" mit eigentümlicher Form der Klinge (auch der abgeschrägten Spitze) und des Griffs, namentlich des hutförmigen Knaufes, woran Verzierungen aus Gold, Bernstein oder Elfenbein nicht selten sind. Diese lange Hiebwaffe weicht in jüngerer Zeit einer kurzen Stoßwaffe — Dolch oder Kurzschwert — mit stets eiserner Klinge und oft halbmondförmig oder ähnlich nach oben gekrümmtem Knauf, weshalb man diesen Typus gewöhnlich „Hufeisendolch" nennt. Verzierte man anfangs gelegentlich Bronze mit Eisen, so wird später umgekehrt Eisen mit Bronze verziert oder montiert, d. h. Griffe, Scheiden, Nieten, Hüllen, Endungen u. dgl., seltener Einlagen, sind aus dem alten, jetzt schon kostbareren und höher geschätzten Metall. Die Fibeln zeigen anfangs einfachere Formen und sind häufig aus glattem Bronze- oder Eisendraht, wie die zahlreich vorkommende Brillenfibel, die einfache Bogenfibel, die sog. „Harfenfibel" u. a., später werden sie in teilweise ganz neuen Formen vorwiegend durch Guß aus Bronze hergestellt und meist italischen Typen nachgebildet. Charakteristisch für alle jüngeren Fibeln ist die Verlängerung der oft durch einen Knopf abgeschlossenen Nadelrinne und für noch jüngere Formen die Verlängerung der Spiralrolle am anderen Ende und deren Führung nach beiden Seiten dieses

Endes, des sogenannten Kopfes, woraus die „Armbrustfibeln" entstehen. Diese Gewandhaften, Nadeln, Gürtelbeschläge, Ringe für Hals und Arme, Gehänge aller Art, vieles davon in abenteuerlichen Luxusformen gehalten, sind noch zumeist aus Bronze. Edelmetall, das zu solchen Dingen im Orient und in Italien reichlich verarbeitet wurde, ist im ganzen doch recht selten, Gold meist spärlich, Silber fast gar nicht vorhanden. Der Prunk bleibt also stofflich in bescheidenen Grenzen und leidet keine Vergleichung mit der in gleichzeitigen Felskammergräbern Etruriens herrschenden Üppigkeit. Blei wurde in den Alpen (Kärnten) gewonnen und gleich dem Zinn zu schmückenden Einlagen an Tongefäßen verwendet. Die letzteren sind anfangs einfarbig und ziemlich schmucklos, aber bald erhalten sie farbige oder andere, selten figurale Ornamente geometrischen Stils, welche z. T. gute Anhaltspunkte für die Abgrenzung lokaler Gruppen innerhalb des ganzen Kulturbereiches geben. Mit der Zeit entwickelt die Keramik auch einen stattlichen Formenbesitz, der manchmal sogar mittels plastischer An- und Aufsätze, Doppelbildungen u. dgl. in übertriebene Gestalten ausartet. Aus der frühesten Eisenzeit Mittelitaliens und Norddeutschlands stammen die sogenannten „Hausurnen" (das Haus des Toten im Brandgrabe vorstellend), aus der späteren Hallstattzeit und der La Tène-Periode die nordostdeutschen „Gesichtsurnen" mit menschlichem Antlitz und Bronzeschmuck, welche eine Darstellung der Toten selbst oder einer ihn aufnehmenden Gottheit bezwecken. Von den stilistisch verschiedenen Gruppen bemalter hallstättischer Keramik reicht die eine von Posen bis Oberfranken, eine andere von der mittleren Donau bis über den Oberrhein hinaus, eine dritte von der Drau bis nach Oberitalien. Aber keine von ihnen zeigt in der Malerei Figurenschmuck, keine das Pflanzenornament, d. h. eines der beiden Elemente, auf welchen im Süden die Schönheit der griechischen Vasenmalerei beruht. Auch die Gefäßformen sind ganz unklassische und zeigen höchstens Anlehnung an altitalische Vorbilder.

Bronzener Eimerdeckel.
Oberitalische Arbeit der ersten Eisenzeit aus Hallstatt. Original im k. k. kunsthistorischen Hofmuseum zu Wien.

Dabei ist die schnell rotierende Töpferscheibe immer noch unbekannt, und bemalte oder monochrome Drehscheibengefäße kommen nur ganz selten aus südlichen Kultursphären herein; weit häufiger ein- oder mehrfarbige Pastaperlen oder selbst kleine Glasgefäße u. dgl.

Man hat versucht, in der Hallstatt-Periode eine Zeit der Alleinherrschaft des europäischen und eine solche der Vorherrschaft des orientalisierenden Stils zu unterscheiden, aber der erstere dominiert bis an das Ende der ganzen Periode. Man erkennt italische und griechische Importware, letztere erst von einer späteren Zeit, etwa von 700 v. Chr. an, und man erkennt auch die einheimischen Nachbildungen der häufiger hereingebrachten Fremdprodukte. Am Beginn des Jahrtausends herrschte im weiten Länderraume des mittleren und des südlichen Europa annähernde Kulturgleichheit, dann aber gewann der Süden, namentlich der Südosten, infolge der mykenischen Erbschaft und der fortwirkenden Nähe des Morgenlandes bald einen großen Vorsprung und dadurch die Möglichkeit steigenden Einflusses auf den Norden. Diesen zeigt schon die ältere, noch mehr die jüngere Hallstattzeit und wieder mehr die La Tène-Periode.

Zu den merkwürdigsten Zwitterbildungen gehören die von illyrischen Stämmen an der oberen Adria nach altgriechischen Mustern jonischen und korinthischen Stils, aber mit Anlehnung an einheimische Gegenstände figural verzierten und in einheimischer gediegener Technik ausgeführten Bronzevasen, Bronzegürtel usw., welche nach Norden bis zur Donau Verbreitung fanden. Aber bei alledem herrschte in Mitteleuorpa — und das bildet einen Unterschied gegenüber Athen und Rom, wie er kaum schärfer gedacht werden kann — jene prähistorische Stabilität, die es mit sich brachte, daß sich althallstättische Formen streckenweise bis zur römischen Okkupation Galliens und Illyriens, ja darüber hinaus lebendig erhalten haben.

Neben der Hallstattkultur herrschte im Süden die erst frühklassische, dann hochklassische der Griechen, im Norden und Nordwesten die spätbronzezeitliche der Nordgermanen und der Nordkelten, im Osten die sogenannte skythische oder „ural-altaische" Bronze- und erste Eisenzeit, eine ungemein ausgedehnte Kulturgruppe, die südlich und nördlich der Karpathen nach Mitteleuropa hereinreichte und ihre Wurzeln wahrscheinlich im fernen Ostasien hatte. Ihre Hauptgebiete sind Sibirien und das europäische Rußland, sie selbst eine Parallelerscheinung zur europäischen Bronze- und ersten Eisenzeit bei den turanischen Völkern des Nordostens. Teile der letzteren mögen durch ihre nomadische Beweglichkeit schon während der älteren Hallstattzeit in das östliche Mitteleuropa hereingeführt worden sein und hier der weiteren Ausbreitung der Hallstattkultur eine Grenze gesetzt haben, die wir tatsächlich in Ungarn unfern der Donau antreffen.

Allein diese drei Nachbargruppen haben den Kreis jener mitteleuropäischen nur begrenzt, nicht bedrängt und zerstört. Dies geschah, von der Mitte des Jahrtausends ab, durch eine vierte Nebengruppe, die im Westen zwischen der Mittelmeer- und der nordkeltischen Welt sich erhob, durch die La Tène-Gruppe.

Nicht Griechen und Etrusker, beide zu fern und zu abgewendet vom Norden, nicht Germanen oder Skythen, welche näher saßen, aber keine höhere Kultur zu bieten hatten, haben den altertümlichen Glanz der Hallstattformen getilgt, sondern die Westkelten, die Galater oder Gallier, wie man sie später nannte. Und so mußte es kommen! Tief im europäischen Hinterland des großen westlichen Mittelmeerbeckens, wo der Alpengürtel endet und die großen Ströme, der Rhein und die Rhône, nach Norden und Süden fließen, trafen die Bedingungen zusammen, welche im späteren Altertum die letzte und höchste vorgeschichtliche Kulturstufe erzeugen konnten: Gunst eines Bodens, der von der älteren Steinzeit bis auf die Gegenwart an neuen Kulturschöpfungen fruchtbar war, dichte, teils höchst kriegerische, teils in Friedenskünsten fleißige Bevölkerung und, seit der Gründung von Massalia um 600 v. Chr., die Nähe der Griechen mit ihrem Handels- und Gewerbfleiß, ihrem Kunstsinn nnd ihrer Unternehmungslust, die diesmal wirklich dem Norden zugewendet war und in den Fernfahrten des Pytheas zur Zeit Alexanders des Großen auch einen unvergleichlich wertvollen geschichtlichen Ausdruck gefunden hat. So glückliche Umstände waren den Barbaren des Nordens nie und nirgends zuvor geboten. Es war aber doch wieder, wie es der Erhaltung älterer Elemente so förderlich ist, ein langsames Ansteigen, kein unvermittelter Abbruch, keine totale Fremdkultur, die da einhergeschritten kam, alles Einheimische und Ältere vor sich in den Staub tretend, wie unsere heutige europäische Kultur so oft jenseits der Meere auftritt. In letzter Linie haben die engeren räumlichen Verhältnisse der antiken, die weiteren der modernen Kulturwelt diese Verschiedenheit hervorgebracht und bewirkt, daß den „Primitiven" im Altertum trotz aller Geringschätzung und Sklaverei ein ganz anderes Los fiel als heutzutage, daß sie im Schatten der höheren Kultur selbst zu Kulturvölkern und zu Bezwingern ihrer einstigen Verächter heranwachsen konnten. Heute wird sich das nicht leicht wiederholen.

Zuerst erfuhren die westlichen Kelten, erst viel später die nördlich und östlich sitzenden Germanen die Wohltat dieses Verhältnisses. Beide sind dann in ähnlicher Weise erstarkt und erobernd hervorgetreten, die Westkelten vom fünften Jahrhundert ab, die Germanen erst lange nach dem Beginn unserer Zeitrechnung. Darum stießen die ersteren auf die kraftvoll emporsteigende, die letzteren auf die sinkende römische Macht, und so sind die einen, trotz ihres machtvollen Hervordringens, schließlich doch überall gescheitert und unterlegen, die anderen Sieger geblieben.

Gräberfunde der ersten Eisenzeit aus Oesterreich und Bosnien

Nach den Originalen der Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums zu Wien

Fundstücke der La Tène-Periode aus Österreich.

Originale im k. k. naturhistorischen Hofmuseum zu Wien.

Kelten und Germanen waren einander ursprünglich ähnlich und ganz anfänglich eines Stammes. In der Zeit aber, von der hier die Rede ist, war die Ähnlichkeit doch schon mehr nur eine äußere, physische, als eine innere, psychische und kulturelle. Physisch waren die Kelten oder wenigstens der Kriegeradel unter ihnen — denn sie erscheinen frühzeitig vermengt mit anderen brünetten und brachyzephalen Landesbewohnern — hochgewachsene, langköpfige Leute, blond und blauäugig mit weißer Haut und vollen saftigen Leibern, sehr muskelstark, aber nicht ausdauernd und widerstandskräftig. Ihrem geistigen Wesen nach erscheinen sie als eine ritterliche Nation, ungestüm, abenteuerlustig, kampffroh, prahlerisch, redegewandt, prunkliebend, daher kühne Eroberer oder wenigstens tapfere Söldner in fremden Heeren, wo es angeht, Landnehmer und stolze Herren ackerbauender Knechte vom Stamm der unterworfenen Bevölkerung.

Um die Mitte des Jahrtausends hatten sie sich schon lange über den Kanal nach den britischen Inseln und seit kürzerer Zeit über die Pyrenäen nach Spanien ausgebreitet. Oberitalien besetzten sie seit 600, und besaßen es fast vollkommen, nur Venetien ausgenommen, um 400 v. Chr. In derselben Zeit unterwarfen sie das obere Donaugebiet bis zum deutschen Mittelgebirge und die Sudetenländer. Über den Appenin vordringend schlugen sie die römischen Heere und verbrannten 390 die Unterstadt am Fuße des Kapitols. Reiche Goldgeschenke und Tributgaben vermochten sie zum Abzug, nicht aber zum völligen Aufgeben Mittelitaliens zu bewegen. Damals hätte ganz Italien keltisch werden können, wenn die eitlen und habgierigen Heerführer ihre Siege nicht verkauft hätten. Aber Barbaren sind zu allen Zeiten mehr Schlagetote und Plünderer, als Helden und Staatsmänner gewesen. Andere keltische Heerhaufen durchrannten nachher die Balkanhalbinsel und brandschatzten Griechenland bis Delphi hinab (280—248). Wohl dieselben Trokmer, Tolistobojer und Tektosagen setzten gleich darauf über den Hellespont und gründeten in Kleinasien drei galatische Heerkönigreiche. Die ganze Bewegung macht den Eindruck eines Vorspiels der großen germanischen Völkerwanderung, die um die Mitte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts mit dem Aufbruch der Goten nach dem Süden begann und mit der Festsetzung der Longobarden in Italien (568) endigte.

Die Kultur, welche diese Kelten besaßen und verbreiteten, in England „spätkeltisch" (late-celtic), auf dem Festland „La Tène-Kultur" genannt, ist gegenüber der klassisch antiken, an der sie notwendig scheiterte, natürlich primitiv, barbarisch, bäuerisch, rückständig, gegenüber der hallstättischen aber, die sie überwand und verdrängte, fortschrittlich, fast modern zu nennen.

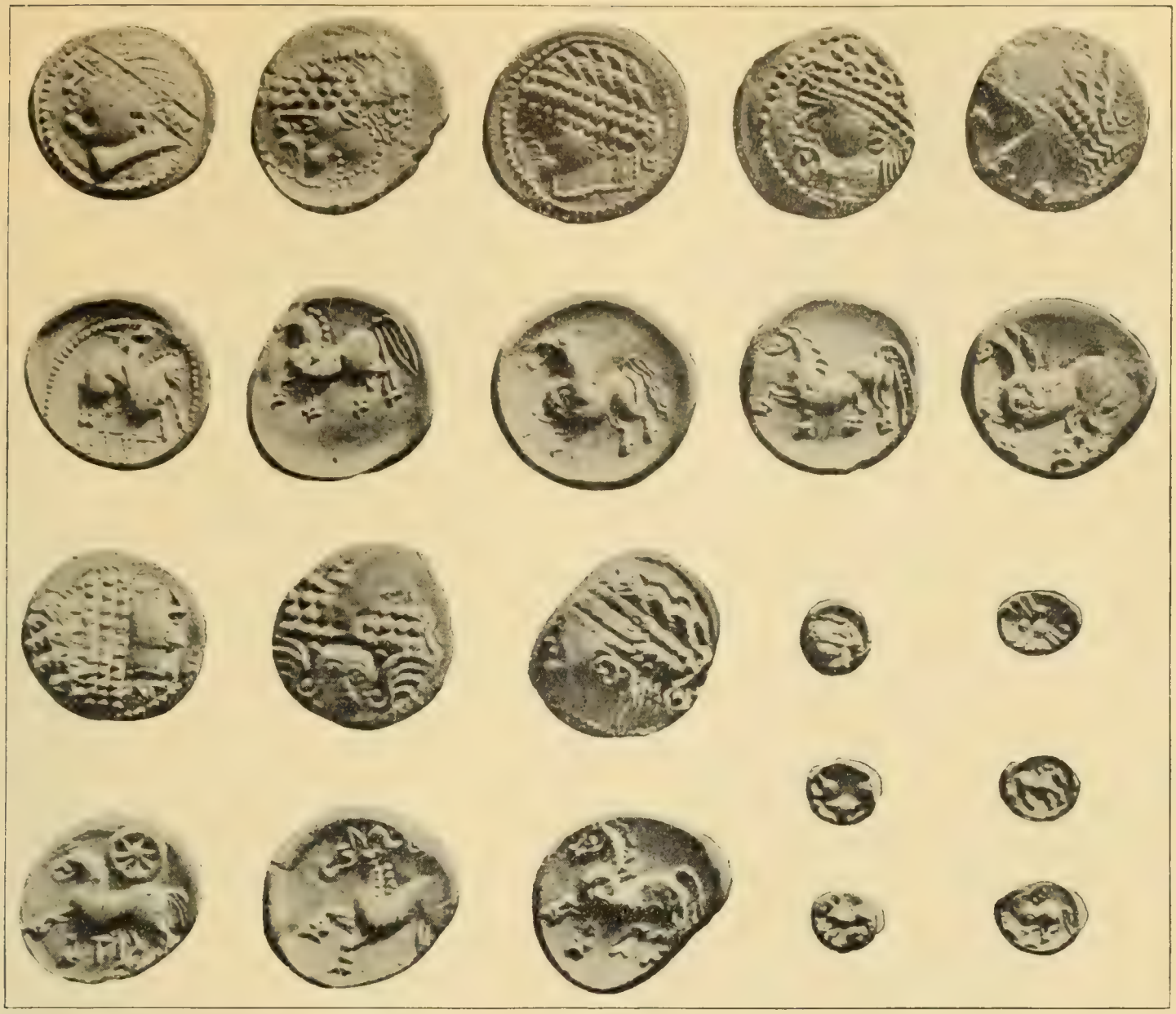
Dies gilt vom ausgebildeten Gefolgswesen, von der Ständegliederung und dem Städtebau, wie vom Handwerk und der Kunst, in welchen der praktische Sinn und ein neuer Geschmack die oft kleinliche, im Altertümlichen erstarrte Prunkliebe des Hallstattstiles beiseite setzen. Wir sehen die Weltbühne weiter geöffnet, und der Kampf ums Dasein auf größerem Gebiet erzeugt in der Kunst höhere, in der Industrie ernstere Formen. Eine Menge alter Unzulänglichkeiten ist jetzt getilgt, wenn auch noch viele andere zurückbleiben.

Zunächst sind jetzt alle Waffen und Werkzeuge, oft sogar die Schwertscheiden und Schildbuckel, Sporen, Helme und Schwertketten aus Eisen. Aus Eisen und teilweise in ganz neuen Formen, die vollkommen den heute gebräuchlichen entsprechen, wird auch vieles Feld- und Hausgerät erzeugt, welches früher nur aus Bronze oder gar nicht aus Metall gemacht war: Sägen, Sensen, Sicheln, Scheren, Zangen, Hämmer, Pflugscharen und Pflugmesser. Eisenschmuck ist zwar schon eine alte Sache, kommt aber jetzt wider neu zur Geltung. Jetzt erst sind wir in eine wirkliche und ganze Eisenzeit getreten. Aus Bronze sind vorwiegend nur mehr Schmucksachen und Gefäße, dann Helme, Schwertketten, Schildbestandteile. Aber auch diese Arbeiten sind jetzt stärker im Metall, massiver, dickwandiger, viele reliefartig verziert, wobei wieder eine gesteigerte Anwendung der Gußtechnik hervortritt. Nicht selten sind die Metallgegenstände auch mit Bernstein, Korallen oder rotem Glasfluß verziert. Feine eingeschmiedete Ornamente erscheinen auf eisernen Schwertscheiden. Reiche und Vornehme trugen massiven, oft auch kunstvollen, goldenen Halsschmuck.

In der geraden, steil aufsteigenden Linie des Fortschritts, der die La Tène-Periode auszeichnet, liegen ferner die Drehscheibe und der Brennofen des Töpfers, der jetzt zwar vielfach nur unverzierte, aber technisch weit vollkommnere Tonwaren erzeugt, als früher, wo man die aus freier Hand aufgebauten irdenen Gefäße am offenen Feuer brannte und so nur eine mürbe, brüchige Paste erzielte, nicht die scharfgebrannte, klingend harte Wandung, wie sie von jetzt ab der Keramik eigen ist. Hierher gehört weiter die rotierende Getreidemühle statt des alten muldenförmigen Mahlsteins mit dem von Menschenhand darauf hin- und hergeführten Kornquetscher, hierher Würfel und Spielsteine, endlich, nicht zuletzt, Gold- und Silbermünzen, von den keltischen Häuptlingen mit ihren Namen und mit verschiedenen, oft arg verzerrten Bildern nach den Mustern massaliotischer und makedonischer, zuletzt auch römischer Prägungen geschlagen. Das keltische Handwerk blühte in wohlbefestigten, oft auf Anhöhen gelegenen Städten, von welchen uns viele nur dem Namen nach bekannt sind, andere, wie z. B. die Äduerhauptstadt Bibracte, auch als fundreiche Ruinenplätze, und wieder andere, wie die namenlose Bojerstadt auf dem Hügel Hradischt bei Stradonitz in Mittelböhmen, nur aus den stummen Massen ihrer greifbaren Hinterlassenschaft. Wohnplätze von solchem Umfang und solcher Bedeutung, wie die obengenannten, kennt die ganze ältere Vorgeschichte im gleichen Erdraume nicht: die Stadt ist auch hier das Symbol und der Markstein der beginnenden historischen Entwicklung.

Die La Tène-Kultur füllt in ihrem Gebiete, das größtenteils mit den alten Wohnsitzen der Kelten und Germanen zusammenfällt, nicht gleichmäßig die ganze zweite Hälfte des letzten Jahrtausends v. Chr. aus. Im Westen beginnt sie oder, besser gesagt, eine Vorstufe, eine Übergangszeit, die den Grund zum La Tène-Stile legt, schon um 500 mit allerlei neuen griechischen Importwaren, meist Bronzevasen und bemalten Tongefäßen, und eigenen, doch vom griechischen Handwerk vielfach beeinflußten Erzeugnissen der Barbaren, nicht aber mit Arbeiten griechischer Künstler im nachgeahmten Stil der letzteren, wie sie aus der Krim reichlich vorliegen.

Besonders charakteristisch ist der meist auf menschliche oder tierische Köpfe oder Masken beschränkte plastische Figuralschmuck an Schwertgriffen, Gürtelhaken, Hals- und Armringen. Zur Kriegerrüstung gehören kurze Stoßschwerter, lange Hiebmesser, hohe Kegelhelme und, bei vornehmen Männern, zweirädrige Streitwagen und reiches Pferdegeschirr. Zahlreiche hohe oder flache Grabhügel mit unverbrannten Leichen haben Funde dieser Stufe ergeben, welche hauptsächlich im Grenzgebiet zwischen dem mittleren und dem westlichen Europa, vom Nordfuß der Alpen bis zum deutschen Mittelgebirge, dann in Bayern und Böhmen vertreten ist. Im östlichen Mitteleuropa, im Alpengebiet und in Oberitalien herrschte um diese Zeit noch die



Keltische Silber-Münzen aus Krain. Originale im Landesmuseum Rudolfinum zu Laibach. Natürliche Größe.

späthallstättische Certosastufe (so genannt nach den Gräberfunden im Boden der Karthause bei Bologna), eine Mischung barbarischer und etruskischer Elemente, die in den Ostalpen und im östlichen Hinterland der Adria sich eines überaus zähen Lebens erfreute.

Was man hauptsächlich La Tène-Periode nennt, beginnt erst um 400 v. Chr. und erstreckt sich in drei Stufen, die man namentlich an den Formen der Langschwerter und der Fibeln unterscheiden gelernt und „Früh-", „Mittel-" und „Spät-La Tène-Zeit" genannt hat, von da bis um Christi Geburt. Die Früh-La Tène-Zeit, etwa von 400 bis 300, hat, außer einigen durch Reichtum hervorragenden Gräberfunden aus der alten Keltenheimat und aus neu errungenen südlichen Keltensitzen in Ost- und Oberitalien, von Frankreich bis Mittelungarn ein ziemlich gleichförmiges Gepräge. Die Funde stammen teils noch aus Hügelgräbern, teils aus Flachnekropolen, teils auch aus Depots von Weihegaben, wie der berühmte Quellfund von Dux in Nordböhmen. In Ober- und in Ostitalien, nicht aber in den Alpenländern und am Ostrande der Adria, ist die Certosastufe überwunden, und neue Formen griechischer und etruskischer Herkunft sind mit den keltisch-nordischen gemengt. Die beiden folgenden Jahrhunderte gehören der Mittel-La Tène-Zeit an; es ist die Diadochenzeit des Ostens, aus der wir auch Kunstdarstellungen keltischer Trophäen und Spolien besitzen und deren Übereinstimmung mit den aus Gräbern stammenden Funden feststellen können. In Italien ist das Keltengebiet jetzt auf die Po-Ebene beschränkt; dagegen erscheint es ausgedehnter gegen Osten. In den Alpenländern und im Nordwesten der Balkanhalbinsel herrscht eine illyrisch-keltische Mischkultur, charakterisiert

Bronzene La Tène-Schwertscheide aus Irland. Nach W. Ridgeway.

durch eine Mengung späthallstättischer und mittlerer La Tène-Formen. Diese drangen auch in Norddeutschland ein und kamen bis Skandinavien herauf, also in reine und reinste Germanengebiete. Im Keltenland nördlich der Alpen übte man vorzugsweise den Gebrauch brandloser Bestattung in ausgedehnten Flachgräberfeldern; in den Alpenländern herrschte die Leichenverbrennung, ebenso bei den Germanen, die um diese Zeit große Urnenfelder anlegten. Die Erscheinung der Spät-La Tène-Kultur im letzten Jahrhundert vor Christi Geburt steht zweifellos ebenso, wie die der beiden älteren Stufen, im Zusammenhang mit mehr oder minder wohlbekannten historischen Ereignissen, besonders mit den energischen Rückschlägen der Römermacht gegen die Südströmungen der Kelten und jener Germanen, welche, wie die Kimbern, mit diesen gemeinsame Sache machten. Diese Rückschläge haben in letzter Linie zur Eroberung Galliens und der Keltenländer im Süden der Donau geführt. Kunst und Industrie dieser La Tène-Stufe haben schon fast ganz provinzial-römischen Charakter und weisen auch bereits auf spät- und nachrömische Erscheinungen aus der Wanderzeit der germanischen Völker hin. Jetzt blühen die obengenannten Städte auf dem Mont-Beuvray (Bibracte) und dem Hradischt bei Stradonitz; aus dieser Zeit stammen zahlreiche, in gleicher Breite gelegene Ringwallanlagen Frankreichs und Süddeutschlands mit ähnlichen, aber geringeren Funden. Nach den Ergebnissen, welche deren Untersuchung geliefert hat, scheint es, daß die meisten dieser festen Plätze oder „Oppida", wie sie die Römer nannten, aus der letzten Zeit der keltischen Unabhängigkeit stammen, d. h. daß sie zur Zeit des Näherrückens der römischen Legionen erbaut oder wenigstens durch Zusammensiedlung der Bevölkerung förmlich neu begründet wurden; denn die oft massenhaft erhaltenen Kleinfunde sind fast ausschließlich Spät-La Tène-Typen.

Also hat schließlich doch nichts anderes, als das Hervortreten der südlichen antiken Weltkultur den ältesten Städtebau auf mitteleuropäischem Boden hervorgerufen. Von Bibracte kennen wir nicht nur den Zug und die Konstruktion der aus drei Baumaterialien (Stein, Holz und Erde) hergestellten Umwallung, sondern auch den Grundriß der bewohnten Viertel, wie sie in der letzten Zeit der Unabhängigkeit, aber auch noch im ersten halben Jahrhundert nach Cäsar bestanden, als das mächtige Festungsgemäuer noch zum Himmel ragte, aber von seinen Verteidigern entblößt war, während eine friedliche Besatzung emsiger Handwerker auf dem Bergplateau in niederen, trocken ausgemauerten Hütten halb unterirdisch hauste. Überall hallte dort der Schlag der Eisenhämmer und wirbelte der Rauch der Schmiede-, Gieß- und Schmelzwerkstätten. Lange und breite „La Tène-Schwerter" zum Römerkampf schmiedete der gallische Wieland freilich nicht mehr; aber er formte kunstreiche Schmucksachen aus Erz und Eisen, goß Emailpasten auf Metall usw. Saumtiere entführten seine gesuchten Arbeiten, und andere brachten dafür Weinkrüge aus der Provence und aus Italien, schöne, bald von den einheimischen Töpfern nachgebildete aretinische Tongefäße, geschnittene Steine, mit welchen die Gallier ihren Schmuck zu veredeln liebten, und viele andere Waren italischer Herkunft. Wie namhaft der Geldumsatz auf dem Marktplatze von Bibracte war, läßt sich daraus erkennen, daß dort an verlorenen Stücken einzeln mehr als 1100 Münzen (1030 gallische, 114 römische) aufgelesen wurden. Ganz oben auf dem Berge erhoben sich auch schon einige größere und anspruchsvollere Baulichkeiten mit Fußbodenheizung und plumpen Mosaiken. Aber das Ganze war ja nur eine ephemere Schöpfung; denn bereits ein halbes Jahrhundert nach der letzten gewaltigen Regung des gallischen Freiheitsdranges, um das Jahr 5 n. Chr., wurde Bibracte völlig verlassen und in seiner Nähe erblühte Augustodunum, eine rein römische Provinzialstadt.

Obwohl die Kelten weder Architektur, noch Malerei, noch Skulptur in höherem Sinne übten, besaßen sie doch ein originelles Kunsthandwerk, wie später die Germanen der Völker-

Zwei Ansichten eines irländischen Steindenkmals mit Ornamenten im La Tène-Stil. Nach G. Coffey.

wanderungszeit. Es gab einen keltischen Stil, dessen Elemente in der alten Vorliebe für geometrische Kombinationen, der eigentümlichen Stilisierung der figuralen Motive, der vorherrschenden Anwendung krummer (Spiral- oder S-förmiger) Linien, im ausgesprochenen Geschmack an durchbrochener Arbeit und der Auflegung von Korallen oder Glasschmelz bestanden. Aber schon in der Blütezeit von Bibracte hatte dieser Stil viel von seiner Originalität eingebüßt, und vor der übermächtigen Ausbreitung der römischen Lebens- und Kunstformen wich er nach Britannien zurück, wo er noch lange nachher, im hohen Mittelalter, die Kunst der irländischen Kleinmaler beherrschte.

Für Norddeutschland und Skandinavien, also für die großen Germanengebiete, ist die ganze La Tène-Periode „erste Eisenzeit", und sie haben in dieser Zeit aus Süddeutschland keltische, wie später römische Einflüsse erfahren, den Import aufgenommen und das Fremde im Lande nach- und umgebildet, aber ihre sonstige Freiheit weder jetzt an die Kelten, noch später an die Römer eingebüßt. Zahlreiche Funde aus Schweden und Dänemark — zu den letzteren gehört auch der berühmte Silberkessel von Gundestrup mit Darstellungen aus dem keltischen Olymp — tragen den ausgesprochenen La Tène-Charakter, aber zum Teil in spezifisch-nordischer Ausprägung; andere sind von diesem neuen Stil unabhängig und setzen ältere Formenreihen fort. Aus dieser Zeit stammt der Fund von zwei vierrädrigen Wagen im Torfmoor von Deiberg bei Ringkjöbing, Jütland. Diese Fahrzeuge, deren Holzbestandteile mit verziertem Bronzeblech beschlagen waren, dienten vermutlich zum Herumfahren von Götterbildern, wie es nach Tacitus bei den Germanen üblich war. Sie sind dann zerstückt und ins Wasser geworfen worden in der Nähe eines heidnischen Heiligtums, an dessen Stelle sich später eine christliche Kirche erhob. In mannigfacher Kunstfertigkeit waren die Kelten damals den Germanen weit überlegen und deren Lehrmeister und Vorbilder, — an kriegerischer Tüchtigkeit konnten sie es nicht mehr mit ihnen aufnehmen, und dieses Verhältnis hat die Folgezeit nur noch verstärkt und gesteigert. Die Rolle der Kelten als selbstständiger Kulturschöpfer war ausgespielt, die der Germanen als solcher sollte erst anheben. Es gab zwar auch vorher schon germanische Kulturen, wie die der jüngeren Steinzeit und der Bronzezeit des Nordens; aber diese sind doch nur lokale, wenn auch vielfach besonders gestaltete Ausprägungen der

Mythologische Figuren auf einer der inneren Platten des Silberkessels von Gundestrup in Jütland. 1/5 nat. Gr.

Steindenkmäler mit Skulpturen im La Tène-Stil. 1/5 nat. Gr.
Auf der Kirchhofsmauer zu St. Goar. Nach „Altertümer unserer heidnischen Vorzeit".

allgemeinen neolithischen und bronzezeitlichen Kultur Europas, und aus ihnen hat sich der germanische Stil der Völkerwanderungszeit nicht entwickelt. Dazu bedurfte es der Dazwischenkunft der Kelten und der Römer. Vergleicht man, um nur einiger jütländischer Funde zu gedenken, die wohlerhaltenen Kleider und Beigaben der Baumsargleichen von Börum-Eshöi bei Aarhuus aus der frühen Bronzezeit mit den berühmten Moorfunden von Thorsbjerg und Nydam in Schleswig aus römischer Zeit, so ermißt man staunend, welchen Wechsel und Zuwachs in Tracht, Bewaffnung, Schmuck usw. das Näherrücken südlicher Kulturen den Germanen gebracht hat.

Die Vorgeschichte der menschlichen Kultur kann nicht alle Länder und Völker der Erde gleichmäßig berücksichtigen. Sie verliert bald die einen wegen ihres Zurückbleibens auf niedrigeren Kulturstufen, bald die andern wegen ihres Eintretens in höhere geschichtliche Bahnen aus dem Auge. Am längsten geht sie also denen nach, welche es zuletzt zu hoher historischer Bedeutung gebracht haben. Wenn einst andere Rassen den Herrscherstab über die Erde ergreifen sollten, wird man auch der Vorgeschichte solcher neuer Hegemonen gesteigerte Beachtung widmen. Aber es ist mindestens sehr fraglich, ob diese Notwendigkeit jemals eintreten wird.

Wir haben die Vorzeit der Menschheit, besonders der europäischen, von deren erstem Auftreten bis an die Schwelle der Geschichte verfolgt und die Fortschritte verzeichnet, durch welche die Grundlagen für unser geistiges und stoffliches Heim, für die potenzierte historische Kultur unseres Geschlechtes geschaffen wurden. Diese Fundamente mögen uns gering scheinen; in Wirklichkeit sind sie ungeheuer groß. Sie liegen uns zeitlich fast so fern, wie die Entstehung der Berge und der Fluren, auf denen wir wandeln, und die wir längst als etwas Gegebenes, von Ewigkeit her Feststehendes betrachten. Allein diese sind es nicht und jene auch nicht. Als der Mensch dem von der Natur gebotenen Rohstoff das Werkzeug entnahm, als er dann mit ihren eigenen Mitteln ihr Werk überbot und ihr stilles Walten regelte, da teilte er ihr Zepter in zwei Teile und stellte sich ihr, der schöpferischen Mutter, als schöpferischer Sohn zur Seite. Darüber ist er bis auf den heutigen Tag nicht hinausgegangen, und alles andere ist nur Fortsetzung dieser Nebenherrschaft. Er konnte seine Stellung in der Natur und neben der Natur verstärken und verbessern, tausend Erfindungen machen; aber Neues von gleichem Werte konnte er nicht mehr schaffen. Auf die ältere und die jüngere Steinzeit ist im Grunde nur mehr Entwicklung des Vorhandenen, aber keine dritte Stufe von ähnlicher Bedeutung gefolgt. Es ist nicht zu fürchten, daß jemand deshalb die Geschichte der höheren Kultur unterschätzt. Denn durch jene beiden Stufen ist der Mensch überhaupt erst zum Kultur-

wesen geworden und konnte in seiner späteren Entfaltung zeigen, wozu er fähig war. Dieses Spätere bleibt für uns doch die Hauptsache der Entwicklung. Die Keime zu allem waren schon längst vorhanden, aber eben nur die Keime. Und wenn im obigen mehr von Werkzeugen und Waffen, von Schmuck und Gerät, ja selbst von Tieren und Klimaten die Rede war, als von den Ideen der Menschheit, so muß doch zum Schlusse daran erinnert werden, daß auch die Keime aller höheren geistigen Entfaltung, wie uns die Bekanntschaft mit den Naturvölkern lehrt, in jene fernen Zeiten zu verlegen sind, wenn uns auch kein Ausdruck davon erhalten geblieben ist. Hätten wir auch dafür Quellen und Fundgruben, so würden wir sicherlich über vieles erstaunen, was diese Menschen gedacht, gesprochen und gesungen, aber freilich nicht niedergeschrieben haben. Ihr geistiger Besitz stand ganz gewiß auf gleicher Stufe mit dem materiellen. Die vergleichende Völkerkunde bezeugt uns, daß dem so war, und welcher besonderen Art der erstere auf jeder einzelnen Stufe gewesen ist.

Steindenkmal mit Skulpturen im La Tène-Stil.
Nach „Altertümer unserer heidnischen Vorzeit". ($^1/_5$ nat. Gr.)

J·BELOCH

DIE GRIECHEN

BIS AUF ALEXANDER DEN GROSSEN

Titelblatt nach einer Photographie des Löwentores zu Mykenä.

Die Griechen bis auf Alexander den Großen

von

Dr. Julius Beloch
Universitäts-Professor in Rom.

DIE FRÜHZEIT

Von einem Sarkophag aus Klazomenä. Britisches Museum, London.

1. Die Anfänge.

Das älteste Denkmal, das uns das griechische Volk hinterlassen hat, ist seine Sprache. Ihre nahe Verwandtschaft mit den Sprachen der Inder, Iranier, Germanen, Italiker, Kelten usw. beweist uns, daß die Vorfahren aller dieser Völker dereinst auf engem Raume nebeneinander gesessen und in engster Verbindung miteinander gestanden haben — mit anderen Worten, daß sie ein einziges Volk bildeten. Wo die Sitze dieses sog. indogermanischen Urvolks gelegen haben, entzieht sich bis jetzt unserer Kenntnis; Griechenland aber kann diese gemeinsame Heimat der Indogermanen wohl nicht gewesen sein. Denn das Mittelmeer hat der Ausbreitung der Indogermanen nach Süden hin eine Schranke gesetzt, die erst in historischer Zeit, und auch dann nur vorübergehend, und auf wenigen Punkten überschritten worden ist; die Urheimat unserer Vorfahren darf also keineswegs an den Ufern dieses Meeres gesucht werden. Daraus ergibt sich dann, daß die Griechen von Norden her, über die Donau und durch die Balkanländer in das Land eingewandert sind, dem sie den Namen gegeben haben und wo ihre Sprache noch heute gesprochen wird.

Das Gebiet, das die Griechen zuerst in dauernden Besitz genommen und wo sie ihr eigenes Volkstum entwickelt haben, ist der südliche Vorsprung der Balkanhalbinsel, von der Wasserscheide zwischen der Donau und dem Ägäischen Meer bis herab zum Kap Tänaron (Matapan). Der Flächenraum beträgt, einschließlich der Küsteninseln, ungefähr 130000 qkm, entspricht also etwa der Größe der deutschen Staaten südlich des Mains. Aber so klein das Gebiet ist, so reich ist seine horizontale und vertikale Gliederung. Es gibt kein zweites Land in Europa, das im Verhältnis zu seiner Größe eine so bedeutende Küstenentwicklung hätte; nirgends wieder durchdringen Land und Meer sich in ähnlicher Weise. Und weiter ist fast das ganze Land von Gebirgsketten erfüllt, die bis zu 3000 m emporsteigen; für fruchtbare Talkessel und Küstenebenen bleibt daneben im ganzen nur wenig Raum, und die Verbindung zwischen den einzelnen Landschaften ist oft

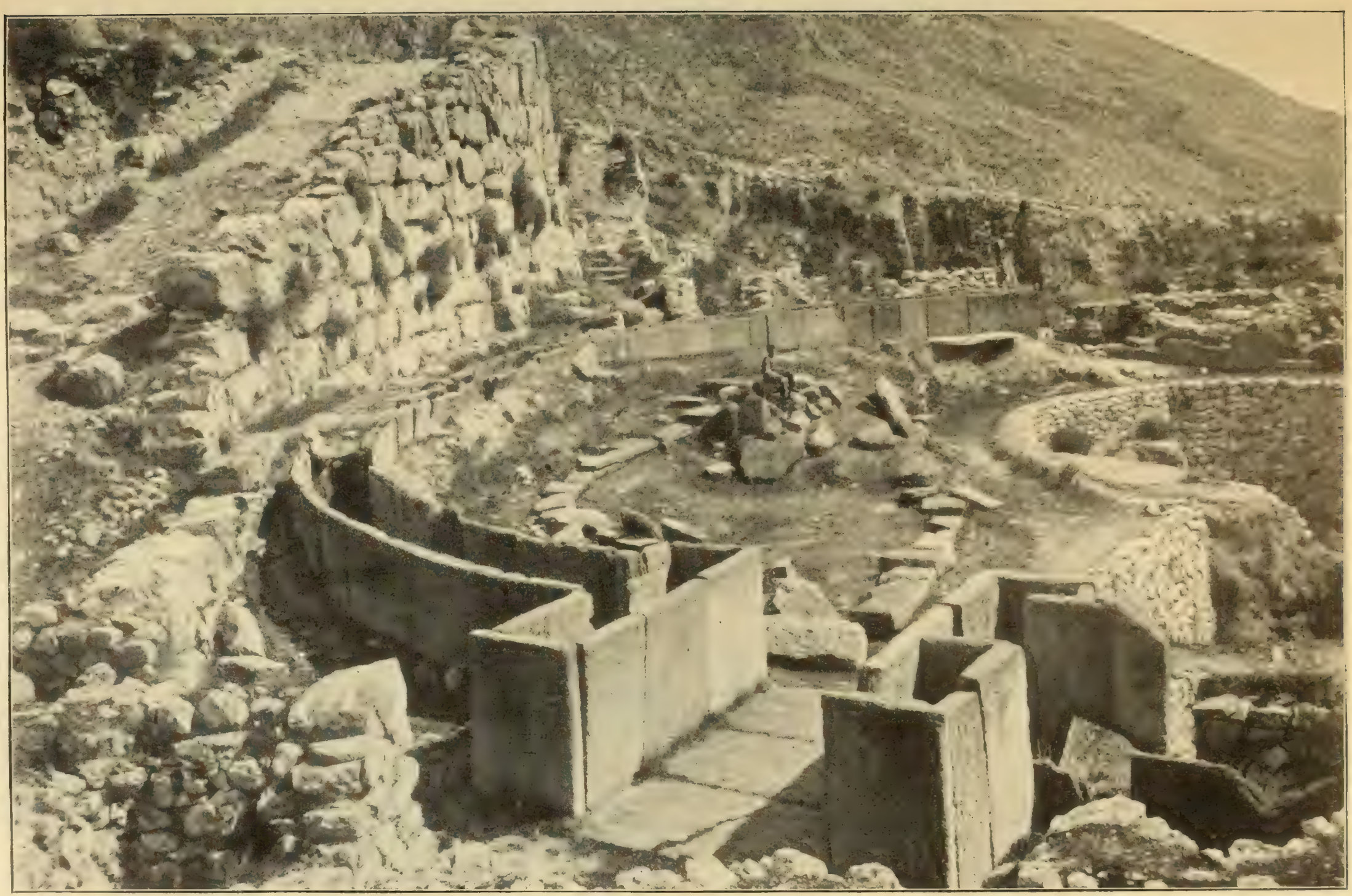
nur zur See oder über schwierige Bergpässe möglich. Der Verlauf der griechischen Geschichte ist, wie wir sehen werden, zum großen Teil durch diese Verhältnisse bedingt worden.

Es kann kein Zweifel sein, daß die Griechen bei ihrer Einwanderung schon eine ältere Bevölkerungsschicht in dem Lande vorgefunden haben, wie die Indogermanen ja überall in Europa eine solche Urbevölkerung verdrängt oder sich assimiliert haben. Es mag sein, daß so manche der prähistorischen Funde, die auf griechischem Boden gemacht sind, dieser Urbevölkerung angehören. Sonst aber hat die vorgriechische Bevölkerung nur in den Ortsnamen Spuren ihres einstigen Daseins hinterlassen; wir können daraus schließen, was schon an und für sich große Wahrscheinlichkeit hatte, daß sie der vorindogermanischen Bevölkerung Kleinasiens stammverwandt war. Im übrigen ist sie vollständig in den griechischen Eroberern aufgegangen, die seit der Zeit, wo unsere historische Kunde beginnt, das ganze Land von Meer zu Meer in kompakter Masse erfüllen.

Zu welcher Zeit die griechische Einwanderung erfolgt ist, vermögen wir nicht zu bestimmen; sie muß, wie wir sehen werden, spätestens in das 3. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung gesetzt werden, kann aber auch einige Jahrtausende früher geschehen sein. Jedenfalls gehört sie in so frühe Zeit, daß auch nicht die leiseste Erinnerung daran sich bis in die historische Periode erhalten hatte. Vielmehr glaubten einige der griechischen Völkerschaften, die Athener und Arkader z. B., Ureinwohner des Bodens zu sein, den sie inne hatten; andere Stämme wußten zwar von Wanderungen ihrer Vorfahren zu erzählen, aber es handelte sich dabei durchaus um Wanderungen innerhalb der griechischen Halbinsel selbst.

Erst die gelehrte Forschung seit dem 5. Jahrhundert v. Chr. hat die Ansicht aufgestellt, es sei der griechischen Bevölkerung eine ältere Bevölkerungsschicht vorausgegangen, und zwar die Pelasger. Wenn dieser Annahme nun auch, wie wir gesehen haben, ein ganz richtiger Kern zugrunde liegt, so ist doch die Bezeichnung dieser Urbevölkerung als Pelasger nichts weiter als eine verfehlte Konjektur. Denn unsere älteste Quelle, Homer, weiß von dieser Auffassung nichts, sondern nennt die Pelasger als ein Volk, das neben den Achäern in Griechenland, und zwar um Larisa in Thessalien wohnte. Und hier hat es Pelasger noch in historischen Zeiten gegeben; denn der Teil Thessaliens, dessen Hauptstadt Larisa war, hat das ganze Altertum hindurch den Namen Pelasgiotis bewahrt, und seine Bewohner nannten sich Pelasgioten, eine Form, die nur im Suffix von der Form Pelasger verschieden ist und von Autoren des 5. Jahrhunderts, dem Dichter Äschylos z. B., ganz gleichbedeutend mit dieser gebraucht wird. Nun gehört aber die Ebene von Larisa zu den Teilen der griechischen Halbinsel, die zuerst von den Griechen besetzt worden sein müssen, da sie im Norden des griechischen Sprachgebiets liegt und durch ihre Fruchtbarkeit ein besonders lockendes Ziel für die Einwanderer bildete. Es hat die höchste innere Unwahrscheinlichkeit, daß gerade an einer solchen Landschaft der Name der Urbewohner haften geblieben sein sollte. Alle historischen Analogien zeigen im Gegenteil, daß es vielmehr der Name der Eroberer ist, der an den zuerst in Besitz genommenen Gebieten am festesten haftet; man denke an Namen wie Francien, die Lombardei, Andalusien, Esser, Middleser, Susser, Hispaniola, Neu-England. Wir werden demnach annehmen müssen, daß die Griechen, als sie die thessalische Ebene besetzten, also bei der Einwanderung in ihre historischen Sitze, sich selbst Pelasger nannten; denn einen Stammnamen müssen sie doch schon damals geführt haben. Daraus erklärt sich dann weiter, warum Homer den Zeus von Dodona, also den Gott des ältesten griechischen Nationalheiligtumes, als „pelasgischen Zeus" bezeichnet, und warum der Pelasgername auch in anderen Landschaften Griechenlands, wie z. B. im peloponnesischen Argos und in Arkadien als ältester Volksname wiederkehrt, wenn auch nicht bei Homer, so doch in späteren Quellen, die gleichfalls aus alter Tradition schöpften. Als dann die Nation sich über ein weites Gebiet ausbreitete, sich in eine Reihe von Stämmen spaltete und darüber das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit verlor, mußte dieser alte Volksname allmählich durch die neuen Stammnamen verdrängt werden; nur in seiner ältesten Heimat, dem östlichen Thessalien, ist er lebendig geblieben, während sonst höchstens die Sage eine dunkle Kunde davon bewahrt hat.

Denn die Zerklüftung des Landes durch Gebirge und Meer hat zur Folge gehabt, daß die einzelnen Teile der Nation schon früh den Zusammenhang untereinander verloren und sich in Sprache und Sitte stark voneinander differenzierten. Hier liegt die Ursache jenes Partikularismus, der den verhängnisvollsten Zug im Charakter der griechischen Nation bildet und der schließlich



Die Schachtgräber von Mykenä.

Photographie des deutschen archäologischen Instituts zu Athen.

Jagdszene. Elfenbeinschnitzerei an einem Kästchen im Britischen Museum zu London, gefunden in Enkomi auf Kypros.

den Untergang ihrer Selbständigkeit herbeigeführt hat. Wohl nie wieder sind auf so kleinem Raume so viele Dialekte gesprochen worden. Die Bildung dieser Dialekte gehört durchaus der vorgeschichtlichen Zeit an; schon am Ende des 2. Jahrtausends muß der Differenzierungsprozeß im wesentlichen vollendet gewesen sein. Wir dürfen also nicht erwarten, aus direkter Überlieferung etwas darüber zu erfahren; nur die Schichtung der Dialekte gibt uns ein Mittel an die Hand, uns von der Ausbreitung der Griechen über ihre Halbinsel ein Bild zu machen und von den Wanderungen der griechischen Stämme in der Zeit, ehe sie zur vollen Seßhaftigkeit gelangt waren. Was sich davon erkennen läßt, ist etwa folgendes, wobei aber nicht zu vergessen ist, daß wir heute nur die großen Linien des Bildes zu erfassen vermögen und die Dinge in Wirklichkeit sich wahrscheinlich weit weniger einfach abgespielt haben.

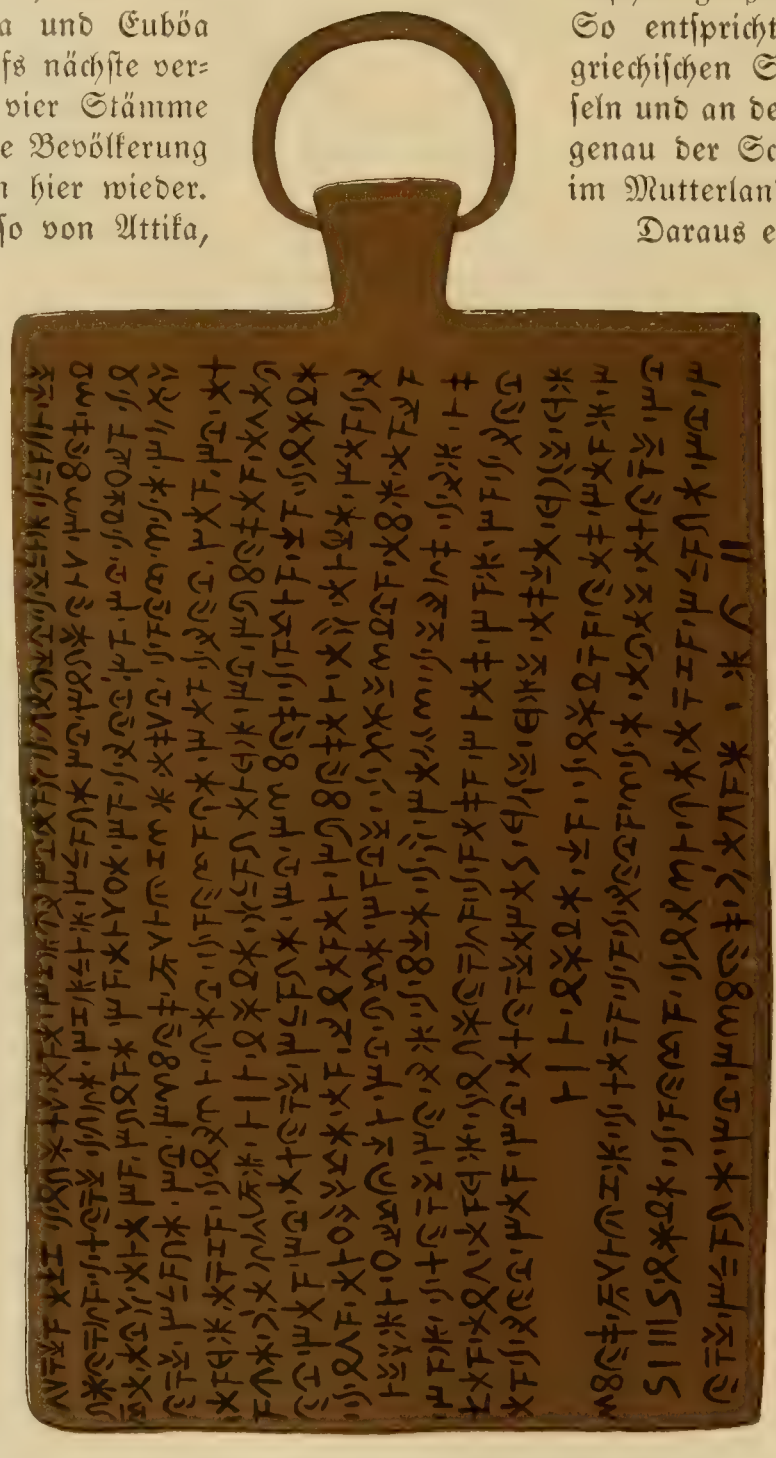
Im Norden Griechenlands bildet der Pindos, dessen den größten Teil des Jahres schneebedeckte Gipfel bis zur Höhe von 2500 m emporsteigen, wie eine scharfe geographische, so auch eine dialektische Scheide. Westlich davon, in dem zerklüfteten epeirotischen Berglande bis zum Jonischen Meere hin wurden Mundarten gesprochen, die wir unter dem Namen der „norddorischen" zusammenfassen und die höchstwahrscheinlich dem dorischen Dialekt im engeren Sinne sehr nahe gestanden haben. Dagegen herrschte im Osten des Pindos, in der Peneios-Ebene, ein davon ganz verschiedener, der thessalische Dialekt. Mit diesem thessalischen Dialekt nun ist der Dialekt, der in Böotien gesprochen wurde, in vieler Beziehung aufs engste verwandt, so daß die Annahme kaum abzuweisen ist, daß die Stämme, welche diese Dialekte sprachen, einst in territorialem Zusammenhange gestanden haben. Südlich von Böotien bildet dann das Bergland des Kithäron und Parnes wieder eine scharfe dialektische Scheide; die Mundart, die jenseits dieser Gebirge auf der Attischen Halbinsel, und auf der Insel Euböa gesprochen wurde, steht zu der böotischen in schroffem Gegensatz, trotz einzelner Berührungen, wie sie die Nachbarschaft im Laufe der Zeit notwendig erzeugen mußte. Es ist aus geographischen Gründen so gut wie gewiß, daß diese sog. „ionische" Mundart einst auch in der westlich an Attika grenzenden Megaris bis zum Isthmos hin gesprochen worden ist, und es ist nicht unmöglich, daß sie sich auch jenseits des Isthmos über einen Teil der Argolis ausdehnte. In dem bei weitem größten Teile des Peloponnes aber wurde ursprünglich eine ganz andere Mundart gesprochen, dieselbe, die bis in die historischen Zeiten in der zentralen Landschaft dieser Halbinsel, Arkadien, lebendig geblieben ist. Denn wir finden ganz denselben Dialekt auf Kypros wieder, und da diese Insel doch nicht von der Binnenlandschaft Arkadien aus besiedelt worden sein kann, so ist der Schluß nicht abzuweisen, daß der arkadische Dialekt einst auch an den Küsten des Peloponnes gesprochen worden ist. Bei aller sonstigen Verschiedenheit stimmt dieser altpeloponnesische Dialekt mit dem ionischen gerade in einer Reihe jüngerer Bildungen überein, die den nordgriechischen Dialekten fremd sind, so daß es auch aus diesem Grunde wahrscheinlich wird, daß die Stämme, welche diese Mundarten redeten, einmal Seite an Seite gesessen haben.

Diese ursprüngliche Verteilung der griechischen Mundarten und damit der griechischen Stämme hat dann in späterer Zeit eine tiefgreifende Störung erfahren. Wir finden nämlich in historischer Zeit die mittelgriechischen Landschaften von Südthessalien bis Phokis von Stämmen besetzt, die einen vom thessalischen ganz verschiedenen „dorischen" Dialekt redeten; der territoriale Zusammenhang zwischen Thessalern und Böotern war also zerrissen; ja auch in den böotischen Dialekt selbst sind sehr zahlreiche dorische Bestandteile eingedrungen. Derselbe Dialekt oder doch ganz nahe verwandte Mundarten wurden an der Nord- und Ostküste des Peloponnes, in Achaia, Argolis, Lakonien und bis nach Messenien hinunter gesprochen; auch der Dialekt von Elis, der westlichen Küstenlandschaft des Peloponnes, steht dem dorischen näher als irgend einer anderen griechischen Mundart. So blieb das Arkadische auf das Innere des Peloponnes beschränkt. Es kann demnach kein Zweifel sein, daß einmal in grauer Vorzeit ein Einbruch nordwestgriechischer Stämme nach Mittelgriechenland erfolgt ist. Von dort aus haben diese Stämme dann die schmale Meerenge von Rhion überschritten und zunächst die nördliche Küstenlandschaft des Peloponnes besetzt; der Name Achaia, der seitdem an diesem Gebiet haftet, zeigt uns, daß die Einwanderer ein Zweig der Achäer in Südthessalien gewesen sind. Dann wurde das benachbarte Argolis in Besitz genommen, dessen Bewohner noch im Epos Achäer heißen, und endlich Lakonien. Elis mag direkt von dem gegenüberliegenden Ätolien aus besiedelt worden sein.

Und nun kam die Zeit, wo es den Griechen in ihrer alten Heimat zu eng wurde. Wenn die griechische Halbinsel im allgemeinen ein wenig fruchtbares Land ist, so gilt das ganz besonders von den östlichen Küstenlandschaften Attika und Argolis; hier mußte die Bevölkerung sehr bald auf die Subsistenzmittel drücken. So suchte man auf dem Meere den Erwerb, den die Heimat versagte. Die reiche Entwicklung ihrer Küsten hatte die Griechen schon früh seetüchtig gemacht; und die Inseln, die überall im Angesichte des Festlandes aus dem Ägäischen Meere emporragen, boten ein lockendes Ziel. Zuerst wird es sich um bloße Beutezüge gehandelt haben, um Unternehmungen von der Art, wie sie uns, von der Phantasie der Dichter ausgeschmückt, die Ilias schildert; bald aber folgte dem Piraten der Ansiedler. Eine nach der anderen wurden die Inseln in Besitz genommen, die sich den Pfeilern einer Brücke vergleichbar von Griechenland nach Kleinasien hinüberziehen, so daß der Schiffer nie das Land aus dem Auge verliert; endlich bedeckte sich auch die kleinasiatische Westküste selbst mit einem Kranze griechischer Städte. Die einheimische Bevölkerung der kleinen Inseln wurde ausgerottet oder ging in den neuen Ansiedlern auf. Auf dem weitgedehnten Kreta dagegen war diese Bevölkerung zu zahlreich, als daß ihre Vernichtung möglich gewesen wäre; sie wurde hier in ein Hörigkeitsverhältnis zu den neuen Herren gebracht. Der äußerste Osten der Insel, um Präsos und Itanos, ist überhaupt niemals von den Griechen erobert worden, und seine Bewohner, die darum sogenannten „echten Kreter" (Eteokreter), haben ihre Nationalität und Sprache bis tief in die historischen Zeiten bewahrt.

Jagdszene. Elfenbeinschnitzerei an einem Kästchen im Britischen Museum zu London, gefunden in Enkomi auf Kypros.

So wurde das Ägäische Meer zum griechischen See, was es seitdem durch alle Wechselfalle der Geschichte hindurch geblieben ist. Wohl hat uns keine Überlieferung Kunde von dem Verlauf dieser Kolonisation erhalten, und es liegt auch kaum etwas daran, es zu wissen; wie es dabei etwa zugegangen ist, zeigen uns die Schilderungen der Ilias. Aber Sprache und Sitte der neuen Kolonien lassen keinen Zweifel darüber, von welchen Teilen des Mutterlandes die Besiedlung ausgegangen ist. Die Bewohner des größten Teiles der Kykladen und Joniens sprachen einen Dialekt, der dem Dialekt, der in Attika und Euböa gesprochen wurde, aufs nächste verwandt ist; auch die vier Stämme (Phylen), in welche die Bevölkerung Attikas zerfiel, kehren hier wieder. Diese Gebiete sind also von Attika, zum Teil wohl auch von Euböa aus in Besitz genommen worden. Ebenso wurde auf den südlichen Kykladen, auf Rhodos und überhaupt in der asiatischen Doris der argolische Dialekt gesprochen, auf Kreta ein Dialekt, der diesem sehr nahe stand; auch finden wir hier überall die drei argolischen Stämme der Hylleer, Dymanen und Pamphyler wieder. Also sind diese Gebiete von Argolis und dem stammverwandten Lakonien aus kolonisiert worden. Auf Lesbos endlich, und der gegenüberliegenden Küste des asiatischen Festlandes, der sog. Aolis, wurde ein Dialekt gesprochen, der mit dem thessalischen, weiterhin auch mit dem böotischen große Verwandtschaft zeigt. So entspricht die Schichtung der griechischen Stämme auf den Inseln und an der kleinasiatischen Küste genau der Schichtung der Stämme im Mutterlande.



Bronze-Tafel von Idalion mit Kyprischer Silbenschrift. Nach M. Schmidt, „Kyprische Inschriften".

Daraus ergibt sich dann weiter, daß die Besitznahme der Inseln erst begonnen haben kann zu einer Zeit, als die Wanderungen der Stämme auf dem griechischen Festlande wenigstens in der Hauptsache zum Abschluß gelangt waren. Und es liegt in der Natur der Sache, daß die Kolonisierung eines verhältnismäßig so großen Gebietes, wie es die Inseln des Ägäischen Meeres und die kleinasiatische Westküste bilden, Jahrhunderte in Anspruch genommen haben muß. Zu der Zeit aber, als das Homerische Epos entstand (9. bis 8. Jahrhundert), waren die Griechen schon lange an der Küste Kleinasiens ansässig; es ist demnach klar, daß der Anfang der Expansionsbewegung hoch in das 2. Jahrtausend hinaufgeht. Der Einbruch der nordwestgriechischen Stämme nach Mittelgriechenland und dem Peloponnes muß also an den Anfang dieses Jahrtausends, wenn nicht noch früher gesetzt werden.

Die Ausbreitung des griechischen Volkes in vorhistorischer Zeit hat an den Küsten des Ägäischen Meeres nicht Halt gemacht. Schon am Anfang unserer geschichtlichen Kunde finden wir die pamphylische Ebene an der Südküste Kleinasiens und den bei weitem größten Teil der Insel Kypros von Griechen besetzt; und zwar ist diese Besitznahme erfolgt zu einer Zeit, als

Langseite eines bemalten Sarkophags aus Hagia Triada (Kreta)

Nach einer farbigen Originallithographie der „Monumenti antichi", Mailand 1908, Verlag von Ulrico Hoepli. Mit Genehmigung der Reale Academia dei Lincei

die Griechen die Buchstabenschrift noch nicht kannten, und noch den Streitwagen im Kriege verwendeten. Denn wir finden auf Kypros noch zu Alexanders Zeit eine Silbenschrift in Gebrauch, und der Gebrauch des Streitwagens hat sich hier bis auf die Perserkriege erhalten. Die Kolonisation von Kypros muß also spätestens an den Anfang des 1. Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung gesetzt werden. Nun wissen wir aus ägyptischen Urkunden, daß unter Merneptah und Ramses III., um 1200 v. Chr. das Niltal von Einfällen der Seevölker heimgesucht wurde, die „auf den Inseln im großen Meere" wohnten; die Abbildungen dieser Feinde auf den ägyptischen Denkmälern lassen keinen Zweifel, daß sie wenigstens zum Teil aus Kleinasien stammten. Die Identifizierung der in den hieroglyphischen Inschriften genannten Namen dieser Völker mit aus unserer klassischen Überlieferung bekannten Volksnamen ist ja allerdings eine sehr mißliche Sache; immerhin ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß auch Griechen darunter gewesen sind und daß wir in den Akaiwasch der ägyptischen Urkunden die Achäer zu erkennen haben. Jedenfalls ist es nicht unwahrscheinlich, daß diese Einfälle der Seevölker in Ägypten mit der Ausbreitung der Griechen nach Osten hin in Zusammenhang stehen.

In Kleinasien haben die Griechen in dieser Zeit nur den Küstensaum zu besetzen vermocht; die Hellenisierung des Binnenlandes ist erst in viel späterer Zeit gelungen. So blieben die Griechen hier in beständigem Kontakt mit Völkern anderer Sprache und Sitte, und infolgedessen mußte ihnen hier zuerst der Gegensatz des eigenen zum fremden Volkstum zum Bewußtsein kommen; zwar noch nicht in dem Sinne, daß nun sogleich ein Gefühl der Zusammengehörigkeit der ganzen Nation sich entwickelt hätte, wohl aber entwickelte sich ein solches Gefühl unter den Angehörigen jedes einzelnen griechischen Stammes. Dies fand seinen Ausdruck in der Gründung religiöser Verbände, und dem Aufkommen neuer Stammnamen, die diesen Verbänden entsprachen. Die aus dem Peloponnes stammenden Ansiedler an der dorischen Küste fanden ihren Mittelpunkt in dem Heiligtum des Apollon auf dem triopischen Vorgebirge bei Knidos und bezeichneten sich fortan als Dorier; die nördlich von ihnen wohnenden Ansiedler aus Attika und Euböa schlossen sich um den heiligen Hain des Poseidon auf dem Vorgebirge Mykale zusammen und nannten sich fortan Joner; die Ansiedler aus Thessalien und Böotien auf Lesbos und der gegenüberliegenden Küste bezeichneten sich als Äoler. Diese Stammnamen selbst sind natürlich aus dem Mutterlande herübergebracht, aber sie hatten dort eine weit engere Geltung; so finden wir den Jonernamen als Namen eines Geschlechts in Attika (Joniden) wieder, Dorier heißen auch die Bewohner des Tales zwischen Öta und Parnaß, und der Äolername haftet an manchen Gegenden des mittleren Griechenlands. Aber als Bezeichnungen größerer Stämme sind diese Namen erst in Kleinasien aufgekommen. Von hier sind sie dann auf verwandte Stämme des Mutterlandes übertragen worden, der Jonername auf die Bewohner von Attika (schon bei Homer), der Doriername auf die Bewohner von Kreta (ebenfalls schon bei Homer), der Argolis und Lakoniens. So entstand allmählich die Auffassung, daß die ganze Nation in jene 3 Stämme zerfiele, wobei alles, was nicht ionisch oder dorisch war, unter der Bezeichnung Äoler zusammengefaßt wurde. Diese Auffassung findet sich zuerst bei Hesiod, nur daß hier als vierter Stamm die Achäer hinzutreten, was auf den Einfluß des homerischen Epos zurückgeht.

Das ist etwa, was wir von den äußeren Schicksalen des griechischen Volkes in der Zeit bis zum Anfang des 1. Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung zu erkennen vermögen. Wenden wir uns jetzt zur Betrachtung der Kultur der griechischen Vorzeit, von der wir glücklicherweise ein viel reicheres Bild geben können.

2. Die älteste griechische Kultur.

Die archäologischen Funde auf griechischem Boden gehen bis jetzt nicht über die neolithische Periode hinauf. Dieser Zeit gehören die ältesten Reste an, die Schliemann auf dem Boden von Ilion aufgedeckt hat, ebenso hat sich auf der Akropolis von Athen und auf der Stätte von Knosos auf Kreta eine solche neolithische Schicht gefunden, so daß die Anfänge dieser Städte schon in jene frühe Zeit zurückgehen; weitere Tiefgrabungen werden ohne Zweifel den Beweis bringen, daß dasselbe auch bei vielen anderen griechischen Städten der Fall

Gesichtsurnen aus Troja. Nach einer Schliemannschen Originalphotographie.

gewesen ist. Neben steinernen Waffen und Werkzeugen finden wir hier Tongefäße sehr primitiver Arbeit, mit der bloßen Hand gefertigt, von grobem, ungeschlemmtem Ton von schwarzer oder rötlicher Farbe, noch ohne Bemalung und nur mit eingeritzten Verzierungen in geometrischem Stil.

Allmählich begann dann die Kenntnis des Gebrauchs der Metalle sich zu verbreiten. Schon in jener ältesten Ansiedlung auf dem Boden von Troja haben sich vereinzelte Kupfergeräte gefunden; in der unmittelbar darüber liegenden Schicht, der von Schliemann sog. „zweiten Stadt" wird dann der Gebrauch des Kupfers allgemeiner, wenn sich auch daneben noch zahlreiches Steingerät findet. Die Keramik steht im ganzen noch auf derselben primitiven Stufe wie früher, doch zeigen die Gefäße jetzt immer häufiger barocke Formen, sie ahmen Tiergestalten nach, oft ist auch der Deckel in Gestalt eines Menschenkopfes gebildet, während die Henkel wie Arme gestaltet sind (sog. „Gesichtsurnen"). Mauern aus kleinen, durch Lehm verbundenen Steinen finden sich schon in der ersten Ansiedlung; die „zweite Stadt" war bereits durch wirkliche Festungsmauern geschützt und zeigt im Innern die Reste eines freilich noch sehr primitiven „Palastes", der ohne Zweifel dem Stadtoberhaupte als Wohnung diente.

Die Kultur, die uns hier entgegentritt, hat eine weite Verbreitung gehabt, über alle Inseln und Küsten des Ägäischen Meeres und bis nach Kypros hinunter. Daß sie vorgriechisch ist, wird für Kreta und Kypros kaum zu bezweifeln sein, da wir die griechische Besiedlung dieser Inseln nicht wohl in so frühe Zeit hinaufrücken dürfen; aber daraus folgt natürlich noch keineswegs, daß die analogen Fundschichten in Athen und Troja vorgriechisch bzw. vorindogermanisch sein müssen. Denn wir vermögen nur die äußeren Formen dieser Kultur zu erkennen, und solche Formen werden, namentlich in primitiven Zeiten, leicht von Volk zu Volk übertragen. Ob die Griechen bei ihrer Einwanderung in die Länder am Ägäischen Meere bereits den Gebrauch der Metalle kannten, ist ungewiß, und was uns die vergleichende Sprachforschung und die vergleichende Ethnographie sonst über ihren Kulturzustand zu dieser Zeit lehren kann, macht es wahrscheinlich, daß sie sich damals auf einer noch niedrigeren Stufe der Entwicklung befunden haben, als die „zweite Stadt" von Ilion zeigt, wenigstens was die äußere Kultur angeht. Denn die Griechen müssen zu dieser Zeit ein halbnomadisches Hirtenvolk gewesen sein, wie es ihre Stammverwandten, die Kelten und Germanen, noch Jahrtausende später waren. Viehherden bildeten ihren hauptsächlichen Reichtum. Der Ackerbau nahm daneben eine untergeordnete Stellung ein und war in der Hauptsache den Frauen überlassen, ein Zustand, der bei einigen in der Kultur zurückgebliebenen griechischen Stämmen, wie den Athamanen in den Tälern des Pindos, bis tief in die historische Zeit hinein sich erhalten hat. Die Kleidung bildeten zum großen Teil Tierfelle, doch war auch die Kunst des Spinnens und Webens nicht unbekannt, und ebenso verstand man es, aus Ton rohe Gefäße zu fertigen. Als Wohnung diente auf der Wanderung der von Ochsen gezogene Wagen, bei längerem Aufenthalte wurden leichte Hütten aus Holz und Lehm errichtet, mit dem Herd in der Mitte, so daß der Rauch durch die

Ansicht der Ebene von Troja. Photographie des deutschen archäologischen Instituts zu Athen.

Tür abzog. Den Steinbau haben die Griechen wahrscheinlich erst in der neuen Heimat kennen oder doch zu üben gelernt.

Jedenfalls sind orientalische Einflüsse auf diese altägäische Kultur nur in sehr geringem Maße wirksam gewesen. Daß ein Verkehr mit Ägypten oder Babylon nicht ganz fehlte, zeigen die Elfenbeinsachen, die in den Fundschichten dieser Periode zutage gekommen sind; und dieser Verkehr mußte natürlich im Laufe der Zeit immer reger werden. Man hat lange geglaubt, daß die Phöniker dabei die Vermittlerrolle gespielt hätten; sie hätten in der Vorzeit den Handel in den griechischen Meeren beherrscht und zahlreiche Kolonien an deren Küsten gegründet. Diese Ansicht stützte sich einmal auf die Erwähnungen des phönikischen Handels im Epos, dann auf die Sage von der Einwanderung des Kadmos aus Phönikien, endlich darauf, daß in griechischen Gründungssagen öfters ein Heros Phönix genannt wird, in dem man naiverweise einen „mythischen Repräsentanten" der Phöniker sah, während er doch, wie schon sein gut griechischer Name (der „blutrote") zeigt, nichts weiter ist, als eine Hypostase des Sonnengottes. Nicht minder naiv ist es, zu glauben, Kadmos wäre aus Kanaan eingewandert, während die Sage das himmlische Phönikien meinte, das Reich des Lichts, wo der Sonnengott Phönix zu Hause ist, der Bruder des Kadmos. Wenn die Griechen die Kanaanäer Phöniker nennen, so ist das nichts weiter als eine Übertragung des Namens vom Himmel auf die Erde, auf das Volk, das am äußersten Ostrand des Mittelmeers wohnte, im Lande des Sonnenaufgangs. Es ist eine ganz ähnliche Übertragung wie die, der die Neger den Namen Äthiopen verdanken. Und was das Epos angeht, so erwähnt es nur in den jüngeren Partien phönikische Kaufleute, weiß aber von phönikischen Kolonien nicht das geringste. Ebensowenig haben die Ausgrabungen im Umkreis des Ägäischen Meeres bisher auch nur die geringste Spur einer phönikischen Ansiedlung zutage gefördert, ja auch Produkte phönikischer Industrie fehlen in den Fundschichten aus der Zeit vor dem 8. Jahrhundert durchaus, oder finden sich doch nur ganz vereinzelt. Die Phöniker und ihr angeblicher Einfluß sind also aus der ältesten griechischen Geschichte zu streichen.

Vasen und Idole aus Mykenä.

Originale im Museum zu Athen. Photographie des deutschen archäologischen Instituts zu Athen.

Wohl aber mußte die reiche Gliederung der Küsten des Ägäischen Meeres dessen Umwohner schon früh zur Seetüchtigkeit erziehen; wahrscheinlich hat die Schiffahrt sich hier eher entwickelt als an der hafenarmen Küste Kanaans. Jedenfalls zeigt die Terminologie des griechischen Seewesens, daß die Phöniker auf diesem Gebiete keineswegs die Lehrer der Hellenen gewesen sind; und bei der Besiedlung von Kypros sind die Griechen den Phönikern zuvorgekommen, obgleich doch diese Insel Syrien so viel näher liegt, als dem Ägäischen Meere. Darstellungen auf ägyptischen Denkmälern zeigen uns, daß die Anwohner des Ägäischen Meeres schon im 15. Jahrhundert regelmäßige Fahrten nach dem Niltal unternahmen, und Funde von Erzeugnissen des ägäischen Kunsthandwerks, die in Ägypten gemacht sind, lassen keinen Zweifel, daß dieser mindestens bis an den Anfang des 2. Jahrtausends, wahrscheinlich auch noch höher hinaufgeht. Der von der Natur gegebene Ausgangspunkt dafür war die Insel Kreta, die der afrikanischen Nordküste verhältnismäßig so nahe liegt; hier haben demzufolge ägyptische Einflüsse zuerst eine intensive Wirkung geübt. Diese Einflüsse machten, wie wir gesehen haben, schon in der altägäischen oder wie man sie in bezug auf Kreta genannt hat, der „frühminoischen" Periode sich geltend; sie haben dann, um die Wende vom 3. zum 2. Jahrtausend, eine neue Kulturperiode heraufführen helfen. Nicht in dem Sinne zwar, als ob die ägäische Kultur sich nun ägyptisiert hätte; nur technische Fortschritte und sonstige Anregungen aller Art werden von Ägypten herübergenommen, wie z. B. die Verwendung von ägyptischem Porzellan, oder die Nachahmung ägyptischer geschnittener Steine. Im übrigen aber zeigt die kretische Kunst dieser Zeit einen frischen Naturalismus, wie wir ihn in Ägypten vergebens suchen. Skulptur und Malerei stehen bereits auf einer sehr achtungswerten Höhe des Könnens, während wir in der „troischen" Periode noch kaum die ersten Anfänge davon finden; in der Töpferei kommt jetzt die Polychromie auf, die Vasen zeigen auf schwarzem Grund farbige Ornamente, Pflanzenmotive oder geometrische Dekoration (sog. Kamares-Stil). In den Hauptstädten der Insel, Knosos und Phaestos, erhoben sich umfangreiche Königspaläste. Auch eine Art Hieroglyphenschrift war in dieser Zeit auf Kreta in Gebrauch, die aber von der ägyptischen völlig unabhängig und aus einer alteinheimischen rohen Bilderschrift (pictographs) hervorgegangen ist.

Aus dieser sog. „mittelminoischen" Kultur hat sich dann im Laufe der ersten Hälfte des 2. Jahrtausends die mykenische Kultur entwickelt, so genannt nach ihrem hauptsächlichsten Mittelpunkt auf dem griechischen Festlande, wo wir sie zuerst kennen gelernt haben. Es kann aber, nach den Ausgrabungen der letzten Jahre, kaum ein Zweifel sein, daß sie ihren Ausgangspunkt und ihr eigentliches Zentrum auf Kreta gehabt hat. Von hier hat sie sich dann über die Küstenländer des Ägäischen Meeres und darüber hinaus bis nach Kypros verbreitet, der Handel hat ihre Produkte noch weiter nach Ägypten und selbst nach Sizilien geführt.

Kretische Vase im sogen. Palast-Stil aus Mykenä.

Melische Vase aus Phaestos.

Vase im sogenannten Kamares-Stil aus Phaestos.

Die Steinzeit ist in dieser Periode so gut wie ganz überwunden; Waffen und Geräte sind durchweg aus Bronze, dagegen kommt Eisen nur ganz vereinzelt in jüngeren Schichten vor und wird ausschließlich zu Schmucksachen verwendet. In der Metallarbeit ist bereits eine hohe technische Vollendung erreicht; man arbeitet, wie die Darstellungen von Lotosblumen, Palmen und orientalischen Tieren zeigen, zum Teil nach ägyptischen Vorbildern, übertrifft diese aber bei weitem an Naturwahrheit. Auch die dekorativen Motive sind selbständig, charakteristisch besonders die Spirale und der Tintenfisch. Die Keramik steht in der Form der Gefäße wie in der Dekoration durchaus unter dem Einfluß der Metallarbeit, nur daß auf den Gefäßen dieser Zeit Darstellungen von Szenen aus dem Menschenleben, oder auch nur von vierfüßigen Tieren oder Vögeln noch fast ganz fehlen. Auch die Polychromie wird aufgegeben; die Gefäße sind aus mattgelbem Ton, die Ornamente in rotbrauner Farbe, zuerst in Mattmalerei, später in dem glänzenden Firnis, der seitdem für die griechische Keramik kennzeichnend bleibt. Der Gebrauch geschnittener Steine als Siegel wird allgemein; die Darstellungen zeigen zum großen Teil die der orientalischen Kunst eigentümlichen Dämonen mit Menschenleibern und Tierköpfen, oder heterogene Tierformen zu Fabelwesen verbunden. Skulptur und Malerei beginnen auf Kreta bereits etwas zum Konventionalismus zu neigen.

Die Architektur steht fast durchaus im Dienste der Herrscher. Die Paläste in Knosos und Phaestos wurden jetzt prächtig umgebaut, mit großartigen Treppenanlagen und geräumigen, von Säulen getragenen Sälen, die um weite Höfe gruppiert sind. Die Fußböden waren mit Alabasterplatten belegt, auch die Wände damit inkrustiert oder mit Fresken geschmückt. Neben diesen Prunkräumen lagen zahlreiche Vorratskammern, worin in Amphoren von riesigen Dimensionen die Erzeugnisse der Landwirtschaft: Wein, Öl, Getreide, aufbewahrt wurden, wohl auch, wie es noch heute auf Kreta Sitte ist, Gewänder und andere Gebrauchsgegenstände. Ähnliche Paläste, wenn auch von geringerer Größe und nicht so prächtiger Ausstattung finden sich in Tiryns, Mykenä, Athen und anderen Herrschersitzen des griechischen Festlandes. Hier sind die Königsburgen durch Mauern aus gewaltigen Werkstücken in Polygonalbau gegen feindlichen Angriff geschützt, die Burgtore mitunter mit Skulpturen geschmückt, wie bei jenem

Diskos mit Hieroglyphenschrift gefunden in Phaestos.

Nach der Zeitschr. „Ausonia" Rom. 1909.

Die Ruinen des Palaſtes zu Phaeſtos. Nach Maraghiannis, „Antiquités Crétoises“.

berühmten Löwentor in Mykenä, das in ſeiner wappenartigen Darſtellung der Tiere an vorderaſiatiſche Vorbilder erinnert.

Bauten ſich die lebenden Herrſcher Paläſte, ſo errichtete man den toten prächtige Grabmäler. An Stelle der einfachen Schachtgräber, wie wir ſie aus frühmykeniſcher Zeit auf der Burg von Mykenä finden, treten bald Grabgewölbe, wahre unterirdiſche Dome, aus mächtigen Steinblöcken in der Art hergeſtellt, daß immer eine Steinlage über die darunter befindliche vorſpringt, ſo daß ſchließlich der ganze Raum überdeckt wird und oben nur eine runde Öffnung zum Einlaß des Tageslichts bleibt; ein in ähnlicher Weiſe überdeckter Gang dient zum Eintritt. Das großartigſte Beiſpiel einer ſolchen Grabanlage bietet das ſog. Schatzhaus des Atreus am Fuße der Burg von Mykenä; hier finden ſich außerdem noch eine Reihe kleinerer Anlagen derſelben Art; andere finden ſich verſtreut über den ganzen Süden und Oſten Griechenlands von Triphylien und Lakonien bis Theſſalien.

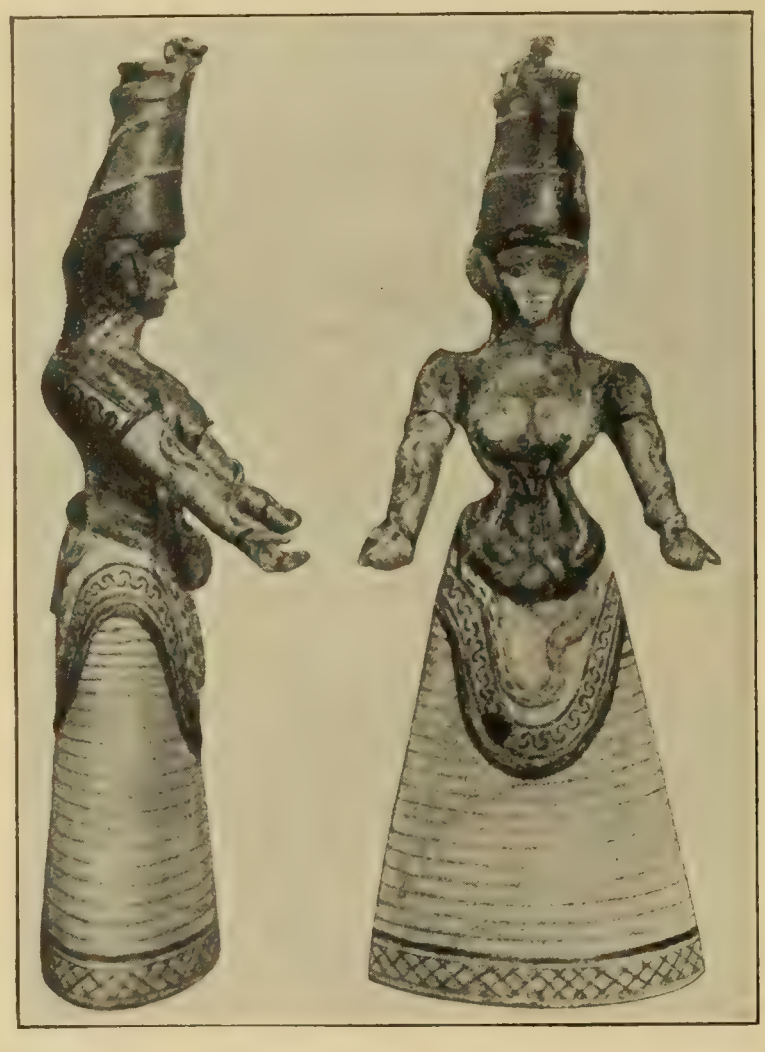
Indes archäologiſche Funde, ſo reich ſie auch ſein mögen, können in der Hauptſache nur ein Bild der Außenſeite einer Kultur geben. Zwar hatte ſich aus der Bilderſchrift der vorhergehenden Periode in dieſer Zeit bereits ein wirkliches Schriftſyſtem entwickelt, das wahrſcheinlich eine Silbenſchrift nach Art der Kypriſchen geweſen iſt; zahlreiche Tontafeln mit ſolchen Zeichen ſind in den Ruinen der Paläſte von Knoſos und Phaeſtos gefunden worden, aber ſie harren bis jetzt noch der Entzifferung. Wir würden alſo von dem inneren Weſen der mykeniſchen Kultur nur ſehr wenig wiſſen, wenn nicht das griechiſche Epos in dieſer Zeit wurzelte. Allerdings die uns erhaltenen Epen ſind erſt Jahrhunderte ſpäter entſtanden; aber ſchon die hohe Vollendung der epiſchen Technik in unſerer Ilias und Odyſſee zeigt uns, daß dieſen Epen eine lange Periode des Heldengeſanges vorausgegangen ſein muß. Wie die Odyſſee unzählige ſchmückende Beiwörter und ganze Formeln und Verſe aus der Ilias übernommen hat, ſo dieſe ohne allen Zweifel aus älteren Epen; es iſt charakteriſtiſch, daß viele Wörter nur in ſolchen Formeln ſich finden, alſo offenbar bereits aus dem täglichen Gebrauche

Das sogenannte Schatzhaus des Atreus. Photographie des deutschen archäologischen Instituts zu Athen.

geschwunden und den Dichtern selbst nur noch unvollkommen verständlich waren. So bilden diese Formeln die ältesten und ehrwürdigsten Überreste, die uns in der ganzen griechischen Literatur geblieben sind. Sie sind es auch, die das Andenken einer längst versunkenen Zeit im Epos lebendig erhalten haben. So ist nichts gewisser, als daß die Entstehung der Homerischen Epen der Eisenzeit angehört; gleichwohl sind die Trutzwaffen, welche die Helden des Epos führen, ebenso wie die Werkzeuge, deren sie sich bedienen, fast durchweg aus Bronze, so daß das Epos also hier nicht die Zustände der eigenen, sondern der mykenischen Zeit widerspiegelt; da nun solche Bronzewaffen in unzähligen epischen Formeln, und fast nur in diesen erwähnt werden, so ist klar, daß diese Formeln selbst in die mykenische Zeit hinaufgehen, was dann wieder beweist, daß es schon damals Epen gegeben hat, die, wenn nicht in Hexametern, so doch jedenfalls in daktylischem Maße verfaßt waren, und nach denselben metrischen Prinzipien, wie sie in der homerischen und klassischen Zeit in Geltung standen. Das ist der Weg, auf dem die Kunde von dem „goldreichen Mykenä", mit seinen „weiten Straßen", die durch Schliemanns Funde so glänzend bestätigt worden ist, sich bis in die homerische Zeit erhalten hat, eine Zeit, in der Mykenä zum unbedeutenden Flecken herabgesunken war. Wenn nun das Epos den König von Mykenä an die Spitze des nationalen Unternehmens gegen Troja stellte, so kann kein Zweifel sein, daß es griechische Fürsten sind, die dort oben auf der Löwenburg geherrscht haben, und damit ist, was das griechische Festland angeht, die Frage nach der Nationalität der Träger der mykenischen Kultur entschieden.

Die Ilias zeigt uns die Könige im Besitze einer hohen Machtfülle, im ganzen nur wenig beschränkt durch den Adel, und fast völlig unabhängig von der Rücksicht auf den Volkswillen. Die stolzen Burgen, die prächtigen Paläste und Königsgräber der mykenischen Zeit lassen keinen Zweifel, daß auch dieses Bild die Zustände jener Zeit getreu widerspiegelt; solche Bauten haben zur Voraussetzung, daß die Arbeitskraft wie die Steuerkraft des Volkes dem Könige in sehr hohem Maße zur Verfügung stand. Ohne Zweifel haben also schon die

Griechen der mykenischen Zeit, wie die Dichter des Epos, das Königtum als eine von Zeus eingesetzte Einrichtung, seinen jeweiligen Träger als ein Wesen höherer Art angesehen; und der König hat schon damals, und in noch größerer Machtfülle als später, die dreifache Kompetenz als oberster Heerführer, oberster Richter und oberster Priester ausgeübt. Ein Rat der Alten, zusammengesetzt aus den Häuptern der Adelsfamilien, wird dem König schon damals zur Seite gestanden haben, während wichtigere Angelegenheiten der Volksversammlung vorgelegt wurden, die freilich, wie es uns noch Homer so lebendig schildert, kaum ein anderes Recht hatte, als die Vorschläge des Königs entgegenzunehmen, und sie durch ihren Beifall zu bestätigen. Es ist ferner unzweifelhaft, daß die gentilicische Ordnung des Volkes in Stämme (Phylen) und Geschlechter (Phratrien) schon damals bestanden hat, da sie älter ist, als die Kolonisation der Inseln und Kleinasiens und überhaupt mit den Anfängen der griechischen Gesellschaft unauflöslich verbunden ist.



Die kretische Schlangengöttin. Porzellanfigur aus Knosos.

Ebenso muß die griechische Religion, wie wir sie in der homerischen Zeit finden, in allem Wesentlichen in die mykenische Periode zurückgehen. Freilich die Vorstellungen von der Gottheit waren roher als in der homerischen Zeit. Wie die Ägypter ihre Götter in Menschengestalt, aber mit Tierköpfen bildeten, so auch die Kunst der mykenischen Zeit; Reste dieser alten Vorstellungen, wie das Kultbild der Demeter mit dem Pferdekopf in Phigaleia, haben sich bis tief in die historischen Zeiten erhalten. Ebenso finden wir ihren Niederschlag im Epos; die Beiwörter der Athena und Hera, die wir mit „eulenäugig" und „kuhäugig" übersetzen und die schon von den Dichtern der homerischen Epen selbst so verstanden wurden, bedeuten wörtlich übersetzt vielmehr „mit dem Eulengesicht" bzw. „dem Kuhgesicht", und es kann gar kein Zweifel sein, daß das der ursprüngliche Sinn dieser Beiwörter ist, und daß Athena und Hera in mykenischer Zeit mit dem Eulen- und Kuhkopf gedacht und gebildet wurden.

Da der Kult der Himmelsgötter allen indogermanischen Völkern gemeinsam ist, so haben ihn die Griechen ohne Zweifel schon bei ihrer Einwanderung mitgebracht; da aber die griechischen Götternamen, den des höchsten Gottes Zeus und den seiner Gattin Dione ausgenommen, bei den verwandten Völkern nicht wiederkehren, so muß die Ausbildung dieser Religion erst auf griechischem Boden erfolgt sein. Dieser Prozeß hat sich in der Weise vollzogen, daß zuerst eine Differenzierung der religiösen Vorstellungen wie der Götternamen erfolgte, in demselben Maße wie die Nation sich über die Halbinsel ausbreitete, so daß die Religion in den verschiedenen Landschaften verschiedene Formen annahm, die freilich im Wesen immer dieselben blieben; ein Vorgang, der in der Differenzierung der Dialekte in den verschiedenen Landschaften seine genaue Analogie findet. Natürlich hat auch die Religion der vorgriechischen Urbevölkerung auf die Entwicklung der griechischen Religion Einfluß geübt, ganz ähnlich wie die Griechen später, bei ihrer kolonialen Expansion außerhalb der griechischen

Die Kultur der Mykenischen Zeit

(Erläuterungsblatt zu nebenstehender Tafel)

1. Goldener Becher mit Darstellung des Einfangens von Stieren. Gefunden im Jahre 1888 in einem Kuppelgrabe bei Vaphio, südlich von Sparta. Das Original — 8,3 cm hoch — befindet sich im Museum zu Athen.
2. Goldener Becher mit wilden Stieren. Gefunden zugleich mit dem vorigen. Das Original — 8 cm hoch — befindet sich im Museum zu Athen.
3. Reichverzierte Schwert- bez. Dolchklinge aus dem fünften Schachtgrabe von Mykenä, im Jahre 1876 von Schliemann gefunden. Länge der Klinge ohne den modernen Griff 23,5 cm. Original im Museum zu Athen.
4. Schwert- bez. Dolchklinge aus dem vierten Schachtgrabe von Mykenä mit Darstellung einer Löwenjagd, im Jahre 1876 von Schliemann gefunden. Die Klinge ohne den modernen Griff hat eine Länge von 23,5 cm. Original im Museum zu Athen.
5. Gold-Maske vom Gesichte des Toten am Ende des fünften Schachtgrabes von Mykenä, gefunden von Schliemann im Jahre 1876. ca. $^1/_4$ natürlicher Größe. Original im Museum zu Athen.
6. Goldenes Stirndiadem aus dem dritten Schachtgrabe von Mykenä, gefunden im Jahre 1876 von Schliemann. Original — 50 cm lang — im Museum zu Athen.
7. Quarzgemme: Vorderansicht eines Hauses oder einer Hütte mit steilem Giebeldach. Original in Breslau. Natürliche Größe.
8. Goldener Fingerring mit Darstellung einer Hirschjagd aus dem vierten Schachtgrabe zu Mykenä, im Museum zu Athen. Originalgröße.
9. Sardonyx-Gemme aus dem Grabe von Vaphio mit Darstellung eines Kampfes zwischen Löwen und Stier. Original im Museum zu Athen. Natürliche Größe.
10. Achat-Gemme aus dem Grabe von Vaphio mit der Darstellung von zwei dämonenartigen Wesen, deren jedes eine Kanne hält. Zwischen ihnen auf einem Untersatz ein Gefäß mit drei emporsprießenden Zweigen. Original im Museum zu Athen. Natürliche Größe.
11. Karneol von Kreta. Frau mit Bogen, Köcher und kurzem Schwert, die Göttin Britomartis oder Diktynna darstellend. Original im Museum zu Berlin. Natürliche Größe.
12. Sardonyx aus einem Kuppelgrabe von Mykenä. Original im Museum zu Athen. Natürliche Größe. Zwei Löwen mit vereintem Kopfe, die Vorderfüße auf einem altarartigen Postament.
13. Sardonyx-Gemme aus Vaphio. Original im Museum zu Athen. Streitwagen (Zweigespann) mit einem Krieger im Wagenkasten. Natürliche Größe.

Die Kultur der Mykenischen Zeit
(Erklärung auf nebenstehendem Deckblatt)

Halbinsel, die Kulte, die sie in ihren neuen Sitzen vorfanden, zum großen Teil herübergenommen, und soweit es ging, ihren eigenen religiösen Vorstellungen assimiliert haben; nur ist es im einzelnen sehr schwer, wenn nicht völlig unmöglich, diese schon in vormykenischer Zeit rezipierten Kulte von den altgriechischen Kulten zu scheiden. Auf diese Periode der Differenzierung ist dann später, wie wir gesehen haben, eben in der mykenischen Zeit, eine Periode der Integrierung gefolgt, in der aus dem Chaos der Lokalkulte eine kleine Anzahl von Gottheiten zu allgemeiner Verehrung seitens der ganzen Nation oder doch eines größeren Teils derselben gelangte; in erster Linie natürlich die Schutzgötter der hauptsächlichsten Städte. So hat die mykenische Hera die alte Gemahlin des Zeus, Dione, bei dem größten Teile der Nation aus ihrer Stellung als Himmelskönigin verdrängt. Dieser Prozeß hat auch in nachmykenischer Zeit fortgedauert; erst damals sind der thebanische Herakles und der thessalische Asklepios zu allgemeiner Anerkennung als Nationalgötter gelangt, ohne doch je imstande zu sein, einen den älteren Olympiern ganz gleichberechtigten Platz im Glauben der Nation zu erringen.

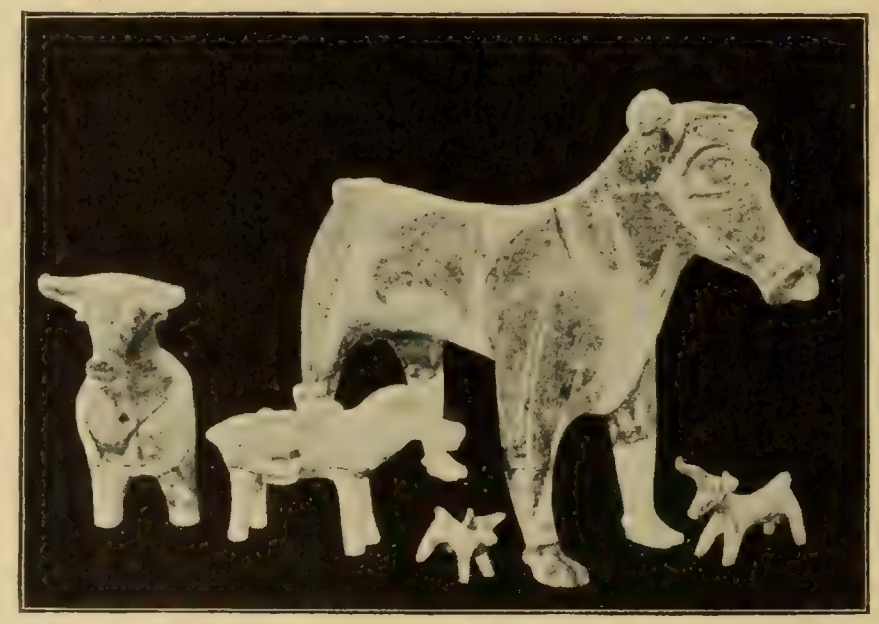
Neben den Göttern des Lichts stehen die Götter der Finsternis, die im Innern der Erde ihren Wohnsitz haben, die chthonischen Götter. Während man den Himmelsgöttern Brandopfer darbrachte, damit der Rauch den Duft in die Höhe trage, wurde den chthonischen Göttern ihr Opfer in die Erde gegraben. Ähnliche Formen hatte der Totenkult, der, wie die prächtigen Grabbauten und die reiche Ausstattung der Gräber zeigen, in der mykenischen Zeit eine so wichtige Stellung einnahm. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dabei Menschenopfer gebräuchlich gewesen sind, wie sie noch in der Ilias beim Begräbnis des Patroklos erwähnt werden, an einer Stelle, die älteren Vorlagen entnommen ist.

Tempel im späteren Sinne dagegen waren der mykenischen Zeit noch fremd, vielmehr verehrte man, nach altarischem Brauche, die Lichtgötter in heiligen Hainen und auf ragenden Bergspitzen, während die chthonischen Götter in Höhlen verehrt wurden. Götterbilder stellte man in diesen Kultstätten, die ja als Wohnung des Gottes selbst gedacht wurden, noch nicht auf, wohl aber hatte man für den häuslichen Kult kleine Idole, die in Hauskapellen ihren Platz fanden und hier Verehrung empfingen.

Es ist das Bild einer verhältnismäßig hoch entwickelten Kultur, das uns in der mykenischen Zeit am Ägäischen Meere entgegentritt, einer Kultur, die in vielen Beziehungen kaum hinter den altorientalischen Kulturen am Nil und am Euphrat zurücksteht. Aber wenn die Griechen an dieser Kultur teilgenommen haben und alle spätere griechische Kultur in letzter Linie in ihr wurzelt, so ist doch ihr Wesen dem Griechentum fremd; die Griechen haben sie fertig von außen herübergenommen und sie sich nur äußerlich assimiliert. In Kreta, wo diese Kultur, soweit wir bis jetzt sehen, ihren Mittelpunkt hatte und ihre größte Vollendung erreichte, hat die vorgriechische Bevölkerung sich zum Teil bis tief in die klassische Zeit hinein erhalten; es ist also zweifellos, daß sie in der mykenischen Zeit einen weit größeren Teil der Insel in Besitz hatte und sehr wahrscheinlich, daß in der Blütezeit dieser Kultur überhaupt noch keine Griechen auf Kreta gesessen haben. Die Fresken im Königspalast in Knosos lassen daran kaum einen Zweifel; die dort dargestellten Männer tragen als einzige Bekleidung einen Lendenschurz, ganz wie die Keftiu auf den ägyptischen Fresken aus der Zeit der 18. Dynastie (15. Jahrhundert v. Chr.); die Frauen tragen lange Röcke mit Volants, sind eng um die Taille geschnürt, während das Gewand oben weit ausgeschnitten ist, so daß die ganze Brust frei bleibt. Das ist eine ganz unarische Tracht, wie sie denn auch der homerischen Tracht durchaus widerspricht, und überhaupt nur bei einem Volke sich bilden konnte, das von jeher in einem warmen Klima gelebt hatte, nicht bei Einwanderern aus dem rauhen Norden, wie es die Griechen waren. Und wenn man etwa annehmen wollte, die Griechen hätten nach der Besitznahme ihrer neuen Heimat die dortige Landestracht angenommen, so verstehen wir nicht, warum sie schon nach wenigen Jahrhunderten zu ihrer alten Tracht zurückgekehrt sind. Wissen wir doch alle, wie konservativ die Völker des Altertums in ihrer Kleidung gewesen sind. Die Goldsachen, die in den Schachtgräbern auf der Burg von Mykenä wie in dem Kuppelgrabe bei Amyklä (Vaphio) in Lakonien gefunden sind, sind in Kreta gefertigt und wahrscheinlich als Beutestücke nach dem griechischen Festlande gekommen; ihre hohe technische

Vollendung steht in scharfem Kontrast zu der rohen Arbeit der mykenischen Grabstelen, die sicher an Ort und Stelle gefertigt sind. Ebenso steht die kretische Keramik auf einer höheren Stufe, als die in Mykenä gefertigten Töpferwaren. Tontafeln mit Schriftzeichen sind bisher überhaupt nur in Kreta gefunden. Wenn also die Königspaläste von Knosos und Phaestos noch während der Blütezeit der mykenischen Kultur durch Feuer zerstört worden sind, um nie wieder aufgebaut oder doch nur durch dürftige Neubauten ersetzt zu werden, so sind es höchstwahrscheinlich die Angriffe der Griechen gewesen, die diese Katastrophe herbeigeführt haben. Die Besitznahme des Landes durch die Griechen braucht nicht unmittelbar darauf erfolgt zu sein, vielmehr hat die Eroberung einer so ausgedehnten Insel, soweit sie überhaupt gelungen ist, offenbar einen Zeitraum von Jahrhunderten in Anspruch genommen.

Das Andenken an jene vorgriechische Blütezeit Kretas hat sich erhalten in den Sagen von der Seeherrschaft des Minos, vom Minotauros und dem Labyrinth. Wer heute den Palast von Knosos besucht, sieht überall das Zeichen der Doppelart in die Wände gehauen, der Labrys, wie die Karer sagten, das Symbol des Zeus Labrayndos, der noch in historischer Zeit als höchster Gott bei ihnen verehrt wurde. Daher der Name Labyrinthos, der an dieser Stätte haften geblieben ist. Als dann der Palast zur Ruine zerfallen war, mußte das Gewirr der unzähligen Kammern und Gänge, aus denen der Ausgang nur mit Mühe zu finden war, der Phantasie des Volkes reiche Nahrung geben, glauben doch auch noch wir beim ersten Betreten dieser Ruinen uns in eine Art Labyrinth versetzt. Der Minotauros aber, der in diesem Labyrinth hausen sollte, ist nichts weiter als eines jener Mischwesen, wie sie die mykenische Kunst als Ausdruck ihrer Vorstellungen von der Gottheit bildete, es ist Minos mit dem Stierkopf, der wieder kein anderer ist, als der göttliche Schirmherr des Palastes, der Gott, den die Griechen Zeus nannten, der ja nach kretischer Sage in Stiergestalt die Mondgöttin Europe aus dem „Lichtland" Phönike nach Kreta entführt haben sollte. Und da Minos nicht nur auf Kreta, sondern auch auf den Kykladen, ja an den Küsten des griechischen Festlandes verehrt wurde, so machte ihn die Sage zum mächtigen Beherrscher des Ägäischen Meeres.



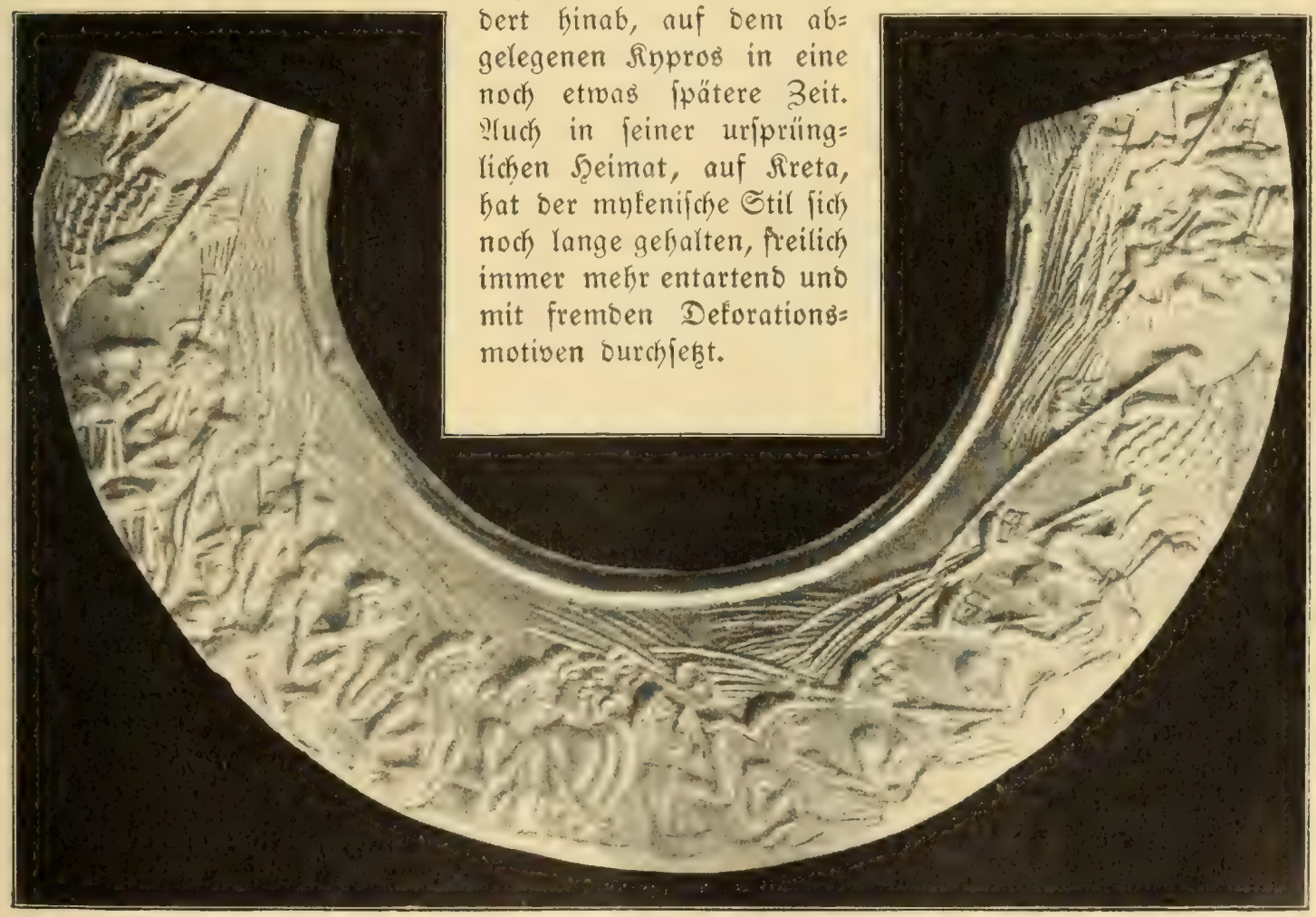
Tiere in Terrakotta aus Phaestos.
Nach Maraghiannis „Antiquités Crétoises".

Die griechische Eroberung hat die Blüte der mykenischen Kultur auf Kreta zerstört. Die Paläste sanken in Trümmer, die so lange die belebenden Mittelpunkte des künstlerischen Schaffens gebildet hatten. Um sich in der Herrschaft behaupten zu können, gaben die neuen Herren sich eine straffe, militärische Organisation; die ganze Erziehung war nichts weiter als eine Vorbereitung auf den Krieg. Die Bürgerschaft bildete gleichsam ein stehendes Heer, das Waffenhandwerk galt als der einzige eines freien Mannes würdige Beruf. Die eingeborene Bevölkerung wurde in Leibeigenschaft herabgedrückt. Noch zerstörender war die griechische Eroberung auf den kleineren Inseln und auf den asiatischen Küsten; hier wurden alle erwachsenen Männer niedergemacht und ihre Frauen zu Frauen der Sieger. So manche Stadt, welche die griechischen Eroberer nicht zu halten vermochten, wurde von Grund aus zerstört, so die Stadt, die sich in der mykenischen Zeit über den Trümmern der ältesten Ansiedlungen auf dem Boden von Troja erhoben hatte, ein Ereignis, dessen Nachhall noch heute in den homerischen Epen fortlebt. Durch das alles wurde die mykenische Kultur natürlich nicht vernichtet; sie hat vielmehr noch Jahrhunderte fortgedauert; aber ihre weitere Entwicklung kam

doch jetzt zum Stillstand, und sie war damit unrettbar dem Verfall geweiht. Den Griechen war sie stets etwas Fremdes gewesen; sie begannen jetzt ihre eigene nationale Kultur zu entwickeln, jene Kultur, die uns die Gräber am Dipylon in Athen zeigen und die uns in den Gesängen Homers in so lebendiger Frische entgegentritt.

Gefäß aus Hagia Triada mit Darstellung einer Prozession. Nach Monum. antichi.

Die Blüte der mykenischen Kunst ist, wie uns die Funde am Nil wie am Ägäischen Meere gelehrt haben, etwa gleichzeitig mit der Blüte des neuen Reichs in Ägypten, gehört also in die Zeit vom 16. bis zum 13. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung. Gegen das Ende dieser Periode erfolgten die Einfälle der Seevölker in Ägypten, die wahrscheinlich mit der Expansion der Griechen über die Küsten des Ägäischen Meeres und nach Kypros zusammenhängen. Der mykenische Stil hat dann am Ägäischen Meer noch einige Jahrhunderte länger geherrscht; die letzten Ausläufer gehen bis ins 10., ja bis ins 9. Jahrhundert hinab, auf dem abgelegenen Kypros in eine noch etwas spätere Zeit. Auch in seiner ursprünglichen Heimat, auf Kreta, hat der mykenische Stil sich noch lange gehalten, freilich immer mehr entartend und mit fremden Dekorationsmotiven durchsetzt.



Gefäß aus Hagia Triada mit Darstellung einer Prozession. Nach Monumenti antichi.

3. Die homerische Zeit.

Das Ende der mykenischen Periode ist äußerlich charakterisiert durch das Aufkommen eines neuen dekorativen Stils: des geometrischen, oder wie man ihn nach einer der hauptsächlichsten Fundstätten zu nennen pflegt: des Dipylonstils. Die Anfänge dieses Stils gehen in vormykenische Zeiten zurück; er ist dann durch den mykenischen Stil zurückgedrängt worden, um nach dessen Verfall in den Vordergrund zu treten und die griechische Kunst bis etwa zum Ende des 8. Jahrhunderts zu beherrschen. Wir kennen diesen Stil hauptsächlich aus der Vasenmalerei: und hier zeigt sich der mykenischen Zeit gegenüber insofern ein Fortschritt, als jetzt Darstellungen aus dem Menschenleben aufzutreten beginnen, die auf den mykenischen Vasen noch ganz fehlen. Freilich sind diese Darstellungen von großer Roheit, die Figuren oft in grotesker Weise verzeichnet. Daß das Kunsthandwerk im übrigen, insbesondere die Metallarbeit, sich auch in dieser Periode auf einer hohen Stufe technischer Vollendung erhalten hat, zeigen die Schilderungen des Epos; es ist ganz ungerechtfertigt, wie das in der Regel zu geschehen pflegt, von einem Verfall der griechischen Kultur nach dem Ende der mykenischen Periode zu sprechen.

Vielmehr vollzog sich gerade in dieser Zeit, um die Wende vom 2. zum 1. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung im Bereich des Ägäischen Meeres ein folgenschwerer technischer Fortschritt. Die mykenische Kultur hatte, wie wir gesehen haben, nur bronzene Waffen und Werkzeuge gekannt; jetzt lernte man das Eisen zu schmelzen und zu verarbeiten, und infolgedessen trat das eiserne Schwert an die Stelle des alten Bronzeschwertes. Die stärkere Angriffswaffe machte dann auch eine Verstärkung der Schutzwaffen nötig; an Stelle des mannshohen, mit Leder überzogenen Holzschildes der mykenischen Zeit trat ein ovaler Lederschild mit Bronzebeschlag, der wegen seines verhältnismäßig großen Gewichtes natürlich von kleinerem Umfange sein mußte und so die Unterschenkel ungedeckt ließ, die nun zuerst durch lederne Gamaschen, dann durch eherne Beinschienen geschirmt wurden; zu weiterem Schutz trug der Krieger unter dem Schild noch einen ledernen mit Erz beschlagenen Harnisch und einen ebensolchen Gurt um den Unterleib. Den Kopf schützte ein eherner Helm mit wallendem Busche. So ausgerüstete Krieger waren natürlich nicht imstande, längere Märsche zu machen; als Transportmittel blieb also zunächst der Streitwagen im Gebrauch, wie er in der mykenischen Zeit üblich gewesen war, bis allmählich die Sitte aufkam, zu Pferde reitend in den Kampf zu ziehen. Als hauptsächlichste Angriffswaffe diente die Lanze, die in der Regel zum Wurfe verwendet wurde; erst wenn dieser erfolglos blieb, mußte der Schwertkampf die Entscheidung bringen. Durch diese Bewaffnung waren die Anwohner des Ägäischen Meeres allen anderen Völkern überlegen; ihr zum großen Teil haben die Griechen es zu danken, daß sie im Laufe der nächsten Jahrhunderte die Herrschaft über das Mittelmeer errungen haben.

Mit den Waffen in der Hand hatten die Griechen am Ausgang der mykenischen Zeit die Inseln des Ägäischen Meeres und die Westküste Kleinasiens erobert; es konnte nicht fehlen, daß der kriegerische Geist auch weiter im Volke lebendig blieb. Es war wirklich, wie der Dichter sagt, ein „eisernes Geschlecht". Dem Nachbarstamm die Herden fortzutreiben oder auf schnellem Schiff das Meer zu durchfahren und an fremden Küsten zu plündern galt für den freien Mann als die würdigste Art des Erwerbes; die Muße des Friedens wurde durch Kampfspiele und alle Art Leibesübungen ausgefüllt; es gab keine größere Ehre, als es darin allen zuvorzutun. Bei festlichen Gelegenheiten wurden Wettkämpfe dieser Art veranstaltet und reiche Preise für die Sieger ausgesetzt, vor allem bei dem Leichenbegängnis der Könige, eine Sitte, aus der sich dann später die gymnastischen Spiele an den Festen zu Ehren der Götter entwickelt haben.

Ein Ritterleben dieser Art vermochten natürlich nur solche zu führen, die selbst oder deren Vorfahren auf glücklichen Raubzügen zu Wohlstand gelangt waren, denn einen andern Weg, Reichtum zu erwerben, gab es noch kaum. Wer zu dieser Klasse gehörte, sah voll Verachtung herab auf die Masse des Volkes, deren Tätigkeit in dem täglichen Broterwerb aufging, die Handwerker („Demiurgen"), Kleinbauern und Tagelöhner („Theten"); dafür achtete er sich für nicht schlechter als die Könige selbst und nahm, wie diese, göttliche Abkunft für sich in

Krieger von einer Vase aus Mykenä. Nach Furtwängler-Löschke, „Mykenische Vasen".

Anspruch. So vermochten es die Könige jetzt nicht mehr, jene Machtfülle zu behaupten, die sie nach dem Zeugnis der Denkmäler in der mykenischen Zeit besessen haben müssen. Das Königtum blieb zwar bestehen, aber der König war im Kreise des Adels nur noch erster unter seinesgleichen, der bei allen wichtigen Regierungshandlungen an die Zustimmung des Rates der Adelshäupter gebunden war, dessen Mitglieder auch wohl selbst den Königstitel in Anspruch nahmen. Da also alles durch die Debatte entschieden wurde, wurde die Beherrschung des Wortes für einen höher gestellten Mann bald ebenso unentbehrlich wie die Beherrschung der Waffen; beides zu sein, ein tüchtiger Redner und ein tapferer Kämpfer, war das Ideal, dem der Grieche dieser Zeit nachstrebte.

Größere Staaten hatte es in der mykenischen Zeit in Griechenland noch kaum gegeben. Selbst in der argeiischen Ebene, die geographisch ein so wohlgeschlossenes Ganzes bildet, die ein rüstiger Fußgänger in wenigen Stunden von einem Ende zum andern durchwandert, finden wir in jener Zeit die beiden Königssitze von Mykenä und Tiryns, die gleichzeitig geblüht haben müssen, daneben die Burgen von Mideia, Nauplia und die Larisa, die Akropole des späteren Argos, die ohne Zweifel ebenfalls Fürstensitze gewesen sind. Es mag allerdings sein, daß Mykenä eine Art Hegemonie über die Landschaft gehabt hat, wie denn das Heiligtum der Hera am Fuße des Berges Euböon, eine gute Stunde östlich von der Stadt, das ganze Altertum hindurch der sakrale Mittelpunkt der ganzen Argolis geblieben ist. Aber es war nur ein loses Band, das die Städte einte, und Mykenä hat seine herrschende Stellung nicht zu behaupten vermocht. Um die Zeit, wo die „mykenische" Kultur in Verfall kam, sah es sich von Argos überflügelt, der Stadt, die am Fuße der Burg Larisa erwachsen war. Bald vermochte Mykenä der jüngeren Rivalin nicht mehr zu widerstehen und sank zum unbedeutenden Flecken herab; die Leitung des Heiligtumes der Hera ging jetzt auf Argos über, dem auch die übrigen Städte der Landschaft sich beugen mußten und das so zur wichtigsten Stadt des Peloponnes wurde.

In ähnlicher Weise breitete Sparta seine Herrschaft über das ganze Eurotastal aus. Die kleineren Nachbarorte wurden zerstört, ihr Gebiet an die Sieger verteilt, ihre Bewohner zu Hörigen (Heiloten) gemacht, die fortan für ihre neuen Herrn die Äcker bebauen mußten, ganz wie es bei der griechischen Eroberung in Kreta gegangen war. Und ebenso wie in Kreta gaben sich auch die Spartaner eine stramm militärische Organisation, bei der schon die Knaben für den Krieg erzogen, und die Männer, wie die Soldaten im Felde, abteilungsweise zu gemeinsamen Mahlzeiten (Syssitien) sich versammelten; eine Organisation, die Sparta später in den Stand gesetzt hat, die Hegemonie über den Peloponnes und ganz Griechenland zu erringen. Die von Sparta entfernteren Städte der Landschaft wurden in ein Untertanenverhältnis gebracht: ihre Bewohner, die „Periöken" („Umwohner") wie sie seitdem in ihrem Verhältnis zu Sparta genannt werden, behielten zwar ihre Freiheit und ihren Grundbesitz, auch eine

gewisse Kommunalautonomie, mußten aber die Herrschaft der spartanischen Könige anerkennen und jederzeit bereit sein, auf deren Befehl ins Feld zu rücken.

In den anderen Teilen des Peloponnes stand in dieser Zeit jeder Gau noch für sich, und die Bevölkerung lebte, mit wenigen Ausnahmen, in Dörfern zerstreut. Dagegen ist es in Attika schon früh zu einer Einigung der Landschaft gekommen. Auch hier hatte einst eine Reihe von Gaustaaten bestanden, deren Königsburgen zum Teil noch heute nachweisbar sind; der bedeutendste dieser Staaten umfaßte die Zentralebene am Kephisos, zwischen Hymettos und Ägaleos, und bis zu den Vorhöhen des Parnes hinauf. Die Fürsten dieses Staates, deren Burg die Akropolis von Athen bildete, haben im Laufe der Zeit die übrigen Staaten ihrer Herrschaft unterworfen, und zwar auf der Basis völliger Gleichberechtigung, so daß ganz Attika fortan einen Einheitsstaat bildete. Die Sage schreibt diesen sogen. „Synökismos", der die spätere Größe Athens begründet hat, dem Theseus zu, einer mythischen Gestalt, die nichts weiter ist, als eine der zahllosen Hypostasen des Sonnengottes; in Wahrheit muß dieser Prozeß sich sehr langsam vollzogen haben und namentlich Eleusis hat seine Selbständigkeit gegen Athen bis in verhältnismäßig späte Zeit, vielleicht bis ins 8. oder 7. Jahrhundert behauptet.

In dem benachbarten Böotien ist es zu einer so vollständigen Verschmelzung der einzelnen Landesteile nicht gekommen, schon darum, weil es hier seit der mykenischen Zeit drei größere Mittelpunkte gab: Theben, Orchomenos und die Stadt auf der Insel Gha im Kopaissee, von deren Bedeutung die Reste ihres weitgedehnten Mauerringes und ihres Königspalastes noch heute Zeugnis geben, wenn auch ihr alter Name verschollen ist. Diese letztere ist allerdings früh zerstört oder wegen der bösen Luft verlassen worden, aber Orchomenos hat seine Bedeutung bis in die klassische Zeit behauptet, wenn es auch immer mehr hinter Theben zurücktrat. So war die Einigung der Landschaft nur in der Form eines zunächst noch ziemlich losen Bundesstaates möglich, an dessen Spitze Theben stand, während den einzelnen Städten eine verhältnismäßig große Selbständigkeit blieb. In den übrigen griechischen Landschaften standen die Städte oder Gaue meist ganz unabhängig nebeneinander und haben sich höchstens zu sakralen Verbänden zusammengeschlossen.

Überhaupt bildete die Religion das hauptsächlichste Band, das die Nation zusammenhielt. Die homerischen Epen zeigen uns den Kreis der Nationalgötter in allem wesentlichen schon so, wie wir ihn später in der klassischen Zeit finden. Die höchste Stelle nimmt der Himmelsgott Zeus ein, der „Vater der Götter und Menschen", dessen Macht größer ist, als die aller anderen Götter zusammen; neben ihm steht seine Gattin und Schwester Hera, die Himmelskönigin, seine Brüder, der Meergott Poseidon und der Herr der Unterwelt Hades; weiter die Erdgöttin Demeter und ihre Tochter, die Herrscherin im Reiche der Toten, Persephone, oder wie sie meist euphemistisch genannt wurde, das „Mädchen" (Kore); dann Athena, die jungfräuliche Tochter des Zeus, die im Kriege den Sieg verleiht und die Arbeit des Friedens beschirmt; der Feuergott Hephästos, den Zeus mit Hera gezeugt hatte; der Sonnengott Apollon und seine Schwester, die Mondgöttin Artemis; Aphrodite, die Schirmerin des weiblichen Geschlechtslebens, ursprünglich ebenfalls eine Mondgöttin; Hermes, der milde Spender aller guten Gaben, wie Apollon ein Lichtgott; das göttliche Brüderpaar, die „Söhne des Zeus" (Dioskuren), Schützer in jeder Not und Gefahr; Dionysos, eine chthonischer Gott, dem die Menschen das Geschenk der Rebe zu danken hatten, und der wilde Kriegsgott Ares. Heiligtümer dieser Götter gab es überall in den griechischen Landen, wenn auch natürlich je nach den lokalen Verhältnissen bald die eine, bald die andere Gottheit mehr in den Vordergrund trat, und daneben auch zahlreiche andere göttliche Wesen verehrt wurden.

Die Vorstellungen von der Gottheit begannen in dieser Zeit sich zu läutern. Man dachte sich die Götter jetzt in rein menschlicher Gestalt, wobei die Tiere, die einst im Glauben der mykenischen Zeit mit der sonst menschlich vorgestellten Gottheit zu grotesken Mißgestalten zusammengeflossen waren, jetzt zu Attributen der Gottheit wurden; Athena z. B. wurde jetzt nicht mehr mit dem Eulenkopfe gedacht, behielt aber die Eule als heiligen Vogel. Derselbe Anthropomorphismus beherrschte natürlich auch die Vorstellungen von dem inneren Wesen der Gottheit; man dachte sich die Götter mit allen menschlichen Trieben und Leidenschaften, nur mit unendlich größerer Macht, und vor allem unsterblich und in unvergänglicher Jugendkraft,

Ansicht der spartanischen Ebene mit dem Taygetos im Hintergrunde.

Photographie des deutschen archäologischen Instituts zu Athen.

während dem Glauben einer früheren Zeit die Vorstellung, daß die Götter auch sterben könnten, nicht fern gelegen hatte, zeigte man doch auf Kreta sogar das Grab des Zeus. Der anthropomorphistisch gedachte Gott mußte dann weiter seine Wohnung haben, die sein Kultbild enthielt und wo die Weihgeschenke aufbewahrt wurden, welche die Frömmigkeit der Gläubigen stiftete. Ohne Zweifel hat sich der Tempel aus der Hauskapelle entwickelt, die wir in den Palästen der mykenischen Zeit finden, wie denn später, als die Königsmacht gefallen war, sehr häufig Tempel auf den Trümmern der alten Paläste errichtet wurden. Bald erhoben sich dann auch in den heiligen Hainen Tempel der Götter.

An jede dieser Kultstätten knüpften sich heilige Legenden; sie bildeten den Inhalt der Hymnen, die am Feste des Gottes zu dessen Preise gesungen wurden. Je mehr dann die großen Nationalgötter im Volksglauben in den Vordergrund traten, wurden die zahllosen Lokalgötter überall da, wo sie keinen Kultus hatten, ihres göttlichen Wesens entkleidet und sanken zu „Heroen" herab, die in grauer Vorzeit gelebt haben sollten und unendlich höhere Kraft gehabt hätten als das lebende Geschlecht. Selbst Herakles hat diesem Schicksal nicht entgehen können. Die Lieder, die ihre Taten feierten, verloren infolgedessen ihren religiösen Charakter, der Schauplatz dieser Taten wurde vom Himmel auf die Erde verlegt: der Hymnos wurde zum Heldensang. Nun hatte die Phantasie der Dichter freiesten Spielraum; die einzelnen Lieder wurden in der mannigfachsten Weise miteinander verknüpft und zu großen Sagenkreisen verbunden, in denen dann auch der Niederschlag von Liedern Aufnahme fand, die historische Ereignisse feierten. Die Fülle des Stoffes konnte nur noch in umfangreichen Kompositionen erschöpft werden, und so entwickelte sich aus dem Heldenliede das heroische Epos.

Wir haben bereits gesehen daß die Anfänge der epischen Technik bis in die mykenische Zeit zurückgehen; auch das epische Versmaß, der Hexameter, stammt aus dieser Zeit oder hat sich doch aus einem daktylischen Versmaße der mykenischen Zeit entwickelt. Die Dichtungen aus jener Frühzeit des Götter- und Heldensanges sind freilich für uns verschollen; uns bleiben nur die beiden großen homerischen Epen, die den Höhepunkt dieser ganzen Entwicklung bezeichnen, und bereits das Altertum besaß keine älteren epischen Dichtungen. Aber schon die konventionelle epische Sprache voll stehender Formeln, die uns in der Ilias und Odyssee entgegentritt, würde uns den Beweis geben, daß diese Epen am Ende einer langen Entwicklungsreihe stehen.

Der bei weitem berühmteste der epischen Sagenkreise knüpft an die Zerstörung von Ilion an, das, wie die erhaltenen Trümmer beweisen, in vormykenischer und namentlich in mykenischer Zeit eine der bedeutendsten Städte am Hellespont gewesen ist, während die Stätte seitdem jahrhundertelang so gut wie wüst gelegen hat, bis Lysimachos um 300 v. Chr. ein neues Ilion gründete. Die Zerstörung der Stadt ist also eine historische Tatsache, und auch, daß sie durch die Griechen erfolgt ist, wird nicht wohl bezweifelt werden können, da ja die Ausbreitung der Griechen über die Küsten des Ägäischen Meeres eben in die letzten Jahrhunderte der mykenischen Zeit fällt. Die Sagen aber, welche den Kern der Lieder von den Kämpfen um Ilion bilden, sind viel älter und haben mit der Zerstörung der Stadt nicht das geringste zu tun. Zugrunde liegt zunächst ein uralter Mythos von dem Kampfe der Geister des Lichts (Lykier) mit den Wolkengeistern, den Danaern, damit verbunden ist der Mythos vom Raube der Mondgöttin Helena durch den Sonnengott und der Zurückführung der geraubten Göttin durch ein ihr eng verwandtes göttliches Brüderpaar, ein Mythos, der in verschiedener Weise erzählt wurde. Nach der attischen Sage wäre Helena von Theseus geraubt und von ihren Brüdern, den Dioskuren, nach ihrer Heimat Sparta zurückgeführt worden; nach dem homerischen Epos ist der Troer Alexandros der Räuber, dem Helena dann von ihrem Gatten Menelaos und dessen Bruder Agamemnon wieder entrissen wird. Um diese beiden Mythen haben sich im Laufe der Zeit eine ganze Reihe anderer Mythen und Sagengestalten angesetzt, die dem troischen Kreise ursprünglich ganz fern standen. So namentlich die Sage von dem Sonnenhelden Odysseus, der zum Hades herabsteigt und dann nach Hause zurückgekehrt, mit seinen nie fehlenden Pfeilen die Unholde tötet, die, während er fern war, seine Gattin bedrängt hatten.

Der zweite der berühmten griechischen Sagenkreise knüpft an die thebanische Sage von Ödipus an, der seinen Vater erschlägt und seine Mutter heiratet, ohne zu wissen, daß es seine

Der Poseidontempel zu Paestum

Aufnahme der Neuen Phot Ges., Berlin-Steglitz

Eltern sind und dann, als der Frevel an den Tag kommt, sich zur Sühne mit eigener Hand blendet und die mit der Mutter gezeugten Söhne verflucht, worauf Zwietracht zwischen den Söhnen ausbricht und sie sich gegenseitig im Kampfe töten. Damit verbunden wurde die Sage von dem Zuge der sieben argeiischen Helden gegen Theben, die vor den Toren der Stadt ihren Untergang finden, dann aber von ihren Söhnen gerächt werden, denen Theben erliegt. Daß auch hier Naturmythen zugrunde liegen, ist unzweifelhaft, aber sie entziehen sich der sicheren Analyse, weil uns die Sagen dieses Kreises nur in sehr junger Form vorliegen.

Die Epen, in denen diese und andere Sagenkreise behandelt waren und in denen sie ihre Ausbildung gefunden haben, sind in Jonien entstanden. Daran lassen der Dialekt der Ilias und Odyssee wie der Fragmente der verlorenen Epen nicht den geringsten Zweifel; gleichzeitig aber machen zahlreiche Äolismen, die in das ionische Sprachgut eingesprengt sind, es sehr wahrscheinlich, daß dem ionischen Epos ein äolisches Epos vorausliegt, das dann seinerseits wieder von dem Epos der mykenischen Zeit abhängt. Da jede dieser Schichten

Archaische schwarzfigurige Vase mit Darstellung aus der Sage von Troja. (Tod des Priamos.) Original im Königl. Museum zu Berlin.

auf der vorhergehenden Schicht ruht und ihr dem Inhalt wie der Form nach sehr vieles zu danken hat, ist es ganz müßig, nach dem Verfasser der Epen zu fragen; unzählige Dichter haben, direkt und indirekt, an der Ilias und Odyssee mitgearbeitet. Aber eben diese Kontinuität des epischen Gesanges zeigt uns, daß er von berufsmäßigen Sängern gepflegt wurde, wie das ja auch aus den Schilderungen der Odyssee deutlich hervorgeht. Die Kunst des Heldensanges erbte sich vom Vater auf den Sohn, vom Lehrer auf den Schüler fort, wie alle Kunstfertigkeit in dieser streng gebundenen Zeit. Eines dieser Sängergeschlechter waren die Homeriden auf Chios, die sich wahrscheinlich auch nach anderen ionischen Städten verzweigten und in deren Kreisen namentlich die Lieder aus dem troischen Zyklus ihre Ausbildung gefunden haben; so ist es gekommen, daß ihr Eponymos Homer als Verfasser dieser Epen betrachtet wurde, als man anfing, nach dem Namen des Verfassers zu fragen. In Wahrheit sind Ilias und Odyssee

ganz allmählich aus verhältnismäßig kleinen Kernen zu den umfangreichen Epen erwachsen, die uns heute vorliegen. Die verschiedenen Schichten lassen sich mit derselben Sicherheit scheiden, mit der der Geologe das relative Alter der Schichten der Erdrinde bestimmt. Aber freilich hat die jeweilig jüngere Schicht die älteren an vielen Stellen durchbrochen und zerstört, so daß eine Wiederherstellung des ursprünglichen Kernes der Epen, wie man sie wohl versucht hat, völlig ausgeschlossen ist; uns sind von den älteren Schichten nur Fragmente geblieben. Ihre endgültige Form haben die Epen im wesentlichen im Laufe des 8. und 7. Jahrhunderts erhalten, wenn auch einzelne Zusätze erst aus späterer Zeit stammen.

Fahrende Sänger, die von Stadt zu Stadt zogen, verbreiteten die Kenntnis der Epen, soweit die griechische Zunge klang. Die Welt der Sage, die sich in den Epen spiegelte, wurde dadurch zum Besitztum der ganzen Nation, und dieses geistige Band hat mächtig dazu beigetragen, den Griechen ihre Einheit zum Bewußtsein zu bringen. Wie die Ilias den troischen Krieg als ein Nationalunternehmen schildert, an dem alle griechischen Stämme Anteil hatten, so wird sie selbst und werden die anderen homerischen Epen die Quelle, aus der alle griechische Poesie der Folgezeit geschöpft hat, und bald begann auch die bildende Kunst ihre Stoffe aus dem Epos zu nehmen. Neben der Bibel hat keine andere literarische Schöpfung einen so tiefgreifenden Einfluß auf die Entwicklung der menschlichen Kultur gehabt, als das griechische Heldenepos.

Es ist kein Zufall, daß um dieselbe Zeit, wo das Epos sich über die ganze griechische Welt verbreitete, zum ersten Male ein gemeinsamer Name für die ganze Nation in Gebrauch kommt: der Name Hellenen. Homer kennt diesen Namen noch nicht oder doch nur an einigen jüngeren Stellen; das Heer Agamemnons ist ihm zwar aus Kontingenten aller griechischen Stämme zusammengesetzt, aber er hat keinen anderen Gesamtnamen dafür als die Bezeichnungen: Danaer, Achäer oder Argeier, die ihm in den älteren Epen gegeben waren. Die „Hellenen" sollen ursprünglich ein früh verschollener Stamm im südlichen Thessalien gewesen sein; warum gerade der Namen dieses Stammes zum Namen der ganzen Nation geworden ist, ist ebenso dunkel wie in der Regel die Entstehung der Volksnamen. Aber daß dieser Name jetzt (im 7. Jahrhundert) zur allgemeinen Geltung kam, zeigt uns besser als alles andere, daß die Nation endlich das Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit gewonnen hatte.

4. Die Seeherrschaft.

Die ältesten städtischen Mittelpunkte in Griechenland, die sagenberühmten Herrschersitze der Heroenzeit, hatten fast alle abseits vom Meere gelegen, so Mykenä und Sparta im Peloponnes, Athen, Theben, Orchomenos in Mittelgriechenland, Knosos und Phaestos auf Kreta. Jene Stufe der wirtschaftlichen Entwicklung, auf der Ackerbau und Viehzucht die hauptsächlichsten Erwerbsquellen bildeten, während der Handel noch ganz in den Hintergrund trat, fand darin ihren charakteristischen Ausdruck. Das mußte sich ändern, je reger die Beziehungen zwischen den einzelnen Teilen der Nation wurden. Während die gebirgige Natur der Halbinsel dem Verkehr die schwersten Hindernisse in den Weg legt, ist es das Meer, das die einzelnen Teile des Landes miteinander verbindet; und so treten denn jetzt, um dieselbe Zeit etwa, wo die Nation zum Bewußtsein ihrer nationalen Einheit gelangte, eine Reihe von Seestädten in den Vordergrund, die in der griechischen Vorzeit noch gar keine oder doch nur eine verhältnismäßig untergeordnete Rolle gespielt hatten. Seine natürlichen Brennpunkte findet der Verkehr an den griechischen Küsten an zwei Punkten: auf dem Isthmos, wo das Ägäische und Jonische Meer bis auf wenige Kilometer sich einander nähern, und am Euripos, der Euböa vom Festlande trennt und die nächste, vor allem aber die gefahrloseste Verbindung zwischen dem Süden und dem Norden Griechenlands bildet. An diesen Stellen sind darum zuerst im griechischen Mutterlande größere Handelsstädte erwachsen: auf dem Isthmos Korinthos und Megara, am Euripos Eretria und Chalkis. Dazu trat weiter die kleine Insel Ägina in der Mitte des saronischens Busens, deren Bewohner schon früh den Ruf gewannen, die tüchtigsten Seeleute in ganz Griechenland zu sein. Unter den Pflanzstädten an der kleinasiatischen Küste blühten am kräftigsten Milet und Phokäa empor, welche die Mündungen der beiden größten Flüsse im Westen der Halbinsel

Die Aristonothos-Vase im Conservatoren-Palast zu Rom, mit der ersten Darstellung einer Seeschlacht und der ältesten Künstlersignatur.

beherrschten, des Mäandros und Hermos, und damit die beiden wichtigsten Handelsstraßen, die vom Ägäischen Meer in das Innere führen.

Hier, an der kleinasiatischen Westküste, ist um diese Zeit die Erfindung gemacht worden, die mehr als alles andere zeigt, welche Bedeutung der Handel schon damals in der griechischen Welt gewonnen hatte und die von unermeßlicher Wichtigkeit für die wirtschaftliche Entwicklung aller Folgezeit geworden ist: die Erfindung der Münzprägung. Wohl hatten Gold und Silber in den alten Kulturstaaten des Ostens und auch in der griechischen Welt schon lange als Wertmesser gedient, und sie mögen auch bereits in Barren von bestimmtem Gewicht im Umlauf gewesen sein, aber noch keiner Regierung war der Gedanke gekommen, diesen Barren einen Stempel aufzudrücken, der für Gewicht und Feingehalt Gewähr leistete und damit dem Verkehr die beständige Anwendung von Wage und Probierstift zu ersparen. Diese ältesten Münzen waren aus „Elektron" geprägt, einem stark mit Silber legierten Golde, wie es aus dem Sande der lydischen Flüsse gewaschen wurde; sie hatten noch keine Aufschrift und waren nur mit dem Wappen des prägenden Staates bezeichnet, während die Rückseite leer blieb. Die neue Erfindung verbreitete sich rasch über die kleinasiatischen Küstenstädte und fand auch sehr bald ihren Weg nach dem griechischen Mutterlande, wo die Handelsstädte Ägina, Chalkis und Eretria schon früh im 7. Jahrhundert zu prägen begonnen haben; da hier aber Gold noch so gut wie gar nicht im Verkehr war, so haben diese Städte ihre Münzen in Silber geschlagen.

So stand die griechische Nation um die Wende vom 8. zum 7. Jahrhundert bereits auf einer verhältnismäßig hohen Stufe wirtschaftlicher Entwicklung, und sie begann infolgedessen hinauszugreifen über den engen Raum, auf dem bisher ihre Geschichte sich abgespielt hatte. Kühne Entdecker hatten schon seit dem 9. Jahrhundert sich auf die unbekannten Meere

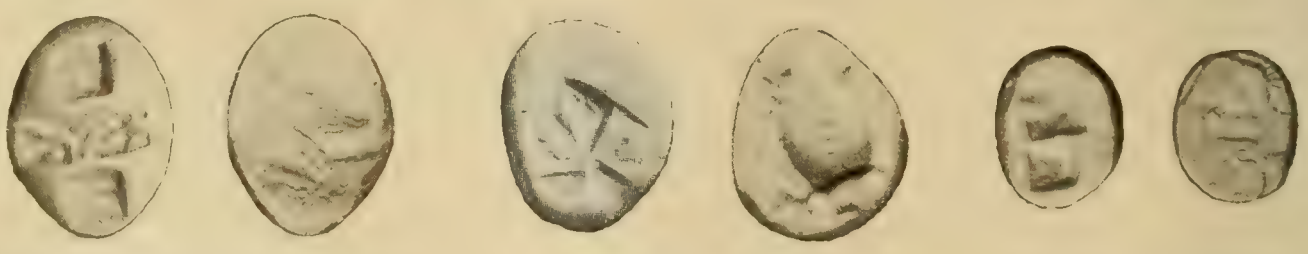
im Westen und Norden gewagt; ihre Namen hat keine Überlieferung aufbewahrt, aber die Abenteuer, die sie zu bestehen hatten, wurden einer der beliebtesten Stoffe des Epos, und sie leben noch heute fort in den Liedern von den Irrfahrten des Odysseus. Und jetzt kam die Zeit, wo dem Entdecker der Ansiedler folgte. Vor allem waren es die weiten Gebiete im Westen des ionischen Meeres, die zur Besitznahme einluden; hier fanden die Griechen ihr gewohntes Klima wieder und einen jungfräulichen Boden von unerschöpflicher Fruchtbarkeit, wie ihn die felsige Heimat nicht bot. Die Eingeborenen waren wohl tapfer und kriegerisch, standen aber noch auf einer niederen Kulturstufe und entbehrten vor allem jedes politischen Zusammenhaltes, so daß sie der Eroberung keinen wirksamen Widerstand entgegenzusetzen vermochten.

Beziehungen zum Westen bestanden schon seit sehr alter Zeit. In vorgriechischen Gräbern bei Syrakus haben sich vereinzelt mykenische Vasen gefunden; auf der Stätte von Tarent bestand sogar eine ganze Ansiedlung spätmykenischer Zeit, die vielleicht den Chaonen an der gegenüberliegenden epeirotischen Küste ihren Ursprung verdankt. Aber eine wirkliche griechische Kolonisation dieser Gebiete hat erst gegen Ende des 8. Jahrhunderts begonnen. Sie ist ausgegangen von den Chalkidiern auf Euböa, die, angeblich 736, am Fuße des Ätna die erste griechische Ansiedlung auf Sizilien, Naxos, gegründet haben. Von diesem Stützpunkte aus sind die Ufer der Meerenge, welche die Insel vom italischen Festlande trennt, in Besitz genommen worden, und Zankle (das heutige Messina) und auf der gegenüberliegenden Küste Rhegion (Reggio) gegründet worden; ferner am Südfuße des Ätna Katane und in der fruchtbaren Ebene, die vom Unterlaufe des Symäthos bewässert wird, Leontinoi. So entstand hier, im Nordosten Siziliens, ein zusammenhängendes chalkidisches Kolonialgebiet, dem dann als Außenposten im Norden, am Golf von Neapel, Kyme (um 700) und etwas später (um 640) an der sizilischen Nordküste Himera vorgelegt wurde.

Etwa gleichzeitig mit den Chalkidiern oder doch nicht lange nach ihnen begannen auch die Städte am Isthmos sich an der Kolonisierung des Westens zu beteiligen. Korinth nahm die fruchtbare Insel Kerkyra am Eingang des Adriatischen Meeres in Besitz und gründete bald darauf auf der kleinen Insel Ortygia, an der Ostküste Siziliens, im Süden des chalkidischen Kolonialgebietes, Syrakus, das dann im Laufe des 7. Jahrhunderts die ganze Südspitze Siziliens seiner Herrschaft unterwarf und hier eine Reihe von Pflanzstädten gründete, von denen Kamarina bald zu großer Blüte gelangte. Um die Verbindung mit Kerkyra zu sichern, nahmen die Korinthier dann, gegen Ende des 7. Jahrhunderts, an der akarnanischen Küste die Halbinsel Leukas in Besitz und gründeten etwa um dieselbe Zeit Ambrakia in der reichen Ebene am unteren Arachthos, während als Stützpunkte für den Handel auf dem Adriatischen Meere an der illyrischen Küste Apollonia und Epidamnos angelegt wurden.

Dem von Korinth gegebenen Beispiele folgte bald das benachbarte Megara und gründete wenige Meilen nördlich von Syrakus ein neues Megara, das freilich, zwischen dem chalkidischen und korinthischen Kolonialgebiet eingeklemmt, nie zu rechter Blüte gelangen konnte; von hier aus ist dann ein Jahrhundert später im äußersten Westen Siziliens Selinus angelegt worden, das die Mutterstadt bald weit überholte und dessen gewaltige Trümmer noch heute von seiner Bedeutung beredtes Zeugnis geben.

Ebenso haben die Bewohner der Landschaft Achaia an der Südküste des korinthischen Golfes sich schon früh an der Kolonisation des Westens beteiligt. Ihnen wird die Hellenisierung der Westküste des tarantinischen Golfes und des größten Teils des heutigen Kalabriens



Kleinasiatische Elektronmünze aus dem Beginn der Prägung (7. Jahrh. v. Chr.). Silberstater von Ägina 7.—6. Jahrh. vor Chr. Goldstater des Krösos 6. Jahrhundert vor Chr.

Älteste griechische Münzen. Originale im Königlichen Münzkabinett zu Berlin.

Zwei Metopen von einem Tempel zu Selinus. Nach Brunn, Denkmäler. Verlag F. Bruckmann, A.-G.

verdankt; ihre Pflanzstädte Metapontion an der Mündung des Bradanos, Siris an der Mündung des gleichnamigen Flusses, Sybaris an der Mündung des Krathis, Kroton am lakinischen Vorgebirge, Kaulonia beim Kap Kokynthos stellten bald alle übrigen griechischen Kolonien an diesen Küsten in den Schatten, so daß der Reichtum und die Üppigkeit von Sybaris zum Sprichwort wurden. Die Gebiete dieser Gemeinden erstreckten sich bis tief in das Binnenland und im Westen bis zum Tyrrhenischen Meer, an dessen Küste eine Reihe von Tochterstädten entstanden, unter denen Poseidonia in der fruchtbaren Ebene am unteren Seilaros die erste Stelle einnahm. Ihre Tempel, die noch heute in ernster Majestät inmitten des verödeten Mauerringes emporragen, bilden das herrlichste uns erhaltene Denkmal griechischer Baukunst neben den Tempeln der Akropolis von Athen.

Wie die Achäer dem Beispiele der Korinthier, so folgten die Euböa gegenüber wohnenden Lokrer dem Beispiele der Chalkidier; sie gründeten in der Nähe der Südostspitze Italiens, des zephyrischen Vorgebirges (Kap Spartivento) ein neues Lokroi (bald nach 700 v. Chr.). Auch diese Stadt griff bald quer über die Halbinsel nach dem Tyrrhenischen Meer hinüber, wo sie die Pflanzstädte Hipponion (Monteleone) und Medma, an dem Flusse, der noch heute Mesima heißt, anlegte. Von Lakonien aus wurde Tarent in Besitz genommen (um 700), während die Rhodier um dieselbe Zeit in einer fruchtbaren Ebene an der Südküste Siziliens Gela gründeten, das dank dieser günstigen Lage bald zu einer der ersten Städte der ganzen Insel emporblühte. Von hier aus ist etwa ein Jahrhundert später (um 580 v. Chr.) Akragas (Girgenti) angelegt worden.

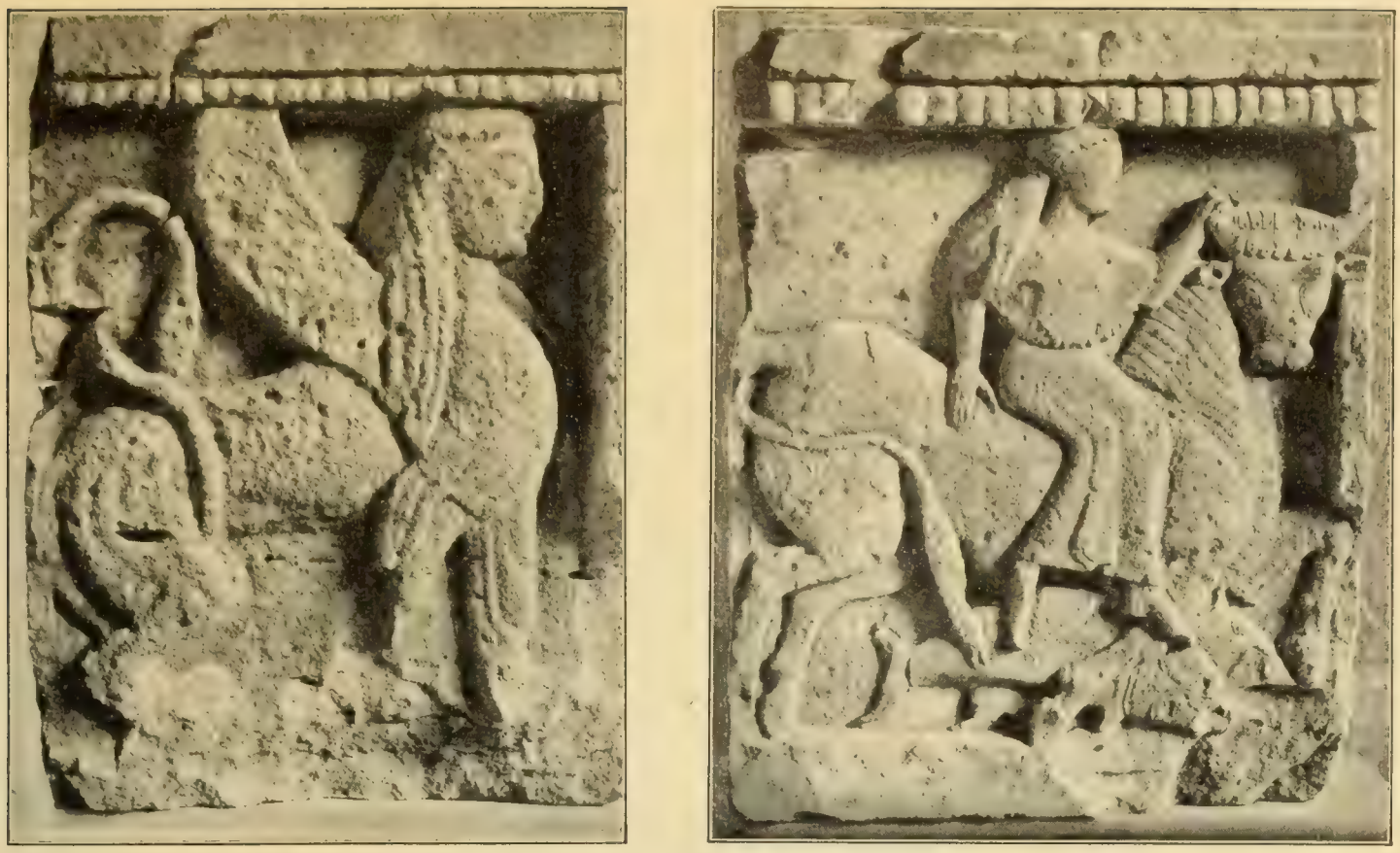
So hatten im Laufe von wenig mehr als einem Jahrhundert die Küsten Italiens von Tarent bis zum Golf von Neapel und die Ost- und Südküste Siziliens von Kap Peloron bis zum Kap Lilybäon sich mit einem fast ununterbrochenen Kranze griechischer Kolonien bedeckt; es war damit der griechischen Nation ein Gebiet gewonnen worden, das an Ausdehnung dem Mutterland südlich der Thermopylen kaum nachstand und dessen weites Hinterland noch für eine ungemessene Expansion Raum zu bieten schien. Es war nicht ganz ungerechtfertigt, wenn die Kolonisten jenseits des Jonischen Meeres ihr Land als Großhellas bezeichneten, im Gegensatz zu den engen Verhältnissen der alten Heimat.

Zur selben Zeit war, nach Norden und Nordosten hin, eine nicht weniger folgenschwere Erweiterung des griechischen Machtgebietes erfolgt. Eine dichte Reihe griechischer Pflanzstädte erstand während des 7. Jahrhunderts an der Nordküste des Ägäischen Meeres. Die Bewohner Euböas standen auch hier mit in erster Reihe; sie nahmen die Halbinsel in Besitz,

die ihrer Insel gegenüber sich weit nach Süden hin vorstreckt und die dieser Kolonisation den Namen Chalkidike verdankt. Die Korinthier sind ihnen auch hierhin gefolgt; sie gründeten auf dem Isthmos, welcher die kleine Halbinsel Pallene mit dem Rumpfe der Chalkidike verbindet, die Kolonie Poteidäa (um 600 v. Chr.) die lange die erste Stadt in diesem ganzen Gebiete geblieben ist. Die goldreiche Insel Thasos östlich der Chalkidike wurde um die Mitte des 7. Jahrhunderts von Paros aus besiedelt. Auf dem gegenüberliegenden Festlande erbauten um dieselbe Zeit Joner aus Klazomenä, denen später eine Kolonie aus dem gleichfalls ionischen Teos gefolgt ist Abdera, Joner aus Chios Maroneia; weiter östlich, an der Mündung des größten thrakischen Stromes, des Hebros (Maritza), wurde Anos von Lesbos aus gegründet. Auch die Lesbos gegenüberliegende Troas wurde von dort aus besiedelt. Die Ufer des Hellesponts und des Propontis bedeckten sich mit milesischen Pflanzstädten, von denen Abydos und Kyzikos die bedeutendsten waren (beide um 670 gegründet); das Abydos benachbarte Lampsakos, gleichfalls eine bedeutende Stadt, war eine Kolonie von Phokäa. Am thrakischen Bosporos gründeten die Megarer auf der asiatischen Seite Kalchedon (675 v. Chr.), auf dem gegenüberliegenden europäischen Ufer Byzantion (658 v. Chr.), und weiter, ein Jahrhundert später, im Mariandynerlande an der Südküste des Pontos Herakleia. Vor allem aber waren es die Milesier, welche den Pontos zum griechischen Meere gemacht haben, zum „gastlichen Meere" (Pontos Eureinos), wie er seitdem hieß. Sie sollen hier und an der Propontis nicht weniger als 90 Pflanzstädte gegründet haben, unter denen namentlich Sinope (gegründet um 630) an der kleinasiatischen Küste unweit der Mündung des Halys, Olbia (644 v. Chr.) an der Mündung des Borysthenes (Dnjepr) und Pantikapäon am kimmerischen Bosporos (der Straße von Kertsch) zu großer Bedeutung gelangt sind. Doch haben es alle diese Kolonien am Pontos nur in beschränktem Maße vermocht, das von kriegerischen Barbaren bewohnte Hinterland ihrer Herrschaft zu unterwerfen, so daß es hier zu einer wirklichen Hellenisierung des Landes wie in Italien und Sizilien niemals gekommen ist.

Dagegen ist den Griechen im Süden, auf der libyschen Küste, nur die Besiedlung des Hochlandes von Kyrene gelungen; sie ist ausgegangen von den Bewohnern der kleinen Kykladeninsel Thera (um 630), denen sich dann Kolonisten aus anderen Teilen Griechenlands, namentlich aus Kreta und dem Peloponnes anschlossen. Weiter nach Westen hin setzten die phönikischen Kolonien an den Syrten und im heutigen Tunesien, nach Osten hin das dichtbevölkerte Niltal mit seiner alten Kultur der griechischen Expansion unübersteigliche Schranken. Doch kamen die Herrscher Ägyptens im Laufe der Zeit dahin, die griechischen Piraten, von denen ihre Küste unablässig beunruhigt wurde, ihren eigenen Zwecken dienstbar zu machen. So nahm Psammetichos, der Fürst von Sais und Memphis, um 660 eine größere Zahl dieser Piraten in Sold und machte sich mit ihrer Hilfe zum König über das ganze Land, das damals in eine Reihe kleinerer Staaten zerfallen war. Er selbst und seine Nachfolger suchten auch später in einem griechischen Söldnerheere die hauptsächlichste Stütze ihrer Herrschaft, und so wurde das Land dem griechischen Handel geöffnet. Die Griechen erhielten, um 600, einen Teil der Stadt Naukratis eingeräumt, unweit der Mündung des westlichen Nilarmes, um hier Faktoreien zu gründen und nach ihrer heimischen Weise unter selbstgewählten Obrigkeiten zu leben. Eine Reihe der bedeutendsten griechischen Handelsstädte nahmen an der neuen Ansiedlung teil: Miletos, Phokäa, Samos, Chios, Teos, Klazomenä aus Jonien, Halikarnassos, Knidos, die drei Städte auf Rhodos, Phaselis aus der kleinasiatischen Doris, das äolische Mytilene auf Lesbos, endlich, als einzige Gemeinde aus dem griechischen Mutterlande, Ägina. Es war also, im Gegensatze zu allen übrigen Kolonien, eine panhellenische Gründung, die hier im fremden Kulturlande den griechischen Nationalgedanken zum Ausdruck brachte; die Vorläuferin des späteren Alexandreia.

Auch der ferne Westen wurde um diese Zeit von den Griechen erschlossen, und zwar gebührt dieses Verdienst in erster Reihe der Stadt, die neben Miletos der wichtigste kommerzielle Mittelpunkt Joniens war: Phokäa. Schon um 600 wurde von hier aus Massalia unweit der Mündung des Rhodanos gegründet, und bald bedeckten sich die benachbarten Küsten bis nach Spanien hin mit einer Reihe von Handelsfaktoreien. Doch das eigentliche Ziel dieser Fahrten bildete das Silberland Tartessos am Bätis und den Säulen des Herakles, dessen



Zwei Metopen von einem Tempel zu Selinus. Nach Brunn, Denkmäler. Verlag F. Bruckmann, A.-G.

Entdeckung zuerst einem samischen Schiffer, Kolãos, gelungen war; die Kunde von den Reichtümern, die er heimgebracht hatte, ließ die Phokäer nicht ruhen, bis sie auch an diesen Küsten sich festgesetzt hatten, wo Mänake, unweit des heutigen Malaga, von ihnen gegründet wurde, die westlichste aller griechischen Pflanzstädte.

So beherrschten die Griechen am Anfang des 6. Jahrhunderts fast das ganze Mittelmeer; nur an der Nordküste Afrikas, von der großen Syrte westwärts, hielten die Phöniker den griechischen Einfluß noch fern. Der größte und wichtigste Schritt zur Weltherrschaft war getan. Und das alles war fast ausschließlich durch private Initiative erreicht worden. Mit wenigen Ausnahmen verdanken die Kolonien dieser Zeit ihre Gründung unternehmungslustigen Männern, denen es in der alten Heimat zu eng wurde und die unter selbstgewählten Führern auf eigene Faust in die Ferne zogen, um dort ihr Glück zu machen. Darum stehen die so begründeten Kolonien der Mutterstadt meist ganz selbständig gegenüber, wenn auch ihre Einrichtungen in der Regel natürlich denen der Mutterstadt nachgebildet waren, wie dort dieselben Götter verehrt, die gleichen Behörden gewählt wurden und gleiche Mundart und gleiche Sitte herrschte. Nur eine Anzahl der am spätesten, gegen Ende des 7. und im 6. Jahrhundert gegründeten Kolonien sind von der Regierung der Mutterstadt gegründet worden und darum auch von dieser in politischer Abhängigkeit geblieben; so namentlich die korinthischen Kolonien der Kypselidenzeit. Aber auch, wo ein solches Band der Abhängigkeit fehlte, sind die Kolonien doch in der Regel mit der Mutterstadt in engster Verbindung geblieben, sie haben den Bürgern der alten Heimat, wenn sie nach der Kolonie kamen, eine bevorrechtete Stellung eingeräumt, sie bildeten sichere Stützpunkte für den Handel der Mutterstadt und die besten Abnehmer für die Erzeugnisse ihres Gewerbfleißes.

Das mußte dann mächtig auf die wirtschaftlichen Verhältnisse des Mutterlandes zurückwirken. Die Kolonien waren zunächst und noch auf lange Zeit außerstande, ihren Bedarf an Industrieerzeugnissen selbst zu befriedigen und blieben also auf den Import aus dem Mutterlande angewiesen. So entwickelte sich hier eine für den Export arbeitende Gewerbtätigkeit. Sie fand natürlich ihre Mittelpunkte vor allem in denselben Städten, die auch die Ausgangspunkte der Kolonisation gebildet hatten, in Jonien, in Euböa und auf dem Isthmos.

Milet wurde zum Hauptsitze der Textilindustrie, die Metallindustrie blühte in dem erzreichen Chalkis, daneben auch in Korinth und seinen Nachbarstädten, während die Töpferei in Korinth und Athen ihren Mittelpunkt fand.

Bald begann es an Arbeitskräften zu fehlen und man sah sich infolgedessen genötigt, sie aus dem Auslande einzuführen. Zuerst ist das, wie natürlich, in Kleinasien geschehen, wo die benachbarten Barbarenländer eine unerschöpfliche Bezugsquelle dafür boten; die Insel Chios hat den traurigen Ruhm, der erste griechische Staat gewesen zu sein, der seine Produktion auf Sklavenarbeit gegründet hat. Von Jonien aus hat sich die Verwendung von Sklaven dann bald nach den industriellen Zentren des Mutterlandes verbreitet, so namentlich nach Korinth; hier sah die Regierung schon um 600 sich genötigt, durch gesetzliche Maßregeln dagegen einzuschreiten, was natürlich ohne dauernden Erfolg bleiben mußte.

Ein größerer Gewerbebetrieb, namentlich wenn er auf Sklavenarbeit gegründet ist, hat den Besitz von Kapital zur Voraussetzung; nicht minder der Großhandel, wie er jetzt nach den Kolonien betrieben wurde. Wer also nicht hinreichendes eigenes Kapital hatte, war darauf angewiesen, es sich als Darlehn zu verschaffen und mußte dann natürlich bereit sein, einen entsprechenden Entgelt dafür zu bezahlen. So trat ein neuer Faktor in das griechische Wirtschaftsleben, der Zins. Und da die vorhandenen Kapitalien noch sehr beschränkt waren, das Risiko, namentlich beim Seehandel groß war, so mußte der Zinsfuß hoch sein, wie stets bei wenig entwickelten wirtschaftlichen Zuständen. Das wirkte dann weiter auf alle sozialen Verhältnisse zurück. Der Kleinbauer hatte bisher, wenn er einmal in Not kam, bei seinem reicheren Nachbar ohne Mühe ein Darlehn gefunden, das, der Natur der Sache nach, in der Regel in Getreide gegeben und nach der Ernte ebenso zurückgezahlt wurde; wenn es auch üblich war, etwas mehr zurückzuerstatten, als man empfangen hatte, so lag doch dazu kein Zwang vor. Jetzt aber, wo es für Kapitalien eine lohnende Verwendung gab, wurde ein fester Zins ausbedungen, für dessen pünktliche Zahlung, wie für die Rückzahlung des Darlehens selbst, das Gütchen des Schuldners zu haften hatte, und falls dies nicht ausreichte, die Personen des Schuldners und seiner Familienglieder selbst. Bald bedeckten sich die Felder weithin mit steinernen Pfeilern, auf denen die Schulden verzeichnet waren, die auf den Grundstücken lasteten. Und bei der Höhe des Zinsfußes mußte die Aufnahme einer solchen Hypothek meist früher oder später zum Ruin des Schuldners führen, der dann endlich von Haus und Hof getrieben wurde oder gar in die Knechtschaft des Gläubigers kam.

Der Apollon von Tenea. München.
Nach Brunn, Denkmäler griech. u. römisch. Kultur. Verlag von F. Bruckmann, A.-G.

Natürlich herrschten solche Zustände nur in den wirtschaftlich fortgeschrittensten Teilen der griechischen Welt, den Handels- und Industriestaaten, während der größte Teil der griechischen Halbinsel, wo der Ackerbau nach wie vor die fast alleinige Erwerbsquelle bildete, dadurch noch kaum berührt wurde. Dort aber hätte sie unfehlbar zur Vernichtung des freien Bauernstandes führen müssen, der ganz außerstande war, sich aus eigener Kraft gegen die wirtschaftliche Übermacht der großen Besitzer zu schützen. Wenn es nicht dazu gekommen ist, oder doch erst in viel späterer Zeit, so ist dies dem Emporkommen eines kräftigen Handwerkerstandes zu danken, an dem der Bauernstand gegen den grundbesitzenden Adel eine Stütze fand.

5. Die Anfänge der Freiheitsbewegung.

Dieselben Ursachen, die seit dem Ausgange des achten Jahrhunderts eine Umwälzung im griechischen Wirtschaftsleben und weiter in der Struktur der griechischen Gesellschaft hervorbrachten, waren von tiefstgreifender Wirkung auch auf die geistige Entwicklung der Nation; sie führten zur Befreiung von dem Konventionalismus, der das griechische Denken wie das griechische Leben so lange in Fesseln gehalten hatte.

Wie die neue Zeit auf wirtschaftlichem Gebiete ihren Ausdruck in der Erfindung der Münzprägung findet, so auf geistigem Gebiete in der Annahme der Buchstabenschrift. Die schwerfällige Silbenschrift, wie sie in der mykenischen Zeit im Gebrauch gewesen war, genügte dem Bedürfnis nicht mehr; nur auf dem abgelegenen Kypros, das in so vieler Beziehung die Zustände einer längst vergangenen Zeit konserviert hatte, hat sie sich bis zum Ende des vierten Jahrhunderts erhalten. Überall sonst wurde sie ersetzt durch ein neues Schriftsystem, dessen Zeichen von den Semiten Syriens, sei es den Phönikern oder den Nord-Aramäern, übernommen wurden. Aber während die semitische Schrift nur Zeichen für die Konsonanten kannte und kennt, die Vokale dagegen unbezeichnet ließ, so daß sie eigentlich nichts anderes war, als eine unvollkommene Art Silbenschrift, haben die Griechen den Schritt getan, auch den Vokalen eigene Zeichen zu geben. Sie nahmen dazu die Zeichen der semitischen Hauchlaute, für die sie selbst keine Verwendung hatten; nur für den Vokal *Y* haben sie ein neues Zeichen erfunden. Da das semitische Alphabet in Syrien selbst erst gegen das Ende des zweiten Jahrtausends in Gebrauch gekommen ist, so kann es in Griechenland nicht vor dem Anfang des ersten Jahrtausends eingeführt worden sein, etwa im neunten Jahrhundert; doch blieb natürlich der Gebrauch der neuen Schrift lange auf sehr enge Kreise beschränkt, und wir haben bis jetzt keine Inschrift, die über das siebente Jahrhundert hinaufginge, wie auch die ältesten Münzen noch durchweg aufschriftslos sind. Doch muß die Schrift schon im achten Jahrhundert sich über den größten Teil der griechischen Welt verbreitet haben, denn alle seitdem gegründeten Kolonien folgen dem Alphabete der Mutterstadt. Dabei konnte es nicht fehlen, daß das ursprüngliche Alphabet in mannigfacher Weise modifiziert wurde. Unverändert hat es sich nur auf Kreta und den benachbarten Inseln Melos und Thera erhalten, die ähnlich wie Kypros schon früh dem Geistesleben der übrigen Nation gegenüber eine isolierte Stellung eingenommen haben; überall sonst ist das Alphabet bereits in sehr alter Zeit durch ein eigenes Zeichen für die labiale Aspirate *Φ* bereichert worden. Dann aber hat die Entwicklung einen doppelten Weg eingeschlagen. In Jonien, auf den Kykladen, in Attika, Argos und auf dem Isthmos von Korinth wurde für die gutturale Aspirate das Zeichen *X* eingeführt, während in den übrigen Teilen der griechischen Halbinsel und auf Euböa für diesen Laut das Zeichen *Ψ* gebraucht, und das Zeichen *X* für den Doppelkonsonanten *x* verwendet wurde. Dies letztere Alphabet ist durch die chalkidische Kolonisation zu den italischen Völkern gekommen und lebt noch heute in unserem lateinischen Alphabet fort, während das ionische Alphabet seit dem vierten Jahrhundert v. Chr. zum gemeingriechischen Alphabet geworden und als solches noch jetzt in Gebrauch ist.

So war die Grundlage geschaffen, auf der fortan die geistige Entwicklung Griechenlands und Europas sich aufbauen sollte. Wenn die Schrift auch noch lange sehr schwerfällig blieb, wenn es auch ein lesendes Publikum noch durch Jahrhunderte nicht gegeben hat und der fahrende Sänger nach wie vor dem Volke die Kenntnis der Literatur vermittelte, so war doch jetzt die Möglichkeit gegeben, literarische Werke aufzuzeichnen und dadurch vor der Vergessenheit oder vor den Veränderungen zu schützen, die bei bloß mündlicher Überlieferung unvermeidlich sind. Es hängt damit zusammen, daß die großen Epen im siebenten Jahrhundert zum Abschluß gelangten in der Gestalt, in der sie uns im wesentlichen noch heute erhalten sind.

Doch die Welt des Epos gehörte jetzt der Vergangenheit an und alle wahre Poesie kann nur aus der lebendigen Gegenwart schöpfen. So sind zwar in dieser Zeit noch viele Epen gedichtet worden, aber sie blieben weit hinter den alten Vorbildern zurück und sind darum auch der verdienten Vergessenheit anheimgefallen. Dabei wurde die epische Form jetzt zur Behandlung von Stoffen verwendet, die mit der Poesie als solcher nichts mehr zu tun haben

und die eine spätere Zeit in Prosa behandelt haben würde. Dieser Art sind die genealogischen Epen, als deren Verfasser später Hesiodos betrachtet wurde, in derselben Weise wie Homer als der Verfasser aller Heldenepen galt. Ihre Entstehung fällt in das siebente, zum Teil wohl auch erst in das sechste Jahrhundert; sie dienten dem Zweck, in die Fülle der überlieferten Mythen System und Ordnung zu bringen. Es waren trockene Namensverzeichnisse, von deren Art die hesiodische Theogonie und der in die Ilias eingelegte Schiffskatalog uns eine Vorstellung geben können. Auch Fragen des praktischen Lebens wurden jetzt in epischer Form behandelt. So geben die ebenfalls Hesiod zugeschriebenen „Werke und Tage" Anweisungen für den Landbau zu dem Zweck, den Bauer vor Not und Schulden zu bewahren; das kleine Gedicht ist für alle didaktische Poesie späterer Zeiten das Vorbild geworden.

Im Epos tritt der Dichter völlig hinter seinem Werke zurück; er singt nur, was ihn die Muse gelehrt hat, seine eigene Individualität kommt nur in der Weise, wie er seinen Stoff behandelt, zum Ausdruck, und auch hier sind ihm bei der streng gebundenen epischen Technik sehr enge Grenzen gesteckt. Die „Werke und Tage" schlagen zum erstenmal einen anderen Ton an; der Dichter belebt seinen trockenen Stoff dadurch, daß er uns von den eigenen Lebensschicksalen erzählt, von dem Prozeß mit seinem Bruder Perses um die Teilung des väterlichen Erbes und dem ungerechten Spruch der Richter. Was hier nur zur Einkleidung dient, bildet das Wesen der Dichtung des Mannes, der zuerst die Fesseln des Konventionalismus gesprengt und damit der Dichtung aller Folgezeit die Wege gewiesen hat: des Pariers Archilochos (um 650 v. Chr.). Er hat ein vielbewegtes Leben geführt; als einer jener Pioniere, die ihrer Nation die Herrschaft über das Mittelmeer erkämpften, hat er früh die Heimat verlassen und sich an der Ansiedlung beteiligt, die eben damals von Paros aus auf dem noch unwirtlichen, waldbedeckten Thasos gegründet wurde; von dort aus hat er so manche Kriegsfahrt gegen die tapferen Bewohner der thrakischen Küste unternommen. Doch das Glück, das zu suchen er ausgezogen war, hat er nicht gefunden; er hat in Soldienste treten müssen und soll endlich in einer Schlacht gefallen sein.

Vase mit der ältesten griechischen Inschrift. Photo des deutschen archäologischen Instituts.

Allem aber, was ihm begegnete, hat er im Liede Ausdruck gegeben und dabei stets die eigene Person in den Vordergrund gestellt. So ist er der erste Grieche, der in seiner vollen Individualität, als Mensch von Fleisch und Bein vor uns steht. Natürlich war das epische Versmaß für Dichtungen solcher Art nicht zu verwenden; Archilochos griff also auf die volkstümlichen Maße zurück, den Jambos und den Trochäos, und verwendete daneben das elegische Distichon. Seine Lieder fanden bald großen Beifall und wurden gleich den Homerischen Epen von fahrenden Sängern über die ganze griechische Welt verbreitet, wobei es natürlich nicht fehlen konnte, daß so manches in seiner Manier von anderen gedichtete Stück unter Archilochos' Namen vorgetragen wurde und endlich in der Sammlung seiner Gedichte Aufnahme fand. Auch sonst hat es ihm an Nachahmern nicht gefehlt, wie Semonides aus Amorgos und später im sechsten Jahrhundert Hipponax aus Ephesos, der ein neues Metrum, den Hinkiambos, zur Anwendung brachte; doch blieben sie alle weit hinter ihrem Vorbilde zurück. Nur die Elegie, die von Archilochos nur beiläufig gepflegt worden war, fand kräftige Fortbildung; in diesem Maße dichteten Kallinos aus Ephesos und etwas später der Spartaner Tyrtäos und der Smyrnäer Mimnermos ihre Schlacht-

Panorama von Delphi. Photographie von Alinari.

gesänge, während Tyrtäos und sein Zeitgenosse Solon aus Athen die Elegie auch als Mittel zur politischen Propaganda verwendet haben. Mimnermos hat dann der Elegie das Feld geöffnet, auf das sie sich später fast ausschließlich beschränken sollte; in einem Elegienkranze, den er der schönen Flötenspielerin Nanno widmete, sang er von der Liebe Lust und Leid und der so schnell hinschwindenden Schönheit und Jugend.

Hand in Hand damit ging eine Läuterung der ethischen Anschauungen. Wenn die homerische Zeit den Wert des Mannes nur nach seinen äußeren Vorzügen geschätzt hatte, beginnt man jetzt auf die sittliche Tüchtigkeit das Hauptgewicht zu legen. Der Mord wird als schwere Verschuldung empfunden, die den Täter ebenso wie die ganze Gemeinde befleckt und durch religiöse Zeremonien gesühnt werden muß. eine Vorstellung, die der homerischen Zeit noch ganz fern lag. Es gilt als unedel, über den Tod des Gegners in lauten Jubel auszubrechen oder seine Leiche zu schänden; vielmehr werden die Leichen der gefallenen Feinde nach dem Siege ihren Angehörigen zurückgegeben und zu ihrer Bestattung ein Waffenstillstand gewährt. Überhaupt soll die Gerechtigkeit die Richtschnur des Handelns bilden; sie gilt dieser Zeit als die höchste der Tugenden. Die Dichter, von Hesiod und Archilochos an, werden nicht müde, immer aufs neue diese sittlichen Forderungen einzuschärfen.

Das mußte dann weiter auf die religiösen Vorstellungen Einfluß üben. Die Götter werden dem Glauben dieser Zeit zu Hütern und Schirmern der sittlichen Weltordnung; wer diese verletzt, frevelt damit gegen die Gottheit. Demgemäß werden sie jetzt als allmächtig und allwissend gedacht; und da der Begriff der göttlichen Allmacht mit dem Polytheismus unverträglich ist, beginnt eine Umbildung der Religion im monotheistischen Sinne sich anzubahnen. Zeus, schon nach homerischem Glauben der höchste der Götter, wird jetzt zum „Gotte" schlechtweg, der nicht mehr unter dem Schicksale steht, sondern selbst das Schicksal ist; den übrigen Göttern bleibt nur die Ausführung seiner Befehle und die Vermittlung zwischen Zeus und den Menschen. Die Anfänge dieser Vorstellungen reichen schon in die Blütezeit des Epos

hinauf; um die Wende vom siebenten zum sechsten Jahrhundert sind sie zum Gemeingut aller Gebildeten geworden.

Bei solchem Glauben mußte die Erforschung des Willens der Gottheit eine ganz besondere Bedeutung gewinnen. Neben die Vogelschau und Zeichendeutung, wie sie seit unvordenklichen Zeiten geübt worden war, trat jetzt die Untersuchung der Eingeweide der Opfertiere; denn da der Gottheit nur ganz fehlerlose Tiere als Opfer genehm sein konnten, so war der Zweck des Opfers verfehlt, wenn sich beim Schlachten ergab, daß die Eingeweide abnorm gebildet waren, und das galt dann natürlich als übles Vorzeichen. Dies Verfahren hatte den Vorteil, daß es überall angewendet werden konnte und keinen Zweifel über den Willen der Gottheit ließ; es kam denn auch bald in allgemeine Übung und drängte die älteren Arten der Weissagung zurück.

Bronzeplatte aus Olympia im griechisch-orientalischen Stil. Athen.

Aber auch durch direkte Offenbarung gab die Gottheit an ihren Kultstätten den Gläubigen ihren Willen zu erkennen, namentlich an den Kultstätten des Gottes, dessen besondere Aufgabe es war, „den Menschen den untrüglichen Ratschluß des Zeus zu verkünden", Apollon. Es handelte sich dabei durchaus nicht darum, dem Fragenden die Zukunft zu enthüllen, sondern ihm Vorschriften zu geben über ein gottgefälliges Handeln oder zur Sühnung begangener Schuld. Unter den zahllosen Orakelstätten, die überall in der griechischen Welt zu finden waren, gelangte in dieser Zeit das Orakel des Apollon in Delphi am Fuß des Parnassos zu größtem Ansehen; von nah und fern strömten die Gläubigen hierhin, sich bei religiösen Zweifeln Rat zu holen oder um Beruhigung in Gewissensängsten zu finden. So wurde die Stätte von Delphi zur höchsten Autorität der Nation in allen religiösen und ethischen Fragen.

Die rohen Fetische, die seit alter Zeit als Symbole der Gottheit verehrt wurden, konnten jetzt dem religiösen Bedürfnis nicht mehr genügen, man wollte die Götter sehen, wie man sie im Herzen trug, in menschlicher Gestalt. Man begann damit, Götterbilder aus Holz zu schnitzen, und diese Technik ist lange, bis ins sechste Jahrhundert hinein, die herrschende geblieben. Allmählich ging man dann zur Verwendung dauerhafteren Materials, Erz oder Stein, über. Diese Versuche fielen zunächst unvollkommen genug aus, die Gestalten sind roh und steif, ohne Individualisierung, die Gesichter zeigen ein stereotypes Lächeln. Aber die Kunst lernte an der Aufgabe, die ihr hier gestellt war, die technischen Schwierigkeiten wurden mehr und mehr überwunden, an die Stelle der Nachahmung überlieferter Typen begann eine lebendige Naturbeobachtung zu treten. Schon im sechsten Jahrhundert zeigte sich die griechische Kunst in dieser Hinsicht der Kunst der alten Kulturvölker des Orients überlegen.

Auch die Architektur stand jetzt, nach dem Verfalle der alten Königsmacht, fast ausschließlich im Dienste der Religion. Ihre hauptsächlichste Aufgabe bildete der Tempelbau. Bisher hatte man sich mit einfachen Bauten aus Holz und Lehmziegeln begnügt; sie bestanden aus einem Raume zur Aufnahme des Götterbildes und der Weihgeschenke, umgeben von einer Reihe hölzerner Säulen, die das weitvorspringende Dach trugen. Dieser Holzbau wurde jetzt durch einen Steinbau ersetzt, in der Weise, daß die hölzernen Bauglieder in dem neuen Material

Heratempel zu Olympia. Photographische Aufnahme von Alinari.

nachgeformt wurden. Dabei bildeten sich zwei Baustile aus: der gedrungene, sog. dorische Stil im Mutterlande und den von dort aus gegründeten Kolonien des Westens, und der schlankere, sog. ionische Stil mit seinem charakteristischen Volutenkapitäl in Kleinasien. Bald begann man die Giebel und Friese der Tempel mit Reliefdarstellungen zu schmücken, deren Gegenstände natürlich meist dem Mythos entnommen waren, wodurch sich der Plastik ein neues lohnendes Feld der Tätigkeit öffnete. Solche Steintempel erstanden während des siebenten und sechsten Jahrhunderts in allen Teilen der griechischen Welt.

In der dekorativen Kunst wurde der geometrische Stil im 7. Jahrhundert aufgegeben, und es kamen dafür orientalische Motive zur Herrschaft, Löwen, Panther und andere wilde Tiere, auch geflügelte Fabelwesen, wie sie von der assyrischen Kunst geschaffen worden waren. Wir finden solche Darstellungen ebenso auf den Metallarbeiten wie auf den Tongefäßen dieser Zeit. Daneben wurden Szenen aus dem täglichen Leben dargestellt, wie schon auf den Dipylonvasen, und bald ging man dazu über, die Darstellungen dem Mythos zu entnehmen, wobei die Figuren durch Beischriften kenntlich gemacht wurden. Dadurch sind dann, im Laufe des 6. Jahrhunderts, die orientalischen Motive verdrängt worden. Namentlich die attische Vasenfabrikation hat hier epochemachend gewirkt. Ihre Erzeugnisse aus den letzten Jahrzehnten des 6. Jahrhunderts sind zum Teil in Zeichnung und Komposition von vollendeter Schönheit, wie sie kein anderer Zweig der damaligen Kunst zu erreichen vermocht hat, und sie haben sich durch diese Vorzüge den Weltmarkt erobert.

Das Streben nach Befreiung von allem überlieferten Zwange, das sich in der Dichtung und Kunst dieser Zeit ausspricht, fand natürlich auch auf politischem Gebiete seinen Ausdruck. Schon gegen Ende der homerischen Periode war die alte Königsmacht mehr und mehr durch den aufstrebenden Adel beschränkt worden; jetzt wurde sie in dem größten Teile der griechischen Welt ganz beseitigt. Meist geschah das durch friedliche Evolution. Je mehr das soziale Leben sich komplizierte, desto weniger war der König imstande, in eigener Person alle Verwaltungs-

geschäfte zu versehen; es wurde nötig, ihm Beamte zur Seite zu stellen, die durch Volkswahl ernannt wurden und mehr und mehr alle wirkliche Macht an sich rissen, so daß der König auf die sakralen Funktionen seines Amtes beschränkt blieb, bis endlich auch diese gewählten Beamten übertragen wurden, für die dann wohl der altgeheiligte Königstitel in Geltung blieb. So ist es in Athen gegangen, wo dem Könige zuerst ein jährlich neugewählter Kriegsoberst („Polemarchos") und ein ebenso gewählter Oberbeamter („Archon") für die Zivilverwaltung, weiter sechs Oberrichter („Thesmotheten") für die Rechtspflege an die Seite traten, und zuletzt der erbliche König durch einen Wahlkönig ersetzt wurde, dem die Sakralverwaltung unterstellt blieb. Das ist vielleicht schon im 8., wahrscheinlicher erst im Laufe des 7. Jahrhunderts geschehen, und ähnliches ist damals in Jonien, auf den meisten Inseln und in den Isthmosstaaten erfolgt. In den wirtschaftlich weniger fortgeschrittenen Gebieten ist das Erbkönigtum zunächst noch bestehen geblieben, wenn auch meist mit sehr beschränkter Machtvollkommenheit. Zu einem eigenartigen Kompromiß kam es in Sparta: hier trat dem alten Königshause der Agiaden das Haus der Eurypontiden mit gleichen Rechten zur Seite, so daß die Häupter beider Familien nebeneinander die Königswürde bekleideten; die Eifersucht zwischen beiden Häusern gab eine wirksame Bürgschaft gegen etwaige Übergriffe von seiten der Könige. Um deren Macht noch weiter zu beschränken, wurde ihnen dann, um 750 v. Chr., das Kollegium der „Aufseher" (Ephoren) zur Seite gestellt, die im Laufe der Zeit immer mächtiger wurden und endlich, seit dem 6. Jahrhundert, die ganze Zivilverwaltung und überhaupt die Leitung der Politik des Staates an sich rissen, so daß den Königen wenig mehr blieb, als einige Ehrenrechte und der Heeresbefehl im Kriege. In seiner alten Machtfülle erhielt das Königtum sich nur an der Peripherie der griechischen Welt, in Makedonien und in den Städten auf Kypros.

Im übrigen blieb natürlich die Macht der neuen Wahlbeamten ganz ebenso durch den Adelsrat und die Volksversammlung beschränkt, wie früher die Macht der Könige; nur daß diese Beschränkung jetzt, bei der kurzen Amtsdauer, eine ganz andere Bedeutung gewann. Die Volksversammlung freilich hatte schon in der Königszeit recht wenig zu sagen gehabt und verlor jetzt noch an Einfluß, seit der Rückhalt fehlte, den das Volk bis dahin am Könige gegen die Geschlechter gehabt hatte. Wer hätte es auch gewagt, sich gegen die Vornehmen aufzulehnen, zu denen die Menge fast wie zu Göttern emporsah, und die die Macht hatten, den geringen Mann zu verderben, der es wagte, ihren Zorn zu reizen? So wurden die Vorschläge, die der Versammlung im Namen des Rates gemacht wurden, in der Regel widerspruchslos angenommen; etwaige Oppositionsgelüste, die sich trotzdem regen wollten, brachte der Stock in der Hand der Vornehmen schnell zum Verstummen, und die Leute nahmen das hin, als ob es nicht anders sein könnte, wie uns Homer in der Thersites-Szene so drastisch geschildert hat. Daß unter solchen Umständen die Wahlen zu den Beamtenstellen nur auf Männer aus den Kreisen des Adels fallen konnten, bedarf keiner Bemerkung.

So herrschte denn der Adel jetzt unbeschränkt, und wie jede Klasse, die zur Herrschaft im Staate gelangt, benutzte er diese rücksichtslos zu seinem eigenen Vorteil. Am ärgsten machten sich die daraus entspringenden Mißstände in der Rechtsprechung fühlbar, die durchaus in den Händen adliger Richter lag, um so mehr, als die Willkür dieser Richter nur durch das ungeschriebene Gewohnheitsrecht, aber noch durch keine fest formulierten Gesetze beschränkt wurde. Dazu kam, daß der Staat sich um das Blutrecht überhaupt noch nicht kümmerte, sondern es der Familie des Verletzten überließ, sich, so gut sie konnte, an dem Verletzer zu rächen; was dann natürlich dahin führen mußte, daß der geringe Mann dem Vornehmen gegenüber so gut wie rechtlos war. Diese Zustände erforderten dringende Abhilfe; und sie konnte auf die Dauer um so weniger verweigert werden, als ja auch der herrschende Stand selbst unter dem allen zu leiden hatte. Dazu trat dann der Umschwung in den religiösen Anschauungen; seit man in dem Morde eine Befleckung des ganzen Staates erblickte, konnte die Sühne durch eine bloße Geldzahlung an die Hinterbliebenen, wie sie bis dahin üblich geblieben war, dem Rechtsbewußtsein nicht mehr Genüge tun. Infolgedessen wurde jetzt die Bestrafung der Kriminalverbrechen in die Hand des Staates gelegt. Man hielt sich dabei, was die Bemessung der Strafen anlangt, an das Taliationsprinzip: Auge um

Attiſche Vaſe des 6. Jahrhunderts: Krater des Klitias und Ergotimos (François-Vaſe), Florenz.
Nach Furtwängler, Griechiſche Vaſenmalerei, im Verlage der F. Bruckmann, Aktien-Geſellſchaft zu München.

Auge, Zahn um Zahn; doch wurde dieſer Grundſatz, ſoweit es ſich nicht um vorſätzlichen Mord handelte, meiſt dadurch gemildert, daß man die Umwandlung der Leibesſtrafe in eine Geldbuße an den Verletzten geſtattete, wie das bisher üblich geweſen war. Bei der hohen Bedeutung, die dieſes neue Kriminalrecht für den Staat, wie für jeden einzelnen hatte, mußte die Notwendigkeit einer genauen Formulierung aller ſeiner Beſtimmungen ſich ſchon ſehr bald geltend machen; der ſich mehr und mehr verallgemeinernde Gebrauch der Schrift gab das Mittel dazu. So ſchritt man zur Kodifizierung des Kriminalrechts, woran ſich dann eine Kodifizierung auch des Privatrechts naturgemäß anſchloß. Damit ſollte nichts Neues geſchaffen, ſondern nur der geltende Brauch feſtgeſtellt und der Willkür der Richter Schranken geſetzt werden. Und da alles Recht nach griechiſchem Glauben von den Göttern ſtammte, die ja die Hüter

und Schirmer der sittlichen Weltordnung waren, so führte man auch die ältesten dieser Gesetzgebungen auf göttlichen Ursprung zurück. So schrieben die Kreter ihre Gesetzgebung dem Minos zu, der ursprünglich kein anderer ist, als der in Stiergestalt verehrte Zeus selbst; die Spartaner dem „Lichtbringer" Lykurgos, einer Hypostase des Sonnengottes, die Lokrer in Italien dem Zaleukos, dem „hellstrahlenden", wie der Name sagt, ebenfalls einer Hypostase des Sonnengottes. Auch Drakon, den Athen als den Urheber seines Kriminalrechts betrachtete, ist, wie sein Name zeigt, kein anderer als der Schlangengott, der sonst Erechtheus oder Kekrops heißt. Es ist bezeichnend, daß alle diese Gesetzgeber im Laufe der Zeit im Volksglauben aus Göttern zu Menschen geworden sind.

Gleichzeitig erfolgte auch eine Regelung der Verfassung. Vor allem galt es, den Kreis der bevorrechtigten Bürger der Menge gegenüber scharf abzugrenzen. In einigen Staaten ist es der alten Königsfamilie gelungen, die Gewalt in der Hand zu behalten, und alle andern Geschlechter von der Teilnahme an der Regierung auszuschließen; so den Bakchiaden in Korinth, den Basileiden in Ephesos und Erythrä, den Pentheliden in Mytilene. In anderen Staaten war es ein geschlossener Kreis von Familien, die am Regiment teilnahmen: so die „hundert Geschlechter" bei den opuntischen und italischen Lokrern. Wieder in anderen Staaten ging man noch weiter und machte die Ausübung der vollen politischen Rechte nicht mehr von der Geburt, sondern dem Besitz, d. h. den Verhältnissen dieser Zeit entsprechend dem Grundbesitz abhängig. So in Samos und Syrakus. Ebenso war in Sparta Vollbürger nur derjenige, der imstande war, aus dem Ertrage seines Grundbesitzes seinen Beitrag zu den Kosten der Mahlzeiten zu leisten, zu denen sich die Bürger täglich versammelten. In Chalkis und vielen Städten Kleinasiens war das Vollbürgerrecht auf diejenigen beschränkt, die imstande waren, ein Streitroß zu halten. In diesen Staaten stand also, dem Prinzip nach, jedem Bürger die Möglichkeit zum Eintritt in den Kreis der Regierenden offen; tatsächlich freilich war es bei den gebundenen wirtschaftlichen Verhältnissen dieser Zeit für einen Mann aus dem Volke so gut wie unmöglich, zu Grundeigentum zu gelangen, um so mehr, als der Verkauf ererbten Grundbesitzes in vielen Staaten gesetzlich verboten war. Wohl aber wurden dadurch verarmte Adlige aus der regierenden Klasse ausgestoßen, und diese schloß sich damit noch schroffer ab, als bei der Geltung des bloßen Rechts der Geburt der Fall gewesen wäre.

Der Menge war nun allerdings an politischen Rechten wenig gelegen; um so mehr litt sie unter den sozialen Mißständen. Namentlich war es die immer mehr zunehmende Verschuldung der Kleinbauern, die diesen Stand der Revolution in die Arme trieb. Die herrschende Klasse selbst aber war meist von Parteiungen zerrissen, und es fehlte in ihr nicht an Männern, die bereit waren, sich an die Spitze der Unzufriedenen zu stellen, um mit ihrer Hilfe die eigenen ehrgeizigen Ziele zu erreichen. So begann denn der Klassenkampf, zunächst natürlich nur in den wirtschaftlich vorgeschrittenen Teilen der griechischen Welt, und er endete hier in der Regel mit dem Siege der Massen und dem Sturze der Adelsherrrschaft. Aber die Menge war noch politisch zu unreif, um selbst die Regierung in die Hand zu nehmen, und so waren es ihre Führer, denen der Siegespreis zufiel, und die nun als Herrscher an die Spitze des Staates traten.

Diese neue Monarchie von Volkes Gnaden war freilich etwas ganz anderes als das alte legitime Königtum, das seinen Ursprung auf Zeus zurückführte. Die neuen Herrscher haben darum auch den Königstitel nicht angenommen und überhaupt die Formen der bestehenden Verfassung nicht angetastet; sie haben sich damit begnügt, die Militärgewalt in der Hand zu behalten und auf diese, wie auf ihre Popularität bei den Massen gestützt, die Wahlen und die Abstimmungen der Volksversammlung nach ihrem Sinne zu leiten. Die Zeitgenossen haben diese durch Revolution emporgekommenen Herrscher als „Monarchen" oder als „Tyrannen" bezeichnet, welch letzterer Name damals die gehässige Bedeutung noch nicht hatte, die uns geläufig ist. Vielmehr waren diese „Tyrannen" fast ausnahmslos treffliche Regenten; sie waren eifrig bemüht um die wirtschaftliche Entwicklung ihrer Städte, legten Straßen und Wasserleitungen an, errichteten prächtige Tempel, förderten überhaupt die Kunst in jeder Weise, feierten glänzende Feste und suchten vor allem die Macht ihres Staates durch glückliche Unternehmungen nach außen zu heben.

Die Arkesilaos-Schale, gefunden in Volci (Etrurien)

Die Darstellung zeigt den König Arkesilaos von Kyrene, der das Verladen des Silphions überwacht, einer Heilpflanze, die den Hauptausfuhrartikel Kyrenes bildet. Original im Cabinet des médailles zu Paris

Zu dem allen gehörten natürlich bedeutende Geldmittel. Das alte Königtum hatte die laufenden Staatsausgaben aus den Erträgen des Krongutes bestritten und nur in außerordentlichen Fällen direkte Umlagen erhoben; die Adelsherrschaft war diesem Beispiele gefolgt. Nun hatte allerdings inzwischen der steigende Handelsverkehr den griechischen Staaten in den Zöllen eine reiche Einnahmequelle eröffnet, aber sie genügte dem Bedürfnisse nicht, und die Tyrannen sahen sich infolgedessen gezwungen, zu regelmäßiger Erhebung einer Grundsteuer zu schreiten. Die Unzufriedenheit in den Kreisen des grundbesitzenden Adels erhielt dadurch beständig neue Nahrung. Ohnehin wartete man hier auf eine günstige Gelegenheit, das verhaßte Joch der Monarchie abzuschütteln und die Herrschaft im Staate zurückzugewinnen; demgegenüber traten alle alten Parteigegensätze zunächst in den Hintergrund. So folgte Verschwörung auf Verschwörung gegen den Herrscher, und auch an Versuchen bewaffneter Erhebung fehlte es nicht; die Strenge aber, mit der solche Versuche unterdrückt wurden, konnte nur die Wirkung haben, die Opposition weiter zu stärken. Demgegenüber zeigte sich die Popularität bei der Menge auf die Dauer als eine zu schwache Stütze, um so mehr, als man auch hier allmählich des monarchischen Regiments müde zu werden begann. So ist die Tyrannis vielfach schon zu Lebzeiten ihres Gründers gestürzt worden oder hat doch nur selten dessen Tod lange überdauert; nur in ganz vereinzelten Fällen hat sie durch mehrere Generationen Bestand gehabt. Überall aber war sie eine vorübergehende Episode der konstitutionellen Entwicklung, der die Wiederherstellung der republikanischen Verfassung gefolgt ist. Nichtsdestoweniger hat sie eine tiefgreifende Wirkung gehabt; sie hat die Massen von jahrhundertelangem Drucke befreit, hat die Gleichheit von vornehm und gering vor dem Gesetze zum erstenmal tatsächlich durchgeführt und so der demokratischen Freiheit den Weg gebahnt.

Die Bewegung begann in den griechischen Städten Kleinasiens etwa um die Mitte des 7. Jahrhunderts und hat von da sehr bald nach den Industrie- und Handelsstädten am Isthmos übergegriffen und weiter, im Laufe des 6. Jahrhunderts, nach den Kolonien im Westen. Dagegen sind die vorwiegend ackerbautreibenden Staaten des Mutterlandes, also der bei weitem größte Teil der griechischen Halbinsel, und Kreta davon unberührt geblieben: hier fehlten eben die wirtschaftlichen Voraussetzungen für die Tyrannis. Natürlich hat sie auch da keinen Boden zu finden vermocht, wo, wie in Kypros und Kyrene, das alte legitime Königtum sich erhalten hatte.

Nirgends hat die Tyrannis sich glänzender entfaltet, als in den Städten am Isthmos. Hier warf, angeblich um die Mitte des 7. Jahrhunderts, Orthagoras sich zum Herrscher seiner Vaterstadt Sikyon auf, und sein Geschlecht hat sich etwa ein Jahrhundert lang in dieser Stellung behauptet. Unter den Fürsten dieses Hauses ragt Kleisthenes hervor (etwa 590 bis 560), der Sikyons Unabhängigkeit in siegreichen Kämpfen gegen das mächtige Argos verteidigte. Um die Hand seiner Erbtochter Agariste sollen Jünglinge aus den ersten Familien von ganz Hellas gefreit haben, von denen der Athener Megakles aus dem mächtigen Hause der Alkmeoniden den Sieg davontrug; doch fiel die Tyrannis, ehe der Sohn aus dieser Ehe, Kleisthenes, dem Großvater in der Herrschaft nachfolgen konnte. Er wurde später der Begründer der Demokratie in Athen.

In dem benachbarten Korinth wurde die Aristokratie der Bakchiaden in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts durch Kypselos gestürzt, der von mütterlicher Seite dem herrschenden Geschlechte entstammte: er hat sich bis auf seinen Tod in der Stellung an der Spitze des Staates behauptet und den Thron auf seinen Sohn Periandros vererbt. Auch dieser war, wie sein Vater, ein hochbedeutender Mann, dem die Nachwelt einen Platz unter den „sieben Weisen" gegeben hat. Korinth erhob sich unter diesen Fürsten zur ersten griechischen Seemacht; die Kolonien Leukas, Ambrakia, Poteidäa sind damals gegründet worden, Kerkyra wurde in Abhängigkeit von der Mutterstadt gebracht, auch das Korinth benachbarte Epidauros erobert. Aber trotz dieser Erfolge hat die Tyrannis auch hier sich nicht zu behaupten vermocht; sie ist gestürzt worden, als Periandros die Augen geschlossen hatte, und sein junger Enkelsohn Psammatichos ihm in der Herrschaft gefolgt war (um 550). Damit zerfiel das korinthische Reich; Kerkyra und Epidauros gewannen ihre Selbständigkeit zurück, und nur die kleineren Kolonien blieben zur

Mutterstadt in einem losen Abhängigkeitsverhältnis. In Korinth wurde eine gemäßigte Oligarchie eingeführt, die bis auf die makedonischen Zeiten Bestand gehabt hat; doch hat die Stadt nie wieder die Machtstellung erreicht, die sie unter der Herrschaft des Kypselidenhauses eingenommen hatte.

Auch das nahe Athen wurde in dieser Zeit durch innere Kämpfe erschüttert. Die Verschuldung der Kleinbauern hatte hier einen Grad erreicht, der die Gefahr einer sozialen Katastrophe in nächste Nähe rückte; und der von Parteiungen zerrissene Herrenstand war nicht mehr imstande, die Bewegung niederzuhalten. Man bequemte sich also zur Nachgiebigkeit. Solon, der geistig hervorragendste Mann, den Athen damals hatte, wurde als Archon an die Spitze des Staates gestellt, mit unbeschränkter Vollmacht zur Reform der bestehenden Zustände (594). Es wurde nun ein allgemeiner Schuldenerlaß verkündet, die wegen Schulden in Knechtschaft geratenen Bürger wurden in Freiheit gesetzt und die Schuldknechtschaft auch für die Zukunft aufgehoben. Dagegen widerstand Solon dem Drängen der Menge nach einer neuen Verteilung des Grundeigentums. Er schritt dann zu einer neuen Kodifizierung des Privatrechts, so daß Drakons Gesetze nur für das Blutrecht in Geltung blieben. Dagegen hat Solon die Verfassung im wesentlichen gelassen, wie er sie vorfand, nur wurden die politischen Rechte genauer nach dem Vermögen abgestuft und namentlich die Wählbarkeit zu den höchsten Staatsämtern auf diejenigen beschränkt, die aus ihrem Grundbesitz ein jährliches Einkommen von 500 Scheffeln Getreide oder ebensovielen Maß Wein und Öl hatten. Der Rat, der seit unvordenklichen Zeiten auf dem Areshügel (Areios pagos) am Fuß der Burg seinen Sitz hatte und aus den Oberbeamten (Archonten) gebildet war, die ihr Amt tadellos verwaltet hatten, behielt neben der Blutgerichtsbarkeit die Kontrolle über die gesamte Verwaltung, So blieb die herrschende Stellung des Adels im Staate unangetastet.

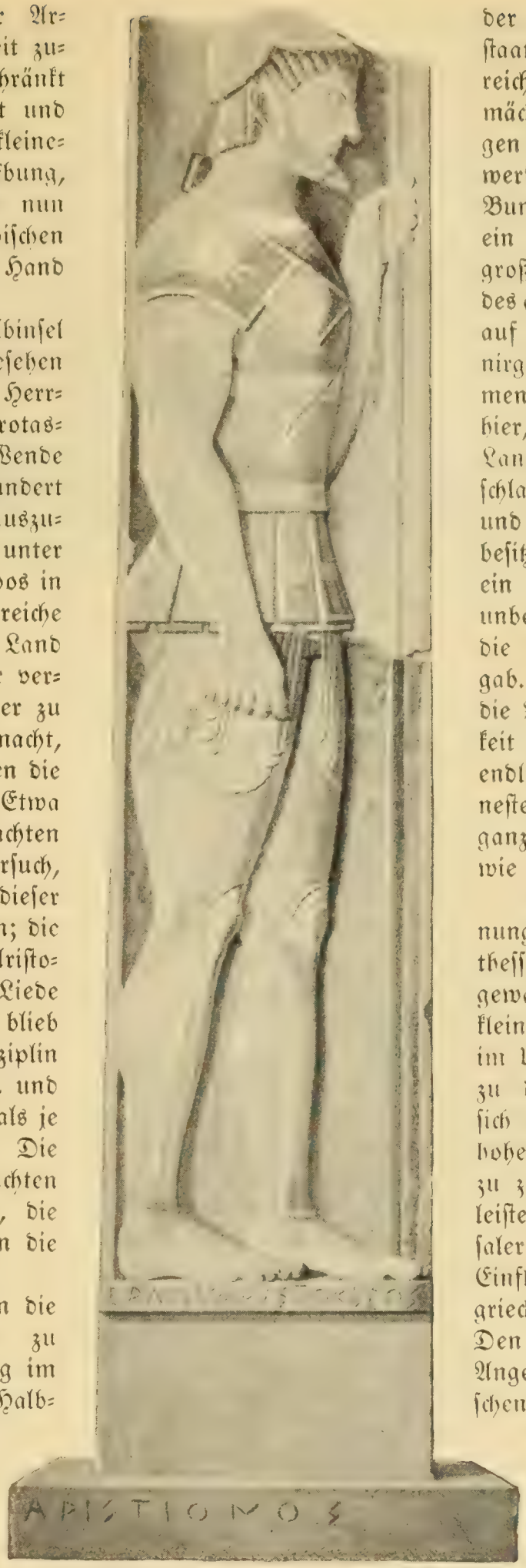
Es hätte nur von Solon abgehangen, die Macht, die in seine Hände gelegt war, festzuhalten und sich zum Tyrannen Athens aufzuwerfen; man erwartete allgemein, daß es geschehen würde. Aber er hat es nicht gewagt, diesen gefährlichen Schritt zu tun, und ist nach Beendigung seines Reformwerkes wieder ins Privatleben zurückgetreten. So begannen die inneren Wirren aufs neue; denn ein Kompromiß, wie es die solonische Ordnung war, konnte keine der beiden Parteien befriedigen. Es hat denn auch während der nächsten Jahrzehnte nicht an Versuchen gefehlt, die Tyrannis in Athen zu begründen, doch brachen sie sich zunächst an dem Widerstande des Adels. Endlich gelang es Peisistratos, sich zum Herrn des Staates zu machen. Er gehörte einer der vornehmsten Familien Athens an, die ihren Ursprung auf Nestor zurückführte; als Feldherr im Kriege gegen Megara hatte er sich einen Namen gemacht, und sein Verdienst war es, daß die Insel Salamis, die lange Zeit zwischen den beiden Nachbarstädten streitig gewesen war, in den dauernden Besitz Athens gelangte. Er trat dann in enge Verbindung mit der mächtigsten Adelsfamilie der Stadt, den Alkmeoniden, deren Haupt, Megakles, ihm seine Tochter zur Ehe gab; mit Unterstützung seines Schwiegervaters besetzte Peisistratos die Akropolis, stürzte die bestehende Regierung und nahm selbst die Gewalt in die Hände. Doch bald entzweiten sich die beiden Verbündeten, und da Peisistratos nicht stark genug war, sich aus eigener Kraft zu behaupten, mußte er aus Athen fliehen und nach Eretria in die Verbannung gehen. Von dort aus landete er nach einigen Jahren bei Marathon an der gegenüberliegenden attischen Küste, zog seine alten Anhänger an sich, rückte dann auf Athen und lieferte den Truppen der Regierung, die sich ihm entgegenstellten, bei Pallene ein glückliches Treffen. Nach diesem Siege konnte er ohne Widerstand in Athen einziehen und von neuem an die Spitze des Staates treten, während seine Gegner, vor allem die Alkmeoniden, in die Verbannung gingen. Er hat von da an unangefochten über Athen geherrscht, das unter seiner Verwaltung zu einem der mächtigsten Staaten in Griechenland wurde.

Auch sonst zeigen sich in dieser Zeit Ansätze zu größeren Staatsbildungen. Argos gewann unter seinem Könige Pheidon die Hegemonie über die ganze argolische Landschaft, auf die es als Rechtsnachfolgerin von Mykene Anspruch zu haben glaubte; es wurde infolgedessen eine Zeitlang zur Vormacht im Peloponnes. Pheidon zog quer durch die Halbinsel und entriß den Eleiern die Leitung des Nationalfestes, das zu Ehren des Zeus in Olympia gefeiert wurde. Doch haben diese Erfolge nur kurzen Bestand gehabt; nach Pheidons Tode gewannen die

wichtigeren Städte der Argolis ihre Unabhängigkeit zurück, Argos blieb beschränkt auf sein eigenes Gebiet und die Herrschaft über die kleineren Orte in seiner Umgebung, und die Eleier konnten nun die Leitung der olympischen Spiele aufs neue in die Hand nehmen.

Im Süden der Halbinsel hatte Sparta, wie wir gesehen haben, schon früh die Herrschaft über das ganze Eurotastal gewonnen; um die Wende vom 8. zum 7. Jahrhundert begann es darüber hinauszugreifen und eroberte unter seinem König Theopompos in langen Kämpfen die reiche messenische Ebene. Das Land wurde unter die Sieger verteilt, die alten Bewohner zu hörigen Untertanen gemacht, die für ihre neuen Herren die Äcker bestellen mußten. Etwa hundert Jahre später machten die Messenier den Versuch, sich mit arkadischer Hilfe dieser Abhängigkeit zu entziehen; die Taten ihres Führers Aristomenes haben lange im Liede fortgelebt, aber endlich blieb doch der überlegenen Disziplin der Spartaner der Sieg, und Messenien wurde fester als je mit Sparta verbunden. Die Führer des Aufstandes suchten Zuflucht in der Fremde, die Masse des Volkes sank in die alte Knechtschaft zurück.

Noch wichtiger schien die Staatsbildung werden zu sollen, die sich gleichzeitig im Norden der griechischen Halbinsel vollzog. Die bergumkränzte thessalische Ebene bildet eine natürliche Einheit, und sie hat sich, etwa im 7. Jahrhundert zu einer politischen Einheit zusammengeschlossen, und zwar in



Ein athenischer Hoplit des VI. Jahrhunderts.
Die Aristion-Stele, Athen.
Nach Conze, Attische Grabreliefs.

der Form eines Bundesstaates, da keine der zahlreichen Städte der Landschaft mächtig genug war, die übrigen ihrer Herrschaft zu unterwerfen. An der Spitze des Bundes stand ein Wahlkönig, ein sog. Tagos, der einer der großen Adelsfamilien des Landes angehörte und seine Würde auf Lebenszeit hatte. Denn nirgends war das Adelsregiment so fest gegründet wie hier, wo die ebene Natur des Landes die Reiterei zur ausschlaggebenden Waffe machte und damit den Großgrundbesitzern, die imstande waren, ein Streitroß zu halten, eine unbedingte Überlegenheit über die Masse der Bevölkerung gab. Infolgedessen gerieten die Bauern hier in Abhängigkeit von dem Adel, der sie endlich zu Hörigen, sog. Penesten, herabdrückte, die eine ganz ähnliche Stellung hatten, wie die Heiloten in Sparta.

Bei der großen Ausdehnung des Landes verfügte der thessalische Bund über eine gewaltige Macht, und alle kleinen Nachbarstämme rings im Umkreis, vom Olymp bis zu den Thermopylen, sahen sich gezwungen, seine Oberhoheit anzuerkennen, Tribut zu zahlen und Heeresfolge zu leisten. So konnten die Thessaler dazu schreiten, ihren Einfluß auch nach Mittelgriechenland auszudehnen. Den Anlaß dazu boten die Angelegenheiten des delphischen Heiligtums.

Am Ausgang des Passes der Thermopylen, bei dem Dorfe Anthela erhob sich ein alter Tempel der Demeter, der den Mittelpunkt einer Kultgemeinschaft der umwohnenden Stämme

Kleinasiatische Kunst unter griechischem Einfluß: Relief vom Harpyien-Monument von Xanthos, Britisches Museum. Nach Brunn, Denkmäler. Verlag F. Bruckmann, Aktien-Gesellschaft.

(„Amphiktionie") bildete. Diese Amphiktionie trat dann in enge Beziehungen zu dem benachbarten Delphi, seit dieses als Orakelstätte eine nationale Bedeutung gewonnen hatte. Das führte zum Konflikte mit Krisa, der mächtigen Stadt am Ausgang des Pleistostales, auf deren Gebiet Delphi gegründet war. Die Amphiktionen beschlossen den „heiligen Krieg"; die Leitung fiel natürlich den Thessalern zu, als dem mächtigsten unter den am Bunde beteiligten Stämmen. Auch Athen und der Tyrann von Sikyon, Kleisthenes, sandten Hilfe. Das feste Krisa leistete lange Widerstand, erlag aber endlich der Übermacht; die Stadt wurde zerstört und ihr Gebiet dem delphischen Gotte geweiht (um 590 v. Chr.). Delphi wurde nun unabhängig, die Oberleitung des Heiligtums fiel den Amphiktionen zu, d. h. kam unter thessalischen Einfluß. Athen, Sikyon und überhaupt die dorischen Staaten des Peloponnes traten der Amphiktionie bei, die sich damit über den größten Teil der griechischen Halbinsel ausdehnte.

Bald darauf griffen die Thessaler in den Krieg ein, der sich zwischen den beiden Nachbarstädten Chalkis und Eretria auf Euböa um den Besitz des fruchtbaren lelantischen Feldes entsponnen hatte. Bei den ausgedehnten Handelsbeziehungen beider Städte wurde ein großer Teil der griechischen Welt in diesen Kampf hineingezogen; Milet leistete Eretria Hilfe, während Samos und der Herrscher von Korinth, Periandros, die Chalkidier unterstützten. Auch die Thessaler traten auf diese Seite, und ihre Reiterei war es, die den Ausschlag gab und den Chalkidiern den Besitz des lelantischen Feldes sicherte. Eretria begann seitdem von seiner alten Bedeutung herabzusinken.

Die Thessaler machten nun den Versuch, auch Böotien ihrem Einfluß zu unterwerfen, doch bei Keressos am Fuße des Helikon im Gebiete von Thespiä erlitt ihre Reiterei eine entscheidende Niederlage. Phokis, das seit dem heiligen Kriege unter thessalischer Oberhoheit gestanden hatte, gewann infolgedessen seine Unabhängigkeit zurück, und die Thessaler sahen sich wieder auf das Gebiet nördlich der Thermopylen beschränkt. Zwietracht zwischen den großen Adelsfamilen lähmte die Kraft des Bundes; es kam endlich dahin, daß überhaupt kein Tagos mehr gewählt wurde, und so hat Thessalien politischen Einfluß außerhalb seiner Grenzen nicht mehr zu üben vermocht.

Doch alle diese Staatsbildungen wurden weit in den Schatten gestellt durch die Macht, die sich um diese Zeit an den Grenzen des griechischen Kulturbereichs in Kleinasien bildete. Auch hier hatte ursprünglich jeder politische Zusammenhalt der einzelnen Völker gefehlt; nur dadurch war es den Griechen möglich geworden, die Küste in Besitz zu nehmen und diesen Besitz jahrhundertelang unangefochten zu behaupten. Aber mit der fortschreitenden Gesittung machte sich auch hier das Bedürfnis nach politischem Zusammenschluß geltend. Auf der Hochfläche im Innern

Kleinasiatische Kunst unter griechischem Einfluß: Relief vom Harpyien-Monument von Xanthos, Britisches Museum. Nach Brunn, Denkmäler. Verlag F. Bruckmann, Aktien-Gesellschaft.

der Halbinsel bildete sich das phrygische Reich, das seinen Mittelpunkt im Quellgebiet des Sangarios hatte und unter dem sagenberühmten Könige Midas zu hoher Blüte gelangte. In ähnlicher Weise gelang es den Fürsten von Sardes, die weite Ebene am Hermos und die umliegenden Gebiete ihrer Herrschaft zu unterwerfen; es wird damit zusammenhängen, daß für diese Landschaft, die bei Homer Mäonien heißt, jetzt der Name Lydien aufkommt. Natürlich strebten die lydischen Könige danach, die Küste zu gewinnen; schon Gyges (um 650) hat damit den Anfang gemacht. Da brach eine furchtbare Katastrophe über Kleinasien herein. Die wilden Kimmerier, ein Volk von der Nordküste des Pontos, drangen in die Halbinsel ein, das phrygische Reich erlag ihren Waffen, Gyges selbst verlor Schlacht und Leben, als er sich ihnen entgegenstellte, seine Hauptstadt Sardes fiel, mit Ausnahme der festen Königsburg, in die Hand der Barbaren. Diese wandten sich dann weiter nach der ionischen Küste, wo das reiche Magnesia am Mäandros von ihnen geplündert wurde. Doch der Sturm ging vorüber: die Kimmerier zogen ab, und Gyges' Sohn Ardys konnte das lydische Reich wiederherstellen. Phrygien, das durch den kimmerischen Einfall tief zerrüttet war, wurde nun mit leichter Mühe unterworfen und dann der Krieg gegen die griechischen Küstenstädte wieder aufgenommen. Diese würden vereint dem Gegner mehr als gewachsen gewesen sein, aber sie vermochten es nicht über sich zu gewinnen, zugunsten einer Zentralregierung auf einen Teil ihrer Souveränität zu verzichten, und fielen so eine nach der andern dem Feinde zur Beute. Nur das mächtige Miletos behauptete seine Unabhängigkeit. Immerhin dauerte es mehr als ein halbes Jahrhundert, bis Krösos, der dritte Nachfolger des Ardys, die Eroberung Joniens vollenden konnte (um 560).

So war denn, zum erstenmal im Laufe der Geschichte, ein großer Teil der griechischen Welt der Fremdherrschaft anheimgefallen. Aber es war eine Fremdherrschaft, die kaum als solche empfunden wurde; denn Lydien war in seiner Kultur längst hellenisiert, und auch die griechische Sprache begann immer tiefer in das Land einzudringen. Ebenso waren die griechischen Götter längst in Lydien heimisch geworden; schon Gyges hat reiche Weihgeschenke nach Delphi gesandt, und Krösos hat nach dem delphischen Heiligtume wie dem Tempel Apollons in Branchidae bei Milet Goldschätze im Werte von Millionen gestiftet.

Es ist klar, daß die Macht der lydischen Könige an der Küste nicht Halt machen konnte. Krösos soll denn auch bereits daran gedacht haben, eine Flotte zu gründen, als Ereignisse eintraten, die ihn zwangen, seine Kräfte nach der entgegengesetzten Richtung zu wenden und jenen Kampf zu beginnen, der seinem Reiche den Untergang bringen sollte.

6. Die Begründung des Perserreichs und der griechischen Vormächte.

Um die Wende vom 7. zum 6. Jahrhundert vollzog sich in den Euphratländern ein Ereignis von folgenschwerster Tragweite: das assyrische Reich, das so lange die Vormacht in Asien gewesen war, erlag den verbündeten Medern und Babyloniern. Die Meder trugen nun ihre Waffen nach Westen und kamen darüber in Konflikt mit dem lydischen Reiche. Nachdem der Krieg einige Jahre gewährt hatte, wurde ein Frieden geschlossen, in dem der Halys zur Grenze zwischen beiden Reichen bestimmt wurde (585).

Ein Menschenalter später wurde das medische Reich von den Persern unter Kyros erobert. Krösos hielt jetzt den günstigen Augenblick für gekommen, seine Macht nach Osten auszudehnen und überschritt mit seinem Heere den Halys, sah aber bald, daß er den Feind unterschätzt hatte und beschloß darum, auf seine Hauptstadt Sardes zurückzugehen, um hier zu einem neuen Feldzug zu rüsten. Indes Kyros folgte ihm auf dem Fuße; in der Ebene am Hermos erlag die lydische Reiterei den Geschwadern der Perser, Sardes wurde eingeschlossen und nach kurzer Belagerung erstürmt, wobei der König selbst in die Hände des Siegers fiel (546 v. Chr.). Das lydische Reich war damit vernichtet; die griechischen Städte an der Küste leisteten wohl noch eine Zeitlang Widerstand, wurden aber bald ebenfalls zur Unterwerfung gebracht.

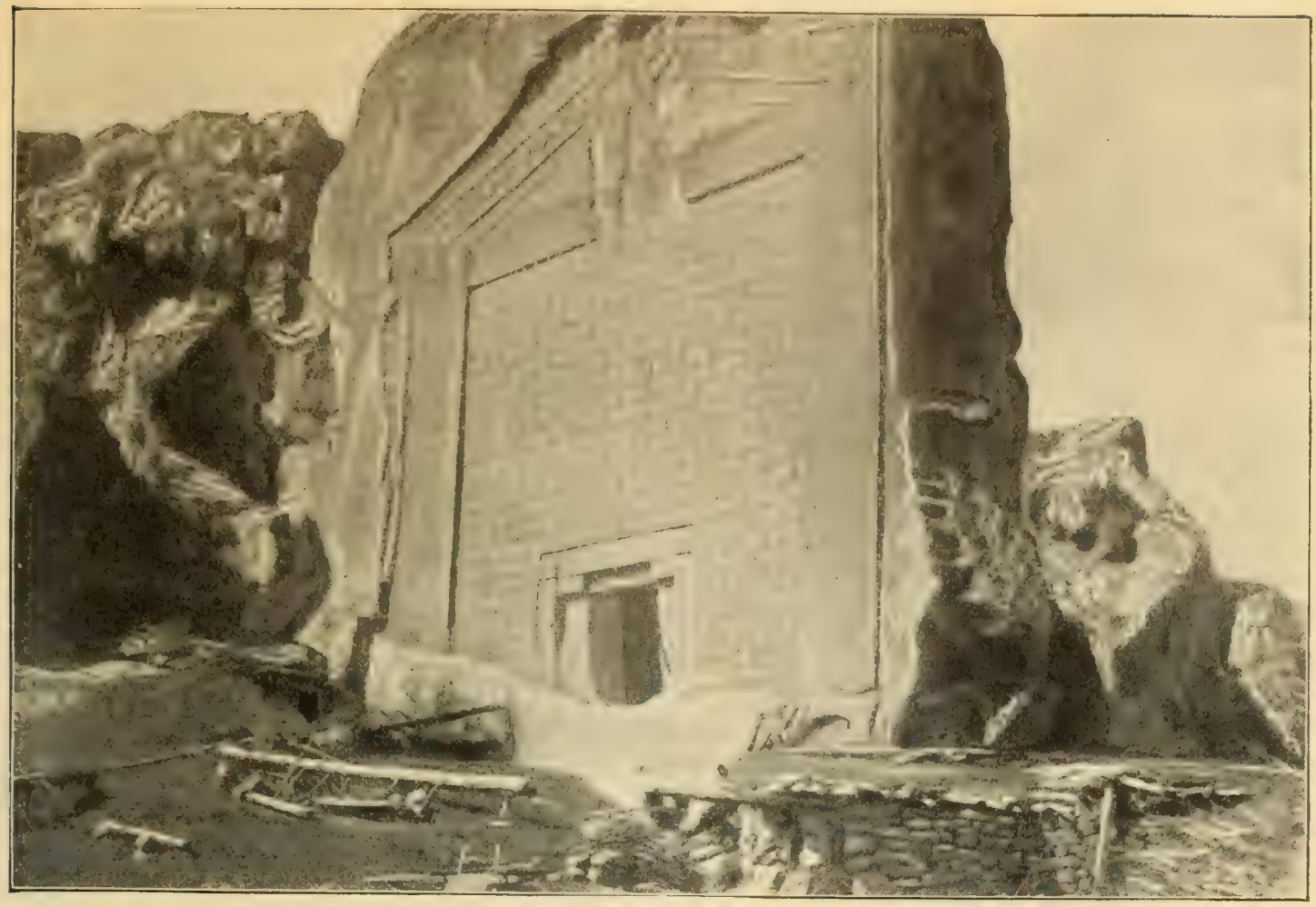
Nur die Bürger des seemächtigen Phokäa ertrugen es nicht, sich dem persischen Joche zu beugen. Sie bestiegen zum größten Teil ihre Schiffe und suchten eine neue Heimat im fernen Westen, auf Kyrnos, wo sie bereits vor einigen Jahrzehnten in Alalia eine Niederlassung gegründet hatten. Sie dachten so ihrem Kolonialreich einen starken Rückhalt zu geben und die Herrschaft auf dem ganzen westlichen Mittelmeer zu gewinnen.

Dieser Gefahr gegenüber konnten die Phöniker nicht untätige Zuschauer bleiben. Sie waren etwa gleichzeitig mit den Griechen nach dem Westen gelangt und hatten hier, an der afrikanischen Nordküste, eine Reihe blühender Kolonien gegründet, von denen Karthago dank der Gunst seiner Lage bald über alle anderen emporwuchs und sie seiner Oberherrschaft unterwarf. Auch auf den Afrika gegenüberliegenden Inseln siedelten die Phöniker sich an, im Westen Siziliens, auf Sardinien, den Pityusen und der kleinen Insel Gades an der spanischen Küste, jenseits der Säulen des Herakles. Schon um 600 v. Chr. hatten sie einen Versuch der Knidier vereitelt, am Fuß des Berges Eryx an der Westküste Siziliens eine Niederlassung zu gründen, und die griechischen Ansiedler mußten zufrieden sein, auf den unfruchtbaren liparischen Inseln eine Zuflucht zu finden.

Ebenso trat Karthago jetzt den Phokäern auf Kyrnos entgegen und es fand dabei Bundesgenossen an den Etruskern, die sich von der neuen griechischen Kolonie noch direkter bedroht sahen. Beide Völker vereinigten ihre Flotten und boten den Phokäern die Seeschlacht. Zwar blieb den Hellenen der Sieg, aber sie hatten im Kampfe gegen die an Zahl überlegenen Gegner so schwer gelitten, daß sie es nicht vermochten, sich länger auf Kyrnos zu behaupten. Sie verließen also die Insel und siedelten sich bei Poseidonia an der italischen Westküste in Elea an. Nun war auch die phokäische Niederlassung in Mänake nicht länger zu halten und die Karthager wurden zu alleinigen Herren an den Küsten des Silberlandes Tartessos, das sie fortan ohne fremde Konkurrenz ausbeuten konnten. Dagegen wehrte Massalia die Angriffe der Karthager siegreich ab und behauptete seine Stellung an der ligurischen und iberischen Küste bis herab zum Vorgebirge der Artemis (Cap de la Nao), das von jetzt ab die Grenze zwischen dem griechischen und phönikischen Machtbereich bildete.

Auch die Etrusker machten den Versuch, die Griechen noch weiter zurückzudrängen. Etwa ein Jahrzehnt nach der Schlacht bei Alalia schritten sie zum Angriff auf Kyme, den äußersten Vorposten der griechischen Welt am tyrrhenischen Meere. Hier freilich erlitten sie eine schwere Niederlage; aber an eine weitere Expansion der Griechen an diesen Küsten war doch vorerst nicht zu denken und sie blieben in die Defensive zurückgedrängt.

Indessen war im Osten auch das babylonische Reich von Kyros erobert worden, so daß von den Großmächten des Orients nur noch Ägypten unabhängig blieb. Auch dieses wurde von Kyros' Sohn Kambyses erobert, nachdem die griechischen Söldner, die das Land verteidigten, in einer großen Schlacht bei Pelusion im Osten des Delta den Persern erlegen waren.



Sogenanntes Grab des Midas zu Ayazinn in Phrygien.

Photographie des deutschen archäolog. Instituts zu Athen.

Infolgedessen unterwarfen sich Kypros und Kyrene der persischen Oberherrschaft. Das Perserreich war jetzt nicht nur die erste, sondern überhaupt die einzige Großmacht der Welt, neben der es nur Kleinstaaten gab. Es schien nur von dem Belieben des Großkönigs abzuhängen, wo er sich die Grenzen setzen wollte.

Die persische Herrschaft war für die Griechenstädte, zunächst wenigstens, kaum drückender, als es früher die lydische gewesen war. Auch die Perser ließen den Gemeinden in allen inneren Angelegenheiten volle Freiheit und wirkten höchsten darauf hin, daß Tyrannen an die Spitze traten, die durch ihr eigenes Interesse an die bestehende Ordnung gefesselt waren. Selbst das Fehderecht der Städte untereinander blieb unbeschränkt; der König verlangte nichts als die Zahlung eines mäßigen Tributes und Heeresfolge im Kriege. So hatte sich in den Verhältnissen Joniens kaum etwas Wesentliches geändert, wirtschaftlich und geistig war das Land nie blühender gewesen als in dem halben Jahrhundert nach dem Sturze des lydischen Reiches.

Die Inseln blieben für jetzt überhaupt noch außerhalb des persischen Machtbereichs. Sie waren um diese Zeit der Schauplatz heftiger Parteikämpfe. In Mytilene warfen sich kurz nacheinander Melanchros und Myrsilos zu Tyrannen auf, die nach kurzer Herrschaft gestürzt wurden; endlich stellte das Volk, der inneren Wirren müde, Pittakos mit unbeschränkter Machtvollkommenheit an die Spitze des Staates, einen hochbedeutenden Mann, der dann auch die Ordnung wiederherstellte und seiner Stadt die Herrschaft über den Süden der Troas gewann (um 550 v. Chr.). Auf Samos stürzte, um 540, Polykrates die Herrschaft des grundbesitzenden Adels, der sog. Geomoren, und trat selbst an die Spitze des Staates. Er schuf eine große Flotte, mit der er sich zum Herrn des ägäischen Meeres machte und Freund und Feind brandschatzte; die so gewonnenen Reichtümer verwendete er zu großartigen Bauten. Zu Ägypten wie zum Perserreich unterhielt er die besten Beziehungen; als dann der Konflikt zwischen beiden Mächten ausbrach, mußte er freilich Partei ergreifen und stellte Kambyses

ein Flottenkontingent. Als aber Ägypten erobert war, waren die Perser nicht gewillt, das Unwesen, das Polykrates an ihren Küsten trieb, länger zu dulden; sie lockten den Tyrannen, dem sie mit Gewalt nichts anhaben konnten, durch List auf das Festland und ließen ihn hier hinrichten. Einige Jahre später gingen sie gegen Samos vor, das nun mit leichter Mühe unterworfen wurde.

Indessen hatte im Peloponnes Sparta die leitende Stellung gewonnen. Nach der endgültigen Unterwerfung Messeniens war es ohne Frage die erste Macht der Halbinsel; es versuchte nun, sich auch nach Norden und Osten hin auszubreiten. Mit dem benachbarten Tegea wurde mit wechselndem Erfolge in langen Kämpfen gestritten; endlich kam ein Vertrag zustande, in dem Tegea seine Unabhängigkeit behielt, aber mit Sparta in engen Bund trat und sich zur Heeresfolge verpflichtet (550). Ähnliche Verträge wurden dann mit den übrigen arkadischen Gauen geschlossen. Auch Elis, das um diese Zeit die Pisatis am unteren Alpheios unterworfen hatte, trat jetzt in den spartanischen Bund. Gegen das mächtige Argos führte Sparta eine Reihe glücklicher Kriege, die ihm den Besitz der Grenzlandschaft Kynuria im Osten des Parnon gaben; Argos selbst freilich behauptete seine Unabhängigkeit. Wohl aber suchten Korinth, Sikyon und die übrigen Mittelstädte der Argolis bei Sparta einen Rückhalt und traten in dessen Bund ein, der nun, mit Ausnahme von Argos und Achaia, den ganzen Peloponnes umfaßte; ja auch außerhalb der Halbinsel schloß Megara dem Bunde sich an. Es ist die erste größere Staatsbildung, die den Griechen gelungen ist. Denn mochte auch der thessalische Bund etwa denselben Umfang und annähernd dieselbe Bevölkerung haben, so war er doch militärisch viel weniger leistungsfähig und vor allem entbehrte er des festen Zusammenhaltes, während im peloponnesischen Bunde das Gebiet des führenden Staates für sich allein genommen so groß war, wie die Gebiete aller übrigen Bundesglieder zusammen. Darum hat dieser Bund, so lose er auch gefügt sein mochte, doch dauernden Bestand gehabt; er ist es gewesen, dem die Nation in der Krisis, die bald hereinbrechen sollte, ihre Rettung zu danken hatte.

Um dieselbe Zeit legte Peisistratos den Grund zu der athenischen Seeherrschaft. Er gewann Einfluß auf Delos, dessen Apollontempel von den Jonern diesseits und jenseits des Meeres als gemeinsames Stammesheiligtum betrachtet wurde; er setzte auf dem nahen Naxos seinen Freund Lygdamis zum Tyrannen ein; er faßte Fuß am Hellespont, wo Sigeion gewonnen und in langen Kämpfen gegen die Mytilenäer behauptet wurde, während zugleich der Athener Miltiades auf dem gegenüberliegenden thrakischen Chersones sich ein Fürstentum gründete. Auch sonst tat Peisistratos viel für die wirtschaftliche Entwicklung Athens, das unter ihm zuerst zur bedeutenden Industrie- und Handelsstadt wurde. Nicht minder verdankte das geistige Leben ihm reiche Förderung. Er hat die ersten Dichter und Tondichter der Zeit an seinen Hof gezogen und das Fest der großen Dionysien gestiftet, das für die Pflege der musischen Künste von so hoher Bedeutung werden sollte.

Durch das alles brachte er die Opposition zum Schweigen, mit der er zuerst zu kämpfen gehabt hatte, und konnte sich bis an seinen Tod unangefochten in der Herrschaft behaupten. Seine Söhne Hipparchos und Hippias regierten in der Weise des Vaters weiter, aber sie vermochten es nicht, den Ausbruch der Revolution zu verhindern. Hipparchos fiel als Opfer einer Verschwörung (514); und nun drang eine Schar von Emigranten ins Land ein und besetzte das feste Leipsydrion am Fuße des Parnes. Zwar gelang es Hippias, der Bewegung Herr zu werden und Leipsydrion durch Verrat einzunehmen, aber jetzt griffen, von den Alkmeoniden gerufen, die Spartaner in Attika ein. Hippias wurde in der Akropolis eingeschlossen und nach kurzer Belagerung zur Kapitulation gezwungen; er erhielt freien Abzug und ging nach seiner Besitzung Sigeion am Hellespont.

Die Revolution war das Werk des Adels gewesen, in erster Linie des Alkmeonidenhauses. Aber Kleisthenes, der jetzt nach dem Tode seines Vaters Megakles das Haupt dieser Familie war, erkannte sehr wohl, daß eine Restauration der alten Adelsherrschaft das sicherste Mittel gewesen wäre, der Rückkehr der Tyrannen den Weg zu bahnen. Nur wenn es gelang, das Volk, und namentlich den Mittelstand für die neue Ordnung der Dinge zu gewinnen, konnte die Freiheit Bestand haben. Er schritt also zur Verfassungsreform im demokratischen Sinne, ohne Rücksicht auf die Vorurteile der Mehrzahl seiner Standesgenossen.

Das dreileibige Ungeheuer (Typhon) und Schlange
Farbig übermalte Skulpturen von der Akropolis zu Athen aus: Wiegand, „Die Archaische Poros-Architektur". Verlag v. Th. G. Fisher & Co., Cassel u. Leipzig

Das Wesentlichste war, die Organisation zu brechen, auf die gestützt die Geschlechter bis zur Peisistratidenzeit den Staat beherrscht hatten. Kleisthenes hob also die vier Phylen auf, in die die athenische Bürgerschaft seit unvordenklichen Zeiten zerfiel und setzte zehn neue Phylen an die Stelle, die ausschließlich auf lokaler Grundlage beruhten, so daß jeder eine Anzahl der Gemeinden des Landes zugeteilt wurden; um kein Übergewicht der Hauptstadt aufkommen zu lassen, wurden die einzelnen Stadtquartiere verschiedenen Phylen zugewiesen. Die großen Adelsfamilien, die bisher geschlossen einer Phyle angehört hatten, wurden dadurch zerrissen und ein erfolgreiches Zusammenwirken ihrer Mitglieder in hohem Maße erschwert. Sie haben denn auch sehr bald allen Einfluß im Staate verloren.

Ferner wurde eine Volksvertretung geschaffen, ein Rat von 500 erlosten Mitgliedern, in denen die einzelnen Gemeinden mit einer ihrer Bevölkerung proportionalen Zahl von Ratsherren vertreten waren. Die Körperschaft war, den zehn Phylen entsprechend, in zehn Sektionen geschieden, die abwechselnd den Vorsitz führten, so daß die vorsitzende Sektion (die „Prytanen") permanent im Rathaus versammelt war. Der Rat bereitete alle Vorlagen vor, die an die Volksversammlung gehen sollten und wurde dadurch zum wichtigsten Organ der Verwaltung. So nahm das Volk jetzt durch seine Vertreter an der Regierung direkten Anteil und die Macht der Beamten war in sehr wirksamer Weise beschränkt.

Sonst wurde an der Verfassung nichts wesentliches geändert. Namentlich blieb das passive Wahlrecht zu den oberen Beamtenstellen auf die Bürger der höchsten Schätzungsklasse (die „Pentakosiomedimnen") beschränkt. Die neun Oberbeamten („Archonten") und der Areopag behielten ihre alte Stellung. Für die Besetzung der Finanzämter wurde das Los eingeführt und der Zahl der Phylen entsprechend die Zahl der Mitglieder jedes einzelnen Kollegiums auf zehn gebracht, so daß jede Phyle darin ihren Vertreter hatte. Ebenso wurde das Heer in zehn Bataillone („Taxen") eingeteilt, die aus den Wehrmännern je einer Phyle gebildet waren. Den Befehl über jedes Bataillon führte ein von seiner Phyle erwählter Oberst („Stratege"); die zehn Strategen bildeten unter dem Vorsitz des Polemarchen den Kriegsrat, der nach Stimmenmehrheit entschied.

Die kleisthenische Verfassung war also noch weit entfernt von dem, was man später eine Demokratie nannte. Aber für ihre Zeit bezeichnete sie einen sehr bedeutenden Fortschritt auf dem Wege freiheitlicher Entwicklung, und der Adel sah sich in seinen teuersten Interessen verletzt. Aber er erkannte, daß er dem Volke gegenüber aus eigner Kraft nichts ausrichten konnte. So wandten sich die Gegner der Reform nach Sparta, und König Kleomenes ging daraufhin nach Athen, den inneren Hader zu schlichten. Er begann damit, Kleisthenes und seine hauptsächlichsten Anhänger aus der Stadt zu verbannen, worauf der Führer der reaktionären Adelspartei, Isagoras, zum ersten Archon gewählt wurde (508). Als dieser aber nun daran ging, den von Kleisthenes eingesetzten Rat aufzulösen, brach der Aufstand aus; Isagoras und Kleomenes mußten aus Athen entweichen, worauf dann die Verbannten zurückkehrten. Kleomenes rüstete jetzt zum Kriege gegen Athen; aber sein Amtsgenosse, der König aus dem andern Hause, Damaratos, trat ihm entgegen, und da auch unter den peloponnesischen Bundesgenossen eine heftige Opposition gegen Kleomenes' Politik ausbrach, blieb diesem nichts übrig, als von seinem Unternehmen abzustehen.

Dafür wurde Athen jetzt von seinen Nachbarn im Norden, den Böotern und Chalkidiern mit Krieg überzogen; denn die Aristokratie, die in beiden Staaten das Regiment führte, sah in der freien Verfassung Athens nicht mit Unrecht eine Gefahr für den eigenen Bestand und beschloß, ihr zuvorzukommen, solange es noch Zeit war, ehe die neuen Zustände in Athen sich befestigt hätten. Doch die Athener warteten den Angriff nicht ab, ihr Heer überschritt die Grenze und brachte den Böotern am Ufer des Euripos eine völlige Niederlage bei; noch am selben Tage gingen die Sieger nach Euböa hinüber, wo sie den Chalkidiern dasselbe Schicksal bereiteten. Chalkis kam infolgedessen unter athenischen Einfluß, während die Böoter den Krieg noch einige Zeit ohne Erfolg fortsetzten und sich schließlich ebenfalls zum Frieden verstehen mußten. Die junge athenische Demokratie hatte ihre Lebensfähigkeit glänzend bewiesen.

Während so der Adel in einem großen Teil der griechischen Welt seine politischen Vorrechte verlor, blieb er in gesellschaftlicher Beziehung nach wie vor tonangebend. Denn trotz aller

Umwälzungen hatte er seinen alten Grundbesitz im wesentlichen behauptet. Der bewegliche Besitz aber hatte daneben noch verhältnismäßig wenig zu bedeuten und war, auch wo er vorhanden war, noch sehr jungen Ursprungs; diese reichgewordenen Fabrikanten und Kaufleute waren doch nichts anderes als Parvenüs. Infolgedessen war Bildung noch fast ausschließlich in den Kreisen des Adels zu finden; und es war nicht ganz ungerechtfertigt, wenn die Angehörigen dieser Kreise auch jetzt noch sich selbst als die „schönen und guten" (*καλοὶ κἀγαθοί*) bezeichneten und mit Verachtung auf die „schlechten" herabsahen, die von der Arbeit ihrer Hände lebten und für nichts höheres Sinn hatten. Die Menge selbst erkannte diese Vorzüge an dadurch, daß sie zu den höheren Stellen im Staate fast durchweg Adlige wählte. Wie die Tyrannen fast alle aus dem Adel hervorgegangen waren, wie der Reformator Kleisthenes dem vornehmsten Adelsgeschlechte Athens angehörte, so sind noch ein volles Jahrhundert hindurch, selbst in dem demokratischen Athen, die Feldherren und Staatsmänner mit wenigen Ausnahmen Angehörige des Adels gewesen.

Dem entspricht die hervorragende Stellung, die der Sport im Leben der Nation einnahm. Wenn es bei Homer heißt, daß nichts dem Manne mehr Ruhm bringt, als ein schneller Läufer und ein guter Borer zu sein, so galt das in der Hauptsache noch jetzt; nur eins brachte noch größere Ehre, nämlich recht schnelle Pferde in seinem Rennstall zu haben, denn das vermochten natürlich nur wenige. Wettrennen und gymnastische Wettkämpfe bildeten demgemäß bei Volksfesten das wichtigste Stück; Teilnehmer wie Zuschauer strömten dazu oft aus weiter Ferne herbei. Besonderen Ruf gewann schon früh das Turnfest, das in der Ebene von Pisa am unteren Alpheios zu Ehren des olympischen Zeus alle vier Jahre um Mittsommer gefeiert wurde. Nicht viel weniger angesehen war das Fest zu Ehren des pythischen Apollon in Delphi, das ebenfalls alle vier Jahre begangen wurde; es war ursprünglich nur ein Musikfest gewesen, wie es sich für den Gott schickte, der vor allen anderen der Musenkunst hold war, als aber die Amphiktionen nach dem heiligen Kriege die Leitung des delphischen Tempels in die Hand nahmen, wurden Wettrennen und gymnastische Agone hinzugefügt. Ähnliche Feste wurden in jedem zweiten Jahre zu Ehren Poseidons auf dem Isthmos bei Korinth und zu Ehren des Zeus in dem Bergtale von Nemea bei Kleonä in der Argolis gefeiert. Diese vier Feste wurden seit dem Anfang des 6. Jahrhunderts überall in der griechischen Welt als Nationalfeste anerkannt; die Sieger gewannen Ruhm in ganz Hellas, die Heimatstadt lohnte ihnen mit reichen Ehrengaben und die ersten Dichter hielten sich nicht für zu gut, sie im Liede zu preisen.

Unter solchen Umständen mußte das Turnen zum wichtigsten Bestandteile der höheren Erziehung werden. War der Jüngling dann zum Manne geworden, so ging er jeden Morgen auf den Markt und blieb dort stundenlang, im Gespräche mit seinen Standesgenossen. Dabei hielt er auf elegante äußere Erscheinung; wer es konnte, trug Purpurmäntel oder doch wenigstens buntgemusterte Kleider. Dagegen die Sitte, bewaffnet zu gehen, war abgekommen, seit eine geregelte Rechtspflege eingeführt war; immerhin bildeten Waffen auch jetzt noch den Schmuck der Wände in den Empfangsräumen der Herrenhäuser. Der Abend vereinigte dann die Freunde zum geselligen Mahle, dessen Teilnehmer oft bis tief in die Nacht beim Becher versammelt blieben. Dabei ging es dann meist wild genug her; man ließ Flötenspielerinnen kommen, die sich in leichtester Kleidung und mit noch leichterem Sinn zwischen die Männer setzten und sie beim Gesang der Trinklieder begleiteten.

Selbstverständlich konnte niemand seine Frau zu solchen Gelagen mitbringen; und so blieben die anständigen Frauen von der Geselligkeit ausgeschlossen und auf die Sphäre des Hauses und den Umgang mit ihren Freundinnen beschränkt. Nur in Sparta herrschten freiere Sitten; hier nahmen die Mädchen sogar an den Turnübungen teil und es herrschte infolgedessen ein ungezwungener Ton in dem Verkehr der Geschlechter, der den Griechen aus anderen Gegenden schweren Anstoß gab. Von den Mahlzeiten der Männer freilich waren die Frauen auch hier ausgeschlossen.

Da sich also kaum Gelegenheit bot, außer dem engsten Verwandtschafts- und Freundeskreise Mädchen aus guter Familie kennen zu lernen, so war die Ehe meist eine Konventionalheirat, der die Liebe ganz fern blieb. Man suchte Ersatz im Verkehr mit heranwachsenden

Jünglingen, der, wenn er sich nur in gewissen Schranken hielt, von der Sitte durchaus gebilligt, ja in manchen Staaten von der Gesetzgebung geradezu empfohlen wurde. Wenn der Grieche jener Zeit von Liebe sprach, dachte er zunächst an solche Verhältnisse, und hübsche Jungen waren stolz darauf, recht viele Bewunderer zu haben. In der homerische Zeit mit ihrem freien geselligen Verkehr zwischen den Geschlechtern tritt diese Knabenliebe noch sehr zurück, und sie ist später, als die griechische Kultur ihre volle Höhe erreicht hatte, von der öffentlichen Meinung als unmoralisch verworfen worden; wenn die Griechen des 6. und 5. Jahrhunderts anders gedacht haben, so werden wir uns erinnern, daß jede Zeit Anspruch darauf hat, nach ihren eigenen sittlichen Anschauungen beurteilt zu werden.

Die Tyrannenmörder Harmodios und Aristogeiton, in der Herstellung des Museums zu Braunschweig.
Nach „Mitteilungen des deutschen archäologischen Instituts".

Natürlich gab die Dichtung den Ideen der Zeit Ausdruck. Die ganze Weltanschauung der führenden Klassen faßte um das Ende dieser Periode der Megarer Theognis in einem Elegienkranze zusammen, den er, sehr bezeichnend für die Anschauungen dieser Zeit, dem von ihm geliebten Jünglinge Kyrnos widmete; nicht minder bezeichnend ist es, daß diese Elegien zum Vortrage bei Trinkgelagen bestimmt waren. Sie fanden großen Beifall und sind später zum Schulbuch geworden, das auch uns noch im Auszug erhalten ist.

Aber schon lange vorher war der konventionelle Zwang, der dem elegischen Versmaße anhaftet, gesprengt und freiere Versmaße an die Stelle gesetzt worden. So entwickelte sich aus der Elegie das Lied. Es fand seinen ersten großen Meister in Alkäos aus Mytilene (um 550), einem Adeligen, der in den Revolutionskämpfen wacker für die Sache seiner Standes-Genossen gefochten hatte und der abends beim Becher ebenso wacker seinen Mann stand. Wein und Politik sind es denn auch, die den hauptsächlichsten Inhalt seiner warm empfundenen, leidenschaftlichen Lieder bilden. Er fand einen Nachfolger an seinem etwas jüngeren Zeitgenossen Anakreon aus dem weinreichen Teos in Jonien. Der war eine weiche Natur, der die Politik ganz fern lag, wie er denn mit Vorliebe an Tyrannenhöfen geweilt hat; seine Lieder handeln von Wein und Liebe, namentlich der Liebe zu schönen Knaben. Von Liebe hat auch Alkäos' Landsmännin und Zeitgenossin, die Lesbierin Sappho gesungen. Aber es war nicht die Liebe zum Manne, der sie in glühender Sprache Ausdruck gibt, sondern zu schönen Mädchen; denn die freie lesbische Sitte duldete solche Verhältnisse, die sonst in Griechenland verpönt waren. So hat Sappho erreicht, was keinem zweiten Weibe gelungen ist, die Verbindung männlicher Kraft mit weiblicher Zartheit; und dadurch ist sie die größte Dichterin aller Zeiten geworden. Mit unserem ethischen Maßstabe dürfen wir sie freilich nicht messen.

Flöte spielender Satyr von einer schwarzfigurigen Vase im Ashmolean-Museum zu Oxford.

Inzwischen war die Dichtung in den Dienst der Musik getreten. Während diese ursprünglich nur zur Begleitung des Gesanges gedient hatte, kehrte jetzt das Verhältnis sich um; die Musik war zur selbstständigen Kunst geworden und die Dichter schrieben zu den Kompositionen die Textbücher. Das war eine Folge der Fortschritte, welche die Instrumentalmusik im Laufe des letzten Jahrhunderts gemacht hatte. Die Klangwirkung der Kithara wurde durch Vermehrung der Zahl der Saiten erhöht, und als neues Instrument die Flöte von den Völkern Kleinasiens und Thrakiens übernommen. Die Erfindung der Notenschrift, die etwa um 600 gemacht wurde, gab die Möglichkeit, die Kompositionen aufzuzeichnen; sie ward nicht weniger epochemachend für die Musik, als die Erfindung der Buchstabenschrift für die Poesie. Die Feste zu Ehren Apollons boten den Musikern Gelegenheit, ihre Schöpfungen vor einem größeren Zuhörerkreise zum Vortrag zu bringen; diese Feste, vor allem das Fest des pythischen Apollon in Delphi und das Fest des Apollon Karneios in Sparta, sind für die Entwicklung der Kunst von entscheidender Bedeutung gewesen. Hier, in Sparta, soll Terpandros gewirkt haben, der sagenhafte Ahnherr eines Geschlechtes, in dem die Pflege der Musik erblich blieb; er soll der Erfinder der „kitharodischen Nomos" gewesen sein, einer Komposition für die Kithara, bei der dem Gesange nur noch die Begleitstimme zufiel. Als Erfinder der entsprechenden Komposition für die Flöte wird Klonas aus Theben genannt, einer Stadt, in der das Flötenspiel stets besondere Pflege gefunden hat. Bald ging man dazu über, die Begleitung durch den Gesang ganz wegfallen zu lassen und reine Instrumentalkompositionen zu schaffen (sog. kitharistische und auletische Nomen); berühmt war namentlich der „pythische Nomos", eine Flötenkomposition, des Sakadas aus Argos, eines Meisters, der in Delphi dreimal hintereinander den Preis gewann (582,578,574). Neben diese Kompositionen für den Solovortrag traten dann Kompositionen für Chöre mit Orchesterbegleitung; in ihnen hat die Musik dieser Zeit ihr Höchstes geleistet. Auch hier hatte zunächst Sparta die Führung; dort wirkte in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts Alkman, der erste klassische Meister in dieser musikalischen Gattung. Sein Ruhm beruht vor allem auf seinen Kompositionen für Mädchenchöre. Der Text war, wie es sich für sakrale Musik schickt, hauptsächlich erbaulichen Inhalts; doch fand der Dichter Gelegenheit, daneben auch den Preis der schönen Chorführerinnen einzuflechten, die zu Ehren des Gottes bei der Aufführung mitwirkten. Weitere Ausbildung fand diese Chorlyrik dann in den westgriechischen Kolonien durch Stesichoros aus Himera in Sizilien (um 550); er entnahm seine Stoffe dem Epos, wobei er den alten Sagen dem Sinne der Zeit gemäß einen tieferen ethischen Gehalt gab. Er hat auch den episch-dorischen Mischdialekt geschaffen, der seitdem für die Texte der Chorlieder maßgebend blieb. Einen Nachfolger fand Stesichoros in seinem westgriechischen Landsmann Ibykos aus Rhegion, der freilich bei weitem nicht an seine Bedeutung heranreicht. Dann haben Lasos aus Hermione (in der Peisistratidenzeit), Simonides aus Keos (ca. 558—468) und Pindaros aus Theben (ca. 520—440) die Chorlyrik zur Vollendung hinaufgeführt.

Leier spielender Herakles, von einer Vase im Ashmolean-Museum zu Oxford.

Während Lasos mehr als Komponist tätig war und als solcher epochemachend für die Entwicklung der griechischen Musik gewirkt hat, waren Simonides und Pindar nicht minder groß als Dichter und tiefe Denker, die die Aufgabe ihrer Kunst vor allem in der sittlichen Belehrung ihrer Zuhörer sahen. Neben religiösen Gesängen und Kompositionen für Trauerfeiern haben sie namentlich Lieder zum Preise von Siegern in den großen Nationalfestspielen gedichtet und damit bei ihren Zeitgenossen unbegrenzte Anerkennung, auch reichen materiellen Lohn gefunden. Doch ist besonders bei Pindar schon viel Mache dabei, die Reflexion überwuchert die Poesie, die gekünstelte, oft bis zum unerträglichen Schwulste geschraubte Sprache mußte vielfach schon dem Zuhörer unverständlich bleiben. Die Siegeslieder waren eben bestellte Arbeit und offenbar war für den Dichter oder sagen wir besser den Komponisten selbst die Musik die Hauptsache. Noch mehr war das der Fall bei Simonides' Neffen Bakchylides, der zwar, dem Beispiele seines Oheims folgend, von dem pindarischen Schwulste sich freihält,

Hermes mit den Nymphen. Malerei auf einer schwarzfigurigen Hydria im Ashmolean-Museum, Oxford.

dafür aber weit hinter der Gedankentiefe seines großen Rivalen zurückbleibt. Es begann mit der Chorlyrik abwärts zu gehen.

Dafür hat sich eben um diese Zeit aus der Chorlyrik das Drama entwickelt. Den Ausgangspunkt bildet dabei der Dithyrambos, das Chorlied, das an den Dionysosfesten zu Ehren des Gottes gesungen wurde, ursprünglich eine Improvisation froher Weinlaune, die dann im 6. Jahrhundert durch Arion aus Lesbos und die großen Klassiker der Musik zur Kunstform ausgebildet worden war. Hauptsächlich fand der Dithyrambos in Korinth und den Nachbarstädten Pflege, und hier ist daraus das Satyrspiel hervorgegangen, wobei der Chor als Satyrn verkleidet in Bocksfellen mit entsprechender Maske auftrat und eine Begebenheit aus der Geschichte des Gottes zur Darstellung brachte, natürlich dem Charakter des Festes entsprechend in derb volkstümlicher Form. Solche Aufführungen wurden bald auch in dem nahen Attika üblich. Hier wurde das Satyrkostüm aufgegeben und damit auch die Satyrnatur des Chores; an die Stelle der burlesken Schwänke trat eine ernste Handlung, die der Heldensage, also, wie man glaubte, der Geschichte der Vorzeit, manchmal auch der Geschichte der Gegenwart entnommen wurde. Vor allem aber trat neben die gesungenen Partien ein Dialog zwischen dem Dichter

und seinem Chor. Der alte Name „Gesang der Böcke", Tragödie blieb, ebenso als Erinnerung an die alte Vermummung die Maske, die natürlich jetzt der jeweiligen Handlung angepaßt wurde, es blieben ferner der dorische Dialekt und die künstlichen Rhythmen der Gesangspartien, während der Dialog in der Volkssprache und in trochäischen Tetrametern, später meist in iambischen Trimetern abgefaßt war. Thespis aus dem attischen Dorfe Ikaria, wo von alters her der Dionysoskult heimisch war, soll der erste gewesen sein, der in Peisistratos' Zeit solche Stücke zur Aufführung brachte; seit 534 wurden sie auch an dem großen Dionysosfeste in Athen aufgeführt und sind fortan der wesentliche Bestandteil dieser Feier geblieben. Die weitere Ausbildung der Tragödie wird dann vor allem Äschylos aus Eleusis verdankt (ca. 525—456). Er zuerst soll einen zweiten Schauspieler haben auftreten lassen, wodurch ein Dialog auch ohne Teilnahme des Chores und damit eine bewegte Handlung möglich wurde; doch blieben die Gesangspartien auch jetzt noch vorwiegend. Allmählich gewann der Dialog immer mehr Boden; es wurde ein dritter Schauspieler hinzugefügt, eine Neuerung, die auch Äschylos in seinen letzten Stücken angenommen hat. Da die einzelnen Tragödien nur verhältnismäßig kurz waren, wurde es üblich, daß jeder Dichter drei Stücke nacheinander zur Aufführung brachte, die dann auch inhaltlich miteinander verbunden sein konnten; den Beschluß bildete zur Aufheiterung der Zuschauer als viertes Stück ein Satyrspiel in der alten Weise.

Wie seine großen Zeitgenossen Simonides und Pindar stellte auch Äschylos sich das Ziel, seine Zuhörer sittlich zu belehren. Demgemäß hat er mit Vorliebe religiöse Probleme behandelt; man kann sagen, daß alle seine Stücke Theodiceen sind, in denen der Dichter den Inhalt der Mythen mit den geläuterten Religionsvorstellungen in Einklang zu bringen sucht, die zu seiner Zeit bei den Gebildeten herrschten. Wie die Lieder Pindars, durchweht auch seine Tragödien der feierliche Hauch des Prophetentums; was er uns vorführt, sind Gestalten aus einer höheren Welt, die uns freilich eben darum zu fern stehen, als daß wir an ihren Schicksalen lebendigen Anteil zu nehmen vermöchten.

7. Die religiöse Reform und die Begründung der Wissenschaft.

Die religiöse Entwicklung war im siebenten Jahrhundert dahin gelangt, die Götter als Hüter der sittlichen Weltordnung aufzufassen. Aber der Augenschein zeigte, daß der Lauf der Dinge diesem Postulat nur sehr unvollkommen entspricht. Und die alte Lehre, daß die Strafe, welcher der Missetäter selbst entgeht, seine unschuldigen Nachkommen trifft, konnte das Gerechtigkeitsgefühl dieser Zeit nicht mehr befriedigen. So entstand der Glaube an eine Vergeltung der Frevel im Jenseits. Schon die Odyssee, allerdings in einem recht späten Stück, schildert die Qualen, die Tityos, Sisyphos, Tantalos dort unten zu erdulden haben, weil sie sich hier oben gegen die Götter vergangen hatten. Solche Vorstellungen konnten um so eher Verbreitung finden, als ja das Totenreich schon an und für sich für jeden Lebenden ein Ort des Schreckens war. Und auch wer sich von schwerer Schuld frei wußte, hatte doch nach dem Tode nichts anderes zu erwarten, als ein Schattendasein in ewiger Finsternis. Dieser Aussicht gegenüber machte jetzt das Erlösungsbedürfnis sich geltend. Wenn die Gnade der Götter, wie schon Homer gesungen hatte, einzelne Helden der Vorzeit, wie den blonden Menelaos, dem Tode entrückt und nach den elysischen Gefilden geführt hatte, wo sie in ewiger Seligkeit weiterlebten, so mußte doch diese Gnade auch andern Sterblichen zuteil werden können. Und wenn selbst der schwerste Frevel, die Blutschuld, durch heilige Weihen gesühnt werden konnte, so mußten solche Weihen doch auch die Macht haben, die Schrecken des Todes zu brechen. Natürlich knüpfte man dabei an die Kulte der chthonischen Götter an, der Erdmutter Demeter und ihrer Tochter, der Herrin des Totenreiches, Persephone, und des Erdgottes Dionysos. Unter den zahlreichen Stätten, an denen diese Weihen oder „Mysterien", wie man sie nannte, begangen wurden, hat Eleusis bei Athen schon früh den größten Ruf erlangt. Hier wurde jeden Herbst eine Art Passionsspiel aufgeführt, das den Raub der Persephone durch Hades und ihre Wiedervereinigung mit der Mutter zum Gegenstand hatte; der Gläubige sollte daraus die Zuversicht schöpfen, daß auch ihm die gleiche Erlösung aus den

Panathenäische Preisvase. Original im Königl. Museum, Berlin.

Schrecken der Unterwelt zuteil werden würde. Zutritt hatte nur, wer die heiligen Weihen empfangen hatte; diese aber wurden jedem erteilt, der darum nachsuchte, auch Weibern und Sklaven. Wer aber nicht eingeweiht war, dem drohte nach dem Tode ewige Verdammnis.

Diese religiösen Vorstellungen haben dann im sechsten Jahrhundert zur Ausbildung eines theologischen Systems geführt, als dessen Urheber der alte thrakische Sänger Orpheus galt, ein Sohn der Muse Kalliope; er und sein Schüler Musäos, ein Sohn der Mondgöttin Selene, sollten die heiligen Schriften verfaßt haben, in denen diese Lehren niedergelegt waren. Darin war die Weltschöpfung und die Entstehung der Götter erzählt, im Anschluß an die Theogonie Hesiods, aber mit selbständiger Weiterbildung der dort niedergelegten Gedanken. Chronos (die Zeit) schafft aus Chaos und Äther das silberne Weltei, aus dem der leuchtende Gott Phanes hervorgeht, auch Erikapäos oder Protogonos (der Erstgeborene) genannt; dieser erzeugt die Nacht und mit ihr Himmel und Erde, deren Kinder sind Okeanos und Tethys, dann folgen Kronos und Rhea, endlich gewinnt Kronos' Sohn Zeus die Herrschaft und verschlingt den Phanes, nimmt dessen Wesen ganz in sich auf und wird nun der Neubildner der Welt. Mit Persephone erzeugt er den Dionysos oder Zagreus, dem er schon als Knaben das Zepter gibt; aber der Knabe wird von den Titanen zerrissen und verzehrt und nur sein Herz wird von Athena gerettet. Zeus verschlingt es und zeugt dann mit Semele einen Sohn, der kein anderer ist, als der wieder zum Leben erweckte Dionysos-Zagreus.

Auch unsere Seele ist göttlichen Ursprungs und hat einst im Kreise der seligen Götter gelebt, aber sie hat dort einen Frevel begangen und ist zur Strafe dafür in das Gefängnis des Leibes gebannt, und zwar muß sie der Reihe nach die verschiedensten Tier- und Menschenleiber bewohnen, ehe sie endlich der Erlösung teilhaftig und wieder in den Kreis der Götter aufgenommen wird. Bedingung dafür ist ein sittlich reiner Lebenswandel und strenge Befolgung der rituellen Vorschriften, namentlich Enthaltung von Fleischgenuß, der ja dem orphischen Glauben als Kannibalismus erscheinen mußte. Das allein genügt freilich nicht; die Hauptsache sind die heiligen Weihen, durch die der Gläubige der göttlichen Gnade teilhaftig wird. Wer sie erhalten hat und rein von Sünde in die Unterwelt eingeht, führt dort ein seliges Leben bei festlichen Trinkgelagen, während der Sünder und Ungläubigen furchtbare

Qualen warten. Dann aber muß die Seele noch einmal zurück in einen sterblichen Leib; erst wenn sie sich dreimal von Sünde freigehalten hat, geht sie ein zur ewigen Gemeinschaft mit den Göttern auf den Inseln der Seligen.

Ob diese Religion sich ganz selbständig auf griechischem Boden entwickelt hat oder wie weit etwa mythologische und kosmogonische Vorstellungen der benachbarten Thraker und Phryger bzw. der Kulturvölker des Orients auf ihre Ausbildung von Einfluß gewesen sind, läßt sich zurzeit noch nicht entscheiden. Jedenfalls fand der neue Glaube bald zahlreiche Propheten, die die ganze griechische Welt durchzogen, bereit, jedem, der wollte, von ihren Gnadenschätzen zu spenden. Sie heilten durch Beschwörung alle Art Krankheit und trugen Sammlungen von unfehlbaren Orakelsprüchen mit sich herum, die in allen Lebenslagen zur Richtschnur dienen konnten, und wie sie für das Seelenheil der Lebenden sorgten, wollten sie auch imstande sein, durch Gebet und Opfer Tote aus den Qualen des Tartaros zu befreien. Sie fanden natürlich großen Zulauf unter Gebildeten wie Ungebildeten; war doch Onomokritos, einer der hervorragendsten Führer dieser ganzen Bewegung, ein gerngesehener Gast am Peisistratidenhofe, und selbst ein Mann wie Pindar hat sich zur orphischen Lehre bekannt oder sich doch wenigstens stark von ihr beeinflussen lassen. Und überhaupt wurden die orphischen Schriften eifrig gelesen. Aber das griechische Volk war viel zu jugendkräftig, als daß ein Glaube, der das Diesseits verneint und das wahre Leben erst in das Jenseits verlegt, allgemeine Annahme hätte finden können. So blieb die orphische Lehre auf die doch immer nur verhältnismäßig engen Kreise der Eingeweihten beschränkt, ohne den geringsten Einfluß auf die Staatsreligion zu gewinnen, nicht einmal in den Gemeinden, die, wie Athen, die Feier der Mysterien unter die Staatskulte aufgenommen und unter gesetzlichen Schutz gestellt hatten. Noch ein volles Jahrtausend sollte vergehen, ehe diese Ideen, freilich in ganz anderer theologischer Einkleidung, in der griechischen Welt zum Siege gelangten.

Während die Orphiker das Welträtsel auf dem Wege theologischer Spekulation zu lösen suchten, wurden dieselben Probleme gleichzeitig von völlig entgegengesetzter Seite her in Angriff genommen. Diese Bestrebungen hatten ihren Ausgangspunkt in Jonien, dem Teile der griechischen Welt, der seit der homerischen Zeit auf wirtschaftlichem und geistigem Gebiete die Führung hatte. Der rege Verkehr mit den alten Kulturländern des Orients, Ägypten und dem unter babylonischen Einfluß, seit dem achten Jahrhundert auch unter assyrisch-babylonischer Herrschaft stehenden Syrien, vermittelte die Kenntnis der Anfänge mathematischen und astronomischen Wissens, wie es sich am Euphrat und Nil ausgebildet hatte. Aber während dieses Wissen im Orient lediglich praktischen Zwecken diente, wurde die neugewonnene Kenntnis für den griechischen Geist zum Ausgangspunkt einer neuen Weltanschauung, welche bie altüberlieferte mythologische Weltanschauung in Trümmer schlug.

An der Spitze dieser Bewegung steht Thales aus Milet (um 600 v. Chr.). Er ist der erste Grieche, dem es gelang, das Eintreten einer Sonnenfinsternis vorherzusagen und damit die gesetzmäßige Natur eines Phänomens zu erweisen, das stets dem Aberglauben reiche Nahrung gegeben hatte und noch ein halbes Jahrhundert früher Archilochos als unbegreifliches Wunder erschienen war. Das hatten freilich die chaldäischen Astrologen schon lange vor ihm getan und nur ihre Beobachtungen waren es, die Thales zu seiner Voraussagung in den Stand gesetzt hatten. Aber die Chaldäer waren bei der bloßen Registrierung der Tatsachen stehen geblieben, ohne an dem Wahn irre zu werden, daß der Lauf der Gestirne mit dem Menschenschicksal in ursächlichem Zusammenhang steht. Thales dagegen zog sogleich die vollen Konsequenzen aus seiner Entdeckung; ihm wurde klar, daß alles in der Natur nach festen Gesetzen geschieht. Freilich war seine positive Naturkenntnis viel zu gering, als daß er vermocht hätte, mehr als die roheften Anfänge eines Systems der Naturerklärung aufzustellen. Als Grundstoff, aus dem alles geworden sei, galt ihm das Wasser; es ist unverkennbar, daß er sich dabei an die kosmogonische Lehre von Okeanos und Tethys anlehnte. Seine Großtat liegt darin, daß er dieser Lehre das mythologische Gewand abstreifte, und damit wurde er zum Begründer aller menschlichen Wissenschaft.

Thales fand einen Nachfolger an seinem jüngeren Zeitgenossen und Landsmann Anarimandros. Auch er war überzeugt, daß sich alles aus einem einzigen Urstoff entwickelt haben

Die Entwicklung der antiken Keramik bis zum Hellenismus.

(Erläuterungsblatt zu nebenstehender Tafel)

Die ältesten Erzeugnisse der Keramik auf griechischem Boden, die wir als Vorläufer der kretisch-mykenischen Topfware anzusehen haben, sind Gefäße der verschiedenartigsten, oft noch rohen Formen, zunächst noch ohne Töpferscheibe hergestellt und schmucklos, bald mit eingeritzten Ornamenten verziert, später bemalt mit einer matten, glanzlosen Farbe. Die Oberfläche der Gefäße, schwarz, braun oder rot, ist zum Teil sehr sorgfältig geglättet und poliert. In der Folgezeit wird der Ton feiner, nach Erfindung der Töpferscheibe die Form gefälliger, und anstelle der Mattmalerei tritt die sogenannte Firnismalerei. Die neue Firnisfarbe, die beim Brand der Gefäße einen Verglasungsprozeß durchmacht, gibt der Oberfläche einen wunderbaren lackartigen Glanz, wie man ihn vorher durch die Politur zu erreichen versucht hatte. Diese Firnisfarbe, deren Geheimnis verloren gegangen ist, und die wir auch heute nicht imstande sind nachzumachen, gibt der ganzen antiken Vasenmalerei ihr eigenartiges Gepräge. Die ältesten mit Firnis bemalten Gefäße finden sich auf Kreta, von wo diese Neuerung offenbar ausgegangen ist. In ihrer Form sich eng an metallische Vorbilder anschließend, zeigen sie bei vollendeter Technik meist Ornamente in heller Farbe auf dunklem Grund. Nach einem kleinen Dorfe auf Kreta, wo diese Gattung zuerst gefunden wurde, pflegt man sie als Kamaresware zu bezeichnen. (Tafel I. Fig. 1 und 2.)

Eine etwas jüngere Gruppe bilden die sogenannten mykenischen Vasen, die eine umgekehrte Malweise zeigen: Auf die tongrundigen Gefäße werden die Verzierungen mit dunklem Firnis aufgesetzt, in allen Schattierungen von hellrot bis tiefschwarz. Die Ornamente entnehmen ihre Motive meist dem Pflanzenreich sowie der niederen Tierwelt des Meeres. Algen und Tange, wie von der Bewegung des Wassers hin- und hergewiegt, daneben Seesterne, Schnecken, Quallen, Schwämme, Tintenfische, Muscheln usw. bald in buntem Durcheinander hingestreut, bald in systematischer Anordnung, umranken und überziehen das ganze Gefäß und zeugen in ihrer Anordnung von einem erstaunlichen Gefühl für Raumverteilung und Raumausnutzung (Tafel I. 3—5) Darstellungen von Menschen und größeren Tieren treten erst in der späteren Entwicklung des mykenischen Stils auf, als die so wunderbar stilisierten Pflanzen- und Tiermotive zum Teil bereits zu unverstandenen Ornamenten geworden waren.

Als zu Anfang des ersten vorchristlichen Jahrtausends die mykenische Kultur zusammenbricht, geht auch die so hochentwickelte Vasenmalerei zu Grunde, und ein neuer Stil, der sogenannte geometrische Stil, tritt an ihre Stelle. Nur die technische Fertigkeit und die Verwendung der Firnisfarbe haben sich aus der mykenischen Zeit lebendig erhalten, die Malerei, die Dekoration steht wieder ganz im Anfang der Entwicklung und bildet mit ihren primitiven, zum Teil noch rohen Erzeugnissen den Ausgangspunkt der eigentlich griechischen Kunst. Lineare Muster und geometrische Motive, wie Kreuze, Rhomben, Zickzacklinien, Sterne, Kreise, Schachbrettmuster, Wellenlinien ꝛc. sind es, die in trockenen, steifen, immer gleichförmigen Anordnungen das Gefäß schmücken und in übereinanderliegenden Streifen ganz bedecken und überwuchern. Auch Menschen und Tiere werden in ihrer Gestalt so viel als möglich den geometrischen Formen anbequemt (Tafel II. Fig. 7). Große Gefäße dieser Gattung, namentlich des fortgeschrittenen Stils, weisen auch reichere Darstellungen auf, wie Leichenbegängnisse, Züge von Kriegern zu Fuß oder zu Wagen, Jagdszenen usw., namentlich die in Athen vor dem Dipylontore gefundenen Stücke (Dipylonvasen), die dem Höhepunkt des geometrischen Stiles angehören. (Tafel II. Figur 7.)

Mit dem Beginn des VII. Jahrhunderts ist der geometrische Stil an der Grenze der Entwicklungsfähigkeit angekommen. Da wird die Vasenmalerei durch neue Einflüsse, die über Jonien aus dem Orient kommen, in eine neue Richtung zum früharchaischen Stil gedrängt. Zunächst sind es einige aus der mykenischen Ornamentik bekannte Motive, die sich mit den geometrischen mischen: Spiralen, Ranken usw. oder rein orientalische, wie Palmetten und Lotos (Tafel II. Figur 3). Namentlich sind es auch die der asiatischen Kunst seit alters geläufigen phantastischen geflügelten Fabelwesen, sowie die im europäischen Griechenland nicht heimischen wilden Tiere, die mit Vorliebe wiedergegeben werden (Tafel II. Figur 4, 6, 9, 10). Im Westen Griechenlands treten Schilderungen mythologischer Vorgänge hinzu, während im Osten mehr die ornamentale Dekoration überwiegt. Ueberhaupt geht jetzt in den verschiedenen Gegenden — allerdings in steter Wechselwirkung — die Entwicklung der Vasenmalerei ihre eigenen Wege. Der sogenannte frühattische Stil in Athen zeichnet sich aus durch frische Schilderung umfangreicher Szenen, während Korinth, das damals — in vielfachem Verkehr mit Kleinasien und dem Orient, in der Vasenmalerei einen hervorragenden Platz einnahm, zunächst die fremden Ornamente, Flügelwesen und wilden Tiere bevorzugt (Tafel II. Figur 6) und

erst später zu mythischen Darstellungen übergeht. (Tafel III. Figur 2). Sehr beliebt waren die sogenannten protokorinthischen Vasen (Tafel III. Figur 1 und 3), die man früher für eine Vorstufe der korinthischen Keramik hielt. Es sind meist kleine Oelkännchen mit scheibenförmiger Mündung und stark sich verjüngendem Bauch. Unter den rhodischen Stücken (jetzt zum Teil als milesisch erkannt) sind namentlich die Kannen — oft mit Reihen weidender Steinböcke — (Tafel II. Figur 8) sowie die Teller mit Innendarstellungen bemerkenswert. Die böotischen Töpfer bevorzugen dagegen Schalen auf hohem Fuß usw. (Tafel II. Figur 1.)

Mit dem Ende des VII. Jahrhunderts beginnt eine neue Malweise sich herauszubilden, der schwarzfigurige Stil, zu dem bereits die attischen und korinthischen Stücke (Tafel III. Figur 2) hinüberleiten. Die Figuren werden jetzt mit tiefschwarzer Firnisfarbe, deren vornehmer Glanz an poliertes Erz erinnert, silhouettenartig auf den hellen Grund gesetzt, der tonfarbig bleibt, aber durch einen Zusatz von Mennig zur Töpfererde eine warme, rotgelbe Färbung erhält. Die Innenzeichnung der Figuren ist mit bewundernswerter Sicherheit mit einem scharfen Instrument eingeritzt und von größter Feinheit (Tafel III. Figur 4—8), auch wird weiße und in geringerem Maße rote Deckfarbe verwendet. So werden z. B. die weiblichen Personen zum Unterschiede von den Männern stets weiß dargestellt. Inhaltlich schöpfen die Darstellungen aus dem reichen Sagenschatz, dessen Szenen mit einer wahren Freude am Erzählen vorgeführt werden. Namentlich die älteren Stücke dieser Art zeigen, wie es den Maler gleichsam drängt, alles zu erzählen, was er auf dem Herzen hat. In mehreren Streifen übereinander angeordnet, reihen sich die einzelnen Vorgänge und Handlungen aneinander, so daß die ganze Bildfläche wie eine illustrierte Sagengeschichte, ein episches Bilderbuch erscheint. Die bekannteste Vase der Art ist die in Etrurien gefundene François-Vase in Florenz, angefertigt von Ergotimos und bemalt von Klitias, wie die Inschriften uns lehren. In der weiteren Entwicklung dieses Stils wird die Anordnung der Darstellungen in Streifen aufgegeben, und die Künstler begnügen sich mit ein oder zwei größeren Bildern, die dann abgerundete, meist aus wenigen Personen bestehende mythische Kompositionen, aber auch genrehafte Szenen vorführen. Mit besonderer Vorliebe werden Dionysos, Theseus und Herakles mit ihrer Umgebung wiedergegeben, wie z. B. auf dem Vasenbild Tafel III. Figur 4. Herakles bringt den Erymanthischen Eber, den er auf der Schulter trägt, zum Eurystheus, der aber nichts mit dem Untier zu tun haben will, sondern vor Schreck in ein großes Faß gekrochen ist und die Hände flehend emporstreckt. Hinter Herakles stehen Athena und Hermes, hinter Eurystheus eine Frau, die sich umwendet und erschreckt beide Arme erhebt. Eine besondere Gruppe der schwarzfigurigen Vasen bilden die Panathenäischen Preisamphoren (vgl. S. 191), bei denen wir die fortschreitende Entwicklung des Stils am besten verfolgen können, da sie Jahrhunderte hindurch gebräuchlich waren. Es sind große Amphoren, die mit besonders feinem Oel gefüllt, den Siegern in den panathenäischen Spielen als Preis überreicht wurden. Die eine Seite zeigt die Stadtgöttin Athena und die Inschrift: „Von den Kampfpreisen aus Athen," auf der anderen Seite ist die Kampfart, in der der Empfänger den Sieg davongetragen hatte, dargestellt.

In Jonien geht die Malerei dieser Epoche ihre eigenen Wege, der Künstler sorgt sich weniger um den Inhalt der Darstellung als um die Komposition und sucht namentlich durch künstlerische Behandlung der Einzelheiten zu wirken. Die Zeichnung wird naturalistischer, die Stellung des menschlichen Körpers freier, auch beginnt man die unter dem Gewand versteckten Formen des Körpers zu berücksichtigen. In der zweiten Hälfte des VI. Jahrhunderts kam von Jonien her der attischen Vasenmalerei neue Anregung, die um so bedeutungsvoller sich gestaltete, als sie gerade um die Zeit erfolgte, als eine neue Malweise üblich wurde, die rotfigurige Technik, durch die das bisherige Farbensystem umgekehrt wurde. Die Figuren bleiben jetzt tonfarbig und heben sich hell von dem dunklen Firnisgrund ab. An Stelle der Ritzlinien, durch die bislang die Innenzeichnung hergestellt wurde, treten feine, in Firnis aufgetragene Linien, mit deren Hilfe sich eine ungleich wirkungsvollere Zeichnung erzielen ließ. Wozu Jonien den Anstoß gegeben, das konnte jetzt in der neuen Technik weiter ausgebildet und zur Vollendung gebracht werden, wie der feine Faltenwurf in der Gewandung und die Körperformen in ihrer Bewegung oder Verkürzung. Solche anatomische Feinheiten bildeten namentlich das Problem des Euphronios, des bedeutendsten Vasenmalers, der bis zur Zeit der Perserkriege tätig war. Auch die Stücke des Brygos zeichnen sich durch vollendete Modellierung der Muskulatur sowie durch Lebendigkeit der Gesamtdarstellung aus. (Tafel IV. Fig. 1 ist ein Stück seiner Art.) Der Inhalt der Bilder wird ein anderer, die mythologischen Szenen treten etwas zurück und an ihrer Stelle werden Vorgänge des täglichen Lebens bevorzugt, Szenen aus der Palästra, vom Markte, von der Straße, aus dem Festsaal usw. Bald nach den Perserkriegen kommt noch einmal neues kräftiges Leben in die attische Vasenmalerei infolge der Anregung, die von den Werken der großen Maler Polygnot und Mikon ausging, und erreicht in den folgenden Jahrzehnten mit den anmutigsten Werken, die je in der Tonmalerei hervorgebracht worden sind, ihren Höhepunkt. (Tafel IV.)

Mit dem ausgehenden V. Jahrhundert beginnt der Verfall der attischen Vasenmalerei, der Keramik werden andere Ziele gesteckt, und nur in den griechischen Kolonien, mit Unteritalien an der Spitze, findet auch hinfort die Vasenmalerei noch eine Stätte.

1

2

3

1

2

3

7

4

5

6

10

III.

IV.

Die Entwicklung der antiken Keramik bis zum Hellenismus.
(Vergleiche hierzu die auf dem nebenstehenden Deckblatt gegebene Erläuterung)

müsse, aber er erkannte, daß dieser Urstoff mit keinem der vorhandenen Stoffe identisch sein könne. „Anfang der Dinge," so sagt er, „ist das Unendliche, woraus ihnen aber ihre Geburt ist, dahin geht auch ihr Sterben nach dem Schicksal. Denn sie zahlen einander Strafe und Buße für ihre Ruchlosigkeit nach der Zeit Ordnung." Man sieht, der Denker steht zum Teil noch auf dem Boden orphischer Vorstellungen; wie ja das qualitativ unbestimmt gelassene „Unendliche" im Grunde nichts weiter ist, als das alte hesiodische Chaos. Aus dem „Unendlichen" hätten sich dann zunächst die vier Elemente abgesondert und zwar in der Weise, daß das Feste (unsere Erde) die Mitte der Welt einnahm, darum sich zunächst das Wasser lagerte, dann die Luft und endlich, am äußersten Rande, das Feuer, aus dem die Gestirne bestehen. Die Erde habe die Form einer flachen kreisrunden Scheibe, die sich darum im Raume schwebend erhalte, weil sie überall gleich weit vom Rande der Welt abstehe. In der Bildung der organischen Wesen nahm er einen Fortschritt von niederen zu höheren Formen an; so sollten die Menschen sich aus Fischen entwickelt haben. Es ist die erste Ahnung der Deszendenztheorie. Auch mit geographischen Studien hat Anaximandros sich eingehend befaßt, wofür ihm die weiten Handelsbeziehungen seiner Vaterstadt Milet reiches Material zur Verfügung stellten. Er ist der erste gewesen, der eine Erdkarte entworfen hat. Darauf war das Mittelmeer bereits richtig als geschlossenes Becken gezeichnet, während er den Rand der Erde ebenso richtig rings von Meer umgeben sein ließ, wohl ebensosehr in Anlehnung an die mythischen Vorstellungen vom Okeanos, wie durch geniale Generalisation der Nachrichten von dem äußeren Meer jenseits der Säulen des Herakles und des Isthmus von Suez. So wurde Anaximandros der Begründer der Geographie. Auch in der griechischen Literaturgeschichte macht er insofern Epoche, als er der erste gewesen ist, der die poetische Form als drückende Fessel abgeworfen und in einfacher Prosa geschrieben hat.

Auf demselben Boden wie Anaximandros stand sein etwas jüngerer Landsmann Anaximenes, nur daß er zu Thales' Lehre von einem bestimmten Grundstoff zurückkehrte, den er in der Luft zu erkennen glaubte. Denn, „wie unsere Seele Luft ist und uns dadurch zusammenhält, so umspannt Odem und Luft die ganze Weltordnung". Aus diesem Grundstoffe sind dann durch Verdichtung oder Verdünnung die anderen Stoffe entstanden; sie sind also nichts anderes als verschiedene Aggregatzustände der einen Materie. Der erste Schritt zu einer mechanischen Naturerklärung war damit getan.

Es ist eine Modifikation dieser Lehre, wenn ein anderer ionischer Denker derselben Zeit, Herakleitos aus Ephesos, (um 500 v. Chr.) das Grundprinzip im Feuer erkannte. Alle Dinge, so sagte er, sind in beständigem Fluß und liegen untereinander in beständigem Kampfe, der aber nach festen Gesetzen sich abspielt; endlich werden sie sich alle wieder im Feuer auflösen, wie sie einst aus diesem hervorgegangen waren, und dann kann der Kreislauf aufs neue beginnen. Dieses System war vorgetragen in dunkler, mitunter fast unverständlicher Sprache, gewürzt mit blendenden Paradoren; dabei wurde die Volksreligion aufs heftigste angegriffen, nicht minder aber die Mysterien und die orphischen Weihen, ebenso die großen Dichter der Vorzeit: Homer, Hesiod, Archilochos und die großen Denker der Gegenwart, Pythagoras, Xenophanes, Hekatäos; gegen die Menschen im allgemeinen und seine Mitbürger, die Ephesier im besonderen, zeigt unser Philosoph die tiefste Verachtung. Bücher dieser Art, aus denen jeder herauslesen kann, was er will, haben zu allen Zeiten große Wirkung geübt und es hat denn auch Herakleitos an begeisterten Anhängern nicht gefehlt; noch zwei Jahrhunderte später hat die Stoa ihm ihr naturphilosophisches Rüstzeug entlehnt. Der Wissenschaft freilich konnte ein so unklares und in sich selbst widerspruchsvolles System keine Förderung bringen.

Ganz andere Wege ging der Samier Pythagoras. Er war der gelehrteste Mann seiner Zeit, der auf dem Gebiete der Mathematik bahnbrechend gewirkt hat; außer dem Lehrsatz, der seinen Namen trägt, wird ihm die Begründung der Zahlentheorie und der Lehre vom Irrationalen verdankt. Er hat ferner erkannt, daß die Länge der klingenden Saite zu der Höhe des Tons im festen Verhältnis steht, und ist damit der Schöpfer der mathematischen Theorie der Musik geworden. Noch größer waren seine Leistungen als Astronom; er zuerst hat die Kugelgestalt der Erde gelehrt und ihr eine Eigenbewegung zugeschrieben, freilich noch

nicht um ihre Achse, sondern um ein „Zentralfeuer", das den Mittelpunkt der Welt bilden sollte und dessen Licht von der Sonne reflektiert werde, uns aber unsichtbar bleibe, weil die bewohnte Seite der Erde ständig davon abgekehrt sei. So hat er für die Erkenntnis des wahren Weltbildes mehr geleistet als irgend einer seiner Vorläufer und Zeitgenossen. Aber eben weil die Mathematik im Mittelpunkt seines Forschens und Denkens stand, ist er dahin geführt worden, in den mathematischen Größen, speziell in den Zahlen, das wahre Wesen der Dinge zu sehen und ist so der Begründer einer wüsten Zahlenmystik geworden, die das Wesen seiner philosophischen Lehre bildet und ihn um die beste Frucht seiner Erkenntnis gebracht hat. Daneben war er eine tiefreligiöse Natur; er hat die orphische Lehre von der Seelenwanderung mit allen ihren Konsequenzen angenommen und nach orphischer Weise einen asketischen Lebenswandel geführt. Dafür war nun freilich seine ionische Heimat nicht der rechte Boden, und so ist Pythagoras nach Italien ausgewandert und hat hier, in Kroton, eine Schule begründet, die bald weite Verbreitung gewann und jahrhundertelang, bis tief in die Verfallszeit des Altertums hinein, bestanden hat; die mathematischen und astronomischen Studien haben in ihr lange Zeit eifrige und erfolgreiche Pflege gefunden, bis sie endlich im Mystizismus versunken ist.

Wie der Pythagorismus eine Religionslehre auf wissenschaftlicher Grundlage war, so auch das System, das um dieselbe Zeit Xenophanes aus Kolophon (ca. 570—470) aufstellte. Auch ihn hielt es nicht in der Heimat; an siebzig Jahre lang ist er, wie er uns selbst erzählt, in der griechischen Welt umhergezogen, überall seine Lehren verkündend. Als begabter Dichter wählte er dafür die poetische Form, die einzige, in der damals, wo es ein lesendes Publikum noch kaum gab, einem literarischen Werke weitere Verbreitung verschafft werden konnte; er folgte dabei dem Vorbilde der Orphiker, recht im Gegensatz zu den anderen ionischen Weisen dieser Zeit, die nur für einen engen Freundeskreis geschrieben, oder, wie Thales und Pythagoras, nur durch mündliche Lehre gewirkt hatten. Zu dem Anthropomorphismus der Volksreligion stellte er sich in schroffsten Gegensatz: „Wenn die Ochsen und Pferde", so meinte er, „Hände hätten und malen könnten, dann würden sie sich Götter in Ochsen- und Pferdegestalt gemalt haben", ganz wie die Neger ihre Götter sich schwarz und die Thraker die ihren sich blond denken. Nicht weniger scharf werden Homer und Hesiod als die hauptsächlichsten Träger dieses Anthropomorphismus angegriffen und nicht minder wegen der unsittlichen Dinge, die sie von den Göttern erzählt hätten, „stehlen und ehebrechen und sich einander betrügen". Denn „ein Gott nur ist der größte, so unter Göttern als Menschen, nicht an Gestalt den Sterblichen gleich und nicht an Gedanken". Diese Gottheit ist, wie ungeworden, so auch unveränderlich und „verharrt unbewegt stets am selben Orte", „doch sonder Mühe schwingt sie das All mit des Geistes Denkkraft". Weiter hat dann auch Xenophanes sich bemüht, ein Bild der Entstehung der Welt zu geben und die Erscheinungen zu erklären, wobei er sich unter anderem auch auf die Versteinerungen von Fischen und Seepflanzen berief, zum Beweise, daß das Meer einst die ganze Erde bedeckt habe. Aber für alles, was er lehrte, nahm er nur subjektive Geltung in Anspruch, denn „was die Wahrheit betrifft, so gibt es und wird es nie einen Mann geben, der sie wüßte in bezug auf die Götter und alle die Dinge, von denen ich rede; träfe er aber auch einmal das Rechte, er selber wüßte es doch nicht; denn Schein ist über alles gebreitet".

Xenophanes hat endlich in dem ionischen Elea im fernen Westen eine neue Heimat gefunden; von hier stammte auch sein bester Schüler, Parmenides (um 500 v. Chr.). Er hat der Lehre des Meisters das theologische Gewand abgestreift und sie zu einem geschlossenen philosophischen System entwickelt. Er geht davon aus, daß nur Wirkliches gedacht werden kann. Entstehung aus dem Nichts oder Vergehen ins Nichts ist aber undenkbar, also auch unmöglich. Damit war der Satz von der Beharrlichkeit der Substanz erwiesen. Überhaupt ist das Nicht-Sein undenkbar und also gibt es nur Seiendes. Und da demnach nichts die Kontinuität des Seienden unterbrechen kann, so gibt es nur eine Substanz, die das All gleichmäßig ausfüllt, und alle Bewegung und Veränderung ist unmöglich. Das Seiende aber hat die Form einer Kugel; denn „wäre es unbegrenzt, so würde es unvollkommen sein". Hier tritt pythagoreischer Einfluß zutage.

Das ist die Welt der Dinge an sich. Neben dieser steht nun die Welt der Erscheinungen, die keine reale Existenz hat und nur ein Trug unserer Sinne ist. Parmenides hat versucht, auch sie zu erklären, aber er betont ausdrücklich, daß er hier nur Hypothesen zu bieten habe. Sie bewegen sich in der Bahn, die schon seine ionischen Vorgänger eingeschlagen hatten und brauchen uns um so weniger zu beschäftigen, als wir nur sehr unvollkommen darüber unterrichtet sind.

Das System des Parmenides ist die tiefste philosophische Abstraktion, die dem Menschengeist bis dahin gelungen war. Es war der erste Schritt auf dem Wege zu einer wissenschaftlichen Metaphysik. So wenig auch Parmenides' Ergebnisse nach der positiven Seite hin befriedigen können, es bleibt ihm der unvergängliche Ruhm, der erste gewesen zu sein, der erkannt hat, daß hinter der phänomenalen Welt eine intelligible Welt liegt, die allein real ist, zugleich auch der erste, der sicheres Wissen und Hypothese scharf unterschieden hat. So gebührt ihm einer der ersten Plätze in der Geschichte der Wissenschaft.

Eleusinisches Relief zu Athen mit Demeter, Kore und Triptolemos
Nach Braun-Hartmann in Brockhaus' Konversations-Lexikon, 14. Aufl.

Steht die Weltanschauung des Eleaten Parmenides zum Teil unter orphisch-pythagoreischem Einfluß, so blieb der Osten der griechischen Welt von den mathematisch-physikalischen Spekulationen dieser Schule zunächst noch unberührt. Man hat hier noch lange festgehalten, die Erde für eine flache Scheibe zu halten. Die war sie denn auch für Parmenides' Vorgänger Anaximenes gewesen. Sie ruht, den ersten, der ein physikalisches Motiv verfolgt hat. Er gab dann eine sehr anschaulich Erklärung der Höhen des Himmelszeltes, während er natürlich von dem Inneren der Erde nichts, von den Tiefen des äußeren Ozeans das noch nie ein Mensch befahren hatte, überhaupt nichts Sicheres wissen konnte; er hatte also hier, in Übereinstimmung seiner Lehren, an dem Satze fest, daß Unanschauliches auf keine Weise gedacht werden könne. Darüber beschäftigte sich auch mit Geschichte, aber dem, was er bot, stand er kritisch gegenüber. Denn er verwirft nicht an der Hand der Gesetze, die den Inhalt des Seins bilden, oder kraft der Lehren über

Volke erzählt wurden; aber eben darum konnte er sie so, wie sie überliefert waren, nicht annehmen, es galt vielmehr, die Widersprüche und handgreiflichen Unmöglichkeiten der Überlieferung zu beseitigen. „Dies schreibe ich so," erklärt er im Eingange seines Werkes, „wie ich es für wahr halte. Denn die Erzählungen der Hellenen sind meiner Ansicht nach zum großen Teil lächerlich." Diesem Grundsatz gemäß wurde der Mythos rationalisiert: Herakles z. B. ist nicht in den Hades herabgestiegen, sondern „am Tänaron gab es eine böse Schlange, die man wegen ihres tödlichen Bisses den Hadeshund nannte; diese Schlange hat Herakles dem Eurystheus gebracht". Ferner galt es chronologische Ordnung in das Gewirr der Sagen zu bringen. Hekatäos bediente sich dazu, dem Vorgang des hesiodischen Epos folgend, der Generationsreihen, wie er denn seinem Werke den Titel „Genealogien" gegeben hat. Mit diesen Mitteln hat Hekatäos der griechischen Urgeschichte im wesentlichen die Gestalt gegeben, in der sie später im Bewußtsein der Nation gelebt hat und die noch heute in den meisten unserer Handbücher zu finden ist. Im Anfange sei Griechenland von barbarischen Völkern bewohnt gewesen, vor allem den Pelasgern. Dann hätten fremde Einwanderer die Kultur gebracht und große Reiche gegründet, jene Heroen, die nach dem Mythos aus dem Osten gekommen waren, der Phöniker Kadmos, der Ägypter Danaos, der Lyder Pelops. Darauf folgte der Argonautenzug, der Zug der Sieben gegen Theben und was sonst noch von solchen Unternehmungen im Epos erzählt war. Weiter die Zeit der Wanderungen. Homer kennt den Namen Thessalien noch nicht, also mußten die Thessaler erst nach dem troischen Kriege in die Ebene am Peneios eingewandert sein. In Argos und Sparta saßen nach Homer Achäer unter Königen aus dem Pelopidenhause, während die Könige beider Städte in historischer Zeit ihren Stammbaum von Herakles ableiteten und ihr Volk dorischen Stammes zu sein glaubte; schon die Zeitgenossen des Tyrtäos hatten daraus geschlossen, daß ihre Vorfahren dereinst aus der Doris am Öta unter der Führung der Herakliden nach dem Peloponnes gewandert wären. Die genaue Bestimmung der Zeit der Einwanderung ergab sich daraus, daß Temenos, der Ahnherr der argeiischen Könige, im vierten Gliede von Herakles abstammte; dieser aber hatte nach Homer eine Generation vor dem troischen Kriege gelebt. Und da Kreta und die kleinasiatische Doris vom Peloponnes aus besiedelt worden waren, mußte die Kolonisation der Inseln und der kleinasiatischen Westküste noch etwas später erfolgt sein. So war der täuschende Schein einer pragmatischen Geschichte der griechischen Vorzeit gewonnen. Mit der historischen Wahrheit hatte dieses System ungefähr ebensoviel zu tun, wie die Systeme der gleichzeitigen Philosophen mit den Gesetzen der Physik und Chemie. Aber wie die Bedeutung dieser Systeme nicht in dem liegt, was sie positiv geleistet, sondern darin, daß sie die wissenschaftliche Naturerklärung überhaupt in Angriff genommen haben, so bleibt Hekatäos das Verdienst, der erste gewesen zu sein, der an der historischen Überlieferung Kritik geübt hat; und damit ist er der Begründer der Geschichtswissenschaft geworden.

Griechische Gemmen der archaischen Periode.

Nach Furtwängler, Antike Gemmen.

Der Sarkophag von Thasos im Louvre zu Paris.

8. Die Freiheitskriege.

Die Griechen Kleinasiens hatten sich ohne nennenswerten Widerstand der Perserherrschaft gefügt; sie haben auch ein halbes Jahrhundert hindurch keinen Versuch gemacht, das fremde Joch abzuschütteln, das, wie wir gesehen haben, nicht allzu schwer lastete; selbst als nach Kambyses' Tode fast überall im Reiche Aufstände ausbrachen, waren sie ruhig geblieben. Andrerseits dachten auch die Perser nicht daran, ihre Macht über das ägäische Meer auszubreiten. Die beiden ersten Könige, Kyros und Kambyses, waren von ganz anderen Aufgaben in Anspruch genommen; erst Dareios konnte seine Aufmerksamkeit dem Westen zuwenden, nachdem er im Reiche Ordnung geschafft hatte. Aber auch er plante keineswegs eine Eroberung des griechischen Mutterlandes, sondern versuchte statt dessen die Unterwerfung der Skythen im Norden des Schwarzen Meeres. Was ihn zu diesem abenteuerlichen Unternehmen bestimmte, wissen wir nicht; wahrscheinlich glaubte er, wie noch zwei Jahrhunderte später Alexander, daß Baktrien dem Schwarzen Meere nahe läge, er dachte eine kürzere Verbindung zwischen dem äußersten Osten und dem äußersten Westen seines weiten Reiches zu schaffen und zugleich die räuberischen Nomadenvölker im Norden von Baktrien im Rücken zu fassen, denen einst Kyros erlegen war. Dareios überschritt also an der Spitze eines großen Heeres den Bosporos, unterwarf die thrakischen Stämme bis an die Donau, ging dann über diesen Fluß und drang ein in die weiten Steppen des Skythenlandes. Aber er hatte die Schwierigkeiten des Unternehmens unterschätzt; der Feind stellte sich nirgends zur Schlacht, und in dem unwirtlichen Lande fehlte es dem Heer bald an Nahrung. So blieb nichts übrig als der Rückzug, der dann unter großen Entbehrungen und Verlusten bewerkstelligt wurde.

Dieser Mißerfolg mußte das Ansehen des Königs in Kleinasien schwer erschüttern. Es kam hinzu, daß Dareios eine straffere Finanzverwaltung eingeführt hatte, wobei die Tribute fest geregelt und mit Strenge eingetrieben wurden; man sagte, Kyros habe das Reich wie ein Vater regiert, Kambyses wie ein Herr, Dareios wie ein Wucherer. Endlich machte sich eine immer stärkere Strömung gegen die Tyrannenherrschaft geltend, die von den Persern in den griechischen Städten aufrecht erhalten wurde; Jonien war der Monarchie entwachsen und verlangte nach politischer Selbstbestimmung, wie die Stammesgenossen jenseits des ägäischen Meeres sie hatten. So war alles zu einer Erhebung bereit, und der kleinste Funke konnte den glimmenden Brand zum Ausbruch bringen.

Aristagoras, der Tyrann von Milet, der größten und reichsten Stadt Joniens, erkannte, daß er die Bewegung nicht zurückhalten könne und beschloß, sich selbst an ihre Spitze zu stellen. Er legte also die Herrschaft nieder und rief das Volk zum Kampf für die Freiheit auf. Das

Beispiel, das Milet gegeben hatte, fand bei den übrigen Griechenstädten Kleinasiens begeisterte Nachfolge, überall wurden die Tyrannen gestürzt und den Persern der Gehorsam geweigert (500 v. Chr.).

Alles kam nun darauf an, den Beistand des griechischen Mutterlandes zu gewinnen, und Aristagoras ging zu diesem Zweck nach Sparta hinüber. Dort aber war man kurzsichtig genug, die furchtbare Gefahr zu verkennen, die von Persien her drohte; man begriff nicht, daß der Peloponnes besser in Jonien zu verteidigen war als am Isthmos. So wurde das Hilfsgesuch abgeschlagen. Mehr Verständnis für die Lage zeigte Athen. Man war hier durch die Bande naher Stammverwandtschaft, wie durch rege Handelsbeziehungen mit Milet verbunden und man lebte außerdem in beständiger Sorge, daß Hippias von Sigeion aus mit persischer Hilfe den Versuch machen könne, die verlorene Herrschaft über die Stadt wiederzugewinnen. Man sandte den Jonern also 20 Schiffe zu Hilfe, und auch das benachbarte Eretria, das ebenfalls in alter Freundschaft mit Milet verbunden war, stellte ein Kontingent von 5 Schiffen. So unbedeutend diese Hilfe auch an sich war, so groß war die moralische Bedeutung, die sie für die Sache der Joner hatte.

In richtiger Erkenntnis der Lage schritt man sogleich zur Offensive, ehe der König imstande wäre, Verstärkungen nach dem Westen zu werfen. Das gegebene Ziel des Angriffs war Sardes, die Hauptstadt Kleinasiens; und es gelang in der Tat die Stadt einzunehmen; dabei brach Feuer aus, das in den meist mit Rohr gedeckten Häusern rasch um sich griff und die ganze Stadt in Asche legte. Die persische Besatzung warf sich in die sehr feste Burg, die einer Belagerung jahrelang trotzen konnte; man begnügte sich also mit dem errungenen Erfolge und ging wieder nach der Küste zurück. Der Eindruck, den die Nachricht von diesen Ereignissen in Kleinasien machte, war überwältigend; Karien und Lykien, die Städte am Hellespont, ja selbst das ferne Kypros schlossen sich jetzt dem Aufstande an. Für die Athener gab es zunächst nichts weiter zu tun und so schifften sie wieder nach Hause (499).

Inzwischen hatte der König gerüstet. Eine phönikische Flotte ging im nächsten Frühjahr in See und führte ein Landheer nach Kypros. Die Joner zögerten nicht, ihren Verbündeten zu Hilfe zu kommen, und ihrer Flotte blieb gegen die Phöniker der Sieg; zu Lande aber zeigten sich die Kyprier den Persern nicht gewachsen, und die Insel wurde bald wieder zur Unterwerfung gebracht. Gleichzeitig waren die Perser auch in Kleinasien zum Angriff geschritten. Sie richteten hier freilich, da sie keine Flotte zur Verfügung hatten, gegen die griechischen Küstenstädte nicht allzuviel aus und erlitten außerdem in Karien eine vernichtende Niederlage. Aber mit dem Verlust von Kypros war doch das Schicksal des Aufstandes besiegelt. Unter den Jonern brach Zwietracht aus; Aristagoras vermochte sich in Milet nicht zu halten und ging nach seinen Besitzungen am Strymon in Thrakien, wo er bald darauf im Kampf mit den kriegerischen Eingeborenen den Tod fand (496). Auch Athen sandte keine Unterstützung mehr. Endlich beschloß der König einen entscheidenden Schlag zu führen. Eine große Flotte wurde aus Phönikien und Kypros zusammengebracht und erschien im Sommer 494 vor Milet. Hier, bei der kleinen Insel Lade, trat ihr die ionische Flotte entgegen; der Sieg blieb der Überzahl der Phöniker. Nun wurde Milet zu Wasser und zu Lande eingeschlossen und nach längerer Belagerung mit Sturm genommen; es hatte furchtbar für seinen Abfall zu büßen, und seine alte Blüte war auf immer dahin. Die übrigen Städte wurden darauf mit leichter Mühe zum Gehorsam zurückgebracht (493), und im nächsten Jahre die persische Herrschaft durch des Königs Schwiegersohn Mardonios auch in Thrakien und Makedonien wieder hergestellt. Der Aufstand war niedergeworfen. Im ganzen mißbrauchten die Perser ihren Sieg nicht; die Verhältnisse wurden so wiederhergestellt, wie sie vor dem Abfall gewesen waren. Namentlich die Tribute wurden nicht erhöht, aber die Verteilung gerechter geregelt.

Die Unterstützung, die Athen und Eretria dem Aufstande gewährt hatten, sollte natürlich nicht ungestraft hingehen. Es wurde also eine Flotte gerüstet und mit Landungstruppen an Bord quer durch das ägäische Meer gegen Griechenland in Bewegung gesetzt (490). Die Kykladen unterwarfen sich ohne Schwertstreich; dann wurde Eretria angegriffen und nach kurzer Berennung erstürmt. Von hier gingen die Perser über den schmalen Meeresarm, der Euböa von Attika trennt und landeten in der Bucht von Marathon. Der greise Hippias hatte sich dem

Der Kriegsrat des Dareios auf einer rotfigurigen Vase in Neapel. Nach Furtwängler, Vasenmalerei. Verlag F. Bruckmann, A.-G.

Zuge angeschlossen; er besaß noch immer zahlreiche Anhänger in Athen und rechnete auf eine Erhebung zu seinen Gunsten. In dieser Erwartung blieben die Perser zunächst bei Marathon stehen.

Indes die große Mehrheit der athenischen Bürgerschaft war keineswegs gewillt, sich noch einmal unter die Peisistratidenherrschaft zu beugen. Ihr Führer war Miltiades, ein Neffe jenes anderen Miltiades, der in Peisistratos' Zeit sich ein Fürstentum im thrakischen Chersones gegründet hatte. Er war seinem Oheim in der Regierung gefolgt, hatte dann aber wegen seiner Beteiligung am ionischen Aufstande vor den Persern flüchten müssen und war nach Athen zurückgekehrt. Eben jetzt bekleidete er das Strategenamt; sein Verdienst vor allem war es, daß man beschloß, statt sich auf die Verteidigung der Mauern zu beschränken, dem Feinde entgegenzurücken, und wenn es sein mußte, im offenen Felde zu schlagen. Die Athener nahmen also auf den Höhen im Westen der Ebene von Marathon Stellung; gleichzeitig sandte man Eilboten nach Sparta mit der Bitte um schleunige Hilfe.

Das athenische Heer mochte etwa 9000 Schwerbewaffnete zählen und reichlich ebensoviel an leichten Truppen. Die Perser werden kaum stärker gewesen sein, denn bei der Kleinheit der Schiffe dieser Zeit wäre es sehr schwer gewesen, eine größere Truppenzahl in einem Transporte über die See zu führen. Aus demselben Grunde war auch die Hauptwaffe des persischen Heeres, die Reiterei, bei Marathon so gut wie gar nicht vertreten. Unter diesen Umständen scheuten die Perser vor einem Angriff auf die feste Stellung der Griechen zurück; als aber die Erhebung in Athen, auf die man gerechnet hatte, nicht ausbrach, entschloß man sich doch endlich zur Schlacht, um nicht bei längerem Zögern gegen Athener und Spartaner zugleich kämpfen zu müssen. Indes die leichtgerüsteten persischen Truppen hielten dem Stoße der in geschlossener Linie anstürmenden athenischen Hopliten nicht stand und wurden mit großen Verlusten nach ihren Schiffen gedrängt, die aufs Land gezogen am Strande lagen; hier setzten sie sich mit dem Mute der Verzweiflung noch einmal zur Wehr, und es gelang denn auch wirklich, die Flotte zu retten, bis auf sieben Schiffe, die dem Sieger zur Beute fielen. Von den Barbaren sollen 6400 gefallen sein, während die Sieger nur 192 Mann verloren hatten; ihr Grabhügel erhebt sich noch heute auf der Stätte des Kampfes im Süden der marathonischen Ebene.

Den Persern blieb nun nichts übrig als die Rückkehr nach Asien. König Dareios war natürlich keinen Augenblick im Zweifel, daß die Scharte von Marathon ausgewetzt werden müsse; aber er erkannte auch, daß er den Feind unterschätzt hatte, und ein Feldzug gegen Griechenland nur mit dem Aufgebot viel größerer Mittel erfolgreich zu führen sei. Aber noch ehe die Rüstungen dazu vollendet waren, starb der König (485), und sein Nachfolger Xerxes hatte erst Aufstände in Babylonien und Ägypten niederzuschlagen, ehe er daran denken konnte, die Pläne seines Vaters gegen den Westen wieder aufzunehmen. So war Griechenland nach Marathon eine Zeit der Ruhe gegönnt.

In Athen war der einflußreichste Mann jetzt Miltiades, der bei Marathon das Beste getan hatte. Auf seinen Antrag wurde beschlossen, die Offensive aufzunehmen und zunächst die Kykladen für ihren Anschluß an die persische Sache zu züchtigen. Es wurde also unter Miltiades' Befehl eine Flotte gegen Paros geschickt und die Belagerung der festen Hauptstadt der Insel begonnen. Doch das Unternehmen endete mit einem völligen Mißerfolg; Miltiades selbst wurde verwundet und mußte unverrichteter Sache nach Athen zurückkehren. Hier wurde er vor Gericht gestellt und verurteilt, dem Staate die Kosten des unglücklichen Feldzuges zu ersetzen; nicht lange darauf ist er seinen Wunden erlegen. Die Anklage hatte Xanthippos geführt, der Schwager des Alkmeoniden Megakles, und damit gelangte diese Familie, die in den letzten Jahren etwas in den Hintergrund gedrängt worden war, wieder zu leitendem Einfluß. Sie benutzte ihn dazu, Kleisthenes' Verfassung im demokratischen Sinne weiter auszubauen. Um die Anhänger der Tyrannen für immer unschädlich zu machen, wurde das Scherbengericht („Ostrakismos") eingeführt; jedes Jahr, im Frühling, wurde der Volksversammlung die Frage vorgelegt, ob es einen Bürger im Staate gäbe, der der Freiheit gefährlich sei, und wurde die Frage bejaht, so schrieb in einer zweiten Versammlung jeder Anwesende auf eine Tonscherbe den Namen des Mannes, der ihm politisch verdächtig war; wer die meisten Stimmen erhielt, mußte auf zehn Jahre in die Verbannung gehen. Das neue Gesetz kam sogleich zur Anwendung, und Hipparchos, der Sohn des Charmos,

Ansicht von Marathon. Photographische Aufnahme von Alinari.

ein Verwandter der Peisistratiden und das Haupt der Anhänger, die sie noch in Athen hatten, war der erste, der davon betroffen wurde (487). Ferner wurde bestimmt, daß die neun höchsten Staatsbeamten (die Archonten), die bisher von der Volksversammlung erwählt worden waren, fortan durch das Los ernannt werden sollten, wodurch es natürlich mit ihrer politischen Bedeutung zu Ende war und sie zu bloßen Verwaltungsorganen herabsanken, während Rat und Volksversammlung oder vielmehr die führenden Politiker in beiden Körperschaften ausschlaggebenden Einfluß gewannen. Die Leitung des Kriegswesens ging nun ganz auf das Kollegium der Strategen über, dessen Vorsitzender dadurch zum wichtigsten Beamten des Staates wurde.

Doch die Alkmeoniden sollten sich ihres Sieges nicht lange zu freuen haben. Schon 486 wurde das Haupt des Geschlechtes, Megakles, durch den Ostrakismos verbannt und zwei Jahre später traf seinen Schwager Xanthippos das gleiche Schicksal. Es mag das mit dem Kriege gegen Ägina zusammenhängen, der kurz vorher (488) ausgebrochen war und zunächst nur Niederlagen brachte, da die kleine Insel zur See Athen weit überlegen war. Es galt also, die Flotte auf einen achtunggebietenden Stand zu bringen, Athen, das bisher vorwiegend Landmacht gewesen war, zu einer großen Seemacht umzugestalten, ein Ziel, das bereits Peisistratos vorgeschwebt, die Demokratie aber aus den Augen verloren hatte. Es kam über diese Frage zu heftigen Kämpfen in der Volksversammlung. Von den beiden Staatsmännern, die jetzt nach dem Sturze der Alkmeoniden, in Athen leitenden Einfluß hatten, trat Themistokles für den Flottenbau ein, nicht so sehr wegen des Krieges mit Ägina, als in Voraussicht der Gefahr, die von Persien aus drohte; er erkannte mit dem Scharfblick des Genies, daß ein neuer persischer Einfall nur zur See wirksam abgewehrt werden könne. Dagegen machte Aristeides diesen Plänen die schärfste Opposition; er war ein sehr achtungswerter Charakter von einer bei einem griechischen Politiker seltenen persönlichen Integrität, aber ihm fehlte der rücksichtslose Wagemut seines Gegners, und er scheute vor den Folgen zurück, die ein Verlegen des Schwerpunktes der Macht des Staates auf die See für die innere Entwicklung Athens haben mußte. Endlich kam es zum Scherben-

gericht; es entschied gegen Aristeides (482), und nun hatte Themistokles die Bahn frei. Auf seinen Antrag wurde beschlossen, den Ertrag der Silberbergwerke von Laurion an der Südspitze Attikas, der bisher unter die Bürger verteilt worden war, für die Flotte zu verwenden; es sollten davon 100 Kriegsschiffe gebaut werden, und zwar Linienschiffe des neuen Typs, der eben damals die alten Fünfzigruderer zu verdrängen anfing, sog. Trieren, die auf jeder Seite von drei Reihen Ruder getrieben wurden, und eine Bemannung von nahe an 200 Mann faßten. Im Laufe von zwei Jahren war der Bau vollendet und Athen wurde dadurch mit einem Schlage zur ersten griechischen Seemacht.

Die griechische Vormacht Sparta war indes durch eine schwere Krisis gegangen. Hier saß seit etwa 520 auf dem Thron der Agiaden König Kleomenes, ein ehrgeiziger und energischer Mann, der mit Unwillen die Schranken ertrug, die der Königsmacht durch die Behörde der Ephoren gesetzt waren. Ein großer Sieg über Argos, den er um 495 erfocht, gab ihm das Ansehen, dessen er zur Durchführung seiner revolutionären Pläne bedurfte. Er begann damit, seinen Amtsgenossen Damaratos zu stürzen, indem er ihn illegitimer Abkunft beschuldigte und so seine Absetzung herbeiführte (491); Damaratos verließ darauf Sparta und suchte Zuflucht am persischen Königshofe. Den leergewordenen Thron besieg Leotychidas aus einer Seitenlinie des Eurypontidenhauses, der in Kleomenes' Händen ein gefügiges Werkzeug war. Doch bald wurde Kleomenes den Ephoren verdächtig und mußte aus Sparta weichen; er ging nach Arkadien, sammelte dort ein Heer und zwang dadurch die Spartaner, ihn wieder in seine Königswürde einzusetzen. Nicht lange nach seiner Rückkehr soll er in Wahnsinn gefallen sein; er wurde nun in sicheren Gewahrsam genommen und soll sich im Gefängnis mit eigener Hand den Tod gegeben haben. So lautete wenigstens die offizielle Version; wahrscheinlich haben ihn die Ephoren aus dem Wege räumen lassen, im Einverständnis mit seinem Stiefbruder Leonidas, der ihm nun in der Regierung nachfolgte Auch Leotychidas entging nur mit knapper Not der Absetzung, und die Macht der Ephoren war fester gegründet als je.

Und nun begann das Gewitter sich über Griechenland zu entladen, das im Osten emporgezogen war. Die persischen Rüstungen waren vollendet; an der Spitze des Heeres brach König Xerres selbst im Frühjahr 480 von Sardes auf. Es galt diesmal der Unterwerfung von ganz Hellas, und dem entsprach die Größe der Vorbereitungen. Noch nie hatten die Griechen so große Truppenmassen versammelt gesehen; kein Wunder, daß das Gerücht ihre Zahl ins Maßlose übertrieb. Man erzählte sich, daß der König mit drei Millionen Kriegern heranzöge; ja der Geschichtschreiber der Perserkriege, Herodot, rechnet für das Landheer und die Flotte gar über fünf Millionen Menschen heraus, die Nichtkombattanten allerdings eingeschlossen. In Wahrheit wird das Heer kaum 50 000 streitbare Männer gezählt haben, die sich aus allen Völkern des weiten Reiches bis zum Indos und Jaxartes hin zusammensetzten. Solche Massen hätten natürlich nicht zur See nach Griechenland übergeführt werden können; Xerres wählte also den Landweg; der Hellespont wurde auf zwei Schiffbrücken überschritten, dann zog das Heer von der Flotte begleitet, längs der thrakischen Südküste nach Westen und weiter durch Makedonien nach der thessalischen Grenze. Dies ganze Gebiet war bereits durch Mardonios unterworfen worden und Widerstand regte sich nirgends.

In Griechenland war indes die Stimmung sehr trübe; der Kampf gegen die Übermacht schien vergeblich und selbst der delphische Gott riet zur Ergebung in das Unvermeidliche. Es handelte sich ja auch keineswegs um Sein oder Nichtsein; der König forderte nur die Anerkennung seiner Oberherrschaft, und unter dieser würden die Griechen im ganzen weiter gelebt haben wie bisher. In Athen und Sparta freilich hatte man keine Wahl; denn die Unterwerfung unter Persien bedeutete für Sparta den Verzicht auf seine herrschende Stellung im Peloponnes, für Athen den Verzicht auf die demokratische Freiheit, und die Rückkehr des verhaßten Tyrannenhauses. So war man in beiden Staaten entschlossen zum Kampf bis aufs äußerste und die Haltung der beiden Vormächte war für die kleineren Staaten maßgebend. Nur Argos, die alte Rivalin Spartas, ging auch jetzt seinen eigenen Weg und hielt sich von dem Nationalkriege fern. Die übrigen Staaten traten zum Bunde zusammen, dessen Leitung natürlich Sparta zufiel; es wurde ein allgemeiner Landfriede verkündet und dadurch unter anderem der Krieg zwischen Athen und Ägina beigelegt; in Athen und wohl auch sonst wurden die politischen Verbannten zurückgerufen.

Grabhügel der bei Marathon gefallenen Athener.

Photographische Aufnahme von Alinari.

Griechenland besitzt gegen einen Angriff von Norden her drei natürliche Verteidigungslinien: Das Tal von Tempe im Norden Thessaliens, den Paß der Thermopylen zwischen Thessalien und Mittelgriechenland und endlich den Isthmos, der den Peloponnes mit Mittelgriechenland verbindet. Man beschloß zuerst, die nördlichste dieser Linien zu halten und sandte zu diesem Zweck ein Heer nach Thessalien; es zeigte sich aber, daß die Stimmung in dieser Landschaft sehr lau war und man keineswegs auf die Bundestreue der Thessaler rechnen durfte. So ging man denn auf die Thermopylen zurück. Der Paß war so eng, daß er von einer verhältnismäßig kleinen Truppenzahl auch gegen eine große Übermacht gehalten werden konnte. Man glaubte in Sparta, daß 4000 peloponnesische Hopliten, im Verein mit den Kontingenten der mittelgriechischen Landschaften Phokis, Lokris und Böotien, die ja zunächst bedroht waren, für diese Aufgabe genügen würden, bis das ganze Bundesheer versammelt wäre; den Befehl erhielt der spartanische König Leonidas. Gleichzeitig wurde die griechische Bundesflotte in dem engen Meeresarm zusammengezogen, der die Nordküste Euböas von Thessalien trennt, um den Persern die Einfahrt in die mittelgriechischen Gewässer zu wehren; es waren gegen 250 Schiffe, von denen Athen die Hälfte gestellt hatte.

Xerxes konnte also ohne Schwertstreich in Thessalien einrücken, das sich ihm nun sogleich unterwarf und zu seinem Heere ein Truppenkontingent stellte. Dagegen erlitt die persische Flotte bei der Fahrt längs der felsigen, hafenlosen thessalischen Westküste durch einen Sturm schwere Verluste. Beim Vorbebirge der Artemis, der Nordspitze Euböas, kam es dann zum Kampfe mit der griechischen Flotte, der sich trotz der numerischen Überlegenheit der Perser ohne Entscheidung mehrere Tage lang hinzog. Inzwischen war Xerxes an die Thermopylen gelangt und hatte den Angriff auf die feste Stellung der Griechen begonnen, der natürlich erfolglos blieb. Während aber Leonidas' Aufmerksamkeit nach dieser Richtung hin in Anspruch genommen war, sandte Xerxes eine Abteilung ausgewählter Truppen auf steilen Bergpfaden über die Abhänge des Öta in den Rücken des Feindes; als das griechische Heer sich umgangen sah, löste es sich in wilder

Flucht auf. Leonidas war zu stolz, die Niederlage zu überleben, und fand an der Spitze seiner Spartaner den Heldentod.

Mittelgriechenland lag nun der feindlichen Invasion offen, und die Städte beeilten sich, mit dem Sieger ihren Frieden zu machen; die es nicht taten, wie Thespiä uud Platää in Böotien, wurden niedergebrannt. Auch Athen wagte nicht, es auf eine Belagerung ankommen zu lassen; von Unterwerfung freilich wollte man auch jetzt nichts wissen, man räumte also Stadt und Landschaft und brachte die Weiber und Kinder auf die benachbarten Inseln und an die peloponnesische Küste in Sicherheit. Indes versammelte sich das peloponnesische Bundesheer auf dem Isthmos, der letzten Verteidigungslinie, die man noch besaß. Die griechische Flotte hatte auf die Nachricht von der Niederlage an den Thermopylen sogleich ihre Stellung beim Artemision verlassen und war nach der attischen Küste zurückgegangen, wo sie in dem Sunde zwischen Salamis und dem Festlande eine neue Stellung nahm, zunächst zu dem Zwecke, den Abzug der Bevölkerung Attikas zu decken, dann aber auch, weil der kaum 1 Kilometer breite Sund für eine Seeschlacht gegen die persische Übermacht einen viel günstigeren Schauplatz bot als das offene Meer am Isthmos.

Kämpfender Grieche auf einer Amphora.
Original im Königlichen Museum zu Berlin.

So konnte Xerxes, ohne Widerstand zu finden, in das verlassene Athen einziehen, dessen Tempel nun in Flammen aufgingen, zur Vergeltung für den Brand von Sardes vor 20 Jahren. Der nächste Zweck des Feldzuges war also erreicht; die Schande von Marathon war durch die Einnahme Athens ausgetilgt. Aber freilich, um die Eroberung Griechenlands zu vollenden, blieb noch das Schwerste zu tun: die Bezwingung des Peloponnes. Diese Aufgabe vermochte das Landheer allein nicht zu lösen, denn die Stellung der Griechen auf dem Isthmos ließ sich nicht in der Flanke umgehen, wie der Paß von Thermopylä, und ein Frontangriff konnte hier so wenig Erfolg haben wie dort. Es galt also, das Heer zur See nach dem Peloponnes überzuführen; das aber war unmöglich, solange die griechische Flotte intakt war. Nur eine Seeschlacht konnte die Entscheidung bringen. So entschloß sich Xerxes den Feind anzugreifen.

Die griechische Flotte war durch Verstärkungen auf 310 Segel gebracht worden; die persische war beträchtlich stärker, aber sie konnte in den engen Gewässern bei Salamis ihre Überzahl nicht zur Geltung bringen; ihre Schiffe hinderten sich gegenseitig im Manövrieren und brachen einander die Ruder. Bald geriet alles in heillose Verwirrung, Schiff nach Schiff wurde von den Griechen in den Grund gebohrt, bis endlich, gegen Abend, aller Widerstand aufhörte und die Trümmer der persischen Flotte in wilder Flucht Rettung suchten.

An eine Offensive gegen den Peloponnes war jetzt nicht mehr zu denken, und da inzwischen der Herbst herangekommen war, blieb nichts übrig, als den Feldzug für dieses Jahr abzubrechen. Die Flotte verließ die griechischen Gewässer und ging nach Kleinasien hinüber; Xerxes selbst kehrte auf dem Landwege dorthin zurück. Das Landheer blieb unter Mardonios' Befehl in Griechenland und nahm in dem fruchtbaren Thessalien Winterquartiere.

Im folgenden Sommer (479) um die Zeit der Ernte rückten die Perser aufs neue in Attika ein, das wieder, wie im vorigen Jahr, von seinen Bewohnern verlassen wurde. Als nun aber das peloponnesische Bundesheer heranrückte, räumte Mardonios Attika, da er in dem gebirgigen Lande keine Schlacht annehmen wollte, und ging nach Böotien zurück, wo er, auf das befreundete Theben gestützt, in der Ebene am Asopos sein Lager schlug. Die verbündeten Peloponnesier und Athener folgten ihm und lagerten sich, dem Feinde gegenüber,

auf den Vorhöhen des Kithäron bei Platää. Den Oberbefehl hatte der Spartaner Pausanias, der für seinen Vetter Pleistarchos, den unmündigen Sohn des Leonidas, die Regentschaft führte. Sein Heer zählte etwa 20—25000 Schwerbewaffnete und reichlich ebenso viele leichte Truppen und war also dem Feinde an Zahl annähernd gewachsen; doch fehlte es ihm vollständig an Reiterei, während Mardonios außer seinen persischen Reitern auch über die trefflichen böotischen und thessalischen Geschwader verfügte. Demgemäß scheute sich Pausanias, von seiner festen Stellung herabzusteigen und dem Feinde in der Ebene die Schlacht zu bieten, während Mardonios vor einem Sturm auf die Höhen zurückschreckte, wo er seine Reiterei nicht hätte zur Geltung bringen können. So standen beide Heere eine Zeitlang untätig sich gegenüber. Endlich entschloß Mardonios sich doch zur Schlacht; aber sein Angriff auf die Spartaner wurde unter großen Verlusten zurückgewiesen, der persische Feldherr selbst fiel, während gleichzeitig die Athener die böotischen Verbündeten der Perser in die Flucht schlugen. Dann erstürmten die Griechen das persische Lager, wobei unermeßliche Beute in ihre Hände fiel. An eine weitere Verfolgung des geschlagenen Heeres war angesichts der zahlreichen feindlichen Reiterei nicht zu denken; die Perser konnten also ihren Rückzug im ganzen ungehindert bewerkstelligen. Aber sie waren nicht mehr imstande, eine neue Schlacht anzunehmen. Artabazos, der nach Mardonios' Tode den Befehl übernommen hatte, räumte also Böotien, und dann auch Thessalien und führte die Reste des Heeres über den Hellespont nach Asien zurück. Griechenland war von der persischen Invasion befreit. Seitdem hat, zwei Jahrhunderte lang, kein fremder Feind mehr den Boden von Hellas betreten.

Kämpfender Perser auf einer Amphora.
Original im Königlichen Museum zu Berlin.

Die Sieger zogen nun vor Theben und brachten die Stadt nach kurzer Berennung zur Unterwerfung; die Führer der persischen Partei wurden an Pausanias ausgeliefert, soweit sie sich nicht durch die Flucht retteten, und zur Strafe für ihren Verrat am hellenischen Vaterland hingerichtet, dann wurde das griechische Heer in die Heimat entlassen.

Inzwischen war die griechische Flotte nach Jonien hinübergesegelt; es waren 110 Schiffe unter dem Befehl des spartanischen Königs Leotychidas und des athenischen Strategen Xanthippos. Sie fand alles zum Abfall vom Könige bereit und wurde überall mit offenen Armen aufgenommen. Die persische Flotte wagte es nicht, dem Feinde auf der See entgegenzutreten, und blieb, unter dem Schutze ihres Landheeres, beim Vorgebirge Mykale liegen. Hier wurde sie von den Griechen angegriffen, das Landheer zusammengehauen und in die Flucht getrieben, die Schiffe verbrannt; angeblich an demselben Tage, an dem Mardonios bei Platää den Griechen erlegen war. Infolge dieses Sieges erhob sich ganz Jonien gegen die persische Herrschaft; die Inseln Samos, Chios und Lesbos wurden in den hellenischen Bund aufgenommen, mit den festländischen Städten schlossen die Athener Separatbündnisse. Dann fuhren die Griechen nach dem Hellespont, fanden aber die von Xerxes geschlagenen Schiffbrücken bereits abgebrochen. Leotychidas mit den peloponnesischen Schiffen kehrte nun nach der Heimat zurück, während Xanthippos mit der athenischen Flotte die Belagerung des festen Sestos begann, des hauptsächlichsten persischen Waffenplatzes in diesen Gewässern. Die Stadt hielt sich den ganzen Winter hindurch; endlich im Frühling zwang sie der Hunger zur Ergebung. Die Wasserstraße des Hellespont war damit für die Perser gesperrt (478).

Um dieselbe Zeit ging die peloponnesische Flotte von neuem in See, diesmal allerdings nur 20 Schiffe unter dem Befehl des Siegers von Platää, Pausanias; dazu traten 30 athenische

Schiffe und die Kontingente von Lesbos, Chios und Samos. Es galt, dem Feinde die Verbindung mit Europa vollständig abzuschneiden; die Griechen wandten sich also gegen Byzantion, das von einer starken persischen Besatzung gehalten wurde, und brachten die Stadt nach längerer Belagerung in ihre Gewalt.

Bisher hatten die Athener auch zur See sich dem spartanischen Oberbefehl willig untergeordnet, obgleich sie allein mehr Schiffe zur Bundesflotte gestellt hatten, als alle peloponnesischen Staaten zusammen, während Sparta selbst nur sehr wenige Schiffe besaß und die spartanischen Offiziere von Seekrieg überhaupt gar nichts verstanden. Auf die Dauer aber konnte die erste griechische Seemacht sich unmöglich mit der zweiten Stelle begnügen. Man brauchte die Peloponnesier jetzt nicht mehr, seit die Jonier dem hellenischen Bunde beigetreten waren. Auch war das stramm-militärische spartanische Wesen den asiatischen Griechen sehr unsympathisch, und Pausanias besaß nicht die Gabe, sich persönlich beliebt zu machen. So kam es denn nach der Einnahme von Byzantion auf der Flotte zur offenen Meuterei; die Jonier weigerten Pausanias den Gehorsam und übertrugen den Athenern den Oberbefehl. Die spartanische Regierung glaubte die Sache durch einen Wechsel im Kommando ins gleiche bringen zu können und rief Pausanias ab; aber der neue Admiral Dorkis fand auf der Flotte keine bessere Aufnahme. Daraufhin riefen die Peloponnesier ihre Schiffe nach Hause; man hatte kein Mittel, die Jonier zum Gehorsam zu zwingen, und war im Grunde gar nicht so unzufrieden, daß die Last des kostspieligen Seekrieges auf andere Schultern gelegt wurde. Daß Athen je zur Rivalin Spartas heranwachsen könnte, besorgte man nicht; man war der unbedingten Überlegenheit zu Lande sicher und glaubte, durch einen Einfall in Attika Athen jederzeit gefügig machen zu können.

In Athen wie in Jonien gab man sich keiner Täuschung darüber hin, daß der Krieg gegen den König sehr langwierig werden müsse. Nur ein Stoß ins Herz der persischen Macht, nach Babylon und Susa, hätte die Entscheidung bringen können, aber an ein solches Unternehmen war, wie die Dinge lagen, in keiner Weise zu denken, vor allem anderen abgesehen schon darum, weil man über keine Reiterei verfügte, die der persischen gewachsen gewesen wäre. Man konnte also nichts anderes tun, als die Überlegenheit zur See behaupten, die man bei Salamis und Mykale gewonnen hatte; man mußte stark genug bleiben, einer persischen Flotte jederzeit die Einfahrt in das Ägäische Meer zu verwehren. Dazu gehörten sehr bedeutende finanzielle Mittel; aber diese Mittel waren vorhanden, wenn man sich nur entschloß, die Tribute, die man bisher an den Großkönig entrichtet hatte, zur eigenen Verteidigung zu verwenden. Auf dieser Grundlage wurde das neue Schutz- und Trutzbündnis gegen Persien abgeschlossen. Athen, als dem mächtigsten Staate, sollte der Oberbefehl zustehen; die Staaten, die eine leistungsfähige Marine besaßen, also außer Athen hauptsächlich die großen Inseln an der kleinasiatischen Westküste, sollten Kontingente zur Flotte stellen, die übrigen Staaten einen jährlichen Beitrag zu den Kriegskosten zahlen. Die eingehenden Gelder sollten im Apollontempel auf Delos, dem gemeinsamen Heiligtum des ionischen Stammes, niedergelegt werden; zu ihrer Verwaltung wurde eine eigene Finanzbehörde, die „Schatzmeister der Hellenen" (Hellenotamien) geschaffen, die vom athenischen Volk erwählt wurden. Auf Delos traten auch die Abgeordneten der am Bunde teilnehmenden Staaten zusammen zur Beratung über die gemeinsamen Angelegenheiten. Die Bestimmung der Höhe der Beiträge für jeden einzelnen Staat wurde Aristeides übertragen, der durch seine über allen Zweifel erhabene Rechtschaffenheit wie kein anderer zu diesem Amte geeignet schien; die Gesamtsumme wurde auf 460 attische Talente festgesetzt (gegen 3 Millionen Mark), eine für griechische Verhältnisse ganz ungeheure Summe, wie sie noch nie einem Staate für Kriegszwecke zur Verfügung gestanden hatte, so wenig sie auch mit den unermeßlichen finanziellen Hilfsquellen des Großkönigs den Vergleich aushalten konnte.

Die bittere Lehre der Fremdherrschaft, nicht minder als die nationale Begeisterung, die der Freiheitskampf geweckt hatte, bewirkten, daß mit wenigen Ausnahmen alle vom persischen Joche befreiten Staaten dem Bunde beitraten, d. h. fast sämtliche Inseln des Ägäischen Meeres und die Griechenstädte an den thrakischen und kleinasiatischen Küsten, einschließlich des Vororts Athen ein Gebiet von etwa 30000 qkm mit einer Bevölkerung, die auf kaum unter zwei

Griechische Reiter auf einer rotfigurigen Vase des Ashmolean-Museums zu Oxford.

Millionen Einwohner veranschlagt werden kann. Kein zweiter griechischer Staat hatte eine so bedeutende Ausdehnung; denn der peloponnesische Bund Spartas umfaßte nur etwa 20000 qkm mit höchstens einer Million Einwohnern. Athen, das über die Kräfte des neuen Bundes verfügte, war mit einem Schlage zur Großmacht geworden.

Die dringendste Aufgabe war natürlich die Vertreibung der persischen Besatzungen, die sich noch in den thrakischen Festungen hielten. Sie verteidigten sich zwar mit großer Zähigkeit, da sie aber von allem Beistand aus Asien abgeschnitten waren, mußten sie bald erliegen. Dann wandten die Athener sich gegen Byzantion, wo Pausanias bei seiner Abberufung eine Besatzung zurückgelassen hatte; er war dann später dahin zurückgekehrt, um auf eigene Hand den Krieg gegen den Großkönig weiter zu führen oder vielmehr, so erzählte man sich wenigstens, hochverräterische Verbindungen mit diesem anzuknüpfen. Nach längerer Belagerung mußte die Stadt sich ergeben: Pausanias zog ab, und Byzantion trat dem Seebunde bei. Die spartanische Regierung ließ dies gern geschehen, da sie Pausanias im Verdacht hatte, einen Staatsstreich zu planen, es aber nicht wagte, selbst gegen ihn einzuschreiten.

Xerxes hatte bisher keinen Versuch gemacht, die Fortschritte der Athener zu hemmen. Jetzt endlich ließ er 200 phönikische Trieren in See gehen; aber diese Flotte wurde an der Mündung des Eurymedon in Pamphylien von den Athenern unter Miltiades' Sohn Kimon angegriffen und bis zur Vernichtung geschlagen (um 470). An einen persischen Angriff auf Griechenland war auf absehbare Zeit nicht mehr zu denken, wohl aber lag das östliche Mittelmeer bis nach Phönikien und Ägypten hin jetzt den Athenern offen. Der Befreiungskrieg war beendet, der Angriffskrieg konnte beginnen.

Um dieselbe Zeit, da die Griechen des Mutterlandes gegen Xerxes für ihre Freiheit kämpften, hatten die Griechen Siziliens einen ähnlichen Kampf zu bestehen. Auch hier hatten die einzelnen Stadtgemeinden begonnen, sich zu größeren Staatsverbänden zusammenzuschließen. So eroberte der Tyrann Anarilaos von Rhegion (494—476) das gegenüberliegende Zankle; da sein Geschlecht aus Messenien stammte, gab er der Stadt den neuen Namen Messene, der ihr bis heute geblieben ist. In ähnlicher Weise dehnte Theron, der Tyrann von Akragas (etwa seit 488), seine Herrschaft quer durch die Insel bis nach deren Nordküste aus, wo Himera von ihm unterworfen wurde. Vor allem aber hob sich die Macht von Gela, das dank der Fruchtbarkeit seines Gebietes im Laufe des 6. Jahrhunderts eine der größten und reichsten Städte

Siziliens geworden war. Hier hatte sich um 500 Kleandros der Tyrannis bemächtigt, dem dann sein Bruder Hippokrates folgte. Diesem gelang es, die chalkidischen Städte Leontinoi, Katane und Naxos zu gewinnen und damit sein Reich bis zum Jonischen Meer und dem Ätna auszudehnen; dann griff er Syrakus an und zwang es, nach einem großen Siege am Flusse Eloros, zur Abtretung von Kamarina. Nicht lange darauf fiel Hippokrates im Kampfe gegen die Sikeler, und sein bisheriger Reiteroberst Gelon folgte ihm in der Herrschaft. Inzwischen waren in Syrakus infolge der Niederlage am Eloros innere Unruhen ausgebrochen; die Grundbesitzer („Gamoren"), die bisher das Heft in der Hand gehabt hatten, wurden durch einen Aufstand des Volkes und ihrer eigenen Leibeigenen, der sogenannten Kyllyrier, aus der Stadt vertrieben. Sie wandten sich um Hilfe an Gelon, und dieser rückte nun sogleich vor Syrakus, das ihm ohne weiteres die Tore öffnete. Die günstige Lage der Stadt im Mittelpunkte des von ihm beherrschten Gebietes und ihre trefflichen Häfen veranlaßten Gelon, seine Residenz hierhin zu verlegen. Zur Sicherung des neuen Besitzes wurden zahlreiche Kolonisten aus Gela hier angesiedelt, ebenso die Bevölkerung des benachbarten Megara, das Gelon bald nach der Einnahme von Syrakus erobert hatte. Durch dies alles wuchs Syrakus in wenigen Jahren zur ersten Stadt der Insel empor.

Die Gründung dieser starken Militärmonarchien auf Sizilien konnte Karthago nicht gleichgültig lassen; man begann dort für seine Besitzungen im Westen der Insel zu fürchten und beschloß, der Gefahr zuvorzukommen. Ein karthagisches Heer landete also in Panormos und rückte dann auf Himera, um diese Stadt Theron zu entreißen und den von ihm vertriebenen Tyrannen Terillos wieder einzusetzen. Theron selbst wäre diesem Angriffe nicht gewachsen gewesen; aber er stand in engem Bunde mit Gelon, dem er seine Tochter Damareta zur Frau gegeben hatte. So vereinigten beide Tyrannen ihre Heere und griffen die Karthager unter den Mauern von Himera an. Die Barbaren wurden völlig geschlagen, ihr König Hamilkar fiel, ihr Heer und ihre Flotte wurden vernichtet (480 v. Chr.). Nach dieser Niederlage bat Karthago um Frieden, und die Sieger gewährten ihn gegen Zahlung einer Kriegsentschädigung. Gelon mochte erwägen, daß eine Eroberung der phönikischen Städte im Westen der Insel nur Theron zugute kommen würde; vor allem war es ohne Zweifel die persische Invasion im griechischen Mutterlande, die Gelon bewog, den Krieg abzubrechen, um für alle Eventualitäten die Hände frei zu haben.

Gelon überlebte seinen großen Sieg nur um wenige Jahre. Sein Bruder Hieron, der ihm in der Herrschaft folgte, dehnte seinen Einfluß auch auf Unteritalien aus. Dort war, nicht lange vorher, das reiche Sybaris von den Krotoniaten zerstört worden (um 510). Die Bürger, soweit sie der Katastrophe entgangen waren, hatten in ihren Kolonien am Tyrrhenischen Meer, Skidros und Laos, Zuflucht gesucht; als sie auch hier von ihren Feinden bedrängt wurden, leistete ihnen Hieron wirksamen Beistand. Ebenso schützte er die Lokrer gegen ihren mächtigen Nachbar Anarilaos von Rhegion. Um diese Zeit wurde Kyme, dieser äußerste Posten der hellenischen Welt an der italienischen Westküste, aufs neue von den seemächtigen Etruskern bedrängt; Hieron sandte den Stammesgenossen eine Flotte zu Hilfe, und diese erfocht in den kampanischen Gewässern über die Flotte der Barbaren einen glänzenden Sieg, durch den die etruskische Seeherrschaft für immer gebrochen wurde (474). Zur Sicherung des Errungenen wurde auf der Insel Pithekussä (Ischia) bei Kyme eine syrakusische Flottenstation angelegt. So war die griechische Seeherrschaft auch im Westen wiederhergestellt.

Persischer Reiter auf einer rotfigurigen Vase im Ashmolean-Museum zu Oxford.

Mittelgruppe vom Giebelfeld des Tempels zu Ägina. München. Verlag F. Bruckmann, Aktien-Gesellsch.

9. Die Demokratie.

Die Siege über Perser und Karthager hatten die Freiheit Griechenlands nach außen gesichert; der Rückschlag nach innen konnte nicht ausbleiben. Freiheit und Gleichheit wurde zum Losungsworte in der ganzen griechischen Welt, überall ertönte der Ruf nach freier Verfassung, und keiner von denen, die unter den Eindrücken der Perserkriege groß geworden sind, hat sich dieser Strömung entziehen können. Zum Teil brachte der Krieg selbst diesen Wünschen die Erfüllung. Die Tyrannis in Kleinasien hatte sich nur künstlich gehalten, durch die Stütze, die ihr die persische Herrschaft gewährt hatte; nach der Schlacht bei Mykale brach sie überall zusammen. Für die weitere Entwicklung wurde es entscheidend, daß das demokratische Athen an der Spitze des Seebundes stand. Das Beispiel des Vorortes konnte auf die Bundesstädte nicht ohne tiefgreifende Einwirkung bleiben; mehr und mehr wurden die Verfassungen der athenischen angenähert, ja diese Verfassung mitunter geradezu herübergenommen. Von Athen aus wurde diese Bewegung natürlich in jeder Weise gefördert: war es doch klar, daß eine gemeinsame demokratische Staatsordnung den festesten Kitt zwischen den Gliedern des Bundes bilden mußte.

Nicht so günstig für die demokratische Strömung lagen die Verhältnisse im Westen der griechischen Welt. Hier hatte die Tyrannis den Unabhängigkeitskrieg geführt, und der Sieg mußte sie also zunächst in ihrer Stellung befestigen. Um so bezeichnender ist es, daß die Freiheitsbewegung auch hier sehr bald über alle Hindernisse hinwegflutete. Ein Krieg, der nach Therons Tode zwischen den beiden großen sizilischen Militärmonarchien ausbrach, bahnte ihr den Weg. Therons Sohn und Nachfolger Thrasydäos wurde von Hieron in einer blutigen Schlacht geschlagen, und nun vertrieb das Volk von Akragas und Himera den verhaßten Tyrannen und stellte die republikanische Verfassung wieder her, allerdings unter Hierons Oberherrschaft (472). Einige Jahre später starb Hieron (466). Die Nachfolge war umstritten; während der Bruder des verstorbenen Herrschers, Thrasybulos, die Zügel der Regierung ergriff, gab es eine starke Partei, die den unmündigen Sohn Gelons auf den Thron bringen wollte. Darüber erhob sich das Volk von Syrakus; der Tyrann sah sich bald auf den Besitz der inneren Stadt, der Quartiere Ortygia und Achradina beschränkt und mußte endlich, zu Wasser und zu Lande geschlagen, auf freien Abzug kapitulieren (465). So war auch diese mächtigste und glänzendste Tyrannis gefallen, welche die griechische Welt bis dahin gesehen hatte. Überall sonst war diese Staatsform schon früher beseitigt worden und sie hat fortan im griechischen

Osten durch fast zwei Jahrhunderte, in Sizilien durch länger als ein halbes Jahrhundert keinen Boden mehr zu finden vermocht.

In Syrakus wurde jetzt die Demokratie eingeführt, doch konnte die Stadt noch nicht zur Ruhe gelangen. Es kam zum Kriege zwischen den Altbürgern und den ausgedienten Söldnern, denen Gelon in der Stadt Bürgerrecht gegeben hatte, und erst nach langen Kämpfen wurde man der Veteranen Herr. Indessen hatten die übrigen Städte, die zu Hierons Reiche gehört hatten, sich unabhängig gemacht und sich ebenfalls demokratische Verfassungen gegeben; Syrakus war nicht stark genug, seine Ansprüche auf die Oberherrschaft zur Geltung zu bringen, und sah sich auf sein altes Gebiet im Südosten der Insel beschränkt.

Die Eingeborenen der Insel, die Sikeler, benutzten diese Wirren zu einer Erhebung gegen die griechische Herrschaft. Duketios, der König von Menä (Mineo), einigte alle Städte des Volkes unter seinem Szepter, und er hielt sich nun stark genug, den Befreiungskrieg zu beginnen. Es gelang ihm auch, die Akragantiner und die ihnen verbündeten Syrakusier in offener Feldschlacht zu schlagen und das Grenzkastell Motyon einzunehmen. Auf die Dauer aber vermochte er der überlegenen Macht der Griechen nicht standzuhalten. Bei Noä erlitt Duketios durch die Syrakusier eine entscheidende Niederlage, infolgederen Motyon von den Akragantinern zurückerobert wurde, und es blieb dem Könige endlich nichts übrig, als sich den Syrakusiern auf Gnade und Ungnade zu übergeben. Sein Reich zerfiel; der südliche Teil kam unter syrakusische Herrschaft, während die übrigen Städte wieder in ihre frühere politische Vereinzelung zurücktraten. Das Schicksal der sikelischen Nation war damit besiegelt.

Ein Ostrakon (Scherbe) mit dem Namen und dem Demos des Themistokles.
Gebraucht in der Abstimmung über seine Verbannung.

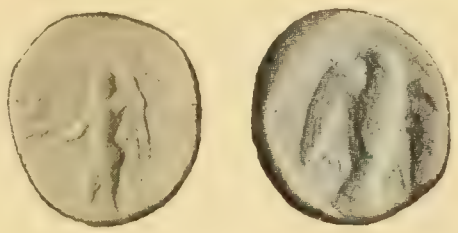
Auch nach dem nahen Italien griff die demokratische Bewegung hinüber. In Tarent gab eine schwere Niederlage gegen die Japyger (473) den Anlaß zum Sturze des Königtums, das sich nach dem Beispiel der Mutterstadt Sparta hier bis dahin gehalten hatte, und zur Einführung einer demokratischen Verfassung. In Rhegion wurden die Söhne des Anarilaos vertrieben (461). In den achäischen Städten erfolgte eine Erhebung gegen die Pythagoreer, die es verstanden hatten, die Macht in ihre Hände zu bringen und ein halb theokratisches, halb aristokratisches Regiment zu begründen; die Bekenner der Sekte wurden jetzt überall erschlagen oder verjagt und demokratische Verfassungen eingeführt. Nur in Lokroi behauptete sich die alte aristokratische Staatsform.

Um dieselbe Zeit wurde in Kyrene das Königshaus der Battiaden gestürzt, das die Stadt seit ihrer Gründung beherrscht hatte, und eine Demokratie eingerichtet. Ebenso breitete die Demokratie sich im griechischen Mutterlande aus. In Böotien fiel nach der Schlacht bei Platää die aristokratische Regierung, die das Bündnis mit den Persern geschlossen hatte, und es trat eine Demokratie an die Stelle. Argos besaß bereits eine im wesentlichen demokratische Verfassung; jetzt wurde auch hier das Königtum beseitigt, das sich, wenn auch in sehr beschränkter Machtvollkommenheit, bis auf die Perserkriege behauptet hatte. Nach dem Beispiel von Argos wurde die Demokratie dann auch in Elis und Arkadien eingeführt, und diese letztere Landschaft schloß sich infolgedessen an Argos an.

Sparta mußte das alles geschehen lassen, denn es hatte dringendere Sorgen im eigenen Hause. Es begann unter den Heiloten zu gären; und kein geringerer als der Regent Pausanias war es, der diese Bewegung insgeheim förderte. Der Sieg von Platää gab ihm ein Ansehen, wie es noch nie ein König von Sparta besessen hatte; darauf gestützt, hoffte er das Königtum in seiner alten Machtfülle herzustellen und von der Bevormundung durch das Ephorat zu befreien. Mit diesen Plänen übernahm er 478 den Befehl über die griechische Bundesflotte; doch der Abfall der Joner stürzte ihn bald von seiner Höhe herab. Er wurde nach Sparta zurückgerufen und wegen seiner angeblichen Beziehungen zum Großkönig des

Hochverrats angeklagt; es ließ sich ihm aber nichts nachweisen, und das Gericht sprach ihn frei. Er ging nun noch einmal nach dem Hellespont, und erst als er von den Athenern aus Byzantion vertrieben worden war, wagten es die Ephoren, ihm den Befehl zur Rückkehr zu geben. Er dachte nun durch einen Heilotenaufstand sein Ziel zu erreichen, doch die Ephoren kamen ihm zuvor. Nur durch die Flucht in den Athenatempel vermochte Pausanias sich der Verhaftung zu entziehen; die Ephoren scheuten sich, den heiligen Ort zu verletzen, aber sie ließen den Eingang vermauern, und der Sieger von Platää fand sein Ende durch Hunger (um 470). Um dieselbe Zeit (469) wurde auch sein Amtgenosse Leotychidas gestürzt, der Sieger von Mykale. Er war nach Thessalien gesandt worden, um diese Landschaft für ihren Abfall zu den Persern zu züchtigen, hatte aber nicht viel auszurichten vermocht. Jetzt wurde er der Bestechung angeklagt und daraufhin seiner Würde entsetzt; er ist in Tegea in der Verbannung gestorben.

Das Ephorat war im Kampfe mit dem Königtum Sieger geblieben; die Helden des Perserkrieges waren aus dem Wege geräumt. Den Thron nahmen zwei Jünglinge ein, Leotychidas' Enkel, Archidamos, und Leonidas' Sohn, Pleistarchos. Von dieser Seite war für die bestehende Ordnung keine Gefahr zu besorgen. Während der nächsten zwei Jahrhunderte hat es kein König mehr gewagt, sich gegen die Ephoren aufzulehnen.

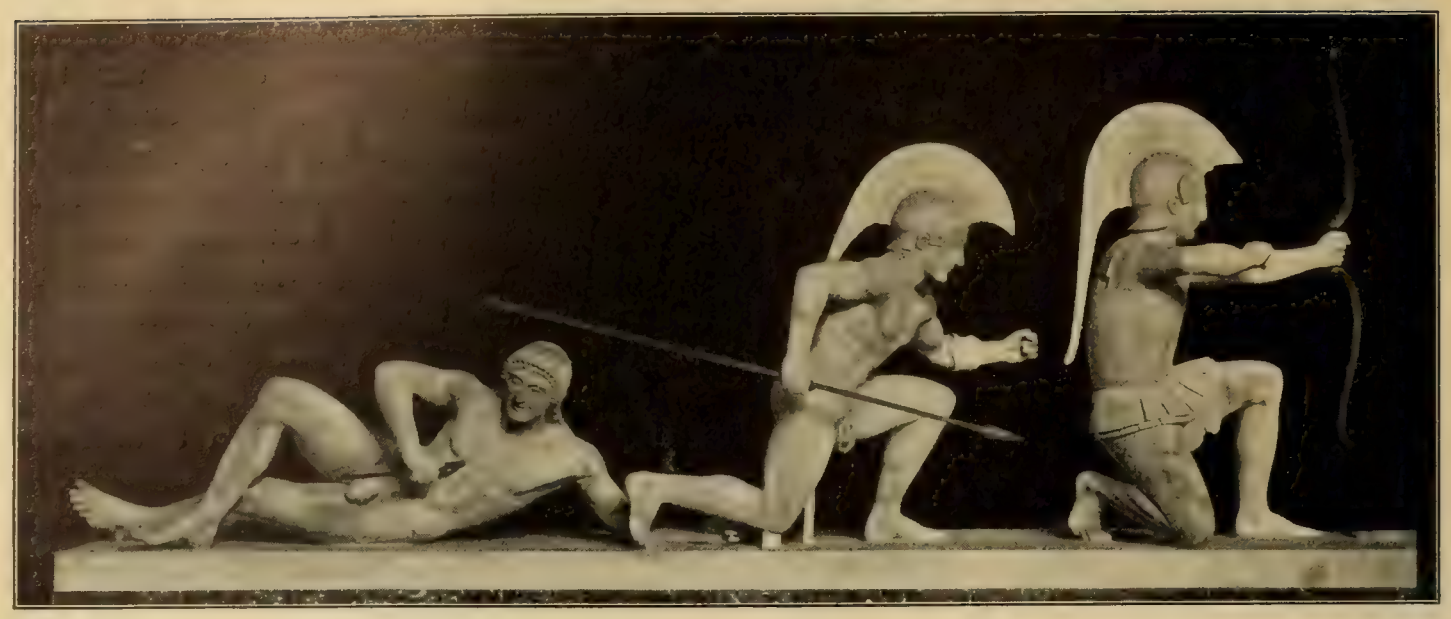


Didrachmon des Themistokles als Herrn von Magnesia. Königliches Münzkabinett zu Berlin.

Jetzt konnte Sparta daran denken, seine Herrschaft im Peloponnes wieder aufzurichten. Zwei große Siege bei Tegea und Dipäa brachten Arkadien zum Gehorsam zurück und Argos sah sich wieder vollständig isoliert. Man stand schon auf dem Punkte, auch gegen Athen vorzugehen, als Sparta von einem furchtbaren Erdbeben betroffen wurde, das fast die ganze Stadt niederwarf und einen großen Teil der Bevölkerung unter den Trümmern begrub (etwa 465). Jetzt kam der so lange vorbereitete Heilotenaufstand zum Ausbruch. Im eigentlichen Lakonien freilich wurde dank der Energie des jungen Königs Archidamos die Ruhe bald wiederhergestellt; jenseits des Taygetos aber, in Messenien, konnte die Empörung nicht so leicht niedergeworfen werden. Im offenen Felde allerdings waren die Aufständischen auch hier den spartanischen Truppen in keiner Weise gewachsen; dagegen gelang es ihnen, sich auf dem Berge Ithome zu behaupten, der wie eine natürliche Festung in der Mitte der Landschaft emporragt und ihren Vorfahren schon einmal, vor einem Vierteljahrtausend, im Kriege gegen Sparta Zuflucht gegeben hatte. So sah Sparta sich gezwungen, die Kontingente der peloponnesischen Verbündeten herbeizurufen und endlich auch Athens Bundeshilfe in Anspruch zu nehmen.

Dort war, in den ersten Jahren nach Salamis, Themistokles der leitende Staatsmann geblieben. Seine Politik hatte sich so glänzend bewährt, daß auch Aristeides seine Opposition fallen ließ und neben Themistokles an der Befestigung der Seeherrschaft Athens mitarbeitete. Auf die Dauer freilich waren die alten Gegensätze doch nicht zu überbrücken. Dazu kam, daß Themistokles in Kimon ein neuer Gegner erstand, vor dessen frischem, im Perserkrieg gewonnenem Lorbeer der Ruhm des Siegers von Salamis allmählich verblaßte. Kimon erblickte das Heil für Hellas in einer engen Verbindung der beiden Vormächte, während Themistokles sich keiner Täuschung darüber hingab, daß der Bruch mit Sparta nur eine Frage der Zeit sei, und darum der spartanischen Politik, wo er konnte, entgegenarbeitete. Es kam darüber endlich zum Ostrakismos; das Volk entschied für Kimon, und Themistokles mußte in die Verbannung gehen (um 471).

Er wandte sich nach Argos und nahm von hier aus tätigen Anteil an der demokratischen Bewegung in Peloponnes; auch den revolutionären Plänen des Pausanias soll er nicht fern gestanden haben. So wurde er in dessen Sturz mitverwickelt. Auf spartanischen Betrieb wurde in Athen eine Anklage auf Hochverrat gegen ihn eingebracht und daraufhin in Argos seine Auslieferung verlangt; da ihn die argeiische Regierung nicht schützen konnte, wurde er durch ganz Hellas gehetzt, bis er endlich den einzigen Zufluchtsort aufsuchte, der ihm in der



Skulpturen vom Giebelfeld des Tempels zu Ägina. München. Verlag F. Bruckmann, A.-G.

Welt noch offen stand, den Hof des Großkönigs. Artaxerxes, der soeben seinem Vater Xerxes in der Herrschaft gefolgt war (464), ließ ihn den Tag von Salamis nicht entgelten; er gewährte ihm freundliche Aufnahme und verlieh ihm das Fürstentum von Magnesia am Mäandros. Hier hat der Mann, der Athens Größe begründet, dem Griechenland wie keinem zweiten die Rettung aus der Not des Perstürmes zu danken hatte, als Vasall des Großkönigs sein Leben beschlossen.

In Athen hatte nach Themistokles' Sturz Kimon den leitenden Einfluß. Er war ein vornehmer Herr, mehr Soldat als Politiker, bei seinem fürstlichen Vermögen von verschwenderischer Freigebigkeit und dadurch nicht weniger populär, als durch seine Erfolge im Felde. Der Sieg am Eurymedon mußte sein Ansehen noch weiter befestigen.

Indes begann das gute Einvernehmen zwischen Athen und seinen Verbündeten sich etwas zu trüben. Es war das eine unausbleibliche Folge der Siege über die Perser; je vollständiger die Gefahr der Fremdherrschaft beseitigt schien, desto weniger war man geneigt, für die Fortführung des Krieges Opfer zu bringen oder sich die Oberhoheit Athens gefallen zu lassen. So erhob sich zuerst Naxos gegen Athen, doch blieb der Aufstand isoliert und wurde bald niedergeschlagen. Nicht lange darauf kam es zum Konflikt zwischen Athen und Thasos über den Besitz der Goldbergwerke auf der thrakischen Küste; im Vertrauen auf spartanischen Beistand griff Thasos zu den Waffen (466), aber das Erdbeben und der Heilotenaufstand hinderten Sparta, die versprochene Hilfe zu leisten, und so erlag Thasos im dritten Jahre nach dem Abfall den von Kimon geführten Athenern. Es mußte seine Flotte ausliefern, seine festländischen Besitzungen abtreten, seine Mauern niederreißen und sich zur Tributzahlung verstehen.

Der thasische Krieg war eben beendet, als das spartanische Hilfsgesuch in Athen eintraf. Es fehlte nicht an Stimmen, die zur Abweisung rieten, doch Kimons Einfluß setzte die Gewährung der Hilfe durch; er selbst rückte an der Spitze von 4000 Hopliten nach Messenien (462). Doch gegen die feste Stellung von Ithome vermochten auch die Athener nichts auszurichten; die Belagerung zog sich in die Länge, zu einer bloßen Einschließung aber waren die peloponnesischen Truppen genügend, und so wurde Kimon eröffnet, daß man seiner guten Dienste nicht mehr bedürfe.

In Athen nahm man diese Rücksendung des Hilfsheeres als Beleidigung auf und antwortete mit der Aufsage des einst im Perserkriege geschlossenen Bündnisses. Kimons Stellung war schwer erschüttert, und seine Gegner hielten den Augenblick für gekommen, einen weiteren Schritt auf der Bahn der demokratischen Reform zu tun. Der Rat des Areopags besaß noch immer die ausgedehnten Machtbefugnisse, die ihm Solon gelassen hatte; und da seine Mitglieder auf Lebenszeit saßen, also von jeder Verantwortlichkeit tatsächlich frei waren, bildete er ein sehr wirksames Gegengewicht gegen den erlosten Rat der Fünfhundert. Der radikalen Demokratie war eine solche Körperschaft natürlich ein Dorn im Auge, und so beantragte jetzt Ephialtes,

Skulpturen vom Giebelfeld des Tempels zu Ägina. München. Verlag F. Bruckmann, A.-G.

die Kompetenz des Areopags auf die Blutgerichtsbarkeit zu beschränken, die Kontrolle über die Staatsverwaltung aber, die er bisher ausgeübt hatte, den Geschworenengerichten zu übertragen, deren Mitglieder aus allen athenischen Bürgern im Alter von über dreißig Jahren erlost wurden. Kimon und seine Partei machten diesem Antrage, wie begreiflich, die schärfste Opposition; die Gegensätze spitzten sich bis auf den Punkt zu, wo nur ein Scherbengericht den Ausweg bringen konnte. Es entschied gegen Kimon; und jetzt wurden Ephialtes' Anträge zum Gesetze erhoben (461). Bald darauf fiel Ephialtes durch Meuchelmord, das erstemal seit dem Sturze der Tyrannen, daß ein solches Attentat in Athen verübt wurde; aber auch das war vergeblich, denn die demokratische Reformpartei fand einen nicht weniger begabten Führer in Perikles, der Ephialtes im Kampfe gegen Kimon zur Seite gestanden hatte. Er war ein Sohn des Siegers von Mykale, Xanthippos, und der Agaristе, einer Nichte des großen Kleisthenes; diese Familienverbindungen waren es, die ihm schon in verhältnismäßig jungen Jahren den Weg zur Macht öffneten, obgleich er noch nie Gelegenheit gehabt hatte, sich im Kriege auszuzeichnen, und überhaupt nur ein sehr mittelmäßiger Feldherr war. Auch als Staatsmann war er ohne eigentlich schöpferische Genialität, aber er besaß viel politischen Takt und vor allem in seltenem Maße die Gabe, die Massen durch die Macht seiner Beredsamkeit fortzureißen. Er war, wie man heute sagen würde, ein großer Parlamentarier, und er hat es als solcher vermocht, in seinem so durch und durch demokratischen Staate eine fast monarchische Machtfülle zu gewinnen und durch lange Jahre in der Hand zu behalten. So wurde er der bei weitem einflußreichste Mann in dem Griechenland seiner Zeit, und nicht mit Unrecht pflegen wir diese ganze Periode nach seinem Namen zu nennen.

Sparta gegenüber ließ Athen jetzt jede Rücksicht fallen. Man trat mit Megara in Bündnis, das bisher zum peloponnesischen Bunde gehört hatte, aber wegen eines Grenzstreites mit seiner mächtigen Nachbarstadt Korinth in Fehde stand. So kam es zum Kriege zwischen Athen und Korinth; Athens alte Rivalin, Ägina, trat auf die korinthische Seite, aber die athenische Marine zeigte sich den Gegnern weit überlegen; die peloponnesische Flotte wurde vor Ägina bis zur Vernichtung geschlagen, und nun setzten die Athener ein Heer nach der Insel hinüber und begannen die Belagerung der Hauptstadt. Ein Angriff, den die Korinthier mit ganzer Macht gegen Megara unternahmen, um der verbündeten Stadt Luft zu machen, wurde von dem athenischen Reserveheer unter Myronides abgewiesen, ohne daß es nötig gewesen wäre, die vor Ägina stehenden Truppen zurückzurufen (458).

Infolgedessen sah Sparta sich gezwungen, in den Kampf einzugreifen. Der messenische Aufstand freilich war noch immer nicht vollständig niedergeworfen, aber man war doch so weit, daß nicht mehr die ganze Macht Spartas dadurch gefesselt wurde. Man sandte also ein peloponnesisches Heer von 11000 Hopliten über den korinthischen Golf nach Mittelgriechenland, wo

Böotien sogleich auf die spartanische Seite hinübertrat; man beabsichtigte, von dieser Basis aus in Attika einzufallen. Indes die Athener kamen dem Angriff zuvor; durch Hilfstruppen aus dem verbündeten Argos und aus Thessalien verstärkt, überschritten sie mit 14000 Hopliten die böotische Grenze und boten bei Tanagra den verbündeten Peloponnesiern und Böotern die Schlacht. Der Sieg blieb der überlegenen Kriegstüchtigkeit der Spartaner: aber er war so teuer erkauft worden, daß die Sieger nicht wagten, ihren Erfolg zu benutzen und in Attika einzurücken. Sie begnügten sich damit, den böotischen Bund in den alten Formen unter der Führung Thebens wiederherzustellen, und zogen dann über die Isthmospässe nach Hause (457).

So hatten die Athener in Mittelgriechenland die Hände frei. Ein athenisches Heer unter Myronides rückte nun in Böotien ein und erfocht hier, in den „Weinbergen" (Önophyta), zwei Monate nach der Schlacht bei Tanagra einen glänzenden Sieg über das böotische Bundesheer. Infolgedessen trat die ganze Landschaft, bis auf die Hauptstadt Theben, in Bund mit Athen, ebenso das benachbarte Phokis und Lokris, so daß Athen jetzt vom Isthmos bis zu den Thermopylen gebot. Auch Ägina öffnete darauf den Belagerern seine Tore; es lieferte seine Kriegsflotte aus, riß seine Mauern nieder und trat als tributpflichtiges Mitglied dem attischen Seebunde bei. Nach solchen Erfolgen schritten die Athener zum Angriffe auf den Peloponnes: eine Flotte unter Tolmides zerstörte das spartanische Arsenal in Gytheion an der lakonischen Küste, vermochte es aber nicht, den Messeniern auf Ithome Luft zu machen. Dafür wurde das feste Naupaktos genommen, das den Eingang in den Korinthischen Busen beherrscht und Achaia zum Anschlusse an Athen bestimmt; ebenso trat Trözen in der Argolis um diese Zeit auf die athenische Seite. Athen schien auf dem besten Wege auch zur führenden Landmacht in Griechenland zu werden, wie es bereits die führende Seemacht war.

Nicht minder erfolgreich waren die athenischen Waffen im Kampfe mit Persien. Als König Xerxes im Jahre 465 gestorben war, hatte sich Ägypten gegen die persische Herrschaft erhoben; des Satrap des Landes, Xerxes' Bruder Achämenes, wurde in einer großen Schlacht bei Papremis im westlichen Delta geschlagen und fand dabei selbst seinen Tod. Natürlich suchten die Führer des Aufstandes bei Athen Anlehnung. Eben damals lag eine athenische Flotte von 200 Schiffen bei Kypros; diese fuhr jetzt in den Nil ein und eroberte die Hauptstadt Memphis, bis auf die Zitadelle, das „Weiße Schloß", das von den Persern gehalten wurde (461). Die völlige Befreiung des Landes von der Perserherrschaft schien nur noch eine Frage der Zeit. Und schon begannen die Athener von Kypros aus den Angriff gegen Phönikien.

Athens Macht stand auf ihrem Höhepunkt. Aber nur zu bald zeigte sich, daß die Basis zu klein war, den gewaltigen Bau zu tragen, den Themistokles, Kimon und Perikles in kaum einem Vierteljahrhundert errichtet hatten. Athen war doch nicht stark genug, um auf die Länge den Kampf auf zwei Fronten, gegen die Perser und die Peloponnesier, führen zu können. Mochte es auch, seit den Siegen am Eurymedon und vor Ägina, die unbedingte Herrschaft des Meeres haben, zu Lande war es seinen Gegnern in keiner Weise gewachsen. Es konnte den Messeniern wirksame Unterstützung nicht gewähren, und so ergab sich Ithome endlich, im zehnten Jahre des Aufstandes (456); die tapferen Verteidiger erhielten freien Abzug und wurden von den Athenern in dem eben eroberten Naupaktos angesiedelt, wo sie seitdem gegen die Peloponnesier treue Wacht hielten. Sparta gewann damit seine volle Aktionsfreiheit nach außen zurück, die so lange gelähmt gewesen war. Und gleichzeitig holte der Großkönig aus zum entscheidenden Schlage gegen Ägypten. Ein starkes persisches Heer drang ins Land ein, die Athener wurden geschlagen und auf der Nilinsel Prosopitis eingeschlossen, wo sie endlich, nach achtzehnmonatiger Belagerung, zur Ergebung gezwungen wurden (Anfang 456). Nur schwache Trümmer der Flottenmannschaft retteten sich über Kyrene in die Heimat. Athen hatte, durch den Krieg mit den Peloponnesiern in Anspruch genommen, keine Unterstützung zu senden vermocht; als endlich eine Entsatzflotte von 50 Schiffen im Nil anlangte, war es zu spät, und auch dieses Geschwader wurde in die Katastrophe hineingezogen.

Der furchtbare Schlag machte tiefen Eindruck in der ganzen hellenischen Welt. Man sah im Geiste die Perserflotte von neuem im Ägäischen Meere und beschloß im ersten Schrecken, den Kriegsschatz aus dem offenen Delos nach der Burg von Athen in Sicherheit zu bringen.

Der Parthenon auf der Akropolis zu Athen. Photograph. Aufnahme.

Vor allem galt es, mit Sparta zur Verständigung zu gelangen. Man rief also Kimon aus der Verbannung zurück, und dank dessen Vermittlung gelang es denn auch, einen Waffenstillstand auf fünf Jahre mit den Peloponnesiern abzuschließen (451). So hatte Athen den Rücken gedeckt und konnte seine ganze Kraft gegen Persien wenden. Der Angriff, den man von dort aus gefürchtet hatte, erfolgte übrigens nicht, da die Aufständischen in den Sümpfen des ägyptischen Delta noch lange Widerstand leisteten, und auch die griechischen Städte auf Kypros keineswegs gewillt waren, unter die Herrschaft des Großkönigs zurückzukehren. Zu deren Schutze ging Kimon an der Spitze einer Flotte von 200 Trieren in See und begann die Belagerung der Phönikerstadt Kition an der Südküste der Insel; hier ist er einer Krankheit erlegen. Inzwischen war eine persische Flotte in den kyprischen Gewässern erschienen, was die Athener veranlaßte, die Belagerung von Kition abzubrechen und dem Feinde entgegenzugehen. Bei Salamis auf Kypros kam es zur Schlacht, in der die Phöniker bis zur Vernichtung geschlagen wurden; 100 ihrer Schiffe fielen in die Hände der Sieger, und die athenische Seeherrschaft war aufs neue gesichert (450).

Aber Athen war tief erschöpft, und mit Kimons Tode hatte die Partei ihren Führer verloren, die die Fortführung des Kampfes gegen Persien auf ihre Fahne geschrieben hatte. Dazu kam das gespannte Verhältnis zu Sparta, das nach Ablauf des fünfjährigen Waffenstillstandes den Wiederausbruch des Konfliktes mit Sicherheit erwarten ließ. So begann Athen jetzt Verhandlungen mit Persien. Man war bereit, Kypros zu opfern; dafür verpflichtete sich der Großkönig, keine Flotte in das Ägäische Meer einlaufen zu lassen. Auf diese Bedingungen kam der Friede zustande, der in der Geschichte sehr mit Unrecht der kimonische heißt; denn Athen entsagte damit dem Programm, für das sein großer Feldherr sein ganzes Leben lang gekämpft hatte. Es war der nationalen Mission untreu geworden, deren Erfüllung es seine Machtstellung zu verdanken hatte; und die Strafe dafür sollte nicht ausbleiben. Von jetzt an begann es mit Athen abwärts zu gehen.

Nun erhoben die Gegner Athens auch in Griechenland wieder ihr Haupt. In Böotien brach ein Aufstand aus; ein athenisches Heer unter Tolmides, das die Empörung ersticken sollte, wird bei Koroneia vernichtet, und infolgedessen erhoben sich auch Euböa und Megara gegen die athenische Herrschaft. Gleich darauf überschritt das peloponnesische Bundesheer, geführt von Pausanias' Sohne, dem jungen König Pleistoanax, den Isthmos und drang in Attika ein. Perikles raffte zusammen, was er an Truppen zur Hand hatte, und besetzte die Höhen, welche die Ebene von Athen nach Westen hin gegen die Ebene von Eleusis begrenzen; aber er wagte es nicht, dem Feinde die Feldschlacht zu bieten. Er begann also zu unterhandeln, und da er bereit war, große Opfer zu bringen, kam man bald zur Verständigung. Athen verzichtete auf Böotien, Megara und seine Besitzungen im Peloponnes; dafür erkannte Sparta die athenische Seeherrschaft an. Das Abkommen sollte auf dreißig Jahre in Geltung bleiben (445).

So war Athens Machtstellung auf dem griechischen Festlande zerstört, ohne daß Sparta auch nur einen Mann dafür zu opfern gebraucht hätte. Und bei der unbedingten Überlegenheit der Athener zur See würde wahrscheinlich auch bei einer Fortsetzung des Krieges nicht mehr zu erreichen gewesen sein. Denn in Voraussicht dessen, was kommen mußte, hatte man in Athen gleich nach dem Bruche mit Sparta (462) begonnen, die Stadt durch zwei 6—7 km lange Schenkelmauern mit ihren Häfen Peiräeus und Phaleron zu verbinden und ihr so die Verbindung mit dem Meere zu sichern; dies Riesenwerk war jetzt vollendet, und eine Einschließung Athens war damit zur Unmöglichkeit gemacht. Trotzdem fand der Friede bei einer großen Partei in Sparta lebhafte Mißbilligung; sie setzte es durch, daß Pleistoanax wegen Hochverrats vor Gericht gestellt und seiner Würde entsetzt wurde. Der einmal geschlossene Vertrag konnte freilich nicht mehr rückgängig gemacht werden. So hatte Perikles gegen Euböa freie Hand; die Insel wurde nach kurzem Widerstand unterworfen und in vollständige Abhängigkeit von Athen gebracht.

Gleichwohl mußte Perikles' Stellung durch das alles aufs schwerste erschüttert werden. Die Partei Kimons begann aufs neue das Haupt zu erheben. Aber ihr Leiter, Thukydides, der Sohn des Melesias, war nicht der Mann, gegen einen Perikles in die Schranken zu treten. Es kam zwar zum Scherbengericht; doch die Masse des Volkes stand fest zu ihrem alten Führer, und Thukydides war es, der in die Verbannung gehen mußte (445). Fortan stand Perikles ohne Nebenbuhler an der Spitze des Staates; Jahr für Jahr wurde er zum Strategen erwählt, in Rat und Volksversammlung war sein Wort ausschlaggebend.

Attische Vase aus perikleischer Zeit (Siegesopfer). München.

Nach Furtwängler, Vasenmalerei. Verlag F. Bruckmann, Akt.-Ges.

Darüber war er freilich zum Demagogen geworden. Selbst Kimon hatte es nicht verschmäht, seine Popularität durch schrankenlose Freigebigkeit gegen die Menge zu stärken, wozu ihn sein fürstliches Vermögen die Mittel gab; Perikles griff, um ihn zu überbieten, in den Staatssäckel. Um auch den ärmeren Bürgern die Teilnahme an den Geschworenengerichten möglich zu machen, die seit Ephialtes' Reform in letzter Instanz auch über politische Fragen entschieden, wurde auf Perikles' Antrag der Richtersold eingeführt, im Betrage von zwei Obolen (etwa 30 Pfennig) für die Sitzung, entsprechend dem damals üblichen Tagelohn für gewöhnliche Arbeiter. Auch die großartigen öffentlichen Bauten, die unter der perikleischen Verwaltung unternommen wurden, hatten zum großen Teil den Zweck, der Menge lohnenden Verdienst zu geben. Nicht minder sorgte Perikles durch glänzende Feste dafür, daß die Schaulust des Volkes ihre Befriedigung fand. Das alles hatte wenig zu bedeuten, solange die Finanzlage des Staates glänzend war, und ein alle anderen überragender Mann wie Perikles an der Spitze stand; nur zu bald aber sollte es für die Entwicklung des Staates verhängnisvoll werden.

Was das Verhältnis zu den Bundesgenossen angeht, so arbeitete Perikles dahin, die Oberhoheit Athens mehr und mehr in eine wirkliche Herrschaft zu verwandeln. Diese Entwicklung war allerdings zum großen Teil durch das Schwergewicht der Verhältnisse bedingt; Athen konnte gar nicht umhin, in die Streitigkeiten der Bundesglieder untereinander und in die inneren Wirren der einzelnen Bundesstaaten sich einzumischen, wenn der Frieden im Reiche erhalten werden sollte. Das führte dann mit Notwendigkeit dahin, die Bundesgenossen der athenischen Gerichtshoheit zu unterwerfen, so daß alle wichtigeren Prozesse im Bundesgebiet vor attischen Tribunalen entschieden wurden. Überall, wo kein athenisches Interesse in Frage stand, boten diese Gerichtshöfe eine viel größere Gewähr der Unparteilichkeit, als die Gerichtshöfe der einzelnen Kleinstaaten; und da die attischen Richter natürlich nach attischem Rechte entschieden, wurde damit auch die Rechtseinheit im ganzen Reiche durchgeführt. Aber freilich wurde die Rechtspflege für die Bundesgenossen dadurch sehr kostspielig, ganz abgesehen von der Beschränkung der kommunalen Autonomie, die allen Griechen so teuer war. Natürlich fehlte es auch nicht an Eingriffen in die innere Verwaltung der Bundesstaaten, die vielfach geradezu unter die Kontrolle athenischer Beamten gestellt wurde. Die demokratische Partei wurde dabei in jeder Weise begünstigt und mitunter die Verfassung nach athenischem Muster reformiert. In militärisch wichtige Plätze des Bundesgebiets wurden Besatzungen gelegt, und wo sich Gelegenheit bot, namentlich

Elektron-Stater von Kyzikos. Attisches Tetradrachmon. Persischer Dareikos

Griechische Münzen des 5. und 4. Jahrhunderts. Originale im Kgl. Münzkabinett zu Berlin.

nach mißglückten Abfallversuchen, wurden athenische Bürger in den Bundesstädten mit Grundbesitz ausgestattet. Durch das alles verlor die Bundesversammlung im Laufe der Zeit jede Bedeutung; Athen entschied über die gemeinsamen Angelegenheiten nach freiem Ermessen, und seit der Bundesschatz nach Athen verlegt war, wurde selbst jede Rechenschaft über die Verwendung der Bundesgelder verweigert; es genüge, daß Athen seiner Verpflichtung nachkomme, die Bundesstaaten gegen Angriffe von außen zu schützen. So verwandelte sich der Bund, unter Perikles' Leitung, in ein athenisches Reich; die Bundesgenossen wurden zu Untertanen. Nur die drei großen Inseln an der kleinasiatischen Westküste: Lesbos, Chios und Samos, behaupteten noch ihre Autonomie; sie waren von Tributzahlung frei und stellten ihre eigenen Kontingente zur athenischen Flotte.

Das alles mußte in den Kreisen der Bundesgenossen eine um so tiefere Erbitterung gegen Athen hervorrufen, als der Krieg gegen Persien, für den der Bund einst errichtet worden war, seit dem „kimonischen Frieden" nicht weitergeführt wurde, und eine Gefahr von dieser Seite kaum mehr zu befürchten schien. Aber die Kleinstaaten waren gegen den Vorort machtlos, und man war in Athen klug genug, den wenigen noch autonomen Bundesstaaten keinen Grund zur Klage zu geben. Auf die Dauer freilich konnten Konflikte nicht ausbleiben. Im Jahre 440 geriet Samos wegen eines Grenzstreites mit dem benachbarten Priene und darauf mit Milet in Krieg; da diese Städte den Samiern bei weitem nicht gewachsen waren, riefen sie Athens Beistand an, und so wurde auch dieses in den Kampf hineingezogen. Perikles ging nun sogleich mit 60 Schiffen in See und erfocht bei der Insel Tragea einen Sieg über die an Zahl überlegene samische Flotte. Dieser Erfolg bewirkte, daß der Aufstand im wesentlichen auf Samos beschränkt blieb und namentlich Chios und Lesbos treu blieben. Die Samier wandten sich jetzt um Hilfe nach Sparta und Persien; aber im Peloponnes trug man doch Bedenken, den vor wenigen Jahren mit Athen geschlossenen Frieden zu brechen, und auch der Großkönig wagte keine Intervention. So mußte sich denn Samos nach neunmonatiger Belagerung den Athenern ergeben. Natürlich wurde der Selbständigkeit der Insel jetzt ein Ende gemacht (439).

Während der nächsten Jahre blieb der Frieden in Griechenland ungestört, und Perikles hatte freie Hand, im Norden und Westen für die erlittenen Verluste Ersatz zu suchen. Eine Expedition nach dem Pontos veranlaßte die dortigen Griechenstädte zum großen Teil zum Anschluß an das athenische Reich; in Thrakien wurde unweit der Mündung des Strymon die Kolonie Amphipolis gegründet (437), wichtig ebenso wegen ihrer strategischen Lage, wie wegen der reichen Goldbergwerke des nahen Pangäon. Im Westen war schon einige Jahre früher (445) in der Nähe des zerstörten Sybaris die athenische Kolonie Thurioi gegründet worden; auch mit den chalkidischen Städten in Sizilien und Italien trat Athen in Bund. Es waren diese Versuche, die Macht Athens über den griechischen Westen auszubreiten, die endlich zum Bruche mit den Peloponnesiern führten und jenen Krieg zum Ausbruch brachten, in dem das athenische Reich zugrunde gegangen ist.

10. Die Kultur der perikleischen Zeit.

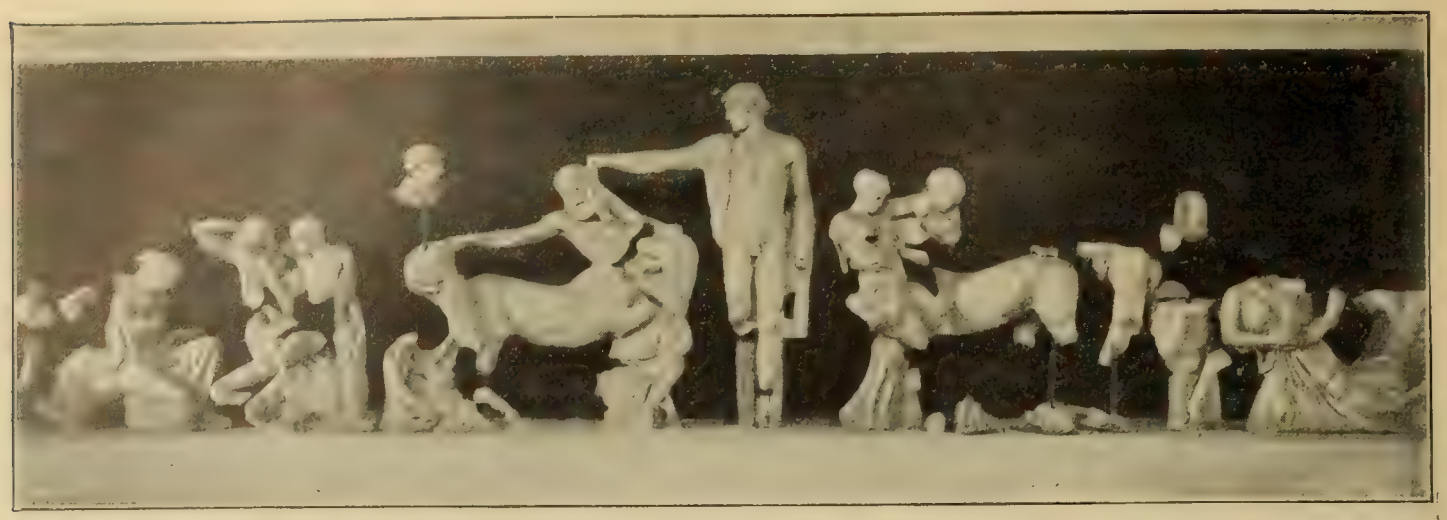
Das halbe Jahrhundert, das auf den Perstersturm folgte, ist für die griechische Welt im großen und ganzen eine Zeit des Friedens gewesen; die Folge war ein wirtschaftlicher Aufschwung ohnegleichen. Namentlich Athen blühte, dank seiner die Meere beherrschenden Stellung

Die Propyläen der Akropolis von Athen. Photographische Aufnahme.

mächtig empor; sein von Themistokles angelegter Hafen, der Peiräeus, wurde im Laufe weniger Jahre zum Mittelpunkt des Weltverkehrs, wo Schiffe aus allen Teilen des Mittelmeers ihre Ladungen löschten und alles zu haben war, was der Osten und Westen hervorbrachte. Dadurch begünstigt, nahm auch die Gewerbtätigkeit Athens eine glänzende Entwicklung; die Arbeitskräfte, die das Land selber liefern konnte, genügten bald dem Bedürfnis nicht mehr, und es wurde nötig, in großen Massen unfreie Arbeiter aus den überseeischen Barbarenländern einzuführen. In ähnlicher Weise entwickelte sich die Industrie in den Nachbarstädten Megara, Ägina, Korinth; um die Zeit des peloponnesischen Krieges mag hier und in Athen die unfreie Bevölkerung der freien Bevölkerung an Zahl etwa gleichgekommen sein oder sie noch etwas übertroffen haben. So begann die Sklavenwirtschaft, die bisher auf Jonien beschränkt gewesen war, auch nach dem Mutterlande überzugreifen; zunächst allerdings nur nach dem Industriebezirk am saronischen Busen, während sonst auf der griechischen Halbinsel die freie oder, wie in Lakonien und Thessalien, die halbfreie Arbeit noch durchaus herrschend blieb.

Natürlich strömten auch zahlreiche freie Einwanderer nach diesen Mittelpunkten der Industrie und des Handels zusammen, wo sie mit offenen Armen aufgenommen wurden, wenn ihnen auch das Bürgerrecht in der Regel versagt blieb. Namentlich in Athen bildeten diese ansässigen Fremden (Metöken) bald einen sehr bedeutenden Bruchteil der Bevölkerung; Griechen aus allen Landschaften, aber auch Lyder, Phöniker und Ägypter waren darunter vertreten, und viele davon gelangten zu bedeutendem Wohlstand und infolgedessen zu angesehener Stellung in der Gesellschaft.

Das alles führte zu einem rapiden Wachstum der städtischen Bevölkerung. Athen mochte in der Peisistratidenzeit kaum 20 000 Einwohner zählen; ein Jahrhundert später war es, einschließlich seiner Häfen und der Vororte, zu einer Stadt von 100 000 Einwohnern und darüber geworden. Es war jetzt die größte aller griechischen Städte, mit der nur noch etwa Syrakus sich vergleichen konnte, das unter der Herrschaft Gelons und Hierons gleichfalls zur Großstadt (nach damaligen Begriffen) geworden war. Die dritte Stelle unter den griechischen Städten nahm Korinth ein; dann folgten im Mutterlande Sparta, Argos und Theben, im Westen Akragas



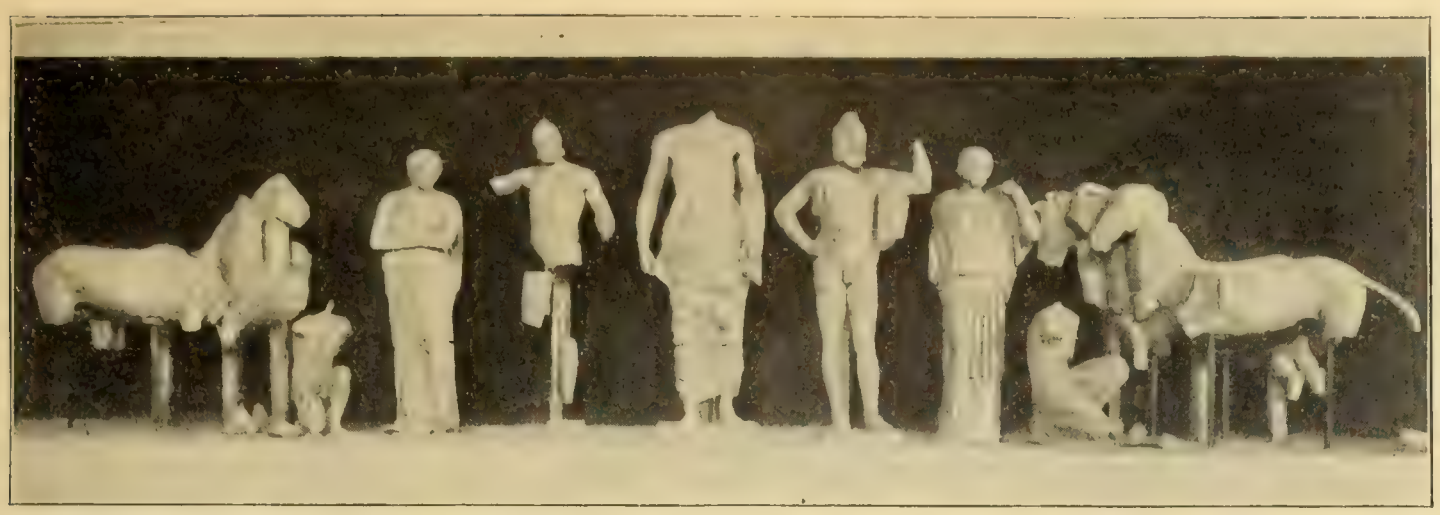
Westgiebel vom Zeustempel zu Olympia: Kampf der Kentauren und Lapithen. Museum zu Olympia. Photograph. Alinari.

und Kroton, während die Städte im kleinasiatischen Griechenland sich zum Teil, wie Milet, nie von den Folgen des Aufstandes gegen Dareios erholt haben, zum Teil der aufsteigenden wirtschaftlichen Bewegung nur in beschränktem Maß zu folgen vermochten, da der Kriegszustand mit Persien sie von ihrem Hinterlande abschnitt.

Schon zur Zeit der Perserkriege hatte Griechenland Getreide vom Auslande einführen müssen; natürlich war jetzt die heimische Landwirtschaft noch weniger imstande, den Bedarf der wachsenden Bevölkerung zu befriedigen. Die Industriestädte waren denn auch in jeder Weise bemüht, die Einfuhr zu fördern und die Preise niedrig zu halten, allen voran Athen, das durch seine Seeherrschaft in den Stand gesetzt war, dem Peiräeus eine Art Monopol im Getreidehandel zu sichern. In erster Linie waren es die fruchtbaren Ebenen im Norden des Pontos, die den griechischen Markt mit Getreide versorgten, weiterhin Sizilien und Ägypten. Die Höhe des Imports nach dem Peiräeus wird für die Mitte des 4. Jahrhunderts auf 800 000 Medimnen (etwa 300 000 metrische Zentner) angegeben; da Athen vor dem peloponnesischen Kriege nicht weniger Einwohner hatte, als ein Jahrhundert später, kann er damals nicht geringer gewesen sein.

Der dominierenden Stellung Athens im griechischen Wirtschaftsleben entspricht es, daß seine Tetradrachmen jetzt zum herrschenden Kurant im Bereich des ägäischen Meeres wurden; sie wurden überall gern genommen, da die attische Münze auf volles Gewicht und reines Korn die größte Sorgfalt verwandte. Auch Syrakus und die meisten anderen Städte auf Sizilien haben die attische Währung angenommen, als sie um den Anfang des 5. Jahrhunderts zu prägen begannen. Dagegen folgten die Staaten des griechischen Festlandes fast durchweg der äginäischen Währung; nur das konservative Sparta hielt auch jetzt an seinem alten Eisengeld fest. In Gold haben die Staaten des europäischen Griechenlands, auch Athen, in dieser Zeit noch fast gar nicht geprägt; es lief zwar viel Gold im Verkehr um, aber es waren fast ausschließlich persische Dareiken und kyzikenische Elektron-Statere.

Der gesteigerte Geldverkehr führte zur Entwicklung des Bankwesens. Sie nahm ihren Ausgang von den Tempeln, die zum Teil über bedeutende Kapitalien zu verfügen hatten und natürlich suchten, sie vorteilhaft anzulegen; Staaten und Private legten hier ihre Gelder nieder, wo die Heiligkeit des Ortes eine Sicherheit gewährte, wie sie sonst nirgends zu finden war. Bald entstanden daneben auch Privatbanken, namentlich in Athen, das auch auf diesem Gebiete zur führenden Stadt wurde. Trotz der starken Vermehrung der umlaufenden Barmittel blieb der Zinsfuß hoch, da die aufblühende Industrie großer Kapitalien bedurfte; unter 10—12% war auch bei guter Sicherheit kein Geld zu bekommen; bei Anlagen, die mit Risiko verbunden waren, wie z. B. bei Seedarlehen, stieg der Zins wohl auf das Doppelte und Dreifache. Ein so hoher Zinsfuß hat zur Voraussetzung, daß Industrie und Handel sehr bedeutende Erträge abwerfen, was nur durch das Bestehen der Sklavenwirtschaft möglich war, die es dem Kapital gestattete, die Arbeitskraft rücksichtslos auszubeuten. Die Sklavenpreise standen niedrig,



Ostgiebel vom Zeustempel zu Olympia: Kampf zwischen Pelops und Oinomaos. Museum zu Olympia. Photograph. Alinari.

da Zufuhr aus den Barbarenländern, namentlich aus Kleinasien und Thrakien in beliebiger Menge zu haben war, und es gab gar keine bessere Kapitalsanlage, als solche Sklaven zu kaufen und in industriellen Betrieben zu verwenden. Das hatte dann natürlich zur Folge, daß der Tagelohn für freie Arbeit gedrückt wurde. Er stand, für ungeschulte Arbeit, in Athen auf etwa zwei Obolen (30 Pf.); für drei Obolen konnte man auf den Inseln so viele Ruderknechte anwerben, als man nur immer zu haben wünschte, und doch gibt es kaum eine schwerere Arbeit als den Ruderdienst an Bord einer Galeere. Gelernte Handwerker wurden natürlich höher bezahlt, in Athen etwa eine Drachme (90 Pf.) den Tag, und etwa ebensohoch wurde geistige Arbeit entlohnt, wenn sie derart war, daß jeder sie zu leisten vermochte, der einige Bildung besaß.

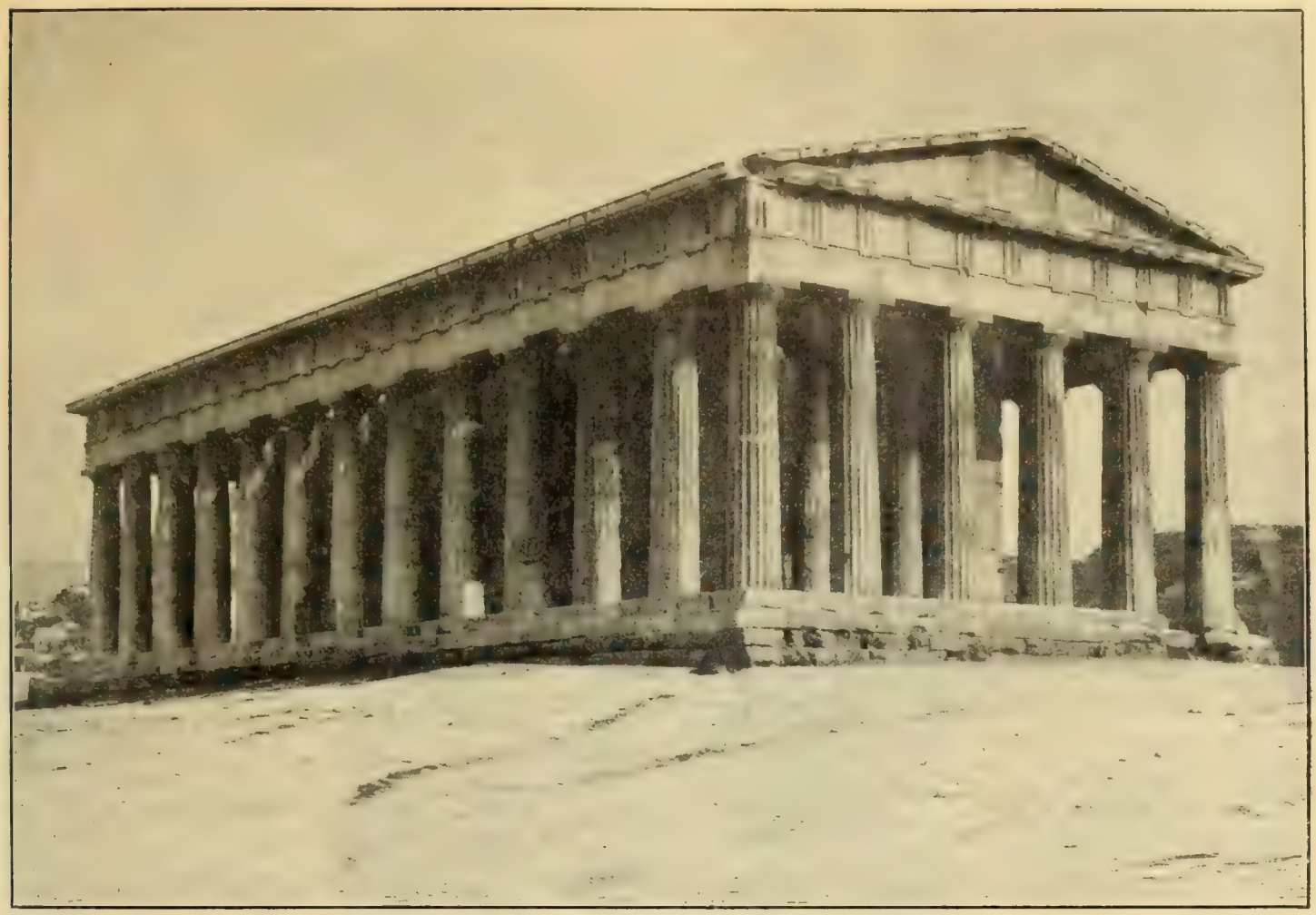
Da im Gewerbe die kleineren und mittleren Betriebe durchaus vorherrschten, so gelangten dadurch wohl viele zu Wohlstand, aber verhältnismäßig wenige zu größerem Reichtum. Ähnlich war es im Bankwesen; Pasion, der erste aller athenischen Bankiers, der „griechische Rotschild", hat doch nur ein Vermögen von 50—60 Talenten (ca. 300 000 M.) hinterlassen. Freilich gehörte er damit zu den reichsten Männern Athens; galt hier doch ein Besitz von 8—10 Talenten (ca. 50 000 M.) zur Zeit des peloponnesischen Krieges für sehr ansehnlich. Auch das Grundeigentum war in Attika sehr zersplittert, so daß selbst angesehene Adelsfamilien nur selten mehr als etwa 30 Hektar besaßen. Ähnliche Verhältnisse herrschten in den meisten übrigen griechischen Staaten. Dagegen war in Lakonien, Thessalien und Makedonien der Großgrundbesitz überwiegend, und es gab infolgedessen dort viele Familien, die wahrhaft fürstliche Vermögen besaßen, allen voran die spartanischen Königshäuser.

Wir dürfen bei dem allen nicht vergessen, daß die Preise der Lebensbedürfnisse damals sehr viel niedriger waren als heute, der Weizen z. B. in Athen um die Wende vom 5. zum 4. Jahrhundert nur etwa 8 M. für den metrischen Zentner galt, während das Kapital etwa den dreifachen Zinsertrag brachte, als in unserer Zeit. Auch stellte der Grieche sehr viel geringere Ansprüche an den Komfort des Lebens als wir. Die Privathäuser waren durchweg klein und unansehnlich, der Hausrat dürftig, der Kleiderluxus, wie er einst zur Zeit des Adelsregiments geherrscht hatte, hatte unter dem Einfluß der demokratischen Zeitströmung großer Einfachheit Platz gemacht; an Stelle der Purpurmäntel und der kostbaren gewirkten Stoffe traten Gewänder aus weißem Wollentuch. Auch bei Tisch war der Grieche im allgemeinen sehr mäßig; nur bei Gastmählern und den sich daran schließenden Kneipabenden wurde großer Luxus getrieben, mit Seefischen, der Leidenschaft der attischen Feinschmecker, fremden Weinen und kostbaren Salben; natürlich durften auch Flötenspielerinnen nicht fehlen, um die Gäste beim Gesang zu begleiten. Dagegen war das Dienstpersonal in guten Häusern nach unseren Begriffen sehr zahlreich; es gehörte zum guten Ton, auch für Männer, sich bei Ausgängen von einem Bedienten begleiten zu lassen, und Damen zeigten sich in Athen und anderen Großstädten überhaupt nicht ohne ein Gefolge von Dienerinnen auf der Straße. Doch machten die niedrigen Sklavenpreise die Befriedigung dieser Art Luxus verhältnismäßig leicht.

Das Erechtheion auf der Akropolis zu Athen. Photographische Aufnahme.

Recht hoch waren allerdings die Anforderungen, die für öffentliche Zwecke an die Bürger gestellt wurden. Die Zeiten waren längst vorüber, wo die Kosten für die Verwaltung aus dem Ertrage des Kronguts bestritten worden waren; wie schon die Tyrannis, konnte auch die Demokratie nicht ohne Steuern auskommen. In charakteristischem Gegensatz zu unserer modernen Demokratie, die nur in direkter Besteuerung das Heil sieht, war der Staatshaushalt in Friedenszeiten nur auf indirekte Auflagen, wie Zölle und Marktgefälle, und auf Gebühren fundiert, während man zur Erhebung direkter Abgaben grundsätzlich nur in Kriegszeiten griff, dann allerdings, da der Staatskredit sehr beschränkt war, oft in drückender Höhe. Dafür wurden die wohlhabenden Bürger auch in Friedenszeiten zu schweren persönlichen Leistungen (sog. Leiturgien) herangezogen, namentlich für die Ausrüstung der Chöre, die bei den vom Staate gefeierten Festen aufzutreten hatten. Dazu trat dann in Kriegszeiten die „Trierarchie", d. h. die Verpflichtung, ein Kriegsschiff zum Dienst auszurüsten und während der Indienststellung in gutem Stande zu halten, wofür dem Pflichtigen die Ehre zufiel, das Schiff zu befehligen. Die Kosten waren so beträchtlich, daß sie bei öfterer Wiederholung der Leistung auch einen wohlhabenden Mann an den Bettelstab bringen konnten.

Unter den regelmäßigen Staatsausgaben nahm das Erfordernis für den Kultus noch immer die erste Stelle ein. Auch jetzt setzten die griechischen Staaten ihren Stolz darein, ihre Dankbarkeit gegen die den Staat schützenden Götter in glänzenden Tempelbauten zum Ausdruck zu bringen; und der wirtschaftliche Aufschwung gab die Mittel, das in einer Weise zu tun, die alles bisher auf diesem Gebiet Geleistete weit hinter sich ließ. So gab der Sieg bei Himera in Sizilien den Anstoß zu einer lebhaften Bautätigkeit; aus der Siegesbeute errichtete Hieron den Schirmherrinnen der Insel, Demeter und Kore, bei Syrakus ein prächtiges Heiligtum, und in Akragas erstand damals jene herrliche Tempelreihe, die uns noch heute in ihren Trümmern verstehen läßt, wie Pindar die Stadt als „die schönste aller Städte der Sterblichen" preisen konnte. Um dieselbe Zeit etwa begannen die Eleier, im heiligen Hain von Olympia, den Bau



Das sog. Theseion (Tempel des Hephästos) zu Athen. Photographische Aufnahme.

des mächtigen Zeustempels, der um 460 vollendet wurde. Athen, dessen Tempel zum größten Teil von den Persern zerstört worden waren, konnte in den ersten Jahrzehnten nach dem Siege noch nicht an deren Wiederherstellung denken, da die Befestigung der Stadt und des Hafens und der Perserkrieg alle Kräfte des Staates in Anspruch nahmen. Erst in der Friedensperiode unter Perikles' Verwaltung wurde diese Aufgabe in Angriff genommen. Jetzt wurde der Stadtgöttin Athena durch den Baumeister Iktinos auf der Burg ein neuer Tempel errichtet, der „Parthenon", der durch die Schönheit seiner Proportionen alles hinter sich ließ, was die Architektur bis dahin geschaffen hatte (447—432). Der Aufgang zur Burg wurde durch den Architekten Mnesikles mit einem prächtigen Säulentor, den Propyläen, geschmückt (437—432). Etwas später wurde der alte Tempel des Erechtheus und der Athena, die heiligste Stätte Athens, im elegantesten ionischen Stil neu aufgeführt. In der Unterstadt entstand um diese Zeit am Fuß der Burg jener Tempel, den wir als Theseion zu bezeichnen pflegen, und der wahrscheinlich dem Hephästos geweiht war; der einzige griechische Tempel, der noch ganz unversehrt aufrecht steht. In Eleusis wurde der Mysterientempel unter Perikles neu aufgebaut und dabei beträchtlich vergrößert. Auf dem Kap Sunion, der Südspitze Attikas, erstand um dieselbe Zeit jener Tempel des Poseidon, dessen Säulen noch heut weithin das Meer überschauen.

Der Ruhm dieser Bauten erfüllte bald ganz Hellas und trug den attischen Meistern auch nach auswärts Aufträge ein. So erbaute Iktinos, der Schöpfer des Parthenons, dem Apollon einen Tempel bei Phigaleia in Arkadien, der dank seiner einsamen Lage allen Stürmen der Zeit bis heute getrotzt hat. Um dieselbe Zeit etwa zerstörte eine Feuersbrunst den altehrwürdigen Tempel der Hera bei Mykenä (423), der nun durch den Architekten Eupolemos größer und prächtiger wieder aufgebaut wurde. Das sind nur die berühmtesten unter den Tempeln, die damals errichtet wurden; erinnern wir uns dabei, daß die Kosten für einen großen Tempel etwa 2 Millionen Mark betrugen, und daß die perikleischen Bauten allein während der fünf Jahre von 437—432 eine Summe von 11 Millionen Mark erfordert haben.

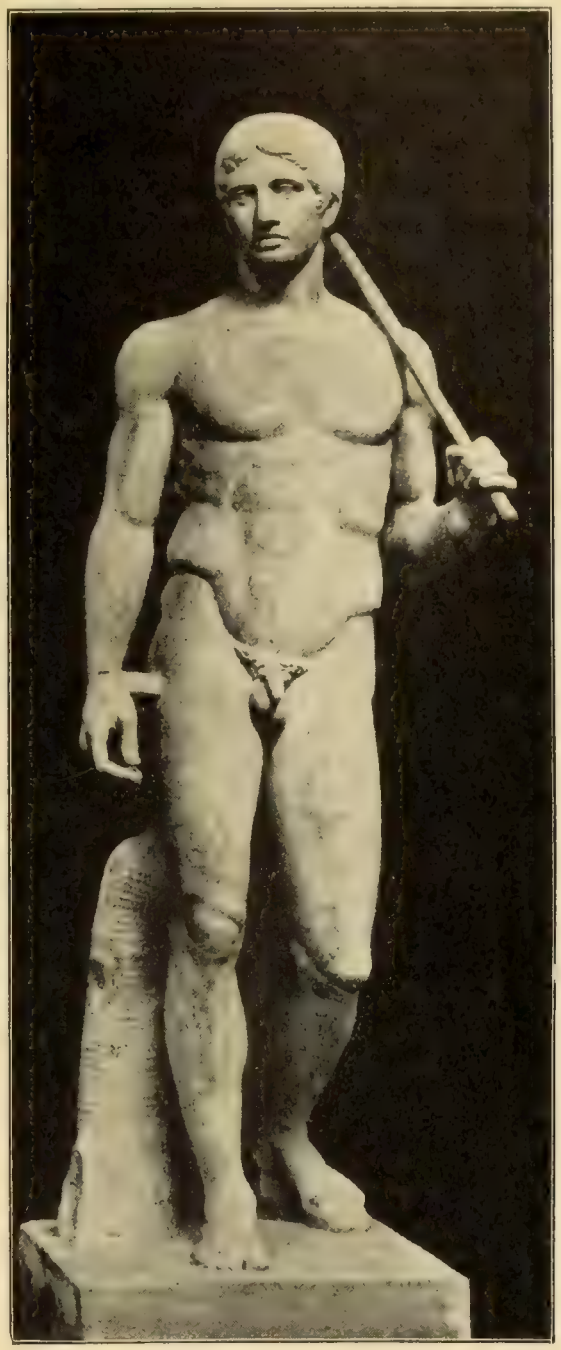
Wenn die Architektur in diesen Bauten ein reiches Feld der Betätigung fand, so nicht minder ihre Schwesterkunst, die Skulptur, in dem plastischen Schmuck der Tempel und den zahllosen Weihgeschenken, die von Staaten und Privaten bei jeder Gelegenheit den Göttern dargebracht wurden. In erster Reihe stand, um die Zeit der Perserkriege, die Bildhauerschule der Argolis, die namentlich den Erzguß gepflegt hat, der hier seit alter Zeit geübt wurde. Ihre berühmtesten Meister sind Hagelaidas aus Argos, Kanachos aus Sikyon, Onatas aus Ägina, die für alle Teile der griechischen Welt, von Jonien bis nach Italien hin, gearbeitet haben. Uns ist noch eines der Hauptwerke dieser Schule erhalten: die Giebelgruppen des Tempels der Aphäa auf Ägina, jetzt die schönste Zierde der Münchener Glyptothek. Sie zeigen uns die Künstler im Besitze reichen anatomischen Wissens und tüchtigen Könnens in der Wiedergabe des menschlichen Körpers, aber noch im Ringen mit der Härte der Form und vor allem, noch nicht imstande, den Gesichtern lebendigen Ausdruck zu geben. In Athen wirkten um diese Zeit Kritias und Nesiotes, die Schöpfer der Gruppe der Tyrannenmörder, die bald nach dem Sieg bei Platää auf dem athenischen Markte errichtet wurde. Das aus Erz gebildete Original ist längst zugrunde gegangen; dafür bewahrt das Museum von Neapel eine treffliche Marmorreplik, die auch uns noch die Anschauung des Werkes vermittelt. Es ist die älteste wahrhaft plastisch komponierte Gruppe, die uns erhalten ist. Sonst steht der Kunstcharakter, wie es nicht anders sein kann, den Ägineten sehr nahe; eine gewisse Milderung der Härte der Form mag auf Rechnung des Kopisten gesetzt werden. Größere Anmut scheint Kalamis seinen Werken gegeben zu haben, dessen Sosandra im Altertum hoch berühmt war, für uns aber, wie ihr Urheber, ein bloßer Name ist. Von dem Rheginer Pythagoras, der namentlich Athletenstatuen bildete, rühmt ein antiker Kunstforscher, daß er zuerst Rhythmus und Symmetrie erstrebt habe; aber auch von seiner Kunstweise fehlt uns noch die konkrete Anschauung.

Der Diskoswerfer des Myron in Rom.
Nach Brunn, Denkmäler. Verlag F. Bruckmann, A.-G.

Doch der Ruhm dieser Künstler wurde weit in den Schatten gestellt durch ihren Zeitgenossen Myron aus dem Städtchen Eleutherä an der attisch-böotischen Grenze, dem ersten in der Reihe der großen Klassiker der griechischen Plastik (um 450). Er zuerst hat es vermocht, die bewegte Einzelgestalt in lebensvoller Weise wiederzugeben. Keines seiner zahlreichen Werke zeigte diese Meisterschaft in so glänzender Weise wie der Diskoswerfer, dessen beste Replik in Rom im Palazzo Massimi steht. Nicht minder berühmt war im Altertum seine Statue des Wettläufers Ladas, von der keine Nachbildung auf uns gelangt ist, und seine Tierbilder, namentlich das Erzbild einer Kuh, das in unzähligen Epigrammen besungen worden ist.

Aber auch Myron wurde durch einen Größeren übertroffen, seinen Altersgenossen und Landsmann (denn Eleutherä gehörte politisch zu Attika), den Athener Pheidias. Schon den Zeitgenossen galt er als der erste Meister der Plastik, und die Jahrtausende, die seitdem verflossen sind, haben diesen Ruhm nicht erschüttert. Mit Perikles eng befreundet, stand er diesem bei allen seinen Schöpfungen als Berater zur Seite; ihm sind die größten Aufträge zuteil geworden, die diese Zeit zu vergeben hatte, das Kolossalbild des Zeus für den Tempel in

Olympia und das Kolossalbild der Athena für den Parthenon. Sie waren bestimmt, dem Beschauer die Gottheit in ihrer ganzen überirdischen Majestät vor die Augen zu führen, und bestanden demgemäß aus dem kostbarsten Material, das Antlitz und die anderen entblößten Körperteile aus Elfenbein, die Gewänder und das übrige Beiwerk aus Gold. Von dem Eindruck, den solche Werke im Halbdunkel der Tempelzellen auf den Beschauer hervorbringen mußten, mögen uns die Mosaiken auf Goldgrund der altchristlichen und byzantinischen Kirchen eine schwache Vorstellung geben. Wer in den Tempel zu Olympia trat, glaubte den Göttervater zu sehen, wie ihn Homer geschildert hatte, ruhig und mild, in erhabener Größe, und fühlte sich in eine höhere Region entrückt und mochte über dem Anblick alle Sorgen und Nöte des Lebens vergessen. Einer solchen Schöpfung gegenüber mußte jeder Versuch einer Nachbildung vergeblich bleiben, und so haben wir kein Mittel, von diesem größten Werk des Meisters eine genügende Anschauung zu gewinnen. Nicht ganz so hoch stand das Bild der Parthenos; Pheidias mußte hier der Tradition des Kultbildes mehr Konzessionen machen als gut war, was die künstlerische Wirkung abschwächte. Hier sind uns denn auch Repliken erhalten, die freilich viel zu klein sind, um uns ein eigenes Urteil über das Original zu gestatten. So bleibt uns, zur Erkenntnis von Pheidias' Kunstcharakter, nur der Skulpturenschmuck des Parthenons, der zwar unter der Leitung des Meisters entstanden, aber nicht von seiner Hand ausgeführt ist. Aber er genügt vollständig zur Erkenntnis des Fortschritts, den die Plastik Pheidias verdankt; aus der Härte der archaischen Kunst sehen wir uns mit einem Schlage versetzt in die Welt vollendeter Schönheit.



Der Doryphoros des Polykleitos, Neapel.
Nach Brunn, Denkm. Verl. F. Bruckmann, A.-G.

Der dritte der großen Bildhauer dieser Zeit ist Polykleitos aus Argos. Er gehört der Kunstschule seiner Vaterstadt an, hat aber den Archaismus überwunden, ebenso wie Pheidias. Er war ein methodischer Künstler von strenger Schulung, die auf das vollendete Ebenmaß der Proportionen das höchste Gewicht legt und dafür in seinem Lanzenträger („Doryphoros") ein vielbewundertes Muster gegeben hat. Das Höchste aber hat auch er im Götterbilde geleistet. Ihm fiel die Aufgabe zu, nach dem Brande des Heratempels (423) für den neuen Tempel das Kultbild zu schaffen. Es war eine Kolossalstatue aus Gold und Elfenbein, das würdige Gegenstück zu Pheidias' Zeusstatue in Olympia, ja nach dem Urteile mancher Kenner hätte Polykleitos sein Vorbild noch übertroffen. Aber auch wenn Pheidias die Palme bleiben sollte, ist es für Polykleitos Ruhm genug, an dessen Seite genannt zu werden.

Hinter der Plastik blieb die Malerei nicht zurück. Hatte diese bisher hauptsächlich dekorativen Zwecken gedient, so riefen die weltbewegenden Ereignisse der Perserkriege mit einem Male die große monumentale Wandmalerei ins Leben. Sie fand ihren ersten Meister in dem Athener Mikon, der auch als Bildhauer eine geachtete Stellung einnahm. Er schmückte, bald nach 470, den Theseustempel in Athen mit Gemälden aus der Geschichte des Helden, den Dioskurentempel mit einer Darstellung aus dem Argonautenmythos und die von Kimons Schwager

Peisianax am Markte errichtete „bunte Halle" mit einer Amazonenschlacht. Neben ihm wirkte Pheidias' Bruder Panänos, der in der bunten Halle ein berühmtes Gemälde der Marathonschlacht ausführte. Doch beide wurden weit übertroffen von Polygnotos aus Thasos, der gleichfalls in Athen tätig war, wo er zu Kimon in nahe Beziehungen trat; so malte er hier in der bunten Halle ein Bild der Zerstörung Ilions. Seine gefeiertsten Schöpfungen aber waren zwei große Wandgemälde in Delphi, in der Halle der Knidier: die Zerstörung Troias und die Unterwelt nach der Schilderung Homers (um 450). Auch er malte in der alten Weise, mit wenigen Farben, ohne Perspektive, doch waren die Figuren wahrscheinlich bereits in Gruppen angeordnet. Die tiefe Wirkung, die diese Gemälde auf den Beschauer hervorbrachten, beruhte also ausschließlich auf der Zeichnung, dem Ethos, das der Maler in seine Gestalten zu legen vermocht hatte, und das keiner der späteren wieder erreicht hat, so hoch sie an technischem Können über dem thasischen Meister standen.

Mit Polygnotos schließt die archaische Periode der griechischen Malerei ab; denn gleich nach seiner Zeit machte Apollodoros aus Athen die epochemachende Entdeckung, die die Kunst von Grund aus umgestaltete und ihrem Urheber den Ehrennamen des „Schattenmalers" einbrachte, die Entdeckung der dritten Dimension der Bildfläche. Jetzt erst war es möglich, auf Bildern die Illusion der Wahrheit zu erreichen. Die neue Malweise fand sofort ihren ersten großen Meister in Zeuxis aus Herakleia, der in der Zeit des peloponnesischen Krieges in Athen tätig war. Sein berühmtestes Bild war wohl seine Helena; es war das erstemal, daß ein Künstler den vollen Glanz weiblicher Schönheit mit dem Streben nach dem Ausdruck der Wirklichkeit zur Darstellung brachte, und das Bild wirkte denn auch auf die Beschauer wie eine Offenbarung aus einer neuen Welt. Der Andrang soll so groß gewesen sein, daß der Künstler Eintrittsgeld erheben mußte, wobei er sehr gute Geschäfte gemacht haben soll. Daß seine Bilder hohe Preise erzielten, ist unter diesen Umständen sehr begreiflich; so soll ihm König Archelaos von Makedonien für die Ausführung der Wandgemälde in seinem Palaste ein Honorar von 40000 M. gezahlt haben. Neben Zeuxis steht sein Altersgenosse Parrhasios aus Ephesos. Auch er wirkte in Athen, für das er ein hochberühmtes Bild des Stadtheros Theseus malte. Überhaupt hat er seine Stoffe fast ausschließlich dem Kreise der Götter und Heroen entnommen. Der Beifall der Zeitgenossen und der Nachwelt ist auch ihm in reichem Maße zuteil geworden; man stritt darüber, ob er oder Zeuxis der größere Künstler wäre. Uns ist hier bei dem völligen Untergange der Schöpfungen der griechischen Malerei jedes eigene Urteil versagt.

Wie die bildenden Künste standen auch Musik und Poesie noch hauptsächlich im Dienste des Kultus; in den Festen, die mit immer steigendem Glanze zu Ehren der Götter gefeiert wurden, fanden sie ein reiches Feld der Betätigung. In erster Reihe standen hier natürlich die Großstädte Syrakus und Athen, da nirgends sonst so bedeutende Mittel für solche Zwecke zur Verfügung waren. In Syrakus war die Tyrannis nach dem Siege von Himera eifrig bemüht, das geistige Leben zu fördern; die größten Dichter der Zeit, Simonides, Pindar, Bakchylides, Äschylos, wurden von Hieron an seinen Hof berufen und haben ihre Werke im Theater der Stadt zur Aufführung gebracht. Ihnen trat ebenbürtig zur Seite ein einheimischer Dichter, Epicharmos, der im sizilischen Megara geboren, nach der Zerstörung dieser Stadt durch Gelon noch als Jüngling nach Syrakus kam und hier durch das Treiben der Großstadt zu dramatischem Schaffen angeregt wurde. Er entnahm seine Stoffe dem Leben, das ihn umgab; als Einkleidung verwandte er mitunter eine Parodie des Göttermythos. So wurde er zum Begründer der Komödie. Auch den geistigen Zeitströmungen hat er ein lebhaftes Interesse entgegengebracht, und vielfach, im Ernst wie im Scherz, philosophische Fragen auf der Bühne behandelt. Die hohe Anerkennung, die er bei Mit- und Nachwelt gefunden hat — stellt ihn doch Platon gleich neben Homer —, läßt keinen Zweifel, daß er zu den allerbedeutendsten Erscheinungen der griechischen Literatur gehört; uns allerdings sind nur wenige Trümmer erhalten, die uns wohl von dem Gedankenreichtum dieser Stücke einen Begriff geben, von ihrer Komposition als Ganzes aber keine Anschauung.

Doch die Blüte der Dichtkunst in Syrakus hat den Sturz der Tyrannis und damit die herrschende Stellung der Stadt nicht lange überdauert. Die attische Tragödie vermochte hier keine Wurzel zu schlagen, und selbst Epicharmos hat wohl eine Schule hinterlassen, aber keinen

Attische Schale mit Achilleus und Penthesilea, wahrscheinlich nach einem Gemälde des Polygnotos.
Original in der alten Pinakothek zu München. Nach Furtwängler, Vasenmalerei. Verlag F. Bruckmann, Akt.-Ges.

ebenbürtigen Nachfolger. Die Komödie sank zum Mimos herab, Darstellungen aus dem Volksleben in Gesprächsform, in ungebundener Rede, eine Gattung, in der Sophron um die Zeit des peloponnesischen Krieges vortreffliches leistete. Um so glänzender entwickelte sich die Poesie in Athen. Hier beherrschte Äschylos bis gegen die Mitte des Jahrhunderts die Bühne; aber er sah sich mehr und mehr durch jüngere Talente aus der Gunst des Publikums verdrängt. An den großen Dionysien im Frühjahr 468 unterlag er im Wettkampf gegen Sophokles (ca. 496—406), der die bei Äschylos noch recht dürftige Handlung reicher gestaltete und die lyrischen Partien mehr zurücktreten ließ, so hohe Schönheit er auch in seine Chorlieder zu legen wußte. Niemand hat ihn in der Kunst übertroffen, den dramatischen Knoten zu schürzen und ohne Anwendung gewaltsamer Mittel zu lösen. Freilich die Erhabenheit der äschyleischen Gedankenwelt suchen wir bei ihm vergebens; es sind Menschen, nicht mehr Heroen, die er auf die Bühne bringt, aber künstlerisch stilisierte Menschen, Typen ohne rechte Individualität, ähnlich denen, welche die zeitgenössische Plastik bildete. Die Konflikte in diesen Dramen vermögen uns darum, trotz aller künstlerischen Vollendung des Ganzen, nicht recht zu erwärmen.

Wettrennen.

Rotfiguriges Vasenbild. Aus Furtwängler „Griechische Vasenmalerei". Verlag der F. Bruckmann, A.-G., München.

Aber Sophokles gab, was die Zeitgenossen verlangten; seine Tragödien sind die dichterische Verklärung des perikleischen Athen, wie die Werke eines Iktinos, Polygnotos und Pheidias dessen künstlerische Verklärung sind. Solange er lebte, hat auf dem attischen Theater niemand gegen ihn aufkommen können.

Und doch brachte die Zeit eine reiche Fülle dramatischer Talente hervor. Auch waren es nicht mehr Athener allein, die für die Bühne ihrer Stadt tätig waren; das Theater Athens gewann nationale Bedeutung und Dichter aus anderen Städten begannen dort in die Schranken zu treten, wie Jon aus Chios, Achäos aus Eretria, Neophron aus Sikyon, die sehr bedeutendes geleistet haben, so tief sie auch unter Sophokles stehen mochten. Aber der größte unter Sophokles' Nachfolgern, der einzige, der schon bei Sophokles' Lebzeiten ihm als ebenbürtiger Meister zur Seite gestellt wurde, war doch ein Athener, Euripides (480—406). Mit ihm zog der Realismus auf der attischen Bühne ein. Seine Personen tragen zwar noch die heroische Maske, doch nur, weil diese einmal durch die Sitte vorgeschrieben war; es sind Menschen aus des Dichters eigener Zeit, nicht mehr Typen, sondern Individuen, mit allen ihren Schwächen und Leidenschaften. Und die Konflikte, die sie durchkämpfen und in denen sie, je nachdem das Los fällt, siegen oder zugrunde gehen, sind die Konflikte des wirklichen Lebens. Dabei wird auch den Frauen ihr Recht; Euripides hat das Weib für die Poesie entdeckt oder wenn man will, nach Homer zuerst wieder entdeckt, und demgemäß nimmt die Liebe unter seinen dramatischen Motiven eine hervorragende Stellung ein. Er ist dabei gewagten Situationen nicht aus dem Wege gegangen und hat dadurch bei den Zeitgenossen schweren Anstoß erregt. Nicht minderen Anstoß gab es, daß er die Gedanken der neuen Weltanschauung, die eben damals hervorzutreten begann, von der Bühne herab in die Massen warf. So ist es ihm versagt geblieben, wirkliche Popularität zu erringen; er hat nur wenige Siege gewonnen und sein Leben lang mit den erbittertsten Anfeindungen zu kämpfen gehabt. Aber den Besten seiner Zeit hat er genug getan; seine Schöpfungen wurden bald allen Gebildeten vertraut und wenn die Komödie nicht müde wurde, ihn mit beißendem Spotte zu überschütten, so zeugt sie eben damit für seine alles überragende Bedeutung, wie sie denn selbst durchaus unter euripideischem Einfluß steht. Ihm gehörte die Zukunft; die Tragödie

Die neun Musen.

Rotfiguriges Vasenbild. Aus Furtwängler „Griech. Vasenmalerei". Verlag der F. Bruckmann, A.-G., München.

ist während des ganzen nächsten Jahrhunderts den Bahnen gefolgt, die er gewiesen hatte, und seine eigenen Stücke haben sich auf der Bühne behauptet, solange es ein antikes Theater gegeben hat. Außer Homer hat kein anderer griechischer Dichter eine so tiefgreifende Wirkung geübt.

In der Komposition der lyrischen Partien schloß Euripides sich den Neuerungen an, die zu seiner Zeit eine Umwälzung in der Musik herbeiführten. Schon die großen Klassiker um die Wende vom 6. zum 5. Jahrhundert hatten begonnen, mehr Gewicht auf die Musik zu legen, als auf den ihr unterlegten Text; bei Simonides' Neffen Bakchylides hat dieser Text kaum mehr poetischen Wert als ein gutes Libretto. Der Chorlyrik als solcher war damit das Todesurteil gesprochen. Die spätere Entwicklung ist dann auf diesem Wege weiter gegangen. Um die Mitte des 5. Jahrhunderts trat dem Klassizismus gegenüber eine neue Richtung auf, die danach strebte, eine reichere Klangwirkung zu erzielen und der Musik dramatisches Leben zu geben; sie fand ihre ersten großen Vertreter in dem Dithyrambiker Melanippidas aus Melos und dem Kitharöden Phrynis aus Mytilene und wurde dann seit der Zeit des peloponnesischen Krieges durch Timotheos aus Milet, Philoxenos aus Kythera, Telestes aus Se-

Pelops entführt Hippodameia.
Rotfiguriges Vasenbild nach Furtwängler „Griechische Vasenmalerei". Verlag der F. Bruckmann, A.-G., München.

linus weiter ausgebildet. Die Anhänger des Alten schrien natürlich Ach und Wehe über diesen „Verfall" der Musik; aber die Bewegung schritt siegreich weiter, und bald kam die Zeit, wo die großen Meister dieser griechischen „Zukunftsmusik" selbst als Klassiker galten, deren Kompositionen die Theater beherrschten und deren Lieder in den Schulen gelernt wurden. Sehr bezeichnend ist es dabei, daß man jetzt den ethischen Wert dieser Musik nicht genug zu rühmen wußte, die vielen Zeitgenossen geradezu als unsittlich erschienen war.

Während so die lyrische Poesie verfiel, um endlich im Libretto zu enden, hatte die neue Gattung des Dramas, die Epicharmos in Syrakus begründet hatte, auch in Athen eine Stätte gefunden und zwar in ganz spontaner Entwicklung, ohne jede Beeinflussung durch den großen sizilischen Dichter. Die Komödie hat hier, ebenso wie die Tragödie, ihre Wurzel in den Dionysosfesten, dem athenischen Karneval, bei dem junge Leute in phantastischem Kostüm umherzogen, dessen wesentlichsten Bestandteil ein riesiger Phallos bildete; dabei wurden zu Ehren des Gottes und zur Freude des Publikums Lieder gesungen und Tänze aufgeführt, die mit diesem Kostüm im Einklang standen und endlich dem Volke in langer Scheltrede sein Sündenregister vorgehalten. An Stelle der Improvisation trat dann die vorbereitete Rede, das Ganze erhielt künstlerischen Zuschnitt und endlich nahm der Staat die Sache in die Hand und sorgte für die Aufführung von Komödien, wie er für die Aufführung von Tragödien

sorgte. Das ist bald nach den Perserkriegen geschehen; die ersten Meister, die uns genannt werden, sind Chionides und Magnes, in Perikles' Zeit tritt Kratinos hervor, bis dann die Komödie in der Zeit des peloponnesischen Krieges in Eupolis und Aristophanes ihre Klassiker fand, um die sich eine große Zahl Dichter geringeren Ranges gruppierten. Ihren Ursprung aus dem Phallosliede hat die Komödie auch jetzt nicht verleugnet, in dem grotesken Kostüm der Darsteller, der phantastischen Handlung, dem Mangel an jeder Rücksicht auf gute Sitte und Anstand; auch die Scheltrede („Parabase") blieb, und damit die politische Färbung. Bei der freien Verfassung Athens führte das zu den schärfsten Angriffen auf die bestehenden Zustände wie auf die leitenden Männer, überhaupt auf jeden, der irgendwie im öffentlichen Leben hervortrat. Aber über dem allen ausgegossen liegt der Hauch jener unvergleichlichen Anmut, die alle Schöpfungen der attischen Kunst dieser Zeit verklärt.

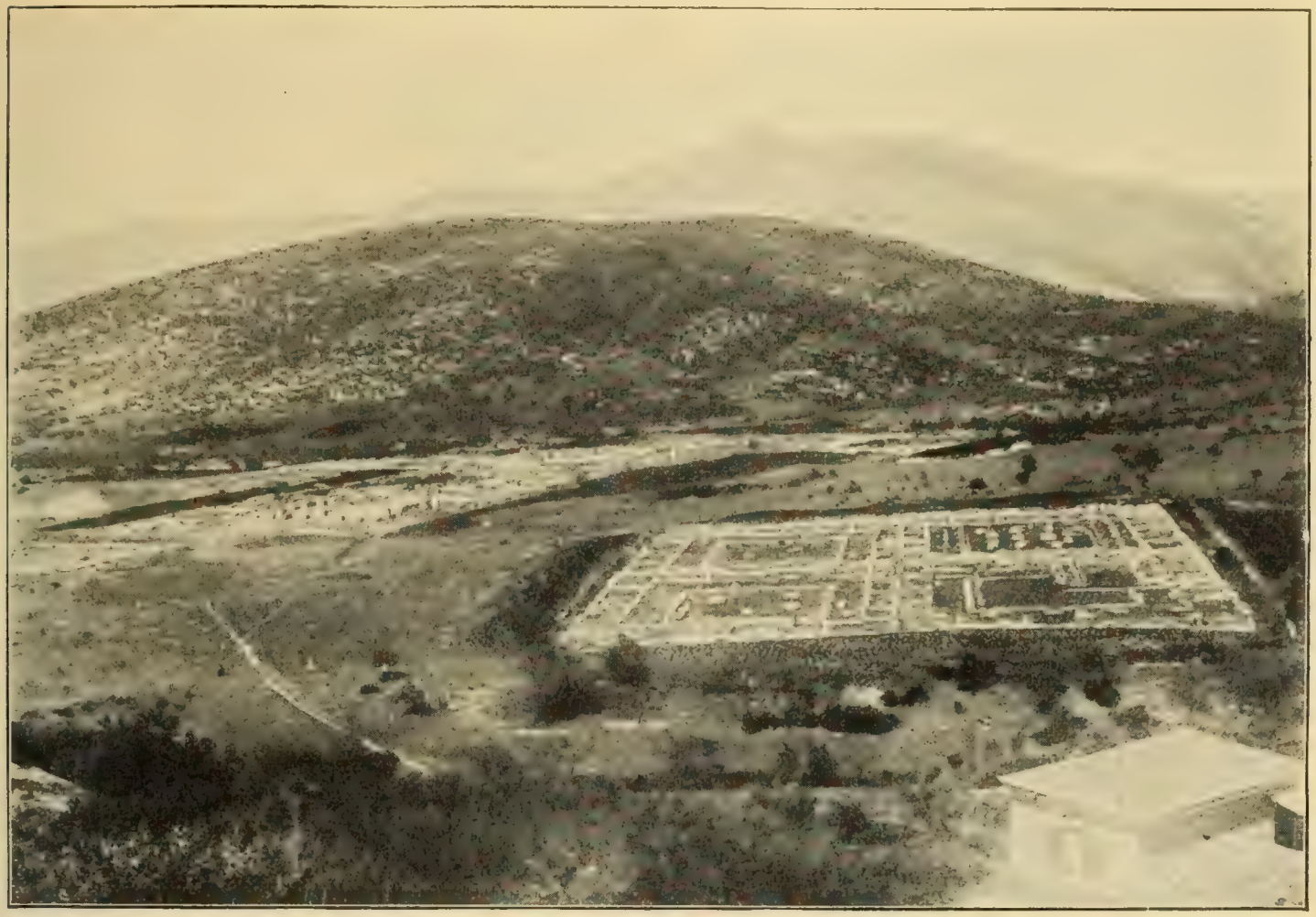
Außerhalb Athens sind damals, wenn wir von Syrakus absehen, Dramen noch kaum gegeben worden; man begnügte sich mit den althergebrachten musikalischen Aufführungen. Hauptsächlich aber blieb das Interesse des Volkes auch jetzt noch den gymnastischen Wettkämpfen zugewandt; das große Turnfest, das alle vier Jahre in Olympia gehalten wurde, galt nach wie vor als vornehmstes Nationalfest, zu dem die Zuschauer aus allen Teilen der griechischen Welt zusammenströmten, während die musischen Agone in Delphi eine ähnliche Popularität nicht gewinnen konnten, obgleich sie doch auch mit einem großen Turnfest verbunden waren und diese heiligste Stätte in Hellas schon an sich eine mächtige Anziehungskraft üben mußte. Die Wettkämpfe wurden freilich mehr und mehr zu Schaustellungen eines professionellen Athletentums. Ganz besonderer Gunst erfreuten sich die Pferderennen; reiche Familien setzten ihren Stolz darein, einen Rennstall zu halten, nirgends mehr als in Sparta, und ein Wagensieg in Olympia und Delphi wurde von der öffentlichen Meinung nicht weniger gefeiert, als ein Sieg beim Wettlauf oder beim Ringkampf im Stadion.

Wir dürfen uns nach dem allen von der Wirkung der hohen Kunstblüte dieser Zeit auf die Masse des Volkes keine übertriebenen Vorstellungen machen. Die weit überwiegende Mehrzahl, alle die nicht in größeren Städten lebten oder die Mittel hatten, dorthin zu reisen, bekam davon überhaupt kaum etwas zu sehen oder zu hören; den höchsten Kunstgenuß, die Tragödie, bot allein Athen. Hier mag allerdings auch der gemeine Mann einen gewissen Firnis ästhetischer Bildung gewonnen haben, aber eine ethische Wirkung konnten Aufführungen kaum haben, die nur ein- oder zweimal im Jahr stattfanden, und deren Eindruck zum Teil durch die Nuditäten des Satyrspiels oder die Gemeinheiten der Komödie neutralisiert wurde. Lauter als alles spricht die Roheit, mit der sich das Publikum im Theater benahm; da wurde gebrüllt und getobt und zum Zeichen des Mißfallens mit allem möglichen nach der Bühne geworfen. Der Pöbel blieb eben Pöbel trotz aller schönen Verse, die er zu hören bekam.

Dementsprechend war das sittliche Niveau dieser Zeit noch recht niedrig. Daß ein Staatsmann von anderen als persönlichen Motiven geleitet sein könne, ist für Thukydides ein ganz unfaßbarer Gedanke. Niemand machte sich ein Gewissen daraus, sich auf öffentliche Kosten zu bereichern; es war schon viel, wenn ein Beamter sich nicht geradezu bestechen ließ. Noch übler sah es mit der Humanität aus. Daß in der Leidenschaft des Parteikampfes die ärgsten Greuel verübt wurden, mochte noch hingehen; aber selbst die Athener haben mit kaltem Blute ganze Bürgerschaften hinschlachten lassen, die sich gegen ihre Herrschaft empört hatten. Noch ärger trieben es die Spartaner; sie ließen in den ersten Jahren des peloponnesischen Krieges die Mannschaften aller athenischen Kauffahrer über die Klinge springen, die in ihre Hände fielen. Die Syrakusier gingen sogar so weit, die Führer des athenischen Belagerungsheeres, das sich ihnen ergeben hatte, hinrichten zu lassen. Ästhetische und sittliche Bildung haben eben, wie man noch täglich beobachten kann, sehr wenig miteinander zu tun. Erst der intellektuelle Fortschritt, der sich in dieser Zeit anbahnte, hat es vermocht, einen Fortschritt in ethischer Beziehung herbeizuführen.

11. Die Aufklärung.

Die wissenschaftliche Bewegung, die im 6. Jahrhundert begonnen hatte, flutete nach den Perserkriegen in immer breiter werdendem Strome weiter. Die von Thales und Pythagoras begründete Mathematik und Astronomie fanden eifrige Pflege in Jonien, wie unter Pythagoras' Schülern in Italien; dort wirkten Önopides aus Chios, der die Länge des Sonnenjahres mit einem Fehler von nur drei Stunden bestimmte und daraufhin einen verbesserten Kalender entwarf, und sein Schüler Hippokrates, der Verfasser des ersten mathematischen Lehrbuchs, während die Pythagoreer die Lehren ihres Meisters fortbildeten. Auch Athen hatte in Perikles' Zeit in Meton einen bedeutenden Mathematiker; er bestimmte das Sonnenjahr noch genauer



Der heilige Bezirk des Asklepios bei Epidauros mit den Ruinen des Tempels im Vordergrunde.

Photograph. Aufnahme des deutschen archäologischen Instituts zu Athen.

(mit einem Fehler von nur einer halben Stunde) als Önopides, und entwarf ebenfalls einen verbesserten Schaltzyklus, der freilich erst ein Jahrhundert später zur Einführung gelangt ist.

Nicht geringere Fortschritte machte die Medizin. Ihre Entwicklung ist ausgegangen von den Kultstätten des Heilgotts Asklepios, deren berühmteste bei Epidauros in der Argolis lag; von dort ist der Kult nach den argolischen Kolonien in Kleinasien gekommen, vor allem nach Knidos und Kos. Hier strömten die Kranken von allen Seiten zusammen; sie legten sich im Tempel zum Schlummer nieder, um durch Offenbarungen, die ihnen der Gott im Traum zuteil werden ließ, mit Hilfe der Priester den Weg zur Heilung zu finden. So bot sich hier reiche Gelegenheit zur Beobachtung der verschiedenen Krankheiten, und es sammelte sich infolgedessen im Laufe der Zeit ein unverächtlicher Schatz medizinischen Wissens an, der es endlich ermöglichte, die Heilkunst aus den Banden des Aberglaubens zu befreien und auf eine rationelle Grundlage zu stellen. Es waren die Ärzteschulen, die sich im Anschluß an die Asklepieien von Knidos und Kos gebildet hatten, von denen diese Bewegung hauptsächlich getragen

wurde; dazu trat die Schule, die sich unter pythagoreischem Einfluß in Kroton gebildet hatte. Schon um 500 v. Chr. finden wir den Krotoniaten Damokedas als Leibarzt am Hofe des Dareios, wo seine Kunst die der berühmten ägyptischen Ärzte weit in den Schatten stellte; ein halbes Jahrhundert später machte Alkmeon hier epochemachende physiologische Entdeckungen; er zuerst hat erkannt, daß das Gehirn das Zentralorgan des Denkens ist, eine Lehre, die freilich erst nach mehr als einem Jahrhundert zu allgemeiner Anerkennung gelangte. In der knidischen Schule herrschte im ganzen eine wüste Kasuistik, die für jede Krankheit ihr Spezificum hatte. So ging der Fortschritt der medizinischen Wissenschaft hauptsächlich von der Schule von Kos aus und ihrem berühmtesten Haupte, dem großen Hippokrates (geb. 460). Er meinte, der beste Arzt wäre die Natur selbst, schreckte aber, wo es darauf ankam, auch vor energischen Eingriffen nicht zurück, nur zu Amputationen wagte er noch nicht zu schreiten. Von einer Einsicht in die wahren Ursachen pathologischer Vorgänge war er freilich noch weit entfernt, und die Humoralpathologie, die Lehre von den vier Säften, die der menschliche Körper enthalten sollte, war nur ein dürftiger Notbehelf; aber es war doch etwas großes, daß man dahin gelangt war, die Krankheiten ausschließlich aus natürlichen Ursachen abzuleiten. Hippokrates' Lehren haben auf die ganze spätere Entwicklung der Medizin entscheidenden Einfluß geübt und weit über das Altertum hinaus kanonische Geltung behauptet.

Die Erweiterung der naturwissenschaftlichen Kenntnisse, wie sie namentlich den Ärzten verdankt wurden, mußte die bisher aufgestellten Systeme der Naturerklärung sehr bald veralten lassen. Man strebte nach positiver Erkenntnis an Stelle der Hypothesen, wie sie die Joner und Parmenides gegeben hatten. So trat, um die Mitte des Jahrhunderts, Empedokles aus Akragas mit einem neuen System hervor. Er war eine tiefreligiöse Natur und überzeugter Anhänger der orphischen Lehren; aber er war auch Arzt und im Besitze der vollen Naturerkenntnis seiner Zeit. So war es ihm Bedürfnis, für seinen Glauben die wissenschaftlichen Beweise zu finden. Er ging dabei aus von der parmenideischen Lehre der Unzerstörbarkeit des Seienden, wie er sich auch darin an Parmenides anschloß, daß er seinem Werke poetische Form gab und es damit einem weiten Leser- und Hörerkreise zugänglich machte. Ist das Sein überhaupt unzerstörbar, dann ist es auch unser eigenes Sein, unsere Seele; denn „kein weiser Mann wird sich dergleichen in seinem Sinne träumen lassen, solange wir leben, was man so leben heißt, nur solange seien wir vorhanden und wiederfahre uns schlimmes und gutes, dagegen bevor wir Sterblichen geworden und nachdem wir uns wieder aufgelöst haben, seien wir nichts." Die Seele muß also nach dem Tode in andere Körper eingehen, und zwar keineswegs nur in menschliche Körper, sind doch die Seelen der Tiere und selbst das, was die Pflanzen belebt, unserer eigenen Seele wesensgleich. Ebenso haben wir vor unserer Geburt schon in allerhand Tierkörpern und auch als Pflanzen gelebt. So hatte Empedokles die orphische Lehre von der Seelenwanderung philosophisch bewiesen; es war natürlich, daß er hier nicht stehen blieb, und mit den Orphikern weiter annahm, was sich freilich nicht mehr beweisen ließ, daß unsere Seele göttlichen Ursprungs und zur Strafe für eine Sünde, die sie begangen, verurteilt ist, ihren Weg durch unzählige sterbliche Leiber zu nehmen, bis sie dereinst geläutert wieder zu ihrem Ursprung zurückkehrt. Die Körperwelt aber ist nach Empedokles aus den vier Elementen zusammengesetzt, die seitdem, bis auf die Begründung der modernen Chemie, in der Wissenschaft allgemeine Geltung behalten haben; sie werden bewegt von zwei Kräften, die unser Philosoph mit der orphischen Lehre entlehnter Terminologie als Liebe und Haß bezeichnet; alles Entstehen und Vergehen wird durch die Verbindung und Trennung dieser Elemente bewirkt, während die Elemente selbst ewig sind.

Empedokles hatte gegeben, was noch keinem seiner Vorgänger gelungen war, den ersten Versuch einer mechanischen Naturerklärung. Aber den Beweis, das alles aus den vier Elementen bestehe, hatte er freilich nicht zu erbringen vermocht. Um dieser Schwierigkeit zu entgehen, stellte sein Zeitgenosse Anaxagoras aus Klazomenä die Ansicht auf, es bestehe eine unendliche Menge qualitativ verschiedener Urstoffe, „Samen der Dinge", wie er sie nannte; der feinste und reinste dieser Stoffe sei der Geist (Noos), die bewegende und gestaltende Kraft des Universums. „Wie die Dinge sein sollten, und wie sie geworden sind und jetzt sind und sein werden, das alles hat der Geist angeordnet." Damit war das Prinzip der Teleologie in die

Vorwärtsfaltie des Sophokles

[illegible]

Philosophie eingeführt. Die Weltbildung selbst allerdings läßt dann auch Anaxagoras in durchaus mechanischer Weise vor sich gehen, und so ist er wohl ein Vorläufer des Dualismus, steht aber selbst in der Hauptsache noch auf materialistischem Boden.

Aber die Elementenlehre ist doch nur eine Hilfskonstruktion, die unser Denken auf die Dauer nicht befriedigen kann, am wenigsten in der Gestalt, die ihr Anaxagoras gegeben hatte. So griff denn um den Anfang des peloponnesischen Krieges Diogenes aus Apollonia wieder auf die altionische Vorstellung von dem einen Urstoff zurück, und zwar sah er diesen, die Lehre des Anaximenes aufnehmend, in der Luft. Auch er war mit Anaxagoras überzeugt, daß die zweckmäßige Ordnung der Welt ein denkendes Wesen als Urheber fordert, und dies Wesen könne kein anderes als die Luft sein: „Denn gerade sie, dünkt mich, ist Gott, ist allgegenwärtig und alles verwaltend und in allem vorhanden. Und es gibt auch nicht das Geringste, das nicht von ihrem Wesen Teil hätte." So war denn der Monismus gerettet, aber um teueren Preis, und der Spott war nur zu berechtigt, den die Komödie über das neue System ausschüttete. Die Naturphilosophie hatte ihren eigenen Bankerott erklärt.

Gegenüber dieser Mannigfaltigkeit der Systeme, die alle mit dem Anspruch auftraten, die Wahrheit zu lehren, mußten die Zweifel erwachen, ob denn überhaupt eine wirkliche Naturerkenntnis möglich sei. Schon Herakleitos und Empedokles hatten die Unzuverlässigkeit der Sinneswahrnehmungen betont, ohne sich doch näher mit diesem Problem zu beschäftigen. Das tat erst Protagoras aus Abdera (etwa 480—410) in seiner Schrift „Von der Wahrheit", durch die er der Begründer der Erkenntnistheorie geworden ist. An die Spitze stellte er den berühmten Satz: „Das Maß aller Dinge ist der Mensch, der seienden, daß sie sind, der nichtseienden, daß sie nicht sind." Das heißt, alle Erkenntnis ist relativ, bedingt durch das erkennende Subjekt. Es sind also sehr viele Auffassungen der Dinge möglich, die alle subjektiv gleich berechtigt sein können. Daraus folgt aber natürlich keineswegs, daß Protagoras nun die Möglichkeit einer objektiven Erkenntnis geleugnet hätte; seine ganze Tätigkeit als Forscher und Lehrer zeugt laut für das Gegenteil. Andere dagegen sind bis zur völligen Skepsis fortgeschritten. So suchte Empedokles' Schüler Gorgias aus Leontinoi (etwa 470—370) den Beweis zu führen, daß es überhaupt kein Seiendes gäbe; gäbe es aber auch ein Seiendes, so sei dieses doch für uns nicht erkennbar, und wäre es erkennbar, so wäre es doch nicht mitteilbar.

Diese erkenntnistheoretischen Zweifel haben es bewirkt, daß die Forschung sich mehr und mehr von der Naturwissenschaft abwandte. Sie fand dafür reichen Ersatz in der Beschäftigung mit dem menschlichen Geistesleben, wo noch so gut wie alles zu tun war. Allerdings die Saat, die einst Hekatäos ausgestreut hatte, war inzwischen aufgegangen: die Geschichtschreibung hatte eifrige Pflege gefunden, und die weltbewegenden Ereignisse der Perserkriege gaben den Anlaß, daß sie sich von den mythischen Zeiten der jüngsten Vergangenheit zuwendete. „Damit die großen und bewunderungswürdigen Taten der Hellenen und Barbaren nicht in Vergessenheit kämen", verfaßte Herodotos aus Halikarnassos in Perikles' Zeit das Werk, das seinen Namen unsterblich gemacht hat, die erste groß angelegte historische Darstellung, die überhaupt geschrieben worden ist. Der Kampf zwischen Griechen und Persern wird aufgefaßt als eine Episode in dem großen Kampf zwischen Europa und Asien, der mit dem Raube der Io durch phönikische Schiffer seinen Anfang genommen habe; doch läßt Herodot die mythischen Zeiten beiseite und beginnt mit der Unterwerfung der ionischen Städte durch die Könige von Lydien. Darauf schildert er uns die Entstehung und das Wachstum des Perserreiches und geht dann zu seiner eigentlichen Aufgabe über, der Erzählung der Kämpfe der Griechen gegen Dareios und Xerxes. Den Schluß bildet die Befreiung Joniens durch die Schlacht bei Mykale. Die Darstellung wird durch Einstreuung reichen geographischen und ethnographischen Materials belebt, das der Verfasser zum großen Teil selbst auf weiten Reisen gesammelt hat. In der Anordnung des Stoffes nahm er sich das Epos zum Vorbild, wie auch seine Weltanschauung im Grunde noch die alte homerische ist. Auch Herodot erkennt überall die Hand der Gottheit, die alles nach ihrem Willen lenkt; natürlich teilt er nicht mehr den naiven Glauben Homers, sondern steht als echter Sohn seiner Zeit auf dem rationalistischen Standpunkt des Hekatäos, für den es keine Wunder mehr gibt. Von einer wirklichen Einsicht in die Ursachen der Begebenheiten kann also bei ihm keine Rede sein, um so weniger, als es ihm an politischen und militärischen Kenntnissen ganz

fehlte; er beschränkt sich im wesentlichen auf die Wiedergabe der Berichte seiner Gewährsmänner, und seine Sympathien für Athen wie seine Begeisterung für die Demokratie treten überall hervor. Aber er hat diese Berichte zu einem lebensvollen Bilde verwebt, das schon die Zeitgenossen zur Bewunderung hinriß und das uns noch heute mit unwiderstehlicher Macht in seinen Bann zieht; er hat die Geschichtschreibung als Kunstform begründet und ist in dieser Beziehung für alle Folgezeit ein selten erreichtes Vorbild geblieben.

Aber schon hatte die Forschung begonnen, die Grundlage zu erschüttern, auf der Herodots Weltanschauung beruhte. Eine so revolutionäre Zeit, die alles Bestehende vor den Richterstuhl ihrer Kritik zog, mußte mit Notwendigkeit dahin kommen, auch die Grundlagen des religiösen Glaubens auf ihre Haltbarkeit hin zu prüfen. Mit den anthropomorphistischen Vorstellungen hatte die Philosophie bereits aufgeräumt, seit Xenophanes zuerst begonnen hatte, sie zu bekämpfen. Bei Anaxagoras hatte sich der Gottesbegriff dann zur Weltseele verflüchtigt die zwar den Weltplan entworfen hat, aber in den Verlauf der Dinge nicht eingreift. Protagoras aus Abdera, derselbe, der zuerst das Erkenntnisproblem scharf formuliert hatte, ist noch einen Schritt weiter gegangen. „Über die Götter weiß ich nichts zu sagen, weder daß sie sind, noch daß sie nicht sind, noch welcherlei Art; denn vieles hindert unsere Erkenntnis, die Dunkelheit des Gegenstandes und die Kürze des menschlichen Lebens." Also es gibt keinen zureichenden Beweis für das Dasein Gottes, freilich auch keinen entscheidenden Gegenbeweis. Wer so dachte, hatte mit der Religion abgeschlossen; denn wie kann man Wesen anbeten, die vielleicht überhaupt nicht vorhanden sind? Die vollen Konsequenzen daraus hat dann um den Anfang des peloponnesischen Krieges Diagoras aus Melos gezogen: er war der erste, der den Mut hatte, die Existenz der Götter offen zu leugnen. Seitdem blieb diese Frage ein Gegenstand lebhafter Diskussion unter den Gebildeten; wie sie denn von Euripides mehrfach auf der Bühne behandelt worden ist. Der Forschung erwuchs jetzt das Problem, die Entstehung der Religion zu erklären. Während Prodikos von Keos den Götterglauben aus dem Naturkultus ableitete, was bei der Durchsichtigkeit der griechischen Mythologie ja sehr nahe lag, erklärte der Athener Kritias, Platons Oheim, die Religion als eine Erfindung kluger Männer, zu dem Zweck, die Massen durch die Furcht vor den Göttern zu sittlichem Handeln zu zwingen.

Der alte Glauben, der das Sittengesetz auf göttliches Gebot zurückführte, war damit in sein Gegenteil verkehrt. Der Weg war jetzt frei zu einer Kritik der geltenden Sittlichkeitsbegriffe. Daß Gesetz und Herkommen keinen Maßstab für den sittlichen Wert unserer Handlungen abgeben können, zeigte schon ein Blick auf die so weit voneinander abweichenden Sitten der verschiedenen Völker. So kam man dahin, der menschlichen Satzung ein Naturrecht gegenüberzustellen, das allein absolute Geltung beanspruchen könne. Die Frage war nur, was man denn unter Naturrecht zu verstehen habe. Daß in der Natur nur das Recht des Stärkeren gilt, ist klar, und es hat denn auch schon damals nicht an solchen gefehlt, die das Naturrecht in diesem Sinne verstehen wollten und die Lehre vom Übermenschen predigten, dem alles erlaubt sei. Doch das waren natürlich nur vereinzelte Stimmen. Denen gegenüber betonte Protagoras, daß wir eben nicht im Naturzustande leben, wie die Tiere, sondern innerhalb der menschlichen Gesellschaft, deren Bestand ohne Achtung vor den Rechten anderer nicht möglich ist; dieses Gefühl sei denn auch der großen Mehrzahl der Menschen von Natur eingepflanzt, wer es aber nicht habe, der müsse aus der Gesellschaft gestoßen werden wie ein Pestkranker. Alle Menschen sind von Natur Brüder, sagt ein anderer Vertreter der Aufklärung, der Eleier Hippias, und nur das Gesetz hat Schranken zwischen ihnen errichtet. Es sind die Gedanken, die im Staatsleben zur Demokratie geführt hatten, auf die hier die Sittenlehre gegründet wurde.

Und noch in anderer, ebenso folgenreicher Weise wirkte die Demokratie auf das Geistesleben zurück. Mehr als je vorher war die Herrschaft über das Wort jetzt unerläßliches Erfordernis für jeden, der zu Einfluß und Macht gelangen oder auch nur die eigene Sache mit Erfolg vor Gericht führen wollte. Da galt es, vor einer Versammlung vor mehreren Hundert Geschworenen zu reden, die zum größten Teil den unteren Klassen der Bürgerschaft angehörten und meist nicht die Bildung besaßen, um einer etwas verwickelteren juristischen Beweisführung folgen zu können; alles hing also von der Geschicklichkeit ab, mit der die Parteien ihre Sache vorzubringen wußten. So kam man dazu, darüber nachzudenken, worauf denn die Wirkung

Die Unterwelt. Bild auf einem Tarentiner Prachtgefäß zu München. Nach Furtwängler, Vasenmalerei. Verlag F. Bruckmann, Akt.-Ges.

der Rede beruhe, und ob es nicht möglich sei, dem Mangel natürlicher Begabung durch Kunst nachzuhelfen oder die vorhandene Anlage weiter auszubilden. Der große Empedokles ist einer der ersten, die sich mit diesen Problemen beschäftigt haben; auf dem von ihm gelegten Grunde baute dann sein Schüler Gorgias weiter, während in Syrakus Korax und dessen Schüler Teisias die Theorie der Gerichtsrede ausbildeten. Parmenides' Schüler Zenon aus Elea wurde der Begründer der Kunst des Beweises, der Dialektik. Gleichzeitig und unabhängig davon wurden dieselben Aufgaben im Osten der griechischen Welt in Angriff genommen. Hier hatte die Redekunst ihren ersten großen Meister in Protagoras, der dann bald zahlreiche Nachfolger fand, wie Thrasymachos aus Kalchedon, Prodikos aus Keos, Hippias aus Elis, um nur die berühmtesten Namen zu nennen.

Alle dieser Männer begannen jetzt als Lehrer der Beredsamkeit aufzutreten, und sie fanden bald zahlreiche Schüler. Natürlich begnügten sie sich nicht mit dem engen Felde, das die eigene Vaterstadt ihrer Wirksamkeit bieten konnte. Dichter, Künstler und Ärzte waren von jeher in der ganzen griechischen Welt umhergezogen, Ruhm und Ehre zu suchen, und die Lehrer der neuen Kunst der Rede sind ihrem Beispiel gefolgt. Ohne etwas Reklame ging es dabei freilich nicht ab; das Publikum war einmal daran gewöhnt, und wollte es nicht anders. Wie die Rhapsoden im prächtigen Gewande, den Kranz auf dem Haupte, den Stab in der Hand, ihre Vorträge hielten, so suchten auch die „Lehrer der Weisheit" („Sophisten"), wie sie sich nannten, durch gewählte Tracht Aufsehen zu erregen; um ihre Meisterschaft zu beweisen, waren sie bereit, aus dem Stegreif über jedes Thema zu sprechen, jedem der es wollte auf beliebige Fragen Rede und Antwort zu stehen. Männer wie Protagoras hatten das freilich bald nicht mehr nötig; wohin sie kamen, öffneten sich ihnen alle Pforten und die vornehme Jugend strömte ihren Vorträgen zu.

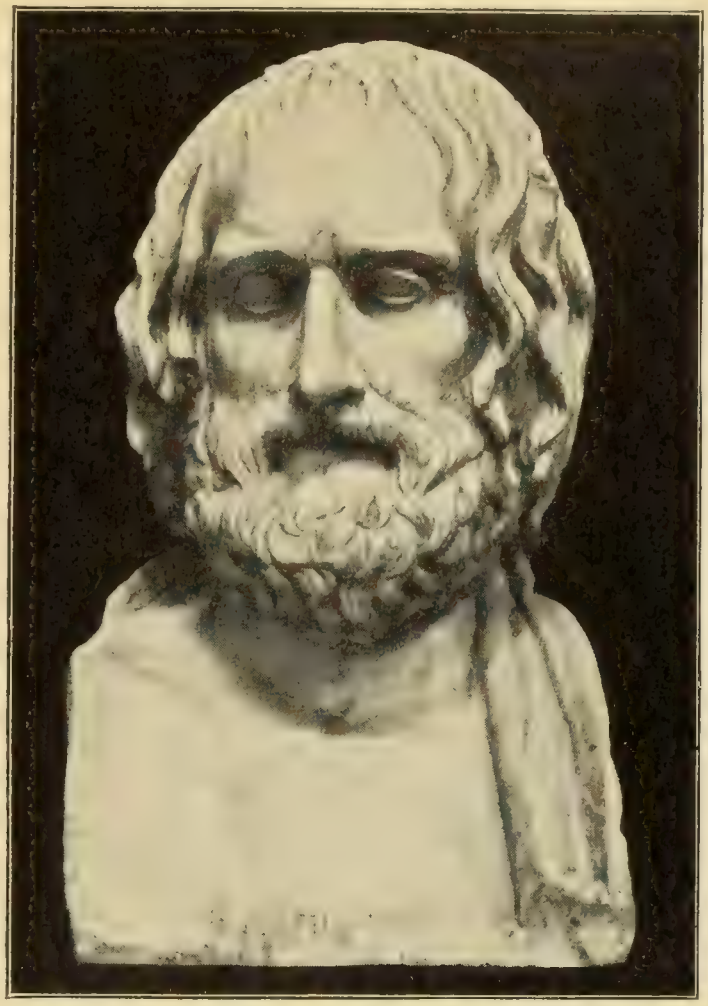
Geistige Arbeit war in Griechenland stets honoriert worden. Pindar und Simonides haben sich ihre Lieder gut bezahlen lassen, die dramatischen Dichter, die bei den Aufführungen im athenischen Theater den Sieg errangen, erhielten ansehnliche Geldpreise, und vor allem die Ärzte haben schon damals mit ihrer Kunst viel Geld verdient. Natürlich haben auch die Sophisten ihren Unterricht nicht umsonst gegeben; die Honorare waren anfangs recht hoch, solange die neue Kunst noch von wenigen gelehrt wurde, sind dann aber allmählich heruntergegangen, und selbst die berühmtesten Sophisten, wie Gorgias, sind durch ihre Lehrtätigkeit doch nur zu mäßigem Wohlstand gelangt.

So wurde der griechischen Jugend zum ersten Male eine höherer Unterricht geboten. Bisher hatte dem Jüngling der besseren Stände als Ideal vorgeschwebt, Siege in den Nationalspielen zu erringen; demgemäß brachte er fast den ganzen Tag auf dem Turnplatze zu, während die geistige Ausbildung sich auf Lesen und Schreiben, etwas Musik und die Kenntnis der hauptsächlichsten Dichter beschränkte. Die Lehren der Philosophen und Mathematiker waren nicht über die engsten Kreise hinaus gedrungen, und selbst sozial hochstehende Männer waren in diesen Dingen meist von krassester Unwissenheit. Es war eine seltene Ausnahme, daß Perikles sich durch Anaxagoras in die Naturwissenschaften einführen ließ und mit Protagoras über ethische Fragen diskutierte; und es ist ihm von vielen Seiten verargt worden. Aber schon in der nächsten Generation wurde einige Bekanntschaft mit der Redekunst ein notwendiges Erfordernis für jeden, der auf Bildung Anspruch machte; und nicht mit der Redekunst allein, denn die großen Männer, von denen diese Umwälzung im griechischen Geistesleben ausging, wußten sehr wohl, daß die bloße rhetorische Dressur den Redner nicht macht. So war Protagoras bemüht, seinen Schülern eine tüchtige ethische Ausbildung zu geben, um sie dadurch zu charaktervollen Männern zu erziehen, die imstande wären, sowohl ihr eigenes Hauswesen, wie den Staat in richtiger Weise zu leiten. Hippias ging noch weiter und zog auch Mathematik, Astronomie und Musik in den Bereich seines Unterrichts, während Gorgias und Thrasymachos sich mehr auf die Rhetorik im engeren Sinne des Wortes beschränkten. Das Turnen wurde dadurch keineswegs aus der Erziehung verdrängt, aber es wurde doch ein gewisses Gleichgewicht zwischen geistiger und körperlicher Ausbildung hergestellt.

Da die neue Bildung zunächst praktischen Zwecken zu dienen bestimmt war, blieb sie natürlich auf das männliche Geschlecht beschränkt. Es hat nicht an Stimmen gefehlt, die eine

bessere Erziehung auch der Mädchen verlangten; aber diese Forderung war den herrschenden Vorurteilen gegenüber nicht wohl zu verwirklichen. Allerdings gab es Frauen, die den Mut hatten, diesen Vorurteilen zu trotzen und bei den Sophisten in die Schule zu gehen; aber sie setzten damit ihren guten Ruf aufs Spiel und durften sich nicht beklagen, wenn die öffentliche Meinung sie mit den Hetären zusammenwarf. Die gefeiertste unter diesen emanzipierten Frauen war die Milesierin Aspasia; sie kam um 440 nach Athen und wußte den leitenden Staatsmann durch ihren Geist so zu fesseln, daß er um ihretwillen seine rechtmäßige Gemahlin verstieß und Aspasia in sein Haus nahm, wo sie fortan den belebenden Mittelpunkt der athenischen Gesellschaft bildete, soweit diese an der neuen Bildung Anteil nahm.

Das Auftreten der Sophisten brachte im griechischen Geistesleben eine Umwälzung hervor, so tiefgreifend und zugleich so plötzlich eintretend, wie vielleicht keine zweite im ganzen Verlauf der Weltgeschichte. Die alten ionischen Denker hatten meist jedes Heraustreten in die Öffentlichkeit verschmäht und ihre Lehre nur einem kleinem Schülerkreise mitgeteilt; die Versuche, die Xenophanes und nach seinem Vorbild Parmenides und Empedokles mit einer Popularisierung der Ergebnisse ihrer Forschung gemacht hatten, waren im ganzen erfolglos geblieben, oder hatten doch nur im Westen der griechischen Welt eine Wirkung geübt. Erst der Unterricht der Sophisten hat der neuen Weltanschauung zum Siege verholfen. Die alte Generation, die um die Mitte des Jahrhunderts bereits das fertige Mannesalter erreicht hatte, stand mit wenigen Ausnahmen der neuen Bildung ablehnend, oder doch teilnahmlos gegenüber, während die damals heranwachsende Jugend in ihrer großen Mehrheit sich ihr bedingungslos hingab. So ging denn in dieser Zeit ein tiefer Riß durch die griechische Welt; zwei Weltanschauungen standen fast unvermittelt sich gegenüber. Sophokles und Euripides haben nebeneinander für die attische Bühne geschrieben; der Altersunterschied zwischen beiden betrug noch nicht zwanzig Jahre, und doch trennte sie ein Abgrund; der Ältere wurzelte mit seinem ganzen Denken in der Vergangenheit, während der Jüngere den Ideen Ausdruck gegeben hat, denen die Zukunft gehörte. Euripides' Dramen sind die poetische Verklärung der neuen Bildung; er hat alle die Probleme auf die Bühne gebracht, die in den Kreisen der Sophisten verhandelt wurden, ohne Rücksicht auf die Vorurteile der großen Menge, die meist gar nicht imstande war, seinem Gedankenfluge zu folgen; und auch die neue Kunst der Rhetorik hat er in den Dienst seiner Muse gestellt. So hat er zur Verbreitung der neuen Gedanken vielleicht noch mehr beigetragen, als die berühmtesten Sophisten seiner Zeit; aber er hat es erkauft mit dem Verzicht auf jene Popularität die seinem Rivalen Sophokles in so reichem Maße zuteil wurde.



Büste des Euripides im Museum zu Neapel.
Photographische Aufnahme von Alinari in Florenz.

Ähnlich wie zwischen den beiden großen Tragikern ist das Verhältnis zwischen den beiden großen Historikern dieser Zeit. Thukydides ist kaum zwanzig Jahre jünger als Herodot, aber er ist durch die Schule der sophistischen Bildung gegangen. Bei ihm spielt die Gottheit keine Rolle mehr; die Geschichte ist ihm einfach ein Produkt ethischer und politischer Faktoren. An

die Stelle der liebenswürdig-naiven Darstellung Herodots tritt der scharf pointierte, wenn man will, etwas manierierte Stil, wie er von den Sophisten gelehrt wurde. Dabei hat Thukydides vor Herodot das Verständnis politischer und militärischer Dinge voraus. Einer vornehmen Familie Athens angehörig, ist er zum höchsten Staatsamt, der Strategie gelangt; ein militärischer Mißerfolg brachte ihm die Verbannung, die ihn der Vaterstadt zwanzig Jahre lang fern hielt. Diese unfreiwillige Muße benutzte er zur Abfassung eines Geschichtswerkes über den großen Krieg zwischen Athen und den Peloponnesiern, der für ihn selbst so verhängnisvoll geworden war. Seine Verbindungen stellten ihm das beste Material zur Verfügung, und er hat es mit Kritik und im ganzen auch mit Unparteilichkeit verarbeitet; daß seine persönlichen Sympathien und Antipathien in der Darstellung gleichwohl überall hervortreten, wird ihm, der Zeitgeschichte schrieb, niemand zum Vorwurf machen. So bleibt Thukydides der Ruhm, die wissenschaftliche Geschichtschreibung begründet zu haben; in der ganzen historiographischen Literatur, die uns aus dem Altertum erhalten ist, nimmt sein Werk den ersten Platz ein. Zugleich ist es auch das einzige große Werk der sophistischen Periode, das auf uns gelangt ist. So kommen wir leicht dahin, dem Verfasser als eigenes Verdienst anzurechnen, was er der Zeitströmung dankte, von der er getragen wurde und in deren Mitte er stand.

Wie die Geschichte als Wissenschaft, so ist auch die Sprachwissenschaft von der Sophistik geschaffen worden. Die Beschäftigung mit der Rhetorik mußte von selbst zum Nachdenken über den Bau und die Entstehung der Sprache anregen, und so hat denn schon Protagoras diese Untersuchungen in Angriff genommen. Er zuerst hat die Redeteile, die Geschlechter, die Nomina, die Tempora und Modi der Verben unterschieden. Auch mit der Frage, ob die Sprache den Menschen von Natur eigen oder erst vom Menschengeist geschaffen sei, hat er sich beschäftigt, und sich für die letztere Alternative entschieden, woraus er das Recht ableitete, die Anomalien des Sprachgebrauchs zu verbessern. Das führte dann weiter zur Beschäftigung mit der Literatur namentlich der Erklärung und Kritik der homerischen Epen. Gegen Ende des Jahrhunderts hat Glaukos aus Rhegion die erste Literaturgeschichte geschrieben.

Überhaupt begann um diese Zeit eine recht ansehnliche technische Literatur sich zu bilden. Jene große Sammlung medizinischer Schriften, die uns unter dem Namen des Hippokrates überliefert ist, ist im Laufe des 5. Jahrhunderts entstanden, in der Hauptsache in dessen zweiter Hälfte, zum Teil unter dem direkten Einfluß der Sophistik. Polykleitos und Parrhasios schrieben über die Theorie ihrer Kunst, Iktinos über den Parthenon. Der Handbücher der Mathematik und Rhetorik ist oben gedacht worden. Selbst Kochbücher hat es in dieser Zeit schon gegeben.

All dies mannigfaltige Wissen hat Demokritos aus Abdera zu beherrschen und in seinem Geiste zusammenzufassen vermocht (etwa 460—370). Er war ein Universalgenie, wie im folgenden Jahrhundert Aristoteles; wie dieser war er zugleich Naturforscher und Philosoph, oder, wie man damals sagte, Sophist; und er hat auf beiden Gebieten Großes geleistet, das Höchste darin, daß er die Ergebnisse der Naturforschung und des Denkens zu einer einheitlichen Weltanschauung verschmolzen hat, was Aristoteles nie vollständig gelungen ist. Seine zahllosen Schriften umfaßten so ziemlich alle Zweige der damaligen Wissenschaft: Mathematik, Astronomie, Geographie, Medizin, Biologie, Physik, Erkenntnistheorie, Ethik, Philologie, Kunstlehre. In seinem Denken steht er unter dem Einflusse seines großen Landsmannes Protagoras. Namentlich in seiner Ethik hat er sich eng an diesen angeschlossen. An und für sich ist nichts gut und schlecht, sondern nur in Beziehung auf die Empfindungen, welche die Dinge in uns erregen. Das Recht des Stärkeren ist allerdings in der Natur begründet, aber es wird gebändigt durch die Staatsordnung, von deren Bestehen unser ganzes Wohl und Wehe abhängig ist. Darum besteht die erste Tugend in der Pflichterfüllung gegenüber der Gemeinschaft und deren einzelnen Mitgliedern; wer diese Pflicht verletzt, wer raubt und mordet, den soll man totschlagen wie eine wilde Bestie. Und zwar gilt das auch für unseren Verkehr mit den Tieren; nur solche, die „unrecht tun oder tun wollen", ist es zu töten erlaubt. Das Rechte aber sollen wir tun nicht aus Furcht vor den Schrecken der Unterwelt, die ein Wahnbild sind, noch vor menschlicher Strafe, sondern weil es das Rechte ist aus Achtung vor uns selbst. Das Bewußtsein, unsere Pflicht getan zu haben, gibt uns jene heitere Gemütsruhe („Euthymie"), die das höchste Gut ist, das wir erreichen können. Denn Glück und Unglück hängen nicht

von äußeren Dingen ab, sondern in unserer Seele wohnt unser guter oder böser Dämon. Dauernde Befriedigung geben nur geistige Genüsse, die Betrachtung schöner Kunstwerke, und vor allem die wissenschaftliche Forschung: denn „die Bildung ist im Glück ein Schmuck, im Unglück ein Zufluchtsstätte".

Auch für Demokrits naturwissenschaftliches Denken bildet Protagoras' Relativitätstheorie den Ausgangspunkt. Der Sinnenschein trügt, aber hinter der Welt der Erscheinungen liegt die reale Welt, die wir durch unser Denken zu erkennen vermögen. Es gibt in Wahrheit nichts als die Materie und den leeren Raum; und zwar besteht die Materie aus kleinsten Körperchen, die ewig und unveränderlich sind und die Demokrit deswegen als „Atome" bezeichnet. Sie sind einander an Qualität gleich, aber verschieden in Gestalt, Größe und darum auch an Schwere; kraft dieser Schwere fallen sie im leeren Raume nach unten, aber mit verschiedener Geschwindigkeit, und ballen sich infolgedessen zu Körpern zusammen. Die Schwere und Härte der Körper hängen von der Menge der Atome ab, aus denen sie bestehen, und davon, wie dicht die Atome aneinander gedrängt sind; Geschmack und Farbe von dem Eindruck, den die Atome nach Größe und Gestalt auf unsere Sinne hervorbringen. Und da es überhaupt nichts gibt, als Atome und leeren Raum, so muß auch unsere Seele aus Atomen bestehen, freilich Atomen feinster Art, durch deren Bewegung das Denken hervorgebracht wird.

Doppelherme des Herodot und Thukydides zu Neapel.
Nach Bernoulli, Griechische Ikonographie. F. Bruckmann, A.-G.

So war denn ein System der Naturerklärung von großartiger Einfachheit und Folgerichtigkeit geschaffen. Um den Kosmos zu bilden, genügt Demokrit neben der qualitativ einheitlichen Materie eine einzige, empirisch nachweisbare Naturkraft, die Gravitation. Aber erst die moderne Naturwissenschaft hat ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen; seine eigene Zeit war für diese Lehre noch nicht reif. Denn eben als das System hervortrat, war die Welt mit Naturphilosophie übersättigt, und andere Probleme standen im Vordergrund des Interesses. Auch war ja Demokrits System nichts anderes als eine Hypothese, die wohl die Forderungen unseres Denkens befriedigt, für die aber ein Beweis nicht zu führen war. So hat die Atomenlehre bei den Zeitgenossen kaum Beachtung gefunden, die Schüler aber, die Demokritos hinterließ, sind immer mehr in erkenntnistheoretischen Zweifeln versunken, und haben darüber das naturphilosophische System des Meisters vernachlässigt, bis es ein Jahr-

hundert später Epikur aus der Vergessenheit zog und zur Grundlage der eigenen Lehre machte.

Dazu kam noch ein Zweites. Demokrit lebte in dem abgelegenen Abdera an der thrakischen Küste, und er hat zwar zu Studienzwecken weite Reisen gemacht, aber es verschmäht, in der Art wie sein Landsmann Protagoras als Wanderlehrer aufzutreten. So blieb er außerhalb seiner engeren Heimat unbekannt, namentlich auch in Athen. Und Athen wurde eben damals, wie es schon lange der Mittelpunkt des Kunstlebens war, auch zum wissenschaftlichen Zentrum der Nation. Hier wirkte in Perikles' Zeit Anaxagoras, hier haben, wenn auch meist nur vorübergehend, alle bedeutenden Sophisten gelehrt, hier war der Hauptsitz des griechischen Buchhandels, der sich eben damals zu entwickeln begann. Nur wer in Athen sich Anerkennung zu erringen vermochte, konnte zum geistigen Führer der Nation werden.

Wie anders Sparta. Auch dies hatte einst in der Pflege geistigen Lebens in erster Reihe gestanden; aber diese Zeit war lange vorüber. Seit den Perserkriegen hatte man hier nur noch den einen Gedanken, den bösen Geist der Revolution nicht ins Land zu lassen und schloß sich infolgedessen mit einer Art chinesischer Mauer gegen alle Neuerungen ab. Wie man in einer Zeit hochentwickelter Geldwirtschaft kein Gold und Silber im Verkehr duldete und an dem alten Eisengeld festhielt, so wollte man hier von der neuen Musik und der neuen Bildung nichts wissen; konnten doch die meisten Spartaner nicht einmal lesen und schreiben. So bildete sich eine tiefe Kluft zwischen Sparta und dem übrigen Hellas. Die Stadt, die der Nation einen Tyrtäos und Alkman gegeben hatte, hat im 5. und 4. Jahrhundert keinen einzigen Mann hervorgebracht, der sich auf geistigem Gebiete ausgezeichnet hätte.

12. Der peloponnesische Krieg.

Die lange Friedenszeit, die diesen beispiellosen Aufschwung in Kunst und Wissenschaft, das goldene Zeitalter der griechischen Kultur hervorgezaubert hatte, ging zu Ende. Der Gegensatz zwischen den beiden hellenischen Vormächten und zwischen den beiden entgegengesetzten politischen Prinzipien, die sich in ihnen verkörperten, mußte früher oder später zum gewaltsamen Austrag gebracht werden. Und Perikles selbst war es, der den Konflikt herbeiführte, als der dreißigjährige Frieden, den er im Jahre 445 mit König Pleistoanax von Sparta abgeschlossen hatte, erst zur Hälfte abgelaufen war.

Den äußeren Anlaß gaben die Verhältnisse im griechischen Westen. In Epidamnos, einer Stadt an der illyrischen Küste, die von Korinth und Kerkyra gemeinsam gegründet war, brachen innere Wirren aus, und von den streitenden Parteien wendete sich die eine nach Korinth, die andere nach Kerkyra um Hilfe. Das führte zum Krieg zwischen beiden Städten, und zunächst blieb den Kerkyräern der Sieg (435). Nun begann Korinth große Rüstungen, und es brachte denn auch mit Hilfe der ihm verbündeten Staaten eine Flotte von 150 Kriegsschiffen zusammen, eine Macht, der Kerkyra höchstens 120 Schiffe entgegenstellen konnte. Dieser Gefahr gegenüber blieb Kerkyra nichts übrig, als sich an den einzigen Staat zu wenden, der wirksame Hilfe gewähren konnte, Athen. Dort wies man die gebotene Hand nicht zurück; war doch Kerkyra ebenso durch seine starke Marine, wie durch seine die Handelsstraße nach Italien und Sizilien beherrschende Lage ein sehr wertvoller Bundesgenosse, und vor allem man hatte das höchste Interesse daran, zu verhindern, daß die wichtige Insel in Abhängigkeit von Korinth geriete. Freilich hatte man auf das mit den Peloponnesiern bestehende Vertragsverhältnis Rücksicht zu nehmen, und schloß also nur ein Defensivbündnis, das Athen bei einem Angriffe Korinths auf Kerkyra zur Verteidigung der Insel verpflichtet, nicht aber zur Beteiligung an einem etwaigen Angriffe auf korinthisches Gebiet. Nach griechischem Völkerrecht lag in einem solchen Abkommen kein Friedensbruch; auch erwartete man in Athen, daß die Korinthier die Sache nicht aufs äußerste treiben würden. In dieser Voraussetzung begnügte man sich mit der Absendung von nur 10 Kriegsschiffen nach Kerkyra (433).

Indes eine halbe Maßregel ist immer ein Fehler. In Korinth glaubte man, mit dem kleinen athenischen Geschwader leicht fertig werden zu können und ließ die eigene Flotte in See gehen.

Reliefs vom Parthenon-Friese der Akropolis zu Athen

Gruppen aus dem Festzuge am Tage der Panathenaen darstellend
Nach photographischen Aufnahmen der F. Bruckmann A.-G., München

Am Eingange in den Sund, der Kerkyra vom Festlande trennt, bei den Sybota-Inseln, traf man auf die feindliche Flotte, 110 kerkyräische und die 10 athenischen Schiffe. Es entspann sich nun eine Seeschlacht, der die Athener, ihren Instruktionen gemäß, sich zunächst fernhielten; als aber die Kerkyräer vor der korinthischen Übermacht zu weichen begannen, sahen die athenischen Schiffe sich doch gezwungen, in den Kampf einzugreifen. Natürlich hätten sie das Schicksal des Tages nicht zu wenden vermocht: aber im entscheidenden Augenblick kam eine Verstärkung von 20 Schiffen, welche die Athener auf die Nachricht von der Abfahrt der korinthischen Flotte nach Kerkyra gesandt hatten. Daraufhin brachen die Korinthier den Kampf ab und traten den Rückzug an, nicht ohne lebhaften Protest gegen den Friedensbruch der Athener.

So war Kerkyra gerettet, aber Athen mußte erwarten, daß Korinth die Sache nicht ruhig hinnehmen würde; es galt also einem etwaigen Gegenzuge zuvorzukommen. An der thrakischen Küste, auf dem schmalen Isthmus, der die Halbinsel Pallene mit dem Rumpf der Chalkidike verbindet, lag die korinthische Kolonie Poteidäa; sie gehörte zum athenischen Reiche und zahlte wie die anderen Bundesstädte ihren Tribut, hielt aber an den alten Beziehungen zu ihrer Mutterstadt fest, von der sie Jahr für Jahr ihren Oberbeamten, den „Epidamiurgos" empfing. Dies Verhältnis glaubte Athen jetzt nicht länger dulden zu können; man sandte also an Poteidäa den Befehl, den korinthischen Beamten auszuweisen und zum Unterpfand der Treue einen Teil der Befestigungen der Stadt niederzulegen. Indes die Poteidäaten weigerten dem Befehl den Gehorsam; die Nachbarstädte wie Olynthos schlossen sich dem Aufstande an, aus der Mutterstadt Korinth kam ein Hilfskorps von 1000 Hopliten. Athen sandte daraufhin ein Heer von 3000 Hopliten nach Thrakien; die Feinde wurden vor den Mauern von Poteidäa in offener Feldschlacht geschlagen und die Stadt eingeschlossen (432).

Korinth suchte nun Sparta zum Vorgehen gegen Athen zu bewegen. Die dortige Regierung war dazu auch bereit genug und hatte schon vor dem Abfall von Poteidäa ein dahingehendes Versprechen gegeben; aber die Mehrheit der Bürgerschaft hielt sich durch den mit Athen geschlossenen Friedensvertrag für gebunden und schreckte davor zurück, die geschworenen Eide zu brechen. Unter diesen Umständen würde es wahrscheinlich nicht zum Kriege gekommen sein, wenn nicht Athen selbst den Vorwand gegeben hätte. Man hatte dort auf Perikles' Antrag soeben den Beschluß gefaßt, alle Megarer aus Athen auszuweisen, und allen Verkehr zwischen Megara und den Häfen des athenischen Reiches zu untersagen; Megara sah sich damit den Markt verschlossen, auf dem es bisher die Erzeugnisse seiner Industrie abgesetzt hatte. Der Zweck der Maßregel war offenbar, die Nachbarstadt, wo es noch immer eine starke athenische Partei gab, durch diesen wirtschaftlichen Druck zum Anschluß an Athen zu bestimmen. Indes der Erfolg war der gerade entgegengesetzte; Megara erhob in Sparta Beschwerde, und dieses konnte nicht umhin, sich der Bundesstadt anzunehmen, denn der Friedensvertrag zwischen Sparta und Athen und ihren beiderseitigen Verbündeten gewährleistete beiden Teilen volle Freiheit des Verkehrs, und das athenische Vorgehen gegen Megara war also ein offener Vertragsbruch. Demgemäß richtete man in Sparta an Athen die Forderung, die Handelssperre gegen Megara aufzuheben.

So gerecht diese Forderung war, so wenig zeigte der leitende Staatsmann in Athen sich geneigt, darauf einzugehen. Er hatte seine guten Gründe dazu; denn seine Stellung war in der letzten Zeit stark ins Wanken gekommen. Perikles war als Führer der besitzlosen Menge emporgestiegen; mit ihrer Hilfe war er zu einer Stellung gelangt, wie sie seit Hippias kein athenischer Bürger mehr eingenommen hatte. „Es war dem Namen nach eine Demokratie, in Wahrheit war Perikles Herr des Staates", wie der Geschichtschreiber dieser Zeit, Thukydides, die Sache ausdrückt. Das mußte natürlich eine Opposition im radikalen Lager hervorrufen. Die höheren Klassen der Bürgerschaft aber konnten es Perikles nicht vergessen, daß er es gewesen war, der die Menge zum ausschlaggebenden Faktor im Staate gemacht hatte. Die beiden Flügel der Opposition, soweit sie sonst in ihren Zielen auseinandergingen, vereinigten sich jetzt zu gemeinsamem Handeln. Der erste Angriff galt Anaxagoras, dem Philosophen, der Perikles so nahe stand; er wurde wegen religionsfeindlicher Lehren angeklagt und gezwungen, die Stadt zu verlassen. Dann kam die Reihe an Aspasia; sie wurde beschuldigt, athenische Frauen zu unsittlichem Lebenswandel verführt zu haben, und nur mit Aufgebot all seines Einflusses vermochte Perikles sie zu retten. Darauf wurde Pheidias angeklagt, bei der Anfertigung der Statue der

Athena von dem kostbaren Material unterschlagen zu haben; er ist in der Untersuchungshaft gestorben, ehe der Prozeß zum Austrag kam. Auch das war ein Schlag gegen Perikles, der bei Errichtung der Bildsäule die Aufsicht geführt hatte. Es war klar, daß nächstens die Reihe an ihn selbst kommen würde; aber er war entschlossen, dem drohenden Sturm zu begegnen, und das wirksamste Mittel dazu war die Herbeiführung eines großen Krieges, demgegenüber alle inneren Streitigkeiten in den Hintergrund treten mußten. So erklärte denn Perikles in der Volksversammlung, es sei unverträglich mit der Würde Athens, in der megarischen Frage nachzugeben. Das war eine Phrase; hatte doch Athen vor 14 Jahren viel schwerere Opfer für den Frieden gebracht; aber bei der großen Menge war diese Sprache ihres Erfolges gewiß. Die spartanischen Forderungen wurden also abgewiesen, und nun blieb Sparta nichts übrig, als zum Kriege zu rüsten. Mit Böotien wurde ein Bündnis geschlossen; im nächsten Sommer sollte das peloponnesische Heer in Attika einrücken.

Perikles glaubte den kommenden Ereignissen mit Ruhe entgegensehen zu können. Allerdings zu Lande war Athen dem Gegner bei weitem nicht gewachsen, dafür beherrschte es aber das Meer unbedingt, und Athen selbst war eine mit den Mitteln der damaligen Belagerungskunst uneinnehmbare Festung. Auch finanziell war Athen dem Feinde weit überlegen; auf der Burg lag ein Kriegsschatz von 6000 Talenten (über 30 Millionen Mark), eine für die griechischen Verhältnisse ganz ungeheure Summe. 600 Talente jährliche Einnahmen flossen aus dem Bundesgebiet, und Athen selbst war die reichste Stadt in Hellas, während die Peloponnesier einen Kriegsschatz überhaupt nicht besaßen und also ausschließlich auf ihre eigene Steuerkraft angewiesen waren, die, abgesehen von Korinth und einigen anderen Industriestädten, recht gering war. Auf diese Verhältnisse baute Perikles seinen Kriegsplan. Er bestand darin, unter keinen Umständen eine Feldschlacht zu wagen; das attische Landgebiet sollte dem Feinde widerstandslos preisgegeben werden, die Bewohner sollten hinter den Mauern Athens Schutz suchen. Dafür sollte die athenische Flotte durch Zerstörung des Seehandels und durch gelegentliche Landungen an den peloponnesischen Küsten dem Feinde den möglichsten Abbruch tun. So würden die Spartaner nach einigen Jahren der Sache müde werden und sich zum Frieden bequemen.

Was sich bei einer solchen rein passiven Kriegführung auch im besten Falle erreichen ließ, war ein Frieden auf Grund des gegenwärtigen Besitzstandes: und den hätte man bei einiger Nachgiebigkeit in der megarischen Frage auch ohne Krieg haben können. Und war denn das Festhalten an der Handelssperre gegen Megara, selbst wenn es wirklich gelang, diese Stadt dadurch zu gewinnen, nicht zu teuer erkauft mit dem Ruin der attischen Bauernschaft, den die feindliche Invasion notwendig herbeiführen mußte? Vor allem aber, wer bürgte dafür, daß nicht unvorhergesehene Ereignisse eintraten, die alle Berechnungen über den Haufen warfen? War doch die athenische Herrschaft bei den Bundesgenossen allgemein verhaßt, und es stand mit Sicherheit zu erwarten, daß diese die erste günstige Gelegenheit zum Abfall benutzen würden. Auch eine Einmischung Persiens in den Kampf lag keineswegs außer dem Bereich der Möglichkeit. Dagegen stand Athen vollständig isoliert und hatte von keiner Seite her Hilfe zu erwarten. Denn die Sympathien in den neutralen griechischen Staaten waren durchaus auf seiten Spartas, dessen Sieg den geknechteten Untertanen Athens die Freiheit bringen mußte.

Die Feindseligkeiten begannen noch vor der formellen Kriegserklärung. Im Einverständnis mit der oligarchischen Partei in Platää versuchten die Thebaner sich durch einen Handstreich dieser Stadt zu bemächtigen, die allein in Böotien nach der Schlacht bei Koroneia an dem Bündnis mit Athen festgehalten hatte. Doch der Versuch mißlang, die 300 thebanischen Hopliten, die in einer finsteren Regennacht in die Stadt eindrangen, wurden von den Bürgern überwältigt (März 431). Zwei Monate später versammelte König Archidamos auf dem Isthmos das peloponnesische Bundesheer, etwa 20—25 000 Hopliten und mindestens ebensoviele leichte Truppen, wozu dann noch das böotische Aufgebot stoßen sollte. Ehe er in Attika einrückte, machte er noch einen letzten Versuch, Athen zur Nachgiebigkeit zu bewegen; doch Perikles ließ den spartanischen Herold nicht in die Stadt; er fürchtete offenbar, daß die Friedenspartei noch in zwölfter Stunde die Oberhand gewinnen könne. So mußten denn die Waffen entscheiden.

Archidamos überschritt also die attische Grenze (Mai 431). Auch jetzt ging er langsam vor; er hoffte noch immer auf eine Verständigung und gab so den Athenern Zeit, die Landbevölkerung

und ihre Habe nach der Stadt in Sicherheit zu bringen. Andererseits tat Perikles nichts, den feindlichen Vormarsch zu hindern; er hatte nur die eine Besorgnis, durch den Druck der öffentlichen Meinung zur Schlacht gezwungen zu werden. Um das zu verhindern, hatte er noch in diesem Frühjahr eine Verstärkung von 1600 Hopliten nach Poteidäa geschickt, so daß dort jetzt an 5000 athenische Hopliten versammelt waren, etwa ein Drittel der verfügbaren Gesamtmacht, und gerade der Kern des Heeres; daß es Wahnsinn gewesen wäre, mit dem Rest gegen die weit überlegenen Kräfte des Feindes eine Feldschlacht zu wagen, mußte freilich auch dem Blödesten einleuchten. Die Peloponnesier konnten also in aller Ruhe die Landschaft verheeren; die Fruchtbäume wurden umgehauen, die Weinstöcke ausgerissen, überall stieg der Rauch der brennenden Dörfer empor. Indes drängte sich die Landbevölkerung mit ihren Herden und dem geretteten Hausrat in den Straßen der Stadt; man brachte die Leute, so gut es ging, in Baracken unter, die auf den freien Plätzen errichtet wurden. Übrigens zogen die Feinde bald wieder ab; ein peloponnesisches Aufgebot konnte nie lange zusammengehalten werden, da die Bauern, aus denen die Masse des Heeres bestand, auf ihren eigenen Gütern dringend gebraucht wurden. Der ganze Feldzug hatte kaum einen Monat gedauert.

Statue in Dresden, nach Furtwängler Replik der Athena Lemnia des Pheidias. Nach einer photographischen Aufnahme von Gutbier.

Noch während der Feind im Lande war, hatte Perikles eine Flotte von 100 Kriegsschiffen zu einer Demonstration gegen den Peloponnes auslaufen lassen; da nur 1000 Hopliten als Landungstruppen an Bord waren, konnte natürlich nichts Ernstliches erreicht werden. Im Herbst wurde dann ein Verheerungszug nach Megara unternommen. Ferner wurden die wehrlosen Bewohner von Ägina von ihrer Insel vertrieben unter der Beschuldigung, mit dem Feinde konspiriert zu haben; ihr Grundbesitz wurde an athenische Bauern verteilt.

Das erste Kriegsjahr war also militärisch ohne jedes Ergebnis geblieben, nur daß allerdings Attika zur Hälfte verwüstet worden war, während der Peloponnes so gut wie gar keinen Schaden gelitten hatte. Im folgenden Sommer (430) wiederholten die Peloponnesier ihren Einfall; diesmal taten sie ganze Arbeit und verwüsteten auch den Süden Attikas, der im vorigen Jahre verschont geblieben war. Die Landbevölkerung hatte wieder in den Mauern der Stadt Schutz gesucht. Hier aber brach jetzt eine Seuche aus, die unter den dicht zusammengedrängten, zum größten Teil in engen Wohnungen untergebrachten Massen die furchtbarsten Verheerungen anrichtete. Alle Kunst der Ärzte versagte; wer von der Krankheit ergriffen wurde, war fast sicher verloren, wer mit den Kranken in Berührung kam, wurde angesteckt. Die Straßen lagen voll unbestatteter Leichen, alle bürgerliche Ordnung schien eine Zeitlang aufgelöst. Im ganzen ist in diesem und in den folgenden Jahren etwa ein Viertel der Bevölkerung Attikas der Epidemie zum Opfer gefallen.

Perikles war auch diesmal entschlossen, unter keinen Umständen eine Feldschlacht anzunehmen; um nicht gegen seinen Willen dazu fortgerissen zu werden, sandte er den besten Teil des Heeres,

4000 Hopliten, gegen den Peloponnes und weiter nach Poteidäa. Militärisch war diese Expedition ganz zwecklos, da die starke Festung durch Sturm nicht zu nehmen war, und zur bloßen Einschließung auch das bisherige Belagerungsheer reichlich genügte. Der einzige Erfolg war also, daß nun auch das Belagerungsheer von der Pest angesteckt wurde. Das Expeditionsheer wurde darauf schleunigst zurückgerufen; aber von den 4000 Hopliten, die ausgesegelt waren, waren innerhalb 40 Tagen mehr als 1000 der Krankheit erlegen.

Die Peloponnesier hatten inzwischen Attika geräumt, um nicht etwa von der Pest angesteckt zu werden, und in der Tat blieb der Peloponnes von der Krankheit verschont. In Athen aber kam nun der Sturm gegen Perikles zum Ausbruch, der vor zwei Jahren gedroht hatte. Es war natürlich, daß man den leitenden Staatsmann verantwortlich machte für das Unglück, das über die Stadt gekommen war; denn mochte die Pest auch nicht durch den Krieg veranlaßt sein, daß sie eine so furchtbare Ausdehnung annehmen konnte, war doch eine Folge des von Perikles provozierten Krieges. So wurde Perikles jetzt seiner Feldherrnwürde entsetzt, die er seit so vielen Jahren innegehabt hatte; er wurde vor Gericht gestellt und wegen Unterschlagung öffentlicher Gelder zu einer schweren Buße verurteilt; er mochte von Glück sagen, daß das Urteil nicht auf den Tod lautete. Juristisch war der Spruch wahrscheinlich ungerecht, denn Perikles scheint einer der wenigen griechischen Staatsmänner gewesen zu sein, die ganz reine Hände hatten. Aber das Urteil sollte auch nicht den Verwaltungsbeamten, sondern den Politiker treffen, den Mann, der aus persönlichen Motiven den hellenischen Bruderkrieg entzündet und damit sich des größten Verbrechens schuldig gemacht hatte, das die ganze griechische Geschichte kennt.

Schon vorher hatte man in Sparta Friedensanerbietungen gemacht, die aber abgewiesen wurden, da die Peloponnesier jetzt, wo Athens Machtstellung durch die Pest so schwer erschüttert war, den sicheren Sieg in der Hand zu haben glaubten. So ging der Krieg weiter, und man kam in Athen bald zu der Einsicht, daß niemand Perikles an der Spitze des Staates ersetzen könne. Er wurde also für das nächste Jahr wieder zum Feldherrn erwählt (Frühjahr 429). Aber er war jetzt ein gebrochener Mann. Seine beiden ehelichen Söhne waren an der Epidemie gestorben; es blieb ihm nur noch sein Sohn von Aspasia, den er jetzt legitimieren ließ. Und kaum hatte er sein Strategenamt angetreten, so wurde auch er von der Krankheit ergriffen, der er gegen Ende des Sommers erlag.

War der Krieg von athenischer Seite schon in den beiden ersten Jahren sehr schlaff geführt worden, so war das jetzt, wo die Kraft des Staates durch die Seuche gelähmt war, in noch höherem Maße der Fall. Poteidäa allerdings brachte der Hunger im Winter 430/429 zur Übergabe, nachdem die Belagerung mehr als zwei Jahre gewährt hatte; die Bürgerschaft erhielt freien Abzug und wurde durch athenische Kolonisten ersetzt. Zu Anfang des Sommers ging das Belagerungsheer gegen Olynth vor, erlitt aber bei Spartolos eine blutige Niederlage. Etwa gleichzeitig wandten sich die Peloponnesier gegen Platää. Der Versuch, die kleine Stadt durch einen Ingenieurangriff zu nehmen, mißlang. Es blieb nichts übrig, als sie durch eine Umwallungslinie einzuschließen und dem Hunger das Weitere zu überlassen, wie es die Athener vor Poteidäa gemacht hatten. Von Athen aus geschah nichts, um der verbündeten Stadt Luft zu machen. Dafür wurde die Überlegenheit der Athener zur See glänzend erwiesen durch zwei Siege, die der Stratege Phormion an der Spitze eines kleinen Geschwaders bei Naupaktos über eine viel zahlreichere peloponnesische Flotte davontrug.

Noch immer hatte der Krieg keine Entscheidung gebracht. Athen hatte zwar sein Machtgebiet in vollem Umfange behauptet, aber nur um den Preis sehr schwerer Opfer: die Reihen seiner Bürger waren durch die Pest gelichtet, der Kriegsschatz zum großen Teil verbraucht, Attika zur Wüste geworden. Das alles mußte Athens Ansehen bei seinen Verbündeten tief erschüttern. Man hielt jetzt in Lesbos den Augenblick für gekommen, die athenische Oberherrschaft abzuschütteln. Die Insel verfügte über eine nicht unbeträchtliche Flotte und reiche finanzielle Hilfsquellen; wenn andere Bundesstädte, und namentlich Chios, sich dem Aufstande anschlossen, und die Peloponnesier die Gunst des Augenblicks zu nutzen wußten, konnte es um das attische Reich geschehen sein. Indes Athen entwickelte in dieser entscheidenden Krise eine Tatkraft, die ihm nach den Verheerungen der Pest niemand zugetraut hatte. Ein Heer und

Heraschale. Attische Arbeit aus der Mitte des fünften Jahrhunderts im Stile der großen Malerei dieser Zeit. Original in der Vasensammlung der alten Pinakothek zu München.

Nach Furtwängler-Reichhold, „Griechische Vasenmalerei", Verlag der F. Bruckmann Aktien-Gesellschaft

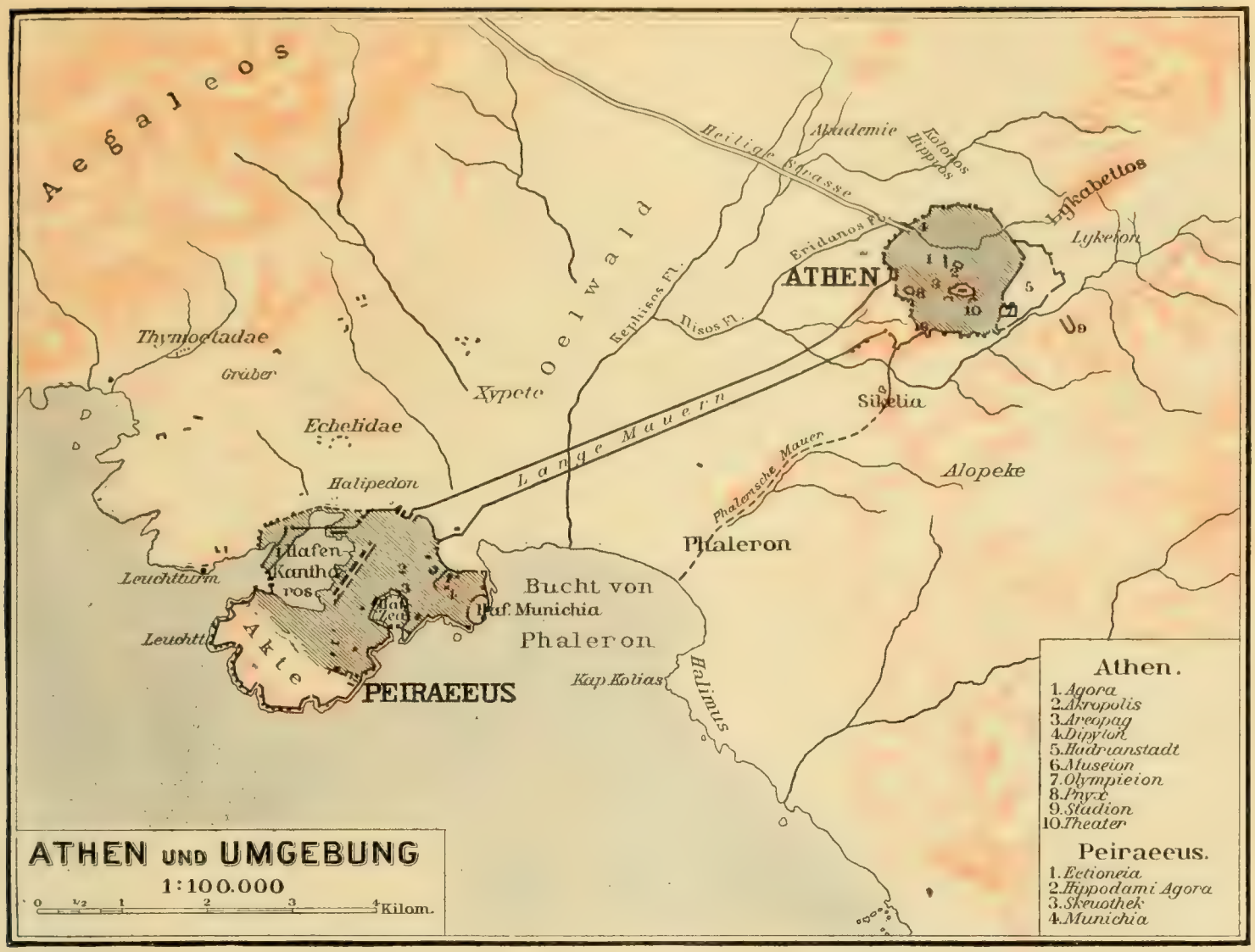
eine Flotte wurden sogleich nach Lesbos geschickt und die Hauptstadt der Insel, Mytilene, nach einem siegreichen Seetreffen zu Wasser und zu Lande eingeschlossen. Zu gleicher Zeit machte man mit 100 Kriegsschiffen eine Demonstration gegen den Peloponnes, um dem Feinde greifbar vor Augen zu führen, daß Athen noch immer die Herrin des Meeres sei. Zur Bestreitung der Kosten wurde in Attika eine Kriegssteuer im Betrage von 200 Talenten (über 1 Million Mark) ausgeschrieben. Durch das alles gelang es, dem weiteren Umsichgreifen des Aufstandes Einhalt zu tun und die Peloponnesier an der rechtzeitigen Absendung einer Flotte nach Lesbos zu hindern; erst im nächsten Frühjahr (427) ließen sie ein Geschwader von 42 Trieren dorthin in See gehen. Jetzt aber war es zu spät: als die peloponnesische Flotte nach Kleinasien kam, hatte sich Mytilene bereits den Athenern ergeben, und es blieb den Peloponnesiern nichts übrig als schleunige Flucht nach der Heimat. Natürlich hatte Lesbos schwer für seinen Abfall zu büßen; man dachte in Athen ein Exempel zu statuieren und beschloß die Hinrichtung sämtlicher Mytilenäer,

doch wurde der blutige Beschluß noch rechtzeitig aufgehoben und nur das Grundeigentum eingezogen, übrigens auch dies gegen einen mäßigen Pachtzins den alten Eigentümern zurückgegeben. Immerhin wurden die am schwersten kompromittierten Bürger von Mytilene mit dem Tode bestraft.

So war die Krisis, die den Bestand des athenischen Reiches bedroht hatte, glücklich überwunden worden, und Athens Meeresherrschaft stand fester als je. Darüber war allerdings Platää an die Peloponnesier verloren gegangen; zwei Jahre lang hatte die kleine Festung sich gehalten, bis endlich der Hunger die Übergabe erzwang. Die Stadt wurde jetzt zerstört, und das Gebiet kam an Theben. Nur mit knapper Not wurde ein viel schwererer Verlust abgewendet. Der Abfall von Mytilene fand seinen Rückschlag im Westen; die Oligarchen in Kerkyra erhoben sich gegen die demokratische Regierung und suchten die Insel auf die Seite der Peloponnesier hinüberzuziehen, doch wurde der Aufstand mit Hilfe eines rasch von Naupaktos herbeigeeilten athenischen Geschwaders unterdrückt. Gleich darauf aber erschien eine peloponnesische Flotte vor der Stadt, dieselbe, die soeben von der Fahrt nach Lesbos zurückgekehrt war. Die Kerkyräer bemannten nun eiligst 60 Schiffe und fuhren dem Feinde entgegen, erlitten aber eine völlige Niederlage; in der Stadt herrschte die ärgste Verwirrung, und sie würde den Peloponnesiern in die Hände gefallen sein, wenn diese ihren Sieg zu benutzen gewußt hätten. Die Nachricht, daß sich eine starke athenische Flotte bei Leukas gezeigt habe, veranlaßte am nächsten Tage die Peloponnesier zu schleunigem Rückzug. Jetzt begann in Kerkyra eine furchtbare Verfolgung aller derer, die oligarchischer Sympathien verdächtig waren, d. h. so ziemlich der gesamten besitzenden Klasse; wer sich nicht durch die Flucht rettete, fiel der Wut des Pöbels zum Opfer. Die Athener ließen es geschehen, wurde doch die Insel durch diese Greuel unauflöslich an ihre Sache gekettet.

Nike des Paionios, Olympia. Gestiftet von den Messeniern aus der Beute von Sphakteria. Nach Brunn, Denkmäler der griech. und röm. Kultur. Verlag F. Bruckmann A.-G.

Im nächsten Jahre (426) unterblieb der gewohnte Einfall der Peloponnesier in Attika, und auch die Athener unternahmen nichts gegen den Peloponnes. Man war auf beiden Seiten zu der Einsicht gelangt, daß mit dem bisher befolgten System der Kriegführung keine Entscheidung zu erreichen war. So kam es zu ernsteren Kämpfen nur im Westen Griechenlands. Dort unternahm der athenische Feldherr Demosthenes von Naupaktos aus einen Zug nach Ätolien, der aber, mit ganz ungenügenden Kräften begonnen, schon nach wenigen Tagen zu einem völligen Mißerfolg führte. Daraufhin sandten auch die Peloponnesier ein Truppenkorps von 3000 Hopliten nach diesen Gegenden; der Plan war, auf die korinthische Pflanzstadt Ambrakia gestützt, das mit Athen verbündete Akarnanien zur Unterwerfung zu bringen. Doch Demosthenes eilte rechtzeitig zur Hilfe herbei, vereinigte sich mit dem akarnanischen Aufgebot und schlug den Feind in zwei Treffen bei Olpä und bei Idomene so entscheidend aufs Haupt, daß die Peloponnesier auf freien Abzug kapitulieren mußten, während Ambrakia mit Akarnanien Frieden schloß.



Ausgeführt nach Angaben von J. Beloch.

In Sparta begann man jetzt des Krieges müde zu werden. Man rief den König Pleistoanax aus der Verbannung zurück, der einst den dreißigjährigen Frieden mit Athen geschlossen hatte und dafür seiner Würde entsetzt und des Landes verwiesen worden war und begann in Athen Unterhandlungen. Auch hier waren weite Kreise zum Frieden bereit, namentlich die Bauern verlangten dringend danach, endlich wieder auf ihre Güter hinaus zu ziehen, deren Bestellung die feindlichen Einfälle so lange verhindert hatten. An der Spitze dieser Partei stand Nikias, ein vornehmer und sehr reicher Mann, der bereits unter Perikles die höchsten Ämter bekleidet hatte und nach dessen Tode zu leitendem Ansehen gelangt war, trotz seiner sehr mittelmäßigen Begabung als Staatsmann und Feldherr. Dagegen die Handwerker in der Stadt sahen ihren Führer in dem reichen Gerbermeister Kleon, der durch seine volkstümliche Beredsamkeit auf die Menge großen Einfluß übte; bei der Opposition gegen Perikles hatte er in erster Reihe gestanden und sich damals die politischen Sporen verdient. Die Volksklassen, die ihm anhingen, hatten durch den Kriegszustand verhältnismäßig wenig zu leiden, da ja Handel und Wandel in Athen in gewohnter Weise weitergingen; und so vertrat denn Kleon den Standpunkt, daß man keinen faulen Frieden schließen dürfe, nachdem einmal so große Opfer gebracht worden seien. Sparta aber konnte, aus Rücksicht auf Böotien, nicht einmal die Rückgabe von Platäa bewilligen; außerdem forderte es die Zurückführung der Ägineten nach ihrer Insel, wodurch die dort angesiedelten athenischen Kolonisten ihre Güter verloren hätten. Unter diesen Umständen blieben die Verhandlungen ohne Ergebnis, die im Laufe des Winters geführt wurden, und das peloponnesische Bundesheer rückte im nächsten Frühsommer (425) aufs neue in Attika ein.

Schon einige Zeit früher hatte der Krieg auch nach Sizilien hinübergegriffen. Während die Athener im Osten beschäftigt waren, hatten die Syrakusier die günstige Gelegenheit benutzt, um die mit Athen verbündeten chalkidischen Städte Leontinoi, Katane, Naxos, Rhegion

anzugreifen. So konnte Athen nicht umhin, sobald es nach der Unterwerfung von Mytilene wieder etwas freiere Hand hatte, ein Geschwader nach dem Westen zu senden (427). Es waren nur 20 Schiffe, aber sie genügten, um das Gleichgewicht zwischen den kriegführenden Parteien herzustellen; um entscheidende Erfolge zu erreichen, waren diese Kräfte freilich viel zu schwach. So beschloß man denn, im Frühjahr 425 der Sache endlich ein Ende zu machen, und ließ eine Verstärkung von 40 Schiffen nach Sizilien abgehen. Zugleich sollte ein Schlag gegen Sparta geführt werden. Demosthenes, der Sieger von Olpä und Idomene, schiffte sich auf der Flotte ein mit dem Auftrage, im Vorbeifahren einen Küstenplatz des Peloponnes zu besetzen. Er wählte dazu die Bucht von Pylos (Navarino) in Messenien, deren Ufer damals unbewohnt und mit Wald bedeckt waren. So konnte er, ungehindert vom Feinde, hier eine Befestigung anlegen, so gut das in wenigen Tagen möglich war; er selbst blieb mit 5 Schiffen und 40 messenischen Hopliten aus Naupaktos als Besatzung zurück, während die übrige Flotte ihre Fahrt nach Sizilien fortsetzte. Die so gewonnene Stellung sollte den Heiloten der Umgegend einen Zufluchtsort bieten, und man hoffte von dort aus im Laufe der Zeit Messenien zum Aufstand zu bringen.

Auf die Nachricht von diesen Vorgängen riefen die Spartaner sogleich ihr Heer aus Attika zurück, ebenso die Flotte, die nach Kerkyra in See gegangen war. Das von Demosthenes errichtete Befestigungswerk wurde von allen Seiten eingeschlossen, und um jeden Versuch eines Entsatzes zu hindern, eine Abteilung von 400 spartanischen Hopliten auf die Insel Sphakteria gelegt, die der Bucht von Pylos nach dem offenen Meer hin vorgelagert ist. Doch die Sturmangriffe, die gegen das von Demosthenes angelegte Kastell unternommen wurden, blieben ohne Erfolg, und nach wenigen Tagen kehrte die athenische Flotte zurück und erzwang die Einfahrt in den Hafen. Die peloponnesische Flotte wurde geschlagen und die Besatzung auf Sphakteria dadurch vom Festlande abgeschnitten. Nun begannen die Spartaner zu unterhandeln; eine Gesandtschaft mit Friedensvorschlägen wurde nach Athen geschickt und inzwischen ein Waffenstillstand abgeschlossen, der die Verproviantierung der Besatzung von Sphakteria gestattete; als Unterpfand wurde die bei Pylos liegende peloponnesische Flotte den Athenern ausgeliefert.

In Athen aber kam durch diesen Erfolg die Kriegspartei obenauf und man stellte auf Kleons Betrieb so maßlose Forderungen, daß jede Verständigung unmöglich war. Die Blockade von Sphakteria mußte also weitergehen; und sie führte zu keinem Ergebnis, da die Spartaner Wege fanden, trotz der athenischen Wachtschiffe der Besatzung Vorräte zuzuführen. Kleon forderte nun eine Landung auf Sphakteria, aber Nikias, der den Vorsitz im Feldherrenkollegium führte, war so vollständig von der Unbesiegbarkeit der Spartaner im offenen Kampfe überzeugt, daß er einen solchen Gedanken als Tollkühnheit von sich wies; Kleon möge doch die Leitung der Sache selbst in die Hand nehmen, wenn er sie für ausführbar hielte. Nun hatte der biedere Gerbermeister niemals eine Truppe geführt; aber er konnte nicht mehr zurück, denn die öffentliche Meinung verlangte, daß er den Worten die Tat folgen ließe. Er nahm also, wenn auch mit Widerstreben die Wahl zum Feldherrn an und ging nun sogleich mit Verstärkungen nach Pylos in See; die militärische Leitung des Unternehmens überließ er verständigerweise Demosthenes. Bei der großen numerischen Überlegenheit, über die man verfügte, war der Erfolg von vornherein sicher; es kam überhaupt nicht zum Kampf mit der blanken Waffe, sondern der Angriff der athenischen leichten Truppen genügte, um die spartanischen Hopliten in ihre verschanzte Stellung zurückzutreiben, wo sie nach kurzem Widerstande zur Übergabe gezwungen wurden; es waren noch gegen 300 Mann, die Kleon als Gefangene nach Athen brachte.

So unbedeutend dieser Sieg, an sich genommen, auch sein mochte, so groß war seine moralische Wirkung. Der Glaube, daß spartanische Truppen unter keinen Umständen die Waffen strecken würden, war zerstört und dem Ansehen Spartas damit ein schwerer Stoß gegeben. Und auch der Besitz der Gefangenen, die zum Teil den ersten spartanischen Familien angehörten, war ein sehr wertvolles Pfand für den Friedensschluß. Kleon wurde dadurch mit einem Schlage der einflußreichste Mann in Athen, und es kam nun ein energischer Zug in die Kriegführung. Die Mittel dazu schaffte Kleon durch eine Erhöhung der Tribute auf mehr als das Doppelte des früheren Betrages, eine Maßregel, die jetzt, nach dem Siege von

Porträtherme des Perikles
Original im Brit. Museum zu London

Sphakteria, ohne Widerstand durchgeführt werden konnte. Selbst Nikias raffte sich nun aus seiner gewohnten Untätigkeit auf. Eine Landung, die er noch im Herbst 425 am Isthmos von Korinth unternahm, blieb allerdings ohne Ergebnis, dafür gelang ihm im nächsten Frühjahr (424) die Eroberung der wichtigen Insel Kythera an der lakonischen Küste. Dann wurde unter dem Befehl der neu ins Amt getretenen Strategen Hippokrates und Demosthenes ein Angriff auf Megara unternommen, der zwar sein eigentliches Ziel nicht erreichte, aber doch die Hafenstadt von Megara, Nisäa, in die Hand der Athener brachte.

Indes auch die Gegner entschlossen sich jetzt zu kräftigem Handeln. Die Einfälle in Attika selbst hatten sich freilich als nutzlos erwiesen, und auf dem Meere war noch weniger als früher etwas gegen Athen auszurichten, seit dieses bei Pylos in den Besitz der peloponnesischen Flotte gelangt war. Aber es gab einen Punkt, an dem Athen zu Lande verwundbar war: die thrakische Küste. Hier hatten die Chalkidier um Olynthos seit ihrem Siege bei Spartolos ihre Freiheit behauptet und konnten einem peloponnesischen Heere eine sichere Operationsbasis geben; auch König Perdikkas von Makedonien war bereit, sich am Kriege gegen Athen zu beteiligen. So taten die Spartaner jetzt endlich, was hätte geschehen sollen, solange Poteidäa noch standhielt: sie sandten ein Heer nach Thrakien, allerdings nur 1700 Heiloten und Söldner; aber an der Spitze stand Brasidas, der tüchtigste Offizier, den Sparta in dieser Zeit hatte. Eine Anzahl athenischer Bundesstädte an der thrakischen Küste traten nun sogleich zu den Peloponnesiern hinüber; selbst Amphipolis, die Hauptstadt des athenischen Thrakiens, öffnete Brasidas die Thore. Der Stratege Thukydides, der mit einem Geschwader in der Nähe kreuzte, hatte den Verlust der Stadt nicht zu hindern vermocht und mußte dafür in die Verbannung gehen, aus der er erst nach 20 Jahren zurückgekehrt ist.

Inzwischen hatten die athenischen Waffen auch in Böotien eine schwere Niederlage erlitten. Man dachte die Landschaft, deren Besitz für den Ausgang des Krieges entscheidend gewesen wäre, durch einen kombinierten Angriff in seine Gewalt zu bringen; Demosthenes sollte von Westen her einfallen, während gleichzeitig Hippokrates an der Spitze des ganzen athenischen Aufgebotes von Attika aus die böotische Grenze überschreiten sollte. Der Plan war zu künstlich angelegt, um Erfolg zu haben; Demosthenes griff zu früh an und wurde mit leichter Mühe zurückgewiesen, und als Hippokrates einige Tage später in Böotien einrückte, fand er die feindliche Gesamtmacht zu seinem Empfange bereit. Beim Tempel des delischen Apollon, im Gebiete von Tanagra, kam es zur Feldschlacht, der größten, die bisher in diesem Kriege gekämpft worden war, und die Athener wurden mit einem Verluste von 1000 Hopliten geschlagen, der Feldherr selbst fiel (Herbst 424).

Auch das sizilische Unternehmen brachte nicht die Erfolge, die man in Athen erwartet hatte. Die athenische Flotte hatte nach der Einnahme von Sphakteria ihre Fahrt nach dem Westen fortgesetzt, und ihre Ankunft hatte denn auch den Erfolg, die Syrakusier zum Frieden geneigt zu machen. Die athenischen Bundesgenossen auf Sizilien nahmen die gebotene Hand an, und so kam man auf einem Kongreß, der in Gela gehalten wurde, bald zur Verständigung, im wesentlichen auf der Grundlage des gegenwärtigen Besitzstandes (Frühjahr 424). Die große athenische Flotte konnte nach Hause zurückkehren, ohne überhaupt in Tätigkeit getreten zu sein, und der Plan, Sizilien der Herrschaft Athens zu unterwerfen, war für jetzt gescheitert.

Diese Reihe von Mißerfolgen gab in Athen der Friedenspartei das Übergewicht, und es wurde zunächst ein Waffenstillstand auf die Dauer eines Jahres geschlossen. Nur in Thrakien dauerten die Feindseligkeiten fort, da Brasidas die athenische Bundesstadt Skione nicht preisgeben wollte, die während der Verhandlungen über den Waffenstillstand zu ihm abgefallen war. Infolgedessen wurde die Waffenruhe bei ihrem Ablauf nicht erneuert, ohne daß es deswegen zum Wiederausbruch der Feindseligkeiten im eigentlichen Griechenland gekommen wäre; wohl aber ging Kleon an der Spitze eines Heeres nach Thrakien in See, um Amphipolis wieder zum Gehorsam zurückzubringen (Sommer 422). Doch bei einer Rekognoszierung gegen die Stadt wurde er unversehens von Brasidas angegriffen, sein Heer auseinandergesprengt, er selbst auf der Flucht erschlagen. Von den Siegern sollen nur sieben Mann gefallen sein, aber unter diesen sieben war Brasidas.

So waren an einem Tage die beiden Männer aus dem Wege geräumt, die bisher in

Athen und Sparta die Führer der Kriegspartei gewesen waren. Nikias kam nun wieder zu leitendem Einfluß und er benutzte ihn, um mit Sparta Verhandlungen zu beginnen, die denn auch im nächsten Frühjahr zum Abschluß des Friedens führten (421). Der Besitzstand vor dem Kriege sollte soweit als möglich wiederhergestellt werden. Die Spartaner sollten also Amphipolis, die Athener Pylos und Kythera herausgeben; statt des zerstörten Platää sollten die Athener Nisäa behalten. So war denn, wenn auch um den Preis ungeheurer Opfer, das Programm durchgeführt worden, mit dem Perikles in den Krieg getreten war; Athen ging mit unverminderter Macht aus dem Kampfe hervor, während Sparta nichts von dem erreicht hatte, wofür es zu den Waffen gegriffen hatte.

Doch der Ausführung der Friedensbedingungen stellten sich unerwartete Schwierigkeiten entgegen. Der Spartaner Klearidas, der nach Brasidas' Tode in Amphipolis kommandierte, war keineswegs geneigt, vielleicht auch wirklich nicht imstande, die Stadt gegen den Willen ihrer Bewohner den Athenern auszuliefern; er begnügte sich also, seine Truppen herauszuziehen und nach dem Peloponnes zurückzuführen. Infolgedessen weigerten sich natürlich die Athener, die von ihnen im spartanischen Gebiete besetzten Plätze zu räumen. Ja selbst von Spartas Bundesgenossen traten die beiden mächtigsten Staaten, Korinth und Böotien, dem Frieden nicht bei und suchten Anschluß bei Argos. Demgegenüber schloß Sparta mit Athen ein Bündnis zur Aufrechterhaltung des Friedens und erreichte damit, daß wenigstens die Gefangenen von Sphakteria in Freiheit gesetzt wurden. Sonst aber blieb das Bündnis ein toter Buchstabe, da die schwebenden Differenzpunkte eben nicht aus der Welt zu schaffen waren. Das hatte denn zur Folge, daß Korinth und Böotien wieder in ihr altes Bundesverhältnis zu Sparta zurückkehrten. Dagegen konnte Sparta mit Argos zu keiner Verständigung kommen, da dieses als Preis die Rückgabe der Kynuria forderte, die ihm Sparta vor hundert Jahren entrissen hatte. Durch dies alles gewann auch in Athen die Kriegspartei wieder die Oberhand. In den Strategenwahlen im Frühjahr 420 unterlag Nikias, und Alkibiades trat an seine Stelle. Er war ein noch junger Mann, kaum dreißig Jahre alt, ein naher Verwandter des Perikles, in dessen Hause er aufgewachsen war. Seine Familienverbindungen, sein Reichtum, vor allem seine körperlichen Vorzüge und seine hohe geistige Begabung hatten ihn schon als Jüngling in der vornehmen athenischen Gesellschaft eine tonangebende Stellung verschafft; er war das Ideal der jeunesse dorée, die sich auf den Übermenschen herausspielte und alle Rücksichten auf Religion und Sitte als überlebt verurteilte und beiseite warf. Und da der Pöbel in Athen trotz aller demokratischen Freiheit ganz ebenso servil war, als der Pöbel überall und zu allen Zeiten gewesen ist, so konnte einem solchen Manne eine rasche Karriere nicht fehlen. Auf Alkibiades' Antrag wurde jetzt ein Bündnis mit Argos geschlossen, dem die übrigen demokratischen Staaten des Peloponnes, Mantineia und Elis, sogleich beitraten (420). Sparta schritt nun zum Kriege gegen Argos, und es kam vor den Toren von Mantineia zur Entscheidungsschlacht, an der auf argeiischer Seite auch athenische Truppen teilnahmen. Der Sieg blieb den Spartanern, deren alter durch die Niederlage bei Pylos erschütterter Kriegsruhm hier glänzend hergestellt wurde (418). Spartas herrschende Stellung im Peloponnes war damit aufs neue befestigt. Übrigens blieb der Frieden zwischen Sparta und Athen zunächst ungestört, da die Athener sich jeder Verletzung spartanischen Gebietes enthalten hatten und die Unterstützung eines verbündeten Staates am dritten Orte nach griechischem Völkerrecht nicht als Friedensbruch galt. Natürlich blieb aber die Niederlage von Mantineia auf die inneren Zustände Athens nicht ohne Rückwirkung; die Kriegspartei wurde zurückgedrängt, und ihr Führer, der Lampenfabrikant Hyperbolos, der nach Kleons Tode dessen Platz eingenommen hatte, wurde durch den Ostrakismos in die Verbannung gesandt. Alkibiades, dem dasselbe Schicksal gedroht hatte, rettete sich durch Anschluß an Nikias.

Inzwischen trat eine Verwicklung ein, welche Athen veranlaßte, seine Kräfte nach einer ganz anderen Seite hin zu wenden. Seit dem Frieden von Gela hatte Athen den Angelegenheiten des Westens gegenüber sich völlig passiv verhalten, als ob es dort gar keine Interessen wahrzunehmen gehabt hätte. Man ließ es geschehen, daß die Syrakusier das verbündete Leontinoi in Besitz nahmen, ohne sich zu mehr als zu einem diplomatischen Protest aufzuraffen (423), und so versuchten einige Jahre später die Selinuntier einer zweiten mit Athen

verbündeten Stadt, Segesta, das gleiche Schicksal zu bereiten. Auch jetzt trat Nikias, getreu seiner Politik der Sammlung, für die Ablehnung der Hilfe ein, welche die Segestaner in Athen forderten. Aber er hatte die öffentliche Meinung nicht mehr hinter sich. Athen lebte ja mit aller Welt in Frieden, die Wunden, die der letzte Krieg geschlagen hatte, waren zum großen Teil vernarbt, die Seeherrschaft stand fester als je. Man war also in der Lage, zu helfen; über die vertragsmäßige Verpflichtung dazu konnte kein Zweifel sein, um so weniger, als Segesta sich erbot, die Kosten zu tragen, wohl aber war es klar, daß auch der letzte Rest des athenischen Einflusses im Westen verloren gehen mußte, wenn man auch jetzt untätig blieb. Das waren die Gesichtspunkte, die Alkibiades gegen Nikias geltend machte; er sah sich bereits im Geiste an der Spitze der Flotte, die nach Sizilien gehen sollte und träumte von der Gründung eines großen Kolonialreiches im Westen, das Athen Ersatz geben sollte für die Verluste, die es durch Brasidas in Thrakien erlitten hatte. Demgegenüber blieb Nikias' Widerstand vergeblich, selbst die eigenen Parteigenossen ließen ihn im Stich, und seine Warnungen hatten nur den Erfolg, daß man beschloß, eine Expedition in solcher Stärke zu rüsten, daß jeder Mißerfolg ausgeschlossen schien. Es wurden 134 Kriegsschiffe mit 5000 Hopliten an Bord zu dem Unternehmen bestimmt; Nikias selbst erhielt neben Alkibiades den Befehl über diese Streitkräfte. Die Vorsicht des einen sollte dem jugendlichen Ungestüm des anderen als Gegengewicht dienen (415).

Münze von Syrakus.
Arbeit des Stempelschneiders Kimon.

Die Flotte lag segelfertig, als ein unerhörtes Ereignis Athen in fieberhafte Aufregung stürzte; man fand eines Morgens alle die zahlreichen Hermen, welche die Straßen und Plätze der Stadt schmückten, ihrer Köpfe beraubt. Es war klar, daß man es hier mit dem planmäßigen Vorgehen einer Bande von Verschwörern zu tun hatte, und ebenso klar, daß der Zweck der Sache kein anderer sein konnte, als durch den Eindruck dieses ungünstigen Vorzeichens auf die abergläubische Menge das sizilische Unternehmen noch in letzter Stunde zu verhindern. Die Polizei in Athen war so schlecht, daß die Täter ganz ungestört und unbemerkt ihr Werk hatten vollbringen können; und auch die Untersuchungskommission, die sogleich mit unbeschränkter Vollmacht eingesetzt wurde, hat kein Licht in die Sache gebracht. Natürlich regnete es Denunziationen; und da man einmal auf Religionsfrevel fahndete, konnte es nicht fehlen, daß auch andere Vergehen ähnlicher Art zur Anzeige kamen. So wurde Alkibiades schuld gegeben, er habe in seinem Hause mit lustigen Gesellen eine Parodie der eleusinischen Mysterien aufgeführt. Alkibiades verlangte nun, sogleich vor Gericht gestellt zu werden; wer konnte es wagen, den Feldherrn zu verurteilen, der an der Spitze eines ihm ergebenen Heeres stand, und auf dem allein die Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang des sizilischen Unternehmens beruhte? Aber eben darum wußten seine Feinde es durchzusetzen, daß der Prozeß vertagt wurde; um den Abgang der Flotte nicht zu verzögern, wurde beschlossen, daß die Sache nach dem Ende des Feldzuges zur Verhandlung kommen sollte. Alkibiades war es zufrieden; der Eroberer Siziliens konnte der Freisprechung sicher sein.

So segelte die Flotte denn ab und gelangte auch ohne Unfall in die sizilischen Gewässer. Aber von den alten Verbündeten Athens waren nur Naxos und nach einigem Zögern auch Katane bereit, das Unternehmen zu unterstützen; die übrigen Städte hielten sich neutral, und es zeigte sich nur zu bald, daß von Segesta keine wirksame Hilfe zu erwarten war. Inzwischen war in Athen die Untersuchung in der Sache der Religionsfrevel weitergegangen, die Erregung der öffentlichen Meinung stieg höher und höher, und unter geschickter Benutzung dieser Stimmung gelang es Alkibiades' Feinden, einen Volksbeschluß durchzusetzen, durch den dieser zur Verantwortung nach Hause gerufen wurde. Alkibiades wagte es nicht, sich dem Befehle zu widersetzen, und trat die Rückreise an; als er aber nach Thurioi gelangt war, ver-

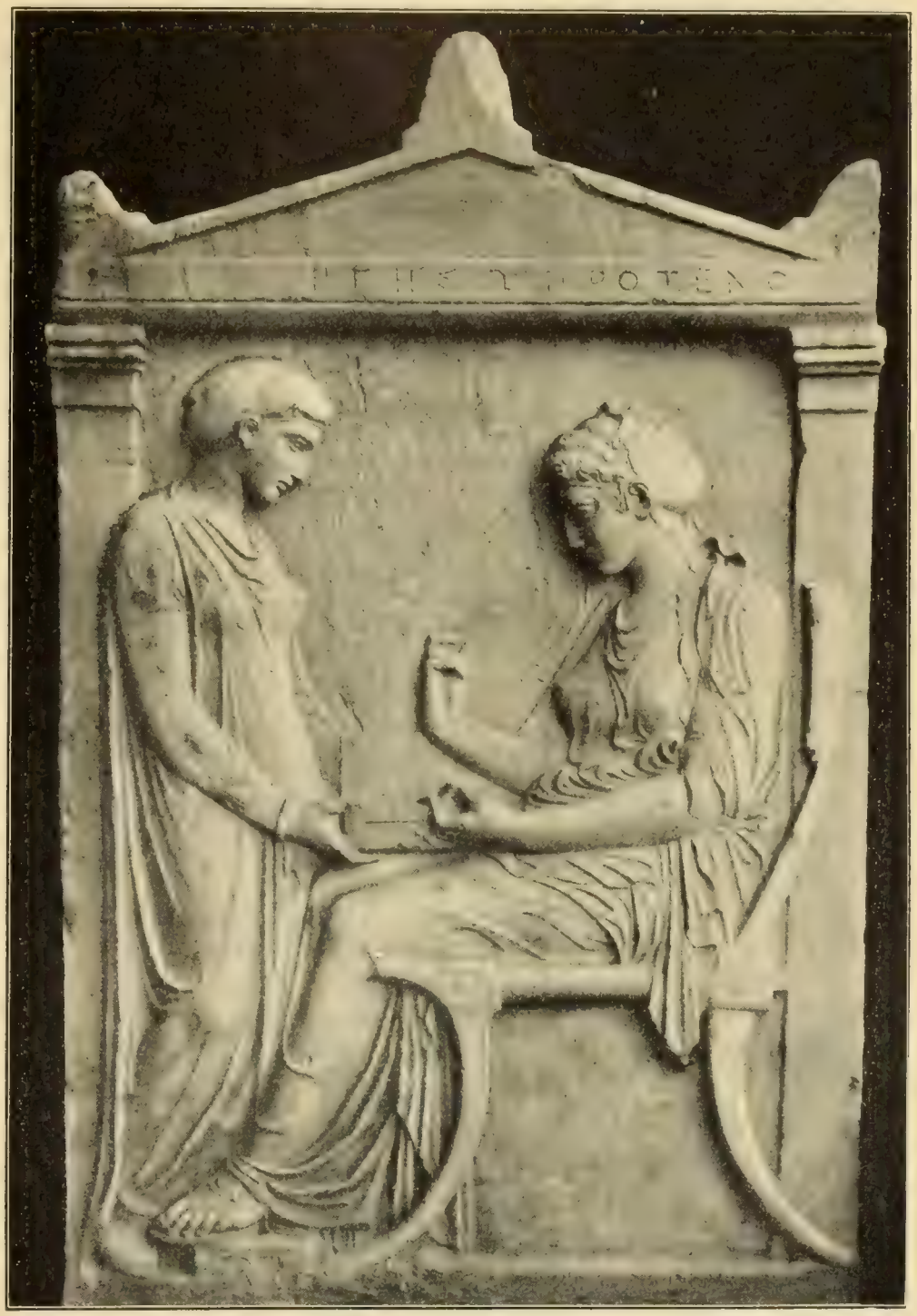
ließ er sein Schiff und entwich nach dem Peloponnes. Daraufhin sprach das athenische Geschworenengericht das Todesurteil über ihn aus und verfügte die Einziehung seines Vermögens.

Die Führung des Krieges in Sizilien lag jetzt in Nikias' Händen. Statt aber sogleich zum Angriff auf Syrakus zu schreiten, wo nichts zur Verteidigung vorbereitet war, ließ er den ganzen Rest des Sommers ungenützt verstreichen, erst im Spätherbst erschien er vor der feindlichen Stadt und erfocht hier über das syrakusische Aufgebot einen glänzenden Sieg, der aber bei der vorgerückten Jahreszeit unfruchtbar blieb. Er nahm darauf Winterquartiere in Katane und entschloß sich dann endlich im nächsten Frühjahr (414), die Belagerung zu beginnen. Die Höhen von Epipolä, welche die Stadt strategisch beherrschen, fielen nach kurzem Kampfe in seine Hand, zur See wagten die Syrakusier überhaupt keine Schlacht, so daß die athenische Flotte ungehindert in den „großen Hafen" von Syrakus einlaufen konnte, die Meerbucht, die sich südlich der Stadt öffnet und außerhalb der Festungswerke lag. Am Ufer dieses Hafens schlug Nikias sein Lager auf und ging nun daran, eine befestigte Linie über den etwa 6 Kilometer breiten Isthmos zu führen, der die Stadt mit dem Innern der Insel verbindet. Da die athenische Flotte das Meer beherrschte, würde Syrakus durch die Vollendung dieses Werkes jede Unterstützung von außen abgeschnitten worden sein, was dann in nicht allzu langer Zeit den Fall der Stadt nach sich gezogen haben würde.

Vergebens versuchten die Syrakusier, den Fortschritt der athenischen Arbeiten durch eine Reihe von Ausfallsgefechten zu hindern. Da im letzten Augenblick kam der bedrängten Stadt Rettung. Im Peloponnes erkannte man sehr wohl, welche furchtbare Gefahr die Eroberung Siziliens durch Athen bringen mußte, und hatte infolgedessen schon im Winter begonnen, zum Entsatz von Syrakus eine Flotte zu rüsten. Dieses Geschwader war freilich noch lange nicht segelfertig; auf die Nachricht von dem Beginn der Belagerung aber glaubte man nicht länger zögern zu dürfen, und so ging der Spartaner Gylippos mit vier Schiffen, die gerade zur Hand waren, nach dem Westen in See. Mit so geringen Streitkräften konnte er es freilich nicht wagen, direkt nach Syrakus zu segeln und die athenische Blockadeflotte zu durchbrechen; und da der ganze Osten der Insel in der Gewalt des Feindes war, blieb ihm nichts übrig, als durch die Straße von Messina nach Himera an der Nordküste Siziliens zu fahren und dort seine Leute an Land zu setzen. Hier sammelte er Truppen aus den mit Syrakus verbündeten Städten und zog dann an der Spitze von 3000 Mann quer durch das Innere der Insel auf Syrakus. Die athenische Umfassungslinie war noch nicht vollendet; und da Nikias nichts weniger erwartete als die Ankunft eines feindlichen Entsatzheeres, gelang es Gylippos, ungehindert in die Stadt einzurücken, wo er nun sogleich den Oberbefehl übernahm. Ohne Zeit zu verlieren, schritt er zum Angriff auf die athenischen Linien und war glücklich genug, im ersten Anlauf die Werke auf der Höhe von Epipolä wegzunehmen, die den Schlüssel der feindlichen Stellung bildeten. Nun rückten die Athener zur Schlacht aus, wurden aber in ihre befestigten Linien in der Nähe des großen Hafens zurückgeworfen, und Gylippos konnte Epipolä mit der Stadt durch eine Mauer verbinden, welche die Richtung der athenischen Zirkumvallationslinie im rechten Winkel schnitt und so deren Weiterführung nach Norden hin unmöglich machte. Die Gefahr der Einschließung war damit abgewendet, Syrakus hatte die Verbindung mit dem Innern der Insel frei, und Nikias sah sich in die Defensive gedrängt.

Jetzt strömten der belagerten Stadt von allen Seiten Verstärkungen zu. Noch im Herbst kam ein Geschwader von zwölf Schiffen aus der Mutterstadt Korinth, im Frühjahr (413) 1600 Hopliten aus dem Peloponnes und Böotien; auch Gela und andere sizilische Städte sandten Truppen. Die athenische Flotte dagegen, die nun schon seit anderthalb Jahren im Dienst stand, war zum großen Teil kaum mehr seetüchtig, und so konnten die Syrakusier es wagen, dem Feind auf seinem eigenen Element entgegenzutreten. Der erste Versuch freilich führte zu einem Mißerfolg; aber während die Athener durch den Kampf zur See beschäftigt waren, nahm Gylippos mit dem Landheer die Befestigungen auf dem Vorgebirge Plemmyrion, das der Stadt gegenüber von Süden her vorspringend die Einfahrt in den großen Hafen beherrscht. Die Verbindung der Athener zur See mit ihrer Operationsbasis Katane war dadurch in hohem Grade erschwert. Bald boten die Syrakusier dem Feinde noch einmal die Seeschlacht, und diesmal blieb ihnen der Sieg. Nikias war jetzt vollständig eingeschlossen und verloren, wenn nicht bald Entsatz kam.

Inzwischen war auch in Griechenland der Krieg wieder zum Ausbruch gekommen. Athen und Sparta hatten einander in den letzten Jahren zwar am dritten Ort nach Möglichkeit Abbruch getan, sich aber doch gescheut, durch Verletzung des Gebietes des anderen Teiles den beschworenen Frieden offen zu brechen. Endlich im Sommer 414, als die Spartaner einen verheerenden Einfall in das Gebiet von Argos unternahmen, ließen sich die Athener verleiten, eine Landung an der lakonischen Küste zu machen. So bekamen denn auch die Spartaner freie Hand, und im nächsten Frühjahr (413) überschritt das peloponnesische Bundesheer zum erstenmal wieder seit 12 Jahren die attische Grenze. Diesmal aber galt es nicht, wie früher, einen flüchtigen Einfall, Athen sollte dauernd in Atem gehalten werden; man errichtete also auf den Höhen von Dekeleia, etwa 20 Kilometer im Norden der Stadt, ein befestigtes Lager, in dem König Agis mit einer starken Besatzung nach Abzug des Hauptheeres zurückblieb.



Attische Grabstele: Relief der Hegeso, Original in Athen.
Nach Brunn, Denkmäler der griech. u. röm. Kultur. Verlag F. Bruckmann, A.-G.

Aber obgleich man den Feind im eigenen Hause hatte, gab man in Athen das sizilische Unternehmen nicht auf. Man rüstete eine neue Expedition aus, nicht viel schwächer als diejenige, die vor zwei Jahren unter Nikias und Alkibiades nach dem Westen gezogen war, und stellte sie unter den Befehl des besten Feldherrn, den man noch hatte, des Siegers von Sphakteria, Demosthenes. Es waren 65 Kriegsschiffe, mit etwa 5000 Hopliten an Bord, die bald nach Mittsommer 413 in den großen Hafen von Syrakus einliefen. Sie kamen eben zu rechter Zeit, um eine Katastrophe des Belagerungsheeres abzuwenden, das bereits von allen Seiten eingeschlossen war, und ihr Eintreffen änderte mit einem Schlage die ganze militärische Lage. Demosthenes war denn auch entschlossen, ohne Zögern die Gunst des Momentes zu benutzen. Alles hing ab von dem Besitze der das Gelände beherrschenden Höhe von Epipolä. Da ein offener Angriff auf die dort errichteten syrakusischen Befestigungen keinen Erfolg hatte, versuchte man es mit einem nächtlichen Überfall. Es gelang denn auch, den Feind vollständig zu überraschen. Unbemerkt erstiegen die athenischen Heersäulen die Höhen,

die syrakusischen Werke wurden genommen und die aus dem Schlaf aufgeschreckten Verteidiger nach der Stadt hin zurückgetrieben. Aber die peloponnesischen und böotischen Kontingente im syrakusischen Heer ließen sich von der allgemeinen Panik nicht fortreißen und rückten dem Feinde entgegen; beim fahlen Lichte des Mondes kam es zum Nachtgefecht, und die Spitzen der athenischen Kolonne hielten dem unerwarteten Angriff nicht stand. Ihr Zurückweichen riß die nachdringenden Abteilungen mit fort, bald kam das ganze Heer in Verwirrung, und endlich löste sich alles in regelloser Flucht. Der athenische Überfall war mit schwerem Verlust abgewiesen.

Ein längeres Verweilen vor Syrakus war nach dieser Niederlage ganz zwecklos, und demgemäß drang Demosthenes auf schleunige Aufhebung der Belagerung. Nikias aber fürchtete die Verantwortung für das zum größten Teil durch seine Schuld mißlungene Unternehmen; auch hatte er Verbindungen in Syrakus und glaubte mit deren Hilfe die Stadt doch noch in seine Gewalt zu bekommen. Das war nun freilich, wie sich bald zeigte, eine vergebliche Hoffnung, und so wurde denn endlich die Abfahrt beschlossen. Aber als alles bereit war, verfinsterte sich die Mondscheibe (27. August 413), und dies böse Zeichen war für Nikias ein willkommener Vorwand, die Abfahrt noch zu verschieben. Das Schicksal des Heeres war damit entschieden, denn die Syrakusier boten nun dem Feinde aufs neue die Seeschlacht an, die dieser nicht weigern konnte, wenn er seine Verbindungen offenhalten wollte. Doch in den engen Gewässern des Hafens konnten die Athener ihre überlegene Manöverierfähigkeit nicht zur Geltung bringen, während ihre leicht gebauten Trieren den Stößen der schwereren syrakusischen Schiffe nicht zu widerstehen vermochten. So endete der Tag mit einer vollständigen Niederlage der Athener. Die Syrakusier sperrten nun die Einfahrt des Hafens; ein verzweifelter Versuch, den die Athener mit dem Aufgebot aller noch verfügbaren Schiffe unternahmen, die Blockade zu sprengen, wurde abgewiesen und führte zum Verlust der Hälfte der athenischen Flotte. Die Stellung vor Syrakus war nun nicht länger zu halten, und es blieb nichts übrig als der Rückzug zu Lande auf Katane. Aber der direkte Weg dahin war durch die syrakusischen Befestigungen auf Epipolä versperrt, ein Versuch, den Durchzug durch die Pässe des Anapostales zu erzwingen, wurde von den Syrakusiern vereitelt, und so sahen die Athener sich genötigt, zunächst nach Süden hin auszubiegen, um dann das Hochland im Innern der Insel zu gewinnen, und so auf weitem Umweg endlich ihr Ziel zu erreichen. Man hatte noch etwa 20 000 Mann, davon aber kaum die Hälfte wirkliche Kombattanten, der Rest militärisch wertlose Flottenmannschaften; auch waren die Truppen natürlich durch die beständigen Niederlagen stark demoralisiert. Bei ihrer großen Überlegenheit an Reitern und Leichtbewaffneten war es den Syrakusiern möglich, dem Feinde auf den Fersen zu bleiben und ihn beständig in Atem zu halten. Darüber kam das athenische Heer auseinander; Demosthenes, der die Nachhut führte, wurde von Nikias abgeschnitten und mit 6000 Mann zur Ergebung gezwungen. Nikias war inzwischen, unbekümmert um das Schicksal der Waffenbrüder, weitermarschiert und an den Asinaros gelangt, einem kleinen Küstenfluß in der Nähe des heutigen Noto. Hier wurde er von allen Seiten angegriffen, bald löste die Ordnung in seinem Heer sich auf und es erfolgte ein furchtbares Blutbad; endlich mußte sich Nikias selbst den Siegern ergeben (Mitte September 413). Nur dürftigen Trümmern des Heeres gelang es, Katane zu erreichen.

Die beiden athenischen Feldherren wurden gegen alles hellenische Kriegsrecht zum Tode geführt, die übrigen Gefangenen in jenen Steinbrüchen interniert, die heute, von üppigster Vegetation bedeckt, einen der hauptsächlichsten Anziehungspunkte für den Besucher von Syrakus bilden, damals aber mit ihren kahlen Felswänden ein Bild trostloser Öde boten. Hier blieben sie den ganzen Winter, bei dürftigster Nahrung allen Unbilden der Witterung preisgegeben; was aus denen geworden ist, die diese Schreckenszeit überstanden, erfahren wir nicht.

Es war die furchtbarste Katastrophe, die bisher ein hellenisches Heer betroffen hatte; Gylippos hatte erreicht, was das höchste Ziel des Feldherrn bildet, die völlige Vernichtung des Feindes. Der beste Teil der athenischen Flotte war zugrunde gegangen und damit zugleich der Nimbus der Unbesiegbarkeit zerrissen, der bisher diese Flotte umgeben hatte. Was Sparta so lange erstrebt hatte, schien jetzt in nächste Nähe gerückt, die Zerstörung der attischen Seeherrschaft und damit des attischen Reiches. Niemand glaubte, daß Athen nach diesem Schlage imstande sein würde, auch nur noch einen Feldzug zu überstehen.

Zwei Metopen vom Parthenon auf der Akropolis zu Athen.

13. Der Fall der Demokratie.

Seit einem halben Jahrhundert war die Demokratie in dem bei weitem größten Teile der griechischen Welt die herrschende Staatsform. Die Vorrechte der Geburt und des Besitzes waren gefallen, und gleiches Recht für alle war an die Stelle getreten. So hätte es wenigstens sein sollen. Aber die Wirklichkeit sah auch hier ganz anders aus als die Theorie. Wenn die Majorität der Volksversammlung in allen politischen Fragen den Ausschlag gab, die Majorität aber, wie es nicht anders sein konnte, von den unteren Klassen gebildet wurde, so war es natürlich, daß diese Klassen ihre Macht im eigenen Interesse gebrauchten, nicht anders, als es einst zur Zeit der Adelsherrschaft die oberen Klassen getan hatten. Es fehlte nicht an gewissenlosen Demagogen, welche die Massen weiter und weiter drängten; hat doch selbst ein so besonnener Staatsmann wie Perikles ihnen größere Konzessionen machen müssen, als gut war. Und auch ganz abgesehen davon war die Menge, welche die Volksversammlungen füllte, weit entfernt von der politischen Reife, die sie zu einem eigenen Urteile über die Fragen der äußeren Politik und der inneren Verwaltung befähigt hätte, die sie doch in letzter Instanz zu entscheiden hatte. Es konnte nicht fehlen, daß sie zum willenlosen Werkzeug wurde in den Händen derer, die es verstanden hatten, durch welche Mittel immer sich ihr Vertrauen zu erwerben.

Noch schlimmer waren die Zustände in der Rechtspflege. In der griechischen Demokratie war jeder Bürger, der ein gewisses Alter erreicht hatte, meist 30 Jahre, zum Geschworenen qualifiziert, er mochte so arm sein wie er wollte; um nun der Gefahr der Bestechung zuvorzukommen, wurden die Gerichtshöfe mit sehr zahlreichen Richtern, in der Regel mehreren Hunderten, besetzt; eine so große Zahl aber war nur zusammenzubringen, wenn den Richtern aus der Staatskasse Diäten gezahlt wurden. Das hatte natürlich zur Folge, daß die ärmeren Klassen zu dem Richteramte sich drängten, bei dem mühelos ein Tagelohn zu verdienen war, während die Wohlhabenden sich mehr und mehr davon fernhielten, da die wenigen Pfennige des Richtersoldes für sie nicht ins Gewicht fielen. So wurden die Gerichtshöfe bald zur Domäne des Pöbels, und es bildete sich in den größeren Städten, namentlich in Athen, ein förmliches Geschworenenproletariat, dessen Mitglieder Tag für Tag auf den Bänken der Gerichtshöfe saßen. Gewissenlosen Anklägern war es ein leichtes, die politischen

Leidenschaften solcher hundertköpfigen Richterkollegien aufzustacheln oder ihre Habsucht rege zu machen, und es ist oft genug vorgekommen, daß reiche Angeklagte verurteilt wurden, bloß damit ihr Vermögen konfisziert und unter die Menge verteilt oder zur Bestreitung des Richtersoldes verwandt werden konnte. Diese Gefahr hing stets wie ein Damoklesschwert über den Häuptern der Besitzenden: es gab zahlreiche Winkeladvokaten, sog. Sykophanten, die ein Geschäft daraus machten, von reichen Leuten durch die Drohung mit einer Anklage Geld zu erpressen.

Solche Zustände mußten bei den besitzenden Klassen eine tiefe Erbitterung gegen die herrschende demokratische Staatsform hervorrufen. „Es ist verzeihlich," schreibt ein Mann aus diesen Kreisen in der Zeit des peloponnesischen Krieges, „wenn ein Mensch aus dem Volke demokratisch gesinnt ist. Denn jedem ist es zugute zu halten, wenn er für seinen eigenen Vorteil sorgt; wer aber nicht zum gemeinen Volk gehört und doch lieber in einer Demokratie leben möchte als in einer Oligarchie, der denkt im Trüben zu fischen und weiß, daß seine Schurkereien eher in einem demokratischen Staate durchgehen als in einem oligarchischen." Die so dachten, richteten naturgemäß den Blick auf Sparta, das fast allein in Griechenland nach den Perserkriegen der demokratischen Strömung widerstanden hatte. Die gebildete Jugend schwärmte für spartanisches Wesen und gefiel sich darin, es in allen Äußerlichkeiten nachzuahmen; der kurze Mantel, die lakonischen Schuhe, das nach spartanischer Art lang herabwallende Haar wurden Mode bei den athenischen Stutzern. Die spartanische Verfassung fand unbegrenzte Bewunderung. Die Idealverfassungen, wie sie in dieser Zeit Hippodamos aus Milet, etwas später Platon entwarfen, haben an sie angeknüpft und ihr namentlich den Grundgedanken einer ständischen Gliederung der Gesellschaft entnommen. Das alles hat mächtig dazu beigetragen, der spartanischen Vorherrschaft in Griechenland den Weg zu ebnen. Freilich an die Einführung spartanischer Zustände konnte kein verständiger Politiker denken, wohl aber an eine Rückkehr zu den Zuständen, welche in der guten alten Zeit, vor den Perserkriegen, oder gar vor Solon bestanden hatten. Das wurde jetzt das Losungswort in den gebildeten Kreisen; zahlreiche geheime Verbindungen, sog. „Hetärien", traten zusammen, den Boden für diese Reform vorzubereiten und inzwischen den Mißbräuchen der bestehenden Staatsform nach Kräften zu steuern. Solange allerdings die athenische Seeherrschaft der Demokratie ihren mächtigen Rückhalt gab, hatte das alles nur wenig zu bedeuten gehabt. Jetzt aber, wo die athenische Flotte im Hafen von Syrakus zugrunde gegangen war, begann die Reaktion überall ihr Haupt zu erheben. Sie konnte es mit um so größerer Aussicht auf Erfolg, je schwerer die athenische Herrschaft auf den Bundesstaaten gelastet hatte. Auch die breiten Volksmassen waren hier zum Abfall bereit, und arbeiteten damit, ohne es zu wollen, der Reaktion in die Hände.

In Athen gab man sich natürlich über die drohende Gefahr keiner Täuschung hin, aber man ließ trotz des schweren Schlages den Mut nicht sinken. Noch stand ja das Reich und noch immer verfügte man über eine Flotte, die der peloponnesischen reichlich gewachsen war. Auch an finanziellen Mitteln fehlte es nicht: lag doch auf der Burg eine Reserve von 1000 Talenten (etwa $5^1/_2$ Millionen Mark), die man gleich am Anfang des Krieges für den äußersten Notfall beiseite gelegt hatte. Die Tribute allerdings waren bereits auf eine solche Höhe geschraubt, daß an eine weitere Steigerung nicht zu denken war; man entschloß sich also dazu, sie ganz aufzuheben und durch einen Wertzoll von $5\,^0/_0$ auf die Ein- und Ausfuhr aller Häfen des Reiches zu ersetzen. Man hoffte damit die Einnahmen zu erhöhen, während zugleich bei dieser indirekten Besteuerung die Notwendigkeit wegfiel, rückständige Tributzahlungen durch Exekution einzutreiben, was so viel böses Blut gemacht hatte. Es war ein großer Schritt auf dem Wege zum Einheitsstaate, der damit getan wurde; aber jetzt war es freilich zu spät.

Denn auf die Nachricht von der Katastrophe in Sizilien waren von allen Seiten aus dem athenischen Reich Botschaften nach Sparta gekommen, die den Abfall in Aussicht stellten, sobald eine peloponnesische Flotte sich zeigen würde. Man beschloß darauf hin, zunächst Chios die Hand zu reichen, der mächtigsten athenischen Bundesstadt, und der einzigen, die eine starke Marine besaß, deren Anschluß also von entscheidender Bedeutung werden mußte. Um Mittsommer 412 gingen 5 spartanische Schiffe dahin ab, deren Erscheinen Chios zum Übertritt auf die peloponnesische Seite bestimmte; das ganze festländische Jonien folgte sogleich diesem

Die Akropolis von Athen, im Vordergrunde die Pnyx
Nach einer photographischen Aufnahme von Fratelli Alinari zu Florenz

Beispiel. Und jetzt trat auch Persien aus der Neutralität heraus, die es bisher dem Kriege in Griechenland gegenüber im großen und ganzen bewahrt hatte. In Milet wurde zwischen dem Satrapen von Sardes, Tissaphernes, und den Peloponnesiern ein Vertrag abgeschlossen, in dem sich Persien verpflichtete, der in den asiatischen Gewässern operierenden Flotte für die ganze Dauer des Krieges gegen Athen den Sold zu zahlen, wogegen die Peloponnesier das Recht des Königs auf alles Gebiet anerkannten, das ihm selbst oder seinen Vorfahren gehört hatte. Die asiatischen Griechen waren damit den Barbaren ausgeliefert und die wichtigste Errungenschaft der Perserkriege preisgegeben; aber man hatte keine andere Wahl, da sonst die Kosten eines langen Seekrieges nicht aufzubringen gewesen wären. Übrigens schloß man den Vertrag mit dem Hintergedanken, ihn nach errungenem Siege nicht zu erfüllen; aber auch Sparta sollte die Erfahrung machen, daß man nicht ungestraft seine Seele dem Bösen verschreibt.

Inzwischen hatte Athen eine starke Flotte in den ionischen Gewässern versammelt; auf Chios und bei Milet wurden Truppen ans Land gesetzt und die Gegner in mehreren Treffen geschlagen. Das Erscheinen einer peloponnesischen und syrakusischen Flotte von 55 Kriegsschiffen veranlaßte die Athener indes, die bei Milet gelandeten Truppen wieder an Bord zu nehmen und nach Samos zurückzugehen. Während des Winters fielen dann auch Knidos und Rhodos zum Feinde ab, so daß den Athenern jetzt an der kleinasiatischen Westküste wenig mehr blieb als die Inseln Samos und Lesbos. Es war klar, daß das nächste Jahr weitere Verluste bringen würde und überhaupt ließ sich nicht absehen, wie Athen auf die Dauer sich der Koalition zwischen den Peloponnesiern, Syrakus und dem Großkönig gegenüber behaupten sollte.

Die oligarchische Partei hielt jetzt die Zeit zum Umsturz der bestehenden Verfassung gekommen. Eine Reihe der geistig wie gesellschaftlich hervorragendsten Männer der Stadt vereinigten sich zu dem Werke; an der Spitze stand Antiphon, ein ausgezeichneter Redner und Jurist, der sich bisher aus Haß gegen die Demokratie der Politik ferngehalten hatte, dann Peisandros, ein angesehener Staatsmann, der bisher den Radikalen gespielt hatte und sich jetzt als Oligarch enthüllte, weiter Theramenes, dessen Vater Hagnon unter Perikles eine hervorragende Stellung als Staatsmann und Feldherr eingenommen hatte und noch jetzt in der Regierung saß. Auch Alkibiades stand der Bewegung nicht fern. Er hatte sich nach seiner Verbannung nach Sparta gewendet und hier zum Kriege gegen seine Vaterstadt gedrängt; dann hatte er das spartanische Geschwader nach Chios begleitet und wesentlich dazu beigetragen, daß Jonien von Athen abfiel. In Milet war er zu Tissaphernes in intime Beziehungen getreten und lebte jetzt an dessen Hofe in Sardes. Er hoffte durch seinen Einfluß das Bündnis zwischen Persien und Sparta lösen zu können, vorausgesetzt, daß in Athen die „Lumpendemokratie", wie er sich ausdrückte, gestürzt und er selbst zurückgerufen würde. Mit diesen Versprechungen ging Peisandros, der als Kapitän auf der Flotte diente, von Samos nach Athen und brachte die Sache in der Volksvertretung zur Sprache; er erreichte es denn auch, daß das Volk auf das Anerbieten einging, das Athen mit einem Schlage aus seiner verzweifelten Lage befreit haben würde. Es wurde also eine Gesandtschaft nach Sardes geschickt, um mit Tissaphernes zum Abschluß zu kommen. Doch Alkibiades hatte mehr versprochen als er zu halten vermochte. Denn Tissaphernes traute zwar den Peloponnesiern keineswegs, wagte es aber doch nicht, mit ihnen zu brechen, da sie die ganze Küste seiner Satrapie in der Hand hatten; und so blieben die Verhandlungen mit Athen ohne Ergebnis.

In Athen waren indes Androkles und andere Führer der radikalen Partei durch Meuchelmord aus dem Wege geräumt worden. Das Volk war terrorisiert, und so konnte man trotz des Scheiterns der Verhandlungen mit Persien zur Verfassungsänderung schreiten. Alles vollzog sich auf gesetzlichem Wege. Ein Volksbeschluß hob die Demokratie auf und setzte als provisorische Regierung eine Ratsversammlung von 400 Mitgliedern ein, die von den Führern der Bewegung ernannt wurden, mit dem Auftrage, die neue Verfassung auszuarbeiten; die politischen Rechte sollten fortan auf die wohlhabendsten 5000 Bürger beschränkt bleiben und niemand für die Verwaltung von Staatsämtern Besoldung empfangen. Dagegen gelang es nicht, die Flotte bei Samos zur Anerkennung des Staatsstreiches zu bewegen; die Mannschaften weigerten ihren zum größten Teil oligarchisch gesinnten Offizieren den Gehorsam, wählten sich neue Feldherren und übertrugen Alkibiades den Oberbefehl in dem richtigen Gefühl, daß allein er der Mann

sei, den Staat in dieser Krisis zu retten. Sein Ansehen bewirkte denn auch, daß es nicht zum offenen Bürgerkrieg kam und die Leute von dem Verlangen abstanden, gegen den Peiräeus geführt zu werden. Aber das Ansehen der neuen Regierung in Athen war durch den Abfall der Flotte tief erschüttert. Das einzige Mittel, sich in der Macht zu behaupten, war eine rasche Verständigung mit Sparta, und Antiphon war bereit, dafür jeden geforderten Preis zu zahlen, ja, wenn es sein müsse, die Selbständigeit des Staates zu opfern. Als er nun aber Anstalten traf, der spartanischen Flotte den Peiräeus in die Hände zu spielen, sah er sich von seinen eigenen Anhängern im Stich gelassen, die Hopliten begannen zu meutern, und nur das Versprechen der Regierung, schleunigst das Verzeichnis der 5000 vollberechtigten Bürger zu veröffentlichen und von diesen ein neues Regierungskollegium wählen zu lassen, verhinderte den Ausbruch des Bürgerkrieges. Inzwischen war die peloponnesische Flotte nach Euböa weitergefahren, wo alles zum Abfall bereit war. Ein athenisches Geschwader, das dem Feind vor Eretria entgegentrat, wurde mit schwerem Verlust geschlagen, und nun schloß die ganze Insel sich an die Peloponnesier an mit alleiniger Ausnahme der athenischen Kolonie Oreos.

Unter dem Eindruck dieses Schlages brach die oligarchische Regierung zusammen. Von den am schwersten kompromittierten Führern der Bewegung flüchteten die meisten ins spartanische Lager bei Dekeleia; Antiphon blieb und ließ es auf einen Prozeß ankommen, wurde aber trotz seiner glänzenden Verteidigungsrede verurteilt und hingerichtet. In Athen wurde jetzt eine gemäßigte Verfassung eingeführt, so daß die politischen Rechte auf die Bürger beschränkt blieben, die imstande waren, auf eigene Kosten mit schwerer Rüstung zu dienen; die Losämter und die Besoldungen blieben abgeschafft. An die Spitze des Staates trat Theramenes, der im Rate der Vierhundert die Opposition gegen die extreme Richtung Antiphons geleitet und dadurch den Sturz der Oligarchie herbeigeführt hatte. Seine alten Parteigenossen haben ihm natürlich diese Haltung niemals vergessen, wie er andrerseits durch seine Teilnahme an der oligarchischen Richtung den Demokraten immer verdächtig geblieben ist.

Inzwischen waren auch die Städte am Hellespont zu den Peloponnesiern abgefallen, was zur Folge hatte, daß der Kriegsschauplatz nach diesen Gewässern verlegt wurde. Es kam hier, im Herbst des Jahres, in der Nähe von Abydos zu zwei größeren Seetreffen, in denen den Athenern der Sieg blieb, ohne daß sie übrigens imstande gewesen wären, entscheidende Vorteile zu erringen. Im folgenden Frühjahr (410) gelang es dann Alkibiades, die peloponnesische Flotte bei Kyzikos unvermutet anzugreifen und vollständig zu vernichten; doch rettete sich der größte Teil der Mannschaften an die Küste. Athens Meeresherrschaft war damit für den Augenblick wiederhergestellt. Infolgedessen entschloß man sich in Sparta zu Unterhandlungen; man bot den Frieden auf Grund des gegenwärtigen Besitzstandes, so daß Athen über die Hälfte seines alten Reiches geblieben wäre. Dort aber war auf die Nachricht von dem Siege die von Theramenes begründete gemäßigte Verfassung zusammengebrochen und wieder die unbeschränkte Demokratie eingeführt worden; und der Instrumentenmacher Kleophon, der jetzt in der Volksversammlung das große Wort führte, wollte von keinem Frieden wissen, der nicht die Machtstellung Athens in vollem Umfange wiederherstellte. So nahm denn der Krieg seinen Lauf weiter. Man machte nun den Versuch, Jonien zurückzuerobern; aber bei dem Angriff auf Ephesos erlitten die Athener eine schwere Niederlage (409). Auch Pylos und Nisäa gingen um diese Zeit an die Peloponnesier verloren. Dagegen wurden die hellespontischen Städte durch Alkibiades wieder zum Gehorsam gebracht und namentlich das wichtige Byzantion nach langer Belagerung eingenommen (408); die Handelsstraße nach dem Pontos war nun wieder im Besitz der Athener.

Alkibiades hielt es jetzt an der Zeit, nach Athen zurückzukehren und auch dort die Leitung der Dinge in seine Hand zu nehmen (407). Dem sieggekrönten Feldherrn ward ein begeisterter Empfang. Der religiöse Fluch, der noch von dem Mysterienfrevel her auf ihm lastete, wurde von ihm genommen, und das Volk erwählte ihn zum Oberfeldherrn mit unbeschränkter Machtvollkommenheit. Viele erwarteten, daß er noch weiter gehen, die Demokratie stürzen und sich zum Herrn des Staates machen würde; aber er schreckte doch davor zurück, diesen Schritt zu tun, und hielt sich in den gesetzlichen Schranken. Nach einem Aufenthalt von vier Monaten ging er im Herbst an der Spitze einer Flotte von 100 Schiffen nach Jonien, der einzigen Provinz des Reiches, deren Wiederunterwerfung noch nicht gelungen war. Hier aber fand er die Lage

sehr zu ungunsten Athens verändert. Die Peloponnesier hatten in den drei Jahren seit dem Schlage von Kyzikos Zeit gehabt, eine neue Flotte zu schaffen, und vor allem, sie hatten in ihrem neuen Admiral, dem Spartaner Lysandros, endlich den rechten Mann gefunden, diese Flotte zu befehligen. Auch ihre Beziehungen zu Persien waren jetzt besser als je. Tissaphernes war in der Satrapie von Sardes durch Kyros ersetzt worden, den zweiten Sohn des Königs Darcios, einen ehrgeizigen Jüngling, der nichts Geringeres im Sinne hatte, als dereinst mit Verdrängung seines älteren Bruders Artaxerxes selbst den Thron zu gewinnen. Zu diesem Zwecke dachte er sich in Sparta einen sicheren Rückhalt zu schaffen, er trat also sogleich in enge Beziehungen zu Lysandros und gewährte ihm die reichsten Subsidiengelder.

Nachbildung der Athena Parthenos in einer Statuette zu Athen.
Nach Brunn, Denkm. Verlag Bruckmann, A.-G.

Damit aller finanziellen Sorgen enthoben, konnte Lysandros den Krieg in die Länge ziehen, ohne sich in eine Schlacht gegen die überlegene athenische Flotte unter einem Feldherrn wie Alkibiades einzulassen. So lagen die Peloponnesier im Hafen von Ephesos, die Athener im Hafen des benachbarten Notion sich längere Zeit untätig gegenüber. Als aber Alkibiades einmal auf einige Tage von der Flotte abwesend war, griff Lysandros den Feind unerwartet an, und es gelang ihm, den Athenern eine Schlappe beizubringen, die diesen 15 Schiffe kostete (Frühjahr 406). Es war an sich ein recht unbedeutender Erfolg, der die militärische Lage ganz unverändert ließ. Aber die politischen Folgen waren entscheidend für den ganzen weiteren Verlauf des Krieges. Denn jetzt bekamen in Athen Alkibiades' Feinde wieder die Oberhand; und da die Wahlen eben vor der Tür standen, setzten sie es durch, daß Alkibiades nicht wiedergewählt wurde. Das kam in seiner Wirkung einer Absetzung gleich; Alkibiades legte denn auch sofort seine Würde nieder und ging auf seine Schlösser in Thrakien. Den Befehl über die Flotte übernahm Konon.

Auch bei den Peloponnesiern erfolgte bald darauf ein Wechsel im Oberbefehl, da Lysandros' Amtsjahr ablief und die spartanische Verfassung eine Wiederwahl nicht gestattete. So trat jetzt Kallikratidas an die Spitze der Flotte, ein Spartiate von altem Schrot und Korn, der den Krieg durch rasche Schläge zur Entscheidung zu bringen dachte. Er brachte also die Flotte durch Heranziehung von Kontingenten aus Chios und Rhodos auf 140 Schiffe und griff Lesbos an, wo Methymna sogleich mit Sturm genommen wurde; Konon, der mit 70 Schiffen zum Schutz der Insel herbeieilte, wurde geschlagen und im Hafen von Mytilene eingeschlossen. Stadt und Flotte waren verloren, wenn nicht bald Hilfe kam.

Dieser Gefahr gegenüber rafften die Athener sich zu einer letzten Anstrengung auf. Alle Schiffe, die noch im Peiräeus lagen, wurden mit Aufgebot sämtlicher noch verfügbarer Mannschaft, auch von freigelassenen Sklaven, in Dienst gestellt und alle im Ägäischen Meer verstreuten Geschwader herangezogen; so gelang es, eine Flotte von 150 Schiffen zum Entsatz von Mytilene zusammenzubringen. Kallikratidas ließ ein Geschwader zur Beobachtung der Stadt zurück und

fuhr mit seiner Hauptmacht, 120 Schiffen, dem Feinde entgegen; bei der Inselgruppe der Arginusen, am südlichen Eingang in den Sund, der Lesbos vom Festlande trennt, kam es zur Schlacht, und noch einmal blieb der Sieg den Athenern. Kallikratidas fiel, siebzig seiner Schiffe wurden versenkt oder genommen; Mytilene war gerettet, und das Übergewicht der Athener zur See wiederhergestellt. Freilich war der Sieg mit dem Verluste von 25 Schiffen teuer genug erkauft worden, und die Mannschaften dieser Schiffe hatten zum größten Teil den Tod in den Wellen gefunden, da eine hohe See, die nach Beendigung der Schlacht einsetzte, die Bergung der Schiffbrüchigen unmöglich gemacht hatte. So behaupten wenigstens die siegreichen Admirale; von den Seeleuten aber meinten viele, daß eine Rettung der auf den Wracks umhertreibenden Leute sehr wohl ausführbar gewesen wäre, wenn die Admirale mit größerer Umsicht gehandelt hätten. Die Admirale wurden daraufhin ihres Amtes entsetzt und zur Rechenschaft nach Athen gerufen. Hier war die Stimmung aufs höchste erregt. Die Volksversammlung konstituierte sich als Gerichtshof, und in tumultuarischem Verfahren wurden die siegreichen Admirale (einer davon war Perikles' gleichnamiger Sohn von Aspasia) zum Tode verurteilt.

Sparta bot jetzt noch einmal den Frieden an, aber in Athen war man mehr als je von der eigenen Unbesiegbarkeit zur See überzeugt und wies die Vorschläge ab. Darauf entschloß man sich in Sparta, Lysandros aufs neue an die Spitze der Flotte zu stellen, den einzigen Mann, der sich bisher auf diesem Posten bewährt hatte. Die bei den Arginusen verlorenen Schiffe wurden durch Neubauten ersetzt, die persischen Subsidiengelder gewährten die Möglichkeit, Mannschaft in beliebiger Zahl anzuwerben, und so konnte Lysandros im Sommer 405 die Offensive ergreifen. Er wandte sich nach dem Hellespont, wo er Lampsakos einnahm und zu seiner Operationsbasis machte. Die Athener folgten und nahmen ihm gegenüber am europäischen Ufer der Meerenge bei Ägospotamoi Stellung, in der Absicht, eine Schlacht zu erzwingen. Jede der beiden Flotten zählte etwa 180 Trieren; aber der so oft erprobten taktischen Überlegenheit des Feindes gegenüber scheute Lysandros vor einem offenen Kampfe zurück und hielt seine Schiffe im Hafen. Durch das Zögern sicher gemacht, wurden die Athener im Wachtdienst lässig, und nun benutzte Lysandros den günstigen Augenblick, wo die Mannschaft der feindlichen Flotte sich am Lande zerstreut hatte, zu einem überraschenden Angriff. Die schmale Meerenge war bald durchfahren; den Athenern blieb keine Zeit, ihre Schiffe zu bemannen, und so fiel ihre ganze Flotte fast ohne Kampf in die Hände der Peloponnesier. Nur 20 Schiffe mit dem Strategen Konon entkamen. Die gefangenen athenischen Bürger, 3000 an Zahl, ließ Lysandros in Lampsakos zum Tode führen zur Vergeltung für ähnliche Barbareien, deren sich die Athener gegen peloponnesische Gefangene schuldig gemacht hatten.

Der Krieg war entschieden; denn Athen hatte nicht mehr die Mittel, eine neue Flotte aufzustellen. Die Plätze, die am Hellespont, in Thrakien und auf den Inseln noch von den Athenern besetzt waren, ergaben sich dem Sieger ohne Widerstand; nur Samos blieb auch jetzt der athenischen Sache treu. Bald erschien Lysandros mit seiner Flotte vor dem Peiräeus, während das peloponnesische Landesheer die Stadt von der Landseite einschloß. Entsatz war von keiner Seite zu hoffen; aber die radikalen Führer, denen die Menge blind folgte, wollten von Ergebung nichts hören, wußten sie doch nur zu gut, daß es dann um ihre Macht geschehen sei. So hielt die Stadt sich den ganzen Winter. Erst als die Not aufs höchste gestiegen war, als der Hunger zahlreiche Opfer zu fordern begann, kam das Volk zur Besinnung. Kleophon, dessen Politik all dies Unheil über Athen gebracht hatte, wurde verurteilt und hingerichtet auf die Beschuldigung hin, als Offizier seinen Posten verlassen zu haben; und nun ging Theramenes an der Spitze einer Gesandtschaft nach Sparta, mit unbedingter Vollmacht zum Abschluß des Friedens. Es hätte in der Hand der Spartaner gelegen, Athen zu vernichten, wie die Korinther und Thebaner es forderten, und ihm so das Schicksal zu bereiten, das es selbst in den Zeiten seines Glanzes über so manche Kleinstadt verhängt hatte; aber sie wiesen solche Vorschläge weit von sich. Vielmehr wurden Athen Bedingungen gewährt, wie es sie den Umständen nach nicht besser erwarten konnte. Es behielt seine Unabhängigkeit und den Besitz seines attischen Landgebietes mit Salamis; dagegen mußte es auf seine auswärtigen Besitzungen verzichten, die langen Mauern und die Befestigungen des Peiräeus niederreißen, seine Kriegsschiffe ausliefern, die Verbannten zurückrufen und in die spartanische Bundesgenossenschaft eintreten. Die athenische Volksversammlung

nahm diese Bedingungen ohne weiteres an, und nun fuhr Lysandros mit der peloponnesischen Flotte in den Peiräeus ein (April 404). Der lange Krieg war beendet.

Nur Samos setzte auch jetzt noch den Widerstand fort; natürlich vergebens. Nachdem Lysandros die Stadt einige Monate umschlossen gehalten hatte, erfolgte die Übergabe. Die in Samos herrschende Partei hatte vor acht Jahren die Grundbesitzer auf der Insel von Haus und Hof vertrieben und sich in ihre Güter geteilt; es war nur recht und billig, daß ihr nun gleiches mit gleichem vergolten und die alten Besitzer zurückgeführt wurden.

In Athen lagen indes die Parteien im Streit. Ein großer Teil der besitzenden Klassen und namentlich die zurückgekehrten Verbannten hielten den Augenblick zur Beseitigung der herrschenden Demokratie für gekommen; aber sie waren nicht stark genug, dem Volke gegenüber die Verfassungsänderung durchzusetzen. Sie riefen also Lysandros aus Samos herüber und traten dann offen mit ihren Vorschlägen hervor. Als die Volksversammlung noch immer widerstrebte, erklärte Lysandros, daß Athen den Frieden gebrochen habe, da die langen Mauern noch ständen, obgleich die zu ihrer Niederlegung festgesetzte Frist bereits verstrichen sei; nur wenn Athen zu der Verfassung zurückkehren wolle, wie sie in den Tagen der Väter bestanden habe, könne der Frieden erhalten bleiben. Das schlug jede Opposition nieder, und es wurde nun aus den einflußreichsten Mitgliedern der Reformpartei eine provisorische Regierung von dreißig Männern gebildet, um die neue Verfassung auszuarbeiten.

Relief auf den Bund zwischen Athen und Samos, Athen.
Nach Brunn, Denkmäler. Verlag F. Bruckmann, Aktien-Gesellschaft.

In den Städten, die bisher zum athenischen Reich gehört hatten, war die Demokratie zum Teil schon früher gestürzt worden. Der Anschluß an Sparta hatte überall die besitzenden Klassen ans Ruder gebracht, und sie ergriffen natürlich die erste Gelegenheit, sich dieses Übergewicht auch gesetzlich zu sichern. Namentlich Lysandros hatte systematisch auf diese Verfassungsänderung hingearbeitet und zu diesem Zweck, soweit sein Einfluß reichte, ähnlich wie in Athen, die Einsetzung provisorischer Regierungen veranlaßt, sogenannter „Dekarchien", da sie in der Regel aus zehn Mitgliedern bestanden. So war die Oligarchie jetzt, mit Ausnahme weniger Städte, im ganzen griechischen Osten die herrschende Staatsform.

Gleichzeitig hatte sich auch im griechischen Westen eine ähnliche Entwicklung vollzogen, nur daß sie hier nicht zur Oligarchie führte, sondern zur Militärdiktatur. In Sizilien war nach der Vernichtung der athenischen Flotte der Krieg weitergegangen, wenn er auch bei der allgemeinen

Erschöpfung nur lässig geführt wurde. Endlich aber gelang es den Selinuntiern doch, ihre alten Gegner, die Segestaner, in so üble Lage zu bringen, daß diesen nichts übrig blieb, als sich Karthago in die Arme zu werfen. Dort hatte man sich seit dem Schlage von Himera den sizilischen Angelegenheiten grundsätzlich ferngehalten; jetzt aber konnte man nicht länger neutral bleiben, wenn man nicht wollte, daß die ganze Insel unter die Herrschaft der Syrakusier und ihrer Verbündeten käme. Man sandte also den Segestanern ein Truppenkorps zu Hilfe und ließ dann im nächsten Jahre (408) ein großes Heer auf Sizilien landen, das sogleich vor Selinus rückte. Die Befestigungen der Stadt waren infolge des langen Friedens in schlechtem Stande, und so wurden sie nach mehrtägiger Berennung erstürmt, ehe die Syrakusier zur Hilfe herbeikommen konnten. Dann wandten sich die Karthager gegen Himera. Hier waren die Syrakusier rechtzeitig zur Stelle, aber sie vermochten gegen die Übermacht der Barbaren nichts auszurichten; ein Ausfall gegen die karthagischen Stellungen wurde zurückgewiesen, und so blieb nichts übrig, als die Stadt zu räumen und die Bevölkerung in Sicherheit zu bringen. Himera wurde von den Siegern zerstört, und die Stätte ist seitdem wüst geblieben.

Zwei Jahre später wiederholten die Karthager ihren Angriff. Ihr Ziel war diesmal die Eroberung von Akragas, das jetzt nach dem Fall von Selinus die westlichste Griechenstadt auf Sizilien war. Demgegenüber rafften die Griechen endlich zu kräftiger Abwehr sich auf. Alle Städte Siziliens und Unteritaliens stellten Truppen gegen den gemeinsamen Feind, die dann unter dem Oberbefehl der Syrakusier zum Entsatz von Akragas ausrückten. Vergebens versuchten die Karthager ihren Heranzug zu hindern, sie erlitten eine vollständige Niederlage und wurden auf ihr Lager im Westen der Stadt zurückgeworfen. Akragas schien gerettet. Aber es gelang nicht, die Karthager aus ihren befestigten Stellungen zu verdrängen; der Krieg zog sich in die Länge, und da man es unterlassen hatte, für regelmäßige Zufuhr Sorge zu tragen, begann die volkreiche Stadt Mangel an Lebensmitteln zu leiden. Ein zur See aus Syrakus gesandter Transport fiel den Feinden in die Hände. So glaubte man Akragas nicht länger halten zu können und beschloß, es zu räumen (Mittwinter 406—405). Die von den Bewohnern verlassene Stadt wurde vom Feinde besetzt, der nun hier Winterquartiere nahm.

In Syrakus brachten die Nachrichten von diesen Vorgängen natürlich einen niederschmetternden Eindruck hervor. Man sprach laut von Verrat; jedenfalls hatten die Feldherren, die in Akragas befehligt hatten, eine Unfähigkeit ohnegleichen bewiesen, und es war unbedingt notwendig, sie abzuberufen. In diesem Sinne war vor allem Dionysios tätig, ein junger Offizier, der sich im letzten Feldzuge hervorragend ausgezeichnet hatte. Da ihm auch gute Verbindungen in den höchsten Kreisen der Stadt zu Gebote standen, erreichte er bald sein Ziel; die Feldherren, die Akragas aufgegeben hatten, wurden ihrer Stellen enthoben und durch neue Männer ersetzt, unter diesen Dionysios selbst. Er bewirkte nun, daß die wegen politischer Vergehen Verbannten zurückgerufen wurden; dann wußte er seine Mitfeldherren dem Volke verdächtig zu machen und brachte es endlich dahin, daß er zum Oberfeldherrn gewählt wurde. So im Besitze der Macht, warf er die Maske ab: er ließ das Arsenal durch ihm ergebene Truppen besetzen und nahm die ganze Regierungsgewalt in seine Hand. Die Stadt blieb ruhig; war doch die Überzeugung allgemein, daß nur die Diktatur Rettung bringen konnte.

Nun ergriffen die Karthager aufs neue die Offensive und begannen (um Mittsommer 405) die Belagerung von Gela. Dionysios eilte zum Entsatz herbei, aber sein Angriff auf die feindliche Stellung endete mit einer völligen Niederlage. Es blieb nichts übrig, als auch Gela und das benachbarte Kamarina zu räumen und die Bewohner nach Syrakus in Sicherheit zu bringen. Darüber brach eine Meuterei im Heere aus; die syrakusischen Reiter, lauter junge Leute aus guten Familien, weigerten Dionysios den Gehorsam, sprengten nach Syrakus und brachten die Stadt in ihre Gewalt. Indes Dionysios folgte den Meuterern auf dem Fuße, drang durch ein unbewachtes Tor in Syrakus ein und schlug die Reiter, die auf nichts derartiges gefaßt waren, ohne Mühe zur Stadt heraus. Seine Herrschaft stand nun fester als je.

Auch die Karthager machten jetzt Friedensanerbietungen. Auf eine Belagerung von Syrakus wollten sie sich um so weniger einlassen, als Sparta jetzt nach dem Siege von Ägospotamoi die Hände frei hatte, und die verbündete Stadt sicher so wenig ohne Unterstützung gelassen haben würde, wie neun Jahre früher bei der Belagerung durch die Athener. Andrerseits war Dionysios

überzeugt, daß bei den Zuständen, die im syrakusischen Militärwesen herrschten und der politischen Zersplitterung der Griechen des Westens ein Sieg über Karthago für jetzt nicht zu hoffen war. So kam man rasch zur Verständigung. Karthago behielt die eroberten Städte, die geflüchteten Bürger durften zurückkehren, aber als tributpflichtige Untertanen Karthagos. Dafür wurde Dionysios als Herr von Syrakus anerkannt (Herbst 405).

14. Die Reaktionszeit.

Sparta hatte das Ziel erreicht, um dessentwillen es vor 27 Jahren zu den Waffen gegriffen hatte. Das athenische Reich lag zertrümmert, ganz Griechenland erkannte ohne Widerspruch Sparta als Vorort an. Es galt nun, der Nation eine neue Organisation zu geben, die, ohne die Autonomie der Einzelstaaten zu sehr zu beschränken, doch ihre militärischen und finanziellen Kräfte dem Vororte zur Verfügung stellte.

Attische Grabstele: Denkmal der Damasistrate, Athen. Nach A. Conze, Die Attischen Grabreliefs, Berlin bei W. Spemann.

Natürlich wurde die Lösung dieser Aufgabe in die Hände des Mannes gelegt, dem Sparta vor allem seine jetzige Stellung zu danken hatte. Vor dem Glanze des Sieges bei Ägospotamoi erblaßte selbst das Ansehen der Könige; in der Heimat, wie in den von ihm befreiten Städten wurden Lysandros die verdienten Ehren in reichstem Maße zuteil, ja selbst Altäre wurden ihm geweiht, an denen ihm wie einem Heroen Opfer gebracht wurden.

Für die Freiheit der Hellenen hatte Sparta einst den Krieg gegen Athen begonnen, und es hatte den ehrlichen Willen, jetzt nach dem Siege diesem Programm nicht untreu zu werden. Was die athenische Herrschaft vor allem verhaßt gemacht hatte, die Tribute und die Ausübung der obersten Gerichtshoheit, wurde jetzt beseitigt; nur für den Kriegsfall behielt Sparta sich vor, von seinen Bundesgenossen Matrikularbeiträge zu erheben. Aber es war freilich klar, daß mit bloß moralischen Mitteln die Vorherrschaft Spartas nicht aufrecht erhalten werden konnte. Darum hatte Lysandros überall die Regierung in die Hände der besitzenden Klassen gelegt, die durch ihr eigenes Interesse an Sparta gefesselt waren; denn nur durch den militärischen Rückhalt, den Sparta ihnen bot, vermochten die neuen Regierungen

Attische Lekythen im Museum zu Athen. Photographie des deutschen archäologischen Instituts zu Athen.

dem Volke gegenüber sich zu behaupten. Die spartanischen Besatzungen, die während des Krieges zum Schutze gegen die Athener in eine Reihe der wichtigsten Plätze gelegt worden waren, blieben also auch nach dem Frieden dort stehen; und dieses Netz wurde jetzt, auf Wunsch der betreffenden Regierungen, noch durch weitere Garnisonen ergänzt.

Die Neuordnung der Dinge in den einzelnen Staaten blieb diesen selbst überlassen. Daß es dabei nicht ohne vielfache Härten abgehen konnte, war selbstverständlich; waren doch die von Lysandros gebildeten provisorischen Regierungen zum guten Teil aus ehemaligen Verbannten zusammengesetzt, die natürlich ihre Stellung benutzten, um denen, die sie ins Elend getrieben hatten, gleiches mit gleichem zu vergelten. Die finanziellen Schwierigkeiten, mit denen man infolge des langen Krieges, und um die Verbannten für ihre eingezogenen Güter zu entschädigen, zu kämpfen hatte, zwangen vielfach dazu, nach dem Beispiel der Demokratie zur Konfiszierung des Vermögens der Gegner zu schreiten. Auch die Befehlshaber der spartanischen Besatzungen waren häufig ihrer verantwortungsvollen Stellung nur wenig gewachsen; sie konnten den barschen, militärischen Ton, den sie von zu Hause gewöhnt waren, nicht ablegen und machten sich dabei doch oft zu blinden Werkzeugen der oligarchischen Parteiinteressen, vielfach benutzten sie auch ihr Amt zu eigener Bereicherung. Und Lysandros, der seine Werkzeuge nehmen mußte wie er sie fand, ließ ihnen mehr durchgehen, als gut gewesen wäre.

Nirgends trat die Reaktion gewaltsamer auf als in dem Hauptsitze der Demokratie, Athen. Auch hier hatte die provisorische Regierung eine spartanische Garnison erbeten und erhalten, die in der Stärke von 700 Mann in die Akropolis einzog. Jetzt begann eine Schreckensherrschaft. Alle irgend hervorragenden Führer der demokratischen Partei mußten aus dem Lande fliehen, wenn sie dem Schicksal entgehen wollten, als Hochverräter angeklagt und hingerichtet zu werden; wurde doch selbst ein so durch und durch konservativer Mann wie Nikias' Sohn Nikeratos zum Tode geführt, bloß weil er sich der oligarchischen Bewegung nicht hatte anschließen wollen. In der Regierung selbst erhoben sich Stimmen gegen ein so wahnsinniges Treiben, vor allem Theramenes, der auch jetzt wie vor Jahren zur Mäßigung riet; aber er sah sich von den extremen Elementen zur Seite gedrängt. Deren Führer war Kritias, ein Mann von vielseitiger Bildung, der sich als Dichter, als Redner und als politischer Schriftsteller einen Namen gemacht hatte. Als Anhänger des Alkibiades war er nach dessen zweitem Sturze verbannt worden; infolgedessen war er zum Fanatiker geworden, der nur in dem

schärfsten Vorgehen gegen die Demokratie das Heil für Athen sah. Er setzte es durch, daß die politischen Rechte auf 3000 Bürger von zuverlässiger oligarchischer Gesinnung beschränkt wurden. Vergebens war Theramenes dem allen entgegengetreten; endlich ließ ihn Kritias durch seine Schergen ergreifen und ohne Urteil und Recht zum Tode führen. Nicht besser verfuhr er mit seinem alten Freunde Alkibiades, der nach der Schlacht bei Ägospotamoi zu dem persischen Satrapen am Hellespont, Pharnabazos, geflohen war und die Absicht hatte, zum Könige hinauf zu reisen. Kritias hielt ihn, und mit vollem Recht, für den gefährlichsten Gegner der jetzt in Athen bestehenden Ordnung; er erließ also ein Verbannungsdekret gegen ihn und bewirkte dann durch Lysandros' Einfluß, daß Pharnabazos seinen Gastfreund ermorden ließ.

Orpheus, Eurydike und Hermes. Replik eines Grabreliefs des fünften Jahrhunderts. Original im Museum zu Neapel.

Die Zwietracht im oligarchischen Lager gab der athenischen Emigration neuen Mut. Ihr hervorragendster Mann war Thrasybulos, der bei der demokratischen Bewegung der Flottenmannschaft auf Samos 411 in erster Reihe gestanden und dann unter Alkibiades wichtige Kommandostellen bekleidet hatte. Er hatte in Theben Aufnahme gefunden und besetzte von dort aus, im Winter 404/403, mit 70 Genossen die verfallene Bergfeste Phyle auf der Höhe des Parnes an der böotischen Grenze. Er erhielt bald aus Athen Zulauf, und als die Dreißig an der Spitze der spartanischen Besatzungstruppen gegen ihn anrückten, war er bereits stark genug, den Angriff unter empfindlichem Verlust der Gegner zurückzuweisen. Nach diesem Erfolge zog er, an der Spitze von 1000 Mann, nach dem Peiräeus, wo er auf der Höhe von Munichia eine feste Stellung einnahm. Die Dreißig boten nun ihre ganze Macht gegen ihn auf, aber ihr Sturm wurde auch diesmal abgeschlagen; und, was dem Siege erst seine volle Bedeutung gab, unter den Toten, die den Kampfplatz bedeckten, war Kritias. Nun brach die Herrschaft der Dreißig haltlos zusammen; die Dreitausend wählten eine neue Regierung von 10 Männern aus den Anhängern des Theramenes, während die Dreißig Athen verließen und in Eleusis eine Zuflucht suchten.

Aber auch die neue Regierung war keineswegs bereit, die Demokratie wiederherzustellen; und so ging der Bürgerkrieg weiter. Endlich wandte die Regierung in Athen sich um Hilfe nach Sparta; und Lysandros sandte nun sogleich ein Geschwader gegen den Peiräeus, während

er selbst bei Eleusis ein Hoplitenkorps zusammenzog. Es war klar, daß die Demokraten solchen Kräften in keiner Weise gewachsen waren. Doch es sollte ihnen von Sparta selbst Rettung kommen. Die Schreckensherrschaft der Dreißig und die ähnlichen Vorgänge in anderen Städten des früheren atheniſchen Reiches hatten in ganz Griechenland einen Schrei der Entrüſtung geweckt; und wenn auch Lyſandros ſelbſt keinen direkten Anteil an dieſen Dingen hatte, ſo waren doch ſeine Freunde die Schuldigen. Lyſandros' zahlreiche Gegner in Sparta hielten den Augenblick gekommen, einen Schlag gegen den allmächtigen Staatsmann zu führen. König Pauſanias, der jetzt auf dem Throne der Eurypontiden ſaß, ein Enkel des Siegers von Platää, beſchloß alſo, die Beilegung der Wirren in Athen ſelbſt in die Hand zu nehmen, was ihm die Ephoren nicht wohl verweigern konnten, und rückte an der Spitze des peloponneſiſchen Bundesheeres in Attika ein. Beide Parteien erkannten ihn als Schiedsrichter an, und es kam nun durch ſeine Vermittlung ein Vertrag zuſtande. Alles Vergangene ſollte vergeben und vergeſſen ſein; nur die Dreißig ſollten von dieſer Amneſtie ausgeſchloſſen bleiben, dafür aber in Eleuſis mit ihren Anhängern einen eigenen Staat bilden. Nachdem dieſe Punkte von allen Parteien beſchworen worden waren, zog die ſpartaniſche Beſatzung aus der Akropolis ab, Pauſanias löſte ſein Heer auf, und die Demokraten aus dem Peiräeus hielten ihren Einzug in die Stadt (September 403). Die Revolution war beendet.

Die Neuordnung der Verfaſſung blieb den Athenern ſelbſt überlaſſen, und da die Oligarchie ſich nur mit ſpartaniſcher Unterſtützung behauptet hatte, ſo wurde jetzt, wo ihr dieſe Stütze entzogen war, natürlich die Demokratie wiederhergeſtellt, in allem weſentlichen in den alten Formen. Auch Eleuſis wurde ſchon nach wenigen Jahren (401/400) wieder mit Athen vereinigt, ohne daß Sparta Widerſpruch erhob. Allerdings fand Pauſanias' Haltung gegenüber den atheniſchen Parteien in Sparta bei ſehr vielen ſtarke Mißbilligung, wie ſie denn in der Tat ein ſchwerer politiſcher Fehler war; aber ein Hochverratsprozeß, der deswegen vor dem Rate der Alten gegen ihn angeſtrengt wurde, endete mit ſeiner Freiſprechung, was dann weiter zur Folge hatte, daß die von Lyſandros eingeſetzten proviſoriſchen Regierungen nun auch in den anderen Bundesſtädten beſeitigt wurden. Mit dem politiſchen Einfluſſe des ſoeben noch allmächtigen Feldherrn war es zunächſt vorbei.

Während ſo in der Reichspolitik Spartas ein völliger Syſtemwechſel eintrat, wurde die äußere Politik in Lyſandros' Geiſt weitergeführt. Elis, das ſich nach dem Nikiasfrieden von Sparta getrennt hatte, wurde jetzt zum Wiedereintritt in den peloponneſiſchen Bund gezwungen. und durch die Entziehung der ihm untertänigen Gemeinden für ſeinen Abfall geſtraft (400) Die alten Todfeinde Spartas und treuen Verbündeten Athens, die Meſſenier, wurden aus Naupaktos vertrieben. In Theſſalien trat Sparta den Übergriffen des Königs Archelaos von Makedonien entgegen. Vor allem aber waren es die aſiatiſchen Angelegenheiten, die Spartas Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen.

König Dareios von Perſien war im Jahre 404 geſtorben, und ſein älteſter Sohn Artaxerxes ihm auf dem Throne gefolgt. Der jüngere Sohn Kyros aber wollte ſich dem Bruder nicht unterordnen. Er hatte während ſeiner Statthalterſchaft in Sardes Gelegenheit genug gehabt, die unbedingte Überlegenheit der griechiſchen Truppen den Aſiaten gegenüber kennen zu lernen; griechiſche Söldner aber waren jetzt, nach dem Ende des großen Krieges, zu bekommen, ſo viele man nur haben wollte. Kyros warb alſo in Griechenland ein Heer von 12000 Mann und trat an deſſen Spitze den Marſch nach dem Innern Aſiens an (Frühjahr 401). Sparta hatte, in dankbarer Erinnerung an die Dienſte, die ihm Kyros einſt gegen die Athener geleiſtet, nicht nur die Werbungen geſtattet, ſondern es ſandte auch ein kleines Truppenkorps und ein Geſchwader zur Unterſtützung; wäre es doch für Sparta von unermeßlichem Wert geweſen, wenn ein erprobter Freund wie Kyros den Thron der Achämeniden beſtieg. Kyros gelangte auch, ohne Widerſtand zu finden, bis faſt an die Thore von Babylon. Hier, bei dem Dorfe Kunaxa, trat ihm endlich ſein Bruder mit weit überlegenen Maſſen entgegen; aber der linke Flügel des königlichen Heeres hielt dem Angriffe der Hellenen nicht ſtand, und der Tag wäre entſchieden geweſen, wenn ſich Kyros nicht unvorſichtig exponiert und dabei im Handgemenge den Tod gefunden hätte. Der König wandte ſich nun gegen die ſiegreichen Hellenen, aber auch diesmal ergriffen ſeine Truppen die Flucht, und die Hellenen blieben Herren des Schlachtfeldes.

Indes mit Kyros' Tode war das Unternehmen zwecklos geworden, und den Griechen blieb nichts übrig, als der Rückzug zur Küste. Unter großen Beschwerden und Gefahren, und nicht ohne starke Verluste gelang es ihnen endlich, bei Trapezunt das Schwarze Meer zu erreichen, zum großen Teil dank der umsichtigen Führung des Atheners Xenophon, eines noch jungen Offiziers, der sich später auch als Schriftsteller einen berühmten Namen gemacht hat. Wenn aber der Zug der „Zehntausend" auch ohne jedes unmittelbare Ergebnis geblieben ist, so hat er doch, weltgeschichtlich betrachtet, eine ganz hervorragende Bedeutung. Zum erstenmal war ein griechisches Heer bis in das Herz des Perserreiches vorgedrungen; die Bahn war eröffnet, die später Alexander beschritten hat. Und zugleich führte dieser Zug den Bruch zwischen Sparta und Persien herbei, der den Fall der spartanischen Vorherrschaft zur Folge hatte und damit den Verlauf der griechischen Geschichte während des nächsten halben Jahrhunderts bestimmt hat.

Grabrelief des attischen Reiters Dexileos, gefallen 394 bei Korinth.
Nach Brunn, Denkmäler griech. und röm. Kultur. Verlag F. Bruckmann, A.-G.

Sparta hatte zu offen für Kyros Partei genommen, als daß es möglich gewesen wäre, das bisherige freundliche Verhältnis mit Persien noch länger aufrecht zu erhalten. Man nahm also die Griechenstädte an der kleinasiatischen Küste in seinen Schutz, die bisher unter Kyros gestanden hatten, sich aber der Herrschaft des Tissaphernes nicht fügen wollten, den der König, zum Lohn für seine loyale Haltung bei Kyros' Abfall, wieder in seine alte Satrapie Sardes eingesetzt hatte. Ein peloponnesisches Heer von 5000 Mann ging noch im Sommer 400 nach Ephesos und vereinigte sich hier mit den Resten von Kyros' griechischem Söldnerheere, die nun in spartanische Dienste traten. Diese Macht war mehr als genügend, um Jonien und die Nachbargebiete gegen Tissaphernes' Angriff zu sichern. Im nächsten Jahre ergriffen die Spartaner die Offensive, und in wenigen Tagen wurde die ganze Troas gewonnen. Jetzt folgten längere Unterhandlungen, die aber von persischer Seite nur zum Scheine geführt

wurden, so daß der Krieg im Frühjahr 397 aufs neue begann. Die Heere trafen bei Tralleis im Tal des Mäandros in Karien aufeinander, aber es fehlte beiden Teilen der Mut, es auf eine Entscheidung ankommen zu lassen, und so wurde noch einmal ein Waffenstillstand geschlossen. Immerhin waren die Griechenstädte Kleinasiens jetzt von der persischen Herrschaft befreit.

Inzwischen hatte auch im Westen der Befreiungskrieg gegen die Barbaren begonnen. Dort hatte Dionysios nach dem Abschluß des Friedens (405) zunächst an der Befestigung seiner Stellung in Syrakus gearbeitet; ein gefährlicher Aufstand, der fast zu seinem Sturze geführt hätte, wurde noch in letzter Stunde niedergeschlagen, und es kam dann unter spartanischer Vermittlung zur Versöhnung zwischen den Parteien, bei der Dionysios als Oberhaupt des Staates anerkannt wurde, aber in allen wichtigen Regierungshandlungen an die Zustimmung von Rat und Volksversammlung gebunden blieb, was freilich, da er über die bewaffnete Macht verfügte, nur auf einen Scheinkonstitutionalismus hinauslief. Nun wurden die Nachbarstädte Leontinoi, Katane und Naxos erobert und mit Messene und dem italischen Lokroi Bündnisse abgeschlossen, so daß Dionysios jetzt Herr des ganzen griechischen Teiles Siziliens war, soweit es nicht unter karthagischer Herrschaft stand. Dann ging es an die Vorbereitungen zum Karthagerkriege. Es wurde eine große Flotte geschaffen, wobei zum erstenmal neben den Trieren, den Linienschiffen der damaligen Zeit, auch Schiffe größeren Typs, sogenannte Penteren, erbaut wurden. Um eine Einschließung von Syrakus, wie im athenischen Kriege, unmöglich zu machen, legte Dionysios auf der Höhe von Epipolä ein festes Kastell an und verband dieses durch zwei Schenkelmauern mit der Stadt. Das ganze Befestigungssystem, von dem noch heute sehr ansehnliche Reste erhalten sind, hatte eine Länge von etwa 28 Kilometern, kam also an Ausdehnung dem Befestigungssystem des perikleischen Athen etwa gleich. Syrakus wurde durch dieses Riesenwerk zu einem der stärksten Plätze der Welt, der zwei Jahrhunderte lang allen Stürmen getrotzt hat.

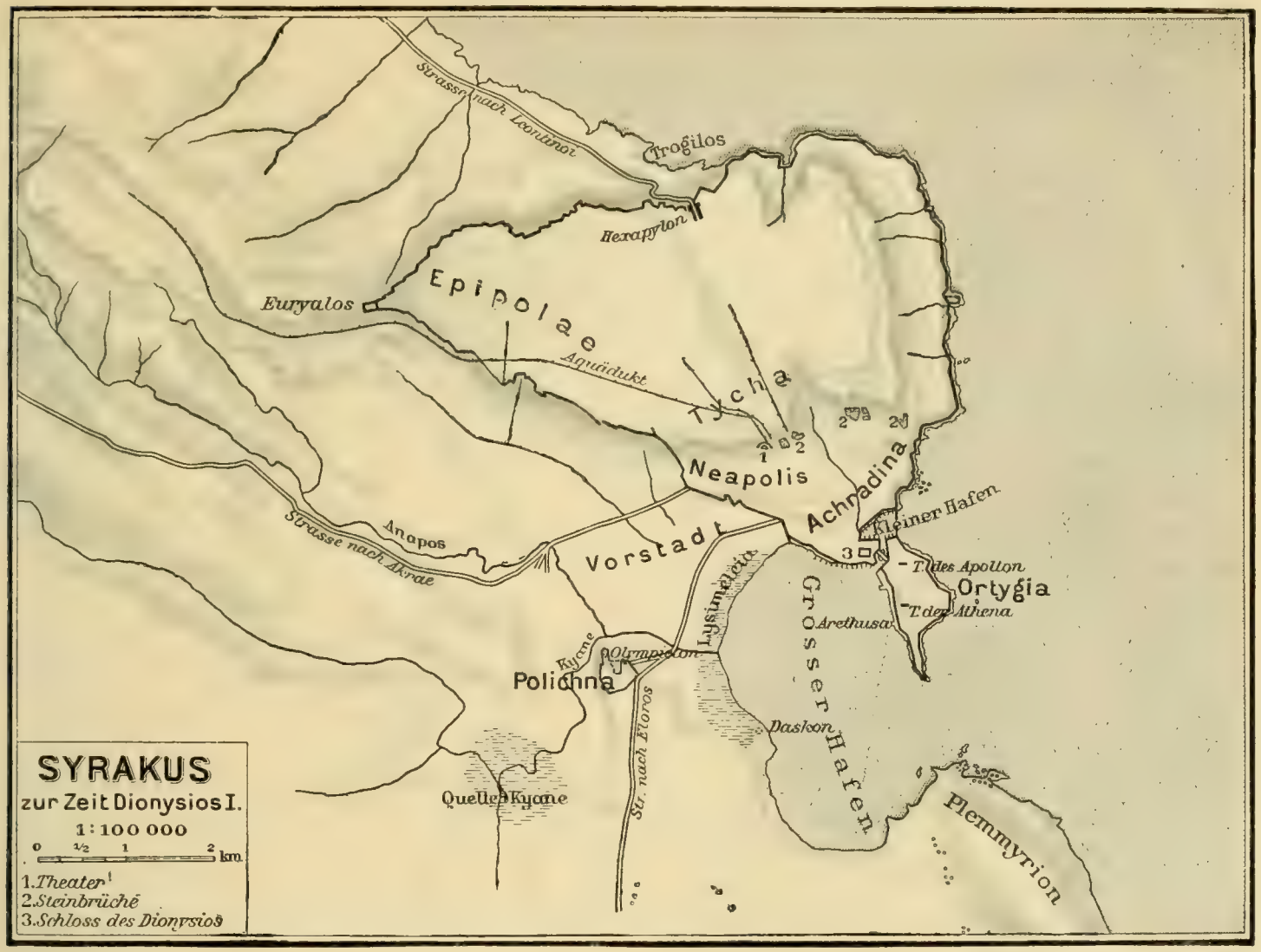
Als alles vollendet war, richtete Dionysios im Namen des syrakusischen Volkes an Karthago die Forderung, die im letzten Kriege eroberten Griechenstädte herauszugeben, und rückte dann, als dieses die Forderung ablehnte, über die karthagische Grenze, überall als Befreier begrüßt (397). Da Karthago ganz ungerüstet war, gelangte Dionysios ungehindert bis an die Westspitze Siziliens und begann die Belagerung der phönikischen Kolonie Motye. Die Stadt lag auf einer kleinen Insel (heute S. Pantaleo) in den Lagunen zwischen Marsala und Trapani; Dionysios mußte also zunächst einen Damm durch den schmalen Meeresarm aufschütten, brachte dann seine Maschinen an die Mauer, und bald war Bresche gelegt. Die Bewohner verteidigten sich noch in den Straßen mit echt semitischer Zähigkeit, was aber natürlich den Fall der Stadt nicht zu hindern vermochte. Vergebens hatte die karthagische Flotte versucht, die syrakusische Blockade zu brechen. Weiteren Operationen machte das Herannahen des Winters ein Ende.

Den nächsten Feldzug (396) eröffnete Dionysios mit der Belagerung von Segesta, einer der wenigen Städte, die auch jetzt noch an dem karthagischen Bündnis festhielten. Inzwischen aber hatte Karthago seine Rüstungen vollendet und ein großes Heer im Hafen von Panormos gelandet. Diesen überlegenen Kräften gegenüber hielt Dionysios es nicht für geraten, so fern von seiner Operationsbasis eine Entscheidungsschlacht anzunehmen. Er ging also auf Syrakus zurück und überließ dem Feinde den Westen der Insel, was dann zur Folge hatte, daß Motye von den Karthagern zurückgenommen wurde. Sie haben den Platz wegen seiner strategisch ungünstigen Lage bald darauf geschleift und auf dem nahen Vorgebirge Lilybäon eine neue Stadt gegründet, die seitdem ihr wichtigster Stützpunkt auf Sizilien geblieben ist.

Der karthagische Feldherr Himilkon zog nun längs der Nordküste der Insel nach Osten. Messene schloß ihm die Tore, aber die Mauern waren in so schlechtem Stande, daß die Stadt nach kurzer Berennung in seine Hände fiel. Dionysios hatte indes, um Syrakus zu decken, bei Katane Stellung genommen. Hier kam es zu einer großen Seeschlacht, in der den Karthagern der Sieg blieb; mehr als 100 Schiffe, die Hälfte der griechischen Flotte, wurden versenkt oder genommen. Dionysios sah sich durch diese Niederlage zum Rückzug auf Syrakus gezwungen; die Karthager folgten, und nahmen Stellung im Süden der Stadt, am großen Hafen, wie es vor 18 Jahren die Athener getan hatten. An eine Einschließung der Stadt war freilich jetzt, seit die Höhen von Epipolä in die Befestigung gezogen waren, nicht mehr zu denken;

Himilkon mußte sich also damit begnügen, das syrakusische Gebiet zu verheeren, und das übrige der Zeit überlassen.

Aber auch diesmal sollte der bedrängten Stadt aus dem Peloponnes Rettung kommen. Eine Flotte von 30 Schiffen unter dem spartanischen Admiral Pharax erschien vor Syrakus, und Dionysios sah sich dadurch in den Stand gesetzt, zum Angriff auf die Karthager zu schreiten. Ohnehin war deren Widerstandskraft durch eine Seuche, die ihr Heer dezimierte, stark erschüttert. So hatte der kombinierte Angriff, den Dionysios zu Lande und zur See unternahm, vollen Erfolg; ein großer Teil der karthagischen Flotte wurde in Brand gesteckt, die feindlichen Verschanzungen beim Tempel des olympischen Zeus und auf dem Hügel Daskon genommen. Himilkon gab darauf seine Sache verloren und flüchtete mit den karthagischen Bürgern auf 40 Schiffen nach Afrika; der führerlose Rest des Heeres streckte vor dem Sieger die Waffen.



Ausgeführt nach Angaben von J. Beloch.

Dionysios hatte nun auf Sizilien freie Hand. Das von den Karthagern zerstörte Messene wurde als syrakusische Kolonie wieder aufgebaut, und an der Nordküste, den liparischen Inseln gegenüber, eine neue Griechenstadt, Tyndaris, gegründet. Aber jetzt, da von Karthago nichts mehr zu besorgen schien, fing der Partikularismus an, sich aufs neue zu regen. Rhegion hielt sich durch die Neugründung von Messene bedroht und begann Krieg gegen Dionysios; selbst Akragas, die zweite Stadt der Insel, fiel von ihm ab. Endlich sandten auch die Karthager ein neues Heer nach Sizilien; aber es war ihnen nur noch darum zu tun, leidliche Friedensbedingungen zu erhalten, und da auch Dionysios die Beendigung des Krieges wünschte, gelangte man bald zur Verständigung. Karthago behielt die alten phönikischen Kolonien im Nordwesten der Insel, außerdem die Herrschaft über die diesen benachbarten Sikaner und Elymer, während Dionysios als Herr des ganzen übrigen Sizilien anerkannt wurde.

Jetzt schritt Dionysios dazu, seine Macht auch nach Italien auszudehnen. Den dortigen Griechenstädten war, seit der Mitte des 5. Jahrhunderts in den Lucanern ein gefährlicher

Feind erwachsen; Thurioi hatte schon bald nach seiner Gründung gegen sie zu kämpfen gehabt, und gegen Ende des Jahrhunderts waren Poseidonia, Pyxus und Laos in ihre Hände gefallen. Demgegenüber schlossen die griechischen Städte sich zu einem Bunde zusammen, dessen Mittelpunkt Kroton bildete und dem auch Rhegion beitrat. So hatte es Dionysios nicht mehr mit dieser Stadt allein, sondern mit allen Italioten zu tun; nur Lokroi hielt auch jetzt an seinem alten Bündnis mit Syrakus fest. Nach einem vergeblichen Angriff auf Rhegion (391) schritt Dionysios zur Belagerung von Kaulonia; das italiotische Bundesheer, das zum Entsatz heranrückte, wurde am Flusse Eleporos bis zur Vernichtung geschlagen (389), und es kam nun ein Frieden zustande, in dem die Städte südlich des Isthmos von Skylletion Dionysios überlassen blieben. Die Einwohner von Kaulonia und Hipponion wurden nach Syrakus verpflanzt; mit Rhegion wurde ein Vertrag geschlossen, die Stadt fiel aber im nächsten Jahr wieder ab und konnte erst nach einer Belagerung von elf Monaten zur Unterwerfung gebracht werden (387).

Dionysios hatte ein Reich geschaffen, wie es im hellenischen Westen noch niemals bestanden hatte, kaum weniger mächtig als es das athenische Reich unter Kimon und Perikles gewesen war, oder als die peloponnesische Eidgenossenschaft Spartas. Es galt nun Syrakus die Herrschaft auf den beiden Meeren zu sichern, die Italiens Küsten umspülen. Zu diesem Zweck wurde an der illyrischen Küste die kleine Insel Issa (noch jetzt Lissa) besetzt, und an der gegenüberliegenden italischen Küste die Kolonie Ankon gegründet; auch in Adria an der Mündung des Po faßte Dionysios Fuß. Im Tyrrhenischen Meer unternahm er einen Seezug gegen Syrakus' alte Feinde, die Etrusker, der ihn bis nach Kyrnos (Korsika) führte, wo der „Portus Syrakusanus" noch nach Jahrhunderten von seiner Anwesenheit Zeugnis gab. Im Vorbeifahren wurde der reiche Tempel der Leukothea, wie die Griechen die dort verehrte Göttin nannten, in Pyrgoi bei Caere geplündert und die Bürger der Stadt, die zu dessen Schutze heranrückten, aufs Haupt geschlagen.

Noch aber war Dionysios' letztes Ziel nicht erreicht: die völlige Verdrängung der Karthager aus Sizilien. Zu diesem Zweck ergriff er noch einmal die Waffen (um 383), während die Karthager wieder, wie im vorigen Kriege, an den Griechen Unteritaliens Bundesgenossen fanden. Auch diesmal war Dionysios zunächst das Glück günstig; in einer großen Feldschlacht im Westen Siziliens wurden die Karthager geschlagen, ihr König Magon fiel, 5000 Mann wurden gefangen, und der Rest ihres Heeres vom Sieger eingeschlossen. Die Besiegten eröffneten nun Unterhandlungen; sie erklärten sich bereit, alle ihr sizilischen Besitzungen abzutreten, natürlich unter Vorbehalt der Ratifizierung des Vertrages durch die karthagische Regierung. Daraufhin bewilligte Dionysios einen Waffenstillstand. Die Karthager aber hatten nur die Absicht, Zeit zu gewinnen, um Verstärkungen heranzuziehen: sobald dies geschehen war, begannen sie die Feindseligkeiten aufs neue. Bei Kronion, nicht weit von Panormos kam es zu einer zweiten Schlacht, und diesmal unterlag Dionysios; sein tapferer Bruder Leptines und ein großer Teil des syrakusischen Heeres deckte das Schlachtfeld. Jetzt wurde Frieden geschlossen; Dionysios trat den Teil seines Reiches westlich vom Fluß Halykos (jetzt Platani) ab und zahlte eine Kriegsentschädigung von 1000 Talenten. Die damals festgesetzte Grenze ist fortan bestehen geblieben, bis die Römer der karthagischen Herrschaft auf Sizilien ein Ende machten.

Während Dionysios seinen ersten Befreiungskrieg gegen Karthago kämpfte, war Sparta bemüht, die Unabhängigkeit der asiatischen Griechen dauernd zu sichern. Da die Verhandlungen mit Persien zu keinem Ergebnis führten, sandte man im Frühjahr 396 ein Heer von 8000 Hopliten unter dem Befehl des Königs Agesilaos nach Asien. Mit den schon in Asien stehenden Truppen war das eine für griechische Verhältnisse recht ansehnliche Macht; aber es fehlte vollständig an Reiterei, und ohne solche war nichts Ernstliches auszurichten. Agesilaos bildete also, so gut es gehen wollte, aus Kontingenten der ionischen Städte ein Reiterkorps, und ergriff dann, im folgenden Frühjahr, die Offensive. Vor den Toren von Sardes, am goldberühmten Flusse Paktolos, wurden die Perser geschlagen, und auch ihr Lager genommen; da aber ihre Reiterei noch immer der griechischen weit überlegen war, blieb der Sieg unfruchtbar, und Agesilaos mußte nach der Küste zurückgehen. Im Herbst wandte er sich dann

Ansicht von Akrokorinth. Photographische Aufnahme.

gegen den Satrapen von Phrygien Pharnabazos, und diesmal mit besserem Erfolge; Daskyleion, die Hauptstadt der Provinz, wurde genommen und Agesilaos bezog hier die Winterquartiere. Für den nächsten Sommer plante er einen Zug ins Innere Kleinasiens.

Es sollte nicht dazu kommen. Denn auch am persischen Hofe war man zu der Einsicht gelangt, daß der Krieg in der bisherigen lässigen Weise nicht weitergeführt werden dürfe. Zu Lande freilich war gegen griechische Truppen nichts auszurichten; wohl aber hatte ein phönikisches oder kyprisches Kriegsschiff denselben Wert wie ein peloponnesisches, und bei den reichen finanziellen Mitteln, die dem Könige zu Gebote standen, mußte es diesem ein Leichtes sein, eine der spartanischen überlegene Flotte zu schaffen. Nur mußte freilich der Befehl über diese Flotte in die Hände eines griechischen Admirals gelegt werden, da die Perser vom Seewesen überhaupt nichts verstanden; und auch dafür fand sich der richtige Mann. Konon war unter den athenischen Strategen gewesen, die bei Ägospotamoi kommandiert hatten; es war ihm gelungen, sich mit wenigen Schiffen zu retten, aber er wagte nach seiner Niederlage es nicht, den Mitbürgern unter die Augen zu treten und flüchtete nach Kypros zu seinem Freunde Euagoras, dem König von Salamis. Von diesem wurde er dem Großkönig empfohlen und daraufhin mit der Führung der Flotte betraut, übrigens unter dem nominellen Oberbefehl des Persers Pharnabazos. Als die Rüstung endlich vollendet war, was im Perserreich immer viel Zeit erforderte, ging Konon nach Rhodos in See und machte sich mit Hilfe der demokratischen Partei zum Herrn der Insel.

Gleichzeitig hatte auch in Griechenland eine Erhebung gegen Sparta begonnen. Die Mittelstaaten blickten mit immer steigender Besorgnis auf die wachsende Macht Spartas, allen voran der bedeutendste dieser Staaten, Böotien. Man erkannte jetzt, welch schwerer Fehler die Unterstützung Spartas im Kriege gegen Athen gewesen war und beschloß zu handeln, ehe es zu spät wäre, solange Sparta noch durch den Perserkrieg in Anspruch genommen war. Ein Vorwand war bald gefunden: Böotien intervenierte zugunsten der Lokrer in einer

Grenzfehde mit dem Sparta verbündeten Phokis und zwang damit die Spartaner, das Schwert zu ziehen. Lysandros wurde also nach Phokis geschickt mit dem Auftrage, aus den Kontingenten der Bundesstaaten in Mittelgriechenland ein Heer zu bilden und vom Westen her in Böotien einzufallen, während König Pausanias an der Spitze des peloponnesischen Bundesheeres gleichzeitig von Süden her in Böotien einrücken sollte; bei Haliartos im Herzen der Landschaft sollten sich die beiden Heere vereinigen. Man dachte so, Böotien zu erdrücken; aber so gekünstelte strategische Kombinationen haben selten Erfolg, und vor allem, man hätte die Ausführung nicht in die Hände zweier Todfeinde wie Lysandros und Pausanias legen sollen. Lysandros ging zuerst über die böotische Grenze, brachte Orchomenos, die nach Theben wichtigste Stadt des Bundes, auf seine Seite, und rückte dann vor Haliartos. Bei dem Versuche, die Stadt durch einen Handstreich zu nehmen, fand er tapfer kämpfend den Tod, worauf sein Heer auseinanderlief. Erst als alles vorüber war, erschien König Pausanias. Aber die Böoter standen nicht mehr allein. Die Männer, die jetzt in Athen den Staat leiteten, hatten während ihrer Verbannung, zur Zeit der Herrschaft der Dreißig, in Theben Zuflucht gefunden und von dort aus den Zug zur Befreiung der Vaterstadt ins Werk gesetzt; seitdem bestanden zwischen den beiden, so lange feindlichen Nachbarstädten die engsten Beziehungen. Jetzt erntete Theben die Früchte seiner damaligen Haltung. Athen stellte sich entschlossen an seine Seite, das attische Aufgebot überschritt den Kithäron und vereinigte sich bei Haliartos mit den Böotern. Pausanias wagte nun keine Schlacht mehr und ging nach dem Peloponnes zurück. Er wurde dafür in Sparta vor Gericht gestellt, und seiner Würde entsetzt, wie es einst seinem Vater geschehen war; den Thron bestieg sein noch unmündiger Sohn Agesipolis.

Der Mißerfolg des spartanischen Angriffs fand seinen Rückschlag im Peloponnes. Argos, die alte Rivalin Spartas, trat mit Athen und Böotien in Bund, und selbst Korinth, das seit länger als einem Jahrhundert in allen Wechselfällen des Geschicks treu zu Sparta gestanden hatte, fiel jetzt von diesem ab und trat der Koalition bei. Die meisten Staaten in Mittel- und Nordgriechenland folgten diesem Beispiel. Dieser Gefahr gegenüber entschloß man sich in Sparta, vorerst auf eine weitere Offensive in Asien zu verzichten und Agesilaos zurückzurufen; der Plan des kombinierten Angriffs auf Böotien, der im vorigen Jahre gescheitert war, sollte jetzt mit größeren Kräften wiederholt werden. Doch die Verbündeten kamen dem Gegner zuvor. Sie sammelten ihre Kontingente bei Korinth, um die Offensive gegen Sparta selbst zu ergreifen, und zwangen so die Spartaner zur Annahme einer Entscheidungsschlacht, während Agesilaos noch fern in Thrakien stand. Am Bache von Nemea, in der Ebene zwischen Korinth und Sikyon trafen die Heere aufeinander, etwa je 20 000 Hopliten, doch waren die Verbündeten an Reitern und leichten Truppen viel stärker als der Feind. Sie wußten indes diesen Vorteil nicht zu benutzen, und im Kampf des schwerbewaffneten Fußvolkes zeigten sich die Spartaner weit überlegen. Sie brachten zuerst die ihnen auf dem feindlichen linken Flügel gegenüberstehenden Athener zum Weichen und rollten dann die ganze Schlachtlinie der Verbündeten auf. Doch gewährten die Befestigungen des nahen Korinth dem geschlagenen Heere Schutz und so blieb diese größte und blutigste Schlacht, die bisher zwischen Griechen gekämpft worden war, strategisch ohne Ergebnis. (Juli 394.)

Agesilaos hatte indes den Hellespont überschritten, dann, ohne ernstlichen Widerstand zu finden, Thrakien, Makedonien und Thessalien durchzogen und stand Mitte August an der Grenze Böotiens. Hier erwarteten ihn die Verbündeten in starker Stellung bei Koroneia. Agesilaos griff sie an und blieb Sieger; aber er hatte so schweren Verlust, daß an eine weitere Offensive nicht zu denken war. Er führte das Heer nach Phokis zurück und entließ dann die Kontingente in ihre Heimat.

Der Feldzug in Griechenland war also ohne Ergebnis geblieben; nur der alte Ruf der Unbesiegbarkeit der spartanischen Hopliten hatte eine neue Bestätigung gefunden und damit war einem weiteren Abfall der peloponnesischen Bundesgenossen vorgebeugt. Inzwischen aber war zur See die Entscheidung gefallen. Konon hatte nach der Einnahme von Rhodos seine Flotte durch Heranziehung phönikischer Kontingente auf 170 Trieren verstärkt und war so der peloponnesischen Flotte weit überlegen, die ihm gegenüber in Knidos lag. Statt nun nach Milet oder Ephesos zurückzugehen, nahm der spartanische Admiral Peisandros, Agesilaos' Schwager,

Beilage zu „J. von Pflugk-Harttung, Weltgeschichte."

Verlag Ullstein & Co, Berlin.

die Schlacht an; sie führte, wie es unter diesen Umständen nicht anders möglich war, zu einer vernichtenden Niederlage (Anfang August 394). Damit war Konon Herr des Ägäischen Meeres. Er verkündete nun die Freiheit aller griechischen Gemeinden und gab seinen Worten dadurch Nachdruck, daß er keine Besatzungen in die eroberten Plätze legte; daraufhin fielen alle Städte an der kleinasiatischen Küste wie auf den vorliegenden Inseln ihm zu, überall wurden die spartanischen Garnisonen vertrieben. Im nächsten Jahre (393) fuhr Konon nach dem europäischen Griechenland hinüber, die Kykladen traten auf seine Seite, Kythera wurde genommen, dann lief die Flotte in den Peiräeus ein, und Konon hielt seinen triumphierenden Einzug in die Vaterstadt, der er so lange hatte fernbleiben müssen. Er schritt nun sogleich zur Wiederherstellung der langen Mauern und der Befestigungen des Peiräeus und gab damit Athen die Grundlage seiner Seeherrschaft wieder. Die Inseln Skyros, Lemnos und Imbros, Athens alter Kolonialbesitz, kehrten jetzt unter die athenische Herrschaft zurück, auf Delos wurde die athenische Vorherrschaft hergestellt, mit Chios, Rhodos, Mytilene Bündnisse geschlossen. Dagegen behaupteten die Spartaner in Griechenland ihre Stellung: ja es gelang ihnen, allerdings nur durch Verrat, die Hafenstadt von Korinth, Lechäon, zu nehmen und damit das Verteidigungssystem der Gegner auf dem Isthmos zu durchbrechen (393). An einen Wiedergewinn der verlorenen Seeherrschaft war freilich nicht mehr zu denken, und so trat man in Unterhandlungen mit Persien. Antalkidas ging als Gesandter nach Sardes und bot die Abtretung des asiatischen Festlandes an den König, während alle übrigen griechischen Staaten unabhängig sein sollten (392). Tiribazos, der jetzt die Satrapie in Lydien innehatte, war auch bereit genug, auf diese Vorschläge einzugehen; in Athen, Theben und Argos aber wollte man von einem Frieden unter solchen Bedingungen nichts wissen. Tiribazos ließ nun Konon, der mit einer athenischen Gesandtschaft nach Sardes gekommen war, als Verräter an der persischen Sache ins Gefängnis werfen und reiste dann zum König hinauf, um dessen Zustimmung zu dem Abkommen einzuholen. Konon fand übrigens bald Wege, aus der Haft zu entkommen; er flüchtete nach Kypros zu seinem Freunde Euagoras und ist dort nicht lange darauf an einer Krankheit gestorben.

Am königlichen Hofe aber war man gegen Sparta noch viel zu erbittert, als daß man auf Tiribazos' Vorschläge hätte eingehen mögen. Indes die große persische Flotte hatte sich inzwischen aufgelöst, und so konnten die Spartaner wieder ein Heer nach Asien senden (391), wo Ephesos, Samos, Knidos auf ihre Seite traten. Gleichzeitig begann Agesilaos gegen Argos und Korinth vorzugehen. Größere Erfolge wurden nicht erreicht; wohl aber gelang es dem athenischen Strategen Iphikrates, mit seinen leichtbewaffneten Söldnern eins der spartanischen Bürgerregimenter in der Ebene bei Korinth zu umzingeln und zur Hälfte aufzureiben. Es war ein Sieg wie einst der auf Sphakteria und mit denselben Mitteln errungen, nur daß diesmal keine Gefangenen gemacht worden waren; so gering der Erfolg, materiell betrachtet, auch war, so groß war die moralische Wirkung, und Iphikrates wurde dadurch mit einem Schlage zum berühmten Feldherrn (390).

In Athen hielt man jetzt den Augenblick für gekommen, das alte Reich wieder aufzurichten. Zum ersten Male seit dem Tage von Ägospotamoi ging eine athenische Flotte in See, unter Thrasybulos, der einst die Stadt von der Herrschaft der Dreißig befreit hatte (389). Da die Demokraten sich überall an Athen anschlossen, und keine feindliche Flotte zur Stelle war, wurden glänzende Erfolge errungen; alle Städte an der thrakischen Südküste von Thasos bis Byzantion kamen wieder unter athenische Herrschaft. Im nächsten Jahre segelte Thrasybulos weiter nach Rhodos, das schon von den Peloponnesiern bedrängt wurde; von hier aus brandschatzte er die Städte an der asiatischen Küste. Auf einer dieser Fahrten wurde er von den Bürgern von Aspendos in Pamphylien erschlagen.

Und nun kam es zum offenen Bruche zwischen Athen und Persien. König Euagoras von Salamis hatte im Laufe der letzten Jahre fast ganz Kypros unter seine Herrschaft gebracht und war darüber in Krieg mit seinem Oberherrn, dem Großkönig, gekommen, der diese Übergriffe nicht dulden wollte und ein Heer und eine Flotte nach der Insel hinübersandte. Euagoras trat nun in Bündnis mit Ägypten, das die persische Herrschaft vor einigen Jahren abgeschüttelt hatte, und wandte sich um Hilfe nach Athen. Dort waren die Dienste noch in frischer Erinnerung, die er Konon geleistet hatte, vor allem aber, man war überzeugt, daß das Einvernehmen

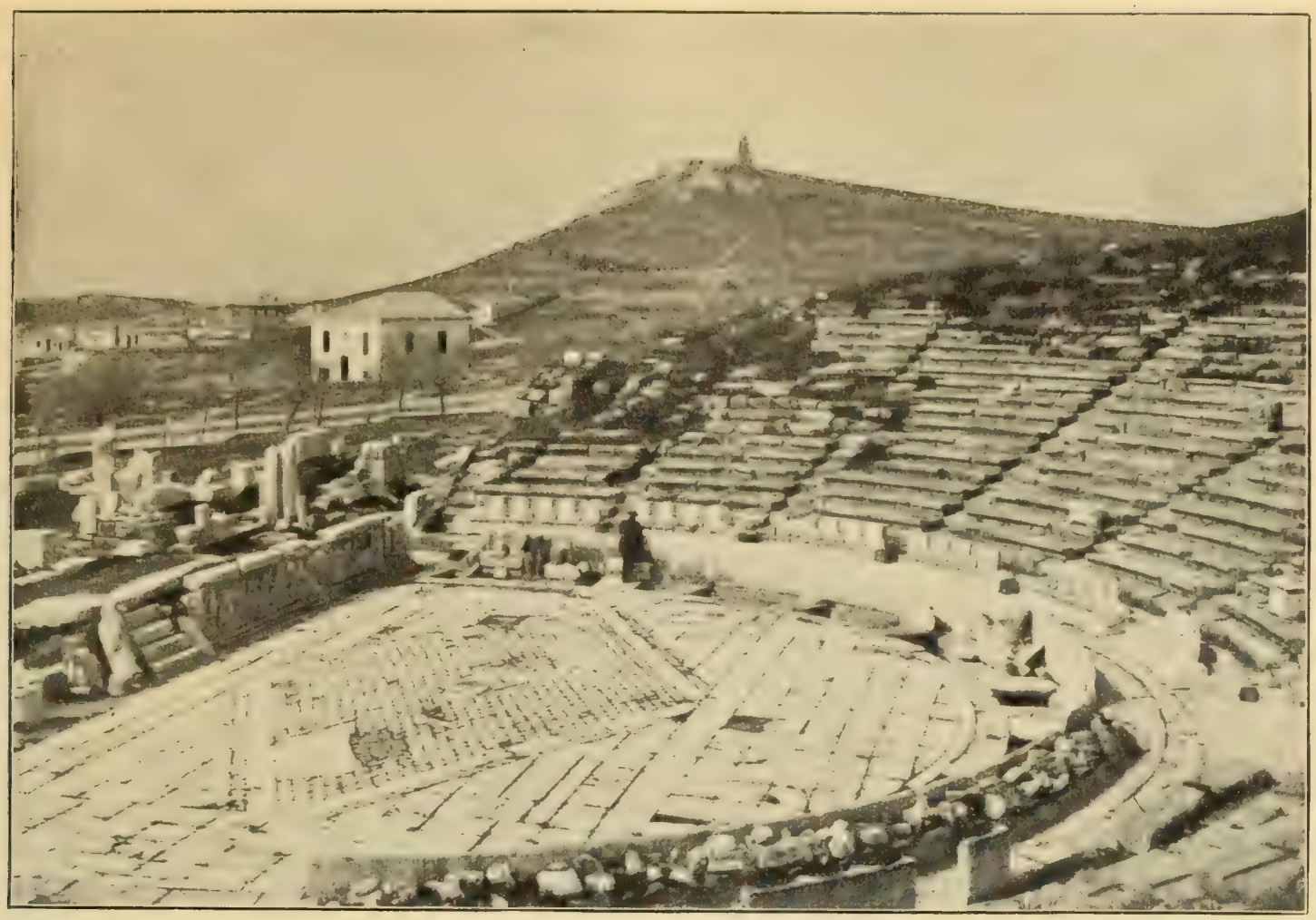
mit Persien doch nicht lange mehr aufrecht zu erhalten sein würde. So schloß man denn mit Euagoras Bündnis und sandte Schiffe und Truppen zu seiner Unterstützung ab. Das mußte natürlich zur Folge haben, daß der Großkönig sich mit Sparta verständigte. Tiribazos, der diese Politik schon vor vier Jahren vertreten hatte, wurde wieder zum Satrapen von Sardes ernannt, und nun ging Antalkidas noch einmal nach Asien. Zusammen mit Tiribazos reiste er dann an das königliche Hoflager nach Susa, und hier wurde der Frieden abgeschlossen im wesentlichen auf denselben Bedingungen, die Sparta bereits bei den ersten Verhandlungen geboten hatte (387).

Es galt nun, die Athener und ihre Verbündeten zur Annahme dieses Friedens zu zwingen. Die Peloponnesier und die persischen Satrapen in Kleinasien versammelten also im Hellespont, was sie an Schiffen zur Verfügung hatten; Dionysios von Syrakus sandte ein Geschwader von 20 Trieren, so daß Antalkidas bald 80 Kriegsschiffe unter seinem Befehl hatte und imstande war, den Athenern die Getreidezufuhr aus dem Pontos abzuschneiden. Da außerdem in Athen die ärgste Finanznot herrschte, fügte man sich endlich in das Unvermeidliche, und Argos und Theben waren dadurch gezwungen, dasselbe zu tun. Athen verzichtete auf alle von Thrasybulos gemachten Eroberungen. Argos gab Korinth frei, das es mit seinem Staate vereinigt hatte, der böotische Bund wurde aufgelöst. Der „korinthische Krieg" war beendet (386). Der damals geschlossene Frieden ist für ein halbes Jahrhundert die Grundlage der Beziehungen zwischen den griechischen Staaten und Persien und den griechischen Staaten untereinander geblieben, bis Alexanders Schwert den schimpflichen Vertrag in Stücke schnitt.

Kypros war in einem der Friedensartikel ausdrücklich als königlicher Besitz anerkannt worden, und Athen rief infolgedessen seine Truppen von dort zurück. Euagoras aber hielt sich für stark genug, auch ohne diese Unterstützung im Bunde mit Ägypten den Krieg weiterzuführen. Der König beschloß nun zunächst, dies letztere Land zur Unterwerfung zu bringen, und sammelte zu diesem Zwecke ein großes Heer in Syrien; doch der Angriff wurde zurückgewiesen, ja König Akoris von Ägypten konnte in Syrien eindringen und einen Teil des Landes besetzen, während sein Verbündeter Euagoras das wichtige Tyros einnahm. Nun wandten die Perser sich gegen Kypros. Es wurde ein griechisches Söldnerheer geworben und in den ionischen Häfen eine Flotte gerüstet, mit der Tiribazos nach der Insel hinüberging (381). In einer großen Seeschlacht bei Kition wurde Euagoras' Flotte geschlagen, darauf rückte Tiribazos vor Salamis und begann die Belagerung. Da von keiner Seite Entsatz zu erwarten war, mußte Euagoras endlich sich unterwerfen; er verzichtete auf alle seine Eroberungen, blieb aber im Besitze seines angestammten Fürstentums (380).

Inzwischen hatte Sparta mit Erfolg daran gearbeitet, seine herrschende Stellung in Griechenland wieder zu gewinnen. Mantineia, die mächtigste Stadt in Arkadien, war zwar nach dem großen Siege, den die Spartaner 418 unter seinen Mauern erfochten hatten, wieder in den peloponnesischen Bund eingetreten, hatte aber seine demokratische Verfassung behalten und infolgedessen Sparta im letzten Kriege nur lässig unterstützt, wenn es auch keinen Abfall gewagt hatte. Jetzt schien es Zeit, mit der Stadt abzurechnen; es erging also an sie der Befehl, ihre Mauern niederzureißen. Auf die Weigerung der Mantineier rückte König Agesipolis ins Feld und zwang die Stadt nach langer Belagerung zur Ergebung. Sie wurde niedergerissen, und die Bewohner wurden in den fünf Flecken angesiedelt, aus deren Vereinigung vor mehr als hundert Jahren Mantineia erwachsen war (384).

Nachdem so Spartas Ansehen im Peloponnes wiederhergestellt war, griff man auch in Nordgriechenland ein. Dort hatten, seit dem peloponnesischen Kriege, die chalkidischen Städte an der thrakischen Südküste sich um Olynthos zu einem Bunde zusammengeschlossen, der allmählich zu ansehnlicher Macht gelangt war. Jetzt waren die Olynthier eben dabei, die noch widerstrebenden Städte Apollonia und Akanthos zum Eintritt in ihren Bund zu nötigen. Diese wandten sich darauf um Hilfe nach Sparta; und hier war man um so eher zur Gewährung des Gesuches bereit, als die Chalkidier im letzten Kriege auf der feindlichen Seite gestanden hatten. Es wurde also beschlossen, ein Heer von 10000 Mann nach Thrakien zu schicken (383). Das lakedämonische Kontingent, 2000 Mann unter Eudamidas, wurde denn auch sogleich dorthin abgesandt. Verstärkungen unter Phöbidas folgten. Der Marsch ging durch Böotien; als Phöbidas vor Theben lagerte, öffnete ihm der Polemarch Leontiadas, das Haupt der spartanischen Partei



Das Dionysostheater zu Athen. Photographie von Alinari.

in der Stadt, ein Tor der Burg, der Kadmeia, wie sie nach dem mythischen Gründer Thebens genannt wurde. Der Handstreich war so geschickt vorbereitet und so überraschend ausgeführt worden, daß niemand an Widerstand dachte; von den Gegnern Spartas rettete sich, wer konnte, über die attische Grenze. Es war ein flagranter Friedensbruch, und durch die ganze griechische Welt ging ein Schrei der Entrüstung; aber es war ein großer politischer Erfolg, der Sparta von seinem gefährlichsten Gegner befreite. Eine Wiederholung der Koalition, die Sparta im korinthischen Kriege gegenübergestanden hatte, schien damit unmöglich gemacht.

Den Befehl gegen Olynth übernahm jetzt Agesilaos' Bruder Teleutias. Nach anfänglichen Erfolgen erlitt er eine schwere Niederlage, in der er selbst fiel, und nun entschlossen sich die Spartaner, den König Agesipolis nach der Chalkidike zu senden, den Sohn des vor 14 Jahren abgesetzten Pausanias. Seinen überlegenen Streitkräften waren die Olynthier nicht gewachsen. Zwar fand der König nicht lange nach seiner Ankunft an einer Krankheit einen frühen Tod; aber Olynth wurde jetzt von allen Seiten eingeschlossen und endlich durch Hunger zur Ergebung gezwungen (380). Der chalkidische Bund wurde aufgelöst, und die Städte, die ihn gebildet hatten, traten in Bündnis mit Sparta.

Sparta gebot jetzt, mit Ausnahme von Argos und Athen, über die ganze griechische Halbinsel. Seine Macht schien fester gegründet als je. Mit Dionysios stand es in engem Bündnis und auch mit Persien in den besten Beziehungen. Aber es hatte es nicht verstanden, seinem Reiche eine feste Organisation zu geben; es herrschte über ein loses Aggregat von Kleinstaaten, das nichts zusammenhielt als die Furcht vor dem überlegenen spartanischen Heer und das oligarchische Parteiinteresse der leitenden Männer. Die Sympathien der öffentlichen Meinung, die es einst in so reichem Maße besessen, hatte es durch seine gewalttätige Politik zum großen Teil eingebüßt. So mochte ein unbedeutender Anstoß genügen, das stolze Gebäude zu Fall zu bringen.

15. Die Wiedererhebung der Demokratie.

Die Mißbräuche der Demokratie hatten der Reaktion den Weg gebahnt; aber, zur Macht gelangt, hatten es die „Wenigen" womöglich noch ärger getrieben als ihre demokratischen Gegner. Infolgedessen setzte, wie wir gesehen haben, gleich nach dem peloponnesischen Kriege in der öffentlichen Meinung jener Umschwung ein, der zum Sturz der oligarchischen Regierungen in Athen und den meisten anderen Städten des alten athenischen Reiches führte. Der Versuch, dies Reich wieder aufzurichten, war freilich von Persien und Sparta im korinthischen Kriege verhindert worden; aber die demokratische Bewegung war damit nur vorübergehend zum Stillstand gebracht.

Die thebanischen Verbannten hatten in Athen eine Zuflucht gefunden; sie hielten sich hier einige Jahre ganz ruhig, blieben aber in beständiger geheimer Verbindung mit den Parteigenossen in der Heimat. Endlich, als die thebanische Regierung es am wenigsten erwartete, wagten sie den Versuch zur Befreiung der Vaterstadt. An einem stürmischen Wintertage (379 bis 378) überschritten Melon, Pelopidas und einige andere Verbannte die böotische Grenze und schlichen sich unerkannt durch die Tore; die Mitglieder der Regierung, die an diesem Abend bei einem der Verschworenen zu Gaste waren, wurden niedergestoßen und dann auch Leontiadas ermordet, der die Kadmeia an die Spartaner verraten hatte. Auf die Kunde von diesen Vorgängen erhob sich das Volk, die Demokratie wurde eingeführt und aus den Häuptern der Verschwörung eine neue Regierung gebildet. Zwei athenische Strategen, die mit im Komplott waren, führten heran, was sie an Truppen zur Hand hatten. Die Kadmeia wurde nun auf allen Seiten eingeschlossen und nach kurzer Belagerung zur Übergabe gebracht. Theben war frei.

In Sparta hatte man sogleich ein Entsatzheer gerüstet und unter König Kleombrotos (dem Bruder des vor Olynth gestorbenen Agesipolis) nach Böotien in Marsch gesetzt; doch als das Heer dort anlangte, war die Kadmeia bereits gefallen. Jetzt, mitten im Winter, war natürlich an eine Belagerung von Theben nicht zu denken; Kleombrotos mußte sich also darauf beschränken, einen Teil seiner Truppen in Thespiä zum Schutze der böotischen Kleinstädte zurückzulassen. Immerhin hatte sein Erscheinen in Böotien den Erfolg, Athen von einer weiteren Unterstützung des Aufstandes zurückzuhalten; die beiden Strategen, die eigenmächtig in Böotien eingegriffen hatten, wurden ihrer Stellen entsetzt und zum Tode verurteilt. Theben war jetzt vollständig isoliert und damit schien das Schicksal der Bewegung besiegelt.

Trotz dieser Genugtuung traute man in Sparta Athen noch keineswegs; ist doch die Politik eines demokratischen Staates stets unberechenbar. So faßte Sphodrias, der Befehlshaber der spartanischen Truppen in Böotien, den Plan, sich durch einen Handstreich des Peiräeus zu bemächtigen, wie Phöbidas die Kadmeia genommen hatte. Er überschritt also eines Abends die attische Grenze; aber seine Truppen vermochten es nicht, die etwa 50 km von da bis zum Peiräeus in einem Nachtmarsch zurückzulegen. Als der Tag graute, stand er erst bei Eleusis, noch vier Stunden vom Ziele, und an eine Überrumpelung war nicht mehr zu denken. So blieb nichts übrig als der Rückzug nach Thespiä. Athen erhob natürlich über den Friedensbruch in Sparta Beschwerde, und Sphodrias wurde denn auch von seinem Posten abberufen und vor Gericht gestellt; da er aber sehr einflußreiche Verbindungen hatte, sprachen die Richter ihn frei. Das hatte zur Folge, daß Athen jetzt aus seiner bisherigen reservierten Haltung heraustrat und mit Theben ein Schutzbündnis abschloß. Eine förmliche Kriegserklärung allerdings erfolgte nicht, und auch die Spartaner vermieden es, das attische Gebiet zu verletzen.

Im Sommer zog König Agesilaos an der Spitze des peloponnesischen Bundesheeres, etwa 20 000 Mann, nach Böotien. Er fand dort außer der thebanischen Bürgerwehr auch das athenische Aufgebot sich gegenüber unter Chabrias, einem Offizier, der sich in den Kämpfen gegen die Perser auf Kypros und in Ägypten ausgezeichnet hatte. Eine Feldschlacht gegen Agesilaos anzunehmen, war er bei weitem nicht stark genug; aber er nahm unter den Mauern von Theben eine so starke Stellung, daß der König einen Angriff nicht wagte und sich mit der Verheerung des thebanischen Landgebietes begnügen mußte. Ein zweiter Einfall, den Agesilaos im folgenden Sommer (377) unternahm, hatte kein besseres Ergebnis.

Indes arbeitete Athen an der Wiederaufrichtung seiner Seeherrschaft. Im Frühjahr 377 wurde ein Aufruf an alle griechischen und nichtgriechischen Staaten erlassen, soweit sie nicht zum

Tempel zu Phigaleia in Arkadien. Photographie des deutschen archäol. Instituts zu Athen.

Perserreiche gehörten, sich unter athenischer Führung zu einem Bunde gegen Sparta zusammenzuschließen. Alle teilnehmenden Staaten sollten völlig autonom bleiben, die gemeinsamen Angelegenheiten sollten von einem Bundesrate geleitet werden, der sich aus den Vertretern der einzelnen Staaten zusammensetzte, zur Bestreitung der Kriegskosten sollten Matrikularumlagen erhoben werden, deren Höhe der Bundesrat zu bestimmen hatte. Endlich entsagte Athen allen Ansprüchen auf seinen alten Kolonialbesitz. Die meisten Inseln des ägäischen Meeres traten dem neuen Bunde sogleich bei, außerdem Theben und Byzantion.

Natürlich konnte Sparta dem nicht untätig zusehen; es ließ also eine Flotte von 65 Trieren in See gehen, die nun an der attischen Küste zu kreuzen begann und Athen die Zufuhr abschnitt (376). Demgegenüber rüsteten die Athener, was sie an Schiffen zur Hand hatten, und traten dem Feinde mit 83 Trieren entgegen: den Befehl führte Chabrias. Die Peloponnesier suchten zuerst dem Kampfe auszuweichen; endlich kam es im Sunde zwischen Paros und Naxos zur Schlacht, und noch einmal zeigte sich die überlegene Seetüchtigkeit der Athener. Die peloponnesische Flotte wurde zur Hälfte vernichtet; sie hat es seitdem nie wieder gewagt, im Ägäischen Meer zu erscheinen. Infolge dieses Sieges schlossen sich nun auch die Inseln, die sich bisher dem athenischen Seebunde ferngehalten hatten, an diesen an, ebenso die Chalkidier in Thrakien und überhaupt die meisten griechischen Städte an der thrakischen Südküste. Gleichzeitig ging Konons Sohn Timotheos mit einer Flotte von 60 Schiffen nach dem ionischen Meer, um Athens alte Herrschaft auch dort wieder aufzurichten. Kerkyra und andere Staaten traten nun dem Verbande bei, eine peloponnesische Flotte, welche den Fortschritt der Athener zu hindern suchte, wurde bei Alyzia an der akarnanischen Küste geschlagen (375).

Darüber war die spartanische Offensive gegen Theben ins Stocken gekommen; man begann zu erkennen, daß, wie die Dinge lagen, eine Unterwerfung der Stadt doch nicht zu erreichen war. Und auch in Athen war man des Krieges müde, der zwar große Erfolge gebracht, aber auch sehr schwere finanzielle Opfer erfordert hatte. So kam man rasch zur Verständigung auf der Grundlage des gegenwärtigen Besitzstandes (374). Timotheos wurde nun zurückgerufen; ehe er aber das ionische Meer verließ, setzte er auf dem mit Sparta verbündeten Zakynthos verbannte Demokraten ans Land. Jetzt sandten auch die Spartaner eine Flotte dorthin und begannen dann im nächsten Jahre die Belagerung von Kerkyra (373). Athen war finanziell so tief erschöpft, daß Timotheos nicht imstande war, zum Entsatz der Stadt eine Flotte auszurüsten; er wurde deswegen seines Amtes enthoben und als schuldig an dieser ganzen Verwicklung auf den Tod angeklagt; nur den Verdiensten seines Vaters Konon und der Verwendung mächtiger Freunde dankte er seine Freisprechung. An seine Stelle trat Iphikrates,

und dessen rücksichtsloser Energie gelang es denn auch, 70 Trieren segelfertig zu machen, mit denen er im nächsten Frühjahr (372) in See ging. Doch hatten die Kerkyräer sich bereits selbst durch einen glücklichen Ausfall Luft gemacht; Iphikrates' Erscheinen genügte dann, die peloponnesische Flotte zu schleunigem Rückzuge zu veranlassen.

Die Thebaner hatten inzwischen die böotischen Kleinstädte unterworfen und den Bund so hergestellt, wie er vor dem Frieden des Antalkidas bestanden hatte, nur unter noch strafferer Zentralisation. Das lag durchaus nicht im Interesse Athens; und da bei einer Fortführung des Krieges doch nichts Weiteres zu erreichen war, trat man wieder in Unterhandlungen, die dann auch bald zum Abschlusse des Friedens führten, auf dieselben Bedingungen, wie vor drei Jahren (Mittsommer 371). Doch kaum war das Instrument unterzeichnet, als über die Auslegung Differenzen entstanden. Die Thebaner verlangten, daß ihre Unterschrift für ganz Böotien gelten sollte; Agesilaos aber wies darauf hin, daß „Thebaner", nicht „Böoter" in der Urkunde stand, und zugunsten Thebens keine Ausnahme von der Klausel vorgesehen war, wonach alle griechischen Staaten autonom sein sollten. Auch sonst fanden die Thebaner nirgends Unterstützung, und da sie gleichwohl auf ihrem Anspruch bestanden, wurden sie von dem Frieden ausgeschlossen.

Ein spartanisches Heer unter König Kleombrotos stand bereits zum Schutze von Phokis an der böotischen Grenze; es erhielt jetzt Befehl, die Thebaner zur Annahme des Friedens zu zwingen. Durch einen kühnen Flankenmarsch über den Helikon umging Kleombrotos die feindliche Stellung und gelangte ungehindert bis in die Nähe von Thespiä, einer Stadt, die nur gezwungen sich der thebanischen Herrschaft gefügt hatte. Hier, bei dem Dorfe Leuktra, traten ihm endlich die Böoter entgegen. Ihr Heer zählte etwa 6000 Hopliten und war dem Feind an Zahl bei weitem nicht gewachsen; aber es blieb ihnen keine Wahl, als den ungleichen Kampf aufzunehmen, wenn nicht Thespiä und weiter alle übrigen Kleinstädte verloren gehen sollten. Und sie hatten den rechten Mann an der rechten Stelle. Unter den sieben „Böotarchen", die das Heer befehligten, war ein Feldherr ersten Ranges, Epameinondas, dessen geistiger Überlegenheit die anderen sich unterordneten. Er wußte, daß die peloponnesischen Bundesgenossen kein Herz zu der Sache hatten, für die sie kämpfen sollten; alles war gewonnen, wenn es gelang, die spartanischen Truppen, etwa 3000 Mann, im feindlichen Heere niederzuwerfen. Er stellte also seine besten Truppen auf den linken Flügel, formierte sie in tiefer Kolonne und führte sie gegen die Spartaner auf dem rechten Flügel des Feindes. Die dünne spartanische Linie vermochte dem furchtbaren Stoße nicht standzuhalten, aller Heldenmut war vergebens, der König selbst fiel und um ihn her seine tüchtigsten Offiziere. Mit einem Verluste von 1000 Mann wurden die Spartaner auf ihr Lager zurückgedrängt; die Bundesgenossen folgten, ohne überhaupt zum Schlagen gekommen zu sein. So hatte die „schiefe Schlachtordnung", so genannt, weil nur der eine Flügel ins Gefecht kam und das Ganze also, im Verhältnis zur feindlichen Front, eine schräge Linie bildete, den Tag entschieden. Das spartanische Lager zu stürmen und damit den Feind zu vernichten, wagte man freilich nicht; nach einigen Tagen wurde ein Waffenstillstand geschlossen, der dem besiegten Heer freien Abzug gestattete.

Noch niemals war ein spartanisches Bürgerheer in offener Feldschlacht überwunden worden; niemand in Griechenland hatte für möglich gehalten, daß es geschehen könne. Jetzt war dieser Nimbus der Unbesiegbarkeit zerrissen, und damit brach Spartas Ansehen zusammen. Überall im Peloponnes begann die Demokratie ihr Haupt zu erheben. In Argos kam es zu einem furchtbaren Pöbelaufstande, bei dem 1200 Bürger den Tod gefunden haben sollen. Nach Mantineia kehrten die Verbannten zurück und begannen sogleich mit dem Wiederaufbau der Stadt. Um Spartas Vorherrschaft über Arkadien für immer zu brechen, schloß sich die ganze Landschaft zum Bunde zusammen. Nahe der lakonischen Grenze, in einer Gegend, wo größere Städte noch ganz fehlten, wurde die neue Hauptstadt Megalepolis gegründet, die Sparta das Gleichgewicht halten sollte. Natürlich erregte eine so radikale Umwälzung aller bestehenden Verhältnisse in weiten Kreisen scharfe Opposition, und die Spartaner säumten nicht, ihren Freunden in Arkadien bewaffnete Unterstützung zu leihen. Die Arkader wandten sich nun um Hilfe nach Theben, und hier sandte man denn auch sogleich ein Heer unter Epameinondas nach

Das Theater von Megalepolis. Photographie des deutschen archäol. Instituts.

dem Peloponnes (Herbst 370). Bei seiner Ankunft hatten die Spartaner Arkadien bereits geräumt; aber Epameinondas beschloß nun, in Lakonien einzurücken. Durch das arkadische, argeiische und eleiische Aufgebot verstärkt, erschien er vor Sparta, das, solange Menschen denken konnten, keinen Feind mehr gesehen hatte. Die Stadt war unbefestigt und Epameinondas wagte den Sturm, vermochte aber trotz seiner großen numerischen Überlegenheit gegen den Heldenmut der Verteidiger nichts auszurichten. Er begnügte sich also damit, die reiche Landschaft bis zum Meere hin auszuplündern und kehrte dann nach Arkadien zurück. Von da zog er nach Messenien, rief die dortigen Heiloten zur Freiheit auf und gründete am Fuße des Berges Ithome dem Land eine feste Hauptstadt. So gewann Messenien nach mehr als dreihundertjähriger Knechtung seine Freiheit zurück. Sparta hatte etwa ein Drittel seines Gebietes eingebüßt, und es ist, von Messene, Megalepolis und Argos eingeengt, nie mehr imstande gewesen, seine alte Vorherrschaft im Peloponnes zurückzugewinnen.

Epameinondas führte nun seine Truppen über den Isthmos nach der Heimat zurück (Frühjahr 369); doch zwangen ihn die peloponnesischen Wirren schon wenige Monate später zu einem neuen Feldzuge nach der Halbinsel. Inzwischen aber war Athen mit Sparta in Bund getreten; denn der große Machtzuwachs, den Theben gewonnen hatte, bildete eine schwere Bedrohung des politischen Gleichgewichts. Auf Korinth gestützt, das Sparta auch jetzt treu blieb, versuchte man, Epameinondas den Marsch über den Isthmos zu wehren; trotzdem erzwang dieser den Durchzug und brachte Sikyon zum Anschluß an die thebanische Sache. Weiter aber wurde nichts erreicht, was dann zur Folge hatte, daß man in Theben Epameinondas nicht wieder zum Böotarchen wählte; ein Prozeß, der von seiten der radikalen Demokraten gegen ihn angestrengt wurde, endete allerdings mit seiner Freisprechung.

Inzwischen war Theben auch in die Angelegenheiten Thessaliens verwickelt worden. Dort hatte sich bis zum peloponnesischen Kriege eine starre Adelsherrschaft erhalten; endlich aber

begannen die Ideen der neuen Zeit doch Eingang zu finden. Zuerst natürlich in Pherä, dessen Hafenstadt Pagasä fast allen Verkehr zwischen Thessalien und dem übrigen Griechenland vermittelte. Hier stürzte, gegen Ende des 5. Jahrhunderts, Lykophron die alte Verfassung und warf sich zum Tyrannen auf, gestützt auf die grundhörige Landbevölkerung, die Penesten, denen er die Freiheit versprach. Damit begann für Thessalien ein halbes Jahrhundert der Bürgerkriege. Nach vielen Wechselfällen gelang es Lykophrons Schwiegersohn und Nachfolger Jason, nicht lange vor der Schlacht bei Leuktra, seine Wahl zum lebenslänglichen Präsidenten („Tagos") des thessalischen Bundes durchzusetzen, wodurch ihm alle Hilfsquellen des reichen und weitausgedehnten Landes zur Verfügung gestellt wurden. Er war jetzt der mächtigste Mann in ganz Griechenland, und nichts schien seinem Ehrgeiz unerreichbar; da machte der Mordstahl eines Verschwörers allen diesen Plänen ein Ende (370). Allerdings behaupteten Jasons Brüder, Polydoros und Polyphron, die Herrschaft über Thessalien; doch bald starb Polydoros, wie es hieß, von seinem Bruder ermordet, worauf dann Polydoros' Sohn Alexandros seinen Oheim Polyphron ermorden ließ, um selbst den Thron zu besteigen (369). Infolge dieser Wirren erhob sich der Adel gegen den Tyrannen, gestützt auf König Alexandros von Makedonien; doch dieser machte Miene, das Land für sich selbst zu behalten, und nun wandten die Thessaler sich um Hilfe an Theben. Jetzt ging Pelopidas nach Thessalien und veranlaßte durch sein bloßes Erscheinen die Makedonen zum Abzug; als er dann aber unvorsichtig genug war, nach Pherä zu Alexandros zu gehen, ließ der Tyrann ihn festhalten und trat mit Athen und Sparta in Bund. Ein böotisches Heer, das zu Pelopidas' Befreiung ausrückte, wurde geschlagen, und erst als Epameinondas wieder zum Böotarchen gewählt war und an der Spitze eines Heeres nach Thessalien zog, gelang es, den Tyrannen zur Herausgabe seines Gefangenen und zum Abschluß eines Vertrages zu zwingen (367).

Im Peloponnes ging indes der Krieg zwischen Sparta und den Arkadern weiter, ohne eine Entscheidung zu bringen. Ein allgemeiner Friedenskongreß, der in Delphi zusammentrat (368), blieb ohne Ergebnis, worauf dann die hauptsächlichsten Staaten Gesandte nach Susa zum Großkönig schickten, um dessen Vermittlung anzurufen. Hier wußte Pelopidas es an Servilität allen zuvorzutun und so die thebanischen Forderungen durchzusetzen. Sparta sollte auf Messenien verzichten, Athen seine Flotte abrüsten. Natürlich verwarfen beide Staaten diese Bedingungen, und so ging der Krieg weiter. Epameinondas zog noch einmal in den Peloponnes, wo er Achaia zum Anschluß an Theben brachte (366). Doch fiel die Landschaft sehr bald wieder ab und trat auf die spartanische Seite.

Gleichzeitig begann Athen gegen den Großkönig Front zu machen. Es trat in Bund mit Ariobarzanes, dem aufständischen Satrapen von Phrygien, und sandte ihm eine Flotte von 30 Schiffen unter Timotheos zu Hilfe, die zunächst Samos angriff, wohin die Perser unter Verletzung der bestehenden Verträge eine Besatzung gelegt hatten. Die feste Hauptstadt der Insel fiel nach langer Belagerung in seine Hand (365), und es wurde nun eine Kolonie athenischer Bürger dorthin geführt, die erste, die seit den Zeiten des peloponnesischen Krieges gegründet wurde. Daraufhin bequemte sich der König dazu, Athens alte Rechte auf Amphipolis anzuerkennen, die jenes sich bereits bei den letzten Friedensschlüssen mit Sparta hatte bestätigen lassen. Timotheos wurde jetzt aus den asiatischen Gewässern abberufen und nach Amphipolis gesandt. Gegen diese Stadt operierte schon seit einigen Jahren eine athenische Flotte unter Iphikrates, ohne indessen imstande zu sein, etwas Ernstliches auszurichten; denn die Chalkidier hatten inzwischen ihren Bund reorganisiert, und sie waren nicht gewillt zu dulden, daß Athen wieder an ihrer Küste sich festsetzte. Unter diesen Umständen vermochte auch Timotheos Amphipolis nicht zu nehmen, aber er gewann Methone und Pydna und entriß den Chalkidiern Torone und Poteidäa; letztere Stadt wurde jetzt wieder mit athenischen Ansiedlern besetzt.

Athen war also auf dem besten Wege, sein altes Kolonialreich wieder aufzurichten. Das mußte natürlich unter seinen Bundesgenossen schwere Mißstimmung erregen. So konnte Epameinondas den Plan fassen, den Athenern auf ihrem eigenen Elemente entgegenzutreten. Allerdings war Böotien trotz seiner reichen Küstenentwicklung immer ein vorwiegend ackerbautreibendes Land gewesen, wie denn alle seine bedeutenderen Städte vom Meere entfernt

Das Arkadische Tor von Messene. Photographie des deutschen archäologischen Instituts zu Athen.

lagen. Aber auch Athen war ja erst durch Peisistratos und Themistokles zur Seemacht geworden, und warum sollte, was dort gelungen war, nicht auch in Böotien ausführbar sein? Man müsse, so sagte Epameinondas in der Volksversammlung, die Propyläen der Burg von Athen nach der Kadmeia von Theben bringen. Auf seinen Antrag wurde also eine Flotte von 100 Trieren gebaut, mit der er selbst nach dem Hellespont unter Segel ging (364). Dort trat Byzantion sogleich zu ihm über, ohne daß es die Athener zu hindern gewagt hätten. Epameinondas begnügte sich mit diesem Erfolg und kehrte nach Böotien zurück. Die Hoffnungen freilich, die er an die Schöpfung der Flotte geknüpft hatte, sollten sich nicht erfüllen, da Böotien nicht imstande war, die schwere damit verbundene finanzielle Belastung auf die Dauer zu tragen. Der Tyrann von Pherä hatte inzwischen begonnen, in Thessalien von neuem um sich zu greifen; und so mußte Pelopidas noch einmal dorthin ins Feld ziehen (364). Auf den Höhen von Kynoskephalä, wo zwei Jahrhunderte später die makedonische Phalanx den römischen Legionen erliegen sollte, kam es zur Schlacht; die Söldner des Tyrannen wurden geschlagen, aber Pelopidas bezahlte seinen Sieg mit dem Leben. Erst im folgenden Jahr konnte Alexandros zur Unterwerfung gebracht werden, doch behielt er die Herrschaft über Pherä und das benachbarte Magnesien.

Bald machten die peloponnesischen Wirren eine neue Intervention Thebens nötig. Dort war es um den Besitz der triphylischen Städte zu einem Krieg zwischen Arkadien und Elis gekommen. Letzteres war seinen Gegnern bei weitem nicht gewachsen, trotz der Unterstützung, die es von Sparta und Achaia erhielt; die Pisatis mit der heiligen Stätte von Olympia wurde von den Arkadern erobert, und als die Festfeier des Jahres 364 herankam, übernahmen sie selbst die Leitung der Spiele, die seit unvordenklichen Zeiten unbestrittenes Recht der Eleier gewesen war. Sie konnten nun der Versuchung nicht widerstehen, aus den Tempelschätzen den Sold ihres Heeres zu bestreiten. Solcher Frevel am Heiligsten mußte in dem altgläubigen Lande eine lebhafte Opposition hervorrufen; und die Folge war, daß Mantineia und eine

Reihe anderer Städte aus dem Bund austraten und sich wieder an Sparta anschlossen. Epameinondas war nicht gewillt, diesen Abfall zu dulden; er zog also noch einmal über den Isthmos, um die thebanische Vorherrschaft im Peloponnes dauernd zu begründen. Indes ein Handstreich gegen Sparta mißlang; und als er dann nach Arkadien zurückkehrte, fand er bei Mantineia ein großes Koalitionsheer sich gegenüber, zu dem außer Sparta und seinen peloponnesischen Verbündeten auch die Athener ihr gesamtes Aufgebot gestellt hatten. Es mochten etwa 20 000 Mann sein, denen Epameinondas reichlich dieselbe Zahl entgegenstellen konnte. Er zögerte also nicht, die Schlacht anzunehmen, die die Gegner ihm anboten; und schon begann der Sieg sich auf seine Seite zu neigen, als er selbst tödlich getroffen zu Boden sank. Darüber kam der böotische Angriff ins Stocken, und der Feind behauptete sich in seinen Stellungen (362).

Für Theben war dieser Mißerfolg gleichbedeutend mit einer Niederlage. Es konnte jetzt, nach dem Tode seines besten Feldherrn, nicht daran denken, dessen aggressive Politik weiter zu führen; und da auch die Gegner des Krieges müde waren, kam man rasch zur Verständigung auf der Grundlage des gegenwärtigen Besitzstandes. Nur Sparta trat dem Frieden nicht bei, da es die Unabhängigkeit Messenes nicht anerkennen konnte. Der Grenzkrieg ging also im Peloponnes weiter, doch wurde er beiderseits ohne Nachdruck geführt und blieb demgemäß ohne rechtes Ergebnis.

So konnte der greise König Agesilaos noch einmal in den Perserkrieg ziehen. Fast alle Satrapen der westlichen Provinzen des Reiches hatten sich um diese Zeit gegen den König erhoben, und Ägypten schloß sich dieser Koalition an. Auch Sparta nahm daran teil, und Agesilaos ging an der Spitze von 1000 Mann nach Ägypten, wo er den Befehl über die griechischen Söldner erhielt, während der Athener Chabrias die Flotte befehligte. Man zog nach Syrien, mußte aber sogleich zurückkehren, da in Ägypten ein Aufstand ausbrach; Agesilaos stellte zwar die Ordnung bald wieder her, aber an eine Erneuerung des Angriffs gegen Persien war vorerst nicht zu denken, und Agesilaos beschloß unter diesen Umständen, nach Hause zurückzukehren. Er sollte die Heimat nicht wiedersehen; auf der Fahrt ist er beim Hafen des Menelaos an der libyschen Küste gestorben (360).

Athen hatte indes den Krieg gegen Amphipolis ohne Erfolg weitergeführt. Dagegen gelang es, Euböa, das nach der Schlacht bei Leuktra zu Theben abgefallen war, zum Wiedereintritt in den Seebund zu bringen (357); auch der thrakische Chersones wurde um diese Zeit wieder unterworfen und mit athenischen Kolonisten besetzt. Und jetzt endlich schien auch die Eroberung von Amphipolis in nahe Aussicht gerückt. König Perdikkas von Makedonien war in einer großen Schlacht gegen die Illyrier gefallen; der Thronerbe Amyntas war noch ein kleiner Knabe, für den sein Oheim Philippos die Vormundschaft übernahm. Gleichzeitig traten mehrere Prätendenten auf, die indes bald von Philipp beseitigt wurden. Dann schloß dieser einen Vertrag mit Athen, worin er in einem geheimen Artikel seine Hilfe zur Eroberung von Amphipolis versprach und dafür den Besitz von Pydna zugesichert erhielt. Darauf wurden die Illyrier zum Lande herausgeschlagen, die Belagerung von Amphipolis begonnen (357) und die Stadt endlich mit Sturm genommen. Natürlich dachte Philipp nicht daran, den wichtigen Platz an Athen herauszugeben; als dieses mit einer Kriegserklärung antwortete, schloß er ein Bündnis mit den Chalkidiern, nahm Pydna ein und bald darauf auch Poteidäa, das er den Chalkidiern zurückgab, während die athenischen Ansiedler ungekränkt entlassen wurden (356).

Athen war nicht imstande gewesen, dem Vorgehen Philipps entgegenzutreten, weil es inzwischen in einen schweren Krieg verwickelt worden war, der seine ganze Machtstellung zur See in Frage stellte. Der Zweck, zu dem der neue Seebund geschlossen worden war, die Niederwerfung Spartas, war längst erreicht, dafür Athen auf dem besten Wege, wieder in seine alte Reichspolitik einzulenken. Nur Epameinondas' unzeitiger Tod hatte den Ausbruch einer Krise im Bunde verhindert. Doch die Pläne des thebanischen Staatsmannes wurden bald von anderer Seite her aufgenommen. In Karien hatte zur Zeit des Korinthischen Krieges der Fürst von Mylasa, Hekatomnos, die Satrapenwürde erhalten, die dann auf seinen Sohn Maussollos übergegangen war. Dieser verlegte seine Residenz nach Halikarnassos, das er ansehnlich vergrößerte und mit prächtigen Bauten schmückte. Zu seinem Lehnsherrn, dem Großkönig, blieb er in guten Beziehungen, schaltete aber im übrigen wie ein unabhängiger Fürst.

Er hatte Lykien unter seine Herrschaft gebracht und trachtete jetzt nach dem Besitz der seinem Lande vorliegenden Inseln; doch um das zu erreichen, mußte zuerst der athenische Seebund gesprengt werden. Er trat also in Verbindung mit den leitenden Männern auf Chios, Rhodos und Kos und bot ihnen den Rückhalt, den Theben nicht mehr gewähren konnte. Es bedurfte nicht mehr, um die dort herrschende Mißstimmung gegen Athen zum offenen Ausbruch zu bringen, die drei mächtigen Inseln erklärten ihren Austritt aus dem Seebunde, und Byzantion schloß sich dieser Koalition an (357).

Athen konnte das nicht hingehen lassen. Eine Flotte unter Chabrias wurde sogleich gegen Chios gesandt, doch ein Angriff, den sie gegen den Hafen der Stadt unternahm, wurde abgewiesen, und der berühmte Feldherr fand dabei seinen Tod. Jetzt stellten die Verbündeten eine Flotte von 100 Trieren auf und begannen die Belagerung der athenischen Kolonie Samos. So sah sich Athen zur Anspannung aller Kräfte gezwungen; die Flotte wurde auf 120 Trieren gebracht und der Befehl den gefeiertsten Feldherren, die man besaß, Iphikrates, Timotheos und Chares übertragen. Samos wurde denn auch sogleich entsetzt; als man dann gegen Chios vorging, und die feindliche Flotte in dem Sunde, der die Insel vom Festlande trennt, bei Embata in Sicht kam, wollten Iphikrates und Timotheos wegen des stürmischen Wetters die Schlacht nicht wagen; Chares ging auf eigene Hand vor, erhielt aber von seinen Amtsgenossen keine Unterstützung und mußte den Kampf abbrechen (356).

Die Statue des Mausollos, London.
Nach Brunn, Denkm. Verl. Bruckmann, A.-G.

In Athen begann man jetzt, wie gewöhnlich bei militärischen Mißerfolgen, über Verrat zu schreien: Iphikrates und Timotheos wurden ihrer Stellen entsetzt und vor Gericht gestellt. Iphikrates wurde allerdings freigesprochen, Timotheos dagegen zu einer hohen Geldbuße verurteilt (über 500000 Mark); da er sie nicht zu zahlen vermochte, ging er nach Chalkis in die Verbannung, wo er bald darauf gestorben ist. Auch Iphikrates trat ins Privatleben zurück und hat nie mehr öffentliche Ämter bekleidet. An der Spitze der Flotte blieb Chares. Aber Athen war finanziell so tief erschöpft, daß Chares, wollte er die Bemannung seiner Schiffe überhaupt zusammenhalten, nichts übrig blieb, als mit dem aufständischen Satrapen von Phrygien, Artabazos, ein Abkommen zu schließen, worin sich dieser verpflichtete, der athenischen Flotte den Sold zu zahlen, während Chares ihm gegen den Großkönig Beistand versprach. Eine Zeitlang ging jetzt alles vortrefflich: Chares erfocht über die persischen Heere glänzende Siege und erhielt dafür von Artabazos reiche Subsidien. Doch auf dem persischen Thron saß nicht mehr der schlaffe und altersschwach gewordene Artaxerres, sondern sein energischer Sohn Ochos oder Artaxerres (III.), wie er seit seiner Thronbesteigung sich nannte (359—338); und er war nicht gesonnen, eine athenische Einmischung auf dem asiatischen Festlande zu dulden. Er rüstete also in Phönikien eine starke Flotte und drohte in Athen mit der Kriegserklärung. Dort wurden nun auf der Tribüne feurige Reden gehalten und die Schatten von Marathon und Salamis heraufbeschworen; bald aber kam man doch zu der Einsicht, daß Athen, wie die Dinge jetzt lagen, einen Krieg mit Persien in keiner Weise zu führen vermöge. Man rief also

Chares aus Athen zurück und gewährte den abgefallenen Bundesgenossen den Frieden, natürlich unter Anerkennung ihrer Unabhängigkeit (354). Da auch Mytilene und Kerkyra bald darauf ihre Verbindung mit Athen lösten, blieb der Seebund im wesentlichen auf Euböa und die Kykladen beschränkt. Athen blieb zwar noch immer die erste griechische Seemacht, aber mit seiner Meeresherrschaft war es vorbei.

Auch mit Theben war es in diesen Jahren abwärts gegangen. Denn Epameinondas war wohl ein großer Feldherr gewesen, als Staatsmann aber hat er Dauerndes nicht zu schaffen vermocht. Er wollte Theben zur leitenden Macht in Hellas erheben, aber er hat nichts getan, um die Bundesgenossen durch ein organisches Band an den Vorort zu ketten; das Reich, das er gründete, war nichts weiter als eine Kopie des spartanischen Reiches, ein ebenso loses Aggregat selbständiger Staaten, nur daß es sich auf die demokratische Partei stützte, statt auf die „Wenigen". So ist es sogleich nach dem Tode seines Begründers zusammengebrochen.

Phokis hatte sich nach der Schlacht bei Leuktra nur gezwungen an Theben angeschlossen; schon bei Epameinondas' letztem Zuge nach dem Peloponnes hatte es gewagt, die Heeresfolge zu weigern. Man hatte das damals hingehen lassen müssen; auf die Dauer aber dachte man eine solche Widersetzlichkeit nicht zu dulden. Ein Vorwand war natürlich bald gefunden. Eine Anzahl der leitenden Männer in Phokis wurde vor den Amphiktionen des Religionsfrevels angeklagt; und da Thebens Einfluß in dieser Versammlung dominierte, zu schweren Geldbußen verurteilt. Die Verurteilten dachten nicht daran, sich dem Spruche zu fügen, und sie fanden an der phokischen Landesgemeinde einen Rückhalt. So warb einer von ihnen, Philomelos, ein Söldnerkorps und besetzte damit die offene Stadt Delphi (356). Sparta und Athen traten darauf in Bündnis mit Phokis, während die übrigen Mitglieder der Amphiktionie den Krieg zum Schutze des Heiligtums beschlossen. Die Phoker sahen sich nun gezwungen, bei den Tempelschätzen Anleihen aufzunehmen, wie es andere griechische Staaten in ähnlichen Fällen getan hatten. Die Gegner sahen darin natürlich Tempelraub; aber es gab genug Leute in Griechenland, die von solchen Skrupeln frei waren und ihre Haut bereitwillig jedem verkauften, der zahlen wollte. So wurde es Philomelos leicht, ein großes Söldnerheer zusammenzubringen und damit die Lokrer und Thessaler aufs Haupt zu schlagen, als sie gegen Delphi heranzogen. Jetzt aber rückten die Böoter mit ganzer Macht in Phokis ein, und ihren überlegenen Kräften erlag Philomelos' Heer bei Neon am Nordfuße des Parnasos, er selbst war unter den Gefallenen. Doch gelang es, Delphi zu halten; und Onomarchos, der nun den Oberbefehl übernahm, brachte durch rücksichtslose Inanspruchnahme der Tempelschätze bald ein neues Söldnerheer zusammen. Damit fiel er in Böotien ein, nahm Orchomenos und wandte sich dann nach Thessalien, wo er an den Tyrannen von Pherä, Alexandros' Nachfolgern Lykophron und Peitholaos, Bundesgenossen fand. Die Thessaler kamen infolgedessen in so bedenkliche Lage, daß ihnen nichts übrig blieb, als Philippos von Makedonien zu Hilfe zu rufen. Doch Onomarchos besiegte den König in zwei Schlachten und zwang ihn zur Räumung Thessaliens. Dann wandte er sich von neuem nach Böotien, nahm Koroneia ein und schlug beim Tempel des Hermes, in der Nähe der Stadt, die Thebaner aufs Haupt. Er war jetzt der mächtigste Mann in Griechenland: es schien, als ob auf den Trümmern der thebanischen Macht ein phokisches Reich sich erheben sollte. Ohne Zweifel war Onomarchos ein höchst begabter Staatsmann und Feldherr; aber er war nur ein Söldnerführer, und so fehlte ihm die sichere Grundlage, auf der die Macht Philipps ruhte. Das war sein Verhängnis, dem er erliegen mußte.

Um dieselbe Zeit war auch das sizilische Reich zusammengebrochen, das Dionysios mit „ehernen Ketten verankert" zu haben meinte. Nach der Schlacht bei Kronion herrschte im Westen durch etwa ein Jahrzehnt tiefer Frieden: Dionysios konnte in dieser Zeit seine Aufmerksamkeit den Angelegenheiten des Mutterlandes zuwenden, wo er Sparta gegen Athen und Theben unterstützt und auch auf diplomatischem Wege für die Wiederherstellung des Friedens gewirkt hat. Aber das Ideal seiner Jugend, die Vertreibung der Karthager aus Sizilien, hatte er darüber nicht vergessen; als ein Aufstand, der in Libyen und Sardinien ausgebrochen war, eine günstige Gelegenheit zu bieten schien, ist er noch einmal ins Feld gerückt (368). Die Städte der karthagischen Provinz im Westen der Insel fielen ihm zum großen

Ruinen des Apollotempels zu Delphi. Photographie von Alinari.

Teil zu; das feste Lilybäon aber vermochte er nicht zu nehmen. Es sollte sein letzter Feldzug sein; im folgenden Frühjahr (367) ist er an einer Krankheit gestorben, erst 63 Jahre alt.

Dionysios hat Großes erreicht; Größeres als irgend einer seiner Zeitgenossen. Sein Verdienst ist es zumeist, daß Sizilien vor dem Schicksal bewahrt blieb, der Fremdherrschaft anheimzufallen. Das mächtige Reich, das er geschaffen hat, bildet einen wohltuenden Gegensatz zu den zerfahrenen politischen Zuständen des griechischen Mutterlandes. Diese Erfolge sichern ihm einen Platz unter den größten Feldherren und Staatsmännern aller Zeiten. Die Zeitgenossen freilich haben ihm nicht vergessen, daß er die freie Verfassung in Syrakus zerstört und sich zum Herrn des Staates, zum „Tyrannen" gemacht hatte; sie blickten auf ihn mit einem Gemisch von Abscheu und Bewunderung. Er selbst hat einmal gesagt, daß „die Tyrannis die Mutter des Unrechts" ist; aber ein „Wüterich" ist er nicht gewesen und hat Bürgerblut nur vergossen, wo es zur Erreichung seiner Zwecke unbedingt nötig war. Sein Privatleben war fleckenlos; es war keine Phrase, wenn er seinen Töchtern die Namen der Kardinaltugenden gab. Auch besaß er eine nicht gewöhnliche Bildung; er hat seine Mußestunden mit der Abfassung von Tragödien ausgefüllt und ist auf seinen Sieg im Theater von Athen stolzer gewesen als auf so manche gewonnene Feldschlacht.

Dionysios hinterließ Söhne von zwei Gemahlinnen; den ältesten, Dionysios, von der Lokrerin Doris, zwei andere, Hipparinos und Nysäos, von der Syrakusierin Aristomacha. Deren Bruder Dion — Dionysios' Schwager und zugleich, als Gemahl von dessen Tochter Areta, sein Schwiegersohn — hatte sich vergeblich bemüht, seinen Neffen die Thronfolge zu verschaffen; der alte Dionysios blieb fest, und so folgte ihm sein gleichnamiger Sohn nach dem Rechte der Erstgeburt. Aber dieser hatte weder die Tatkraft, noch das Genie seines großen Vaters geerbt. Seine erste Regierungshandlung war es, mit Karthago Frieden zu schließen; da er bereit war, die im letzten Feldzuge eroberten Städte herauszugeben, hatte die Verständigung keine Schwierigkeiten. In der inneren Politik überließ er sich zuerst der Führung Dions. Dieser suchte

ihn für den Plan zu gewinnen, dem Staate eine freie Verfassung zu geben; zu diesem Zwecke wurde Platon nach Syrakus berufen, der gern auf die Sache einging, in der Hoffnung, hier die Gelegenheit zur Verwirklichung seiner politischen Ideale zu finden. Eine Zeitlang gab sich Dionysios ganz dem Einflusse des großen Philosophen gefangen; bald aber mußte er erkennen, daß Dion ein doppeltes Spiel spielte und die Herrschaft für sich selbst oder seine Neffen zu gewinnen dachte. Dion wurde also aus Sizilien verbannt und darauf auch Platon nach Athen zurückgeschickt. Die Leitung der Geschäfte übernahm Philistos, der dem älteren Dionysios jahrelang treu gedient hatte, dann aber von diesem nach Adria an der Mündung des Po relegiert worden war und jetzt aus dem Exil zurückgerufen wurde.

Dion wandte sich indes nach Athen, um unter Platon seine philosophischen Studien fortzusetzen und in der Hoffnung, durch dessen Einfluß die Erlaubnis zur Rückkehr nach Syrakus zu erhalten. Platon ging denn auch noch einmal dorthin, aber er konnte nichts erreichen und machte den Bruch nur unheilbar. Jetzt beschloß Dion, Gewalt zu brauchen. Er warb ein kleines Söldnerkorps und ging damit nach Sizilien unter Segel (357). Karthago begünstigte das Unternehmen, dessen Gelingen die syrakusische Militärmonarchie schwächen, vielleicht auch zum Fall bringen mußte, und gestattete Dion die Landung in Herakleia. Ohne Zeit zu verlieren, rückte dieser nun auf das nahe Akragas, das ihn als Befreier begrüßte, ebenso Gela und Kamarina; auch in Syrakus öffnete das Volk ihm die Tore, sobald er vor der Stadt erschien. Nur die Insel Ortygia, die Dionysios der ältere zur Zitadelle umgeschaffen hatte, gelang es dem Tyrannen, zu behaupten. Gegen die starke Festung war nichts auszurichten, solange Dionysios das Meer beherrschte. Dion rüstete also eine Flotte aus und lieferte der Flotte des Tyrannen im großen Hafen eine Seeschlacht, die mit deren völliger Niederlage endete; Philistos, der hier befehligte, fand dabei den Tod (356). Jetzt entfloh Dionysios mit seinen Schätzen nach Lokroi; die Burg verteidigte sich noch eine Zeitlang, mußte sich aber endlich, da kein Entsatz kommen wollte, ergeben.

Dion aber dachte nicht daran, die Macht niederzulegen; vielmehr hielt er die Burg mit seinen Söldnern besetzt, erhob zu deren Bezahlung drückende Steuern, kurz, es zeigte sich, daß Syrakus nur den Herrn gewechselt hatte. So verlor Dion seine Popularität noch rascher, als er sie gewonnen hatte. Auch unter den Männern, die Dion aus Griechenland zur Befreiung Siziliens gefolgt waren, erregte seine Haltung lebhaften Unwillen. Einer von diesen, der Athener Kallippos, ein Schüler Platons, ließ Dion ermorden und trat dann selbst an die Spitze des Staates (353). Doch vermochte er sich nicht zu behaupten; schon nach Jahresfrist wurde er durch Dions Neffen, Hipparinos, verdrängt, dem dann nach zweijähriger Regierung sein jüngerer Bruder Nysäos folgte. Endlich kehrte Dionysios nach Syrakus zurück und bemächtigte sich aufs neue der Herrschaft. Währenddessen löste draußen im Reiche alle Ordnung sich auf. Die Städte gewannen ihre Selbständigkeit zurück, in den meisten erhoben sich Tyrannen, die es im Kleinen ebenso trieben wie die Herrscher von Syrakus. Wenn es so weiter ging, mußte ganz Sizilien den Karthagern zur Beute fallen.

16. Das Geistesleben seit dem peloponnesischen Kriege.

Die politische und geistige Entwicklung sind gegenseitig durch einander bedingt; und so konnte es nicht fehlen, daß zugleich mit der Reaktion im Staatsleben eine Reaktion gegen die Aufklärung einsetzte. Der Menge waren die neuen Lehren immer verdächtig gewesen; sie war überzeugt, daß jeder „Sophist", d. h. jeder Lehrer der Philosophie und Beredsamkeit ein sittlich verworfener Mensch sei, ein Verderber der Jugend. Und es fehlte dieser Ansicht ja nicht an einem gewissen äußeren Schein der Berechtigung. Ist doch die Rhetorik als solche sittlich indifferent; der Redner hat als Redner nur die eine Aufgabe, die Hörer von der Gerechtigkeit der Sache zu überzeugen, die er vertritt, ganz gleichgültig, ob sie gut oder schlecht ist. Insofern hatten die Gegner der Sophisten nicht so unrecht, wenn sie meinten, die neue Kunst liefe darauf hinaus, „die schlechtere Sache zur besseren zu machen". Daß die Sophisten, eben um diese Gefahr zu vermeiden, bemüht waren, ihren Schülern neben der rednerischen auch eine tüchtige ethische Ausbildung zu geben, konnte, wer diesen Dingen

fern stand, freilich nicht sehen. Noch stärkeren Anstoß gaben die naturwissenschaftlichen Lehren. Daß Anaxagoras die Gestirne für glühende Steinmassen erklärte, erschien der öffentlichen Meinung als Gotteslästerung, und es ist ihm daraufhin der Prozeß gemacht worden, der ihn zwang, Athen zu verlassen, obgleich er einen Perikles zum Beschützer hatte. Freilich fand er in Lampsakos ein Asyl; man war eben im asiatischen Griechenland aufgeklärter. Als vollends Diagoras aus Melos es wagte, die Existenz der Götter zu leugnen, wurde er durch Beschluß des athenischen Volkes geächtet und ein Preis auf seinen Kopf gesetzt.

Solche Polizeimaßregeln konnten der Wissenschaft natürlich keine Gefahr bringen. Vielmehr war es die Wissenschaft selbst, die ihren Gegnern den Weg bahnte. Die Spekulation hatte sich mit kühnem Mute an die höchsten Probleme herangewagt; aber die empirische Grundlage fehlte, und so wurde ein System nach dem andern von der Kritik vernichtet, bis

Votivrelief an die eleusinischen Gottheiten. Original im Museum zu Athen.
Nach Brunn, Denkmäler griechischer und römischer Kultur. Verlag F. Bruckmann, Akt.-Ges.

man endlich dahin kam, an der Möglichkeit aller wahren Naturerkenntnis zu verzweifeln. Die Wissenschaft war auf dem Wege, sich selbst zu zerstören.

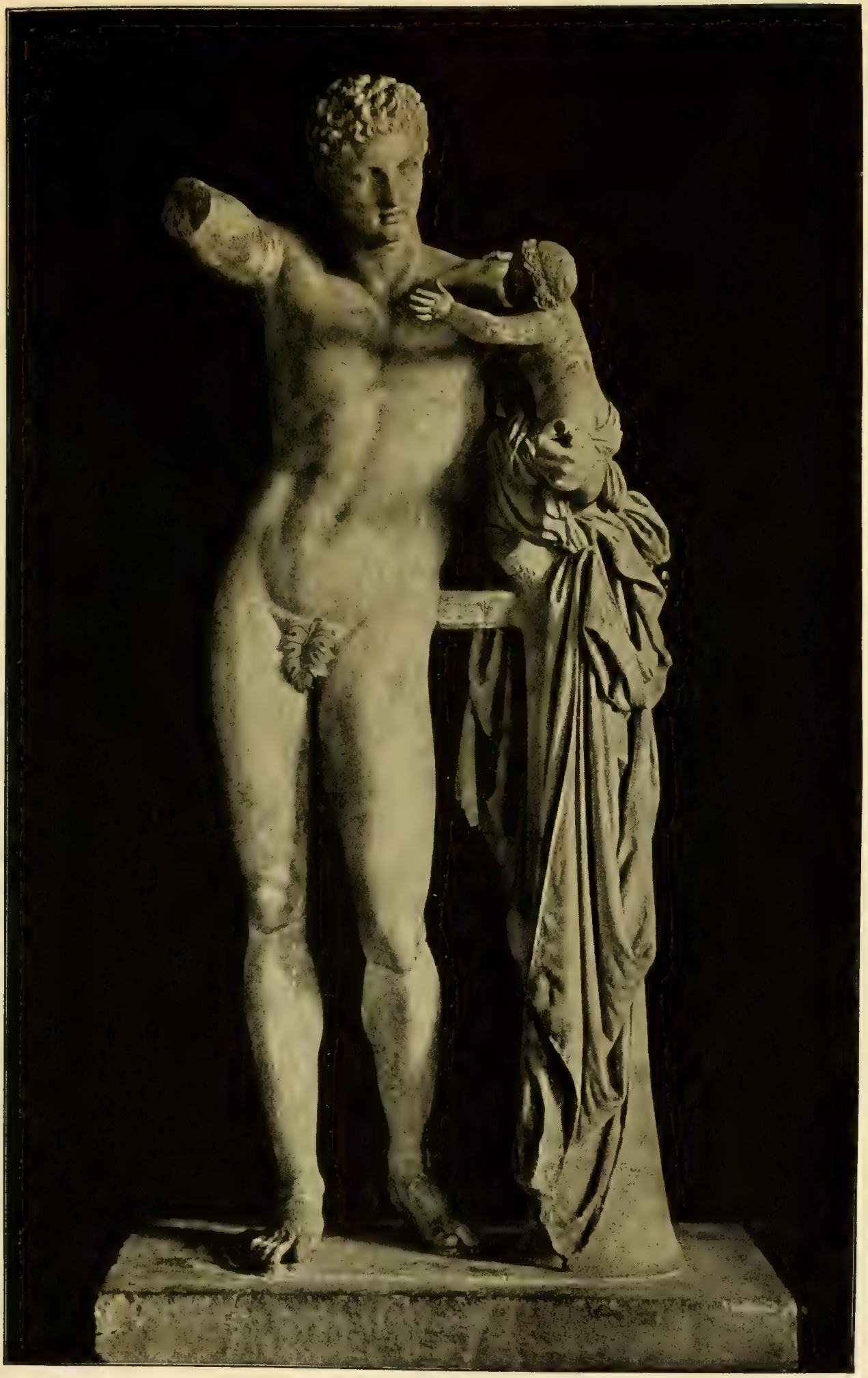
Es ist diese Stimmung, der der greise Euripides in den Bakchen Ausdruck gibt, einem der letzten Stücke, das er geschrieben hat. Er entsagt hier der Weltanschauung, unter deren Vorkämpfern er sein Leben lang in erster Reihe gestanden hatte und predigt die Rückkehr zu dem frommen Glauben der Väter. Das war nun freilich genau so unmöglich, wie eine Rückkehr zu der Verfassung der Ritterzeit, wie sie die politische Reaktion anstrebte. Die Sophistik hatte zu gründliche Arbeit getan. Wie es mit dem Glauben in den Kreisen der Gebildeten aussah, zeigen Vorkommnisse wie der Hermen- und Mysterienfrevel; und daß auch die Massen im Grunde nicht viel anders dachten, sehen wir an der Säkularisation der Tempelschätze, die damals fast überall in der griechischen Welt durchgeführt wurde. Ein Jahrhundert früher wäre so etwas unmöglich gewesen. Aber freilich, das religiöse Bedürfnis blieb, und je weniger Befriedigung es in der Staatsreligion fand, desto mehr kamen andere Kulte in Aufnahme. Die griechische Welt füllte sich mit orphischen Bettelpriestern und Wahrsagern, die jedem, der an sie glaubte, die ewige Seligkeit versprachen, die aber, die verstockt blieben, mit

der ewigen Verdammnis bedrohten. Eleusis sah jetzt seine Glanzzeit; zu den Mysterien, die hier gefeiert wurden, strömten Gläubige aus ganz Hellas zusammen. Kein geringeres Ansehen erlangten die Mysterien zu Ehren der „großen Götter" (Kabiren), die auf der Felseninsel Samothrake gefeiert wurden. Auch Kulte fremder Götter fanden immer mehr in Griechenland Eingang: des ägyptischen Ammon, der phrygischen Göttermutter Kybele und des ebenfalls phrygischen Sabazios, der thrakischen Göttinnen Kotyto und Bendis, des kyprischen Adonis. Alle Augenblicke durchzogen Prozessionen zu Ehren dieser Götter unter ohrenzerreißendem Lärm die Straßen Athens; am Adonisfest hallte die Stadt wieder von den Klagen der Weiber um den Gott, der in der Blüte der Jugend dem Tode verfallen war. Großen Zulauf fanden auch die nächtlichen Weihen, die mit den phrygischen und thrakischen Kulten verbunden waren, namentlich auch bei den Frauen; die schamloseste Unsittlichkeit fand hier unter dem Deckmantel der Religion eine Stätte. Hin und wieder schritten wohl die Behörden ein; aber man konnte den zahlreichen in Athen ansässigen Fremden die freie Religionsübung nicht wohl beschränken, und auch unter der Bürgerschaft hatten diese Kulte schon zu tiefe Wurzel geschlagen, als daß eine Abhilfe möglich gewesen wäre. Schließlich kam man dahin, manche davon in die Staatsreligion aufzunehmen, was wenigstens eine Kontrolle ermöglichte.

Die Gebildeten wandten sich natürlich mit Ekel von dem allen ab; aber mochten auch sehr viele von ihnen religiös indifferent sein, so fühlten doch zahlreiche andere das Bedürfnis nach einer Weltanschauung, die das Wissen mit dem Glauben versöhnt. In diesem Sinne war seit dem Anfang des peloponnesischen Krieges in Athen Sokrates (ca. 470—399) tätig. Er war eine tiefreligiöse Natur; schon als Knabe glaubte er Inspirationen zu haben, und diese göttliche Stimme („Dämonion") hat ihn durch sein ganzes Leben begleitet. Wenn der Geist über ihn kam, konnte er wohl stundenlang regungslos stehen bleiben, in innerer Verzückung der Außenwelt völlig entrückt. Dieser Stimme folgend, gab er das Steinmetzenhandwerk auf, das er von seinem Vater erlernt hatte, um sich ganz der Belehrung und Besserung seiner Mitmenschen widmen zu können. Freilich nicht als Professor, oder wie man damals sagte, Sophist; dazu hätte weder seine dürftige Bildung ausgereicht, noch hätte es seiner Neigung entsprochen. Vielmehr war er den lieben langen Tag auf dem Markte und auf der Gasse zu finden, wo er mit jedem, der wollte — und müßige Leute gab es in der Großstadt genug — oder auch der nicht wollte, Gespräche anknüpfte, über beliebige Themen, wie sie gerade die Gelegenheit bot. Dank seiner großen dialektischen Begabung und der beständigen Übung war es ihm ein Leichtes, jeden, der sich in eine Diskussion mit ihm einließ, in seinen Schlingen zu fangen; selbst Sophisten von Ruf hatten einen schweren Stand gegen ihn. So wurde er bald eine stadtbekannte Figur. Natürlich konnte es nicht fehlen, daß sich zahlreiche Jünglinge um ihn drängten, zum Teil aus den besten Kreisen; auch sonst wurde er ein gesuchter Gesellschafter, der in gebildeten Häusern überall Zutritt hatte. Honorar für seinen Unterricht hat er niemals beansprucht, und konnte es auch nicht, da er keinen regelmäßigen Kursus abhielt. Seine große Bedürfnislosigkeit setzte ihn in den Stand, von den Zinsen seines kleinen Vermögens zu leben.

Für das Verständnis naturwissenschaftlicher Probleme fehlte ihm die nötige Vorbildung; er war wie alle Frommen im Lande der Meinung, daß es gottlos sei, sich überhaupt mit solchen Dingen zu beschäftigen. Auch sei es ganz überflüssig, denn die wahre Erkenntnis sei doch nicht zu gewinnen und selbst wenn sie zu gewinnen wäre, würde sie uns doch zu nichts nützen. An Natursinn fehlte es ihm ganz; die Bäume können mich nichts lehren, pflegte er zu sagen. Überhaupt huldigte er einem platten Utilitarismus. Wir sollen das Gute tun, weil es das für uns Nützliche ist. Niemand wird sich selbst mit Absicht Schaden zufügen; es genügt also, die Menschen über ihr wahres Interesse zu belehren, damit sie diesem Interesse gemäß, d. h. tugendhaft, handeln. Denn die Tugend ist weiter nichts als die Erkenntnis des wahrhaft Nützlichen, also des Guten. Darum ist sie lehrbar. Daß in der Menschenbrust neben dem kühlen Verstande auch Leidenschaften wohnen, kümmerte Sokrates nicht; wie er sich selbst vollständig in der Gewalt hatte, forderte er es auch von den anderen.

Es galt nun aber zu bestimmen, was denn das für uns Nützliche sei; und darin sah Sokrates seine wichtigste Aufgabe. Er glaubte sie lösen zu können, indem er untersuchte,



Der Hermes des Praxiteles
Original im Museum zu Olympia
Verlag der F. Bruckmann Akt.-Ges.

„was jedes Ding eigentlich wäre", und zwar meinte er, daß es dafür genüge, jeden Begriff, der in der Sprache gegeben war, durch eine Definition zu bestimmen. Daß damit kein Wissen zu gewinnen ist, sondern höchstens eine wissenschaftliche Terminologie, sah er nicht ein, und so lief die Sache auf ein Spiel mit Worten heraus. Das ist es, was uns heute die ganze Sokratik so ungenießbar macht. Natürlich fand er, was er bewußt oder unbewußt suchte, die Bestätigung der geltenden Volksmoral; darüber hinaus ist er kaum fortgeschritten. Diese Moral also entspricht der göttlichen Weltordnung; und so sagt Sokrates weiter, daß wir tugendhaft handeln sollen, nicht nur weil es uns nützlich, sondern weil es gottgefällig ist. Hier liegt der eigentliche Kern der sokratischen Lehre. Natürlich muß, wie alles andere, auch die Existenz der Gottheit bewiesen werden; Sokrates findet den Beweis, Anaxagoras folgend, in der zweckmäßigen Ordnung der Welt, die nur das Werk eines intelligenten Urhebers sein könne; außerdem berief er sich auf den consensus gentium. Sonst hat er für theologische Fragen kein Interesse gehabt und sich den Formen der geltenden Religion durchaus angeschlossen; auch über die Dinge nach dem Tode hat er keine Spekulationen angestellt, da man davon doch nichts wissen könne.

Ein solcher Mann mußte sich viele Gegner machen; so mancher konnte es ihm nicht vergessen, daß er ihn in der Diskussion auf den Sand gesetzt hatte. Auch hat er nie aus seiner Geringschätzung der bestehenden Verfassung und der meisten leitenden Männer ein Hehl gemacht. Es hat denn auch an Angriffen auf ihn nicht gefehlt; so hat Aristophanes eine eigene Komödie (die Wolken, aufgeführt 423) gegen ihn geschrieben, in der er geradezu ein Ketzergericht fordert. Trotzdem hat Sokrates bis an sein siebzigstes Jahr unangefochten in Athen leben dürfen. Erst die nach dem Sturze der Dreißig wiederhergestellte Demokratie ist gegen ihn vorgegangen; er wurde angeklagt, die Staatsgötter zu leugnen, und die Jugend durch seinen Unterricht zu verderben. Unter den Anklägern war der angesehendste Anytos, ein reicher Gerbermeister, der gegen Ende des peloponnesischen Krieges zur Strategie gelangt war, dann an Thrasybulos' Seite die demokratischen Verbannten nach Phyle und dem Peiräeus geführt hatte und seitdem einer der leitenden Staatsmänner war; ein persönlich achtungswerter Charakter, war er offenbar aufrichtig überzeugt von der Staatsgefährlichkeit der sokratischen Lehre, für die ihm bei seinem Mangel an höherer Bildung jedes Verständnis fehlte. Die Geschworenen verstanden natürlich in ihrer großen Mehrzahl noch weniger davon; trotzdem erfolgte die Verurteilung nur mit einer unbedeutenden Stimmenmehrheit, und allein das stolze Verhalten des Angeklagten trug die Schuld, daß auf den Tod erkannt wurde. Wahrscheinlich hatte Anytos das auch gar nicht beabsichtigt; wenigstens ließ man Sokrates im Gefängnis so nachlässig bewachen, daß es ihm ein leichtes gewesen wäre, zu entkommen. Doch davon wollte er nichts wissen, und so wurde denn das Urteil vollzogen (Frühjahr 399).

Der Prozeß bewirkte das Gegenteil von dem, was seine Urheber gewollt hatten. Erst der Märtyrertod des Meisters gab seiner Lehre die rechte Weihe; seine Schüler blickten fortan zu ihm empor wie zu einem Heiligen, und sie haben, jeder nach seiner Weise, sein Werk weiter geführt. So wurde die Sokratik im Laufe der nächsten Jahrzehnte zu einer treibenden Macht im Geistesleben der Nation. Und während Sokrates sich auf die mündliche Lehre beschränkt und nichts Schriftliches hinterlassen, also nur im engen Kreise gewirkt hatte, wandten sich die Schüler an die breite Öffentlichkeit. Sie bezweckten dabei zunächst nichts anderes, als die von Sokrates gehaltenen Gespräche dem großen Publikum zugänglich zu machen, möglichst in der Form, in der sie gehalten waren, da ja gerade darauf zum großen Teil ihre eigentümliche Wirkung beruhte. So wurde der Dialog zur Kunstform der sokratischen Literatur. Sokrates selbst steht dabei immer als Leiter des Gesprächs im Mittelpunkt. Solche Dialoge veröffentlichten die Athener Äschines und Xenophon, der Eleier Phädon und andere, im engen Anschluß an die Lehre des Meisters, wenn sie auch natürlich mit oder ohne Absicht, so manches Eigene hinzutaten. Derselben Form bedienten sich dann auch diejenigen unter Sokrates' Schülern, die es unternahmen, dessen Lehre selbständig fortzubilden; auch hier bleibt Sokrates die Hauptfigur, aber was er auseinander setzt, ist nicht mehr seine eigene Lehre, sondern die Lehre des Schülers. Viele dieser Dialoge, namentlich die Platons, sind stilistische Kunstwerke ersten Ranges, aber alle Kunst kann uns doch nicht darüber hinweg-

täuschen, daß ein fingiertes Gespräch eben kein wirkliches ist; auf die Länge wird das ewige Fragen und Antworten unerträglich. Platon selbst muß das gefühlt haben, wenigstens hat er in seinen letzten Schriften die Dialogform nur noch als äußerliche Einkleidung beibehalten und gibt in der Hauptsache einen zusammenhängenden Lehrvortrag.

Sokrates hatte nie daran gedacht, seine Lehre in ein System zu bringen; das taten erst seine Schüler. Unter denen, die sich an dieser Aufgabe versuchten, hat der Athener Antisthenes sich am nächsten an den Meister angeschlossen. Er war von Haus aus Rhetor, Schüler des Gorgias, und hatte erst im reiferen Mannesalter sich Sokrates zugesellt. Die Bedürfnislosigkeit, die dieser gezeigt hatte, erhob er zum leitenden Lebensprinzip. Alle äußeren Dinge sind gleichgültig; je mehr wir uns davon unabhängig machen, desto freier und also glücklicher werden wir sein. Das wenige, was wir wirklich zum Leben brauchen, ist leicht zu beschaffen: ein Stück Brot und ein Mantel, er mag so schäbig sein wie er will. Die Tiere und die Wilden leben ja auch nicht anders und sind doch gesünder als wir Kulturmenschen. Ebenso nichtig sind alle sozialen Unterschiede; alle Menschen sind Brüder, der Sklave ist genau so viel wert, als der freie, wenn er nur die richtige Einsicht, d. h. die Tugend, besitzt. Als ethisches Vorbild stellte er Herakles hin, die Volksreligion aber verwarf er als unsittlich und hatte, ungeschreckt durch das Schicksal des Meisters, den Mut, das offen auszusprechen. „Wenn ich die Aphrodite finden könnte, ich würde sie totschießen", hat er einmal gesagt. Von der Autorität Homers freilich hat er sich nicht zu emanzipieren vermocht; er hat sich demgemäß zu zeigen bemüht, daß die Hauptsätze seiner Lehre schon dort zu finden wären, was natürlich nur durch die kühnsten allegorischen Umdeutungen möglich war. Antisthenes hat diese Anschauungen in Wort und Schrift vertreten, hauptsächlich aber durch sein Beispiel für ihre Verbreitung gewirkt; bei der Strenge seiner Anforderungen hat er freilich nur eine kleine Gemeinde um sich zu sammeln vermocht. Nach dem Gymnasion im Kynosarges, einer Vorstadt Athens, in dem er lehrte, nannte man seine Anhänger später Kyniker, ein Name, der insofern ganz passend war, als sie wirklich kaum besser lebten als die Hunde. Unter Antisthenes' Schülern hat Diogenes aus Sinope (gest. 323) den Meister an Bedürfnislosigkeit wie an Rigorismus noch übertroffen, und damit auf viele einen dämonischen Zauber geübt; andere freilich nannten ihn einen „Sokrates aus dem Tollhause". Jedenfalls ist er einer der berühmtesten Männer aller Zeiten geworden.

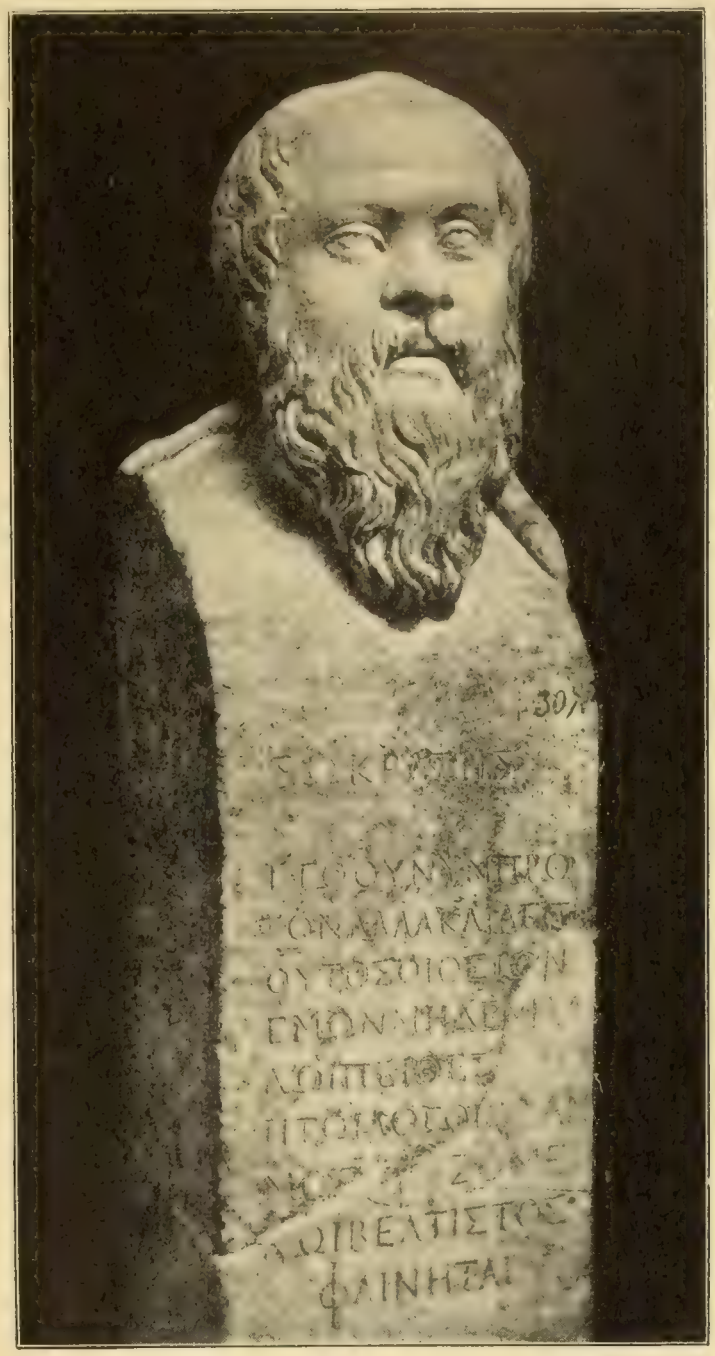
Den gerade entgegengesetzten Weg ging Aristippos aus Kyrene. Auch er war bereits ein fertiger Mann, Sophist und Rhetor, als er zu Sokrates kam, und er ist von dessen Lehre nur oberflächlich berührt worden. Er war ein Lebenskünstler, dem die Lust als das höchste Gut galt; nur sollen wir dabei nicht unseren Leidenschaften folgen, sondern mit Einsicht genießen; der Weise soll vor allem sich selbst in der Gewalt haben. Religiösen Fragen stand er gleichgültig gegenüber, und auch um die Ausbreitung seiner Lehre hat er sich wenig bemüht; Schüler hat er außer seiner Tochter kaum hinterlassen. Doch hat sein System später manchen Anhänger gefunden und namentlich auf Epikur großen Einfluß geübt.

Doch Sokrates' bei weitem größter Schüler ist Platon (427—347). Einer angesehenen atheniſchen Familie angehörig, mit Kritias eng verwandt, teilte er in vollem Maße die Abneigung seines Lehrers gegen die herrschende Demokratie so sehr, daß er sich aller Beteiligung am praktischen Staatsleben enthalten hat. Dafür hat er, wie so mancher seiner Zeitgenossen, eine Musterverfassung entworfen, die an Radikalismus nichts zu wünschen läßt, im Grunde aber doch nichts anderes ist, als die idealisierte spartanische Staatsordnung. Die Hoffnung, diese Pläne verwirklichen zu können, hat ihn nach Syrakus an den Hof des Dionysios geführt. Als er sich endlich von der Undurchführbarkeit seines politischen Ideals überzeugte, hat er im hohen Alter noch einen zweiten Verfassungsentwurf ausgearbeitet, in dem er den bestehenden Verhältnissen größere Rechnung trägt, der aber natürlich ebenfalls ein toter Buchstabe geblieben ist.

Um so größeren Einfluß hat Plato auf die Entwicklung des griechischen Denkens geübt. Schon seine soziale Stellung gab ihm einen weiteren Gesichtskreis, als sein Meister gehabt hatte, und bewahrte ihn vor dessen etwas banausischer Einseitigkeit. Zwar die Geringschätzung der Naturwissenschaft und aller darauf gegründeten Systeme teilte er in vollem Maße; aber er

verzichtete deswegen keineswegs auf die Erkenntnis des Weltzusammenhangs. Er geht dabei aus von Sokrates' Bemühungen zur Bestimmung der Begriffe; diese Abstraktionen verdichten sich bei ihm zu selbständigen Wesenheiten, zu „Ideen", wie er sie nannte. Es gibt deren so viele, wie es Gattungsbegriffe gibt: eine Idee des Pferdes, des Schmutzes, der Kleinheit, der Schlechtigkeit; die höchste ist die Idee des Guten, die der Gottheit gleichgesetzt wird. Die Sinnenwelt entsteht dadurch, daß der „Weltbildner" die Ideen in der Materie nachformt.

Auch hinsichtlich der letzten Dinge hat Platon sich bei dem sokratischen Agnostizismus nicht beruhigen wollen. Er schloß sich vielmehr den orphisch-pythagoreischen Lehren von der Seelenwanderung an. Dadurch erhielt natürlich seine Ethik einen anderen Charakter als die sokratische. Auch Platon glaubt, daß nur das Wissen zur Tugend und nur die Tugend zur Glückseligkeit führen kann; aber während Sokrates nur an dieses Leben gedacht hatte, läuft bei Platon alles auf eine Vorbereitung für das Jenseits hinaus. So ist der religiöse Kern der sokratischen Lehre hier zu voller Entfaltung gekommen und eine Bahn eingeschlagen, die im Laufe der Jahrhunderte zum Christentum geführt hat.



Herme des Sokrates im Museum zu Neapel.
Nach Bernoulli, Griech. Ikonographie F. Bruckmann, A.-G.

Zur Stätte seiner Wirksamkeit ersah sich Platon zuerst das Gymnasion in der Akademie vor den Toren Athens. Dorthin strömten bald zahlreiche Jünglinge aus allen Teilen der griechischen Welt, von denen viele später eine führende Stellung im Geistesleben der Nation eingenommen haben. Hier wurde, außer den philosophischen Disziplinen, als Propädeutik auch Mathematik gelehrt. Später erwarb dann Platon in der Nähe des Gymnasions einen Garten, der seitdem durch Jahrhunderte der Sitz seiner Schule geblieben ist; er wurde damit der Gründer der ersten Universität.

Daneben entfaltete Platon eine sehr lebhafte literarische Tätigkeit. Keiner seiner Vorgänger und Zeitgenossen hat so viel geschrieben, Demokrit allein ausgenommen. Meist sind es kurze Streitschriften, in denen die Lehren der „Sophisten" wie der anderen sokratischen Schulen in schärfster Weise bekämpft wurden. Größere Werke hat er nur über den Gegenstand verfaßt, der ihm am meisten am Herzen lag und für den er doch am wenigsten Beruf hatte, die Reform des Staates und der Gesellschaft.

So unermeßlichen Einfluß aber Platons Lehre auch auf die spätere Entwicklung des menschlichen Denkens geübt hat, sie war zu weltfremd, als daß sie auf die Zeitgenossen eine tiefere Wirkung hätte hervorbringen können. Das Geistesleben des 4. Jahrhunderts steht überhaupt nicht unter dem Zeichen der Sokratik, sondern der Sophistik; schon darum, weil diese in erster Linie praktische Ziele verfolgte. Protagoras allerdings ist noch während des peloponnesischen Krieges gestorben; dagegen haben Prodikos, Hippias, Thrasymachos, Gorgias das Ende des

Schulunterricht.
Bild von einer rotfigurigen Vase des Duris im Kgl. Museum, Berlin.

Krieges um einige Jahrzehnte überlebt, und sie sind bis an den Tod die gefeiertsten geistigen Größen in Hellas geblieben. An Thrasymachos schloß sich der Athener Polykrates an, der in der Art seines Lehrers Reden als Musterstücke veröffentlichte; unter anderem hat er eine Anklage gegen Sokrates geschrieben zur Rechtfertigung von dessen Verurteilung, die dann natürlich eine lebhafte Polemik von der Gegenseite hervorrief. Doch der Schlichtheit der Diktion, wie sie in Thrasymachos' Schule gepflegt wurde, war der Zeitgeschmack nicht geneigt, und so erlangte Gorgias' Richtung die Oberhand. Von dessen zahlreichen Schülern ist der Athener Isokrates (436—338) zum größten Ruhme gelangt: er galt der Mitwelt wie der Nachwelt als der eigentliche Klassiker der Beredsamkeit, und er hat auf die Entwicklung der griechischen Prosa, und damit der Prosa aller Kulturvölker entscheidenden Einfluß geübt. Er hat das dadurch erreicht, daß er das Wesen des gorgianischen Stils, die kunstvolle Periode beibehielt, aber den überladenen Schmuck abwarf, in dem Gorgias sich gefallen hatte. Kraft der Leidenschaft dürfen wir freilich bei ihm nicht suchen; seine Reden, die übrigens zum großen Teil gar nicht für den mündlichen Vortrag bestimmt waren, sind sorgfältig ausgearbeitete Kabinettstücke. Sie lassen uns eben deswegen kalt, fanden aber bei den Zeitgenossen unbegrenzte Bewunderung. Von nah und fern strömten die Schüler ihm zu, zum größten Teil aus den höchsten Gesellschaftskreisen; und seine Erfolge als Lehrer waren nicht geringer wie seine Erfolge als Schriftsteller. Wenn er auch zunächst seinen Schülern nur eine formale Bildung gab, so war er doch daneben bemüht, sie auch zu tüchtigen Charakteren heranzuziehen. Am Ende seiner langen Laufbahn konnte er sich rühmen, daß eine große Reihe der ersten Männer der Nation ihm ihre Bildung verdankten. So hat er auf seine Zeit einen viel tieferen Einfluß geübt als Platon, was dieser bitter genug empfunden hat. Das liegt nicht nur daran, daß Isokrates eine praktisch verwertbare Kunst lehrte, sondern vor allem, daß er sich den offenen Blick für das wirkliche Leben und die Bedürfnisse des Tages gewahrt hatte, während Platon sich eine ideale Welt baute. So hat der eine für die Gegenwart gelebt, der andere für die ferne Zukunft.

Neben der Lehrtätigkeit bot die Advokatur den Sophisten ein sehr lohnendes Feld der Betätigung. Viele haben sich auf beiden Gebieten versucht; im allgemeinen aber wird ein tüchtiger Theoretiker einen schlechten Rechtsanwalt abgeben, und umgekehrt. So trat hier bald eine Spezialisierung ein. Schon früh haben die Advokaten ihre Plaidoyers als Musterstücke veröffentlicht oder veröffentlichen lassen. So Antiphon, derselbe, der in Athen die Oligarchie der Vierhundert begründet hat, nach Thukydides' Urteil der größte Advokat seiner Zeit, aber noch befangen in dem rhetorischen Schwulste, der für die Anfänge der Sophistik charakteristisch ist und dem auch Thukydides sich nicht hat entziehen können. Dann, nach der Wiederherstellung

Schulunterricht.
Bild von einer rotfigurigen Vase des Duris im Königl. Museum zu Berlin.

der Demokratie Lysias, ein Anhänger der Richtung des Thrasymachos, der im bewußten Verzicht auf allen rhetorischen Prunk mit den einfachsten stilistischen Mitteln die größten Wirkungen zu erreichen verstand, freilich auch ein gewissenloser Rabulist, dem kein Mittel zu schlecht war, wenn es nur der Sache seiner Klienten dienen konnte. Auch Isokrates hat als Advokat seine Karriere begonnen, aber bald erkannt, daß er für diesen Beruf nicht geschaffen war. Im Laufe des nächsten halben Jahrhunderts hat Athen dann eine lange Reihe von Advokaten ersten Ranges hervorgebracht, deren Reden später mit Recht als klassische Werke gegolten haben. Den ersten Platz unter diesen Männern nehmen Demosthenes (384—322) und Hypereides (ca. 380—322) ein; beide gehörten auch zu den hervorragendsten Parlamentariern ihrer Zeit, und sie verdanken ihren literarischen Ruhm noch mehr ihren Volksreden, als ihrer forensischen Beredsamkeit. Während Demosthenes hauptsächlich durch die Gewalt seiner Leidenschaft wirkt, bewundern wir bei Hypereides die einfache Natürlichkeit und durchsichtige Klarheit des Stils. Neben beiden steht völlig ebenbürtig Äschines (ca. 390—320), der als Verwaltungsbeamter emporgekommen war und am politischen Leben lebhaften Anteil genommen hat, ohne sich aber zum Advokaten herzugeben; auch hat er überhaupt nur drei seiner Reden veröffentlicht, und auch die nur, weil sie in eigener Sache gehalten waren, zu seiner Rechtfertigung vor der öffentlichen Meinung. Sie sind, durch ihre echt attische Anmut und Feinheit, wohl das Vollendetste, was von der griechischen Beredsamkeit auf uns gekommen ist. Allzu strenge moralische Anforderungen dürfen wir freilich an diese Männer nicht stellen; sie waren eben Advokaten und Politiker und haben als solche nie Bedenken getragen, „die schlechte Sache zur besseren zu machen", wenn es für ihre Zwecke nützlich war. Ob das, was sie sagten, wahr war oder nicht, war ihnen vollständig gleichgültig.

Noch ein anderes Gebiet wurde jetzt zur Domäne der Sophisten: die Geschichtschreibung. Damit hatte Thukydides den Anfang gemacht: freilich war er nicht Sophist von Beruf, sondern ein großer Herr, Militär und praktischer Staatsmann, und so hat er ein Werk schaffen können, das im Altertum vielleicht nie erreicht, jedenfalls nicht übertroffen worden ist. Sein nicht unwürdiger Nachfolger war Philistos aus Syrakus, der Freund und Minister der beiden Dionyse; er hat die Geschichte seiner Heimatinsel geschrieben und darin natürlich die Geschichte seiner eigenen Zeit, an der er so hervorragenden Anteil genommen, mit besonderer Liebe behandelt. Einen Fortsetzer fand Thukydides' unvollendetes Werk an dem Sokratiker Xenophon, der durch seine militärische Laufbahn auf die Beschäftigung mit der Geschichte gewiesen wurde, ein Gebiet, das Sokrates' übrigen Schülern ganz fern lag. Er hat den Rückzug der zehntausend Griechen aus dem Innern des Perserreiches in einem viel

gefeierten Buche erzählt, das freilich die Person des Verfassers mehr in den Vordergrund stellt, als seinen Verdiensten entspricht, so anerkennenswert diese auch sein mochten. Der Aufgabe aber, ein Werk wie das des Thukydides zu vollenden, war Xenophon in keiner Weise gewachsen; er bringt kaum mehr als eine Sammlung von Materialien, wie sie der Zufall ihm gerade an die Hand gab. Sehr Bedeutendes leisteten dann, in Philipps und Alexanders Zeit, Isokrates' Schüler Ephoros aus Kyme in der Aolis, und Theopompos aus Chios. Ephoros unternahm es, auf Grund umfassender Forschungen eine Universalgeschichte zu schreiben, eine Aufgabe, an die sich noch niemand gewagt hatte. Dabei ließ er die mythischen Zeiten als unhistorisch beiseite und begann seine Erzählung, soweit Griechenland in Betracht kam, mit der „Rückkehr der Herakliden" in den Peloponnes, während selbst ein Thukydides den troischen Krieg noch als ein völlig historisches Faktum betrachtet hatte. Auch sonst entwickelte er ganz richtige kritische Grundsätze, die er freilich, wie das zu gehen pflegt, nicht immer befolgt hat. Das wesentlichste Erfordernis zum Geschichtschreiber aber fehlte ihm; er war nur Gelehrter und stand politischen und namentlich militärischen Dingen ganz fern. Doch hat das dem Erfolge seines Werkes bei Mit- und Nachwelt keinen Eintrag getan; war es doch etwas völlig Neues, das hier geboten wurde, eine Enzyklopädie des historischen Wissens im vollen Glanze isokratischer Diktion; die ältere griechische Geschichte hat im Bewußtsein der Nation im wesentlichen so weiter gelebt, wie Ephoros sie erzählt hatte.

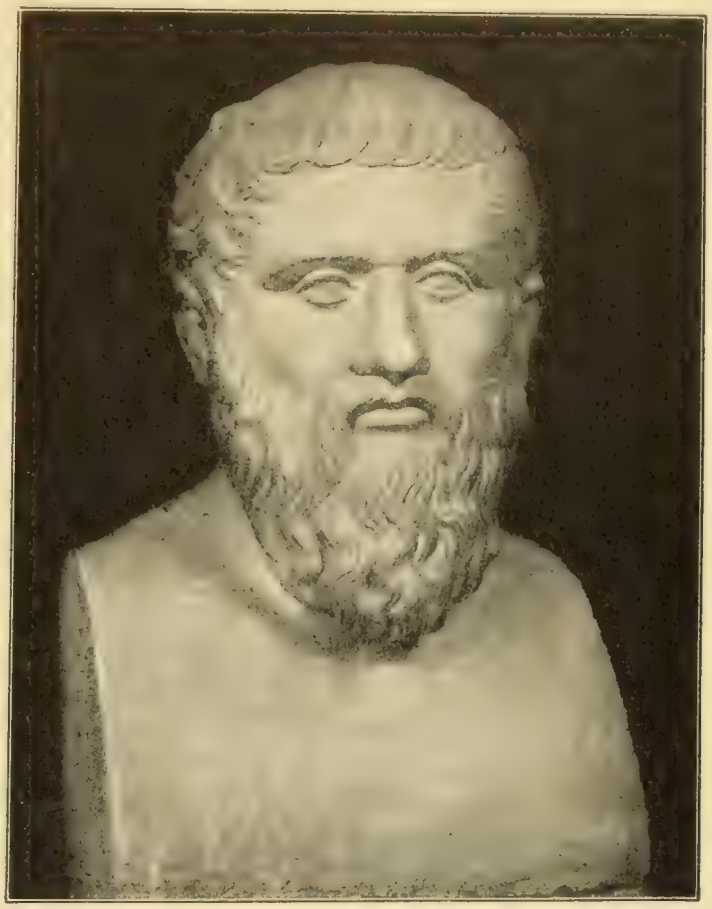
Dagegen war Theopompos ein Mann des praktischen Lebens, ein Redner von panhellenischem Ruhm und einer der leitenden Politiker seiner Vaterstadt, der zu allen bedeutenden Männern seiner Zeit Beziehungen hatte. So ging er daran, die Geschichte dieser Zeit darzustellen. Den leitenden Faden dafür bildeten, wie natürlich, die Taten Philipps von Makedonien, die eine neue Geschichtsperiode heraufgeführt hatten; berücksichtigt aber wurden nicht bloß die militärischen Ereignisse und diplomatischen Verhandlungen, wie das noch Thukydides getan hatte, sondern ebenso auch die innere Geschichte der Staaten. Bei dem leidenschaftlichen Charakter des Verfassers war das Werk freilich von strenger Objektivität weit entfernt; es war voll maßloser Invektiven, muß aber eben darum eine sehr fesselnde Lektüre gebildet haben, wie es denn stets als eines der ersten Meisterwerke der griechischen Historiographie gegolten hat.

Erkenntnistheorie und Ethik wurden in der Rhetorenschule, wenn überhaupt, nur als Nebenfächer gepflegt, und mit Naturwissenschaft und Mathematik hatten sich schon die Begründer der Sophistik nicht abgegeben. Die Schule Demokrits, dem die Naturwissenschaft so Großes verdankt, versank nach dem Tode des Meisters immer mehr in unfruchtbare Skepsis. Dagegen fanden Mathematik und Astronomie nach wie vor eifrige Pflege in der pythagoreischen Schule. Ihre Lehre von der Kugelgestalt der Erde fand jetzt in der Wissenschaft allgemeine Annahme, womit die Grundlage zu einer wissenschaftlichen Geographie gegeben war, deren Ausbildung denn auch sogleich durch Archytas aus Tarent und Eudoros aus Knidos, die beiden größten Mathematiker dieser Zeit, in Angriff genommen wurde. Der Pythagoreer Ekphantos aus Syrakus ging sogar so weit, die Achsendrehung der Erde zu lehren. Herakleides aus dem pontischen Herakleia, ein Schüler Platons, ist ihm darin gefolgt und noch über ihn hinausgegangen mit der Annahme, daß die beiden inneren Planeten Merkur und Venus sich um die Sonne bewegen; er stand also bereits dicht vor der Erkenntnis des heliozentrischen Systems. Sonst aber fanden diese Lehren fast allgemeine Ablehnung; selbst ein Mann wie Eudoros hat sich dagegen verschlossen und, um die Bewegungen der Planeten zu erklären, lieber zu der Theorie seine Zuflucht genommen, die Himmelskörper kreisten auf 27 konzentrischen Sphären um die unbeweglich im Mittelpunkte der Welt ruhende Erde; jede dieser Sphären habe außer der allen gemeinsamen täglichen Rotation um die Erde noch eine Eigenbewegung. Es zeigte sich freilich sehr bald, daß die 27 Sphären noch nicht genügten; die Zahl wurde also allmählich auf 56 gebracht, bis endlich um 200 v. Chr. Apollonios aus Perge dies ganze künstliche System der in Hohlkugeln eingeschachtelten Welt in Stücke schlug und seine Lehre von den Epizykeln (das sogenannte „ptolemäische Weltsystem") an die Stelle setzte.

Die biologischen Wissenschaften wurden, wie natürlich, hauptsächlich in den Kreisen der Mediziner gepflegt. Auch hier gebührt Eudoros einer der ersten Plätze; neben ihm seinem Schüler Chrysippos. Doch konnte die knidische Schule, der sie angehörten, neben der Schule

von Kos nicht recht aufkommen. Dort herrschten freilich die Lehren des großen Hippokrates unbedingt, so daß dessen Anhänger geradezu mit dem Namen der „Dogmatiker" bezeichnet werden konnten; aber manche von ihnen, wie Diokles aus Karystos und Praxagoras aus Kos, waren doch hochbedeutende Gelehrte, die in Anatomie und Physiologie sehr Tüchtiges leisteten. Immerhin schreckte man vor der Zergliederung menschlicher Leichen zurück; Praxagoras ließ infolgedessen die Nerven vom Herzen ausgehen und verschloß sich der Lehre, die schon hundert Jahre früher der Pythagoreer Alkmäon aus Kroton aufgestellt hatte, daß das Gehirn den Sitz der Denktätigkeit bildet.

Es war ein Mediziner, Aristoteles aus Stageira (384–322), dem die griechische Philosophie es verdankt, daß sie nicht schon damals im Sumpfe der Theologie und der Skepsis versunken ist. Sein Vater Nikomachos war Leibarzt am makedonischen Hofe; aber der Sohn fand in dem väterlichen Berufe keine Befriedigung und ging, sobald er mündig geworden (367) nach Athen, wo Platon eben auf der Höhe seines Ruhmes stand: dem ist er bis an dessen Tod (347) ein treuer Schüler geblieben. Aber auch hier fand er auf die Dauer nicht, was er suchte: der alternde Platon ergab sich mehr und mehr der pythagoreischen Zahlenmystik, und sein Neffe Speusippos, der ihm bei seinem Tode in der Leitung der Akademie folgte, ging in dieser Richtung noch über den Lehrer hinaus. In dieser dumpfen Atmosphäre konnte Aristoteles sich nicht wohlfühlen; er verließ Athen und folgte dann einem Rufe König Philipps von Makedonien, der ihm die Erziehung des Thronerben Alexandros übertrug (343). Doch er konnte Athen nicht vergessen: sobald seine Aufgabe beendet war und die politischen Verhältnisse es gestatteten, kehrte er dorthin zurück und eröffnete nun eine eigene Schule im Gymnasion des Lykeion (335). Hier hat er, inmitten eines zahlreichen Schülerkreises, zwölf Jahre lang gelehrt, bis die Erhebung Athens gegen Makedonien nach Alexandros' Tode ihn zwang, in Chalkis Zuflucht zu suchen (323); dort ist er bald darauf einer Krankheit erlegen (322).



Herme des Platon, Vatikanisches Museum, Rom.
Nach Bernoulli, Griech. Ikonographie F. Bruckmann, A.-G.

In seinen jüngeren Jahren hat Aristoteles Dialoge geschrieben, in der Art Platons, die als vollendete stilistische Kunstwerke gerühmt werden, uns aber nicht erhalten sind; später ließ ihm seine Lehrtätigkeit zu so etwas keine Zeit, und er mußte sich darauf beschränken, seine Kollegienhefte auszuarbeiten oder von seinen Schülern ausarbeiten zu lassen, wobei die Form natürlich vernachlässigt wurde. Kein zweiter griechischer Denker, außer Demokrit, hat eine solche Vielseitigkeit besessen; Aristoteles' Vorträge umfaßten das Gesamtgebiet des damaligen Wissens, Mathematik und Medizin allein ausgenommen, und überall hat er bahnbrechend gewirkt. Seine Schriften füllten denn auch etwa 400 Papyrusrollen, während Demokrit und Platon nur etwa je 50 hinterlassen hatten.

Aristoteles' philosophisches System ist ein Kompromiß zwischen der Lehre Platons und den Forderungen der Naturwissenschaft. Die „Ideen" werden aus der transzendentalen in die reale Welt versetzt. Alle Dinge bestehen aus Stoff und Form, und zwar ist die Form das Wesentliche, denn ein formloser Stoff ist nicht denkbar, wohl aber eine stofflose Form. Also ist der ungeformte Stoff nur der Möglichkeit nach da: er wird wirklich erst dadurch, daß er

eine Form annimmt. Dabei setzt der Stoff dem Bestreben der Form, sich in ihm zu verwirklichen, Widerstand entgegen, und es gibt demgemäß zweierlei Ursachen für alles Geschehen: Zweckursachen, die von der Form, und mechanische Ursachen, die vom Stoff ausgehen. Die Formen aber sind dabei sich nicht gleichwertig, die niederen sind durch die höheren bedingt, und so gelangen wir endlich auf eine höchste Form, die nichts als Form, ohne allen Stoff und selbst unbewegt, alle Bewegung hervorbringt. Dies „erste Bewegende", wie Aristoteles es nennt, ist mit der Gottheit identisch.

Damit ist freilich der Gottesbegriff völlig verflüchtigt; denn ein höchstes Wesen, das nur den Anstoß zur Weltbildung gibt, sich aber um den Weltlauf nicht kümmert, kann ein Gegenstand für die Religion nicht mehr sein. Ebenso weit entfernt Aristoteles sich von der platonischen Seelenlehre. Die Seele ist ihm die „Form" des Leibes; doch ist sie aus verschiedenen Bestandteilen zusammengesetzt. Die niederen Seelenteile, die wir mit den Pflanzen, bzw. mit den Tieren gemeinsam haben, entstehen zugleich mit dem Körper durch die Zeugung und gehen also auch mit diesem zugrunde; dagegen der höchste Seelenteil, die Vernunft, kommt „von außen her" in den Körper herein und wird demgemäß von dem Untergang des Leibes nicht mitbetroffen. Da indes alles, was unsere Individualität ausmacht, Erinnerung, Phantasie, Lust- und Unlustgefühle, das Wollen selbst, den niederen Seelenteilen zukommt, so kann nach Aristoteles von einer persönlichen Unsterblichkeit nicht die Rede sein; denn die Vernunft, die allein nach dem Tode übrig bleibt, ist überhaupt keiner Empfindung fähig.

Demgemäß fehlt der aristotelischen Ethik jede theologische Grundlage. Das höchste Gut ist die Glückseligkeit, die durch eine vernunftgemäße Tätigkeit zu erreichen ist, und zwar besteht das höchste Glück in der Beschäftigung mit der Wissenschaft. „Tugend" ist die Beschaffenheit der Seele, die uns zum richtigen Handeln befähigt; um sie zu erwerben, genügt die bloße Erkenntnis nicht, wie Sokrates meinte, sondern der Wille muß durch Übung dahin gebracht werden, der Vernunft zu gehorchen. Zum glücklichen Leben aber gehört weiter eine vernunftgemäße Ausgestaltung des Staates. Der ideale Staat, wie Platon ihn anstrebte, ist freilich nicht zu verwirklichen; wir müssen mit den gegebenen Verhältnissen rechnen. Die Staatslehre also hat auszugehen von dem Studium der bestehenden Zustände. Zu diesem Zwecke hat Aristoteles durch seine Schüler ein sehr ausgedehntes Material zusammenbringen lassen, die Darstellung von 158 Verfassungen, die er durch Publikation der allgemeinen Benutzung zugänglich machte. Auf Grund dieses Materials hat er dann seine „Politik" geschrieben, die eben wegen dieser induktiven Grundlage für alle ähnlichen Untersuchungen vorbildlich geworden ist. Das Ergebnis war natürlich, daß keine Verfassung an sich gut oder schlecht ist, sofern sie nicht zur Klassenherrschaft ausartet; die meiste Bürgschaft für eine gute Regierung bringt eine Staatsform, welche die Herrschaft in die Hände des Mittelstandes legt, sie ist darum für Aristoteles die „Verfassung" (Politie) schlechtweg. Weiter werden die Grundzüge einer Theorie des Staatsrechts entwickelt, die Staatsgewalt in ihre drei Träger, die beschließende, ausübende und richterliche Gewalt eingeteilt, und die Funktionen der einzelnen Behörden besprochen. Eigentümlich berührt es dabei, zu sehen, wie Aristoteles ganz in der herkömmlichen Anschauung befangen ist, die den Staat mit der Einzelgemeinde identifiziert; für größere Staatsbildungen, wie das attische und syrakusische Reich, scheint ihm das Auge zu fehlen, obgleich doch seine eigene Vaterstadt, Stageira, dem makedonischen Reiche angehörte, das eben damals, als er seine Politik schrieb, Hellas auf föderativer Grundlage geeinigt hatte und seine Waffen siegreich nach Asien trug.

Nicht weniger bahnbrechend hat Aristoteles durch sein System der Logik gewirkt, das freilich sehr formalistisch ist und sich im wesentlichen auf die Lehre beschränkt, aus allgemeinen Prinzipien durch richtige Schlüsse das Besondere abzuleiten. Im Anschluß daran hat er seine Theorie der Rhetorik gegeben, und weiter eine Theorie der Dichtkunst, auf Grund literarhistorischer Forschungen, die dann von seinen Schülern fortgeführt wurden.

Über dem allen hat er die Beschäftigung mit der Naturwissenschaft nicht vernachlässigt. In seinen zoologischen Schriften gab er eine vergleichende Anatomie, eine Physiologie und eine natürliche Systematik des Tierreichs, der in den Hauptzügen für alle Folgezeit Geltung behalten hat. Für die Botanik hat sein Schüler Theophrast zum Teil auf Grund der

Forschungen und Sammlungen des Meisters ähnliches, wenn auch keineswegs gleichwertiges gegeben. Auch mit Physik und Chemie hat Aristoteles sich sehr eingehend befaßt, doch bezeichnet seine Forschung hier einen Rückschritt gegen Demokrit, da er die qualitative Einheit der Materie aufgab und wieder zu der Elementenlehre des Empedokles zurückkehrte. In der Astronomie hat er nichts Selbständiges geleistet und nur Eudoros' schon so komplizierte Sphärentheorie noch weiter kompliziert, während er die Lehre von der Achsendrehung der Erde ablehnte. Ja, er hat die Gestirne sogar für belebte Wesen gehalten.

Damit war die Verbindung zwischen Philosophie und Naturwissenschaft wiederhergestellt, die seit Demokrit abgerissen war. Mochte Aristoteles selbst auch noch zur Hälfte im Platonismus stecken geblieben sein, so war doch der Weg gebahnt, und die Schüler haben die vollen Konsequenzen aus der Lehre des Meisters gezogen.

Nicht geringere Verdienste hat Aristoteles sich um die Organisation der wissenschaftlichen Arbeit erworben. Er hat sich nicht damit begnügt, zu lehren, sondern er war vor allem bemüht, in seinen Schülern Mitarbeiter heranzuziehen, die mit vereinten Kräften dem gleichen Ziele zustrebten. Er hat das Glück gehabt, in seinem Nachfolger Theophrastos einen Mann zu finden, der in hervorragender Weise befähigt war, gerade in dieser Beziehung das Werk des Meisters fortzuführen. Unter ihm wurde die Schule beim Lykeion zum Mittelpunkt aller wissenschaftlichen Forschung; nach ihrem Vorbild ist damals jenes alexandrinische Museion gegründet worden, in dem der von Aristoteles begründete Betrieb der Wissenschaft seine bleibende Stätte gefunden hat, als die Schule in Athen verfallen war.

Rhetorik, Philosophie, die Fachwissenschaften beherrschten das geistige Leben des 4. Jahrhunderts; die Poesie trat demgegenüber in den Hintergrund. Nicht, daß die Produktivität auf diesem Gebiete nachgelassen hätte; die Menge verlangte nach wie vor ihre gewohnte Unterhaltung im Theater, und zu diesem Zwecke wurden auch jetzt unzählige Dramen geschrieben. Aber die Tragödie stand durchaus im Bann der euripideischen Richtung, und natürlich konnte die Nachahmung das Original nicht erreichen, so achtungswertes auch manche Dichter leisteten. So kam man dahin, neben den neuen Stücken auch Tragödien der klassischen Zeit zur Aufführung zu bringen, in der Regel natürlich des Euripides. Besseres leistete die Komödie. Die Stücke des Aristophanes und seiner Zeitgenossen mit ihren fortwährenden Anspielungen auf die Ereignisse des Tages waren schon der nächsten Generation unverständlich, und vor allem, sie entsprachen den verfeinerten Anstandsbegriffen der neuen Zeit nicht mehr. So wurde das groteske Kostüm der Schauspieler mit den riesigen Phallos jetzt aufgegeben und die phantastische Handlung durch eine Fabel ersetzt, die, wenn sie es auch mit der Wahrscheinlichkeit nicht genau nahm, doch immer in den Grenzen der Möglichkeit blieb. Auch die Politik trat mehr und mehr in den Hintergrund; die Komödie wurde zum bürgerlichen Schauspiel, das als solches keine bestimmte Lokalfarbe mehr hatte, so daß die Stücke auf allen Theatern gegeben werden konnten, auch wenn sie zunächst, wie das in der Regel der Fall war, auf das athenische Publikum berechnet waren. Im ganzen erhob sich die Produktion auch auf diesem Gebiete nicht über das Niveau der Mittelmäßigkeit, bis, in der Zeit nach Alexander, in Menandros ein neuer Klassiker der Komödie auftrat.

Auch auf anderen Gebieten der Poesie begann sich neues Leben zu regen. Um den Anfang des Jahrhunderts wagte es Antimachos aus Kolophon, dem homerischen Epos in seiner Thebais ein modernes Epos entgegenzustellen, und der ionischen Elegie in seiner Lyde eine moderne Elegie. Er hatte damit bei seinen Zeitgenossen wenig Erfolg, wenn ihm auch der Beifall der Besten nicht gefehlt hat. Und darum gehörte ihm die Zukunft. Nach hundert Jahren war die Lyde in aller Munde, und sie hat auf die Entwicklung der Literatur in der Alexandrinerzeit bestimmenden Einfluß gehabt. Zunächst hat Antimachos keinen Nachfolger gefunden; das Epos wurde nicht weiter ausgebaut, und die Lyrik beschränkte sich auf die Verfertigung von Textbüchern für die musikalischen Kompositionen.

Sehr viel bedeutenderes leistete die bildende Kunst. Athen blieb nach wie vor ihr Hauptsitz, wenn auch freilich der Staat, bei der traurigen Finanzlage, aus der er seit dem peloponnesischen Kriege nicht mehr herauskam, ihr eine nennenswerte Förderung hier nicht mehr geben konnte. Auch Sparta und Theben haben für die Kunst nur wenig getan. Überhaupt begann

der Tempelbau, in dem die Kunst der vorhergehenden Periode ihr höchstes geleistet hatte, der geistigen Zeitströmung entsprechend jetzt mehr zurückzutreten; man beschränkte sich in der Hauptsache darauf, durch Brand oder Erdbeben zerstörte Tempel wieder aufzubauen. So steuerte ganz Griechenland zum Neubau des delphischen Tempels bei, als dieser infolge des Erdbebens von 373 eingestürzt war. Der Tempel der Athena Alea in Tegea wurde nach dem Brande von 395 unter Skopas' Leitung prächtiger wieder aufgebaut; er galt seitdem als der schönste Tempel des Peloponnes. Am meisten geschah in dieser Richtung in Jonien, das jetzt wieder, wie vor dem verhängnisvollen Aufstande des Jahres 500, das wirtschaftlich blühendste Gebiet in der griechischen Welt war. Der Tempel des Apollon bei Milet, der seit der Zerstörung durch die Perser in Trümmern gelegen hatte, wurde in kolossalen Dimensionen durch die Architekten Päonios und Daphnis wieder aufgebaut. Ebenso nach dem Brande von 356 das Artemision von Ephesos, die heiligste Stätte Kleinasiens; der von Demokrates geleitete Neubau galt den Späteren als eins der sieben Wunderwerke der Welt.

Dafür traten jetzt Anforderungen anderer Art an die Architekten heran. Die Entwicklung der dramatischen Kunst hatte zur Folge, daß jede griechische Stadt ihr steinernes Theater haben wollte. Als schönstes Gebäude dieser Art galt das Theater, das der jüngere Polykleitos um die Mitte des 4. Jahrhunderts im heiligen Bezirk des Asklepios bei Epidauros erbaute; es ist durch eine glückliche Fügung noch heute fast vollständig erhalten. So entschloß sich denn endlich auch Athen zum Ausbau seines Theaters, das bis dahin der steinernen Sitzreihen und eines ständigen Bühnengebäudes entbehrt hatte; der Bau wurde nach dem Bundesgenossenkriege begonnen und zu Alexanders Zeit vollendet. Auch das Stadion für gymnastische Wettkämpfe und Wagenrennen ist damals angelegt worden. Namentlich aber stellte die Monarchie der Architektur neue Aufgaben, oder vielmehr dieselben wie einst in der mykenischen Zeit. Berühmt waren die Paläste, die König Archelaos von Makedonien in Pella und Dionysios in Syrakus sich erbauen ließen; auch reiche Privatleute suchten es ihrem Beispiel nachzutun. Die höchste Leistung der Architektur dieser Zeit aber war das Grabmal, das Mausollos von Karien sich in seiner Hauptstadt Halikarnassos durch die Baumeister Pytheos und Satyros errichten ließ; auf einem mächtigen quadratischen Unterbau erhob sich ein Tempel im ionischen Stil, der von einem Viergespann gekrönt war. Später galt es, gleich dem Artemision in Ephesos, als eins der Wunderwerke der Welt. Es ist in den Türkenkriegen zerstört worden, aber es hat für alle Zeiten solchen Grabmälern den Namen gegeben.

Auch in der Plastik tritt die religiöse Richtung jetzt zurück. Es ist bezeichnend, daß Statuen aus Gold und Elfenbein, die dem Beschauer die Gottheit in ihrer ganzen überirdischen Hoheit vor Augen stellten, jetzt nur noch ganz ausnahmsweise gefertigt wurden. Götterstatuen aus Erz und Marmor wurden freilich nach wie vor in reicher Fülle geschaffen; aber was die Künstler schufen, sind keine Götter mehr, nur idealisierte Menschen, und oft sinken die Darstellungen zum Genrehaften herab. Technisch allerdings hatte die Kunst sehr bedeutende Fortschritte gemacht; sie vermochte es jetzt, Gemütsbewegungen zum Ausdruck zu bringen. Daneben entwickelte sich das Porträt, gefördert durch die immer mehr überhandnehmende Sitte, verdienten Männern Ehrenstatuen zu errichten. Auch literarische Größen wurden bereits in solcher Weise geehrt: so in Alexanders Zeit die drei großen Tragiker in Athen.

Unter den Meistern der Plastik dieser Zeit ragt Skopas hervor, der von der Marmorinsel Paros stammte. Er hat den Wiederaufbau des Athenatempels in Tegea geleitet und war dann, um 350, am Mausoleion in Halikarnassos tätig. Auch sonst hat er zahlreiche Werke geschaffen; hochgefeiert waren namentlich seine Statuengruppen, von deren Art uns die Niobidengruppe in Florenz eine Anschauung geben kann, mag es auch ungewiß bleiben, ob das Original, auf das sie zurückgeht, von Skopas selbst herrührt oder nur von ihm beeinflußt ist. Noch berühmter wurde der Athener Praxiteles (um 350). Seine Statue der Aphrodite im Tempel von Knidos, in der er es zuerst wagte, die Göttin in unverhüllter Schönheit dem Beschauer vor Augen zu stellen, hat Mit- und Nachwelt zu unbegrenzter Bewunderung hingerissen. Der Hermes, den er für Olympia arbeitete, der übrigens keineswegs zu seinen bedeutendsten Schöpfungen gehört, gibt auch uns eine lebendige Anschauung seiner vollendeten Kunst in der Behandlung des Marmors. Neben diesem Original eines Meisters ersten Ranges

nehmen die uns erhaltenen Reliefs attischer Grabstelen freilich nur eine bescheidene Stellung ein; es sind Arbeiten namenloser Künstler, zum großen Teil einfacher Steinmetzen, aber auch über ihnen liegt der Abglanz einer Anmut und Schönheit, die spätere Zeiten nie mehr erreicht haben, und so geben uns gerade diese Denkmäler den stärksten Eindruck von der Höhe des Könnens der damaligen attischen Kunst.

Während die attischen Künstler hauptsächlich in Marmor arbeiteten, blühte in der Argolis der Erzguß weiter, der dort von alters her heimisch gewesen war. Der größte Meister in dieser Technik war, in Alexanders Zeit, Lysippos aus Sikyon. Sein Streben ging nach realistischer Wahrheit; zu diesem Zwecke bildete er ein eigenes Proportionssystem aus und gab dadurch seinen Gestalten eine Leichtigkeit und Eleganz, wie sie vor ihm noch niemand erreicht hatte. Er hat mit Vorliebe Athleten gebildet, und die Marmorreplik eines solchen Werkes, der sog. Apoxyomenos im Vatikan, ist am besten geeignet, uns von dem Charakter seiner Kunst eine Vorstellung zu geben. Auch der Idealtypus des Herakles ist von Lysippos geschaffen worden. Das Höchste geleistet aber hat er im Porträt; Alexander ließ sich nur von ihm abbilden, und Lysippos hat denn auch eine lange Reihe von Statuen des großen Königs geschaffen. Nach dem Siege am Granikos wurde ihm die Ausführung des Denkmals für die Gefallenen übertragen; es war eine Gruppe von 25 Reitern, wohl die größte statuarische Komposition, die bis dahin ausgeführt worden.

Niobegruppe in Florenz.
Nach Brunn, Denkmäler. Verlag F. Bruckmann, A.-G.

Doch die führende Kunst dieser Zeit war die Malerei noch in viel höherem Maße, als sie es bereits in der vorhergehenden Periode seit Polygnotos gewesen war. Sie war jetzt im Vollbesitz der technischen Mittel und infolgedessen viel mehr als die Plastik befähigt, Naturwahrheit und psychologische Charakteristik zu geben. Nur ist uns hier, bei der Vergänglichkeit der Schöpfungen dieser Kunst, fast jede eigene Anschauung versagt; immerhin lehren die kürzlich in Pagasae gefundenen Grabstelen uns wenigstens die malerische Technik dieser Zeit kennen, so sehr diese handwerksmäßigen Arbeiten auch hinter den Werken der Meister zurückstehen mögen. Als einer der größten Maler wird uns Aristeides aus Theben genannt, dessen Blüte etwa mit dem politischen Aufschwung seiner Vaterstadt nach ihrer Befreiung von der Herrschaft Spartas zusammenfällt; er soll der erste gewesen sein, der es vermochte, lebendigen Ausdruck in die Gesichtszüge zu legen. Kaum weniger bedeutend war Euphranor aus Korinth, der zumeist in Athen tätig war, wo er eine Reihe

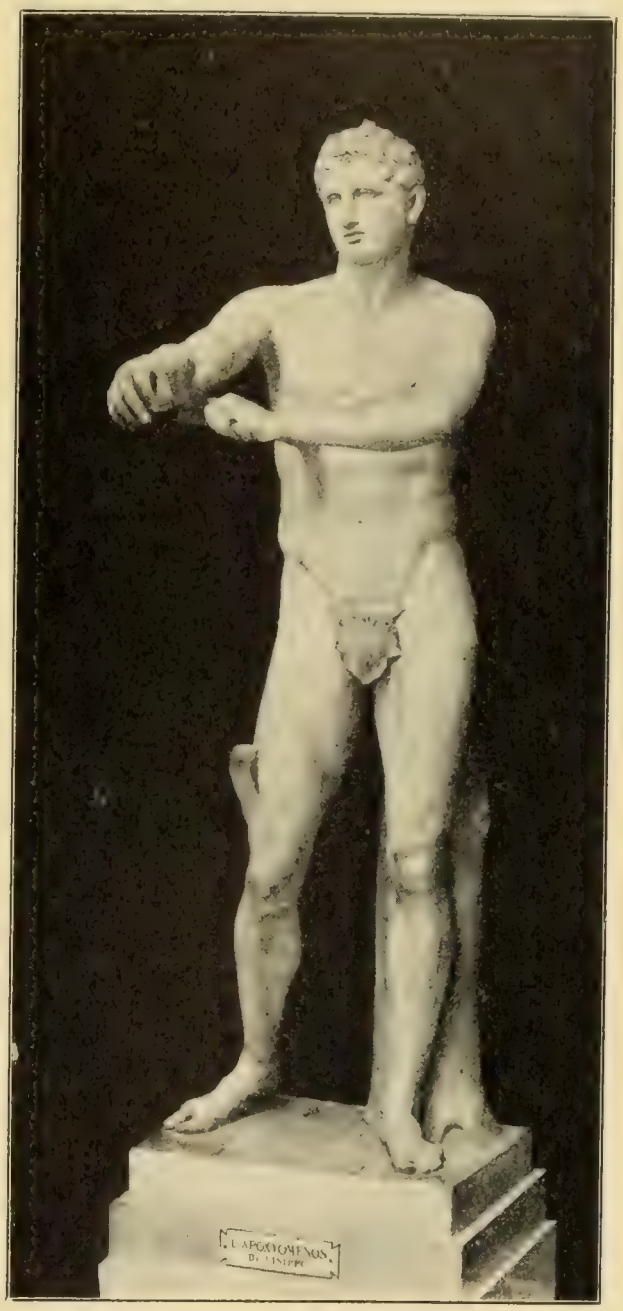
berühmter Fresken malte; auch als Bildhauer hat er sehr tüchtiges geleistet. Sein Schüler, der Athener Nikias, hat ihn als Maler vielleicht noch übertroffen; er wußte große Wirkungen durch Lichteffekte zu erzielen, und namentlich seine Frauengestalten waren hoch gefeiert. Auch in Sikyon fand die Malerei eifrige Pflege; hier bestand eine Art von Akademie, die unter Pamphilos' Leitung zu solchem Ruhm gelangte, daß ihr von nah und fern her Schüler zuströmten. Besonderes Gewicht wurde auf korrekte Zeichnung gelegt, aber auch das Kolorit nicht vernachlässigt. Die „enkaustische Malerei" ist hier ausgebildet worden, bei der Wachsfarben angewendet und mit glühend gemachten Metallstiften ineinandergeschmolzen wurden, wobei man einen Glanz der Farben erhielt, der erst von der Ölmalerei wieder erreicht worden ist. Pamphilos' Schüler Pausias hat in dieser Technik bedeutendes geleistet; namentlich waren seine Blumenstücke berühmt. Auch Apelles aus Kolophon hat in Sikyon unter Pamphilos seine Ausbildung erhalten oder sie doch dort vollendet. Von hier wurde er durch König Philipp nach Pella berufen und ist dann später nach der Befreiung Joniens durch Alexander in seine Heimat zurückgekehrt. Sein berühmtestes Werk war das Bild der aus dem Meer emportauchenden Aphrodite, das er für den Asklepiostempel in Kos malte, das vielbewunderte Gegenstück zu der knidischen Aphrodite des Praxiteles. Nicht minder groß war er als Porträtmaler; hochgeschätzt waren namentlich seine Bildnisse Alexanders. Mit ihm hat die griechische Malerei ihre höchste Vollendung erreicht.

17. Wirtschaft und Gesellschaft im 4. Jahrhundert.

Dem halben Jahrhundert friedlicher Entwicklung von der Schlacht bei Platää bis zum Ausbruch des großen Kampfes zwischen Athen und Sparta war eine Periode fast unaufhörlicher Kriege gefolgt. Aber so groß auch die materiellen Opfer sein mochten, die der Nation dadurch auferlegt wurden, ihre Lebenskraft war stark genug, um alle Verluste in kurzer Zeit reichlich zu ersetzen. Selbst Athen, das schwerer als jede andere Stadt durch den peloponnesischen Krieg gelitten hatte, hat sich sehr schnell von diesen Schlägen erholt; es blieb nach wie vor der Mittelpunkt des griechischen Handels und der griechischen Industrie, und war in der Zeit Philipps, was es in Perikles' Zeit gewesen war, die größte und reichste aller griechischen Städte. Zeitweilig war es allerdings von Syrakus überflügelt worden, als dieses unter Dionysios zur Hauptstadt des griechischen Westens geworden war, doch brachten die inneren Wirren, die infolge von Dions Zuge hereinbrachen und die dadurch herbeigeführte Zerstörung des syrakusischen Reiches einen schweren Rückschlag, von dem die Stadt sich erst erholt hat, als Timoleon wieder geordnete Zustände hergestellt hatte (s. unten). Die übrigen Städte Siziliens traten jetzt Syrakus gegenüber mehr in den Hintergrund; Akragas und Gela haben die Folgen der Eroberung durch die Karthager nie ganz zu überwinden vermocht, Selinus war seitdem nur ein Schatten seiner alten Bedeutung. Noch schwerer hatten die italiotischen Griechenstädte durch die Fortschritte der Lucaner zu leiden. Sie fielen entweder in die Hände der Barbaren oder verloren doch einen großen Teil ihres Landgebietes, auf dessen Erträgen ihr Wohlstand beruht hatte. Nur Tarent, das durch seinen trefflichen Hafen der Stapelplatz für den Handel zwischen Griechenland und Unteritalien war, und wo sich infolgedessen eine blühende Industrie entwickelt hatte, blieb von dem Verfall unberührt, ja es sah eben jetzt seine glänzendsten Tage, da die bisher mit ihm rivalisierenden Städte von ihrer Höhe herabsanken. In ähnlicher Weise wurde Ephesos zur ersten Stadt des griechischen Asien, seit im peloponnesischen Kriege die Schranken gefallen waren, die die Küste von ihrem Hinterlande abgeschlossen hatten. Mytilene und Chios behaupteten ihre alte Bedeutung. Auf Rhodos, der dritten großen Insel an der kleinasiatischen Küste, schlossen die dort bestehenden Gemeinden sich im Jahre 408 zu einem einigen Staatswesen zusammen und gründeten eine neue Hauptstadt, die den Namen der Insel erhielt und dank ihrer günstigen Lage an der großen Handelsstraße am ägäischen Meer nach dem Osten bald zu hoher Blüte gelangte.

Viel schwerer hatte die Landwirtschaft unter den Kriegen zu leiden. Jeder feindliche Einfall führte zu einer gründlichen Verheerung des Landes, bei dem die Gebäude niedergebrannt, die

Fruchtbäume abgehauen, die Weinberge zerstört wurden. Es dauerte lange Jahre, bis die Folgen einer solchen Katastrophe überwunden waren, und dabei hatte gerade der Grundbesitz die Hauptlast der direkten Steuern zu tragen, die in Kriegsfällen oft eine sehr drückende Höhe erreichten. Das mußte zum Ruin zahlreicher Eigentümer führen. Nicht minder verderblich waren die inneren Wirren, von denen in dieser Zeit die meisten griechischen Staaten erschüttert wurden. Nach solchen Revolutionen mußten die Anhänger der besiegten Partei oft zu Hunderten in die Verbannung gehen; ihr Besitz wurde eingezogen und zu Schleuderpreisen unter den Hammer gebracht. So kam es, daß der grundbesitzende Adel, der im 5. Jahrhundert trotz aller demokratischen Formen selbst in Athen in Staat und Gesellschaft tonangebend geblieben war, zum großen Teil seinen Reichtum und damit seinen Einfluß verlor. Seine Stelle nahmen jetzt neue Männer ein, die in Handel und Industrie, als Politiker, Advokaten oder Söldnerführer zu Wohlstand gelangt waren.



Apoxyomenos des Lysippos, Vatikan.
Nach Brunn, Denkm. Verlag F. Bruckmann, A.-G.

Der beginnende Umschwung spricht sich in charakteristischer Weise in der leitenden Rolle aus, welche Männer aus den Kreisen der Gewerbetreibenden seit dem peloponnesischen Kriege im politischen Leben Athens zu spielen begannen: die Gerbereibesitzer Kleon und Anytos, der Lampenfabrikant Hyperbolos, der Fabrikant musikalischer Instrumente Kleophon, der Töpfereibesitzer Kephalos und andere. Es waren reiche oder doch wohlhabende und höchst einflußreiche Männer, aber sie galten der öffentlichen Meinung gesellschaftlich nicht für voll, weil sie nicht aus guter Familie waren. Auch fehlte es ihnen natürlich an Bildung; und eben das hat es bewirkt, daß die Demagogen dieser Art nach dem korinthischen Kriege von der politischen Bühne verschwanden; sie wurden von Advokaten verdrängt, die bei den Sophisten in die Schule gegangen waren. Auch sie gehörten ihrer Herkunft nach zum großen Teil den Kreisen der Gewerbetreibenden an, wie z. B. Demosthenes, aber daran nahm niemand mehr Anstoß; als Gentleman (*καλὸς κἀγαθός*) galt jetzt jeder gebildete Mann, mochten seine Vorfahren gewesen sein, was sie wollten.

Diese Demokratisierung der Gesellschaft hatte zur Folge, daß die alten Ideale der Ritterzeit mehr und mehr in den Hintergrund traten. Die großen Turnfeste wurden zwar noch eifrig besucht, aber die Sieger nicht mehr als nationale Helden gefeiert. Auch der kriegerische Geist begann zu verfallen in demselben Maße, wie Handel und Industrie aufblühten. Die Athener haben ihre überseeischen Feldzüge seit dem korinthischen Kriege fast ausschließlich mit Söldnern geführt, und selbst der peloponnesische Bund gestattete den Wehrpflichtigen in solchen Fällen den Loskauf. Eine Abnahme des Patriotismus lag darin keineswegs; zur Verteidigung ihrer Heimat waren die Griechen jetzt wie früher zu kämpfen bereit, sie meinten nur, daß man zu „Kolonialkriegen“ keine konskribierten Truppen verwenden dürfe. In den wirtschaftlich weniger fortgeschrittenen Landschaften freilich, wie Arkadien und Achaia, erhielt sich die alte Raufluft und die Freude

Attische Pyxis mit Darstellung aus dem Frauenleben. Brit. Museum.

Nach Furtwängler, Vasenmalerei. Verlag F. Bruckmann, Akt.-Ges.

am Reislaufen; jeder, der zahlen konnte, mochte hier so viel Söldner zusammenbringen, wie er nur wollte.

Der steigende Wohlstand in den oberen Klassen führte zu einer Erhöhung der Ansprüche an die Lebenshaltung. Die Häuser wurden mit größerem Komfort ausgestattet, die Wände mit Fresken geschmückt; reiche Leute begannen sich Paläste zu errichten, welche die öffentlichen Gebäude in den Schatten stellten. Der Aufwand für die Tafel wuchs bei festlichen Gelegenheiten ins maßlose, und demgemäß fand die Kochkunst jetzt eifrige Pflege, und tüchtige Küchenchefs wurden sehr hoch bezahlt. Es gab manche, die eine Art Beruf daraus machten, sich zu recht vielen solcher Diners Einladungen zu verschaffen, in der Regel heruntergekommene Leute von guter Familie, die ihr Unterhaltungstalent in den Dienst der Gäste stellten; diese „Parasiten", wie man sie nannte, wurden jetzt zu charakteristischen Figuren, namentlich der athenischen Gesellschaft, und manche haben darin eine hervorragende Rolle gespielt. Auch in den Kreisen, die außerhalb der „Gesellschaft" standen, hörte man doch gern von solchen Festen erzählen, und so wurde die Komödie nicht müde, sie in endloser Breite zu schildern. Anständige Damen blieben freilich auch jetzt von der Geselligkeit ausgeschlossen und auf die enge Sphäre des Hauses beschränkt, wenigstens in Athen und dem bei weitem größten Teile der griechischen Welt; nur in Sparta und Makedonien war ihnen freie Bewegung gestattet. So wurden denn die Hetären zum belebenden Mittelpunkt der Gesellschaft und sie haben in dieser Zeit, besonders in Athen, eine Rolle gespielt, wie niemals vorher oder nachher. Hier fand der Mann, was er zu Hause vergebens suchte, einen geistig anregenden weiblichen Umgang. Viele dieser Damen der Halbwelt sind zu panhellenischer Berühmtheit gelangt, wie Lais um die Wende vom 5. zum 4. Jahrhundert; etwas später Phryne, die Freundin des Hypereides und Praxiteles, die diesem zu seiner knidischen Aphrodite Modell gestanden haben soll, und Pythionike, die Alexanders Schatzmeister Harpalos nach Babylon folgte, wo sie mit fürstlichen Ehren umgeben wurde.

Die unteren Klassen der Bürgerschaft durften nicht leer ausgehen, und so wurden, namentlich in den demokratisch regierten Staaten, die Feste mit immer steigendem Glanze gefeiert. In Tarent soll es mehr Feste gegeben haben, als das Jahr Tage hat, und wenn wir von der handgreiflichen Übertreibung absehen, die darin enthalten ist, lagen in Athen die Sachen nicht wesentlich anders. Ferner schritt man jetzt dazu, an Festen Geld unter das Volk zu verteilen, damit der gemeine Mann sich einen guten Tag machen könne. In Athen kam es dahin, daß alle Überschüsse des Budgets zu diesem Zwecke bestimmt wurden. Diese sogenannten „Schau-

Attische Pyxis mit Darstellung aus dem Frauenleben. Brit. Museum.

Nach Furtwängler, Vasenmalerei. Verlag F. Bruckmann, Akt.-Ges.

gelder" (Theorikon) wurden damit zum Krebsschaden des ganzen Finanzwesens; an die Ansammlung eines Reservefonds war nicht mehr zu denken, und so blieb im Falle außerordentlichen Bedarfs, vor allem also für Kriegszwecke, nichts übrig, als auf die direkte Besteuerung zurückzugreifen. Zu diesem Behufe wurde in Attika bei Gelegenheit der Stiftung des neuen Seebundes im Jahre 377 eine Einschätzung alles unbeweglichen und beweglichen Vermögens vorgenommen, die 5750 Talente (über 30 Millionen Mark) ergab und seitdem die Grundlage der Besteuerung gebildet hat. Natürlich wurden solche Steuern nur ungern und im äußersten Notfall bewilligt, und so herrschte denn in den Staatskassen fast beständige Ebbe. Es kam vor, daß selbst die Rechtspflege still stand, weil kein Geld da war, den Richtern Diäten zu geben. Auch die Feldherren erhielten in der Regel ganz ungenügende Geldmittel und sahen sich gezwungen, von Freund und Feind Kontributionen beizutreiben, um ihren Leuten den Sold zu zahlen, was natürlich eine methodische Kriegführung von vornherein unmöglich machte. Es sind diese finanziellen Schwierigkeiten, die es zum größten Teil verschuldet haben, daß Athen seine alte Seeherrschaft im 4. Jahrhundert trotz so mancher vielversprechender Ansätze nicht wiederzugewinnen vermocht hat.

Die Aphrodite von Knidos, München. Nach Brunn, Denkm. Verlag F. Bruckmann, A.-G.

Dabei erhöhten sich die Kosten der Kriegführung in demselben Maße, wie die Verwendung von Söldnern mehr und mehr üblich wurde. Athen hat eine solche Truppe zuerst im korinthischen Kriege aufgestellt, als es galt, auf dem Isthmos eine ständige Garnison zu halten, ein Dienst, den man den Bürgern nicht zumuten wollte. Selbst Sparta hat in der bedrängten Zeit nach Leuktra mehrfach Söldner verwendet. Große stehende Söldnerheere haben die Tyrannen unterhalten: Dionysios von Syrakus, Jason und sein Nachfolger Alexandros von Pherä, weiter die Könige von Ägypten und die persischen Satrapen von Kleinasien; auch der Perserkönig hat für seine Kriege regelmäßig griechische Söldner angeworben, seit deren Überlegenheit über die Asiaten sich bei Kunaxa in so glänzender Weise gezeigt hatte.

Das führte zur Ausbildung eines Standes von Berufsoffizieren, und es sind denn auch eben die Befehlshaber von Söldnerheeren gewesen, denen die griechische Kriegskunst zum großen Teil die Fortschritte zu danken hat, die sie in dieser Zeit machte. Schon im peloponnesischen Kriege hatte sich gezeigt, daß leichte Truppen und Reiter, richtig verwendet, unter Umständen dem schwergerüsteten Fußvolk überlegen waren, das bisher allein die Schlachten entschieden hatte; man schritt infolgedessen jetzt überall, selbst in dem konservativen Sparta, zur Aufstellung von Reiterkorps. Demgegenüber machte sich die Notwendigkeit geltend, das Linienfußvolk beweglicher zu machen. Das hat zuerst Iphikrates getan; er gab seinen Söldnern statt der schweren Metallrüstung einen Linnenpanzer und einen leichten Lederschild und rüstete sie dafür mit einer längeren Lanze und für den Fernkampf mit Wurfspeeren aus. Diesen „Peltasten", wie sie nach dem Schild („Pelte"), den sie trugen, genannt wurden, hatte er jenen Sieg bei Korinth

über die Spartaner zu danken, der seinen Feldherrenruf begründete. Die neue Bewaffnung wurde nun in den Söldnerheeren bald allgemein üblich; bei den Bürgerheeren freilich konnte sie keinen Eingang finden, da die Leute einmal in der alten Fechtweise ausgebildet waren und es hier auch meist an der nötigen Übung und Disziplin fehlte. Wohl aber hat König Philipp von Makedonien den besten Teil seines Fußvolkes, die sogenannten „Hypaspisten", ganz in der Weise der Peltasten des Iphikrates ausgerüstet, während er der Masse der Linieninfanterie, der sogenannten „Phalanx", zwar ebenfalls die leichtere Bewaffnung gab, zugleich aber Lanzen von noch nie gesehener Länge („Sarisen"), so daß die Lanzenspitzen der sechs ersten Glieder über die Front hinausragten. Der Vorteil der leichten Beweglichkeit wurde freilich damit geopfert, dafür aber gab es nichts, was dem Anprall einer solchen Masse hätte widerstehen können, wenn sie in geschlossener Ordnung vorging.

Die Fortschritte der Mechanik führten ferner eine Umwälzung im Festungskriege herbei. Man begann jetzt Sturmböcke, sog. „Widder" zu bauen, um in die Mauern Bresche zu legen; Holztürme, die sich auf Rädern bewegten, wurden an die angegriffene Front herangebracht, um die Gegner wirksam beschießen zu können. Auch Geschütze wurden zu diesem Zwecke konstruiert, die imstande waren, lange Pfeile, oder Stein- und Bleikugeln auf ziemlich weite Entfernungen zu schleudern, wobei die Triebkraft durch die Spannung elastischer, aus Haaren geflochtener Taue gewonnen wurde. Durch Anwendung solcher Belagerungsmaschinen haben die Karthager Selinus (408) und Messene (396), Dionysios Motye (397) eingenommen. Dagegen hat man sich im griechischen Osten noch lange auf die bloße Einschließung fester Plätze beschränkt, und erst in Philipps Zeit ist auch hier der Ingenieurangriff allgemein üblich geworden. Die Festungen verloren damit einen Teil ihrer früheren Bedeutung, und die Strategie konnte sich Ziele stecken, an deren Erreichung früher nicht zu denken gewesen wäre. Die Eroberung Asiens durch Alexander ist nur durch diese Fortschritte im Kriegswesen möglich geworden.

Infolgedessen begann in dieser Zeit die Laufbahn des Staatsmannes sich von der des Feldherrn zu scheiden. Natürlich konnte ein siegreicher General auch jetzt noch zu leitendem politischen Einfluß gelangen, wie Epameinondas in Theben oder, wenn auch keineswegs in demselbem Maße, Timotheos in Athen; aber ein militärischer Laie konnte nicht mehr daran denken, den Befehl eines Heeres zu übernehmen. Das führte dann vielfach zu Konflikten zwischen Zivil- und Militärverwaltung, die nur zu oft für die Kriegführung verhängnisvoll wurden. In dieser Beziehung war die Monarchie der Republik gegenüber im Vorteil: Philipp verdankte seine Erfolge zum großen Teile dem Umstande, daß er selbst sein eigener Feldherr und erster Minister war.

Überhaupt begann der monarchische Gedanke in dieser Zeit bei der öffentlichen Meinung mehr und mehr an Boden zu gewinnen. Demokratie und Oligarchie waren zur Klassenherrschaft entartet, und es war schwer zu sagen, welche von beiden Staatsformen das größere Übel war. Krieg und Revolution waren in Permanenz in der ganzen griechischen Welt; die republikanischen Vormächte, Sparta, Athen, Theben hatten sich gleich unfähig gezeigt, diesen Zuständen ein Ende zu machen. Nur die Monarchie konnte vielleicht noch Rettung bringen. Dieser Stimmung gab Xenophon Ausdruck, als er in einem historischen Roman, dessen Held der ältere Kyros ist, der Nation das Musterbild eines Königs und Feldherrn vor Augen stellte; und der große und durchschlagende Erfolg, den das Werk hatte, so abschreckend langweilig es auch ist, zeigt besser als alles andere, daß solche Ideen weite Kreise bewegten. In demselben Sinne wirkte ein anderer der einflußreichsten Wortführer der Nation, Isokrates. Er hatte einst in dem alten Ideale Kimons, einem engen Zusammenwirken Athens mit Sparta, das Heil für Hellas gesehen, sich aber endlich überzeugen müssen, daß dieses Ideal in keiner Weise zu verwirklichen war. So setzte auch er seine Hoffnung auf die Monarchie, zuerst auf Jason von Pherä, dann auf Dionysios von Syrakus, bis er endlich in Philipp von Makedonien den Mann fand, der die Macht und den Willen hatte, die Nation aus dem Sumpfe der Kleinstaaterei zu befreien, und die Kräfte des geeigneten Hellas nach dem Osten zu führen.

Langseite des Alexandersarkophags in Konstantinopel.

18. Die griechische Einheit.

Die weiten Landschaften im Norden Griechenlands, Epeiros und Makedonien, hatten bis ins 5. Jahrhundert an der Kulturentwicklung der Nation so gut wie gar keinen Anteil genommen. Hier dehnten sich endlose Wälder, in denen der Urstier und sogar der Löwe zu finden waren; die dünne Bevölkerung saß in Dörfern verstreut, noch fast ohne befestigte Städte. Der rauhe Dialekt, der hier gesprochen wurde, war den übrigen Griechen fast unverständlich; ebenso fremdartig erschienen ihnen die altertümlichen Sitten, die sich hier erhalten hatten und die in vieler Beziehung noch an die Zeit des Epos erinnerten. Wer in diese Gegenden kam, mochte sich wohl fragen, ob er denn hier noch in Griechenland sei, und die öffentliche Meinung, die ja nur nach dem äußeren Schein urteilt, warf darum die Epeiroten und Makedonen mit den Barbaren zusammen.

Auch das alte Königtum der homerischen Zeit war hier bestehen geblieben. Daneben stand ein mächtiger Adel mit ausgedehntem Grundbesitz, der im Kriege das Gefolge des Königs bildete, und ein zahlreicher Stand freier Bauern. Die beständigen Kämpfe gegen die benachbarten Thraker und Illyrier hielten das Volk wehrhaft und trugen dazu bei, die Macht des Königtums zu stärken, namentlich in Makedonien, das rings von diesen Barbaren umgeben war. Im Laufe des 7. und 6. Jahrhunderts haben die Könige des Landes den Thrakern und Päonern die reiche Ebene am unteren Arios entrissen und mit makedonischen Kolonisten besiedelt; dieses Kolonialgebiet bildete seitdem den Kern ihres Reiches.

Um die Zeit des peloponnesischen Krieges begann dann die griechische Kultur auch in diese Gegenden einzudringen. Namentlich König Archelaos (413—399) hat sich darum große Verdienste erworben; er hat Festungen und Straßen angelegt, das Heer reorganisiert und durch Berufung von Künstlern und Dichtern auch für die Verbreitung höherer Bildung gewirkt. Unter ihm beginnt Makedonien in das hellenische Staatensystem einzutreten. Bei der großen Ausdehnung des Landes (ca. 30 000 qkm) und der dadurch bedingten starken absoluten Bevölkerung

war Makedonien berufen, eine entscheidende politische Rolle zu spielen. Zunächst allerdings lähmten die inneren Wirren, die nach Archelaos' Ermordung hereinbrachen, die Kraft des Staates, bis es endlich Philippos gelang, geordnete Zustände herzustellen.

Der neue Herrscher war erst 23 Jahre alt, als er, zunächst als Vormund seines Neffen Amyntas, zur Regierung gelangte (359). Aber er war ein Mann von hervorragender staatsmännischer Begabung, daneben, wie es sich für einen makedonischen König schickte, mit Leib und Seele Soldat, vor allem aber, er hatte das Glück, zwei ganz hervorragende Kapazitäten zur Seite zu haben: Parmenion, den ersten, jedenfalls den erfolgreichsten Feldherrn dieser Zeit, und Antipatros, ebenfalls ein sehr tüchtiger Feldherr und zugleich hervorragender Politiker, beide bei Philipps Regierungsantritt bereits gereifte Männer von 30—40 Jahren. Sie haben die makedonische Armee auf eine Höhe der Ausbildung gebracht, die in der Welt ihresgleichen nicht hatte, und namentlich jenes Offizierkorps herangezogen, das sich im Perserkriege Alexanders und später in den Diadochenkämpfen so glänzend bewähren sollte.

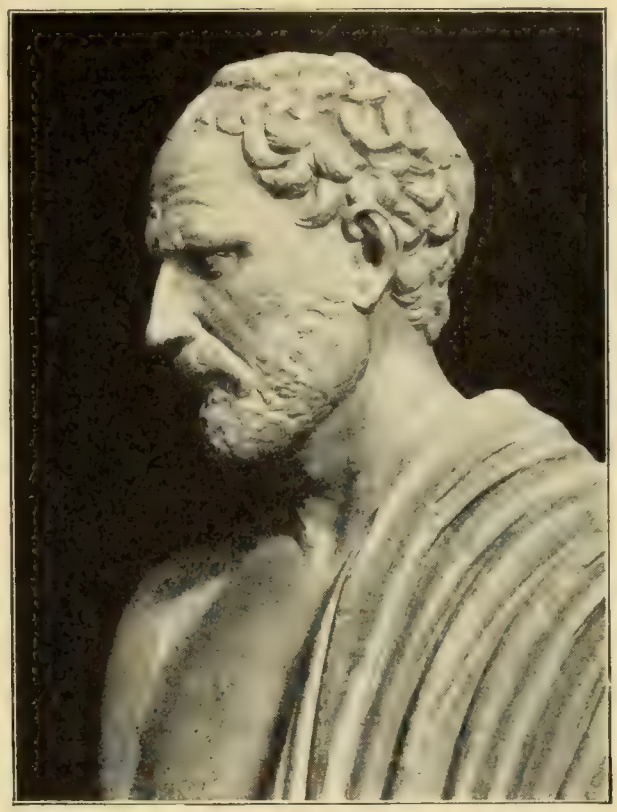
Zwei Aufgaben waren dem makedonischen Könige durch die Natur der Dinge vorgezeichnet: die Unterwerfung der griechischen Freistädte, die das Land von seiner Küste abschnitten, und die Eroberung Thessaliens. Durch die Einnahme von Amphipolis und Pydna, bald auch von Methone (353), hatte Philipp einen großen Schritt zur Erreichung des ersten dieser Ziele getan: der Versuch, in Thessalien Fuß zu fassen, war allerdings zunächst durch Onomarchos' Siege vereitelt worden. Doch Philipp ließ den Mut nicht sinken und rückte im folgenden Jahre (352) noch einmal in Thessalien ein. In der Ebene am Westufer des Pagasischen Golfes, dem „Krokosfelde", kam es zur Entscheidungsschlacht; Onomarchos' Heer wurde zum größten Teil vernichtet, er selbst fand im Kampfe den Tod. Jetzt vermochten die Tyrannen sich nicht länger in Pherä zu halten; sie übergaben die Stadt an Philipp und zogen mit ihren Söldnern nach Phokis ab. Thessalien war von dem Drucke befreit, der ein halbes Jahrhundert lang auf dem Lande gelastet hatte; der Bürgerkrieg war beendet. Philipp wurde nun zum Oberfeldherrn des thessalischen Bundes erwählt; fortan ist das Land bis auf die römischen Zeiten mit Makedonien vereinigt geblieben.

Indes hatte Onomarchos' Bruder, Phayllos, die Trümmer des geschlagenen Heeres nach Phokis zurückgeführt. Er ergänzte nun die gelichteten Reihen durch neue Werbungen; aus Sparta und Achaia kam Bundeshilfe, Athen rief sein Bürgeraufgebot zu den Waffen und sandte es, 5000 Hopliten und 400 Reiter stark, nach den Thermopylen. So bedeutenden Kräften gegenüber wäre ein Angriff auf den Paß aller Voraussicht nach vergeblich gewesen; Philipp stand also von weiterem Vorgehen ab und überließ es den Thebanern, mit Phokis ein Ende zu machen. Dazu zeigte sich deren Macht freilich bei weitem nicht ausreichend, und so zog sich der Krieg an der böotisch-phokischen Grenze noch jahrelang hin, ohne eine Entscheidung zu bringen.

Der große Machtzuwachs, den Philipp seinen thessalischen Siegen verdankte, führte zu einer Entfremdung zwischen ihm und seinen alten Verbündeten, den Olynthiern, die jetzt für ihre Selbständigkeit zu fürchten begannen. Sie schlossen also mit Athen Frieden und gewährten einem Halbbruder Philipps, Arrhidäos, Zuflucht, der auf den makedonischen Thron Ansprüche machte. Philipp ließ das hingehen, da er zunächst durch die thrakischen Angelegenheiten in Anspruch genommen war; sobald er aber den König des Landes, Kersebleptes, nach einem siegreichen Feldzuge zum Frieden gezwungen hatte, stellte er an Olynth die Forderung, den Prätendenten auszuliefern, und rückte, als dies verweigert wurde, in die Chalkidike ein. Olynthos trat nun in Bund mit Athen (349); aber dieses war nicht imstande, wirksame Unterstützung zu geben, da es Philipp gelang, Euböa zum Abfall von Athen zu veranlassen. Ein athenisches Heer, das unter Phokion nach der Insel hinüberzog, vermochte nichts auszurichten, und es blieb schließlich nichts übrig, als die Unabhängigkeit Euböas anzuerkennen. Inzwischen waren die meisten der olynthischen Bundesstädte zu Philipp übergetreten, und endlich wurde Olynth selbst mit stürmender Hand genommen (348); eine Hilfsexpedition, die Athen noch in letzter Stunde ausgerüstet hatte, kam zu spät, Olynth wurde zerstört und die Chalkidike mit Makedonien vereinigt, das nun endlich in den vollen Besitz seiner Küsten kam.

Es war klar, daß eine Fortführung des Krieges gegen Philipp unter diesen Umständen für Athen ganz aussichtslos war. An eine Wiedereroberung von Amphipolis war nach dem

Fall von Olynth nicht mehr zu denken; wohl aber lag es in Philipps Hand, die atheniſchen Beſitzungen auf dem thrakiſchen Cherſones wegzunehmen. Dazu kam die tiefe finanzielle Erſchöpfung des Staates infolge der Feldzüge nach Olynth und Euböa und die Schädigung des Handels durch die makedoniſchen Kaperſchiffe. Selbſt Demoſthenes, der von allen atheniſchen Staatsmännern am eifrigſten für die energiſche Fortführung des Krieges eingetreten war, konnte ſich dieſer Erkenntnis nicht mehr verſchließen. Und auch der König wünſchte nichts Beſſeres als eine Verſtändigung mit Athen. Auch er war außerſtande, entſcheidende Schläge zu führen; gegenüber der atheniſchen Flotte war er genau ſo machtlos, wie dieſe gegen ſein Landheer. Am liebſten hätte er Athen auf ſeine Seite herübergezogen. Ein Intereſſengegenſatz zwiſchen beiden Mächten lag ja nicht vor, ſofern nur Athen ſich entſchloß, ſeinen alten Anſprüchen auf Amphipolis zu entſagen, die es nun ſchon ſeit faſt einem Jahrhundert nicht mehr zur Geltung zu bringen vermocht hatte; wohl aber konnte ein Bündnis der erſten griechiſchen Seemacht mit der erſten griechiſchen Landmacht der Nation endlich den erſehnten Frieden geben und auch den Brüdern in Aſien die Befreiung vom Perſerjoch bringen. Und es kann kein Zweifel darüber ſein, daß Philipp ſchon jetzt ſich mit dieſen Plänen trug, die er und ſein Sohn in den nächſten Jahren ausgeführt haben.



Demoſthenes, Kopf der Statue im Vatikan.
Nach einer photographiſchen Aufnahme von Alinari.

So ließ der König in Athen offiziös Friedensanerbietungen machen, worauf dann eine atheniſche Geſandtſchaft nach Makedonien ging, an deren Spitze Demoſthenes ſtand. Man kam denn auch bald zum Abſchluß auf der Baſis des gegenwärtigen Beſitzſtandes, d. h. Athen verzichtete auf Amphipolis. Außerdem wurde ein Defenſivbündnis zwiſchen den beiden kontrahierenden Teilen vereinbart. Phokis, mit dem Athen wohl in völkerrechtlichem Bündnis ſtand, das aber keineswegs zum atheniſchen Seebunde im ſtaatsrechtlichen Sinne gehörte, blieb natürlich von dem Vertrage unberührt. Auf Grund dieſes Präliminarfriedens redigierte einer der Geſandten, Philokrates, den definitiven Vertragsentwurf, der dann auch, natürlich nicht ohne heftige Oppoſition, in der atheniſchen Volksverſammlung zur Annahme gelangte (Ende März 346). Zur Ratifizierung des Vertrages ging die Geſandtſchaft darauf noch einmal nach Makedonien. Sie fand Philipp mitten in den Vorbereitungen für einen Feldzug nach Phokis; er wünſchte, daß Athen ſich an dem Zuge beteiligte, und ſtellte für dieſen Fall den Wiedergewinn von Euböa und andere Vorteile in Ausſicht. Die große Mehrzahl der Geſandten war auch bereit, auf dieſe Vorſchläge einzugehen; zu einem Abſchluß aber hatte man keine Vollmacht, und ſo konnte man zunächſt nichts anderes tun, als Philipp und ſeinen theſſaliſchen Bundesgenoſſen den Eid auf den geſchloſſenen Vertrag abnehmen. Als dann der König ſeine Vorſchläge in offizieller Form wiederholte, erfolgte ein Volksbeſchluß, der die Phoker aufforderte, das delphiſche Heiligtum den Amphiktionen zu übergeben, und im Weigerungsfalle eine atheniſche Intervention in Ausſicht ſtellte.

Nun rückte Philipp gegen die Thermopylen vor. Er fand keinen Widerſtand mehr, denn die delphiſchen Tempelſchätze waren durch den langen Krieg erſchöpft worden, und das phokiſche Söldnerheer war infolgedeſſen auf 8000 Mann zuſammengeſchmolzen, die zwar ausreichten, den Thebanern die Spitze zu bieten, dem makedoniſchen Heere aber in keiner Weiſe gewachſen waren. So dachte denn Onomarchos' Sohn, Phalâkos, der jetzt nach dem Tode ſeines Oheims Phayllos den Oberbefehl führte, an keinen Widerſtand. Er kapitulierte auf freien Abzug, und

Philipp konnte Phokis ohne Schwertstreich in Besitz nehmen und in Delphi einziehen (Juli 346). Der „heilige Krieg", der Mittelgriechenland durch zehn Jahre verheert hatte, war beendet. Die phokischen „Tempelräuber" erhielten leidliche Bedingungen. Leben, Freiheit und Besitz blieben ihnen gewahrt; nur die Mauern der Städte wurden niedergerissen und dem Lande die Verpflichtung auferlegt, die geraubten Tempelschätze in halbjährlichen Raten zurückzuerstatten. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung blieb Phokis von Truppen Philipps und der Thebaner besetzt. Die Aufsicht über das delphische Heiligtum wurde den Amphiktionen zurückgegeben; die Stimmen, welche die Phoker bis jetzt im Amphiktionenrate geführt hatten, wurden auf Delphi übertragen, und auch Makedonien als Mitglied in die Amphiktionie aufgenommen. Die pythischen Spiele, deren Feier nach dem vierjährigen Zyklus in diesem Jahre wiederkehrte, wurden unter Philipps Vorsitz mit ganz besonderem Glanze begangen.

Die Ereignisse hatten sich mit solcher Schnelle entwickelt, daß Athen, auch wenn es gewollt hätte, zu einem wirksamen Eingreifen kaum imstande gewesen wäre. Aber man kam im Hader der Parteien überhaupt nicht dazu, einen festen Entschluß zu fassen; und so wurden denn die Dinge in Phokis geordnet, ohne daß Athen gehört worden wäre. Dafür hielt dieses der Pythienfeier sich fern, was beinahe zu einem neuen Kriege mit Philipp geführt hätte; doch wollte der König einen Bruch vermeiden, und auch in Athen lenkte man angesichts der Kriegsgefahr wieder ein. Das Einvernehmen mit Philipp aber blieb gestört, und namentlich Demosthenes war es, der einer Annäherung an Makedonien entgegenarbeitete. Er hatte für den Frieden gewirkt, weil er von dessen Notwendigkeit überzeugt war, aber er hielt Philipp nach wie vor für Athens gefährlichsten Feind; zwischen einem König und einer demokratischen Republik, meinte er, könne keine aufrichtige Freundschaft bestehen. Sein politisches Ideal war vielmehr ein Bund zwischen den beiden großen griechischen Demokratien, die sich so lange feindlich gegenüber gestanden hatten, Athen und Theben. Bisher hatte der Gegensatz zu Phokis Theben in das Lager Philipps getrieben; jetzt aber, wo die phokische Frage gelöst war, mußte der Interessenkonflikt zwischen den bisherigen Verbündeten, die beide in Mittelgriechenland herrschen wollten, zum Ausbruch kommen, und Theben dadurch zum Anschluß an Athen gedrängt werden. Es galt also für diese Eventualität den Boden vorzubereiten. Schon bei der Rückkehr von der zweiten Gesandtschaft nach Makedonien hatte Demosthenes seine Mitgesandten verdächtigt; jetzt ließ er durch seinen Freund Hypereides Philokrates vor Gericht ziehen, dessen Name an der Spitze der Vertragsurkunde stand, unter der Beschuldigung, er habe sich von Philipp bestechen lassen; bei der Stimmung, die jetzt in Athen herrschte, wagte der Angeklagte es nicht, den Spruch der Geschworenen abzuwarten, und wurde darauf im Kontumazverfahren zum Tode verurteilt. Dann sollte die Reihe an Äschines kommen, ein anderes hervorragendes Mitglied der Friedensgesandtschaft, der aber fühlte sich Demosthenes als Redner gewachsen und ließ es auf den Prozeß ankommen, wobei dann die Anklage unter ihrer eigenen Haltlosigkeit zusammenbrach (343). Trotz dieser Niederlage im Gerichtssaal blieb Demosthenes' Einfluß in der Volksversammlung maßgebend; der systematischen Verhetzung der öffentlichen Meinung, wie sie von ihm und seinen Freunden geübt wurde, gelang es, alle Versuche des Königs zur Anbahnung guter Beziehungen mit Athen zu vereiteln.

Philipp hatte unterdessen auch Epeiros seinem Einfluß unterworfen. Dort hatten nach dem Tode des Königs Alketas (um 370) dessen Söhne Neoptolemos und Arybbas sich in die Herrschaft geteilt; als Neoptolemos starb, vermählte Arybbas dessen Tochter Olympias mit Philipp und übernahm über deren Bruder Alexandros die Vormundschaft. Als dieser mündig geworden war, forderte sein Schwager Philipp für ihn die Rückgabe des väterlichen Erbes; auf Arybbas' Weigerung rückte er nach Epeiros, vertrieb den Usurpator und setzte Alexandros auf den Thron (342). Gern hätte er diesem auch den Besitz der korinthischen Kolonie Ambrakia verschafft, deren Erwerbung für Epeiros ebenso eine Lebensfrage bildete, wie die Erwerbung von Olynth es für Makedonien gewesen war. Aber er bewirkte dadurch nur, daß Korinth in Bund mit Athen trat; Kerkyra, Akarnanien und Achaia, die sich ebenfalls durch die Fortschritte des Königs bedroht glaubten, folgten sogleich diesem Beispiel. Nun sandten die Athener ein Truppenkorps nach dem Westen und veranlaßten dadurch den König, für jetzt von dem Anschlage auf Ambrakia abzustehen. Dafür wandte sich Philipp nach Thrakien, um dort endlich

Ordnung zu schaffen; der König des Landes, Kersebleptes, wurde entthront und sein Reich in eine makedonische Provinz verwandelt (341).

Philipp wurde damit zum Grenznachbar der athenischen Besitzungen im thrakischen Chersones; es lag nun in seiner Macht, Athen an seiner verwundbarsten Stelle zu treffen. Demosthenes beschloß, dieser Gefahr zuvorzukommen und den Krieg gegen den König zu beginnen, ehe dessen Herrschaft in Thrakien feste Wurzeln geschlagen hätte. Freilich fehlte es dazu an jedem Rechtsgrund, da Philipp die Bedingungen des vor fünf Jahren geschlossenen Friedens gewissenhaft beobachtet hatte; auch wußte Demosthenes nur zu gut, daß die öffentliche Meinung in Athen einem Kriege durchaus abgeneigt war. Es galt also, eine vollendete Tatsache zu schaffen, die den Bruch unvermeidlich machte. Demosthenes veranlaßte demgemäß den Strategen Diopeithes, der im Chersones den Befehl führte, zu einem Angriff auf das mit Philipp verbündete Kardia und zu Plünderungszügen in Philipps thrakische Besitzungen. Doch der König tat Demosthenes nicht den Gefallen, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen, und beschränkte sich darauf, in Athen auf diplomatischem Wege Genugtuung zu verlangen. Die Sache kam also vor die Volksversammlung, und hier wußte Demosthenes die Dinge in einem solchen Lichte darzustellen, daß die Forderungen des Königs abgewiesen wurden (341).

Porträt-Statue des Äschines in Neapel.
Nach einer photographischen Aufnahme von Alinari.

Jetzt konnte die Aktion gegen Philipp offen beginnen. Mit Byzantion, das nicht weniger als Athen von den Fortschritten des Königs in Thrakien bedroht war, wurde ein Bündnis geschlossen. Auf Euböa war Chalkis schon etwas früher mit Athen in Bund getreten; jetzt wurden auch Oreos und Eretria mit gewaffneter Hand zum Anschluß an die athenische Sache gebracht und damit Philipps Einfluß vollständig von der Insel verdrängt. Von der neu gewonnenen Stellung aus wurden Angriffe auf das von Philipp abhängige Magnesien unternommen und die makedonische Besatzung auf der kleinen Insel Halonnesos überfallen und zu Gefangenen gemacht. Das alles, ohne daß eine förmliche Kriegserklärung erfolgt wäre.

Philipp ließ sich dadurch nicht aus dem Gleichmut bringen und führte zunächst die Unterwerfung Thrakiens ruhig zu Ende; dann wandte er sich gegen Byzantion und das mit diesem eng verbündete Perinthos (340). Er hatte während der letzten Jahre begonnen, sich eine Flotte zu schaffen, die er nun in die Propontis einlaufen ließ, um dem Feinde die Verbindung zur See abzuschneiden. Indes der Angriff auf Perinthos, den Philipp mit Aufgebot aller Mittel der hochentwickelten Ingenieurkunst dieser Zeit unternahm, blieb ohne Erfolg, und als der König dann vor Byzantion rückte, trat Athen aus seiner Reserve heraus und erklärte, daß Philipp den Frieden gebrochen habe. Die Wasserstraße nach dem Pontos mußte eben um jeden Preis offen gehalten werden; man ließ also sogleich 40 Schiffe unter Chares und bald darauf ein zweites Geschwader unter Phokion nach Byzantion abgehen. So

sah Philipp sich gezwungen, die Belagerung der Stadt abzubrechen; er mußte froh sein, daß es ihm gelang, seine Flotte noch rechtzeitig nach Makedonien in Sicherheit zu bringen.

Alles kam jetzt auf die Haltung Böotiens an; nur wenn dieses den Durchmarsch gestattete, konnte der König in Attika einrücken, sonst war Athen für ihn unverwundbar. Aber das gute Einvernehmen, das während des phokischen Krieges zwischen Philipp und Theben geherrscht hatte, war nach dem Siege erkaltet; die leitende Stellung, die der König in der Amphiktionie gewonnen hatte, wurde in Theben nur sehr ungern ertragen. Philipp machte also den Versuch, einen Bruch zwischen Theben und Athen herbeizuführen. Er veranlaßte zu diesem Zwecke die Lokrer von Amphissa, auf der Versammlung der Amphiktionen im Herbst 340 eine Klage gegen Athen einzubringen, weil dieses zur Zeit des heiligen Krieges, als Delphi in der Hand der tempelräuberischen Phoker gewesen war, ein altes Weihgeschenk hatte erneuern lassen, das zum Andenken an den Sieg bei Platää „über die Meder und Thebaner" gestiftet worden war. Wenn Athen verurteilt wurde und, wie vorauszusehen war, sich dem Spruche nicht unterwarf, war der passende Vorwand gefunden, einen amphiktionischen Krieg gegen Athen zu erklären, von dem sich dann Theben nicht wohl hätte ausschließen können.

Indes der athenische Gesandte in Delphi, Äschines, wußte den Plan zu vereiteln. Er drehte den Spieß um und beschuldigte seinerseits die Amphisser, sich delphisches Tempelland angeeignet zu haben. Die Sache war so offenkundig, daß die Versammlung der Amphiktionen sogleich die Exekution gegen Amphissa beschloß, wodurch natürlich die Klage gegen Athen ohne weiteres zum Falle kam. Es wurde also ein amphiktionisches Heer aufgeboten; Theben aber, das durch Bande alter Freundschaft mit der Stadt verknüpft war, hielt sich der Sache fern, und Demosthenes' Einfluß bewirkte, daß auch Athen sich nicht an dem Zuge beteiligte. So waren es nur die thessalischen Kontingente, die gegen Amphissa ins Feld rückten: und da sie nichts auszurichten vermochten, wurde auf der Amphiktionenversammlung im nächsten Frühjahr (339) König Philipp mit der Ausführung der Exekution beauftragt. Athen und Theben hielten sich auch diesmal fern; ja, Theben ging so weit, die Besatzung, die Philipp nach Nikäa an den Thermopylen gelegt hatte, zu vertreiben und den Platz selbst in Besitz zu nehmen.

Zunächst konnte der König dem Mandate nicht nachkommen, da er, zur Sicherung seiner thrakischen Eroberungen, einen Zug über den Balkan nach der unteren Donau unternommen hatte. Erst gegen Ende des Sommers setzte er sich nach Süden in Marsch, durchzog die Thermopylen und nahm Stellung bei Eleteia in Phokis, wenige Stunden von der böotischen Grenze (September 339). Er hoffte durch diese Demonstration Böotien zum Anschluß an seine Sache zu bringen, oder doch wenigstens freien Durchmarsch nach Attika zu erlangen. Vor allem aber stellte er an Theben die Forderung, das widerrechtlich besetzte Nikäa zu räumen.

Indes in Theben erkannte man sehr wohl, daß die Niederwerfung Athens Philipp zum Herrn von ganz Griechenland machen müßte; Theben würde dann ihm gegenüber in die Stellung eines abhängigen Verbündeten herabgesunken sein. So zögerte man denn keinen Augenblick, die Vorschläge des Königs zurückzuweisen und, da die Neutralität jetzt nicht mehr länger aufrecht zu erhalten war, mit Athen in Bund zu treten. Die mit Athen verbündeten Kleinstaaten: Korinth, Megara, Euböa, Achaia, Kerkyra schlossen sich dieser Koalition an und verpflichteten sich zur Zahlung regelmäßiger Beiträge an die Kriegskasse, aus denen ein Söldnerheer aufgestellt werden sollte. In Athen wurde, auf Demosthenes' Antrag, die Auszahlung der Festgelder für die Kriegsdauer suspendiert und damit der Krebsschaden beseitigt, an dem die Finanzen des Staates so lange gekrankt hatten.

Die Verbündeten waren dem Könige an Truppenzahl zu Lande mehr als gewachsen; außerdem beherrschten sie das Meer unbedingt. Der Ausgang war also zweifelhaft; Philipp wäre der Entscheidung gern ausgewichen und begann Unterhandlungen. Demosthenes aber wollte, aus denselben Erwägungen, von einem Frieden nichts wissen; war es doch klar, daß Athen nie unter günstigeren Bedingungen den Kampf würde führen können. In Theben war man weniger kriegerisch gestimmt, da ja Böotien in erster Linie vom Feinde bedroht war; aber Demosthenes wußte auch hier jeden Versuch einer Verständigung zu vereiteln.

Die Hauptmacht der Verbündeten nahm Stellung im südlichen Phokis, am Kephisos bis zu den Vorhöhen des Parnasos, während ein Söldnerkorps von 10000 Mann westlich des

Das Schlachtfeld von Chäroneia; im Hintergrund der Parnaſos.

Photographie des deutſchen archäologiſchen Inſtituts zu Athen.

Parnaſos zum Schutze von Amphiſſa detachiert war; beide Heerteile waren etwa zwei Tagesmärſche auf zum Teil beſchwerlichen Bergwegen voneinander entfernt. Der Winter verging unter unbedeutenden Gefechten; als dann im Frühjahr die Bergpäſſe gangbar wurden, warf Philipp ſich unvermutet auf das iſolierte Korps bei Amphiſſa und ſchlug es bis zur Vernichtung, worauf Amphiſſa ſelbſt in ſeine Gewalt kam. Infolge dieſer Niederlage ſahen die Verbündeten ſich gezwungen, Phokis zu räumen und nach der böotiſchen Grenze zurückzuweichen, wo ſie bei Chäroneia eine das Land deckende Stellung nahmen. Hier kam es zur Entſcheidungsſchlacht (Auguſt 338). Beide Teile zählten etwa je 30000 Mann; die Linie der Verbündeten zog ſich quer über die ſchmale Ebene, ſo daß die Böoter auf dem rechten Flügel ſich an den Kephiſos lehnten, während die Athener auf dem linken Flügel ſich auf die Höhen bei Chäroneia ſtützten; zwiſchen beiden im Zentrum ſtanden die übrigen Kontingente. Während Philipp ſelbſt ſeine Truppen gegenüber den Athenern zurückhielt, warf ſich der Kronprinz Alexander an der Spitze der makedoniſchen Phalanx auf die Thebaner, die dem wuchtigen Stoße dieſer Maſſe nicht ſtandzuhalten vermochten; ihre Niederlage riß auch das Zentrum zur Flucht fort, und nun wurden die Athener im Rücken und in der Flanke gefaßt, wobei etwa ein Drittel ihres Aufgebots (2000 Mann) in Gefangenſchaft geriet, während 1000 Mann auf dem Platze blieben.

Es war ein Sieg, ſo glänzend wie der, den Philipp vor 14 Jahren über Onomarchos errungen hatte. An Widerſtand in offenem Felde konnten die Verbündeten jetzt nicht mehr denken; Theben unterwarf ſich ſogleich und nahm eine makedoniſche Beſatzung in die Kadmeia auf, während die Regierung in die Hände der Anhänger Philipps gelegt und deſſen Gegner verbannt wurden. Dagegen konnte Athen, auf ſeine Flotte geſtützt, es auf eine Belagerung ankommen laſſen, und es traf auch ſogleich die nötigen Vorbereitungen.

Philipp wußte ſehr wohl, daß ein Angriff auf eine Feſtung erſten Ranges, wie Athen, unter dieſen Umſtänden ſo gut wie gar keine Ausſicht auf Erfolg bot; hatte er doch nicht einmal Perinthos und Byzantion zu nehmen vermocht. Er ſuchte alſo eine Verſtändigung

und sandte zu diesem Zwecke Demades nach Athen, einen einflußreichen athenischen Volksredner, der bei Chäroneia mitgekämpft hatte und in Kriegsgefangenschaft geraten war. Er bot die günstigsten Bedingungen; Athen sollte seine volle Selbständigkeit, sein Gebiet und seine auswärtigen Besitzungen behalten, nur der Chersones sollte an Makedonien abgetreten, dafür aber als Entschädigung Oropos an Athen zurückgegeben werden, das nach der Schlacht bei Leuktra zu Böotien abgefallen war. Auch die Gefangenen von Chäroneia versprach der König ohne Lösegeld in Freiheit zu setzen. Es war mehr, als Athen selbst beim erfolgreichsten Widerstande hätte erreichen können, und die Bedingungen wurden denn auch bereitwilligst angenommen, dem Könige die höchsten Ehrenbezeigungen dekretiert. Das gute Einvernehmen mit der ersten griechischen Seemacht, das Philipp so lange angestrebt hatte, schien endlich erreicht zu sein.

Die mit Athen verbündeten Kleinstaaten unterwarfen sich nun dem Sieger; auch sie behielten ihre Selbständigkeit, doch wurden die beiden strategisch wichtigsten Plätze, Chalkis und die Burg von Korinth, von makedonischen Truppen besetzt. Die meisten peloponnesischen Staaten standen schon längst in guten Beziehungen zu Philipp, von dem sie Schutz gegen die Übergriffe Spartas erwarteten. Da dieses von einem gütlichen Abkommen nichts wissen wollte, rückte der König in Lakonien ein und durchzog, ohne Widerstand zu finden, das ganze Land bis zur Seeküste; einen Angriff auf Sparta selbst unternahm er nicht, da es keineswegs in seiner Absicht liegen konnte, die altberühmte Stadt zu vernichten. Doch wurden die Grenzbezirke jenseits des Taygetos und Parnon und an den Eurotasquellen von Lakonien abgetrennt und den Nachbarstaaten Messenien, Argos und Megalepolis zurückgegeben, denen die Spartaner sie einst entrissen hatten. Sparta hat das alles freilich so wenig anerkannt, wie früher die Selbständigkeit Messeniens; aber es hatte für jetzt nicht die Macht, es zu hindern.

Und nun konnte Philipp zur Neuordnung Griechenlands schreiten. Es wurde ein Kongreß von Abgeordneten aller Staaten südlich der Thermopylen in Korinth versammelt; Sparta allein hielt sich fern. Hier wurde ein allgemeiner Landfrieden verkündet; allen teilnehmenden Staaten wurde ihr Gebiet wie ihre Verfassung gewährleistet, auch das Privateigentum innerhalb der einzelnen Staaten sollte unverletzlich sein. Zur Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten wurde in Korinth ein „hellenischer Bundesrat" eingesetzt, in den jeder Staat einen Vertreter sandte. Der Oberbefehl über alle Streitkräfte des Bundes wurde Philipp übertragen; finanzielle Leistungen dagegen legte der Bund seinen Mitgliedern nicht auf.

So war denn Griechenland, zum ersten Male, seit es eine Geschichte gab, fast in seinem vollen Umfange geeinigt. Allerdings war es nur ein loses Band, das die Mitglieder des Bundes zusammenhielt; in dieser Beziehung glich die Schöpfung Philipps nur zu sehr dem alten peloponnesischen Bunde Spartas. Aber jeder Versuch, eine festere Organisation durchzuführen, würde Philipp die Sympathien der Nation entfremdet und damit alles Errungene in Frage gestellt haben. Und es bedurfte dessen auch nicht; denn Philipp besaß, als Herr von Makedonien und der diesem eng verbündeten Nebenländer Thessalien und Thrakien, was Sparta gefehlt hatte, eine eigene Macht, die jeder denkbaren Koalition anderer griechischer Staaten weit überlegen war. Die von Philipp begründete Ordnung hat denn auch, trotz aller Rückschläge im einzelnen, Bestand gehabt, bis Griechenland sich unter die römische Fremdherrschaft beugen mußte.

Während so das griechische Mutterland durch Philipp geeinigt wurde, waren auch im griechischen Westen wieder geordnete Zustände hergestellt worden. Außerstande, sich aus eigener Kraft von der Herrschaft des Dionysios zu befreien, wandten sich die Syrakusier endlich an die Mutterstadt Korinth (345). Hier wollte man sich der Pflicht gegen die Tochterstadt nicht entziehen. Man sandte also 10 Schiffe und 700 Söldner, kriegserprobte Veteranen aus dem phokischen Heere, nach Sizilien; die kleine Macht sollte den Kern bilden, um den die Sikelioten sich scharen könnten. Zum Führer wurde Timoleon bestimmt, ein Republikaner von echtem Schrot und Korn, der vor langen Jahren den eigenen Bruder hatte ermorden lassen, als dieser sich zum Tyrannen von Korinth aufwerfen wollte.

Bei seiner Ankunft in Sizilien aber fand Timoleon die Lage von Grund aus verändert. Dionysios hatte eine Schlacht gegen den Tyrannen von Leontinoi, Hiketas, verloren; dieser hatte sich nach dem Siege der Stadt Syrakus bemächtigt und Dionysios in seiner Burg auf

Alexander der Große
Original im Louvre zu Paris
Photographie J. Kuhn, Paris

der Insel Ortygia eingeschlossen. Auf die Nachricht, daß Timoleon bei Tauromenion gelandet sei, rückte er ihm entgegen, erlitt aber bei Adranon am Westfuße des Ätna eine völlige Niederlage. Mamerkos, der Tyrann des wichtigen Katane, trat darauf zu Timoleon über. Vor allem aber hatte der Sieg zur Folge, daß Dionysios die Burg von Syrakus mit allen Truppen und Kriegsvorräten an Timoleon übergab; völlig isoliert wie er war, verzweifelte er daran, sich auf die Dauer behaupten zu können. Er durfte seine Schätze behalten und sich damit nach Korinth zurückziehen, wo er bis zu seinem Tode als Privatmann gelebt hat.

Nun aber griffen die Karthager in Sizilien ein. Sie waren entschlossen, die korinthische Intervention nicht zu dulden und sandten zu diesem Zweck eine Flotte unter Magon nach Syrakus mit Landungstruppen an Bord, die von Hiketas in die Stadt aufgenommen wurden und mit ihm zusammen die Burg belagerten. Daraufhin sandten die Korinthier Timoleon eine Verstärkung von weiteren 10 Schiffen und 2000 Mann, die es diesem ermöglichte, auch von der Landseite her gegen Syrakus vorzugehen. Dort waren indes Hiketas und Magon schlecht miteinander ausgekommen; der Semit glaubte sich von den Hellenen verraten, schiffte seine Truppen ein und kehrte nach dem karthagischen Gebiet im Westen der Insel zurück. Nun vermochte auch Hiketas sich nicht mehr in Syrakus zu halten und Timoleon nahm Besitz von der Stadt.

Karthago aber gab seine Pläne zur Eroberung der Insel nicht auf; es rüstete ein neues Heer und ließ es in Lilybäon an Land gehen. Dieser Gefahr gegenüber schloß Hiketas mit Timoleon Frieden und stellte seine Streitkräfte unter dessen Befehl; dasselbe tat Hippon, der Tyrann von Messene. So konnte Timoleon mit 12 000 Mann dem Feinde entgegenziehen. Er traf das an Zahl weit überlegene karthagische Heer im Gebiet von Segesta, als es eben dabei war, über den Fluß Krimisos zu gehen; ohne Zögern schritt er zum Angriff. Der völlig überraschte Feind vermochte sich nicht zu ordnen und erlitt eine vollständige Niederlage. Sizilien war vor der Gefahr der Fremdherrschaft gerettet (um 340).

Dafür brach nun der innere Hader von neuem aus. Hiketas hatte ein nur zu berechtigtes Mißtrauen gegen den alten Tyrannenfeind Timoleon; er fiel also von ihm ab und trat wieder in Bund mit Karthago. Die Tyrannen von Messene und Katane, Hippon und Mamerkos, folgten diesem Beispiel. Indes es gelang Timoleon, Hiketas zu schlagen, worauf der Tyrann von seinen eigenen Leuten ergriffen und an Timoleon ausgeliefert wurde, der ihn sogleich hinrichten ließ. Ein zweiter Sieg Timoleons über Mamerkos und seine karthagischen Hilfstruppen veranlaßte Karthago Frieden zu schließen; es behielt den Besitz seiner alten Provinz im Westen der Insel und ließ Timoleon im Osten freie Hand. Mamerkos vermochte sich nun in Katane nicht mehr zu halten und flüchtete zu Hippon nach Messene, doch auch diese Stadt wurde bald von Timoleon genommen, beide Tyrannen wurden gefangen und hingerichtet.

Sizilien war jetzt frei und Timoleon konnte an die Neuordnung des Landes gehen. Vor allem galt es die Wunden zu heilen, welche die lange Anarchie geschlagen hatte; zur Ergänzung der stark zusammengeschmolzenen Bevölkerung wurden zahlreiche Kolonisten aus dem Mutterlande herbeigerufen und in der nun folgenden Friedensperiode blühte die Insel bald wieder zu ihrem früheren Wohlstande empor. In Syrakus und den übrigen Städten wurde eine gemäßigt demokratische Verfassung eingeführt; zum Schutze gegen Karthago traten die griechischen Gemeinden zu einem Bunde zusammen unter der Führung von Syrakus. Dann legte Timoleon die Diktatur nieder, die er seit acht Jahren bekleidet hatte (337). Er beschloß seinen Lebensabend auf einem Landgute bei Syrakus, inmitten des von ihm befreiten Volkes; als er starb, wurde ihm als zweitem Gründer der Stadt auf dem Markte das Grabmal errichtet. Er hat mit kleinen Mitteln Großes geleistet; Sizilien verdankte ihm nach tiefem Verfall eine neue Periode der Blüte, die letzte, die es im Altertum gesehen hat. Freilich konnte sein Werk nicht von Dauer sein; denn gegenüber einer Macht wie Karthago konnte nicht ein lockerer Verband autonomer Stadtgemeinden, sondern nur eine straffe Militärmonarchie die Unabhängigkeit Siziliens sichern. Sie sollte bald genug kommen.

19. Die Eroberung Asiens.

Seit einem halben Jahrhundert standen die Griechen Asiens unter persischer Herrschaft, aller Willkür orientalischer Mißwirtschaft preisgegeben, soweit sie sich nicht aus eigener Kraft dagegen zu schützen vermochten, was nur den größeren Städten, wie Ephesos oder Kyzikos, möglich war. Im Mutterland regte sich keine Hand für die Stammesgenossen; jeder Staat dachte nur an die eigenen kleinlichen Interessen und bewarb sich zu deren Förderung um die Freundschaft des Großkönigs. Besonders schamlos zeigte sich Theben in dieser Politik, die es ja schon seit Xerxes' Zeiten getrieben hatte; aber auch Demosthenes, der, wenn es Philipp galt, von patriotischen Phrasen überschäumte, war jeden Nationalgefühls bar, wenn es sich um die Beziehungen zu Persien handelte. Die öffentliche Meinung freilich dachte ganz anders, und ihre Wortführer wurden nicht müde, der Nation die Schmach vor Augen zu führen, die darin lag, daß man die Fremdherrschaft in Asien duldete. In diesem Sinne hatte zuerst Gorgias während des korinthischen Krieges vor der olympischen Festversammlung im Jahre 392 gesprochen; er fand bald zahlreiche Nachfolger, und namentlich sein Schüler Isokrates hat bis in das höchste Alter seine Kraft in den Dienst dieser Aufgabe gestellt. Es ist ihm vergönnt gewesen, als hundertjähriger Greis den Beginn der Verwirklichung seiner Ideale zu sehen; ihre Vollendung zu erleben blieb ihm freilich versagt.

Bei den verrotteten Zuständen, die im Perserreich herrschten, und der unbedingten militärischen Überlegenheit der Griechen über die Orientalen war eine Eroberung Asiens keineswegs ein besonders schwieriges Unternehmen. Nur durch die Zwietracht der griechischen Staaten hielt das Reich sich überhaupt noch aufrecht; nur durch immer ausgedehntere Verwendung griechischer Offiziere und Söldner vermochte es die Herrschaft über die Provinzen am Mittelmeer zu behaupten. Mit diesen Mitteln gelang es endlich König Ochos, Ägypten wieder zu unterwerfen (344), nachdem das Land über ein halbes Jahrhundert seine Unabhängigkeit behauptet hatte. Natürlich war man am persischen Hofe nicht blind gegen die Gefahr, die dem Reiche aus einer Zusammenfassung der Kräfte Griechenlands unter makedonischer Führung erwachsen konnte, fühlte sich aber zu einem bewaffneten Eingreifen in die griechischen Angelegenheiten nicht stark genug. Nur als Philipp bis an die Grenzen des Perserreiches vordrang und Perinthos belagerte, sandte man der Stadt Unterstützung, die dann auch zu ihrer Rettung wesentlich beitrug, ließ aber im übrigen die Dinge gehen wie sie wollten.

Schon nach der Beendigung des heiligen Krieges richtete Isokrates an Philipp ein Sendschreiben, in dem er ihn zum Nationalkrieg gegen Persien aufforderte. Natürlich hätte er das nicht getan, ohne der Zustimmung des Königs sicher zu sein; eben mit Rücksicht auf diese Pläne suchte Philipp das Bündnis mit Athen. Doch es war noch zu früh; Demosthenes und die Partei, deren Wortführer er war, wußte den Anschluß Athens an die nationale Sache zu hindern. Sobald aber der Sieg bei Chäroneia diese Opposition zum Schweigen gebracht hatte, schritt Philipp ans Werk. Auf der Tagsatzung der verbündeten Hellenen in Korinth wurde der Nationalkrieg gegen Persien verkündet; ein Heer von 10 000 Mann unter Philipps bestem Feldherrn, Parmenion, ging über den Hellespont (Frühjahr 336), um zunächst die griechischen Städte in Kleinasien zum Abfall zu bringen.

Der Augenblick konnte nicht besser gewählt sein, denn soeben war König Ochos gestorben, und es folgte im Perserreich eine Zeit innerer Wirren, bis endlich ein Prinz aus einer Seitenlinie des Achämenidenhauses unter dem Namen Dareios den Thron bestieg (336). Indessen war die Defensivkraft des Reiches gelähmt und so schlossen die Küstenplätze von Kyzikos bis nach Ephesos hinab sich sogleich an Parmenion an. Nun aber traten in Makedonien Ereignisse ein, die alles Errungene wieder in Frage stellten.

Am makedonischen Hofe herrschte ein sehr freier Ton; die Kentauren und Lästrygonen könnten es nicht ärger getrieben haben, meint der Geschichtschreiber dieser Zeit, Theopompos. Das führte zur Entfremdung zwischen dem König und seiner Gemahlin Olympias; endlich ging Philipp so weit, zu einer neuen Verbindung zu schreiten mit Kleopatra, einem Mädchen aus sehr vornehmem makedonischen Hause. Olympias kehrte infolgedessen nach ihrer epeirotischen Heimat zurück, und auch ihr Sohn Alexander verließ Makedonien. Philipp suchte die Sache ins

gleiche zu bringen; er bewog seinen Sohn zur Rückkehr und gewann Olympias' Bruder Alexander von Epeiros durch die Verlobung mit seiner Tochter Kleopatra. Olympias aber blieb unversöhnlich; auf ihre Veranlassung wurde der König bei der Hochzeitsfeier seiner Tochter ermordet (Sommer 336).

Alexander erntete die Früchte des Verbrechens, dem er vielleicht nicht ferngestanden hat. Der rechtmäßige Thronerbe, Perdikkas' Sohn Amyntas, hatte keinen Anhang unter den Großen des Hofes; Kleopatras junger Sohn konnte als Thronfolger nicht in Betracht kommen, da das Reich einen König brauchte und keine Vormundschaftsregierung. So konnte Alexander ohne Widerstand von der Herrschaft Besitz nehmen; um seinen Thron zu sichern, ließ er den Sohn der Kleopatra sogleich töten, und nicht lange darauf auch seinen Vetter Amyntas. Natürlich wurden auch alle diejenigen hingerichtet, die der Beteiligung an Philipps Ermordung verdächtig waren. Dann rückte der junge König, ohne Zeit zu verlieren, an der Spitze seines Heeres nach Griechenland und machte dadurch allen Abfallsgelüsten ein Ende, die sich dort nach Philipps Ermordung geregt hatten.

Säulen-Basis vom Artemistempel zu Ephesos. Orig. im Brit. Mus. London. Nach „Monum. de l'Art antique" par Olivier Rayet. Paris 1884 A. Quantin Edit.

Im nächsten Frühjahr (335) zog Alexander über den Hämos bis an die Donau, um den Barbaren des Nordens den Beweis zu geben, daß sich in der Machtstellung Makedoniens durch Philipps Tod nichts geändert habe. Von hier aus rief ein Aufstand ihn nach Illyrien, und nur nach harten Kämpfen gelang es, das Land zum Gehorsam zurückzubringen. Inzwischen aber hatte der Großkönig auf die Nachricht vom Tode Philipps den Versuch gemacht, die griechischen Staaten zum Abfall zu bringen, wobei Demosthenes als Generalagent diente; eine große Summe, angeblich 300 Talente (etwa 1½ Millionen Mark), wurde in seine Hände gelegt, um sie nach bestem Ermessen zu verwenden. Natürlich fanden diese Bestrebungen den günstigsten Boden in Theben, wo man die glänzende Vergangenheit nicht vergessen konnte und die Erinnerung an die Befreiung vom spartanischen Joche zu den Zeiten der Väter noch frisch war. Als sich nun das Gerücht verbreitete, Alexander sei in Illyrien gefallen, erhob sich die Stadt, die Verbannten kehrten zurück, die makedonische Besatzung wurde in der Kadmeia belagert. Auf die Nachricht von diesen Ereignissen brach Alexander den illyrischen Feldzug ab und rückte

in Eilmärschen vor Theben. Er bot Verzeihung, aber die Verbannten, die dort das Heft in der Hand hatten, wollten von einer Unterwerfung nichts wissen, die sie von neuem aus der Heimat getrieben hätte. Alexander begann also den Sturm auf das Außenwerk, das die Thebaner vor den Mauern zur Einschließung der Kadmeia errichtet hatten; es wurde erstürmt, die Besatzung flüchtete in die Stadt, die Sieger aber drangen zugleich mit ihnen durch die Tore. So wurde Theben genommen. Die Entscheidung über das Schicksal der Stadt legte Alexander in die Hände seiner griechischen Bundesgenossen; der Spruch lautete, daß Theben zur Strafe seines Verrates an der hellenischen Sache geschehen solle, was es selbst in der Zeit seiner Macht über böotische Kleinstädte wie Platää und Orchomenos verhängt hatte. Demgemäß wurde Theben zerstört, die Bewohner in die Knechtschaft verkauft, das Gebiet unter die Nachbarstädte verteilt (Herbst 335).

Die furchtbare Katastrophe der altberühmten Stadt wirkte in ganz Griechenland wie ein Donnerschlag; es war, sagt ein zeitgenössischer Redner, als ob der Mond am Firmament ausgelöscht worden wäre. Niemand dachte mehr an Widerstand; Athen, das im Begriff gewesen war, mit Theben gemeinsame Sache zu machen, sandte eine Gesandtschaft an Alexander, ihn zu seinem Siege zu beglückwünschen. Da noch kein Abfall erfolgt war, brauchte der König keine Strafe über die Stadt zu verhängen, nur verlangte er die Auslieferung der Männer, die den thebanischen Aufstand gefördert hatten, vor allem Demosthenes'; indes stand er auf die Weigerung der Athener auch von dieser Forderung ab; würde doch ein Vorgehen gegen Athen nur die Wirkung gehabt haben, dieses dem Großkönig in die Arme zu treiben. Während dieser Wirren war natürlich eine kräftige Weiterführung des Krieges in Kleinasien unmöglich gewesen; Parmenion war abberufen worden, da er in Europa gebraucht wurde, und sein Nachfolger Kalas wurde von dem Oberbefehlshaber der persischen Streitkräfte, dem Rhodier Memnon, nach dem Hellespont zurückgedrängt. Jetzt endlich, nachdem in Griechenland Ruhe geschafft war, hatte Alexander die Hände frei. Sobald es die Jahreszeit gestattete, im Frühling 334, brach er nach Asien auf an der Spitze eines Heeres von gegen 35 000 Mann, etwa zur Hälfte Makedonen, zur Hälfte Bundesgenossen und Söldner; dazu kam eine Flotte von 160 Schiffen. Als militärischer Berater, wie wir sagen würden, als Generalstabschef, stand dem jungen, erst zweiundzwanzigjährigen Könige Parmenion zur Seite, der große Feldherr, dem schon Philipp seine Siege zu danken gehabt hatte. Da die Perser keine Flotte auf dem Ägäischen Meere hatten, auch das asiatische Ufer des Hellesponts noch von Kalas gehalten wurde, bot der Übergang keine Schwierigkeit. Die persischen Satrapen Kleinasiens zogen nun ihre Heere zusammen und traten Alexander am Granikos entgegen, einem der Küstenflüsse, die sich vom Ida her nach der Propontis ergießen. Sie mochten dem Könige an Truppenzahl gewachsen sein, an militärischem Wert aber zeigte sich das makedonische Heer weit überlegen, und so erfocht Alexander den vollständigsten Sieg; die persischen Reiter hielten den makedonischen und thessalischen Geschwadern nicht stand, worauf dann die griechischen Söldner, die den Kern des persischen Fußvolks bildeten, zusammengehauen oder zur Ergebung gezwungen wurden. Die persische Herrschaft im westlichen Kleinasien brach nach diesem Schlage zusammen; Alexander wurde überall als Befreier begrüßt, selbst die uneinnehmbare Burg von Sardes wurde ihm von ihrem Kommandanten ohne Schwertstreich übergeben. Nur Miletos, Halikarnassos und einige andere Küstenplätze in Karien wurden von ihren persischen Garnisonen gehalten. Es galt also zunächst, diese Festungen dem Feinde zu entreißen. Milet wurde denn auch bald mit Sturm genommen, ohne daß die persische Flotte von 400 Segeln, die nun endlich im Ägäischen Meere erschienen war, das Schicksal der Stadt zu wenden vermocht hätte. Viel größere Schwierigkeiten bot die Belagerung von Halikarnassos, das von Maussollos aufs stärkste befestigt worden war. Gegen die überlegene feindliche Flotte konnte Alexander eine Seeschlacht nicht wagen; die Stadt behielt also die Verbindung mit dem Meere frei, und nur ein Ingenieurangriff konnte sie zum Fall bringen. Wie schwierig eine solche Aufgabe war, hatte Philipp wenige Jahre früher vor Perinthos und Byzantion zu erfahren gehabt; indes es gelang Alexander, in die Mauern Bresche zu schlagen; ein verzweifelter Ausfall, den die Besatzung zur Zerstörung der feindlichen Maschinen machte, wurde zurückgeschlagen, und so blieb Memnon nichts übrig, als die Stadt zu räumen, doch hielt er die beiden Akropolen mit seinen Truppen

Ansicht von Ephesos. Photographische Aufnahme von Sebah und Joaillier, Konstantinopel.

besetzt (Spätherbst 334). Alexander legte nun den größten Teil seines Heeres unter Parmenions Befehl in die Winterquartiere und ging selbst mit ausgewählter Mannschaft nach Lykien und Pamphylien, die sich ihm fast ohne Widerstand unterwarfen. Im Frühjahr vereinigte er sich mit Parmenion auf dem phrygischen Hochland, überschritt dann den Tauros und besetzte Kilikien; die persischen Truppen, welche die Bergpässe verteidigen sollten, hatten bei seinem Heranrücken die Flucht ergriffen.

Inzwischen hatte nun allerdings Memnon an der Spitze der persischen Flotte im Rücken Alexanders auf dem Ägäischen Meer die Offensive ergriffen. Chios fiel in seine Gewalt; dann wurde, nach längerer Belagerung, auch Mytilene zur Ergebung gezwungen. Darüber war Memnon an einer Krankheit gestorben, und in ihm verlor der Großkönig seinen fähigsten Feldherrn. Seine Nachfolger, die Perser Autophradates und Pharnabazos, fuhren nun nach Europa hinüber, um Griechenland zum Aufstand zu bringen, fanden aber nur bei Sparta Entgegenkommen; alle übrigen Städte, selbst Athen, blieben der nationalen Sache treu. Das Schicksal Thebens war eine furchtbare Warnung; auch Alexanders Feinde hielten es für klug, die Entscheidung abzuwarten, die sich in Kilikien vorbereitete.

König Dareios hatte auf die Nachricht von Alexanders Übergang nach Asien das Reichsheer zusammengezogen, was natürlich, bei den großen Entfernungen im Perserreich eine beträchtliche Zeit erforderte, und war dann an dessen Spitze nach Syrien marschiert, wo er gegen Ende Sommer 333 anlangte. Alexander war durch eine schwere Erkrankung in Kilikien zurückgehalten worden; auf die Nachricht von dem Heranzug des Feindes ergriff er, kaum genesen, die Offensive und rückte durch die Küstenpässe nach Myriandos in Syrien, in der Erwartung, daß sich Dareios dort zur Schlacht stellen würde. Während er aber diese Bewegung ausführte, hatte Dareios die Pässe des Amanos überschritten, der Syrien von Kilikien trennt, und war in die Küstenebene von Issos herabgestiegen; er stand so im Rücken Alexanders und schnitt diesen von seinen Verbindungen mit Griechenland ab. Nur eine siegreiche Schlacht konnte Alexander Rettung bringen; im Falle einer Niederlage war sein ganzes Heer verloren.

Reliefbild einer Langseite vom sogenannten Alexandersarkophag in Konstantinopel.

Dareios erwartete den Feind in einer starken Defensivstellung am Ufer des Flusses Pinaros. An Truppenzahl war er Alexander weit überlegen; aber er konnte in der verhältnismäßig engen Ebene seine Massen und namentlich seine beste Waffe, die Reiterei, nicht recht zur Entfaltung bringen, und so blieb der bewährten Kriegstüchtigkeit der Makedonen der Sieg. Alexander zersprengte an der Spitze seiner makedonischen Reiterei den feindlichen linken Flügel, und dann auch das Zentrum; der rechte Flügel des persischen Heeres, das aus griechischen Söldnern und asiatischen Reitern bestand, hatte bis dahin gegenüber den thessalischen Reitern und der makedonischen Phalanx standgehalten, vermochte sich aber jetzt nicht länger zu behaupten; die persischen Reiter flohen, die griechischen Hopliten räumten in guter Ordnung das Schlachtfeld. Die früh hereinbrechende Herbstnacht machte bald der Verfolgung ein Ende, doch fiel das persische Lager in Alexanders Hand, wobei Dareios' Mutter, seine Gemahlin Stateira und deren Kinder in Gefangenschaft gerieten. Dareios selbst hatte sich in eiliger Flucht gerettet; er vermochte aber sein Heer nicht wieder zu sammeln und konnte vorerst nicht daran denken, Alexander noch einmal im Felde entgegenzutreten. Er eröffnete also Friedensunterhandlungen und erklärte sich bereit, Asien bis zum Euphrat abzutreten und eine Kriegsentschädigung von 10000 Talenten (55 Millionen Mark) zu zahlen. Doch Alexander lehnte das Anerbieten ab; er wußte, daß es jetzt in seiner Hand lag, Asien ganz zu erobern.

Von einer Verfolgung des Großkönigs freilich nahm er zunächst Abstand; ehe er in das Innere Asiens zog, mußte er die Küstenprovinzen in seinem Besitz haben. Er rückte also südwärts nach Phönikien; hier öffneten ihm alle Städte die Tore, mit Ausnahme der mächtigsten, Tyros, das sich durch seine Lage auf einer kleinen Küsteninsel vor jedem Angriff sicher glaubte. Alexander mußte diesen Widerstand brechen; er begann also, durch den seichten Meeresarm, der die Stadt von dem Festlande trennte, einen Damm aufzuschütten, wie es Dionysios einst bei der Belagerung von Motye getan hatte. Bald darauf wurde er auch Herr des Meeres, denn die phönikischen und kyprischen Kontingente verließen, sobald die See im Frühjahr schiffbar wurde, die persische Flotte und kehrten nach Hause zurück, wo sie sich Alexander zur Verfügung stellten. So konnte Tyros auch von der Seeseite aus angegriffen werden, was dann endlich, im siebenten Monat der Belagerung, den Fall der Stadt herbeiführte (Juli 332). Die Semiten bekamen die volle Strenge des Kriegsrechts zu fühlen; was von der Bevölkerung nicht bei der Erstürmung umgekommen war, wurde in die Sklaverei verkauft.

Alexander zog nun nach Ägypten weiter; unterwegs wurde nach zweimonatlicher Belagerung das mächtige Gaza erstürmt, die einzige Stadt Syriens, die noch Widerstand leistete. In Ägypten war die Perserherrschaft tief verhaßt und die Greuel noch in frischer Erinnerung, die Ochos bei der Wiederunterwerfung des Landes begangen hatte; so wurde Alexander mit offenen Armen als Befreier empfangen. Er nahm hier

Winterquartiere und benutzte die Gelegenheit, das Orakel des Amon in der libyschen Wüste zu besuchen, das, wie wir wissen, auch in Griechenland hohes Ansehen genoß; die Priester begrüßten ihn als Sohn des Gottes, wie es ihm als Herrscher Ägyptens zukam.

So waren alle Küstenprovinzen des Perserreiches erobert und Alexander konnte im nächsten Frühjahr (331) nach dem Innern Asiens aufbrechen, um Dareios' Macht den letzten Stoß zu geben. Allerdings kam eben jetzt in Griechenland ein Krieg mit Sparta zum Ausbruch; das hatte aber nicht allzuviel zu bedeuten, seit die große persische Flotte im Ägäischen Meere durch den Abfall der kyprischen und phönikischen Kontingente sich aufgelöst hatte. Was dort an persischen Schiffen noch übrig war, wurde im Sommer 332 mit leichter Mühe von der makedonischen Flotte vernichtet, die Inseln an der kleinasiatischen Küste befreit und die wenigen Plätze, welche die Perser noch in Karien besetzt hielten, zur Ergebung gezwungen. Sparta durfte also auf persische Unterstützung jetzt nicht mehr rechnen; es war aber zu weit gegangen, um noch zurück zu können. König Agis nahm also die griechischen Söldner des Dareios in seine Dienste, die sich nach der Schlacht bei Issos gerettet hatten, und begann die Feindseligkeiten. Alexander sandte darauf 100 phönikische und kyprische Schiffe nach dem Ägäischen Meer, eine Maßregel, die in erster Linie auf Athen berechnet war und diesem die unbedingte Überlegenheit der königlichen Flotte vor Augen führen sollte; sie bewirkte denn auch, daß Athen sich neutral hielt. Damit war der Ausgang entschieden; nur einige peloponnesische Kleinstaaten traten auf die spartanische Seite. Agis errang allerdings einen Erfolg über eine makedonische Abteilung und begann die Belagerung von Megalepolis, das treu zur nationalen Sache hielt. Doch Antipatros, den Statthalter Alexanders in Makedonien, kam noch rechtzeitig mit überlegenen Kräften zum Entsatz herbei; Agis mußte die Belagerung abbrechen und sich auf die Höhen im Süden der Stadt zurückziehen. Hier kam es zur Schlacht, das erste Mal, daß Makedonen und Spartaner im offenen Felde sich maßen (Herbst 331). Der Sieg blieb Antipatros; König Agis fiel, sein Heer erlitt so schwere Verluste, daß Sparta an eine Fortsetzung des Krieges nicht denken konnte und sich bedingungslos unterwarf. Ganz Griechenland stand jetzt unter makedonischer Oberherrschaft.

Alexander war indessen, im Juli, bei Thapsakos über den Euphrat gegangen und Ende September an den Tigris gelangt, der ebenfalls, ungehindert vom Feinde, überschritten wurde. Wenige Tage später traf er beim Dorfe Gaugamela in der weiten assyrischen Ebene auf das Heer des Dareios. Das Schlachtfeld war trefflich gewählt, um die numerische Überlegenheit der Perser, namentlich an Reiterei, zur vollen Geltung zu bringen. Alexander sah sich denn auch bald auf beiden Flügeln umfaßt, ließ sich dadurch aber in seinem Angriff nicht aufhalten und brachte an der Spitze der makedonischen Reiterei und der Phalanx den feindlichen linken Flügel zum Weichen. Sein eigener linker Flügel unter Parmenion hatte, von weit

Perserschlacht. Relief einer Langseite vom sogenannten Alexandersarkophag zu Konstantinopel.

überlegenen Kräften bedrängt, dieser Bewegung nicht folgen können; so entstand in der Mitte der makedonischen Schlachtordnung eine Lücke, in welche nun die persischen und indischen Reiter einbrachen. Die Barbaren aber wußten ihren Vorteil nicht zu benutzen und wandten sich zur Plünderung des makedonischen Lagers. Alexander hatte indes auch das persische Zentrum zersprengt und Dareios, der hier stand, zur Flucht gezwungen; an eine Verfolgung aber durfte er nicht denken, da es zuerst galt, Parmenion Luft zu machen. Unterwegs traf er auf die von der Plünderung seines Lagers zurückkehrenden persischen Reiter; er suchte ihnen den Rückzug abzuschneiden, vermochte es aber doch nicht, ihren Durchbruch zu hindern. Als er dann endlich auf seinen linken Flügel gelangte, fand er auch hier den Feind schon in vollem Rückzuge. Nun begann eine kräftige Verfolgung, bei der das persische Heer völlig zersprengt wurde; doch hatte Dareios selbst bereits einen so großen Vorsprung gewonnen, daß es nicht mehr gelang, ihn einzuholen.

Der Sieger rückte nun auf Babylon, das ihm ohne Widerstand die Tore öffnete; ebenso ergab sich die Hauptstadt des Reiches, Susa, sobald Alexander vor ihren Mauern erschien. Die königlichen Schätze, an 50000 Talente (fast 300 Millionen Mark) fielen ihm hier zur Beute. Dann drang Alexander nach Persis selbst vor, dem Kernland des Reiches. Die vom Feinde stark besetzten Grenzpässe wurden erstürmt und darauf die Hauptstadt Persepolis genommen, wo ebenfalls unermeßliche Schätze erbeutet wurden. Die Königsburg der Achämeniden wurde in Brand gesteckt, den Persern zum sichtbaren Zeichen, daß ihre Herrschaft über Asien vorüber sei.

Es war indes Spätherbst geworden und Alexander blieb den Winter über in Persis. Im Frühjahr (330) brach er nach Medien auf, wohin Dareios sich vom Schlachtfelde von Gaugamela geflüchtet hatte. Seine Bemühungen, ein neues Heer zu sammeln, hatten keinen Erfolg gehabt, und so blieb ihm bei Alexanders Herannahen nichts übrig, als weiter nach Osten zu fliehen. Alexander zog ohne Kampf in die Hauptstadt Ekbatana ein. Die Eroberung Asiens war damit im wesentlichen vollendet; das Perserreich hatte als Macht zu existieren aufgehört. Alexander entließ also jetzt die Thessaler und die übrigen griechischen Bundeskontingente in ihre Heimat. In Ekbatana blieb Parmenion mit etwa der Hälfte des Heeres, den Soldtruppen und Thrakern zurück, während Alexander selbst an der Spitze der Makedonen nach kurzem Aufenthalt zur Verfolgung des Dareios aufbrach.

Dieser hatte durch seine Flucht alles Ansehen verloren. Die persischen Großen, die um ihn waren, entsetzten ihn seiner Würde und stellten Bessos an die Spitze des Heeres, den Satrapen von Baktrien, einen Prinzen aus dem königlichen Hause. Alexander erfuhr von diesen Ereignissen, als er eben die Pässe im Osten von Medien, das sogenannte „Kaspische Tor", durchzogen hatte; er drängte dem Feinde in Gewaltmärschen nach und war auf dem Punkte ihn einzuholen, als Bessos den Befehl gab, Dareios zu töten, um ihn nicht lebendig in die Hand Alexanders fallen zu lassen. Er selbst flüchtete so schnell er konnte nach Baktrien und nahm dort unter dem Namen Artaxerxes den Königstitel an. Ohne nennenswerten Widerstand zu finden, unterwarf Alexander nun die weiten Länderstrecken bis zum Südfuß des Paropamisos und nahm hier die Winterquartiere.

Um seine Stellung als rechtmäßiger Nachfolger der Großkönige auch äußerlich zum Ausdruck zu bringen, führte Alexander jetzt das persische Hofzeremoniell ein, an das seine asiatischen Untertanen einmal gewöhnt waren. Bei den makedonischen Offizieren machte das natürlich viel böses Blut; es bildete sich eine Verschwörung, die zwar an sich kaum etwas zu bedeuten hatte und auch rechtzeitig unterdrückt wurde, aber doch ein Symptom der in weiten Kreisen herrschenden Stimmung war. Alexander aber wollte keine Opposition in seinem Heere dulden und so ergriff er den Anlaß, den die Verschwörung ihm bot, um gegen den Mann vorzugehen, der an der Spitze dieser Opposition stand, Parmenions Sohn Philotas. Als Führer der makedonischen Reiterei bekleidete er das wichtigste Korpskommando im Heere; dies und das Ansehen seines Vaters gab ihm eine Stellung, wie sie kein zweiter Offizier in Alexanders Umgebung einnahm. Er war stets ein treuer Diener des Königs gewesen und auch jetzt keineswegs an der Verschwörung beteiligt; aber er hatte allerdings darum gewußt und die Sache nicht zur Anzeige gebracht, weil er sie für ganz ungefährlich hielt. Daraufhin klagte Alexander

Die Alexanderschlacht. Mosaik aus Pompeji. Original im Museum zu Neapel

Aus „Winter, die Alexanderschlacht" mit Genehmigung d. Verlags v. Schlecker & Schweikhardt, Straßburg i. E.

Philotas vor der Heeresversammlung des Hochverrats an; denn er selbst hatte nicht das Recht, über einen makedonischen Bürger das Todesurteil zu sprechen. Der Ausgang konnte nicht zweifelhaft sein; Philotas hatte es nicht verstanden, sich bei seinen Kameraden und Untergebenen beliebt zu machen, während Alexander der Abgott der Masse des Heeres war. So wurde Philotas schuldig gesprochen und das Urteil sofort von den Soldaten vollstreckt. Aber das Schwerste blieb noch zu tun; war es doch klar, daß Parmenion den an seinem Sohne begangenen Justizmord nicht ruhig hinnehmen würde. Indes ein offenes Vorgehen gegen ihn war ausgeschlossen, denn eine Verurteilung des allverehrten Feldherrn wäre von dem Heere nie zu erlangen gewesen, auch stand Parmenion in Medien an der Spitze einer großen ihm völlig ergebenen Truppenmacht. Alexander sandte also sogleich einen Eilboten nach Ekbatana mit dem Befehl an einige zuverlässige Offiziere, ihren General zu ermorden. Daraufhin wurde der greise Feldherr im Garten des königlichen Palastes niedergestoßen. Alexander hatte ein gewagtes Spiel gespielt, aber er hatte es gewonnen; jetzt war er König in dem Sinne, wie er es sein wollte.

Im nächsten Frühjahr (329) zog Alexander über den Paropamisos nach Baktrien. Bessos wagte keine Schlacht und wich über den Oxos zurück; hier wurde er von seinen Anhängern verraten und an Alexander ausgeliefert, der ihn nach Ekbatana sandte und dort verstümmeln und hinrichten ließ, wie er als Königsmörder und Usurpator nach persischem Rechte verdient hatte. Baktrien war damit allerdings noch keineswegs unterworfen; erst nach zwei Jahren voll zum Teil verlustreichen Kämpfen war das Land so weit beruhigt, daß Alexanders Anwesenheit dort nicht mehr nötig schien.

Alexander gefiel sich jetzt mehr und mehr in der Rolle des orientalischen Despoten. Er vermochte keinen Widerspruch mehr zu ertragen; als er einmal bei einem Gelage in Marakanda in heftigen Streit mit seinem alten Freunde Kleitos kam, stieß er diesen mit eigener Hand nieder. Gern hätte er die Form der Begrüßung durch Niederwerfen auf den Boden, wie sie ihm als Großkönig von seinen asiatischen Untertanen erwiesen wurde (die Proskynese), auch bei den Makedonen und den übrigen Griechen eingeführt, mußte aber bei dem allgemeinen Unwillen, den dieses Verlangen erregte, von dem Plan abstehen. Das alles rief eine neue Verschwörung hervor, diesmal unter den makedonischen Edelknaben, die zur persönlichen Bedienung des Königs bestimmt waren; doch wurde sie noch rechtzeitig entdeckt und durch die Hinrichtung der Schuldigen bestraft. Auch der Philosoph und Rhetor Kallisthenes aus Olynth, Aristoteles' Neffe, der den König auf dem Feldzuge begleitete, mit dem Auftrage, die Geschichte seiner Taten zu schreiben, wurde in die Sache verwickelt; es war ihm zwar keine andere Schuld nachzuweisen, als daß er mit Freimut sich gegen die Proskynese geäußert hatte, aber eben darum sah Alexander in ihm den geistigen Urheber der Verschwörung und ließ ihn dafür mit dem Tode büßen.

Die Eroberung des Perserreichs war mit der Unterwerfung von Baktrien zu Ende. Irgend eine Notwendigkeit, noch weiter zu gehen, lag nicht vor, vielmehr wäre es dringend geboten gewesen, zunächst an die Konsolidierung des gewaltigen Reiches zu denken. Aber Alexander stand an der Grenze des Wunderlandes Indien, und er wollte es seinen göttlichen Vorfahren Herakles und Dionysos gleich tun, die nach der Sage das Land einst erobert hatten. Besondere Schwierigkeiten bot das Unternehmen nicht, da das westliche Indien in eine Reihe selbständiger Fürstentümer zersplittert war, die untereinander in beständiger Fehde lagen. Alexander zog also im Sommer 327 über den Paropamisos zurück, unterwarf das Tal von Kabul und ging im folgenden Frühjahr über den Indos. Der Fürst von Taxila, dessen Gebiet er hier betrat, stand mit seinem mächtigen Nachbar Poros im Kriege, und stellte sich unter den Schutz Alexanders. Dieser rückte nun an den Hydaspes vor, an dessen jenseitigen Ufern Poros mit einem großen Heere und zahlreichen Kriegselefanten zu seinem Empfange bereit stand. Alexander aber erzwang den Übergang und errang dann mit leichter Mühe den Sieg; Poros selbst geriet in Gefangenschaft, wurde indes als Vasallenfürst im Besitz seines Reiches gelassen. Die Nachricht von diesem Siege brachte auch die umwohnenden Völker zur Unterwerfung, und Alexander gelangte fast ohne Widerstand an den Hyphasis. Gern wäre er noch weiter vorgedrungen, aber das Heer litt furchtbar unter den Unbilden der indischen Regenzeit und war

der ewigen Kriegszüge gründlich müde. Dieser Stimmung gegenüber entschloß sich Alexander zur Umkehr. Er ging an den Hydaspes zurück, wo er bereits eine Stromflotte hatte erbauen lassen, auf der er selbst mit einem Teil der Truppen sich einschiffte, während die Hauptmacht längs der Ufer des Flusses hinabzog (Oktober 326). Um Mittsommer gelangte das Heer nach Pattala, wo das Mündungsdelta des Indos beginnt. Von hier segelte die Flotte unter Nearchos längs der Küste des Ozeans nach dem persischen Meerbusen, während Alexander selbst den Landweg durch die gedrosische Wüste einschlug. Unter unsäglichen Beschwerden und großen Verlusten erreichte das Heer endlich im Herbst Karmanien, wo gleichzeitig auch die Flotte wohlbehalten eintraf (325).

Der Eroberungskrieg war zu Ende; Alexander konnte sich nun dem inneren Ausbau seines Reiches widmen. Er hatte bisher die Organisation der Verwaltung im ganzen so gelassen, wie er sie vorfand, nur daß an die Stelle der persischen Satrapen makedonische Statthalter traten, wodurch denn allerdings der Geist der Verwaltung sofort ein ganz anderer wurde. Seit dem Siege bei Gaugamela, als er sich als legitimen Nachfolger der Großkönige zu fühlen begann, hatte er sogar die persischen Satrapen an der Spitze ihrer Provinzen belassen oder ihnen persische Nachfolger gegeben, freilich nur für die Zivilverwaltung, während der Befehl über die bewaffnete Macht griechischen Offizieren anvertraut wurde. Er hoffte so die persische Aristokratie mit dem neuen Regiment zu versöhnen und zugleich in den oberen Provinzen den Übergang zu der neuen Ordnung der Dinge leichter zu gestalten. Es zeigte sich freilich bald, daß dieses System ein Mißgriff war, denn die persischen Satrapen glaubten es weiter treiben zu können, wie bisher, und fuhren fort, ihre Untergebenen in schamlosester Weise zu bedrücken. So sah Alexander bei seiner Rückkehr aus Indien sich genötigt, fast alle diese Satrapen ihrer Ämter zu entsetzen und an ihre Stellen griechische Statthalter zu ernennen, denen dann auch die Militärgewalt anvertraut wurde. Trotz dieser schlechten Erfahrungen gab Alexander seinen Plan nicht auf, Sieger und Besiegte miteinander zu verschmelzen, und hoffte das Ziel durch Verschwägerung der makedonischen mit der persischen Aristokratie zu erreichen. Er selbst ging mit gutem Beispiel voran; schon in Baktrien hatte er sich mit der Tochter eines dortigen Großen, der schönen Rhorane, vermählt; nach seiner Rückkehr aus Indien nahm er noch die Tochter des Dareios, Stateira, und eine Tochter des Ochos, Paryſatis, zu Gemahlinnen; als Großkönig hatte er ja das Recht, sich einen Harem zu halten. Zugleich verheiratete er etwa achtzig seiner höheren Offiziere mit vornehmen Perserinnen; alle diese Vermählungsfeiern wurden in Susa an demselben Tage begangen (324). Der Zweck wurde natürlich nicht erreicht; die Offiziere fügten sich meist nur widerwillig dem Wunsche des Königs, und sie haben später, nach dessen Tode, ihre asiatischen Frauen fast ausnahmslos nur als Kebsweiber angesehen.

Auch im Heere sollten die Nationalitäten verschmolzen werden. Asiatische Truppen sind zum erstenmal im indischen Feldzuge verwendet worden; nach seiner Rückkehr ging Alexander noch einen Schritt weiter und reihte Perser in die makedonische Phalanx und Reiterei, ja sogar in die Leibschwadron ein, was natürlich unter den Makedonen den heftigsten Unwillen erregte. Als Alexander dann, in Opis am Tigris, die älteren Jahrgänge des makedonischen Aufgebots in die Heimat entlassen wollte, kam es zur offenen Meuterei; das ganze Heer erklärte, nicht weiter dienen zu wollen, der König möge sich aus seinen Persern ein neues Heer bilden. So sah Alexander sich zur Nachgiebigkeit gezwungen; er formierte die Perser in eigenen Abteilungen, das Heer kehrte zum Gehorsam zurück und die Veteranen nahmen nun gern ihre Entlassung. Es waren 10000 Mann, die in die Heimat zurückkehrten; sie erhielten jeder ein Talent und volle Löhnung während des Rückmarsches.

Besseren Erfolg hatte der König mit seinen Bestrebungen zur Kolonisierung der eroberten Länder. Schon nach der Eroberung Ägyptens hatte er damit den Anfang gemacht; er gründete damals an dem einzigen guten Hafen des Landes jene Stadt, die den Namen ihres Gründers bis heute bewahrt hat. Die meisten Kolonien aber hat er in den oberen Satrapien gegründet, wo es an Städten noch fast ganz fehlte; so Alexandrien in Areia (Herat), Alexandrien in Arachosien (Kandahar), Alexandrien „am roten Meer“ an der Mündung des Tigris; dem Grenzschutz dienten Alexandreia am Jaxartes (Chodschent) und eine Reihe von Kolonien in Indien.

1. Gold-, 2. Silbermünze Philipps II. 3. Gold-, 4. Silbermünze Alexanders des Großen. 5. Münze des Lysimachos mit dem Porträt Alexanders des Großen. 1—4 in Originalgröße. 5. in doppelter Vergrößerung. Original im Königlichen Münzkabinett zu Berlin.

Münzen Philipps und Alexanders.

Die meisten dieser Gründungen wurden bald zu Mittelpunkten des Verkehrs, und viele sind zu ansehnlichen Städten emporgewachsen und es zum Teil bis heute geblieben. Auch sonst suchte Alexander die wirtschaftliche Entwicklung des Reiches nach Kräften zu fördern. Nearchos' Fahrt war bestimmt, den Seeweg nach Indien zu eröffnen, und auch zur Erforschung eines Seewegs vom persischen Golf nach Ägypten hat er Expeditionen ausgerüstet, die freilich ihr Ziel nicht erreichten. In Babylonien wurde die Herstellung verfallener Kanäle in Angriff genommen und in Böotien Arbeiten zur Entwässerung der Kopais-Sümpfe begonnen.

Nicht weniger wichtig war es, daß Alexander seinem Reiche ein einheitliches Münzsystem gab; da die Relation von $1 : 13\frac{1}{3}$, wie sie der persischen Doppelwährung zugrunde lag, dem im Handel geltenden Wertverhältnis zwischen den beiden edlen Metallen nicht mehr entsprach, ging Alexander zur reinen Silberwährung über, wie sie in Athen herrschte; die Tetradrachmen, die er in großen Massen aus den persischen Schätzen ausprägen ließ, verdrängten bald die Tetradrachmen Athens und wurden zum herrschenden Kurant in der ganzen griechischen Welt. Daneben setzte er natürlich auch die Ausprägung der goldenen Dareiken fort, wie schon sein Vater solche hatte schlagen lassen; aber sie standen nicht mehr in festem Wertverhältnis zum Silbergeld und wurden nach dem Tageskurse genommen.

Während der Eroberungszüge in Asien hatte Alexander sich um die europäischen Provinzen des Reiches nicht kümmern können und Antipatros nach freiem Ermessen dort schalten lassen; jetzt, nach seiner Rückkehr aus Indien, beschloß er die Zügel kräftiger anzuziehen. Antipatros war schon zu lange in seiner Stellung geblieben; er sollte also durch Krateros ersetzt werden, einen der angesehensten und beliebtesten Offiziere des asiatischen Heeres. Zu diesem Zwecke wurde Krateros der Befehl über die nach der Heimat zurückkehrenden Veteranen übertragen; diese Truppen waren zugleich bestimmt, ihm den nötigen Rückhalt zu geben, falls er dessen etwa bedürfen sollte.

Auch die griechischen Staaten sollten dem Organismus des Reiches fester eingefügt werden. Alexander war nur in Makedonien legitimer Monarch; überall sonst fehlte ihm die Weihe, wie sie allein der altererbte Besitz der Macht zu gewähren vermag. Es galt, einen Ersatz für diesen Mangel zu finden. In Ägypten wurde der regierende König als Gott betrachtet; hier hatte das Orakel Alexander als Sohn des Ammon begrüßt. Und war nicht auch nach griechischem Glauben Alexanders eigener Ahnherr Herakles in den Olymp aufgenommen worden?

Selbst Lebenden waren schon göttliche Ehren erwiesen worden; so Lysandros nach der Beendigung des peloponnesischen Krieges auf Samos, auch Monarchen, wie Klearchos von Herakleia und Dionysios der jüngere von Syrakus, hatten sich als Göttersöhne verehren lassen. Sollte da Alexander, der so viel Größeres geleistet hatte, Größeres als irgend ein anderer Mann vor ihm, nicht dieselben Ehren in Anspruch nehmen dürfen? Ob er sie selbst gefordert hat, oder sie nur annahm, wo sie ihm geboten wurden, ist gleichgültig; jedenfalls beeilten sich die griechischen Städte, den Kultus des Königs in die Staatsreligion aufzunehmen. Natürlich fehlte es nicht an heftiger Opposition, namentlich in Athen; aber auch hier kam man schließlich doch zu der Einsicht, daß man nichts Verkehrteres tun könne, als wegen einer Etikettenfrage das ohnehin gespannte Verhältnis zu Alexander noch zu verschlechtern, und so wurden die göttlichen Ehren bewilligt (324). Die orientalische Anschauung, daß der Monarch ein Wesen höherer Art sei, war damit, freilich vorerst nur formell, auch in Griechenland zur Anerkennung gelangt. Es war der erste Schritt auf der Bahn einer folgenschweren Entwicklung.

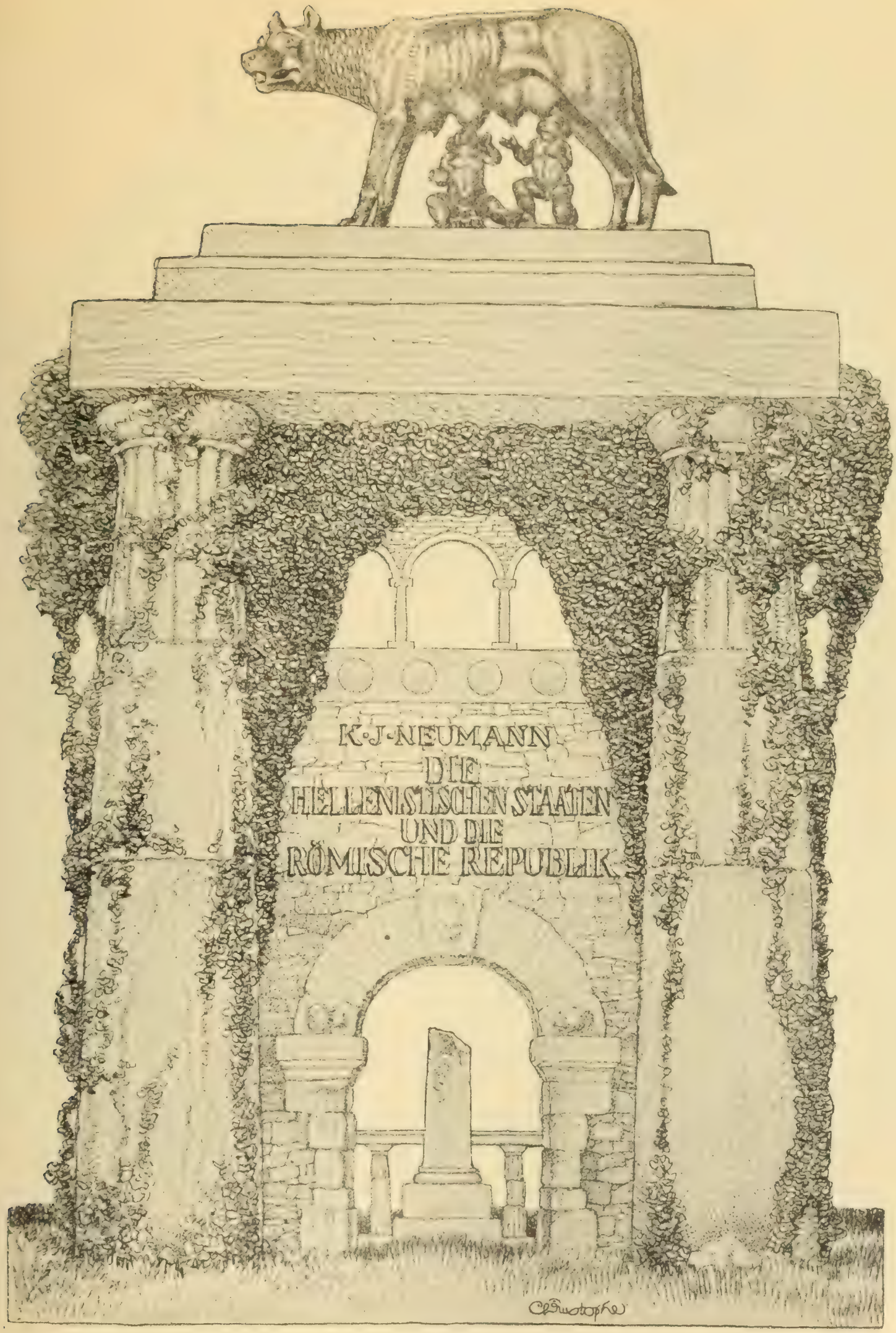
Noch einschneidender griff eine andere Maßregel des Königs in die inneren Verhältnisse der griechischen Staaten ein. Einer der schwersten sozialen Schäden, an denen das Land krankte, war die große Zahl der Verbannten, meist Leute aus guter Familie, die im Wohlstand aufgewachsen waren und nun, ihrer Güter beraubt, in der Fremde im Elend lebten, natürlich stets bereit, alles zu wagen, um sich die Rückkehr in die Heimat zu erzwingen. Alexander beschloß, diesem Zustande ein Ende zu machen und ließ im Hochsommer 324 in Olympia vor den zur Festfeier herbeigeströmten Hellenen ein königliches Dekret verlesen, das allen griechischen Staaten die Wiederaufnahme der Verbannten befahl. Es war das freilich eine Verletzung der Autonomie, die im korinthischen Bundesvertrage den Staaten gewährleistet worden war, aber es war zugleich eine erlösende Tat und sie wurde von der öffentlichen Meinung als solche empfunden. Von nah und fern waren die Verbannten zu der Verkündigung des Dekrets herbeigeströmt und begleiteten sie mit brausendem Beifall, in den die ganze Festversammlung begeistert einstimmte. Die Kleinstaaten fügten sich denn auch dem Befehl, dagegen erhob Athen Schwierigkeiten, weil es die vertriebenen Samier nicht wieder in ihre Güter einsetzen wollte, was den Verlust seiner wertvollsten auswärtigen Besitzung bedeutet hätte. Demosthenes ging selbst nach Olympia, um mit Alexanders Gesandten Nikanor zu unterhandeln, und man einigte sich endlich dahin, daß die ganze Sache noch einmal an den König zur Entscheidung zurückging.

Es sollte nicht dazu kommen. Alexander hatte den Sommer, der Sitte der persischen Könige folgend, auf dem kühlen medischen Hochlande verbracht und war dann im Spätherbst nach Babylon herabgezogen, wo ihn Gesandte der griechischen Staaten, ja selbst aus dem fernen Italien erwarteten, um ihn zu seiner Rückkehr aus Indien zu beglückwünschen. Ein Jahr hatte der König nach den Anstrengungen der langen Feldzüge sich Ruhe gegönnt; im nächsten Sommer sollte die Eroberungspolitik wieder aufgenommen werden, und zwar war zunächst die Unterwerfung Arabiens in Aussicht genommen. Die Grenzen des Reiches sollten auch hier bis zum Ozean vorgeschoben und die Lücke geschlossen werden, die zwischen Babylonien und Ägypten noch blieb. Heer und Flotte standen bereit, da erkrankte der König am Fieber, bald wurde sein Zustand hoffnungslos, und schon nach zwölf Tagen starb Alexander, erst 33 Jahre alt, im 13. Jahre seiner Regierung (Juni 323).

Alexander ist vielleicht die populärste Gestalt der ganzen Geschichte; sein Name hat lange Jahrhunderte in der Sage fortgelebt. Er verdankt das in erster Linie der Größe seiner Erfolge, die bereits den Zeitgenossen in märchenhaftem Glanze erschienen; nicht minder aber seiner eigenen Persönlichkeit, seinem ritterlichen Wagemut, seiner nie ermüdenden Tatkraft, und nicht zum wenigsten dem Zauber der Jugend, der seine Gestalt umstrahlt, wie seinen mütterlichen Ahnherrn Achilleus. Und doch war er weder ein großer Feldherr, noch ein großer Staatsmann, noch überhaupt ein großer Charakter. Die Eroberung des Perserreichs war eine verhältnismäßig leichte Aufgabe, nachdem einmal Griechenland geeinigt war; und das war bereits durch Philipp geschehen. Ebenso ist es Philipp, oder vielmehr sind es dessen Minister und Generale Antipatros und Parmenion, die jenes unvergleichliche Heer geschaffen haben, das Alexander dann von Sieg zu Sieg geführt hat. Und es ist klar, daß nicht Alexander, der

am Granikos erst 22, bei Gaugamela 25 Jahre zählt, die Schlachten gewonnen hat, in denen die Macht des Großkönigs niedergeworfen wurde, sondern sein Generalstabschef Parmenion. Als Staatsmann hat er sich, allerdings erst auf der Höhe seiner Macht, zu unnötigen und darum schädlichen Unternehmungen verleiten lassen, wie dem Zuge nach Indien und zu praktisch undurchführbaren Maßregeln, wie dem Versuch der Gleichstellung der Barbaren mit den Hellenen. Und die Größe der erreichten Erfolge hat ihm schließlich ein Selbstbewußtsein gegeben, das ihn oft alles Maß vergessen ließ und ihn bei längerem Leben auf der Bahn des orientalischen Despotismus immer weiter geführt haben würde. Aber was auch Alexanders eigener Anteil an den Erfolgen sein mag, die er errungen hat, diese Erfolge haben eine neue Geschichtsperiode heraufgeführt und sind für alle späteren Zeiten von entscheidender Bedeutung gewesen. Der griechischen Tatkraft wurde durch die Eroberung Asiens ein neuer, unermeßlicher Wirkungskreis eröffnet; erst jetzt konnte die griechische Kultur zur Weltkultur werden. Unter ihrem Einfluß fielen allmählich die Schranken, welche Nation von Nation trennten, und der Gegensatz zwischen Hellenen und Barbaren machte dem Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Menschen Platz. So verwirklichte sich endlich doch, was Alexander vergeblich erstrebt hatte, weil die Zeit noch nicht reif war. Aus dieser Saat ist das Christentum emporgewachsen. Und wenn das Reich, das Alexander begründet hat, auch gleich nach seinem Tode zerfallen ist, so ist doch die Idee des Weltreichs, die er zuerst verwirklicht hatte, lebendig geblieben, sie hat im Römerreiche eine neue und dauerndere Verkörperung gefunden und hat fortgewirkt bis auf den heutigen Tag. Und darum hat die Nachwelt mit Recht Alexander den Namen des Großen gegeben.

Schmalseite vom Alexandersarkophag.



Titelblatt nach einer Zeichnung von Franz Christophe.

Die helleniſtiſchen Staaten und die römiſche Republik

von

Dr. Karl Johannes Neumann

Profeſſor an der Univerſität Straßburg.

DAS ERSTE JAHRHUNDERT DES HELLENISMUS UND DIE ENTSTEHUNG DES RÖMISCHEN STAATES

Etruskischer Sarkophag.

1. Entstehung und Charakter des Hellenismus.

Alexander der Große von Makedonien war Hellene und ist der Begründer des Hellenismus. Er hat das Hellenentum über die Grenzen hinausgeführt, in denen es sich bisher bewegte, er hat ihm Asien und Ägypten unterworfen, er hat jene Vermählung hellenischen und orientalischen Geistes eingeleitet, die wir Hellenismus nennen. Das Wort Hellenismus haben die Griechen selbst gebildet, aber nicht in dem Sinne gebraucht, in dem wir seit zwei Generationen uns seiner bedienen. Johann Gustav Droysen war es, der im Gegensatze zu dem Hellenentum alter Zeit das Griechentum seit Alexander als hellenistisch bezeichnete, und seine Geschichte des Hellenismus gab dem Worte für die Dauer sein Gepräge. Es handelt sich dabei durchaus nicht bloß um einen Unterschied der Zeit, sondern vor allem um Art und Charakter. So eng das Griechentum der Urzeit mit dem Orient zusammenhing, so hatte es sich im Laufe der Jahrhunderte doch immer schärfer vom Orient geschieden und war seine eigenen Wege gegangen. Das Griechentum der klassischen Zeiten trat zum Orient geradezu in Gegensatz, den Lydern und dann den Persern gegenüber hatten zunächst die griechischen Städte an der kleinasiatischen Küste und dann auch die des Mutterlandes sich der Fremdherrschaft zu erwehren. Daß die Staaten des Festlandes der persischen Großmacht gegenüber ihre Freiheit behaupten würden, war so unwahrscheinlich, wie nur möglich. Aber der Mensch muß das unmöglich Scheinende unternehmen, um das Mögliche zu leisten. In unerhörter Anspannung aller Kräfte haben die Griechen ihre Selbständigkeit behauptet und den Ansturm des Orients zu gleicher Zeit in Ost und West zurückgewiesen, den der Phöniker, der Karthager, auf Sicilien, und bei Salamis den des Xerxes. Nur im Sturme aller Kräfte war das Unmögliche gelungen, und an solchen Einsatz aller Tatkraft haben die Griechen sich in jenem Kampf gewöhnt; er war unentbehrlich, wenn die Gefahr, die für den Augenblick beseitigt war, auf die Dauer ferngehalten

werden ſollte. Nicht nur im Kriege, auf allen Gebieten des menſchlichen Lebens, in Staat und Wirtſchaft, in Kunſt und Wiſſenſchaft haben ſie nun die Kraft betätigt, deren unausgeſetzte Übung in der Not des Perſerkrieges ihnen zur Natur geworden: und ſo kommt es, daß nach dieſem Kriege in dem engen Raume weniger Jahrzehnte ſich eine Fülle von Leiſtungen des Griechentums zuſammendrängt, die ſtaunende Bewunderung noch heute findet. Aber ſchon im Perſerkriege war eine Rivalität zwiſchen Sparta und Athen erwachſen, die ein erneutes Vordringen des Orients zur Folge hatte.

Weder dem deliſchen Bunde der Athener, noch dem peloponneſiſchen der Spartaner iſt es gelungen, in Hellas die Vormacht zu erringen, und ein friedlicher Dualismus erwies ſich als undurchführbar. Der Kampf entbrannte, und da beide Staatengruppen einander die Wage halten konnten, ſo kam es im peloponneſiſchen Kriege für die Entſcheidung darauf an, wer das letzte Geld, den letzten Mann, das letzte Schiff aufbringen konnte. Und dieſe Entſcheidung fiel Perſien zu: Athen iſt nicht durch die Kraft Spartas, ſondern durch das perſiſche Gold bezwungen worden. Der Königsfriede von 386 erhebt den Großkönig zum Herrn über die griechiſchen Staaten, hundert Jahre nach dem Tage von Salamis iſt die perſiſche Diplomatie auch im griechiſchen Mutterlande übermächtig. Die Zurückweiſung der Perſer und die Erneuerung des Perſerkrieges unternahm erſt das makedoniſche Königtum.

Eine der wenigen Verallgemeinerungen, die von der Geſchichtsforſchung anerkannt werden, leitet darauf, daß in der Führung des politiſchen Lebens die Völker, die Stämme einander ablöſen. Geſchichtliches Leben koſtet Nerven, koſtet Kräfte: die Völker ermüden, wie die Menſchen. Ermüdet waren gleicherweiſe die Spartaner, wie die Athener; die Böoter hatte nur zeitweilig, nach der Einigung der böotiſchen Landſchaft unter Theben, das perſönliche Genie des Epaminondas emporgetragen. Aber auch ſein politiſcher Blick ging über den Stadtſtaat nicht hinaus, und die griechiſche Polis hatte gründlich abgewirtſchaftet. Dieſe Form des ſtaatlichen Lebens beſaß im vierten Jahrhundert vor Chr. noch Kraft genug, die Lebensäußerung andrer Staaten zu verhindern, aber die Fähigkeit zu poſitiver Leiſtung war ihr geſchwunden. Da trat den von der Geſchichte aufgebrauchten Kräften der griechiſchen Stämme und Stadtſtaaten die unverbrauchte friſche Kraft des makedoniſchen Volkstums, des makedoniſchen Stammesſtaates und der makedoniſchen Monarchie gegenüber.

Von Thrakern und Illyriern geſchieden und durch Abſtammung und Sprache den griechiſchen Stämmen nächſt verbunden, hat das makedoniſche Volk die Entwicklung nicht mitgemacht, die in der Koloniſation den helleniſchen Stämmen ihre Einheit zum Bewußtſein brachte und die zur Bildung der helleniſchen Nation geführt hat. War auch das makedoniſche Königshaus als helleniſch anerkannt, das makedoniſche Volk iſt von den Griechen der klaſſiſchen Zeit nicht für voll angeſehen worden; und als dann die Makedonier die Führung der Griechen übernahmen, hielten ſie ſich ihrerſeits wieder für beſſer als die Hellenen. Aber das hat daran nichts geändert, daß in den Makedoniern die Hellenen ſich das Perſerreich unterwarfen. Der Tag von Chäroneia bedeutet nicht den Untergang des Griechentums, ſondern leitet einen ſeiner größten Siege ein. Die makedoniſche Spitze führte die Hellenen erſt zum nationalen Kampfe gegen die Perſer und dann zur pénétration pacifique Vorderaſiens und Ägyptens.

So hat denn jetzt das Griechentum auf den Orient in einer Weiſe eingewirkt, wie niemals vorher. Griechiſche Herrſcher ſind es, die in Babylon, in Baktrien und Indien, die am Nil gebieten: es iſt eine in gewiſſem Sinne einheitliche Geſchichte, die ſich in dem gewaltigen Raume vom Adriatiſchen Meere und der Syrte bis zum Indus, von der Donau bis zu den Nilkatarakten und dem Weltmeer im Süden abſpielt. Wenn es auch nicht gelungen iſt, die Einheit der Alexandermonarchie auf die Dauer zu behaupten, ſo haben doch all die verſchiedenen Reiche, die ſich auf ihrem Boden bildeten, ſich zu einem einheitlichen Staatenſyſtem zuſammengeſchloſſen: und in allen dieſen Staaten kamen die Intereſſen der makedoniſch-griechiſchen Herren, kam das Hellenentum zur Geltung. Der Grieche war immer ein guter Kaufmann, er war als ſolcher ſogar dem Phöniker überlegen. Welche Ausſichten boten ſich jetzt dem Handel von Alexandria, von Rhodos und von Seleukia! Welch ein Hinterland erſchloß ſich in Ägypten und am Euphrat! Selbſt aus Indien kamen die Waren, durch arabiſche Vermittlung, nach Ägypten, und auf den Karawanenſtraßen, die iraniſchen Flüſſe auf- und abwärts, zum Kaſpiſchen und Schwarzen Meere.

Siegreicher Theaterdichter. Hellenistisches Relief in der Sammlung Pourtalès zu Berlin.

Von Hinterasien aus, von China, erreicht der Warenverkehr den Westen. Auch im staatlichen Leben suchen und finden die Hellenen aller Orten für sich Verwendung. Es beginnt die Hellenisierung auch des inneren Kleinasien, sie ergreift die syrischen Städte. Eine Verschmelzung von Orient und Griechentum hatte Alexander angebahnt, und sie ist auch erreicht worden. Zum Teil in der wirksamsten Form der Eheverbindung, vor allem aber, indem der Orient geistig auf das Griechentum und dieses geistig auf den Orient wirkte. Aus dieser Befruchtung erwuchs die Kultur des Hellenismus.

In ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung wird diese Kultur uns immer klarer, und zugleich tritt immer deutlicher zutage, daß die Grundlage unserer eigenen Kultur nicht das reine Hellenentum, sondern der Hellenismus ist. Der reine Orient, das reine Griechentum, sie imponieren, sie begeistern, aber fremdartig bleiben uns, wie die Propheten des alten Israel, bis zu einem gewissen Grade immer auch Äschylos und Pindar. In der Zeit des Hellenismus aber ist der moderne Mensch geboren worden. Über die Jahrhunderte des uns ferner stehenden Mittelalters greifen wir zum Altertum zurück und finden dort bereits den modernen Menschen, in der römischen Kaiserzeit, in der Zeit nach Alexander. Das ist eine der Gegenwart durchaus verständliche, weil gleichartige Geistesrichtung. Auch die Politik der hellenistischen Staaten hat etwas eigentümlich Modernes. Die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts ist durch die Politik des europäischen Gleichgewichtes bestimmt worden, und seitdem die Alexandermonarchie in Teilstaaten zerfallen war, war die Staatskunst der hellenistischen Monarchieen wesentlich darauf gerichtet, die Übermacht keiner einzelnen aufkommen zu lassen, sondern nach Möglichkeit ein Gleichgewicht zwischen Makedonien, Ägypten und dem Großkönigtum von Asien zu erhalten. Ebenso modern mutet unsere Zeit, die das Aufkommen einer Weltpolitik durchlebt, das Aufgehen der hellenistischen Politik in der des römischen Weltreiches an, und wir können nur wünschen, daß die Staaten Europas heute die Gemeinsamkeit ihrer Interessen besser erkennen und ihre Stellung erfolgreicher

wahren, als die helleniſtiſchen Staaten die ihrige gegenüber dem aufſteigenden römiſchen Univerſalreich der Mittelmeerländer. Der Grieche der Zeit nach Alexander war politiſch ebenſo nüchtern und verſtandesklar, wie der heutige Weſteuropäer; die Geſchichtſchreibung des Polybios, der es unternahm, die Griechen über die Entſtehung der römiſchen Weltherrſchaft (264 bez. 220 bis 146 v. Chr.) zu unterrichten, gibt ſich über die realen Machtverhältniſſe nicht der geringſten Täuſchung hin, er iſt gründlich desilluſioniert, er kennt genau die Kraft der Römer und die Ohnmacht der helleniſtiſchen Staaten ſeiner Zeit, ſowie die Urſachen für beides. Einer einzigen Illuſion hat dieſer in den erſten Kreiſen Roms lebende vornehme Achäer ſich hingegeben, dem Glauben an die innere Harmonie der ausſchlaggebenden Gewalten in der römiſchen Verfaſſung, die des Senates, der Magiſtrate und der Volksverſammlungen: und dieſe einzige Illuſion ſollte in den Tagen der gracchiſchen Bewegung ihm auch noch ſchwinden. Der den Menſchen und den Verhältniſſen nüchtern gegenübertretende Realismus begegnet uns aber nicht allein in der Politik und in der Geſchichtſchreibung des Hellenismus, ſondern ebenſo auf anderen Gebieten des geiſtigen Lebens. In der Kunſt ſind es beſonders die helleniſtiſchen Reliefs, die mit ihrer realiſtiſchen Lebenswahrheit einen durchaus modernen Eindruck machen; und gewiſſe helleniſtiſche Porträts ſind trotz ihrer unzweifelhaften Echtheit von voreiligen Kritikern wegen ihrer modernen Art für Fälſchungen gehalten worden. Die Dinge auf ſich wirken zu laſſen und nicht ſich ſelber in die Dinge hineinzuſpiegeln, entſpricht der Sinnesart der Zeit und fördert die Beobachtung, ihre Zuverläſſigkeit und Treue; das kommt der Naturwiſſenſchaft zugute, die von der Spekulation ihrer philoſophiſchen Anfänge ſich der Empirie zuwendet. Der geſteigerte Verkehr begünſtigt geographiſche Erkundung und erweitert den Horizont; die bereicherte Erdkunde forderte neue kartographiſche Fixierung; eben damals (vor 200 v. Chr.) hat in Alexandria Eratoſthenes zuerſt das Wort Geographie gebildet und den Kartenentwurf darunter verſtanden. Die bereits bekannte Methode der Beſtimmung des Erdkugelumfangs erhält durch genaue Meſſung eine ſichere Grundlage und nähert das Ergebnis bereits der Wahrheit. Die Aſtronomie geht von den Beobachtungen aus, bleibt aber dabei durchaus nicht ſtehen, ſondern ſchreitet zu großen erklärenden Hypotheſen vor. Das kopernikaniſche Weltſyſtem iſt bei ſeinem Auftreten als pythagoreiſcher Irrtum bezeichnet worden, und dieſe Bezeichnung war nur zur einen Hälfte irrig, inſofern ſie nämlich von Irrtum ſprach; der Zuſammenhang dagegen des Kopernikus mit dem pythagoreiſchen Gedanken, deſſen unerhörte Kühnheit es zuerſt gewagt hatte, die Erde aus dem Mittelpunkte der Welt zu rücken, iſt unbeſtreitbar und unbeſtritten. Und in helleniſtiſcher Zeit iſt der eine Gedanke noch gedacht worden, der das pythagoreiſche Syſtem zu dem des Kopernikus hinüberleitete; durch Ariſtarch von Samos und Seleukos von Babylon wurde das heliozentriſche Weltſyſtem mit ſeiner Lehre von der Bewegung der Erde um die Sonne begründet. Freilich nur, um bald wieder zurückzutreten; aber aus welchem Grunde erfolgte der Rückgang? Gewiſſe Erſcheinungen der Planetenbewegung ſchienen beſſere Erklärung in einer Hypotheſe des Apollonios von Perga zu finden, die von der Lage der Erdkugel im Mittelpunkte des Weltalls ausging und damit einerſeits hinter Ariſtarch zurückgriff, und andrerſeits dem ptolemäiſchen Syſtem zur Grundlage diente. So erſchien, was wir heute als Rückgang anſehen und anſehen müſſen, inſofern zunächſt als Fortſchritt, als man dabei von Beobachtung und Erklärung ausging. Und bemerkenswert iſt auf jeden Fall, daß die beiden Weltſyſteme, die, einander ablöſend, Neuzeit und Mittelalter beherrſchen, das kopernikaniſche und das ptolemäiſche, ihre Geſtaltung und Begründung vom Hellenismus empfangen haben. Auch die Philologie der Alexandriner iſt empiriſtiſch, die Homererklärung Ariſtarchs von Samothrake geht zum Teil, durch eratoſtheniſche Vermittelung, auf den großen Realiſten Ariſtoteles zurück.

Seleukos von Babylon zeigt uns bereits den Einfluß des Orients, der babyloniſchen Sternbeobachtung. Aber ganz anders übt der Orient ſeine Wirkung auf dem wichtigſten, grundlegenden Gebiete der Wiſſenſchaft. In der Philoſophie des Hellenismus gelangt die Stoa zu immer ſteigender Bedeutung, und es iſt kein Zufall, daß ihr Begründer Zeno aus einer phönikiſch-griechiſchen Stadt auf Cypern ſtammte. Und der einflußreichſte Stoiker des erſten Jahrhunderts v. Chr., Poſidonios von Rhodos, ſtammte aus dem ſyriſchen Apamea. Gegenüber der oben betonten nüchternen Verſtandesklarheit gewiſſer Kreiſe finden wir hier, wo der Orient ſeinen Einfluß auf den griechiſchen Geiſt ausübt, das Hineinragen eines Irrationalen; ſo kommt der

Zug zum Irrationalen und Übervernünftigen in die Philosophie des Hellenismus. In der Folge bildet sich das immer stärker aus durch die Verbindung von Philosophie und Religion.

Aber nicht nur der griechische Geist wird durch den Orient gemodelt, der Orient selber erfährt den Einfluß des Griechentums. Der Babylonier Berossos und der Ägypter Manetho wollen den Griechen die Geschichte ihrer Heimat übermitteln, sie schöpfen aus einheimischer Überlieferung und bedienen sich griechischer Sprache und der literarischen Form der Griechen. Viel tiefer aber greift griechischer Geist auf anderem Boden, das philosophische Nachdenken der Griechen dringt im Orient auf die dortigen Religionen ein und erzeugt im Osten eine religiöse Spekulation, eine heidnische Gnosis. Der bekannten christlichen Gnosis ist im Orient eine heidnische Gnosis vorausgegangen, die sich unseren Blicken immer deutlicher aufzuschließen anfängt.

Hellenistisches Relief. Original im Palazzo Spada, Rom.

Die Religionen des Orients selber freilich sind zunächst nicht vom Hellenismus berührt worden, sie haben vielmehr ihrerseits eine immer stärkere Wirkung auf die Hellenen ausgeübt. Wir betreten die Zeiten der Religionsmischung, wir gewahren den Fortschritt des Synkretismus.

In den synkretistischen Religionen ist der Orient der bestimmende, aus- schlaggebende Faktor, Unterschied und Gegensatz der Grundauffassung zur griechischen der klassischen Zeit sind unverkennbar. Das klassische Hellenentum setzt Gott und Welt, Leib und Seele, Geist und Fleisch nicht in scharfen Gegensatz zu einander, vielmehr sind ihm beide in engster Harmonie mit einander verbunden, und so hoch der Geist geschätzt wird, Verachtung des Leibes ist ganz ungriechisch. Dieser Harmonie steht im Orient eine Betonung der Gegensätze, ein Dualismus, schon früh entgegen und gelangt jetzt auch dem Griechentum gegenüber zur Geltung. Gott und Welt, Gott und Natur werden scharf geschieden, und als echter Hellene zeigt noch nach zwei Jahrtausenden Goethe sich darin, daß Gott Natur sich ihm offenbarte. Ebenso hellenisch war bei Goethe die volle Schätzung des gesunden und schönen Körpers neben der Seele und dem Geiste. Der Orient dagegen hat Welt, Natur und Leib erniedrigt bis zur vollen Mißachtung des Körpers, und dies orientalische Urteil gewinnt jetzt auch bei den Hellenen Boden. Seinen kaum mehr zu überbietenden Ausdruck fand es im dritten Jahrhundert n. Chr. bei dem griechischen Neuplatoniker Plotin, der in Rom wirkte, aber aus Ägypten stammte; seine Biographie beginnt mit den Worten: „Der Philosoph Plotin schien sich zu schämen, daß er in einem Körper wohne." Natur und Leib werden nicht nur in der Wertschätzung erniedrigt, sondern auf Natur und Geist werden sogar die moralischen Gegensätze übertragen, und die Sinnenwelt des Körperlichen

erſcheint dabei als Prinzip des Böſen. Mit dieſer Hinabdrückung der Welt und des Leibes geht eine Sublimierung und Erhebung des Geiſtigen und des Gottesbegriffes Hand in Hand. In den Anſchauungen des alexandriniſchen Juden Philo finden wir orientaliſche Religion und helleniſche Philoſophie bereits verbunden, und die Weisheit der Hellenen erliegt mehr und mehr dem Orient, in der neupythagoreiſchen Lehre und, vor allem und zuletzt, im Neuplatonismus. So ſtark in der grundlegenden Syſtematiſierung des Neuplatonismus bei Plotin ſich auch das wiſſenſchaftliche Intereſſe geltend macht, ſo ſucht doch auch ſein Syſtem bereits eine Einheit von Wiſſenſchaft und Religion durchzuführen, bei der die religiöſen Intereſſen den Ausſchlag geben. Und bei den orientaliſchen Religionen tritt in den letzten Zeiten der römiſchen Republik und in den erſten Jahrhunderten der Kaiſerzeit ein neues Element immer ſtärker zutage, das in der Überzeugung von der Sündhaftigkeit der Natur und des Leibes wurzelt, das Streben nach Läuterung, Sühnung und Erlöſung. Die Religion der Iſis übt größten Einfluß weit über die Grenzen Ägyptens hinaus. Von Kleinaſien aus verbreiten ſich die Kulte des Attis und der phrygiſchen Göttermutter, ſowie der des perſiſchen Sonnengottes Mithras. Semitiſche Sonnengötter Syriens vereinigen mit dem perſiſchen Gotte ſich in dem weitausgebreiteten Sonnenkulte des ausgehenden Altertums. Nach der nächtlichen Schlacht bei Bedriacum begrüßten die Soldaten Veſpaſians nach ſyriſchem Brauch die aufgehende Sonne. Und von den glühenden Ebenen Meſopotamiens bis zu dem nebelumhüllten Geſtade des britanniſchen Eilandes iſt mit dem römiſchen Krieger der perſiſche Gott gezogen. In der letzten Phaſe des ſynkretiſtiſchen Heidentums verbinden die großen Myſterienkulte ſich mit der Philoſophie und ſuchen in ihr theoretiſche Begründung. Jamblichos und der Kaiſer Julian, der Neuplatoniker auf dem Throne, haben die neuplatoniſchen Begriffe in die Myſterien des Königs Helios, des Mithras, und der phrygiſchen Göttermutter ein. Dieſe letzte wirkſame Form heidniſcher Religioſität ſollte bereits dem ſiegreich vorgedrungenen Chriſtentum begegnen: der König Helios Kaiſer Julians ſollte Gott den Sohn und die phrygiſche Göttermutter ſollte Maria überbieten.

In das vierte Jahrhundert, in die Zeit von Konſtantin bis auf Theodoſius d. Gr., verlegt man noch vielfach den Ausgang des antiken Götterweſens. In Wahrheit ſetzt das Ende der antiken Religion viel früher ein, es beginnt mit dem Synkretismus. Dieſer Synkretismus wirkt auf das Hellenentum und auf Rom ein; ſo verſchieden griechiſche und römiſche Religion auch waren, er erſetzt ſie beide, ſie fallen beide, zunächſt und zum Teil vor dem heidniſchen Synkretismus, und am Ende mit dieſem Synkretismus ſelber vor der Weltreligion der Zukunft. Dieſe Zeit des Hellenismus war in der Tat des Höchſten fähig, denn dieſes Höchſte iſt weder griechiſch, noch orientaliſch, es iſt beides, es iſt helleniſtiſch, es iſt die größte Tat der Weltgeſchichte, es iſt die Begründung des Chriſtentums.

Geboren aus dem Schoße eines ſich iſolierenden Volkes tritt das Chriſtentum zeitig aus dieſer Einſchränkung hervor und in Gegenſatz und Verbindung mit den Völkern des römiſchen Weltreichs. Es faßt überall Wurzel, in den Weltſtädten und in den Provinzen, es lebt ſich tiefer und tiefer ein; es führt in ſeiner hiſtoriſchen Geſtaltung nicht ausſchließlich über das Irdiſche hinaus, ſondern ſucht vielmehr auch das Irdiſche ſelber zu durchdringen und zu regeln. Man hat mit Recht bemerkt, das Chriſtentum ſtehe innerlich den ſynkretiſtiſchen Religionen näher als der helleniſchen Antike, und die religionsgeſchichtliche Forſchung weiß, bei voller Würdigung der weltgeſchichtlichen Stellung des Chriſtentums, manche Strömung aufzuweiſen, die Synkretismus und Chriſtentum verbindet. Auch die alte chriſtliche Kunſt wahrt das Erbe der Antike und bedient ſich bereits vorhandener Geſtalten, Formen und Motive; der Typus der Madonna mit dem Knaben erinnert in auffallender Weiſe an die Gruppe von Iſis und Harpokrates. Die Kultur der Zeit wird vom Chriſtentum aufgenommen, beſonders ſeit den Tagen der großen Alexandriner, ſeit Klemens (um 200) und Origenes, und kein Geringerer als Adolf Harnack hat den Zuſammenhang chriſtlicher Lehre und helleniſtiſcher Philoſophie aufgehellt. Im Kampfe mit den Religionen des Synkretismus erwies das Chriſtentum ſich als ſtärker, ſchon vor den Tagen Diokletians war ſein Sieg vorauszuſehen und ſeit Konſtantin war er offenkundig. Die Reaktion Kaiſer Julians hat daran nichts ändern können, obwohl ſein Verſuch, das Chriſtentum mit dem Synkretismus zu übertrumpfen, vom Chriſtentum auch das übernehmen wollte, was an ihm nicht helleniſtiſch, ſondern römiſch war: die Kirchenverfaſſung, die ihrerſeits der Reichsverfaſſung

nachgebildet war, und die Julian als Vorbild für die von ihm geplante heidnische Kirche ins Auge faßte.

So bedeutsam und wirksam uns die geistigen und religiösen Strömungen der hellenistischen Zeit erscheinen, die in der römischen Kaiserzeit sich durch das ganze Reich verbreiten, die östlichen Provinzen ganz durchdringen und durch die Vermittlung der vom Hellenismus durchtränkten römischen Kultur auch das Abendland mitbestimmen, so tritt für die Gegenwart diese Zeit auch noch aus einem anderen Grunde stark hervor. Der Geschichtsforschung des neunzehnten Jahrhunderts auf dem Gebiete des klassischen Altertums haben die griechischen und lateinischen Inschriften den meisten neuen Stoff zugeführt; eine Geschichte des römischen Kaiserreichs hat erst Mommsens gewaltiges Corpus der lateinischen Inschriften ermöglicht. Ähnliche Aufgaben, wie die Inschriftsteine dem vorigen, bieten die ägyptischen Papyrusfunde dem neuen Jahrhundert. Der Sand Ägyptens hat sich aufgetan und erschließt uns ein neues Pompeji; ein ganzes Land, das Ägypten der Ptolemäer und der römischen Kaiser, bietet sich unseren Blicken dar, in den Einrichtungen seiner Verwaltung und in allen Gepflogenheiten des täglichen Lebens. Überall haben diese Papyri sich erhalten, wo die Nilüberschwemmung nicht hindringt, und wo das Wasser den Papyrus nicht zerstört: als altes Papier, als Mitgabe an Tote, auch die Mumien heiliger Krokodile sind von großen Papyri umwunden. Viele Tausende von Papyri sind schon da, und viele Tausende werden noch kommen, es wird der vereinten Kraft gar vieler bedürfen, dies reiche Material voll auszunutzen. Dann wird, das läßt sich schon heute sagen, das griechische und römische Ägypten uns in seinem täglichen Leben bekannter werden als irgend ein anderes Land und Volk des Altertums. In Ägypten selbst wächst die Papyrusstaude, und dort wurde der Papyrus fabriziert; natürlich war er dort billiger, als anderswo. Aber so wenig er kosten mochte, Fiskus und Private zogen für vieles ein Schreibmaterial vor, das noch erheblich billiger war, weil es gar nichts kostete: es waren die Ostraka, die Scherben von zerbrochenem Geschirr. Auf solche Ostraka sind vor allem die Steuerquittungen geschrieben, mit eilender Hand, deren Flüchtigkeit den Quittungen unserer vom Publikum bedrängten Postbeamten in nichts nachsteht. Diese Quittungen aber lassen uns das ägyptische Steuerwesen der hellenistischen und römischen Zeit in einer Vollständigkeit erfassen, daß daran das Herz eines jeden Rechnungsrates seine Freude haben muß. Ein anderes lassen sie uns freilich ebenso erkennen: den schweren Druck, der auf dem ägyptischen Fellah und nicht nur auf diesem, wie zu allen Zeiten, so auch damals gelastet hat. Was die ägyptische Finanzkunst alles zu besteuern wußte, setzt in Erstaunen: gewiß würde sie auch die Luft einer Besteuerung unterworfen haben, wenn sie ein Mittel besessen hätte, sie abzuschließen. Wir gewahren ein gequältes

Die Artemis von Ephesos.
Original im Vatikanischen Museum zu Rom.

Volk, deſſen Fähigkeit, Druck auszuhalten, freilich noch größer war als dieſer Druck ſelber. Es mag im Orient anderen Völkern nicht viel beſſer gegangen ſein, aber in der Freude über die Fülle neuer Nachrichten, die uns zuſtrömen, dürfen wir uns nach keiner Richtung blenden laſſen. Wie unendlich viel beſſer ging es dem Volke in den helleniſchen Bürgerſtädten und den freien Bauern der Campagna. Die großen Fähigkeiten des Hellenismus haben die Papyri aber auf einem Gebiete des ſtaatlichen Lebens aufgewieſen, wo man das kaum erwartet hätte: die juriſtiſche Begabung dieſer Zeit tritt klar zutage.

Für das klaſſiſche Volk der Jurisprudenz gelten die Römer und werden dieſe Geltung wohl auch bewahren, aber ſchon vor zwanzig Jahren ließ die Auffindung des Rechtes von Gortyn auf Kreta die juriſtiſche Begabung auch der Griechen in anderem Lichte als vordem erſcheinen. Und die Fülle der Papyri bringt uns jetzt das griechiſche, helleniſtiſche Recht zu konkreter Anſchauung. Dabei gewahrt man einen Einfluß dieſes griechiſchen Rechtes auf die Formulierung und Geſtaltung des römiſchen Rechtes der Kaiſerzeit, wie man ſie früher nicht ahnen konnte. Damals und zwar immer ſtärker vom dritten Jahrhundert an, ſeit der Verleihung des römiſchen Bürgerrechtes an die Provinzialen durch Kaiſer Severus Antoninus, den ſogenannten Caracalla, vollzieht ſich eine Rezeption des griechiſchen Rechtes durch das römiſche; infolge dieſer Rezeption iſt auch die Kodifizierung Kaiſer Juſtinians durch griechiſches, durch helleniſtiſches Recht mitbeſtimmt. Das römiſche Recht aber hat ſeine Wirkung bis auf die Gegenwart geübt, in der ſeit dem 16. Jahrhundert rezipierten Form des Pandektenrechtes galt es in den Gebieten des ſogenannten gemeinen Rechtes und hielt ſich in den Ländern kodifizierten Privatrechts wenigſtens als ſubſidiäres Recht; und verloren hat es ſeine Wirkung auch heute nicht, ſein ſtarker Einfluß auf unſer Bürgerliches Geſetzbuch iſt bekannt. Vor mehr als fünfzig Jahren bemerkte Mommſen, was vom Altertum ſich wirkſam bis in die Gegenwart erhalten habe, ſtamme zum größten Teil aus der römiſchen Kaiſerzeit: und heute haben wir die Wirkung des Hellenismus auf die Kaiſerzeit anzuerkennen. Die Kultur des Hellenismus hat ſich in der Kaiſerzeit vollendet, der helleniſtiſche Geiſt, er wirkt noch heute, im Chriſtentum und im römiſchen Rechte. Und mit Kopernikus und Galilei iſt das moderne Weltſyſtem zum Hellenismus zurückgekehrt.

2. Die Nachfolger Alexanders des Großen und der Zerfall des Alexanderreiches 323—301 v. Chr.

Im Juni 323 v. Chr. war Alexander zu Babylon geſtorben. Als die Kunde davon nach Athen kam, wollte man es zuerſt nicht glauben: wenn es wahr wäre, hätte der Geruch der Leiche bereits die ganze Erde durchdrungen. Unſer Leben währet ſiebzig Jahre, und wenn es hoch kommt, ſind es achtzig Jahre, ſagt der Pſalmiſt; und hier war ein Leben von unerhörter Kraft und Leiſtung noch in ſeiner Jugendblüte gebrochen worden, nicht wie das Achills im Kampfe, ſondern dahingerafft vom Fieber. Geboren im Jahre 356, war der Sohn König Philipps bereits mit zwanzig Jahren König. Und in den dreizehn Jahren ſeiner Herrſchaft trug er ſeine Waffen zu der Donau und zum Nil, zum Euphrat, zum Jaxartes und zum Indus, und im Süden bis ans Weltmeer. Und er kam nicht, um zu vernichten und zu zerſtören, ſondern um aufzubauen und zu ſchaffen, um zu einen und zu binden. Über die Grenzen des Hellenentums war ſein Geiſt hinausgeſchritten, hinausgeſchritten über den Lehrer ſeiner Jugend, der zeitlebens Hellene blieb, auch in ſeinen Vorurteilen. Für Ariſtoteles war der Nichthellene, der Barbar, von Natur mit dem Sklaven ein und dasſelbe, und ſeinem Schüler auf dem Throne hatte er den Rat gegeben, den Hellenen gegenüber nur als Führer aufzutreten, die Barbaren aber zu behandeln wie der Herr die Sklaven; für die Hellenen wie für Verwandte und Freunde zu ſorgen, den Barbaren gegenüber ſich dagegen ebenſo wie gegenüber Tieren und Pflanzen zu verhalten. Der Nichthellene beſitzt für Ariſtoteles keine Menſchenwürde, der Barbar war gar kein Menſch. Demgegenüber trug Alexander ſich mit dem Plane, in großem Umfange Leute aus Aſien nach Europa und aus Europa nach Aſien zu verpflanzen und eine Ehegemeinſchaft zwiſchen Aſiaten und Europäern anzubahnen, die für die Verbindung des Orients mit dem Okzident in ſeinem Reiche Kitt und Mörtel werden ſollte. Gern ſah er den makedoniſchen Adel mit den Töchtern perſiſcher Großen ſich vermählen, die Königin

Aristoteles' Schrift: Vom Staatswesen der Athener

Kolumne 5 des Papyrus im Britischen Museum zu London

Uebersetzung

von Georg Kaibel und Adolf Kießling. Verlag Karl J. Trübner, Straßburg.

Doch ich, dem Grenzpfahl gleich auf strittigem Gebiet,
Stand zwischen den Parteien. (Aus einem Gedichte Solons.)

Diese Gründe also bewogen Solon außer Landes zu gehen, und er verließ die Heimat, während sich die Gemüter der Bürgerschaft noch in tiefer Erregung befanden. Gegen vier Jahre verbrachten die Athener darauf in leidlicher Ruhe, bis sie im fünften Jahre nach Solons Archontat infolge des Parteienkampfes nicht dazu kamen, einen Archon einzusetzen, und ebenso im fünften Jahre danach wiederum aus demselben Grunde das Amt der obersten Behörde unbesetzt ließen. Damasias, der hierauf noch unter denselben Zeitverhältnissen zum Archon gewählt worden, blieb dann zwei Jahre und zwei Monate im Regiment, bis er schließlich mit Gewalt aus demselben entfernt werden mußte. Da beschlossen sie, weil die Parteien sich nicht einigen konnten, zu Archonten zehn Männer zu wählen, fünf aus den alten Adelsgeschlechtern der Eupatriden, drei aus den Geschlechtern der Grundbesitzer (*ἀγροικοι*), zwei aus den Zünften der Demiurgen; diese bekleideten denn auch in dem Jahre nach Damasias das Amt. Auch aus diesen Hergängen wird ersichtlich, daß die größte Machtbefugnis der Archon besaß; lagen sie doch ewig um der Besetzung dieses Amtes willen im Hader. Ueberhaupt standen sie dauernd in ungesunden Beziehungen zueinander: die einen infolge und auf Grund der Schuldentilgung, durch welche sie selbst verarmt waren, andere aus Unzufriedenheit mit der neuen Verfassung, die so große Umwälzungen im Gefolge hatte, manche endlich aus Ehrgeiz und gegenseitiger Eifersucht. Es gab aber drei Faktionen, welche ihren Namen nach den Landesteilen führten, in denen sie hauptsächlich ihren Grundbesitz hatten; die Faktion der Küstenbewohner (*παράλιοι*), an deren Spitze Megakles, des Alkmeon Sohn stand, welche zumeist eine vermittelnde Verfassungsform erstrebten, ferner die Grundbesitzer des platten Landes (*πεδιακοί*) mit oligarchischen Tendenzen unter Führung des Lykurgos, drittens die Männer aus den Bergen (*διάκριοι*), deren Anführer Peisistratos war, welcher für ganz demokratisch gesinnt galt. Diesen letzteren hatten sich teils diejenigen zugesellt, denen zwar die Schulden gestrichen worden, die aber trotzdem nicht wußten, wovon sie leben sollten, teils wohl auch diejenigen, deren bürgerliche Abkunft nicht ganz zweifellos war, aus nicht unbegründeter Furcht: denn später, nach der Beseitigung der Tyrannen, fand eine Prüfung des Bürgerrechts (*διαψηφισμός*) statt, weil viele sich unbefugterweise die Ausübung politischer Rechte angemaßt hatten.

Peisistratos also galt für einen warmen Freund des gemeinen Mannes, und hatte sich im Kriege gegen Megara einen großen Namen gemacht. Im Vertrauen darauf brachte er sich eines Tages eine Menge Wunden bei und trat so vor die Gemeinde, die er dazu beredete, ihm eine Leibwache zu gewähren, weil er von den Anhängern der Gegenparteien so zugerichtet worden sei: den bezüglichen Antrag stellte Aristion. So erhielt er die sogenannte Knittelgarde (*κορυνηφόροι*), mit deren Hilfe er gegen die Gemeinde aufstand und die Akropolis besetzte, im zweiunddreißigsten Jahre nach Solons Gesetzgebung, als Komeas Archon war. Man erzählt, daß Solon, als Peisistratos um die Wache einkam, dem widersprochen und gesagt habe: er sei doch scharfblickender als die einen und mutiger als die anderen; scharfblickender als alle diejenigen, welche nicht merkten, daß Peisistratos nach der Tyrannis strebe, mutiger aber als diejenigen, welche dieses wüßten und dennoch dazu schwiegen. Und als seine Worte wirkungslos blieben, so ließ er seine Waffenrüstung aus dem Hause heraus vor die Türe tragen und erklärte: er selbst habe dem Rufe des Vaterlandes Folge geleistet, soweit seine Kräfte reichten — er war jetzt hochbetagt — fordere aber, daß jetzt auch die andern das gleiche täten. Solons Mahnungen blieben damals erfolglos: Peisistratos aber verwaltete den Staat, nachdem er die Herrschaft erlangt, mehr in verfassungsmäßigen Formen als mit despotischer Willkür. Ehe jedoch sein Regiment feste Wurzel geschlagen, vertrieben ihn die vereinigten Faktionen des Megakles und Lykurgos, im sechsten Jahre nach seinem ersten Emporkommen, als Hegesias Archon war. Im zwölften Jahre aber ward Megakles durch den Parteihader so in die Enge getrieben, daß er wieder mit Peisistratos unter der Bedingung, daß dieser seine Tochter zum Weibe nehme, einen förmlichen Vertrag schloß und ihn auf eine der Einfalt dieser alten Zeiten entsprechende Weise nach Athen zurückführte, nachdem er vor sich her das Gerücht hatte ausstreuen lassen, Athene selbst wolle den Peisistratos zurückführen. Er hatte nämlich ein hochgewachsenes und schönes Frauenzimmer ausfindig gemacht, wie Herodot berichtet, aus der Gemeinde der Paianier — nach anderen Angaben war es ein Blumenmädchen thrakischer Abkunft Namens Phye, aus dem Kolyttos. Dieses putzte er genau so wie die Göttin in ihrem Waffenschmuck heraus, und führte sie in Gemeinschaft mit Peisistratos, der den Wagen lenkte, auf dem das Frauenzimmer an seiner Seite stand, nach Athen hinein: die Bevölkerung der Stadt aber fiel in Anbetung vor ihnen nieder und nahm sie mit staunender Bewunderung auf.

So ging die erste Rückkehr des Peisistratos von statten: als er aber gegen Ende des siebenten Jahres nach seiner Rückkehr zum zweitenmale vertrieben ward — denn er behauptete sich nicht lange, sondern ging, da er mit der Tochter des Megakles keine eheliche Gemeinschaft pflegen mochte, aus Furcht vor den beiden anderen Faktionen heimlich von dannen — siedelte er sich zunächst auf einem Platz am Meerbusen von Thermai an, der Rhaikelos hieß; von dort wandte er sich in die Landschaft am Gebirge Pangaion und, nachdem er sich von hier Geld verschafft und Krieger in Sold genommen, begab er sich schließlich nach Eretria und versuchte von da aus, jetzt zum erstenmale mit offener Gewalt, die Herrschaft wiederzuerlangen, im elften Jahre nach seiner Vertreibung. Hierzu gewährten ihm noch viele andere bereitwillig ihren Beistand, namentlich Männer aus Theben, sowie Lygdamis von Naxos und die Ritterschaft, welche in Eretria das Regiment inne hatte.

Aristoteles' Schrift: Vom Staatswesen der Athener

Kolumne 5 des Papyrus im Britischen Museum zu London

Griechisch

nach der Ausgabe von G. Kaibel und U. von Wilamowitz-Moellendorff.
Weidmannsche Buchhandlung Berlin

ἐγω δὲ τούτων ὥσπερ ἐν μεταιχμίῳ ὅρος κατέστην.

τὴν μὲν οὖν ἀποδημίαν ἐποιήσατο διὰ ταίτας τας αἰτίας. Σόλωνος δ' ἀποδημήσαντος ἔτι τῆς πόλεως τεταραγμένης, ἐπὶ μὲν ἔτη τέτταρα διῆγον ἐν ἡσυχίᾳ· τῷ δὲ πέμπτῳ μετὰ τὴν Σόλωνος ἀρχὴν οὐ κατέστησαν ἄρχοντα διὰ τὴν στάσιν, καὶ πάλιν ἔτει πέμπτῳ ⟨διὰ⟩ τὴν αὐτὴν αἰτίαν ἀναρχίαν ἐποίησαν. μετὰ δὲ ταῦτα [[διὰ τῶν αὐτῶν χρόνων]] Δ[α]μα[σίας α]ἱρεθεὶς ἄρχων ἔτη δύο καὶ δύο μῆνας ἦρξεν, ἕως ἐξηλάθη βίᾳ τῆς ἀρχῆς. εἶτ' ἔδοξεν αὐτοῖς διὰ τὸ στασιάζειν ἄρχοντας ἑλέσθαι δέκα, πέντε μὲν εὐπ^α^τριδῶν τρεῖς δὲ ἀ[γρ]οίκων δύο δὲ δημιουργῶν, καὶ οὗτοι τὸν μετὰ Δαμασίαν ἦρξαν ἐνιαυτόν. ᾧ καὶ δῆλον ὅτι μεγίστην εἶχεν δύναμιν ὁ ἄρχων· φαίνονται γὰρ αἰεὶ στασιάζοντες περὶ ταύτης τῆς ἀρχῆς. ὅλως δὲ διετέλουν νοσοῦντες τὰ πρὸς ἑαυτούς, οἱ μὲν ἀρχὴν καὶ πρόφασιν ἔχοντες τὴν τῶν χρεῶν ἀποκοπήν (συνεβεβήκει γὰρ αὐτοῖς γεγονέναι πένησιν), οἱ δὲ τῇ πολιτείᾳ δυσχεραίνοντες διὰ τὸ μεγάλην γεγονέναι μεταβολήν, ἔνιοι δὲ διὰ [τὴν] πρὸς ἀλλήλους φιλονικίαν· ἦσαν [δὲ] αἱ στάσεις τρεῖς· μία μὲν τῶν παραλίων, ὧν προειστήκει Μεγακλῆς ὁ Ἀλκμέωνος, οἵπερ ἐδίκουν μάλιστα διώκειν τὴν μέσην πολιτείαν. ἄλλη δὲ τῶν πεδια[κῶν], οἳ τὴν ὀλιγαρχίαν ἐζήτουν· ἡγεῖτο δ' αὐτῶν Λυκοῦργος. τρίτη δ' ἡ τῶν διακρίων, ἐφ' ᾗ τεταγμένος ἦν Πεισίστρατος, δημοτικώτατος εἶναι δοκῶν. προσεκεκόσμηντο δὲ τούτοις οἵ τε ἀφῃρημένοι τὰ χρέα διὰ τὴν ἀπορίαν καὶ οἱ τῷ γένει μὴ καθαροὶ διὰ τὸν φόβον· σημεῖον δ' ὅτι μετὰ τὴν [τῶν] τυράννων κατάλυσιν ἐποίησαν διαψηφισμόν, ὡς πολλῶν κοινωνούντων τῆς πολιτείας οὐ προσῆκον. εἶχον δ' ἕκαστοι τὰς ἐπωνυμίας ἀπὸ τῶν τόπων ἐν οἷς ἐγεώργουν. δημοτικώτατος δ' εἶναι δοκῶν ὁ Πεισίστρατος καὶ σφόδρ' εὐδοκιμηκὼς ἐν τῷ πρὸς Μεγαρέας πολέμῳ, κατατραυματίσας ἑαυτὸν συνέπεισε τὸν δῆμον, ὡς [ὑ]πὸ τῶν ἀνιστασιωτῶν ταῦτα πεπονθώς, φυλακὴν ἑαυτῷ δοῦναι τοῦ σώματος, Ἀριστίωνος γράψαντος τὴν γνώμην. λαβὼν δὲ τοὺς κορυνηφόρους καλουμένους, ἐπαναστὰς μετὰ τούτων τῷ δήμῳ κατέσχε τὴν ἀκρόπολιν ἔτει δ' καὶ τριακοστῷ μετὰ τὴν τῶν νόμων θέσιν ἐπὶ Κ[ω]μέου ἄρχοντος. λέγεται δὲ Σόλωνα, Πεισιστράτου τὴν φυλακὴν αἰτοῦντος, ἀντιλέξαι καὶ εἰπεῖν ὅτι τῶν μὲν εἴη σοφώτερος, τῶν δ' ἀνδρειό[τερο]ς· ὅσοι μὲν γὰρ ἀγνοοῦσι Πεισίστρατον ἐπιτιθέμενον τυραν[νίδι], σοφώτερος εἶναι τούτων, ὅσοι δ' εἰδότες κατασιωπῶσιν, ἀνδρειότερος. ἐπεὶ δὲ λέγων [οὐκ ἔπει]θεν, ἐξαράμενος τὰ ὅπλα πρὸ τῶν θυρῶν αὐτὸς μὲν ἔφη βεβοηθηκέναι τῇ πατρίδι καθ' ὅσον ἦν δυνατός (ἤδη γὰρ σφόδρα πρεσβύτης ἦν), ἀξιοῦν δὲ καὶ τοὺς ἄλλους ταὐτὸ τοῦτο ποιεῖν. Σόλων μὲν [οὖν οὐ]δὲν ἤνυσεν τότε παρακαλῶν· Πεισίστρατος δὲ λαβὼν τὴν ἀρχὴν διῴκει τὰ κοινὰ πολιτικῶς μᾶλλον ἢ τυραννικῶς. οὕπω δὲ τῆς ἀρχῆς ἐρριζωμένης ὁμοφρονήσαντες οἱ περὶ τὸν Μεγακλέα καὶ τὸν Λυκοῦργον ἐξέβαλον αὐτὸν ἕκτῳ ἔτει μετὰ τὴν πρώτην κατάστασιν ἐφ' Ἡγησίου ἄρχοντος. ἔτει δὲ δωδεκάτῳ μετὰ ταῦτα περιελαυνόμενος ὁ Μεγακλῆς τῇ στάσει, πάλιν ἐπικηρυκευσάμενος πρὸς τὸν Πεισίστρατον ἐφ' ᾧ τε τὴν θυγατέρα αὐτοῦ λήψεται, κατήγαγεν αὐτὸν ἀρχαίως καὶ λίαν ἁπλῶς. προδιασπείρας γὰρ λόγον ὡς τῆς Ἀθηνᾶς καταγούσης Πεισίστρατον [[καὶ]] γυναῖκα μεγάλην καὶ καλὴν ἐξευρών, ὡς μὲν Ἡρόδοτός φησιν, ἐκ τοῦ δήμου τῶν Παιανιέων, ὡς δ' ἔνιοι λέγουσιν, ἐκ τοῦ Κολλυτοῦ στεφανόπωλιν Θρᾷτταν, ᾗ ὄνομα Φύη, τὴν θεὸν ἀπομιμησάμενος τῷ κόσμῳ [κα]τήγαγεν μετ' αὐτοῦ, καὶ ὁ μὲν Πεισίστρατος ἐφ' ἅρματος εἰσήλαυνε παραιβατούσης τῆς γυναικός, οἱ δ' ἐν τῷ ἄστει προσκυνοῦντες ἐδέχοντο θαυμάζοντες.

ἡ μὲν οὖν πρώτη κάθοδος ἐγένετο τοιαύτη. μετὰ δὲ ταῦτ' ἐξέπεσε τὸ δεύτερον ἔτει μάλιστα ἑβδόμῳ μετὰ τὴν κάθοδον· οὐ γὰρ πολὺν χρόνον κατεῖχεν, ἀλλὰ διὰ τὸ μὴ βούλεσθαι τῇ τοῦ Μεγακλέους θυγατρὶ συγγίνεσθαι φοβηθεὶς ἀμφοτέρας τὰς στάσεις ὑπεξῆλθεν. καὶ πρῶτον μὲν συνῴκισε περὶ τὸν Θερμαῖον κόλπον χωρίον ὃ καλεῖται Ῥαίκηλος, ἐκεῖθεν δὲ παρῆλθεν εἰς τοὺς περὶ Πάγγαιον τόπους, ὅθεν χρηματισάμενος καὶ στρατιώτας μισθωσάμενος ἐλθὼν εἰς Ἐρέτριαν ἐνδεκάτῳ πάλιν ἔτει τό⟨τε⟩ πρῶτον ἀνακτήσασθαι βίᾳ τὴν ἀρχὴν ἐπεχείρει, συμπροθυμουμένων αὐτῷ πολλῶν μὲν καὶ ἄλλων, μάλιστα δὲ Θηβαίων καὶ Λυγδάμιος τοῦ Ναξίου, ἔτι δὲ τῶν ἱππέων τῶν ἐχόντων ἐν Ἐρετρίᾳ τὴν πολιτείαν.

Aristoteles' Schrift vom Staatswesen der Athener.

Umschrift und Übersetzung auf nebenstehendem Deckblatt.

Roxane ſelber, ſeine Gemahlin, war eine baktriſche Fürſtentochter, auch Statira, eine Tochter des letzten perſiſchen Großkönigs, hatte er ſich zur Ehe verbunden. Die Organiſation des großen Reiches auszubauen, das war Arbeit für viele Jahre, für Jahrzehnte; ob aber die ſtürmiſche Jugendkraft Alexanders eine ſolche Ruhe ertragen hätte? Er ſtrebte nach der Herrſchaft über die bewohnte Erde, die Oekumene. Daher ſein Ingrimm darüber, daß er im Oſten zu dieſen Grenzen nicht kommen ſollte, weil ſein Heer ihn zur Umkehr zwang, aber im Süden erreichte er die Mündung des Indus und fuhr ſelber in den Ozean hinaus, der die Erde im Süden begrenzt. Mit Makedonien und Griechenland, mit dem aſiatiſchen Perſien und Ägypten beſaß er aber doch die Herrſchaft nur über die öſtliche Hälfte der Oekumene: daß er auch nach der anderen Hälfte ſtrebte und Herr der bewohnten Erde, der ganzen Oekumene werden wollte, erleidet kaum einen Zweifel, in kurzem hätte er einen Zug nach dem Weſten unternommen. Als in der Folge vielmehr der Weſten, als Rom die Obermacht über die Griechen, über den Oſten gewonnen hatte, reizte der beſiegte Grieche den römiſchen Herrn wohl mit der Frage, was aus den Römern geworden wäre, wenn Alexander ſeinen Zug nach Weſten hätte ausführen können: es wären die Jahre des großen Samniterkrieges geweſen. In dieſer Zeit beſaßen die Römer wohl einen genialen Staatsmann, Appius Claudius, den Zenſor von 310 v. Chr., ſie beſaßen tüchtige Feldherren, aber keinen von Genie oder gar dem Genius Alexanders; Cäſar ließ noch auf ſich warten. Aber einen Gegner wie die Römer hatte Alexander bisher auch noch nicht bekämpft, noch niemals hatte ihm ein Heer gegenübergeſtanden, wie das der freien Bauern der Campagna. An ihrer Zähigkeit iſt in der Folge Pyrrhos geſcheitert, und Pyrrhos galt dem Hannibal für den größten Feldherrn nächſt Alexander.

Mit ſeinem Leben hatte Alexander die Welt erſchüttert, und ſein Tod erſchütterte ſie nicht minder. Es war kein Erbe da für die Krone. Die Herrſchaft fiel in die Hände der Generäle, zunächſt allerdings unter Aufrechterhaltung der Reichseinheit und der Rechte des makedoniſchen Königshauſes. Aber aus der perſiſchen Verwaltung hatte Alexander die Satrapieenordnung, die der Provinzen von rieſiger Ausdehnung, im weſentlichen beibehalten, und den großen Generälen an der Spitze dieſer Provinzen gegenüber beſaßen die neuen Reichsverweſer nicht die Autorität und die Gewalt des großen Königs, der dies Reich durch ſeine Eroberung geſchaffen hatte; von Anfang an regten ſich neben den zentralen Tendenzen der Reichsverweſer die zentrifugalen der großen Satrapen in den Provinzen; ihre Sonderintereſſen ſtanden dem Ziele einer Aufrechterhaltung der Reichseinheit vielfach entgegen, ihre territorialen Intereſſen gingen aus auf eine Aufteilung des Reiches in eine Anzahl ſelbſtändiger Staaten. Der Zwiſt im Königshauſe ſelber verſchärfte alle Gegenſätze, und im Jahre 317 beginnt die ränkevolle Witwe König Philipps, Olympias, die Mutter Alexanders, ſelber mit der Ermordung der Verwandten, und die Großen des Reiches folgten bald ihrem Beiſpiel; ſchon im nächſten Jahre traf Olympias die Vergeltung, und in den Jahren 310 und 309 räumen die Morde mit dem Königshauſe auf, die Dynaſtie König Philipps und Alexanders war beſeitigt. Aber der Gedanke der Reichseinheit war damit nicht aufgegeben, er war verkörpert in dem Ehrgeiz des gewaltigſten unter den Nachfolgern Alexanders, in dem alten Antigonos; er hielt die Einheit des Reiches aufrecht, und im Jahre 306 v. Chr. griff er ſchließlich nach der Krone und zwar der über das Geſamtreich, nach der Krone Alexanders: er nahte den Achtzig, der neue König. Aber dem großen Abſchluß planmäßiger Arbeit langer Jahre folgte der Gegenſchlag auf dem Fuße, die Territorialgewalten widerſtrebten, die großen Herren in den Provinzen fügten ſich dem Könige des Reiches nicht, ſie nahmen nun auch für ſich ſelber den königlichen Titel an, nicht mit dem Anſpruch auf das Ganze, ſondern als Könige ihrer Länder. Sie vereinigten ſich gegen den, der ihrer aller Herr ſein wollte, und im Jahre 301 v. Chr. fiel in der Schlacht von Ipſos in Großphrygien mit dem greiſen Antigonos die Reichseinheit; 22 Jahre nach dem Tode des großen Königs war das Alexanderreich zerfallen, wenn die ſelbſtändigen Teilſtaaten, trotz des Widerſtreites der dynaſtiſchen Intereſſen, auch eine gewiſſe Einheit des politiſchen Syſtems aufwieſen. Die Schlacht von Ipſos iſt ein Einſchnitt in der Geſchichte der unmittelbaren Nachfolger Alexanders, der Diadochen; in den nächſten zwanzig Jahren konſolidierten ſich die großen Monarchieen, zuletzt, 277 v. Chr., das Stammland Makedonien ſelber unter Antigonos Gonatas, dem Enkel

des Großkönigs Antigonos, und die Dynastie der Antigoniden hat sich in Makedonien bis auf die Römerzeit gehalten; der letzte Antigonide auf dem makedonischen Throne, König Perseus, unterlag bei Pydna 168 v. Chr. den Römern. Im römischen Reiche aufzugehen war das Schicksal aller hellenistischen Monarchieen, der kleinen und großen, am längsten hielten sich Syrien und Ägypten. Die seleukidischen Großkönige von Asien erlagen erst im Jahre 64 v. Chr. dem Pompejus, und noch ein Menschenalter später die letzte Königin Ägyptens aus dem Hause der Ptolemäer, Kleopatra, Cäsar dem Sohne. Der Tag von Aktium, der 2. September 31 v. Chr., bezeichnet das Ende der hellenistischen Staatengeschichte und begründet das römische Kaisertum. Die hellenistischen Staaten gehen auf in dem römischen Universalreich der Mittelmeerländer.

Mit dem Jahre 277 v. Chr. ist das hellenistische Staatensystem fertig, die Generation der Zeitgenossen Alexanders war aber schon mit dem Jahre 280 v. Chr. ins Grab gesunken, den Diadochen folgen die Epigonen. Im Jahre 283 war der greise König von Ägypten gestorben, Ptolemäos, der Sohn des Lagos; 281 fiel König Lysimachos von Thrakien im Kampfe; endlich 280 wurde Seleukos, der Großkönig von Asien, ermordet. Ähnlich sinnenfällig wurde der Wechsel der Generationen, als ein Jahrhundert später, im Jahre 183, die Generation des hannibalischen Krieges ins Grab sank, die großen Gegner, Hannibal und Scipio, beide, und der Grieche Philopömen. Den Eindruck eines solchen Wandels vergegenwärtigen wir uns selber vom Jahre 1888, als der greise erste deutsche Kaiser und sein kaiserlicher Sohn zu Grabe gingen und eine neue Generation emporstieg.

Der politische Inhalt der Diadochengeschichte ist die Bildung der neuen Staaten, aber daneben macht das Interesse an den Personen und an der dramatischen Verflechtung und Zuspitzung der Handlung sich mit elementarer Gewalt geltend. Und die Personen treten uns zum Teil, man möchte sagen mit körperlicher Deutlichkeit vor Augen, nicht zum mindesten, weil unsere Überlieferung auf den Bericht eines gleichzeitigen Staatsmannes und Feldherrn, auf Hieronymos von Kardia, den Freund des Eumenes, zurückweist. Wir vergegenwärtigen uns den Eumenes von Kardia, den Minister Alexanders, den klugen, gewandten und geschickten Griechen, um eine Auskunft nie verlegen, den freilich die hohen Militärs nicht gelten lassen wollten, weil er dem Könige nicht Schild und Lanze, sondern nur Griffel und Schreibtafel nachgetragen hätte. Und doch sollte diese angebliche Schreiberseele sich auch als großer Feldherr noch bewähren, der aber schließlich unterlag, weil er kein Makedonier war, sondern ein Grieche. Und der klügste aller Diadochen, Ptolemäos, der Sohn des Lagos, klug vor allem in seiner Beschränkung. Er strebte niemals nach der Herrschaft über das Ganze und lehnte sie ab, als man sie ihm anbot, aber von allem Anfang an wollte er einen Teil des Reiches, und zwar den kostbarsten, Ägypten. In dem greisen Antigonos wurde der Ehrgeiz und die Tatkraft zu einer gewaltigen und großartigen Erscheinung. Und sein Sohn Demetrios Poliorketes, der Belagerer der Städte, nahm auch die Herzen der Menschen im Sturme, im Zauber seiner Jugendschönheit und in der Anmut seines Wesens. An blendendem Glanze und an hinreißender Wirkung der Person stand wohl Pyrrhos ihm am nächsten, der aber als genialer Feldherr weit über Demetrios hinausging.

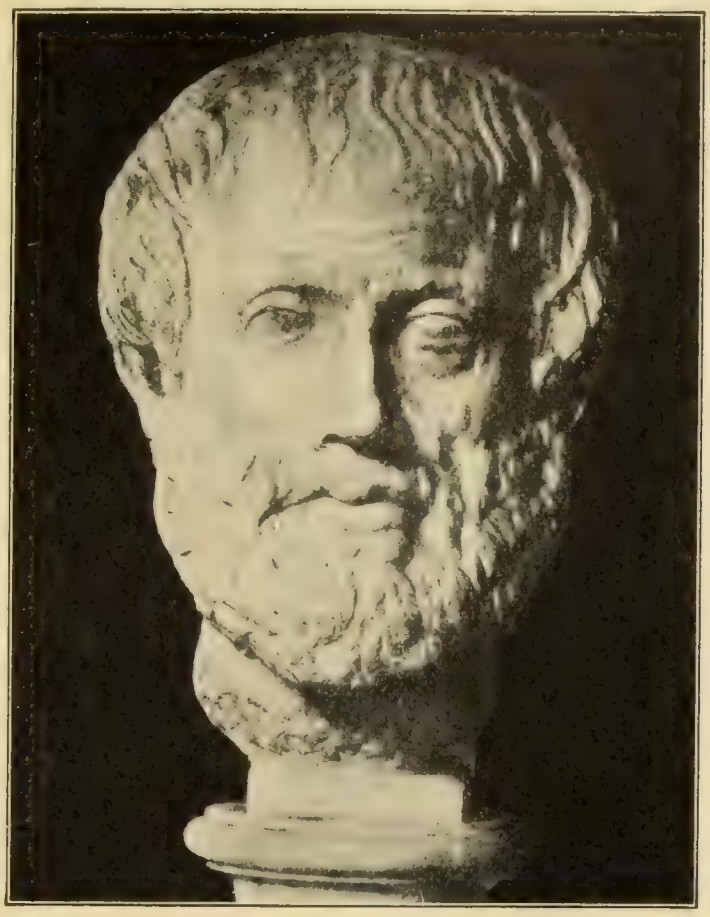
Beim Tode Alexanders fehlte der Erbe. Zwar war ein Sohn Alexanders vorhanden, aber nicht aus rechter Ehe, der Sohn der Barsine, der Tochter des persischen Satrapen Artaabazos, der Witwe der rhodischen Söldnerführer in persischen Diensten, des Mentor und seines Bruders Memnon. Nach der Schlacht bei Issos, 333, war Barsine in makedonische Gefangenschaft gekommen; sie hat dem Könige Alexander einen Sohn geboren, Herakles, der beim Tode Alexanders etwa neun Jahr alt sein mochte. Die Königin Roxane dagegen sah ihrer Niederkunft entgegen, und falls sie einen Sohn gebären würde, so sollte dieser König werden, so war die Stimmung der makedonischen Großen und der Reiterei. Aber das Fußvolk war anderer Meinung, es rief einen Halbbruder Alexanders, den Sohn König Philipps und einer Larissäerin, zum Könige aus, den Arrhidäos, aber Arrhidäos war geistig blöde. Noch vor der Leiche Alexanders kam es zum Streite zwischen der Reiterei und dem Fußvolk, aber dem klugen Eumenes gelang eine Vermittelung, die in Wirklichkeit die Interessen der makedonischen Großen wahrte. Die Proklamation des Fußvolkes wurde anerkannt und Arrhidäos,

unter dem Namen Philippos, König; und als Roxane wirklich einen Sohn gebar, wurde auch dieser König, Alexander. Beide Könige bedurften der Vormundschaft, der kleine Alexander auch formell, und tatsächlich auch König Philipp. Beim Übergange nach Asien hatte Alexander der Große in Makedonien den Antipater als Reichsverweser für Europa zurückgelassen. Wesentlich sein Werk war es, daß Alexander im Rücken immer Ruhe behalten hatte, und so hatte Antipater bei Alexander sich behauptet, trotz seinem Gegensatze zu Alexanders Mutter Olympias und ihren Ränken. Ganz zuletzt war Antipater aber doch, in ehrenvoller Form, abberufen worden; der angesehenste und beliebteste General des Heeres, Krateros, sollte die Veteranen nach Makedonien führen und in Europa an die Stelle Antipaters treten. Nach der Ankunft des Krateros sollte Antipater neue Mannschaft nach Asien führen; beim Tode Alexanders war Krateros aber erst in Kilikien angekommen, Antipater also noch in Europa, und bald nahm die Erhebung der Griechen im lamischen Kriege den Antipater hier in Anspruch.

Der Kompromiß des Eumenes hob an erste Stelle den Krateros und den Perdikkas, der nach dem Tode von Alexanders Günstling Hephästion die Geschäfte des Chiliarchen, des Großwesirs, versah, ohne doch die Ernennung zu diesem Amte bereits zu besitzen; ihm soll der sterbende Alexander seinen Siegelring übergeben haben. Über die Stellung des Krateros und des Perdikkas zueinander stimmen die Berichte der Quellen nicht überein. Nach den einen wäre Krateros zum Beschützer und Vertreter, zum Prostates, des Königtums des Arrhidäos bzw. des Königtums überhaupt erhoben worden, und Perdikkas zur Chiliarchie, dem Großwesirate, d. h. Krateros wäre Reichsverweser und Perdikkas sein Großwesir geworden; nach den anderen wäre dem Perdikkas die Fürsorge für das Königtum übergeben worden, er habe sofort die Führung des Ganzen übernommen und die Satrapieen verteilt. Auch falls Krateros der Reichsverweser gewesen wäre und Perdikkas sein Wesir, so wurde auch in diesem Falle die Macht des Perdikkas dadurch gehoben, daß Krateros nach Europa abgegangen war und Perdikkas in Asien blieb: die Könige blieben in seinen Händen. Bei der Neuordnung der Satrapieen ließ man es für Asien beim Alten; Ptolemäos erhielt Ägypten, Syrien Laomedon, Großphrygien Antigonos, Leonnatos Phrygien am Hellespont, Thrakien Lysimachos, Eumenes Kappadokien, das er sich freilich selber erst erobern sollte. Bei ihrer zentralen Stellung wurden Krateros und Perdikkas selber mit Satrapieen nicht ausgestattet. Seleukos erscheint noch nicht unter den Satrapen von 323, er erhielt damals das Kommando über die Adelsreiterei, sein Stern ging bei der neuen Satrapieenordnung von 321 auf, wo er Babylon erhielt, den Ausgangspunkt für sein späteres Großkönigtum von Asien.

In Griechenland, in erster Linie zu Athen, gab der Tod Alexanders der Abneigung gegen Makedonien Anlaß und Gelegenheit zum Ausbruch; dieser Ausbruch traf auch den Aristoteles. Im Jahre 342 hatte König Philipp ihn als Erzieher des jungen Alexander nach Pella berufen, aber in ein inneres Verhältnis waren der jugendliche Feuerkopf und il maestro di color che sanno nicht gekommen; ihre Naturen gingen gar zu weit auseinander. Bezeichnend dafür ist, daß Aristoteles nach der Thronbesteigung Alexanders Makedonien verließ und nach Athen ging. Wie das Verhältnis des Prinzenerziehers zu seinem Zögling sich bei gegenseitiger Sympathie gestalten kann, zeigen Kaiser Friedrich und Ernst Curtius; erst der Tod des Kaisers hat es gelöst. Die Beziehungen Alexanders und des Aristoteles aber waren zwar in den Formen tadellos, indessen innerlich kühl und ohne Gemeinschaft. Und Aristoteles' Neffen Kallisthenes traf in der Umgebung Alexanders das Verhängnis. Den orientalisierenden Tendenzen Alexanders trat in Aristoteles die Kritik des reinen Hellenentums entgegen, Aristoteles war im Herzen kein Freund Makedoniens, sondern Athens. Aber dem Durchschnittsathener wird davon nicht viel bekannt gewesen sein, sein Urteil wurde durch die äußeren Beziehungen bestimmt, für ihn war Aristoteles die alte makedonische Exzellenz, die in Athen lebte, und dazu noch ein persönlicher Freund des Antipater. So richtete sich denn jetzt die antimakedonische Strömung gegen ihn persönlich, und wieder einmal mußte die Religion der Politik zum Vorwand dienen. Man reichte eine Klage wegen Gottlosigkeit gegen ihn ein, und Aristoteles verließ Athen, um den Athenern nicht die Gelegenheit zu geben, sich zum zweitenmal an der Philosophie zu versündigen. Er ging nach Chalkis auf Euböa und ist bereits im folgenden Jahre, 322, im Alter von 62 Jahren dort gestorben.

In Athen war man unterdessen zum offenen Kampfe übergegangen. Man hatte Geld, man konnte damit auf dem großen Werbeplatze von Tänaron Söldner werben, nach den Söldnerentlassungen Alexanders standen sie massenhaft zur Verfügung. Man gewann Bundesgenossen unter den griechischen Staaten, Ätoler, Lokrer, Phoker, schließlich auch die Thessaler schlossen sich der Erhebung an. Den verbannten Demosthenes riefen die Athener jetzt zurück, und von Ägina aus zog der alte Gegner Makedoniens und König Philipps jetzt in Athen ein. Inzwischen war Antipater gegen die Koalition gezogen, aber in Thessalien geschlagen worden; er schloß sich hier in die Stadt Lamia ein, und er wurde hier belagert. Aus Kleinphrygien kam ihm Leonnatos zu Hilfe, und wenn er auch im Kampfe fiel, so konnten sich doch seine Truppen mit denen Antipaters vereinigen; aus Kilikien kam auch Krateros. In der Schlacht bei Krannon war der Vorteil auf seiten des Antipater, die Thessaler und die Athener knüpften jetzt Verhandlungen an, Antipater aber war zu einem gemeinsamen Frieden nicht bereit, sondern nur zu Verhandlungen mit den einzelnen Staaten. Auf Gnade und Ungnade mußte Athen sich dem Antipater ergeben, der athenische Hafen Munichia nahm eine makedonische Besatzung auf, Demosthenes wurde zum Tode verurteilt und flüchtete sich in das Poseidonheiligtum der argivischen Insel Kalauria; hier nahm er Gift, um nicht den Schergen des Antipater in die Hände zu fallen, 322 v. Chr.



Kopf des Aristoteles. Original in Wien.
Nach Bernoulli. Griech. Ikonographie. Verlag F. Bruckmann A.-G.

In Athen beseitigte Antipater die demokratische Verfassung. Bürgerrecht und Stimmrecht wurden jetzt von einem Zensus abhängig gemacht, von einem Besitz von 2000 Drachmen. 9000 Bürger blieben danach im Besitze des Bürgerrechtes, und 12000, die es verloren, wurden in Thrakien angesiedelt.

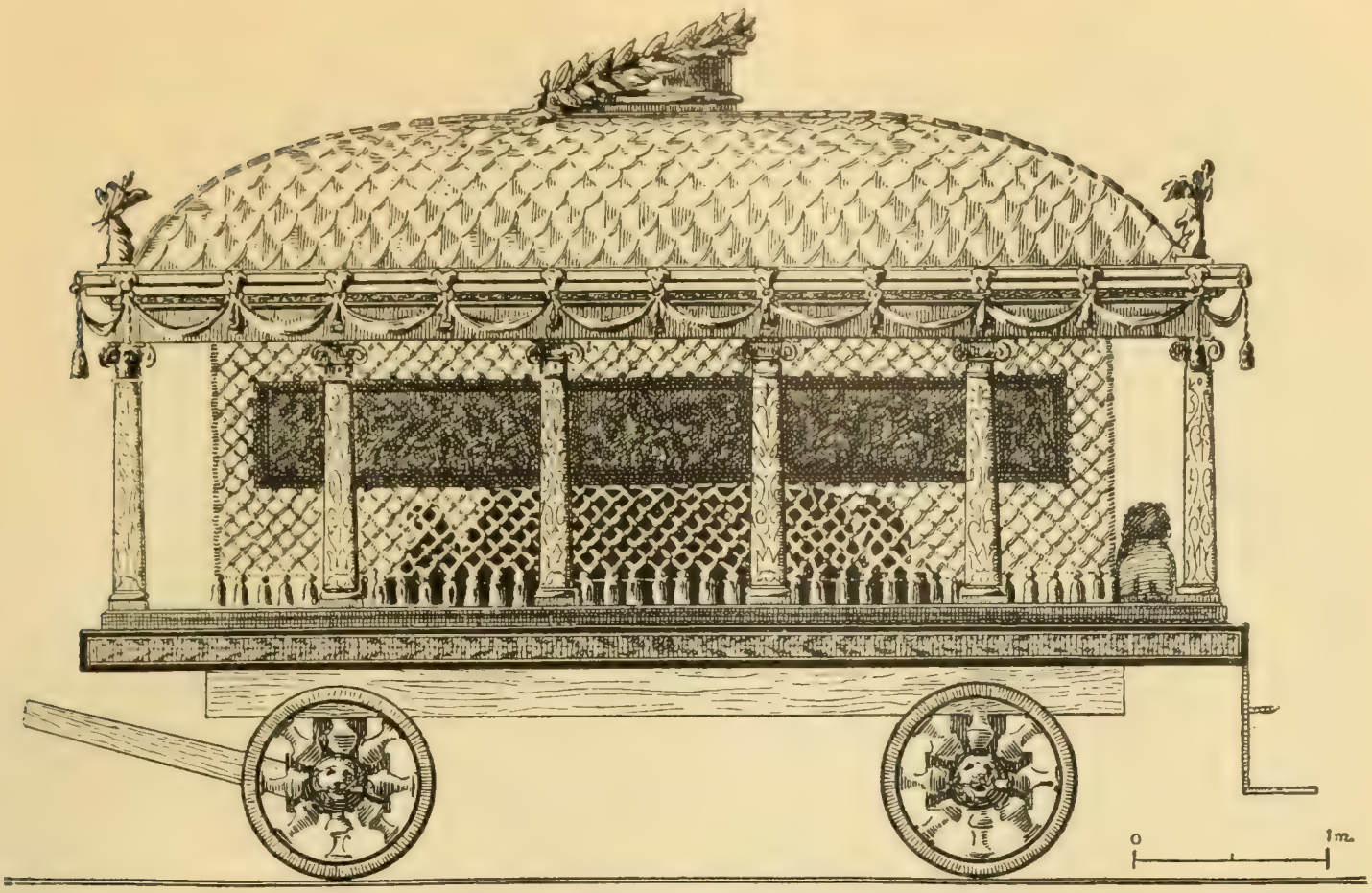
Zugleich mit der Ordnung der Satrapieen war die Überführung der Leiche Alexanders nach der Oase des Ammon und die Herstellung eines Prunkwagens dafür beschlossen worden. Zur Herstellung dieses Wagens, dessen ausführliche Beschreibung wir noch besitzen, auf deren Grunde man neuerdings versucht hat, sein Bild zu rekonstruieren, waren fast zwei volle Jahre nötig; endlich war er, 321, fertig, und nun sollte der Leib Alexanders von Babylon nach Ägypten und zum Ammon geführt werden. Bis Syrien kam Ptolemäos entgegen, um ihn in Empfang zu nehmen; er schaffte ihn aber nicht zum Ammon, sondern behielt ihn in Alexandria; hier erhob sich das Grabmal Alexanders, hier opferte man ihm in der den Heroen gebührenden Weise.

Es war eine Eigenmächtigkeit, mit der hier Ptolemäos vorging, mit der er sich und seinem Lande diesen Gegenstand hoher Verehrung vorbehielt und sicherte. Wohl war das Ansehen des Perdikkas in Asien immer höher gestiegen, und im ganzen hat er in jenen Jahren wirklich Asien beherrscht, zugleich von Eumenes beraten; aber an Unbotmäßigkeit hat es schon damals nicht gefehlt, der Aufforderung, dem Eumenes bei der Eroberung Kappadokiens zu helfen, hatte Antigonos von Großphrygien sich entzogen, schließlich hatte Perdikkas selber dem Eumenes Kappadokien unterworfen. Dagegen erfreute Perdikkas sich der Unterstützung der Olympias, die ihm ihre Tochter Kleopatra, die rechte Schwester Alexanders, zu vermählen wünschte, die Witwe des Königs Alexander von Epiros, des Bruders der Olympias; wegen der Aussicht auf diese Ehe trennte Perdikkas sich von seiner Gemahlin Nikäa, der

Tochter des Antipater. Bei dem Gedanken an diese Verbindung mit dem Königshause mochte den Perdikkas wohl der Wunsch nach der Krone Alexanders leiten, auch ohne dies schien seine Macht in Asien dem Krateros und Antipater, sowie dem Ptolemäos bedrohlich. So kam eine Koalition der Machthaber in Europa mit dem Satrapen Ägyptens zustande; auch Antigonos hatte sich ihr angeschlossen und war von Großphrygien nach Europa gegangen. Der Krieg brach los, Perdikkas selber zog gegen Ptolemäos nach Ägypten und vertraute dem Eumenes die Kriegführung gegen Krateros und Antipater an, die in Kleinasien landeten. Eumenes entsprach auch militärisch den hohen Erwartungen des Perdikkas; während Antipater nach Kilikien zog, kam es in Kleinasien zur Schlacht zwischen Krateros und Eumenes, in der Eumenes siegte und Krateros fiel. Unterdessen war Perdikkas nach Ägypten gezogen, er stand vor Memphis und beabsichtigte hier den Nil zu überschreiten, aber der Übergang mißlang, eine große Anzahl seiner Leute ertrank im Flusse oder fiel den Krokodilen zum Opfer. Das eigene Heer und die Offiziere waren mit Perdikkas unzufrieden; seine Offiziere ermordeten ihn in seinem Zelte, 321 v. Chr. Die Stelle des Reichsverwesers bot man dem Ptolemäos an, der aber ablehnte; es war der klügste Entschluß seines klugen Lebens, statt zeitweiliger Herrschaft über das Ganze, die doch niemals unbestritten geblieben wäre, und die er auf die Dauer nicht hätte behaupten können, sicherte er ihm den kostbaren Teilbesitz für alle Zeit. Auch hier zeigte in Beschränkung sich der Meister. Den Eumenes verurteilte das Gericht der Makedonier jetzt zum Tode und erklärte ihn seiner Satrapie für verlustig; zum Reichsverweser bestellte man den Antipater, und er nahm an. Zu Triparadisos in Syrien wurde die Satrapieenverteilung neu geordnet, dabei erhielt Seleukos Babylonien. Antipater ging nach Europa zurück und ernannte zum Reichsfeldherrn für Asien den Antigonos, der aber trotz dieser zentralen Stellung seine Satrapie Großphrygien behielt; jetzt, 321, gewinnt Antigonos die Grundlage für seine künftige Machtstellung. Der König Philippos, Arridäos, blieb aber nicht in Asien zurück, der Reichsverweser Antipater führte ihn und seine Gemahlin mit sich nach Europa. Der Bruder und Vorgänger des großen Philipp, König Perdikkas III. von Makedonien, hatte einen Sohn Amyntas, den sein Oheim und Vormund Philipp des Thrones beraubte, den er aber durch die Vermählung mit Kynna, seiner Tochter von der Illyrierin Audata, zu seinem Schwiegersohne machte; die Tochter des Amyntas und der Kynna, also eine Enkelin sowohl Perdikkas' III wie König Philipps, war Eurydike. Der Tod König Philipps hatte der Kynna ihren Gemahl geraubt, Alexander hat seinen Vetter Amyntas töten lassen. Eurydike war verlobt mit Arridäos, und obwohl Antipater wie Perdikkas jetzt gegen die Vermählung des Königs Arridäos mit Eurydike waren, sammelte Kynna jetzt Soldaten und führte ihre Tochter nach Asien, um sie dem jungen Könige zu vermählen. Kynna fiel in die Hand des Perdikkas, und er ließ sie hinrichten, Eurydike aber wurde die Gemahlin König Philipps. Das Königspaar führte Antipater jetzt mit sich nach Europa, auch den kleinen König Alexander.

So war der alte Gegner der Olympias, der Statthalter Alexanders in Europa, noch auf seine alten Tage zum Herrn über das Reich geworden, und er starb als Reichsverweser, schon im Jahre 319. Zu seinem Nachfolger ernannte er nicht seinen Sohn Kassander, sondern seinen alten Kameraden Polyperchon. Er mochte glauben, durch den Verzicht auf Begünstigung seines Sohnes am besten für das Reich zu sorgen, in Wirklichkeit steigerte er dadurch die Zwietracht.

Es fiel dem Kassander gar nicht ein, sich der Anordnung seines Vaters zu fügen, er floh nach Asien zu Antigonos, um in Gemeinschaft mit ihm den neuen Reichsverweser Polyperchon zu bekämpfen. Bei der Ernennung des Antipater zum Reichsverweser hatte Antigonos, der Reichsfeldherr, den Auftrag erhalten, die Ächtung des Eumenes zu vollstrecken und ihm Kappadokien abzunehmen, aber vergeblich blockierte Antigonos den Eumenes in der kappadokischen Bergfestung Nora, und es gelang dem Eumenes schließlich, zu entkommen. Auf seiten der Reichseinheit und des Reichsverwesers Polyperchon stand die alte Königin Olympias, und durch sie knüpfte Polyperchon jetzt mit Eumenes an: Polyperchon gab die Würde des Reichsfeldherrn, die Antipater dem Antigonos übertragen hatte, jetzt an Eumenes. Die Reichseinheit wird nunmehr in Europa durch Polyperchon und in Asien durch Eumenes vertreten; Kassander und Antigonos dagegen kämpfen gegen die Reichseinheit, Antigonos in Asien und Kassander in



Leichenwagen Alexanders des Großen. Rekonstruktion im Jahrbuch des dtsch. archäol. Instituts.

Europa. Jetzt aber greift die Königin Eurydike ihrerseits in die Entwickelung der Dinge ein, die starke Frau verfügte über ihren Gemahl, den schwachsinnigen König und versuchte nunmehr, durch ihn zu regieren. Es mag ein persönlicher Gegensatz zu Olympias gewesen sein, der Eurydike jetzt dazu bestimmte, durch König Philipp den Kassander zum Reichsverweser zu ernennen. Jetzt standen sich also in Europa zwei Reichsverweser gegenüber, wie in Asien zwei Reichsfeldherren. Und durch Eurydike gereizt, benutzte Olympias eine Abwesenheit des Kassander, um Arrhidäos und Eurydike zu beseitigen: den König Philipp ließ sie mit Pfeilen erschießen, Eurydike durfte sich selbst erhängen. So beginnt jetzt die Vernichtung des Königshauses, im Jahre 317 v. Chr., begonnen hat sie die dämonische Olympias. Das Jahr darauf traf sie die Vergeltung. Bei seiner Rückkehr nach Makedonien belagerte Kassander die Olympias in Pydna, im Jahre 316 mußte sie sich ergeben; das Heer verurteilte sie zum Tode, sie wird gesteinigt. Kassander vermählt sich mit Thessalonike, einer Tochter des alten Königs Philipp von einer thessalischen Frau aus Pherä. Noch lebte der kleine König Alexander und seine Mutter Roxane, sowie Barsinens Sohn Herakles; die Königin Kleopatra, die Mutter des Epirotenkönigs, die rechte Schwester Alexanders des Großen, residierte in Sardes.

Dasselbe Jahr 316, in dem Olympias getötet wurde, brachte auch dem Eumenes den Untergang. Vom Reichsverweser Polyperchon zum Strategen des Reiches ernannt, suchte er in Asien die Verbindung mit den oberen Satrapieen, er suchte sie im Gegensatze zu Antigonos der Reichseinheit zu erhalten; Antigonos zog gegen ihn zu Felde. Aus der Persis marschierte Eumenes dem aus dem medischen Ekbatana kommenden Antigonos entgegen. Eine Schlacht in Parätakene, Ende 317 v. Chr., blieb unentschieden, aber bald darauf, in der Schlacht in Gabiene, wurde Eumenes von seinen Silberschildnern an Antigonos verraten, und Antigonos ließ ihn töten, 316 v. Chr. Der fähigste Verteidiger der Reichseinheit und der Hort des Königshauses war beseitigt. Gefallen war er schließlich doch darüber, daß er kein Makedonier war, sondern ein Grieche.

Antipater hatte die Demokratie in Athen beseitigt und begünstigte überhaupt in den griechischen Staaten die aristokratische Verfassung; dieser Richtung folgte sein Sohn Kassander.

Es war der Gegensatz zu Kassander, der den Polyperchon veranlaßte, seinerseits die Demokratie wieder einzuführen, auch in Athen. Freilich beherrschte Polyperchon nicht ganz Athen, im Hafen von Munichia lag vielmehr eine Besatzung Kassanders unter Nikanor, und durch die Vertrauensseligkeit des Phokion, der zu Athen damals zum 45. mal Stratege war, eine Vertrauensseligkeit, die wohl den Schein geheimen Einverständnisses begründen konnte, gelang es dem Nikanor, sich auch des Piräeus zu bemächtigen. Nun zog Polyperchons Sohn Alexander nach Attika, das Regiment Phokions wurde gestürzt, er suchte sich vor Polyperchon zu rechtfertigen, aber Polyperchon erklärte ihn des Hochverrats für schuldig, das wieder demokratische Athen verurteilte ihn zum Tode, und er wurde hingerichtet, 318 v. Chr., in einem Alter von über achtzig Jahren. Von der Notwendigkeit, sich ins Einvernehmen mit Makedonien zu setzen, war Phokion seit dem Philokrateischen Frieden von 346 v. Chr. überzeugt, nicht als Schüler Platons, sondern weil er von Illusionen gänzlich frei war und sich über die Machtverhältnisse nicht täuschte; die Makedonier, besonders Antipater, waren ihm gewogen, Phokion hat bei ihm den Frieden nach dem lamischen Kriege vermittelt, in den Jahren der von Antipater damals begründeten aristokratischen Verfassung in Athen hatte er das Heft in den Händen; eine starke Partei hatte er immer hinter sich gehabt, sonst wäre er nicht 45 mal zum Strategen gewählt worden. Freilich fehlte seiner Nüchternheit der Schwung, der den großen unter den Realpolitikern nicht abgeht, er sah überall Unvermeidlichkeiten und übersah dabei, daß die Zwietracht der großen Gewalten oft auch dem Mindermächtigen das Recht zu größerer Kühnheit gibt. Von unantastbarer Anständigkeit des Charakters, suchte er die Grundsätze der bürgerlichen Sittlichkeit auf die Politik zu übertragen; ob sein Grundsatz, Unrecht leiden ist besser als Unrecht tun, hier angebracht war, ist doch die Frage. Aber er ist dadurch der Held einer moralisierenden Geschichtschreibung geworden, vom Altertum bis auf unsere Tage; 1786 erklärte der Göttinger Schlözer, das wilde Tier des athenischen Pöbels habe ihn zerrissen, die Kanaille von Athen habe ihn verurteilt.

Die Stadt Athen hielt zu Polyperchon, in den Häfen dagegen behauptete sich die Besatzung des Kassander, aber bereits im Jahre 317 führte Demetrios von Phaleron, Philosoph und Redner, ein Schüler Theophrasts und also ein Enkelschüler des Aristoteles, einen Ausgleich auch der Stadt mit Kassander herbei, der seine Besatzung in Munichia beließ; zehn Jahre lang blieb nun Athen im Besitze des Kassander, von 317—307, bis zur Einnahme Athens durch den Sohn des Antigonos, durch Demetrios Poliorketes. Zehn Jahre lang regierte und verwaltete Demetrios von Phaleron Athen als Vertreter des Kassander und als atheniscer Stratege. Die demokratische Verfassung des Polyperchon blieb nicht bestehen, sondern man kehrte zum Zensus zurück, aber nicht zu dem hohen Zensus des Antipater, der alle die vom Bürgerrecht ausgeschlossen hatte, die unterhalb des Zensus von 2000 Drachmen standen, etwa 1572 Mark; die Verfassung des Demetrios ermäßigte den Zensus auf die Hälfte und erweiterte so das Bürgerrecht, wenn sie auch nach wie vor die Besitzlosen ausschloß. Eine neue Behörde von Gesetzeswächtern wurde bestellt, um gesetzwidrige Anträge von Annahme und Behandlung auszuschließen. Die Verwaltung des Phalereers wurde zur Wohltat für Athen. Nach seinem Sturze im Jahre 307 ging er zuerst nach Theben und nach dem Tode Kassanders 297 nach Alexandria. Am Hofe des Königs Ptolemäos fand er ehrenvolle Aufnahme und entfaltete in Alexandria eine reiche literarische Tätigkeit; damals schrieb er auch Memoiren über die zehn Jahre seiner Verwaltung von Athen.

Nach der Beseitigung des Eumenes waren auch die oberen Satrapieen Asiens unter die Hand des Antigonos gekommen, in Babylon hatte er sich mit Seleukos überworfen und Seleukos floh nach Ägypten zu Ptolemäos. Syriens hatte Ptolemäos sich bereits im ersten Jahre der Reichsverweserherrschaft Polyperchons bemächtigt, sonst aber gebot Antigonos fast allein in Asien. Trotz der Erfolge des Kassander in Europa — seit dem Tode der Olympias, seit 316, war er unbestritten Herr über Makedonien — schien die Stellung des Antigonos übermächtig, und so bildete sich gegen ihn eine Koalition des auch von Seleukos aufgestachelten Ptolemäos mit Kassander und mit Lysimachos von Thrakien. Die Verbündeten forderten dem Antigonos gegenüber gemeinsame Verteilung der Provinzen und gemeinsame Verfügung über den Königsschatz, dessen Antigonos sich bemächtigt hatte; Antigonos wies ihre Forderungen

Die sogenannten Ptolemäer-Kameen von Wien und St. Petersburg

als Ptolemäos Philadelphos und Arsinoë oder Alexander d. Gr. und Olympias gedeutet
Beide Sardonyx-Gemmen wurden vermutlich in Alexandrien für den Ptolemäerhof gearbeitet

ab und schritt zum Angriff; 315 v. Chr. Er unterwarf Phönikien und Nordsyrien und eroberte nach langer Belagerung im Jahre 314 Tyros; die griechischen Städte suchte er dadurch von Kassander abzulenken, daß er sie für frei erklärte, und der dem ägyptischen Satrapen fast gleichnamige Neffe und Feldherr des Antigonos, Ptolemäos, hatte in Griechenland Erfolg und befreite griechische Städte von makedonischer Besatzung. Aber im Jahre 312 erlitt der vierundzwanzigjährige Sohn des Antigonos, Demetrios, bei Gaza im Philisterlande durch Ptolemäos und Seleukos eine schwere Niederlage, die dem Antigonos die Herrschaft über die syrisch-phönikische Küste wieder entzog. Das Schlimmste aber für Antigonos war, daß es dem Seleukos jetzt, 312, gelang, nach Babylon zurückzukehren; er hat sich auf die Dauer hier behauptet, mit dem Jahre 311 v. Chr. beginnt die Ära der Seleukiden. Antigonos konnte jetzt unmöglich mit drei Fronten, gegen Griechenland, Ägypten und Babylon kämpfen, aber auch die Verbündeten kamen nicht weiter. So schritt man denn im Jahr 311 auf Grund des status quo zum Friedensschlusse, der dem Ptolemäos Ägypten und Südsyrien, dem Lysimachos Thrakien beließ, den Antigonos als Strategen Asiens und den Kassandros als Strategen für Europa anerkannte, bis zur Mündigkeit des jungen Königs Alexander; auch Seleukos wurde in Babylon nicht behelligt.

Tatsächlich hatten sich schon jetzt aus der Alexandermonarchie fünf große Reiche herausgebildet, Makedonien, Thrakien, Vorderasien, Babylonien und Ägypten, aber immer noch hielt man formell die Reichseinheit aufrecht im Namen des jungen, jetzt elfjährigen Alexander. Er wuchs heran, und bei der Stimmung der Makedonier für das Haus des großen Alexander wurde er, je älter er wurde und je mehr er sich der Mündigkeit näherte, eine Gefahr für Kassander, für die Machthaber. Indessen er war in den Händen des Kassander, und dieser ließ jetzt, 310, den jungen König Alexander und seine Mutter Roxane in aller Stille beseitigen. Der Unwille, den das erregte, bestimmte den Polyperchon, den anderen Sohn Alexanders, der jetzt etwa 22 Jahr alt war und mit seiner Mutter Barsine zu Pergamon lebte, samt seiner Mutter nach Griechenland hinüberzurufen, um ihn gegen Kassander auszuspielen und als König nach Makedonien zu führen. Der drohenden Gefahr begegnete Kassander dadurch, daß er sich mit Polyperchon verständigte und ihm die Mitregentschaft über Makedonien anbot. Polyperchon ließ sich von Kassander überreden und brachte im Jahre 309 den Herakles und die Barsine zu Tode, erhielt aber von Kassander nicht die makedonische Mitregentschaft, sondern nur die Strategie im Peloponnese; hier war er noch im Jahre 303 im Besitze wenigstens von Messenien und Elis. Bald darauf wird er gestorben sein, ein alter Mann, er war ja noch ein Kriegskamerad des Antipater gewesen; seine Schandtat war nicht schlimmer als die Schandtaten Kassanders, aber seine Fähigkeiten waren geringer.

Mit der Ermordung der beiden Söhne Alexanders war das Königshaus im Mannesstamm erloschen, aber noch lebte die rechte Schwester König Alexanders, die Königin Kleopatra, in Sardes, im Machtbereiche des Antigonos. Umworben von den Großen des Reiches hatte sie keinem ihre Hand gegeben, aber im Jahre 309 entschloß sie sich, sich mit Ptolemäos zu vermählen. Damit unterschrieb sie ihr Todesurteil, nun ließ Antigonos sie töten. Das Haus Alexanders war beseitigt, aber damit noch nicht der Gegensatz zwischen dem Streben nach einer Reichseinheit und den territorialen Tendenzen. Der Einzige, der noch den Mut besaß, nach dem Ganzen zu streben, war der unternehmendste der Generäle, war der „Praktikotatos ton Hegemonon", wie Hieronymos von Kardia ihn genannt hat, war der alte Antigonos. Er wollte für sich die Herrschaft über das Ganze, nach dem Untergange des Königshauses griff er selber nach der Krone Alexanders.

Eine Herrschaft über das Gesamtreich Alexanders konnte sich aber nicht auf Asien beschränken, sondern mußte nach Europa übergreifen. Bereits im Jahre 313 hatte der Neffe des Antigonos, Ptolemäos, Erfolge in Griechenland errungen, aber im Jahre 310 fiel er von Antigonos ab und verband sich mit dem Satrapen von Ägypten. Der Krieg beginnt, den der Ägypter zunächst, 310, in Kilikien, und im nächsten Jahre, 309, mit großem Erfolge in Lykien und Karien führt. Er wetteifert mit Antigonos in der Umbuhlung der griechischen Städte und geht 308 selbst nach Griechenland hinüber, er gewinnt Sikyon und Korinth. Daraufhin sendet Antigonos seinen Sohn Demetrios nach Griechenland zur Befreiung der

griechiſchen Städte von Kaſſander, Demetrios von Phaleron räumt Athen, und Demetrios Poliorketes nimmt den noch immer von Makedoniern beſetzten Hafen von Munichia, er ſchleift ſeine Befeſtigungen und gibt Athen die Freiheit; die Verfaſſung des Demetrios von Phaleron wird beſeitigt und die reine Demokratie wieder hergeſtellt, 307 v. Chr. Unter dem Jubel des Volkes war Demetrios in Athen eingezogen, jetzt und bei erneutem Aufenthalte in Athen 304/303 erwies man ihm überſchwängliche Ehren. Man beſchloß die Aufſtellung der Bildſäulen des Demetrios und Antigonos neben denen der Befreier von der Tyrannis, des Harmodios und Ariſtogeiton, und die Errichtung eines Altares für beide als die Heilandgötter. Dagegen trat es faſt zurück, wenn man jetzt und zuerſt in Athen damit begann, den Königstitel auf Antigonos und Demetrios anzuwenden. Eine weitere Ehrung griff bereits in die Organiſation des Staates ein, die Vermehrung der zehn Phylen, wie ſie ſeit 200 Jahren, ſeit der Begründung der Demokratie durch Kleiſthenes beſtanden hatten, die Hinzufügung der elften und der zwölften Phyle, der Demetrias und Antigonis. Mit der Phylenordnung hing die Organiſation des Rates ſtets zuſammen, an die Stelle der 500 Ratmänner der kleiſtheniſchen Phylen traten daher jetzt 600, und da, trotz mancher Umnennung, ſich die Zwölfzahl der Phylen hielt, ſo begegnet uns der Rat der 600 noch in der römiſchen Kaiſerzeit. Ebenfalls von politiſcher Bedeutung war ein Geſetz des Sophokles gegen die Philoſophenſchulen, es war hauptſächlich gegen den Peripatetiker Theophraſt gerichtet, den Lehrer und Freund des Demetrios von Phaleron, aber es ging bei der Abneigung der atheniſchen Philoſophie gegen die radikale Demokratie doch weiter. Theophraſt ging in die Verbannung, konnte aber bald zurückkehren, da das Geſetz des Sophokles bald wieder aufgehoben wurde.

Für die ägyptiſche Seemacht des Ptolemäos war die Inſel Kypros ein Hauptſtützpunkt, und im Jahre 306 ließ Antigonos ſeinen Sohn Demetrios eben dorthin abgehen. Er beſiegte hier zunächſt bei Salamis auf Kypros den ägyptiſchen Feldherrn Menelaos und ging daran, mit ſeinen Maſchinen, darunter ſeine berühmte Helepolis, die Stadt zu belagern. Nun erſchien Ptolemäos ſelber, aber in einer großen Seeſchlacht wurde er und ſeine Flotte, ebenfalls bei Salamis, überwunden; die ganze Inſel kam in die Gewalt des Demetrios. Jetzt war der Augenblick gekommen, dem die Bemühungen langer Jahre gegolten hatten: auf das Haupt des greiſen Antigonos ſenkte ſich jetzt die Königskrone. Der Bote, den Demetrios ſeinem Vater ſandte, brachte die Meldung von dem Siege dem Könige Antigonos, und der Erbe Alexanders ſandte mit dem Dankbrief auch das Diadem an ſeinen Sohn, dem Könige Demetrios.

Der Seeſieg hatte den neuen Königen Anlaß und Gelegenheit geboten, auf den Münzen des Demetrios und Antigonos erſcheint daher die Siegesgöttin mit dem Schiffe und dem Dreizack. Das weithin ſichtbare Monument des Sieges ſollte auf Samothrake ſich erheben: die geflügelte Nike von Samothrake ſteht heut im Louvre.

Die Wiederherſtellung des Alexanderreichs war proklamiert, ſein Mittelpunkt, die Reſidenz, ſollte in Nordſyrien liegen, Antigonia am Orontes, das Antigonos im Jahre 307 gegründet hatte. Die nächſte Frage war die nach der Anerkennung der Suprematie über die Teilfürſten. Wohl hatte man in Griechenland dem Kaſſander gegenüber Erfolge gehabt, aber in Makedonien ſaß er feſt; Ptolemäos war bei Kypros geſchlagen, und dieſe Inſel hatte er verloren, aber er beſaß Ägypten. Lyſimachos hielt ſein thrakiſches Reich, und von Babylon aus hatte Seleukos ſich Oberaſien unterworfen. Zur Anerkennung wollte nun Antigonos zunächſt den Ptolemäos zwingen, noch im ſelben Jahr 306 zog er gegen Ägypten zu Felde, mit der Flotte ſollte Demetrios in Ägypten landen; aber die Landung glückte nicht, und auch dem Antigonos gelang es nicht, in Ägypten einzubrechen, er mußte, 305, zurückgehen. Der Widerſtand des mächtigſten Territorialreichs war ungebrochen, und ſein Beherrſcher Ptolemäos demonſtrierte jetzt gegenüber den Anſprüchen des Antigonos auf die Oberhoheit dadurch, daß er ſelber den Königstitel annahm; als Heilande, als Soter hatte ihm ſchon vorher die um 308 von ihm begründete Gemeinſchaft der Inſeln des Ägäiſchen Meeres göttergleiche Ehren gewidmet. Für Ptolemäos bedeutete der Königstitel etwas anderes als für Antigonos; es war für ihn nicht der Königstitel Alexanders, ſondern das Königtum ſeines Territoriums, an erſter Stelle natürlich Ägyptens, auch der Königstitel des Antigonos galt ihm lediglich als territorialer. Dem

Beispiele des Ptolemäos folgten die anderen großen Fürsten, Kassander, Lysimachos und Seleukos, sie wurden jetzt alle Könige. Von seinen orientalischen Untertanen hatte Seleukos schon seit seiner Rückkehr nach Babylon vom Jahre 312 den Königstitel entgegengenommen, ihn aber den Griechen, den Diadochen gegenüber nicht gebraucht. Ein Jahr der Könige brach an, die unitarische Aktion des Antigonos führte zur Reaktion der Territorialgewalten.

Das Verlangen des Antigonos, den Demetrios auf Kypros gegen Ptolemäos zu unterstützen, hatte Rhodos im Jahre 306 zurückgewiesen. Durch Zusammenlegung der drei Städte auf der Insel, Lindos, Ialysos und Kamiros, war im Jahre 408 v. Chr. die Stadt Rhodos gegründet worden und hatte sich rasch zum großen Handelsstaate entwickelt; es hatte keine Neigung, sich durch Teilnahme am kyprischen Kriege den Handel mit Ägypten, mit Alexandria, zu verderben und hatte neutral bleiben wollen. Darum sandte im Jahre 305 Antigonos den Demetrios gegen Rhodos, der eine langwierige Belagerung begann, aber trotz seiner Belagerungskunst und seiner Maschinen Rhodos doch nicht nehmen konnte; die Stadt erhielt von Ptolemäos, von Kassander und Lysimachos Unterstützung. Nach einem Jahr mußte Demetrios, 304, die Belagerung abbrechen, sein Ansehen hatte einen schweren Schlag erlitten. Der Bund, den Rhodos und Antigonos schloß, gewährte der Stadt nicht nur die Autonomie, sondern gestattete ihr auch, die Freundschaft mit Ptolemäos fortzusetzen, dies Bündnis hatte demnach für Antigonos keinen Wert und keinen Inhalt.

Nike von Samothrake. Original im Louvre, Paris.

Hatte man dem Ptolemäos und den Rhodiern gegenüber keinen Erfolg gehabt, so ging es dafür jetzt gegen Kassander. Dieser hatte unterdessen sich in Griechenland wieder ausgebreitet und wiederholt Athen bedroht, wo der Neffe des Demosthenes, der radikale Demokrat Demochares, sein leidenschaftlichster Gegner war. Jetzt, 304, entsetzte Demetrios das belagerte Athen und trieb den Kassander zurück bis zu den Thermopylen, Demetrios erweiterte seinen Einfluß in Mittelgriechenland und im Peloponnese, er befreite eine Stadt nach der anderen von der makedonischen Besatzung; zum Hegemon von Hellas bestellt und mit der Führung des Krieges gegen Makedonien betraut, griff er im Jahre 302 den Kassander selber in Thessalien an. Er war im Begriffe, das makedonische Reich Kassanders für Antigonos und sich selbst zu erobern, da wurde er von Antigonos zurückberufen, nach Kleinasien.

In seiner Not hatte Kassander sich um Hilfe an die anderen Könige gewendet, und diese mußten die höchste Steigerung der Macht des Antigonos befürchten, falls die Eroberung Makedoniens dem Demetrios gelang; so bildete sich denn eine neue Koalition der vier Territorialgewalten, ein Bündnis Kassanders mit Lysimachos, mit Ptolemäos und Seleukos. Kassander konnte nicht persönlich am Kriege teilnehmen, aber er schickte einen Teil seines

Heeres. Den Krieg beginnt Lyſimachos mit ſeinem Übergange nach Kleinaſien; Seleukos hatte von dem indiſchen Könige Tſchandragupta gegen 500 Kriegselefanten erhalten und rückte nach Oſten vor. Antigonos eilt aus Syrien, aus ſeiner Hauptſtadt Antigonia nach Kleinaſien und ſucht den Lyſimachos zur Schlacht zu drängen, aber dieſer weicht aus, um den Seleukos abzuwarten. Inzwiſchen hatte Ptolemäos Coeleſyrien erobert, aber auf die falſche Nachricht von einer Niederlage des Lyſimachos und Seleukos kehrt er um. Es gelang dem Lyſimachos und Seleukos, ſich zu vereinigen, bei Ipſos in Großphrygien kam es 301 zum Kampfe. Demetrios und Antigonos wurden überwunden, Antigonos fiel und Demetrios mußte fliehen.

Den Siegern die Beute! Der kluge Lagide war diesmal gar zu klug geweſen, er hatte, allzu vorſichtig, nicht am Kampfe teilgenommen und erhielt daher jetzt gar nichts; ſonſt wäre wohl Syrien ſein Anteil geworden. Aber er konnte ſich behaupten, ebenſo wie in Makedonien Kaſſander. Durch die Angliederung von Kleinaſien diesſeits des Tauros wird die Herrſchaft des Lyſimachos ein großes Reich. Was ſonſt in Aſien dem Antigonos gehorcht hatte, kommt an Seleukos, auch Syrien, das in der Folge das Hauptgebiet der Seleukiden bleiben ſollte. Bald nach dem Siege gründete Seleukos hier ſeine neue Hauptſtadt, Antiochia am Orontes, und verpflanzte dorthin die Bewohner von Antigonia.

Das Alexanderreich hatte aufgehört zu beſtehen, ſeine Einheit war auseinander gebrochen, dem Traumgebilde dieſer Einheit hat niemand mehr nachgejagt; der Kampf von zwanzig Jahren endet mit dem Siege der zentrifugalen, der territorialen Intereſſen. Von den vier Reichen des Kaſſander und Lyſimachos, des Ptolemäos und Seleukos haben ſich drei konſolidiert, nur das Reich des Lyſimachos iſt nach einiger Zeit zerfallen. Ein einheitliches Regiment über Vorderaſien, Ägypten und Europa auszuüben, war nur Alexander imſtande geweſen, aus ſeinem Reiche hatten die Teilſtaaten ſich gebildet, aber zu einer gewiſſen Einheit des politiſchen Syſtems ſchloſſen dieſe ſich doch zuſammen. Und in allen dieſen Staaten ſtand neben dem Makedonier der Grieche.

3. Die Konſolidierung der helleniſtiſchen Monarchieen.

Unſere Betrachtung der Geſchichte läßt ſich in ihren Intereſſen vielfach durch den Ausgang der Ereigniſſe beſtimmen. So kommt in der Darſtellung des Mittelalters die Weltſtellung des byzantiniſchen Reiches mit ſeiner Macht und ſeinem Glanze, mit ſeiner ununterbrochenen Tradition des Kaiſertums und ſeinem Anſpruch der Prärogative vor dem Kaiſertum des Abendlandes in den Jahrhunderten, die den Kreuzzügen vorausgehen, oftmals nicht zu voller Geltung. Ebenſo tritt in der herkömmlichen Behandlung die Geſchichte des Hellenismus der altrömiſchen gegenüber viel zu ſehr in den Hintergrund: die Betrachtung haftet eben an dem Sieger, der die helleniſtiſchen Staaten ſamt und ſonders ſchließlich unterwarf und den Oſten mit dem Abendlande unter ſeiner Herrſchaft zu einem großen Mittelmeerreiche verband und einte. Fragen wir aber, wo die Zeitgenoſſen ſelber den Schauplatz der Weltgeſchichte ſahen, ſo müſſen wir ſagen: für das Jahrhundert nach Alexander lag er im Oſten. Und das helleniſtiſche Staatenſyſtem, wie es ſich nach der Schlacht von Ipſos vollendet und feſtigt, hat bis auf die Zeiten Hannibals als der Träger der Weltgeſchichte gegolten und für ſich ſelber in der Tat eine ganze Welt bedeutet, eine Welt für ſich auch inſofern, als die Schickſale dieſes Ganzen in dieſem erſten Jahrhundert des Hellenismus nicht von außen beſtimmt wurden, ſondern lediglich durch das Verhalten der einzelnen helleniſtiſchen Staaten zueinander. Daneben ſtand für ſich der Weſten, mit Karthago und den Griechen Siciliens und Großgriechenlands, mit den Völkern, Stämmen und Staaten Italiens, mit Kelten, Etruskern, Latinern und Samniten. Faſt unbemerkt von der Welt des Hellenismus hat ſich hier aber die Herrſchaft einer Stadt und eines Staates allmählich angebahnt und vollendet, bis die neue Großmacht Rom mit der alten Karthagos rivaliſierte. Der Kampf der Nebenbuhler fand im hannibaliſchen Kriege ſeine Entſcheidung, und jetzt ſah auch die Welt des Hellenismus, was hier vorgegangen war und bald auch ſie bedrohen mußte. Die Teilnahme Makedoniens am hannibaliſchen Kriege läßt die Staatenſyſteme des Oſtens und Weſtens ineinandergreifen: ſeit dem hannibaliſchen Kriege gibt es allgemeine Weltgeſchichte des Altertums. Dieſe Grenze hat der

Geschichtschreiber der römischen Weltherrschaft, Polybios von Megalopolis, mit dem Scharfblicke des Historikers erkannt, der selber in den Traditionen hellenistischer Politik aufgewachsen war, und er hat es bereits vor 150 v. Chr. ausgesprochen. Sein großes Geschichtswerk, eine wirkliche Weltgeschichte, keine Aneinanderreihung, sondern eine Verknüpfung aller Fäden, setzt eben darum an diesem Punkte mit der ausführlichen Erzählung ein. Seit etwa 220 v. Chr. durchdringen einander hellenistische und römische Geschichte, Rom wird ein Faktor, mit dem die hellenistischen Staaten jetzt rechnen mußten, unmittelbar nach ihrem Siege über Hannibal und Karthago greifen die Römer nach Makedonien hinüber, und bereits nach einem Menschenalter ging das Reich der Antigoniden unter. Bei Ipsos war es als Alexanderreich gefallen, als territorialer Teilstaat fiel es im Jahre 168 in der Schlacht von Pydna, sie strich Makedonien für alle Zeiten aus der Geschichte.

Eutychides' Stadtgöttin von Antiochia.
Original im Vatikanischen Museum zu Rom.

Die Erbschaft des Antigonos in Asien hatten Lysimachos und Seleukos angetreten; beide hatten auch an den Grenzen ihrer Reiche zu kämpfen, Lysimachos mit den Geten im Norden der Donau, einem Volke, das man mit den germanischen Goten niemals hätte in Zusammenhang bringen sollen. Lysimachos drang über die Donau tief in das Innere des Getenlandes, wurde aber im Jahre 292 v. Chr. von den Geten gefangen genommen und nur gegen den Verzicht auf das linke Donauufer frei gelassen. Seleukos dagegen hatte im Osten gegen den Begründer der Mauryadynastie zu kämpfen, gegen König Tschandragupta, der ganz Nordindien unter seiner Herrschaft zu einem großen Reiche geeinigt hatte; Seleukos machte dem indischen Könige eine Gebietsabtretung am Indus und erhielt von ihm dafür 500 Kriegselefanten, die ihm bald darauf in der Schlacht von Ipsos mit zum Siege helfen sollten. Durch den Gesandtschaftsverkehr, den die Seleukiden mit dem Hofe zu Pataliputra am Ganges unterhielten, wurde auch die Kenntnis Indiens bei den Griechen erweitert und vertieft. Das Gebiet des Indus hatte zuerst von allen Griechen kurz vor 500 v. Chr. Skylax von Karyanda betreten, der an der Expedition teilnehmen konnte, die der erste Darius dorthin absandte. Eine Erweiterung der Kenntnis brachte dann Ktesias von Knidos, der von 415—398 am persischen Hofe als Leibarzt des Großkönigs weilte; und dann kam der Zug Alexanders. Megasthenes ging wiederholt als Gesandter des Seleukos nach Pataliputra an den

Hof des Tschandragupta; sein Werk über Indien wurde zu einem standard work. Und der Sohn des Seleukos, Antiochos I, sandte zwischen 280 und 276 v. Chr. den Daïmachos zu dem Sohne Tschandraguptas, zu dem Könige Amitraghata; ebendorthin ging auch aus Alexandria Dionysios als Gesandter des zweiten Ptolemäos. Die Politik der hellenistischen Höfe reichte damals bis zum Ganges. Im Inneren seines Reiches schuf Seleukos eine neue Satrapieenordnung, welche die großen Satrapieen zerschlug und eine erheblich größere Anzahl kleinerer Verwaltungskörper schuf. In ihm lebten auch die Kolonisationsgedanken Alexanders fort, wie bei keinem andern der Diadochen, er wurde ein Städtegründer ohnegleichen, 75 Städte wurden auf ihn zurückgeführt. Für seine eigene Residenz hatte er, wie schon bemerkt, nicht Babylon, sondern Syrien in Aussicht genommen, offenbar um das große Getriebe der hellenistischen Politik aus größerer Nähe zu verfolgen; bald nach der Schlacht von Ipsos hatte er hier, wie wir uns erinnern, Antiochia am Orontes gegründet. Für die Beherrschung der oberen Satrapieen aber war die Lage von Antiochia weniger günstig, und so gründete er dort am rechten Ufer des Tigris Seleukia, in geringer Entfernung vom Euphrat und von Babylon und mit dem Euphrat durch einen Kanal verbunden; die Gunst der Lage von Seleukia stand hinter der von Babylon nicht zurück, bald wurde Seleukia Weltstadt. Eben hier schlug der Sohn des Seleukos, Antiochos I, seine Residenz auf, nachdem ihm der Vater, 294 v. Chr., die Mitregentschaft und die Verwaltung der oberen Satrapieen übergeben hatte. Antiochos I richtete seine Blicke jetzt auch nach dem Nordosten, nach dem Kaspischen Meere und auf die großen Ströme Zentralasiens. Die erste, noch ganz verworrene Kunde vom Oros, vom Amudarja, findet sich bei Herodot, die des Syrdarja, des Jaxartes, bei Ktesias, der die geographische Kenntnis des oberen und vorderen Asien erweitert hat, wie kein zweiter seit Hekatäos von Milet, zwischen Darius I und Alexander; mit gutem Grunde ruht die Erdkunde des Aristoteles, die von den Ergebnissen des Alexanderzuges noch unberührt ist, für Asien wesentlich auf Ktesias. Dieser hat zuerst auch die richtige Kunde von der Richtung des Flußlaufes, wie für den Jaxartes, so auch für den Oros geboten. Da das Altertum den Aralsee nicht kannte, mußte es zu der Meinung kommen, beide Flüsse mündeten in das Kaspische Meer; in Wirklichkeit hat auch der Oros niemals in das Kaspische Meer münden können, weil sich dazwischen das Plateau des Üst-jurt erhebt. Von Herodot bis Aristoteles hat das Kaspische Meer für ein Binnenmeer gegolten, jetzt aber war Alexander so hoch nach Norden, bis zum Jaxartes in seinem Mittellaufe gedrungen, daß sich nunmehr die Frage erhob, ob der Jaxartes vielleicht im Norden des Kaspischen Meeres nach Westen fließe und, mit dem Tanais, dem Don, identisch in die Mätis, in das Asowsche Meer einmünde, ob ferner eine Verbindung von Mätis und Kaspischem Meer bestehe, oder aber ob das Kaspische Meer gar kein Binnenmeer sei, sondern ein Teil des Ozeans, wie die Griechen das vor den Zeiten Herodots angenommen hatten. War Alexander bis zum Jaxartes vorgedrungen: unter Antiochos I, zwischen 294 und 280, ging Damodamas noch weiter. Und Antiochos war es auch, der die Frage des Kaspischen Meeres eben damals zu lösen versuchte. Schon Alexander hatte dafür eine Expedition geplant, die Heraklides, der Sohn des Argäos, führen sollte, aber mit dem Tode des großen Königs war auch dieser Plan gefallen, den Antiochos jetzt wieder aufnahm. Zwischen 285 und 280 sandte er einen erfahrenen Feldherrn seines Vaters, den Patrokles, aus, um zu Schiffe das Kaspische Meer zu erkunden, und dieser scheint den Balkanbusen an der Ostküste des Kaspischen Meeres für die Mündung des Oros gehalten zu haben; und das Meer reichte nach Norden immer weiter, Patrokles vermutete daher, es hänge wirklich mit dem Ozean zusammen, und verdrängte damit für lange Zeit die richtige Kenntnis des Herodot und Aristoteles; in der Folge meinte man, er sei wirklich aus dem Kaspischen Meere in den nördlichen Ozean gefahren und um das nordöstliche Asien herum nach Indien, man ließ ihn also Nordenskjölds nördliche Durchfahrt antizipieren. Durch seine Fahrt an der Westküste des Meeres aber zerstörte Patrokles die Meinung von einer Verbindung mit der Mätis, und auf diesem Ergebnis seiner Fahrt ruhte der Plan des Seleukos und Antiochos, eine Kanalverbindung zwischen dem Asowschen und dem Kaspischen Meere herzustellen. Die Zukunft brachte nähere Sorgen: der große Plan ist nicht erst an dem Versuche seiner Ausführung gescheitert.

Durch seinen Feldherrn Ophelas hatte der ägyptische Satrap Ptolemäos sich bereits 321

Ptolemäos I.
(Goldstater).

Demetrios Poliorketes.
(Vergrößertes Münzporträt).

Demetrios Poliorketes.
(Tetradrachmon).

der Stadt Kyrene und des Plateaus von Barka bemächtigt, aber bald hatte Ophelas die Gewalt für sich in Anspruch genommen, er machte sich unabhängig und verbündete sich in der Folge mit Agathokles von Syrakus zu einem gemeinsamen Unternehmen gegen Karthago. Vor Karthago aber veruneinigten sich Agathokles und Ophelas, und Ophelas fand hier seinen Tod, 309 v. Chr. Kyrene wurde wieder ägyptisch.

Auch als König hat Ptolemäos in Ägypten eine Politik befolgt, die er gleich als Satrap begonnen hatte, und mit der er in die Fußstapfen Alexanders eintritt. Im Gegensatze zu den Persern ist es Alexander und den Ptolemäern gelungen, mit den Ägyptern sich zu stellen und zu ihren Untertanen ein gutes Verhältnis zu gewinnen: es gelang ihnen das vor allem durch die Schonung ihrer religiösen Empfindungen und Empfindlichkeiten, und die Römer sind den Ptolemäern hierin gefolgt; sie gingen darin vielleicht sogar zu weit, wenn sie schonungslos den von ihren eigenen Leuten opferten, der das Unglück gehabt hatte, aus Versehen eine heilige Katze zu töten; aber die Richtigkeit des Grundsatzes ist auf Grund solcher Übertreibungen nicht anzufechten. Die Perser hatten es von Anfang an mit den Ägyptern verschüttet, seit der Eroberung Ägyptens durch Kambyses und seiner Tötung des Apis. Alexander lernte von den Fehlern des persischen Regimentes in Ägypten, er gewann die Ägypter durch die Rücksicht auf ihre Religion, in diesen Zusammenhang gehört auch sein Zug zum Ammon, er wurde der Sohn des ägyptischen Gottes. Als Satrap suchte Ptolemäos einen Rückhalt auch bei den Ägyptern selber, und er verfolgte in bewußter Absicht die Versöhnungspolitik, wie Alexander sie eingeschlagen; und als König sah er keinen Anlaß zu einer Änderung dieses Systems. Er kam der ägyptischen Religion und ihrem Kultus, den Priestern und der ägyptischen Kirche weit entgegen, er erkannte sie neben der griechischen Religion als Religion des Staates an. Er suchte aber dadurch nicht nur seine eigene Herrschaft zu sichern, sondern auch Griechen und Ägypter in seinem Lande durch die Religion einander zu nähern. Dabei wurden auch die Unterschiede griechischer und ägyptischer Religion nach Möglichkeit weggedeutet, griechische und ägyptische Gottheiten wurden einander gleichgesetzt, etwa Dionysos dem Osiris und die Isis der Demeter; so mochten Griechen und Ägypter auch in der Religion einander verstehen. Vor allem aber diente die Religionspolitik des Ptolemäos dem religiösen Ausgleich durch die Einführung einer neuen Gottheit mit ihrem Kultus, mit Sarapis; er ist recht eigentlich der Gott des ägyptischen Hellenismus. Sarapis lehnte sich, wenn auch vielleicht nicht in seinem Namen, an die altägyptische Gottheit des Osiris-Apis an, in seinem Kulte sollten Ägypter und Griechen sich vereinen, die Gestalt des Osiris-Apis wird zu der des Sarapis hellenisiert, dabei beteiligen sich einmal ägyptische Priester wie Manetho, aber auch griechische Theologen, wie der Eumolpide Timotheos aus Athen. Den Kult des neuen Gottes hat Ptolemäos bereits im ersten Jahrzehnt seiner Satrapie organisiert, er bestand bereits 312 v. Chr. Der Staat sorgte für die finanzielle Sicherheit der ägyptischen Kirche und, auch durch Privilegien, für ihren Besitz, nahm aber die Aufsicht darüber in Anspruch; die Priester trugen den Charakter von Staatsbeamten. In aller Ergebenheit gegen Religion und Kirche wußte die Klugheit des Ptolemäos Priester

und Kirche von Ägypten fest zu beherrschen und in seiner Hand zu halten; seine Nachfolger haben von ihm gelernt. Wenn mehr als 600 Jahre später Konstantin der Große die Herrschaft über die christliche Kirche dadurch erlangte, daß er ihr entgegenkam und sich selber in sie einfügte, so ist Verhalten und Erfolg des Ptolemäos gegenüber der ägyptischen Kirche konstantinisch.

So richteten sich Ptolemäos, Seleukos und Antiochos, sowie Lysimachos in ihren Reichen häuslich ein, in Makedonien hielt sich Antipaters Sohn Kassander. Von dem Landbesitze des Antigonos war seinem Sohne Demetrios Poliorketes wesentlich nur der griechische geblieben, aber er war Herr der bedeutendsten Flotte und ein Seekönig, der auf Kypros und dem ägäischen Meere und in Küstenstädten Kleinasiens und Phönikiens gebot, wie in Ephesos, Sidon und Tyros; bald gewann er auch Kilikien. Freilich war nach dem Tage von Ipsos auch Athen von Demetrios abgefallen und hatte sich für neutral erklärt; dem Abfalle der Athener war der der Böoter und Phoker gefolgt. In Athen gelangte Lachares zur Gewaltherrschaft, aber nun kam es hier zum Bürgerkriege, und die Gegner des Lachares baten den Demetrios um Hilfe; er belagerte Athen, und die Flotte des Ptolemäos versuchte vergeblich, Athen zu entsetzen. In der Not der Belagerung ließ Lachares die Tempelschätze, ja sogar das goldene Gewand der Parthenos einschmelzen, aber schließlich öffnete man dem Demetrios die Tore, 294; so war Demetrios wieder zum Herrn Athens geworden. Er stellte die Demokratie wieder her, aber legte eine Besatzung nach Athen; diese Besatzung der Antigoniden blieb 66 Jahre in Athen, bis 228. Demetrios ließ in Athen seinen Sohn Antigonos als Statthalter, nach seiner Geburt in dem Thessalischen Gonoi Gonatas genannt. Im Besitze des griechischen Reiches hielt sich Antigonos Gonatas auch nach dem Sturze seines Vaters, 285 v. Chr., und als er König von Makedonien wurde, vereinigte er mit der makedonischen Krone die Herrschaft über Griechenland.

Unterdessen war im Jahre 297 der makedonische König Kassander gestorben, ihm folgten seine jungen Söhne. Die Schwäche des vormundschaftlichen Regimentes der Witwe Kassanders, der Thessalonike, der Tochter Philipps, benutzte Demetrios, um Makedonien zu besetzen; in demselben Jahre 294, das ihm Athen wieder in die Hand gegeben hatte, ward Demetrios Poliorketes auch König von Makedonien, dem Sohne und den Enkeln des Antipater folgte jetzt der Antigonide. Zwar hatte sich bereits, als Demetrios sich zur Belagerung Athens anschickte, Ptolemäos mit Seleukos und Lysimachos gegen Demetrios verbunden, um ihn an der Wiedergewinnung seiner alten Machtstellung zu hindern, und Demetrios hatte im Osten schwere Einbuße erlitten, Lysimachos hatte ihm Ephesos, Seleukos Kilikien und Ptolemäos die phönikischen Städte, sowie Kypros abgenommen, aber im Besitze Makedoniens und Griechenlands war er doch wieder zu einem der mächtigsten Herrscher seiner Zeit emporgestiegen. Im nächsten Jahre unterwarf er auch Böotien wieder, hier wurde Hieronymos von Kardia, der alte Freund des Eumenes, Statthalter.

Es war unzweifelhaft, daß Demetrios danach strebte, sein väterliches Reich wieder zu erobern; um 290 stand er auf der Höhe. Aber um sein weiteres Steigen zu verhindern, vereinigten sich gegen ihn jetzt alle: Ptolemäos, Seleukos und Lysimachos, und im Bunde mit ihnen der junge Pyrrhos. Mit Pyrrhos und Demetrios traten die beiden glänzendsten Gestalten jener Zeiten sich gegenüber.

Pyrrhos war der Sohn des Königs Äakidas von Epiros, eines Vetters der Olympias; beim Sturze der Olympias war Äakidas, im Jahre 317, aus Epiros vertrieben worden und mit ihm sein zweijähriger Sohn Pyrrhos. Seine Schwester Deidamia wurde Gemahlin des Demetrios Poliorketes, und die Macht, die Demetrios 307 in Griechenland gewann, setzte auch den elfjährigen Pyrrhos auf den Thron seines Vaters, aber als Demetrios im Jahre 302, vor der Schlacht von Ipsos, Griechenland verließ, wurde auch Pyrrhos vertrieben, siebzehnjährig. Bei Ipsos focht er für Demetrios, der ihn um 299 als Geisel zu Ptolemäos sandte. Er wurde der Liebling des alexandrinischen Hofes und vermählte sich mit einer Stieftochter des Ptolemäos; nach Kassanders Tode sendet Ptolemäos ihn, 297, nach Epiros, dort besteigt er wieder den Königsthron; seine Verschwägerung mit Demetrios hatte der Tod der Deidamia bereits gelöst. Der großen Koalition gegen Demetrios hat auch Pyrrhos sich angeschlossen, man erwartete den Angriff des Demetrios auf Asien und suchte dem Schlage zuvorzukommen. Während die

Bemalte griechische Tonfiguren
aus Tanagra, Korinth und anderen Orten.
Originale im Königlich. Museum zu Berlin

ägyptische Flotte nach Hellas abgeht, dringen Lysimachos in Thrakien und Pyrrhos in Makedonien ein, das Heer des Demetrios meuterte, und Demetrios mußte fliehen, er hielt sich aber in Thessalien und Griechenland, auch im Piräeus. Die ptolemäische Flotte nimmt die Kykladen, und in Makedonien ruft das Heer den Pyrrhos zum Könige aus, 288; jetzt wird Makedonien zwischen Pyrrhos und Lysimachos geteilt, und mit seinem epirotischen Königreiche vereinigt Pyrrhos nunmehr die Herrschaft über das westliche Makedonien. Aber schon 284 wird er von Lysimachos aus Makedonien vertrieben, nur von 288—284 war Pyrrhos auch König von Makedonien; das Königtum des Lysimachos umfaßt seit 284 das ganze Makedonien.

Demetrios hatte 288 aus Makedonien weichen müssen, aber sein Temperament hielt keine Ruhe, er suchte dem Lysimachos jetzt in Kleinasien beizukommen, wo man seinem Regimente nicht günstig gesinnt war, bereits im folgenden Jahre 297 übergibt er seinem Sohne Antigonos Gonatas die Verwaltung Griechenlands und geht zu Schiffe mit 10000 Mann nach Kleinasien hinüber. Hier aber gewann er keinen dauernden Erfolg, er muß nach Kappadokien weichen, er geht nach Kilikien, das damals dem Seleukos gehörte; nach der Schlacht von Ipsos hatte Seleukos sich mit Stratonike, der Tochter des Demetrios, vermählt, aber bereits 294 diese Gemahlin seinem Sohne Antiochos abgetreten. In Kilikien fiel Demetrios 285 in die Hände des Seleukos, der ihm seinen Aufenthalt im Schlosse zu Apamea am Orontes anwies, hier starb Demetrios bereits 283 v. Chr., im Alter von 54 Jahren. In seiner Jugendkraft und Jugendblüte hatte er die Welt bezaubert und die Feinde überwunden, aus tiefstem Sturze erhob er sich wieder zur höchsten Höhe, und auch durch einen zweiten Fall noch nicht zerschmettert, versuchte er sein Glück noch einmal. Er hatte die Welt nicht zur Ruhe kommen lassen, nun sollte er sich in die Ruhe eines königlichen Gewahrsams finden. Ihm blieb nichts mehr als der Genuß, und im Genuß ist er verkommen. Aber in dem hohen Geiste seines Sohnes, der die Herrschaft über Griechenland behauptet hatte, sollte sein Haus sich wieder erheben und den Ruhm der Antigoniden noch ein Jahrhundert lang bewahren.

In Ägypten war inzwischen der Thronwechsel und die erste Vererbung des Thrones eingetreten, aber nicht nach einem Recht des älteren. Der Ehe des Ptolemäos mit Antipaters Tochter Eurydike entstammte ein Sohn Ptolemäos, der den Beinamen Keraunos von dem Zeus des Blitzes trug; aus der Gunst des Vaters aber wurde seine Mutter Eurydike und er selber durch ihre Nichte verdrängt, durch Berenike, und ihren Sohn, den Philadelphos, den sie 308 in Kos dem Soter geboren hatte. Bei der Polygamie, mit der die hellenistischen Könige dem Alexander folgten, wie er selber orientalischen Brauch übernommen hatte, bedeutete die Vermählung des Soter mit Berenike keine Scheidung seiner Ehe mit Eurydike, aber diese zog sich von der Person des Soter zurück und aus seinem Reiche, nach Milet; es lag im Herrschaftsbereiche des Lysimachos. Um dem Sohne der Berenike, dem Philadelphos, unter Ausschluß des Keraunos, die Nachfolge in Ägypten zu verschaffen und zu sichern, stieg der erste Ptolemäos 285 freiwillig vom Throne herab, er überlebte seinen Rücktritt noch um zwei Jahre, Philadelphos war ihm gefolgt.

Die rechte Schwester des Philadelphos, die Tochter des Soter und der Berenike, Arsinoë, war die Gemahlin des alten Lysimachos geworden; ihrer Mutter Berenike ähnlich, suchte sie jetzt den Agathokles aus der Thronfolge zu verdrängen, den Sohn des Lysimachos aus seiner früheren Ehe mit Nikäa, der Tochter des Antipater, Agathokles war vermählt mit Lysandra, der Tochter des Soter und der Eurydike, der rechten Schwester des Keraunos. Von Arsinoë angestiftet, läßt Lysimachos seinen Sohn Agathokles hinrichten, vor den Ränken ihrer Stiefschwiegermutter und Stiefschwester Arsinoë flieht die Witwe des Agathokles, Lysandra, zu Seleukos; bei ihm sucht auch ihr Bruder, Ptolemäos Keraunos, Zuflucht. Längst war Seleukos auf die Macht des Lysimachos eifersüchtig; es hatte sich ein kolossales Reich unter Lysimachos zusammengeballt, seit 284 beherrschte er Makedonien, Thrakien bis zur Donau und Kleinasien bis zum Tauros. Diese Macht des Lysimachos reizte den Seleukos zum Gegensatze, und so gab er der Lysandra und dem Keraunos gern Gehör, im Jahre 281 kommt es zwischen Seleukos und Lysimachos in Kleinasien zum Kriege und zur Schlacht auf dem Kyrosfelde, dem Kurupedion westlich von Sardes; Keraunos befand sich bei Seleukos, Lysimachos fiel in der Schlacht. Das Reich des Lysimachos lag dem Seleukos jetzt zu Füßen, er besetzte

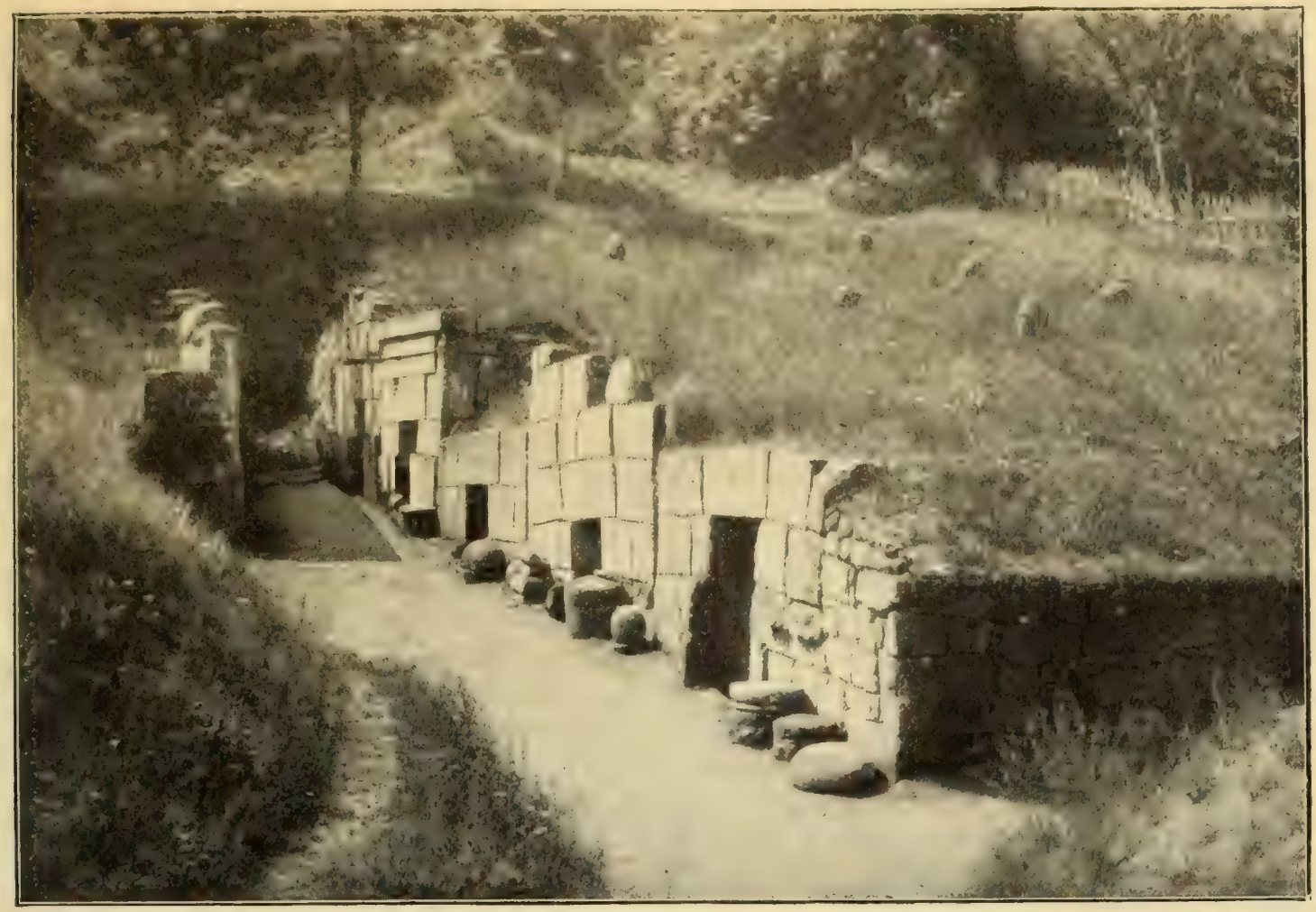
zunächſt Kleinaſien, er ging hinüber nach Europa. Was für Verſprechungen er auch immer der Lyſandra und dem Keraunos gemacht haben mochte, er ſelber wollte die Frucht des großen Sieges ernten: wenn er die Herrſchaft des Lyſimachos mit der ſeinigen vereinte, ſo wurde er auf ſeine alten Tage noch zum Erben Alexanders, dann fehlte ihm vom Alexanderreiche nur Ägypten und Griechenland. Er dachte daran, nach Europa zurückzukehren und in Makedonien als König zu ſterben; die Verwaltung Aſiens mochte ſein Sohn Antiochos führen. Mit dieſen Plänen aber traf er die Hoffnungen des Ptolemäos Keraunos; noch verbarg dieſer ſeine Enttäuſchung, aber kaum hatte Seleukos ſeinen Fuß über den Hellespont geſetzt, da traf ihn die Rache des Keraunos, er ermordete den Seleukos zu Lyſimachia im thrakiſchen Cherſonneſe. Er nahm nun ſelber das makedoniſche Königtum für ſich in Anſpruch, und die Witwe des Lyſimachos, Arſinoë, fand ihr Intereſſe jetzt in einer Verbindung mit Keraunos. Arſinoë, die vielgewandte, die Tochter des Soter, vermählte ſich jetzt mit ihrem Halbbruder Keraunos und, als Witwe des Keraunos, in der Folge mit ihrem rechten Bruder Philadelphos.

So war es noch einmal beinahe zur Wiederherſtellung des Alexanderreiches gekommen, zum letzten Male.

Während Seleukos' Sohn Antiochos den von ſeinem Vater eroberten kleinaſiatiſchen Beſitz des Lyſimachos in Anſpruch nahm, gewann Keraunos in der Tat das makedoniſche Königtum, aber nur für kurze Zeit, ſchon 278 fiel er im Kampfe gegen die Kelten. Ephemeren Königen folgte in Makedonien der Stratege Soſthenes, Makedonien war Republik geworden, aber die Strategie des Soſthenes fand bereits im zweiten Jahre zugleich mit Soſthenes ihr Ende. Vergeblich hatte Antigonos Gonatas im Kampfe gegen Ptolemäos die Herrſchaft über Makedonien angeſtrebt, und ebenſo vergeblich ſuchte er Kleinaſien dem Antiochos zu entwinden, aber er verſtändigte ſich mit Antiochos und ſchloß, 277, mit ihm Frieden. Unmittelbar darauf gewann er, bei Lyſimachia, einen großen Sieg über die Kelten, und dieſer Sieg erhob ihn jetzt zum Könige von Makedonien. Im Jahre 277 gelangte Antigonos Gonatas, gelangten die Antigoniden für die Dauer auf den makedoniſchen Thron; Demetrios Poliorketes hatte ihn nur vier Jahre lang behauptet, 288—284. Von dem Reiche des Lyſimachos blieb Kleinaſien dem Antiochos, Thrakien dagegen war ſowohl für Antiochos wie für Antigonos verloren, hier war 278 das Keltenreich von Tylis begründet worden. Die Herrſchaft über Griechenland behielt Antigonos Gonatas auch als König von Makedonien in ſeinen Händen.

Die Generation der Diadochen war ins Grab geſunken, die Epigonen waren ihnen gefolgt, ein neues Geſchlecht erſtand jetzt in Ägypten, in Aſien, in Europa. Dieſe großen Mächte ſuchen ein Gleichgewicht zu behaupten, wir begegnen in der Folge der Politik des helleniſtiſchen Gleichgewichtes. Dabei kollidieren öfters die Intereſſen der Ptolemäer und Seleukiden, dagegen ſind Antigoniden und Seleukiden mehr aufeinander angewieſen, ihre dauernde Verbindung hatte bereits im Jahre 277 der Friede des Antiochos mit Antigonos Gonatas und die Ehe des Antigonos mit einer Schweſter des Antiochos eingeleitet. Dieſe Fürſtenehen wirkten in der Politik ſicher gelegentlich als Urſachen, man denke nur an Berenike und an Arſinoë, ihre Tochter, öfter waren ſie Wirkungen der Politik, ſie waren Symptome.

Man ſollte meinen, der Untergang des Lyſimachos, der Tod des Ptolemäos Keraunos hätte den Pyrrhos wieder auf den Plan gerufen und nach Makedonien geführt, aber er verfolgte jetzt andere Ziele. Eben im Jahre 280 ging er nach Italien hinüber, in der Hoffnung auf die Gründung eines großen weſtgriechiſchen Reiches. In dem Kriege des Pyrrhos tritt die Staatenwelt des Hellenismus mit dem Weſten in Verbindung; die Kraft der Römer offenbart der Zukunft die Bedeutung Italiens in der Weltgeſchichte.



Etruskische Gräber bei Caere.

4. Die Völker und Stämme Italiens und die Entstehung der lateinisch-römischen Nation.

Haec est Italia diis sacra: mit diesen Worten beschließt die Naturgeschichte des Plinius ihre Beschreibung des den Göttern heiligen Landes. Ein Land des Schicksals ward Italien dem Altertum, den Germanen der Völkerwanderung und den Franken Karls des Großen, den Deutschen und den deutschen Königen seit Otto. Der romantische Glanz des Mittelalters umstrahlt das römische Kaisertum der deutschen Könige, und den Untergang der Hohenstaufen empfinden wir noch heute als Tragödie unserer Nation. Ein Land der lockenden Versuchung war Italien den Germanen und den Deutschen, Rom als Sitz der abendländischen Kirche ein frommes Ziel gläubiger Verehrung, bis die Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts für die Dauer eine Spaltung der deutschen Empfindungen hervorrief. Für die Macht der internationalen Kirche bedeutet das 18. Jahrhundert den größten Tiefstand, aus dem sie sich erst nach dem Sturze Napoleons I. in den Jahrzehnten der Restauration wieder emporhob, aber eben im 18. Jahrhundert wurde Italien und Rom für die Deutschen ein Land der Sehnsucht: Natur und Kunst haben es ihnen angetan. Ein Deutscher aus Danzig hat auf Grund der Klassiker und eigener Durchwanderung des Landes die erste wissenschaftliche Landeskunde von Italien geliefert, (1624) Philipp Klüver; mehr als 250 Jahre sollten vergehen, bis sein Werk ersetzt und übertroffen wurde, und dann wieder durch einen Deutschen, durch Heinrich Nissen. Die wunderbare Stimmung der italienischen Natur findet bei Goethe ergreifenden Ausdruck; wie für Winckelmann ist auch für ihn Rom die Stadt der Kunst gewesen. Die ästhetische Empfindung in der Richtung auf Natur und Kunst beherrscht diese Zeit, sie vereinigt sich bei Winckelmann mit der historischen Betrachtung und erzeugt die Kunstgeschichte. Für den großen Neubegründer der römischen Geschichtsforschung, für B. G. Niebuhr, bedeutete die Zeit seiner römischen Gesandtschaft (1816—1823) zwar keine Erweiterung, Vertiefung oder Veränderung längst gewonnener Grundsätze, wohl aber ist Forschung und Geschichtschreibung Theodor Mommsens von dem Boden Italiens und Roms nicht zu trennen. Für die Gegenwart ist Rom nicht mehr der Hauptsitz

der Kunſtübung und auch nicht mehr archäologiſcher Forſchung; auf beiden Gebieten iſt eine Verſchiebung eingetreten. Aber Italien bleibt uns das Land der Sehnſucht und Rom als die ewige Stadt ein Ort unvergleichlicher Eindrücke. Hier ſieht man die Stufen von Jahrtauſenden dicht nebeneinander.

Den Griechen der homeriſchen Zeit war Sicilien und Italien noch unbekannt, erſt um die Mitte des 8. Jahrhunderts v. Chr. wendet die griechiſche Koloniſation ſich dem Weſten zu, und ſo erſcheint Sicilien in den ſpäteſten Stücken der Odyſſee. Um 700 v. Chr. kannte die Theogonie Heſiods nicht nur die Ausbrüche des Ätna, ſondern auch bereits Etrusker und Latiner, die fern im Winkel der heiligen Inſeln wohnen ſollen. Noch haben die Küſten des Mittelmeers ſich für die Kenntnis der Zeit nicht geſchloſſen, noch weiß man nicht, daß Etrurien und Latium einer großen Halbinſel angehören, vielmehr glaubt man noch überall an offene Durchfahrt auf dem Meere. Auf Sicilien und im Süden der Halbinſel ſiedelten ſich Griechen an, und in Sicilien waren ihnen die Phöniker, die Karthager vorausgegangen, beſonders im Weſten, auf elymiſchem Gebiete. Elymer, Sikaner und Sikeler bilden die älteſte Bevölkerung der Inſel, Elymer und Sikaner unbekannten, ſchwerlich indogermaniſchen Volkstums. Das gleiche muß von den urſprünglichen Sikelern im Oſten der Inſel gelten: wenn die Sikeler hiſtoriſcher Zeit eine indogermaniſch-italiſche Sprache redeten, ſo müſſen ſie aus Italien eingewandert ſein und den Namen der älteren Bevölkerung angenommen haben, denn der Name Sikeler iſt von dem der Sikaner nicht zu trennen. Die Halbinſel ſelber erhielt im Laufe der Jahrhunderte den Namen Italien, der ſich anfangs auf den äußerſten Südweſten, das heutige Kalabrien, bezog.

Hier wohnte der Stamm der Itali, der Vitali, der ſeinen Namen nach Vitulus, dem jungen Rinde trug; das Rind war ſein Totem. Wie allerorten zahlreiche Stämme ſich mit einem Tiere in Verbindung bringen und ſich nach ſeinem Namen nennen, wie bei den Algonkin-Indianern der Name des Stammtieres, Bär, Wolf, Schildkröte, Hirſch, Kaninchen als ihr Totem die verſchiedenen Clans bezeichnete, ſo nannten auch bei den Hellenen die ätoliſchen Ophioneis ſich nach der Schlange, ihrem Totem, ſo in Italien die Picener nach dem Spechte picus und die Hirpiner nach hirpus, dem Wolfe. Und der Stamm, deſſen Totem das junge Rind war, iſt zwar zeitig den Blicken entſchwunden, aber ſein Name lebt noch heute. Um 300 v. Chr. finden wir den Namen Italien bereits für den Süden der Halbinſel angewendet, ſoweit griechiſche Koloniſation gedrungen, und in der Folge greift er immer weiter nach Norden. Am Adriatiſchen Meere zunächſt bis Ankona, der etwas nördlich von dieſer Stadt mündende Äſis bildete bis zur Zeit des Tiberius Gracchus die Grenze Italiens, die damals bis zum Rubiko verſchoben wurde. Wenn dieſer unbedeutende Küſtenfluß nördlich von Rimini — man muß aufpaſſen, um bei der Bahnfahrt ihn nicht unverſehens paſſiert zu haben — weltgeſchichtlichen Ruhm erlangt hat, ſo verdankt er das dem Umſtande, daß er im Jahre 49 v. Chr. noch die Grenze von Italien und Gallien bildete, und daß Cäſar mit ſeinem Übergang über den Rubiko die Grenze ſeiner Provinz überſchritt, Italien angriff und den Bürgerkrieg entfeſſelte. Im Weſten bildete der Macra die Grenze von Italien und Ligurien, ein anſehnlicher Fluß, den man auf der Fahrt von Genua näher an Piſa überſchreitet: dieſe Grenze bezog Etrurien demnach bereits in Italien ein. Die Entwicklung endet unter Auguſtus mit der Vorſchiebung Italiens an die Alpen. Im Oſten ſchließt Italien jetzt den größten Teil von Iſtrien ein, es reicht bis zur Arſia öſtlich von Pola, im Weſten bildet der Var die Grenze, der gewaltige Strom zwiſchen Nizza und Cannes, deſſen breites, ſteiniges Bette — im Orient würde es ein Wadi heißen — zur Zeit der Hitze faſt trocken daliegt, während es in der Regenzeit nicht einmal ausreicht, die ihm zuſtrömenden Waſſermaſſen zu faſſen.

Die Völker und Stämme Altitaliens mit Sicherheit voneinander zu ſcheiden, ihre Verzweigung und Verwandtſchaft oder aber ihre Sonderſtellung aufzuzeigen, ſetzen uns die Sprachen und Dialekte in den Stand, die zum guten Teil auf Inſchriften erhalten und uns daher bekannt ſind. Nicht als ob die Sprache ein unfehlbares Kriterium für die Abſtammung eines Volkes wäre, im Zuſammenhange mit der Bekehrung zum Iſlam haben die nichtſemitiſchen Völker Nordafrikas das ſemitiſche Arabiſch angenommen. Bei ſolcher Sprachübertragung kommt die Sprache des Siegers zur Geltung, und wo Völker aufeinander wohnen und ſich verbinden, zur Gemeinſchaft der Ehe und Sprache, gehört die Sprache in der Regel dem ſpäter gekommenen, eingewanderten Volke der Eroberer an. Eine Ausnahme war es, daß die Begründer des ruſſiſchen

Keltische Krieger auf dem Gürtelblech von Watsch. Im Besitz des Fürsten zu Windischgrätz, Wien.

Reiches, die skandinavisch-germanischen Ros, eine slavische Sprache annahmen: hier waren die Herren aber gar zu sehr in der Minderheit. Wir sehen also, in welchen Grenzen die Linguistik ethnologische Fragen zu lösen vermag.

In Italien wohnen Indogermanen vom Faro von Messina nach Norden hin und seit 400 v. Chr. bis zu den Alpen, die im engeren Sinne sogenannten indogermanischen Italiker, sowie die ebenfalls indogermanischen Gallier, die Kelten. Innerhalb der großen indogermanischen Völkergruppe hielt man früher die Griechen für den Italikern nächstverwandt und glaubte auch eine der Scheidung von Griechen und Italikern vorausliegenden gräko-italische Kultur annehmen zu sollen. Der Fortschritt der vergleichenden Sprachwissenschaft hat aber die Erkenntnis begründet, daß die nächsten Verwandten der Italiker nicht die Griechen, sondern die Kelten waren. Von den Italikern müssen diejenigen am frühesten eingedrungen sein, die schließlich am weitesten nach Süden geschoben wurden: die nördlichsten Stämme kamen am spätesten. Die italischen Dialekte stehen einander ferner als die griechischen, man hat hier eigentlich von besonderen Sprachen zu reden; Oskisch und Umbrisch muß auch wer Latein versteht einfach als fremde Sprachen lernen. Diese italischen Sprachen aber scheiden sich in zwei große Gruppen, auf der einen Seite das Lateinische mit dem Faliskischen Südtoskanas, auf der anderen Seite Oskisch, Umbrisch und die Dialekte der sabellischen Stämme. Oskisch beherrschte Süditalien, es war die Sprache der Samniten, oskisch sprach man in Kampanien, in Pompeji; das Umbrische, uns aus den Tafeln von Iguvium mit ihren Sakralinschriften bekannt, griff in alter Zeit über die Grenzen Umbriens weit hinaus, Umbrer bewohnten den Norden Toskanas, ehe die Etrusker ihn besetzten. Südtoskana war Faliskisch, zwischen Faliskern und Volskern saßen die Latiner. Zwischen Oskern und Umbrern aber siedelten die sabellischen Stämme, teils den Oskern, teils, wie die Volsker, den Umbrern näherstehend, während Marser, Äquer und Sabiner zeitig dem latinischen Einfluß unterlagen.

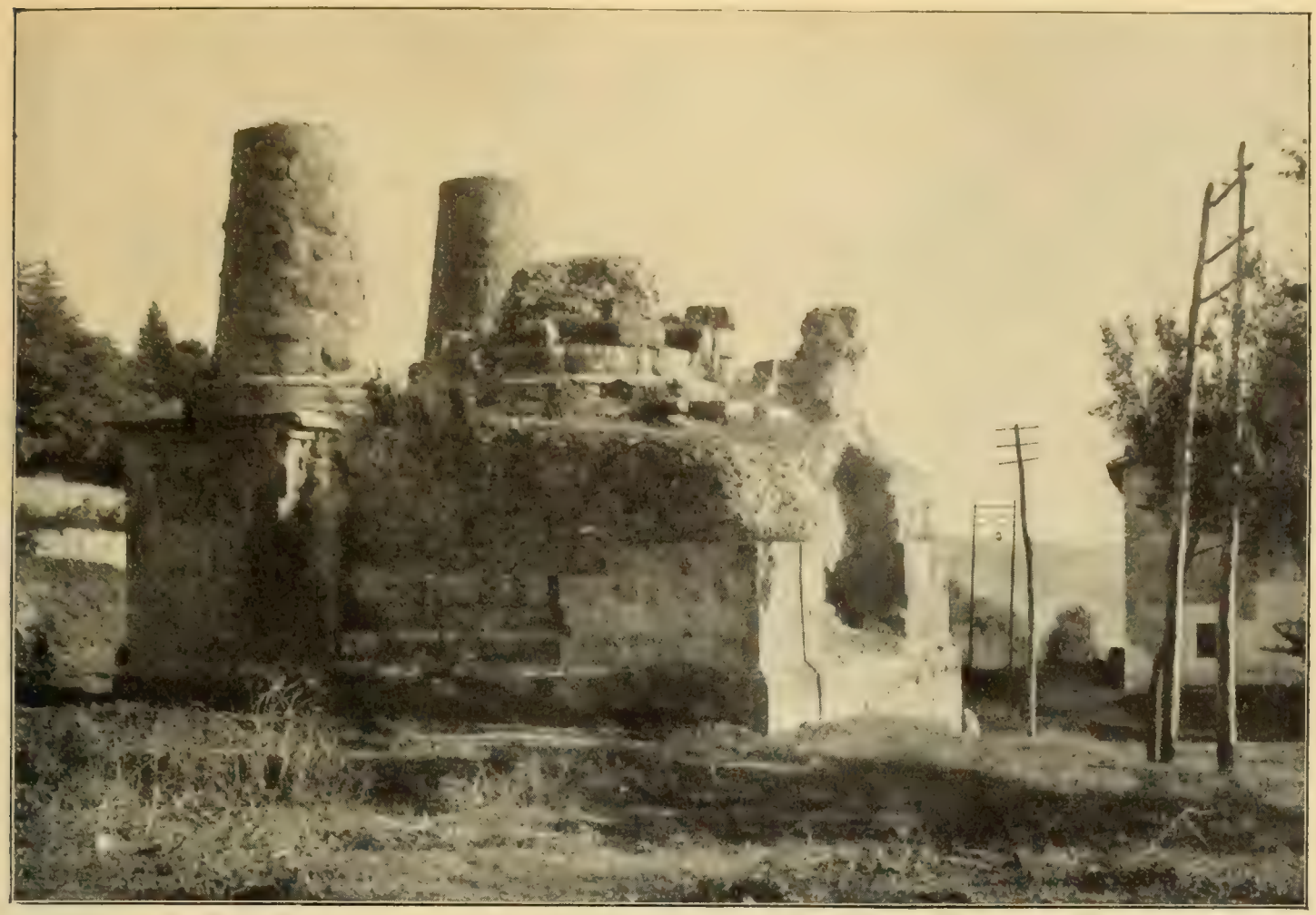
Aber außer diesen Italikern finden wir noch andere indogermanische Stämme auf dem Boden Italiens angesiedelt, illyrisch-albanesischen Volkstums. Die Stellung des Albanesischen zu bestimmen ist erst gelungen, seitdem die sprachliche Untersuchung eine Unmasse griechischer, slavischer, türkischer Fremdwörter, die in das Albanesische eingedrungen sind, als solche erkannt hat; die Albanesen sind ein besonderer Zweig der Indogermanen, es sind die Nachkommen der alten Illyrier, und diese standen auf der Balkanhalbinsel neben den Griechen und den Thrakern. An zwei Stellen aber sind diese albanischen Illyrier noch über die Balkanhalbinsel hinausgedrungen, zur See im Süden über die Straße von Otranto nach dem heutigen Apulien, wo die Messapier wohnten, deren Dialektinschriften aus dem Albanesischen ihre Erklärung finden, und im Norden auf dem Landweg nach Venetien. Die alten Veneter waren Indogermanen, aber weder Italiker noch Kelten, sondern Illyrier, Albanesen. Die venetischen Inschriften sind altillyrisch.

Haben die Veneter den Unterlauf des Po besetzt, so war sein Oberlauf ligurisch. Der Name der Ligurer haftet noch heute an der Riviera von Genua, aber im Altertum war er über das ganze Gebiet im Süden und Norden des oberen Po verbreitet, und darüber hinaus reichten die Ligurer nach Frankreich. Ob sie Indogermanen waren, ist mindestens fraglich. Die Inschriften von Ornavasso, die man ihnen zuweist, mögen indogermanisch sein, daß sie aber ligurisch sind, ist durchaus unsicher.

Zwiſchen Ligurer im Oſten und Veneter im Weſten haben ſich um 400 v. Chr. die Kelten, die Gallier eingeſchoben. Sie kamen über die Alpen, aber nicht von Weſten, aus Südfrankreich, ſondern von Norden her, aus Süddeutſchland; ſie erreichten ſchließlich, nördlich von Ankona, das Adriatiſche Meer. Im Süden der Alpen ſtießen die Gallier auf die Etrusker. Sie nahmen das etruskiſche Melpum, es wurde das galliſche Mediolanum, Mailand; ſie nahmen das etruskiſche Felſina, es wurde das keltiſche Bononia, Bologna. Am weiteſten nach Südoſt drangen auf umbriſchem Gebiete von den keltiſchen Stämmen die Senonen; ihre Stadt, das galliſche Sena, lag am Meere, Sinigaglia. Die Etrusker aber, die vor ihnen im Gebiete des mittleren Po geſeſſen, waren auch nicht die älteſte Bevölkerung dieſes Landes. So ſicher es iſt, daß ihre Sitze ſich im Norden bis nach Rhätien, bis Graubünden, und im Süden über Toskana, wo ſie vor allem die Umbrer bezwangen, bis nach Latium, ja bis Kampanien, erſtreckten, ſo umſtritten iſt noch heute ihre Herkunft und der Charakter ihrer Sprache. Und noch heute gilt das Urteil des Altertums, daß ſie keinem bekannten Volke gleichſprachig waren. Aber die Frage nach der Sprache der Etrusker iſt von der anthropologiſchen Frage nach dem Volkstum der ſpäteren Etrusker beſtimmt zu ſcheiden. Die ältere, indogermaniſch-italiſche Bevölkerung Toskanas, vor allem umbriſchen Stammes, blieb im Lande und verband ſich mit den Etruskern zur Ehegemeinſchaft. Was die Raſſe anlangt, ſo ſteckt in den ſpäteren Etruskern ein ſtarker Prozentſatz indogermaniſch-italiſchen Blutes.

Im Süden ſaßen die Hellenen, Jonier, Dorer und Achäer, in Toskana vereinzelt auch Phöniker, wie in Cäre; der Einfluß der griechiſchen und phönikiſchen Kultur tritt uns auch in der lateiniſchen Sprache in griechiſchen und puniſchen Lehnwörtern vor Augen. „Viel Fremdwörter," ſagt Viktor Hehn, „viel Kulturverkehr; viel entlehnt, viel gelernt; eine reiche Geſchichte, eine an mannigfachem Gute reiche Sprache". Den größten Kultureinfluß auf Italien übten aber die Hellenen: die Weſtgriechen brachten den Italikern die Schrift.

Unſere Schrift iſt bekanntlich phönikiſchen Urſprungs, und auch die Phöniker haben die Schrift nicht etwa ſelbſtändig erfunden: aber man tut den Phönikern Unrecht mit der Meinung, ſie hätten überall lediglich marchandiert, mit Waren, mit Göttern, mit Ideen. Wenn die Erkenntnis ſich auch ſchrittweiſe vorbereitet hatte, ſo ſind die Phöniker es doch geweſen, die der Geſtaltung der Schrift die Einſicht zugrunde legten, daß die menſchliche Sprache die unendliche Variation von wenig mehr als zwanzig verſchiedenen Lauten iſt: eine der ſchwierigſten und folgenſchwerſten Analyſen, die dem menſchlichen Geiſt im Laufe der Jahrtauſende überhaupt gelungen. Man kam damit zu einer unerhörten Einfachheit der Schrift, und eine Fülle geiſtiger Kraft wurde zugleich frei. Man vergleiche mit dieſer Schrift ihren diametralen Gegenſatz, die Bilder- und Begriffsſchrift der Chineſen. Was bedeutet es für eine Überlaſtung des Gedächtniſſes, viele Tauſende von Zeichen im Kopfe zu haben, etwa 3000 für den täglichen Verkehr, weitere Tauſende für die Bildung, und Zehntauſende für die Gelehrſamkeit; da kann auch das höchſte Alter noch nicht aufhören, ſchreiben zu lernen. Eine ſolche Überlaſtung des Gedächtniſſes, Jahrhunderte und Jahrtauſende fortgeſetzt, übt notwendig ihren Einfluß auf die ganze Sinnesart der Völker. Welches Quantum geiſtiger Kraft wurde dagegen durch die phönikiſche Schrift frei und nutzbar. Die Griechen haben dieſe Schrift übernommen und ihren Koloniſten mitgegeben; von den Weſtgriechen aber haben die Völker und Stämme Italiens die Schrift bekommen. Das Alphabet der Weſtgriechen unterſcheidet von dem der Oſtgriechen ſich durch die Wertung zweier Zeichen, und bei dem einen Zeichen ſtimmen die italiſchen Alphabete in unmißverſtändlicher Weiſe mit den Weſtgriechen überein. Das Zeichen X gibt bei den Oſtgriechen den Laut Ch wieder, bei den Weſtgriechen und den Italikern dagegen den Laut Ks. Unter den italiſchen Alphabeten gehören die der Etrusker, Umbrer und Osker zuſammen, und auf der anderen Seite die der Latiner und Faliſker: die beiden Gruppen unterſcheiden ſich hauptſächlich durch die Verſchiedenheit des Zeichens für den Laut F, der im Griechiſchen fehlte, denn das Griechiſche Phi war ein P mit nachklingendem h. Wir dürfen aus dieſer Verſchiedenheit der Zeichen für F aber nicht etwa auf eine doppelte Entlehnung der weſtgriechiſchen Alphabete von ſeiten der italiſchen Völker ſchließen; ſeit länger als zwanzig Jahren kennen wir eine alte Inſchrift von Präneſte, in der das F noch durch zwei Zeichen wiedergegeben wurde, durch F H, alſo durch W H. Von dieſer Form des F iſt man



Etruskisches Grab. Sogen. Grab der Horatier und Curiatier zu Albano bei Rom. Photogr. Brogi.

ausgegangen, die lateinische Gruppe hat für den F-Laut allein das erste Zeichen behalten, die etruskisch-umbrisch-oskische dagegen hat sich das zweite ausgewählt und umgewandelt; ob der jüngste Fund einer lydischen Inschrift auf anderes deutet, bleibt abzuwarten.

Griechen und Osker, Latiner und Volsker, Umbrer, Etrusker, Gallier, Veneter und Ligurer hausen auf dem Boden Italiens für Jahrhunderte nebeneinander, ohne irgend eine Einheit, und als eine solche sich zu bilden anfing und durchsetzte, war es zunächst die Einheit eines Staatsverbandes, aus der allmählich die Einheit der Nation erwuchs. Der Begriff der Nation ist in seiner Stellung einmal zur Abstammung, zur Rasse, und sodann zum Staate viel umstritten; was unbedingt feststeht, ist allein die Stellung der Sprache als Grundlage der nationalen Einheit. Wo die Einheit der Sprache fehlt, da kann man höchstens von werdenden, in der Bildung begriffenen, aber nicht von fertigen Nationen reden. Einheit der Abstammung, der Rasse, gibt es bei keiner einzigen Nation; sie sind samt und sonders aus verschiedenen Stämmen und Völkern zur Einheit der Sprache und Kultur zusammengewachsen. Die Einheit des Staates ist ein Ziel, dem die Nation fast überall zustrebt, das sie aber nicht immer erreicht. Und auch nicht immer erreichen will: aus guten Gründen haben wir Reichsdeutschen gar keine Neigung, die Deutschen Österreichs oder der baltischen Provinzen unserm nationalen Staate anzugliedern. Trotzdem gehören alle Deutschen auch außerhalb des Reichsverbandes unzweifelhaft zur deutschen Nation; sie gehören dazu, solange sie sich die deutsche Sprache bewahren.

Vollkommen deutlich ist uns, wie die Stämme der Hellenen durch die Kolonisation, die nach der Küste Kleinasiens ging, im Gegensatze zu den Barbaren sich ihrer Zusammengehörigkeit bewußt wurden. Hier entstand ihr Gemeinbewußtsein, und aus der Kolonisation ist die hellenische Nation erwachsen, die freilich immer eine Einheit der Sprache und Kultur geblieben ist und zur Einheit eines nationalen Staates nicht geführt hat. König Philipp und Alexander einten wohl die Hellenen des Mutterlandes, aber das Weltreich Alexanders war doch alles andere eher, als ein hellenischer Nationalstaat. Im Gegensatze zu den Hellenen ist dagegen in Italien die Entstehung der Nation von der Einheit des Staatsverbandes ausgegangen;

und noch zwei Jahrhunderte waren nötig, um von der Einheitlichkeit des Staatsweſens zur Einheit der Sprache und Nation zu führen. Die einheitliche Sprache dieſer Nation wurde das Latein, und der Staat, von dem alles ausging, iſt der römiſche geweſen.

Rom war niemals einfach eine der latiniſchen Städte, von Anfang an hat es eine Sonderſtellung eingenommen und allmählich die Herrſchaft über Latium gewonnen, im Jahre 338 v. Chr. war ſie vollendet. In den zwei folgenden Menſchenaltern haben die Römer Samniten und Griechen, Sabeller, Umbrer und Etruſker ihrer Herrſchaft unterworfen, und als 264 v. Chr. der Krieg um Sicilien begann, war der italiſche Bund bereits vollendet; vor dem hannibaliſchen Kriege bezwang der Bund auch die Gallier am Po. Dieſer Bund hielt feſt zuſammen, weil ſeine Staaten ihre Intereſſengemeinſchaft bald erkannten; an ſeiner Feſtigkeit iſt die Kriegskraft Hannibals geſcheitert. In Waffenbrüderſchaft haben die Italiker mit den führenden Römern die Provinzen unterworfen, die trotzdem nicht Provinzen des italiſchen Bundes, ſondern römiſche Provinzen wurden. Um an der Nutzung der Provinzen vollen und gleichen Anteil zu gewinnen, ſtreben aber die Bundesgenoſſen nach dem römiſchen Bürgerrechte, und durch den Bundesgenoſſenkrieg wurden die Römer dazu genötigt, es zu gewähren. Seit dem Jahr 90 v. Chr. reicht das römiſche Bürgerrecht vom Faro von Meſſina bis zum Po, und 49 v. Ch. erſtreckte es Cäſar bis an die Alpen. Mit dem Jahre 90 bzw. 49 v. Ch. ſind die Italiker insgeſamt Römer und vollberechtigte Römer geworden. Im Bundesgenoſſenkriege hatte das Sondergefühl der italiſchen Stämme ſich zum letztenmal geregt, in dieſem Bunde der Italiker gegen Rom war die oskiſche Sprache offiziell neben die lateiniſche getreten. Aber mit der Aufnahme in den Verband des herrſchenden Volkes ſchwanden alle Gegenſätze: ein jeder iſt Römer und will es ſein, und die Römer ſind Lateiner. Die lateiniſche Sprache wird in Italien jetzt allgemein die offizielle, was ſie bisher nicht ſo geweſen; auch im Verkehr ſchwinden die Dialekte und fremden Sprachen. Die Dialektinſchriften werden ſelten, um ſchließlich völlig zu verſiegen. Auch das Etruskiſche, das als Literaturſprache ſich etwas länger hielt, hört auf, und mit ihrer Sprache ſtirbt die etruskiſche Nation; das etruskiſche Volk aber überlebte ſeine Sprache und ging im lateiniſch-römiſchen Volkstum auf. Das Kaiſertum des Auguſtus fand die Einigung Italiens zur lateiniſch-römiſchen Nation bereits abgeſchloſſen vor.

Auch in Italien bewährt ſich die Einſicht, daß die Nationen werden, nicht einfach ruhen auf Einheit der Abſtammung und des Blutes, ſondern Stämme und Völker einen und binden zur Einheit der Sprache und Kultur, und während ſie anderswo zur Einheit des Staates erſt hinſtreben mußten, ging die Bildung der lateiniſch-römiſchen Nation vom Staate aus. Auch hier wurde die Nation in und mit der Geſchichte und durch die Geſchichte, und ruhte das Nationalbewußtſein auf gemeinſam durchlebter Geſchichte.

5. Die Etruſker und die Anfänge Roms.

Zur Hauptſtadt Italiens und der Welt iſt Rom nicht ſowohl durch ſeine Lage, als vielmehr durch die Kraft ſeiner Bürger und durch die frühe Ausbildung einer feſten politiſchen Tradition emporgeſtiegen. Der Tiber iſt der größte Strom, die bedeutendſte Waſſerſtraße des Landes, aber die Anfänge des römiſchen Staates führen uns nicht auf Handelsgröße, ſondern auf die Landwirtſchaft als die Grundlage des Lebens. Und die Siedelungen auf den Hügeln über dem Strome dienten in erſter Linie nicht ſowohl der Sicherung gegen feindlichen Angriff, als der Sicherung gegen das Fieber. In ſchmalem Felſenbette fließt der Tiber, wo er, dem Vatikan gegenüber, ſich wendet und dem Janikulum ſich zukehrt; dieſe ſchmale Stelle des Tiberbettes ſchließt große Gefahren für die Nachbarſchaft in ſich. Sobald es im ganzen Stromgebiet des Tiber zu gleicher Zeit regnet, drängen aus allen Nebenflüſſen ſolche Waſſermaſſen zu Tale, daß die Tiberenge beim Vatikan und unterhalb des Janikulum außerſtande iſt, ſie zu faſſen, die Waſſer treten über das Ufer und überſchwemmen das Marsfeld und die Täler, und wenn das Waſſer wieder abfließt, kommt das Fieber. Aber die Malaria ſteigt nicht bis auf die Höhen der Hügel, dort oben iſt das Fieber nicht zuhauſe. Solche Gründe waren es, die in erſter Linie dazu führten, dieſe Höhen zu beſiedeln. Aber ſolche

Zwei polychrome etruskiſche Tonſarkophage.

1. Sarkophag aus Caere, Original im Britiſchen Muſeum zu Lond
2. Sarkophag aus Chiuſi, Original im archäol. Muſeum zu Flo

Siedelungen geben durchaus noch keine Einheit, sie bilden keine Stadt und keinen Staat. Rom ist, so heißt es, nicht an einem Tage erbaut worden, und wenn auch keine Überlieferung in die Entstehungszeit der Stadt zurückreicht, so hat doch bereits die antike Forschung selber, so hat vor allem der größte römische Gelehrte der ausgehenden Republik, hat M. Terentius Varro aus Reate (116—27 v. Chr.) aus Resten der Vergangenheit und aus Versteinerungen in Einrichtungen und Handlungen des Kultus die Stadtgeschichte wieder aufzubauen unternommen. Wenn am 15. Februar die Priesterschaft der Wolfsgilde in ihrer Sühneprozession den Palatin umzog, so erblickte man in dem entsühnten Palatin den ältesten Ort der Siedelung; hier lokalisierte die Phantasie auch die Romuluslegende. Am 11. Dezember schien das Fest der sieben Berge (nicht der bekannten sieben Hügel) die Erinnerung an eine bereits erweiterte Stadt festzuhalten. Und eine für sich bestehende Gemeinde dehnte sich auf dem Rücken des Quirinal aus, um bei der Vereinigung mit der Gemeinde der sieben Berge zwar ihre Bevölkerung dem neuen Gemeinwesen einzugliedern, aber ihre eigenen Priestertümer neben den gleichartigen vom Palatin zu bewahren. Mehr als neunzehn Jahrhunderte sind vergangen, bis die Wissenschaft des Spatens unsererе Kenntnis des alten Terrains über die Varros hinaus ausdehnte: erst die Ausgrabungen der letzten Jahre haben uns in Tiefen des römischen Bodens geführt, die, zu seiner Zeit längst verschüttet, ihm keinen Einblick in die Stadtgeschichte gewähren konnten. Gewiß hat der wieder aufgedeckte schwarze Stein, hat das „Grab des Romulus" uns nicht die Anfänge der Stadt gezeigt, sondern nur Zeiten, wo die eine Form der Legende den Romulus hier begraben wähnte; nach der andern Form war er gen Himmel entrückt worden, also überhaupt nicht begraben. Aber die uralte Forumsinschrift führt uns mit dem Könige, den sie erwähnt, entweder noch wirklich vor die Begründung der Republik oder doch in eine Zeit, wo der Opferkönig dem politischen König noch nicht lange gefolgt war. Ganz überraschend kam die Aufdeckung einer alten Begräbnisstätte am Forum, während die Grablöcher vom Esquilin, die an die Armengräber des modernen Neapel erinnern, längst bekannt waren. Wie der kapitolinische Hügel noch heute aus zwei Höhen besteht, der des Palazzo Caffarelli und der von S. Maria in Ara Celi, die durch die Senke des kapitolinischen Platzes von einander getrennt sind, so war auch der Palatin noch nicht abgeplattet und keine Einheit; von dem Palatium war der dem Kapitol zugewandte Germalus auch durch eine Senke geschieden. Die Besiedelung des Aventin begann erst um die Mitte des fünften Jahrhunderts v. Chr., und auch das Kapitol lag außerhalb der alten Wohnstätten. Auf den Hügeln am Tiber fanden sich dörfliche Siedelungen latinischen Volkes, nach dem archäologischen Befunde bis ins achte, ja ins neunte vorchristliche Jahrhundert zurückreichend. Es gab hier verschiedene Dörfer, aber diese Dörfer waren noch kein Rom. Die Einheit der Stadt und des Staates Rom haben erst die Etrusker geschaffen, die Etrusker haben Rom gegründet.

Woher stammen die Etrusker? Ihre Sprache gibt darüber keine Auskunft. Wir kennen den Klang des Etruskischen aus Tausenden von Inschriften, lesbaren Inschriften, die in einem italischen, aus dem Griechischen abgeleiteten Alphabete geschrieben sind, wir kennen seit einigen Jahren auch den Text eines etruskischen Buches aus den Mumienbinden von Agram. Wir wissen, wie Etruskisch klingt, aber wir verstehen es nicht, und wir müßten es verstehen, wenn es indogermanisch wäre oder gar indogermanisches Italisch, wie Oskisch, Umbrisch oder Latein. Beeinflussung des Etruskischen durch das Italische ist nachgewiesen und nimmt nicht wunder, bei den historischen Verbindungen und vor allem bei dem Einfluß italischen Blutes von seiten der älteren Bevölkerung Toskanas. Aber darum ist Etruskisch noch nicht Italisch, sonst wäre es längst so sicher gedeutet, wie das Oskische und Umbrische. Und ebensowenig ist es Semitisch oder aus irgend einer der bekannten Sprachen bisher zu deuten. Es ist möglich, daß die Etrusker aus den Alpen, aus Graubünden, gekommen sind, daß sie mit den Rätern Graubündens identisch sind, daß sie nach Süden gedrungen sind, Oberitalien und Toskana überflutend, und in Toskana Umbrer, Falisker und Latiner unterwerfend. So mögen in zusammenhängender Masse die Etrusker vom Tiber bis in die Bündener Alpen gereicht haben, bis um 400 v. Chr. die aus Süddeutschland kommenden Kelten im Gebiete des mittleren Po sich wie ein Keil zwischen die Etrusker Toskanas und die Räter Graubündens drängten und ihre Sonderentwicklung anbahnten. Wenn man dagegen neuerdings die Etrusker

wieder aus dem Oſten ableiten möchte und zur See etwa aus Kleinaſien kommen läßt, ſo iſt zu ſagen, daß eine vorgriechiſche Inſchrift auf der Inſel Lemnos im thrakiſchen Meere darum noch nicht etruskiſch iſt, weil man auch ſie nicht verſteht; ſie kann einen thrakiſchen Dialekt enthalten. Gewiß können die Turuſcha unter den Seevölkern, die bald nach 1200 v. Chr. unter Ramſes III. Ägypten bedrängten, nicht aus Toskana gekommen ſein, wenn die Turuſcha Etrusker waren, denn Toskana war damals ſicher noch nicht etruskiſch. Aber ſind die Turuſcha denn auch wirklich ſicher Etrusker? Und wenn ſie es wären, kann das Meer, das ſie zunächſt erreichten, nicht auch das adriatiſche geweſen ſein? Falls die Etrusker aus dem Oſten zur See nach Toskana kamen, hätten ſie ſich nach dem Norden zu ausgebreitet und wären die Etrusker Graubündens erſt vor den Kelten in die Berge des Nordens ausgewichen. Unmöglich iſt das alles nicht, und der Streit harrt noch des Richters, der auch die oben erwähnte lydiſche Inſchrift zu berückſichtigen hat. Aber ſicher iſt, daß wenigſtens in der Folge die Etrusker nach Süden drängten. An dem etruskiſchen Volkstum der Dynaſtie, die aus Rom durch die Republik vertrieben wurde, hat ſchon im Altertum niemand gezweifelt. Und nicht nur die Dynaſtie war etruskiſch, der römiſche Staat war etruskiſchen Urſprungs.

Es ſind die lateiniſchen Eigennamen, die uns den Urſprung Roms offenbaren, und die ſprachgeſchichtliche Forſchung der jüngſten Zeit hat uns einen ungeahnten Einblick in Tiefe und Umfang des Einfluſſes eröffnet, den das etruskiſche Namenweſen auf das lateiniſch-römiſche geübt hat. Das älteſte Rom, von dem wir Kunde haben, iſt das der Tities, Ramnes, Luceres; daß dieſe Namen etruskiſch ſind, hat ſchon das Altertum ſelbſt betont, und die Sprachforſchung hat es erhärtet: es ſind die Namen etruskiſcher Geſchlechter. Die Namen der mythiſchen Stadtgründer, Remus und Romulus, ſie weiſen ebenfalls auf etruskiſche Gentes, die Remne und die Romilier. Die Stadt Rom ſelber trägt ihren Namen nach dem etruskiſchen Geſchlechte der Ruma.

Hier lichtet ſich das Dunkel der Urgeſchichte. Wenn auch auf den Hügeln am Tiber dörfliche Anſiedelungen längſt beſtanden, ſo hat doch erſt das Vordringen der Etrusker über den Tiber hinaus die Stadt und den Staat Rom begründet. Die iſolierten älteren dörflichen Siedelungen trugen andere Namen, wie z. B. Palatium. Die Stadt Rom als Einheit aber iſt etruskiſch: von einer Gründung Roms redet man mit Fug und Recht. Rom hat nur etruskiſche Könige beſeſſen, und das ſpiegelt ſich noch darin wieder, daß Namen wie Numa, Tullus, Ancus, Servius etruskiſch ſind. In die uns geläufige Form aber ſind dieſe Königsnamen erſt im vierten Jahrhundert v. Chr. gekommen, unter dem Einfluß des neuen Adels, der großen plebejiſchen Familien. So verdankt Ancus Marcius ſeinen Namen den plebejiſchen Marciern. Das Geſchlecht der etruskiſchen Tarquinier aber gehört der Geſchichte an.

In welche Zeit mag dieſe Gründung des etruskiſchen Rom fallen? In die Mitte des achten Jahrhunderts v. Chr. legt ſie die fable convenue, die aber noch im Zeitalter der puniſchen Kriege nicht unbedingt feſtſtand: noch konnte man damals daran denken, die beiden Gegner gleich alt zu machen und die Gründung Roms in dasſelbe Jahr mit der Gründung von Karthago zu verlegen. Auf das Jahr 747 v. Chr. dagegen kam man, indem man dem Datum für die Vertreibung der Könige, 507 v. Chr., das man der Konſulnliſte entnahm, 240 Jahre voranſchickte, für ſechs bzw. ſieben Könige, deren Dauer nach einer Rechnung vermutet war, die drei Generationen 120 Jahre oder aber nur ein Jahrhundert zuwies. Wahrſcheinlich aber haben um 750 v. Chr. wohl die Dörfer auf den Tiberhügeln beſtanden, indeſſen noch nicht das etruskiſche Rom. Um 700 v. Chr. dichtete Heſiod von Askra ſeine Theogonie: er weiß uns von Latinos zu melden, der über alle erlauchten Tyrſener gebietet. Nun haben zwar in alter Zeit die Latiner niemals über alle Tyrſener geboten, aber dieſe Meinung hätte gar nicht entſtehen können, wenn damals vielmehr umgekehrt die Tyrrhener, die Etrusker bereits in Latium feſten Fuß gefaßt und ihre Herrſchaft begründet hätten. Man ſieht, das etruskiſche Rom iſt jünger, um 700 v. Chr. war es noch nicht gegründet, aber es iſt mehrere Generationen älter als die römiſche Republik. Zwiſchen 700 und 600 v. Chr. iſt die Gründung Roms anzuſetzen.

Die mächtigſte der latiniſchen Städte war Alba Longa, wohl am nördlichen Ufer des Albanerſees gelegen, am Fuße des Albanerberges, des Monte Cavo; zeitig verſchwindet Alba aus der Geſchichte, ſeit ſeiner Eroberung durch Rom. Einem etruskiſchen Rom gegenüber fiel Alba

Wandgemälde aus einem etruskischen Grabe von Vulci, nach Garrucci „Pitture Vulcenti".

Longa, der Fall von Alba war der größte Erfolg der Etruskermacht bei ihrem Vorstoße nach Süden. Der Vorort Latiums war gefallen, aber damit nicht ganz Latium überwältigt. Daß Rom niemals, so weit man auch in der Geschichte zurückblicken möge, einfach eine der latinischen Gemeinden war, ist längst bemerkt: es steht vielmehr immer der Gesamtheit der latinischen Staaten gegenüber. Jetzt läßt sich das auch erklären und begreifen. Rom ist eben, trotz der latinischen Elemente in seiner Bevölkerung, in seinem Ursprung nicht latinisch, sondern etruskisch.

Eine staatliche Einheit aber hat Etrurien damals so wenig gebildet wie später, wo ein Bund von zwölf Städten die gemeinsamen Angelegenheiten der Etrusker vertritt und regelt; die Bundesversammlung tagte beim Tempel der Voltumna von Volsinii, von Orvieto. Zu der etruskischen Zwölfstadt gehörte auch Caere, das heutige Cervetri. Als Claudius, der spätere Kaiser, durch die Vernunft seiner Mutter Antonia und seiner Großmutter Livia von der Unvernunft abgebracht wurde, als Prinz des Kaiserlichen Hauses durch eine Geschichte der Bürgerkriege seit Cäsars Tode den Ast, auf dem die Dynastie saß, abzusägen, warf er sich auf das unschädlichere Gebiet der etruskischen und karthagischen Altertümer. Als Kaiser verwertete er im Jahre 48 n. Chr. in einer Rede seine etruskische Gelehrsamkeit mit einem Hinweis auf Caelius Vivenna und Mastarna. Diese Mitteilungen des Claudius sind zum Teil wieder aufgelebt in den Wandgemälden und Inschriften des etruskischen Grabes von Vulci, das François 1857 entdeckt hat. Aus Anlaß der Gefangennehmung des Caile Vipinas überfällt ein etruskisches Heer unter Macstrna Rom und den Cneve Tarchu Rumach, den römischen König Gnacus Tarquinius. Es bestand also kein allgemeiner Landfriede zwischen dem etruskischen Rom und den Etruskern. Für die Zusammensetzung der Bevölkerung von Rom ist es von Interesse, daß der etruskische König Roms einen latinischen Vornamen führte. Nicht nur zu Lande, auch zur See wurden die Etrusker mächtig. Als die kleinasiatischen Phokäer der Perserno entfliehend, ihre Heimat mieden und sich in Korsika zu Alalia niederließen, trieben sie dort das noble Gewerbe des Seeraubs und wurden dadurch den Karthagern und Etruskern lästig. Da verbünden diese sich wider die Phokäer, und es kam zu einer Seeschlacht auf dem sardoischen Meere, um 540. Trotz ihres Sieges hatten die Phokäer solche Verluste, daß sie sich auf Korsika nicht halten konnten und nach Lukanien gingen, wo sie Elea gründeten. Auch in den Süden der Halbinsel aber, nach Kampanien, drangen die Etrusker. Um 524 griffen sie das kampanische Kyme an, in der Nähe von Neapel, etwas nördlich vom Kap Misenum, und als sie 474 zur See den Angriff erneuerten,

ſchlug ſie Hiero von Syrakus. Das Weihgeſchenk, das Hiero als Sieger nach Olympia ſandte, iſt noch vorhanden, ein eherner Helm mit griechiſcher Inſchrift in altertümlichen Verſen.

Obwohl hier die Etruskermacht ihre Grenze fand, ſo iſt ihre Bedeutung im ſechſten Jahrhundert v. Chr. doch unverkennbar. Rom iſt nur einer unter den vielen etruskiſchen Staaten. Über die Gewalt des römiſchen Königs in ſeinem Staate klärt keine Überlieferung uns auf, wohl aber iſt durch Rückſchlüſſe aus dem ſpäteren Zuſtande wenigſtens einiges zu gewinnen. Der König war der Heerführer und Richter. Es gab noch keine Norm des Strafrechts, ſondern völlig frei nach Form und Inhalt waltete die Disciplinargewalt der Koërcition, die nicht ſowohl darauf ausgeht, ein Vergehen zu ſtrafen, als vielmehr den Ungehorſamen zu beugen und den Gehorſam zu erzwingen. Neben dem Könige ſtand der Senat, ein Adelsrat, nicht juriſtiſch, aber tatſächlich eine Vertretung der Geſchlechter. Außerhalb des Adels gab es keinerlei politiſche Rechte, die Bauern waren ſogar hörig. Die militäriſch-politiſche Ordnung der ſogenannten ſervianiſchen Centurienverfaſſung wird mit Unrecht bereits der Königszeit zugewieſen, ſie entſtammt in Wirklichkeit erſt den republikaniſchen Zeiten. Der grundherrliche Adel diente zu Pferde in ſechs Centurien, die nach den Tities, Ramnes und Luceres ihren Namen führten und ſich bis zum Jahre 220 v. Chr. unverändert erhalten haben. Der König war auch der oberſte Prieſter: er vereinigte in ſeiner Hand die Summe der weltlichen und geiſtlichen Gewalt, deren Scheidung erſt die Republik gebracht hat.

Es war ein hoher Aufſchwung, den für Rom die Herrſchaft der Tarquinier bedeutet. Sie bauten auf dem Kapitol dem Juppiter einen Tempel, an der Stelle, wo heute der Palazzo Caffarelli, die deutſche Botſchaft, ſich erhebt; er blieb das ſichtbare Denkmal ihrer Herrſchaft und überdauerte noch den Bundesgenoſſenkrieg; im Jahre 83 v. Chr. iſt er in Flammen aufgegangen. Er war noch nicht ganz vollendet, als die Tarquinier vertrieben wurden; erſt der Konſul M. Horatius hat ihn dediziert.

Die aus Rom vertriebene Dynaſtie fand in Etrurien eine Zuflucht, ſie ging nach Caere; dort hielt ſie ſich, ſcheint es, als ein ſtolzes Adelsgeſchlecht. Im Jahre 1845/1846 iſt in der Totenſtadt des Hügels bei Cervetri das Grab der Familie Tarcna aufgedeckt worden.

6. Ein halbes Jahrhundert römiſcher Adelsrepublik.

Die etruskiſche Dynaſtie war aus Rom vertrieben und verſuchte vergebens die Rückkehr. Sie fand Unterſtützung bei einem anderen etruskiſchen Könige, dem Lar von Cluſium, Porſenna, und dem Porſenna ſcheint es ſogar gelungen zu ſein, Rom zu beſetzen und die Römer zinsbar zu machen, aber nicht für lange Zeit. Rom war Republik geworden. Von wem war der Sturz der Könige ausgegangen? Es war keine Volkserhebung. Erſt eine ſehr viel ſpätere Zeit hat das Palladium der römiſchen Freiheit, die Einführung der Berufung an das Volk in Sachen gegen Leib und Leben, in das erſte Jahr nach der Vertreibung der Könige gelegt, in Wahrheit iſt die Provokation erheblich jünger. Ebenſowenig aber ging die Bewegung von nationalen Inſtinkten aus, etwa dem Gegenſatze von Latinern und Etruskern. Gewiß war die vertriebene Dynaſtie etruskiſch, aber nicht die Etrusker wurden vertrieben, ſondern nur die etruskiſchen Herrſcher. Die etruskiſchen Adelsgeſchlechter z. B. die Romilier blieben ruhig in Rom wohnen und hauſten weiter auf römiſchem Gebiete. Wer hat von der Vertreibung der Könige den Nutzen gezogen? Es war der Adel, er hat die Könige vertrieben. Er ſetzte ſich an ihre Stelle und etablierte im römiſchen Staate eine völlige Adelsherrſchaft. Wann iſt das geſchehen?

An die Stelle der Könige traten in Rom die Konſuln, aber die Liſte der Konſuln begann nicht mit dem erſten Konſuln überhaupt, ſondern mit den erſten nach der Weihung des Juppitertempels auf dem Kapitol. Den Tempel hatte M. Horatius geweiht, das lehrte die Weihinſchrift des Tempels, 507 v. Chr. Aber er braucht darum nicht der erſte Konſul geweſen zu ſein; nur werden nicht eben viele Jahre zwiſchen der Vertreibung der Könige und der Weihung des Tempels durch den Konſul Horatius liegen. Die Legende von Lucretia, die von Brutus dem Befreier, iſt ſchwerlich vor dem vierten Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung entſtanden, die von Lucretia knüpft an die Stelle eines Lucretius an der Spitze der älteſten Form der Konſulnliſte an, und Junius Brutus, der angebliche Befreier Roms, iſt zwar eine

Etruskische Vasen aus Caere. Originale im Louvre zu Paris.

historische Persönlichkeit, aber ein Zeit- und Parteigenosse des Appius Claudius, des gewaltigen Zensors von 312 v. Chr.; Brutus war der erste Plebejer seiner Zeit und ist von einer literarisch tätigen Kreatur des Appius Claudius, dem Cn. Flavius, im Jahre 304 v. Chr. an die Spitze der Konsulnliste gestellt und in die Vergangenheit zurückgespiegelt worden. Der angeblich erste Konsul mußte es dann gewesen sein, der die Könige vertrieben hatte.

Nach dem Sturze der Könige traten jährlich wechselnde Heerführer, Herzöge an die Spitze des Staates, Prätoren, die erst viel später Konsuln genannt wurden: sie waren die Präsidenten der Republik und wurden allein aus dem Adel genommen. Auf militärisch-politischem Gebiete war ihre Macht der königlichen gegenüber lediglich dadurch beschränkt, daß zwei Prätoren nebeneinander standen, deren Machtbefugnisse einander völlig gleich waren, und die Folge dieser gleichen Gewalt war ein Hemmungsrecht des einzelnen. Nach moderner Anschauung wird für ein kollegiales Regiment das Zusammenwirken der Kollegen gefordert, nach römischer dagegen ist jeder einzelne zu jeder überhaupt in der Kompetenz des Amtes liegenden Handlung befähigt und befugt; dagegen steht es dem Amtsgenossen frei, auf Grund seiner gleichen Gewalt Einspruch zu erheben. Dann wirken zwei gleiche Kräfte in entgegengesetzter Richtung und heben einander auf, es kann gar nichts geschehen. Dies Hemmungsrecht der gleichen Gewalt wirkt praktisch gerade so wie das Verbietungsrecht, das nur der höheren Gewalt zusteht. Auf die Amtsführung wirkt ferner die Befristung der Präsidentschaft auf ein Jahr ein, nach dessen Ablauf der Präsident wegen seiner Amtshandlungen zur Verantwortung gezogen werden kann. Und bei dem jährlichen Wechsel der Präsidenten kann die Gesamtheit der adeligen Familien zur Leitung des Staates gelangen, wenn tatsächlich auch einige Familien zu besonders großem Einflusse gelangen. So ist von 485—479 v. Chr. immer ein Fabier Prätor gewesen, d. h. die Präsidentschaft der Republik war in jenen Jahren tatsächlich zwischen dem fabischen Geschlechte auf der einen Seite und der Gesamtheit des übrigen Adels auf der andern geteilt.

Unter Umständen konnte die Kollegialität mit ihrem Hemmungsrechte aber dem Staate gefährlich werden: in solchen Fällen, in schwerer Kriegsgefahr und bei gefährlicher Volksbewegung, kehrte man zum Einzelregiment zurück, und man bestellte einen Magister populi, später Diktator genannt, der keinem Einspruch ausgesetzt war und keiner Verantwortung unterlag. Es war eine Rückkehr zum Königtum, aber zum Königtum auf Zeit. Spätestens in sechs Monaten mußte der Diktator sein Amt wieder niederlegen; wenn er seine Aufgabe eher gelöst hatte und eher niederlegen konnte, um so rühmlicher für ihn. Im Felde führte der Diktator das Kommando über das ganze Heer und das Spezialkommando über das Fußvolk; die Reiterei befehligte der dem Diktator untergeordnete Reiterführer, der Magister equitum. Wann zum ersten Male ein Diktator bestellt wurde, ist nicht sicher überliefert; natürlich wird man sich, nachdem man eben die Könige vertrieben hatte, nicht sobald entschlossen haben, wenn auch nur auf Zeit, zum Königtum zurückzukehren. Erst in der Not des Augenblicks wird man zur Diktatur gegriffen haben. Man griff gelegentlich dazu bis zur Zeit des hannibalischen Krieges; als man aber damals den Reiterführer dem Diktator kollegialisch gleichstellte, war das Amt seinem Wesen nach beseitigt, und es verschwindet infolge dessen aus dem Leben. Die Diktatur Sullas und Cäsars trägt zwar den Namen des alten Amtes, war aber völlig andersartig.

Eine weitere Neuerung brachte die Begründung der Republik mit einer Scheidung des weltlichen und des geistlichen Regimentes. Der König hatte in seiner Hand die weltliche und geistliche Gewalt vereinigt, jetzt aber trat eine Trennung ein, das politische Regiment ging auf die Prätoren über, und ein Pontifex Maximus sorgte nunmehr für den Kultus. Es tritt eine Scheidung ein zwischen Magistratur und Priestertum: die Magistrate sind keine Priester und die Priester keine Magistrate. Nur in Sachen des Geschlechterrechtes stehen dem Pontifex Maximus gewisse politische Rechte zu. Auch in der Form der Bestellung werden Magistratur und Priestertum geschieden: nur die Magistrate gelangen durch Volkswahl zu ihrer Stellung. In einer Hinsicht aber mußte man die sakrale Stellung des Königtums erhalten. Die Götter waren gewohnt, daß der König ihnen bestimmte Opfer darbringe. Man fürchtete den Zorn der Gottheit, falls sie diese Opfer nun von einem Manne geringeren Ranges erhielten. Darum bestellte man auch nach der Vertreibung der Könige immer einen Opferkönig, einen rex sacrorum. Aus dem gleichen Grunde hatte man in Athen immer das Königtum erhalten: der Basileus war für das Sakrale unter die Archonten eingetreten.

Im übrigen besteht ein großer Unterschied zwischen römischer und griechischer Religion. Die griechische Religion ruht auf der Phantasie und auf dem Mythos, die römische ist wesentlich Kultus. Die Beziehungen zwischen Menschen und Göttern werden dabei fast juristisch aufgefaßt, es besteht fast ein Vertragsverhältnis zwischen den Bewohnern des Himmels und der Erde. Die Götter haben ein Anrecht auf den Kultus, der Staat und die Bürger auf ihre Hilfe.

Zunächst hatte die junge Republik sich der Etrusker zu erwehren; die erste Erweiterung ihres Gebietes ist nach dem Sabinischen zu erfolgt. Der Legende von dem Raube der Sabinerinnen liegt keine historische Erinnerung zugrunde: sie verlegt die uralte Sitte des Brautraubs in die römische Geschichte. Auch die Gestalt des Königs Titus Tatius, des sabinischen Mitregenten des Romulus, ist jünger als die Regelung der Beziehungen zwischen Rom und den Sabinern vom Jahre 290 v. Chr. Titus Tatius ist der römischen Königslegende erst eingefügt worden, als man schon die Siebenzahl dieser Könige festgestellt hatte: sonst würde man acht römische Könige zählen. Aber eine Ausdehnung des römischen Gebietes in das Sabinische hinein ist bereits wenige Jahre nach der Vertreibung der Könige geschehen. Auf dem rechten Ufer des Anio saß ein großes sabinisches Adelsgeschlecht, die Claudier: es waren große sabinische Grundherren, deren Hörige, deren Klienten, ihnen den Acker bestellten. Dieses große sabinische Haus ist in den ersten Jahren der Republik auf friedlichem Wege in den römischen Staatsverband eingetreten und hat Aufnahme in den grundherrlichen Adel Roms, in den römischen Patriziat gefunden. Die Claudier selber zogen nach Rom und lebten dort von den Abgaben ihrer Hörigen, die natürlich auf ihrer Scholle sitzen geblieben waren. Mit den Claudiern war eine Familie nach Rom gekommen, die eine Fülle ausgezeichnetster Persönlich-

Etruskische Götterbilder. Bronze-Statuetten im Louvre zu Paris.

keiten aufweist: in Tiberius hat sie nach fünfhundert Jahren dem Reiche seinen zweiten Kaiser gegeben. Durch seine Ehe mit Livia hatte Augustus sich mit den Claudiern verbunden, und nun wollte die höfische Poesie das Römertum der Claudier bereits der Zeit des Titus Tatius und des Romulus zuweisen. Die Familientradition der Claudier wußte es anders: erst nach der Vertreibung der Könige waren sie nach Rom gekommen.

Den Latinern gegenüber haben die ersten Jahrzehnte der Republik die Grundlage für dauernde Beziehungen geschaffen. Auch nach der Vertreibung der etruskischen Dynastie war Rom kein rein latinischer, sondern ein etruskisch-latinischer Staat. Die etruskischen Adelsgeschlechter waren geblieben, und in der römischen Religion hielt etruskischer Einfluß sich vor allem in der Haruspizin und dem Auguralwesen, in der Opferschau, in der Deutung, Sühnung und Abwendung der Blitze und sonstigen Wunderzeichen, in der Limitation und der Vogelschau. Latinische Bevölkerung dagegen saß von Anfang an, aus voretruskischer Zeit her, auf den Tiberhügeln und wird nach dem Fall von Alba starken Zuzug erhalten haben; latinische Bevölkerung saß in der Kampagna. Daß die junge Republik zwiespältigen Volkstums nicht sogleich das spätere Verhältnis zu dem Bunde der latinischen Gemeinden finden konnte, zeigt die Nachricht von dem Kampfe zwischen Römern und Latinern und der Schlacht am See Regillus, die man noch nicht darum aus der Geschichte streichen kann, weil dieser See, wie es scheint, nicht mehr vorhanden ist. Unmittelbar nach der Schlacht am trasimenischen See von 217 v. Chr. ist am plestinischen See gefochten worden, an den die Erinnerung sich zwar länger in Ortsnamen erhalten hat, der aber heute auch fast völlig ausgeflossen ist, wie jeder See höherer Lage ausfließen muß, wenn ein Durchbruch seines Randes schließlich die Tiefe seiner Sohle erreicht. Für die Dauer hat die Stellung Roms auf der einen Seite und der Gesamtheit des latinischen Bundes auf der andern Spurius Cassius in dem Vertrage geregelt, den er in einem seiner drei Konsulate, also 502, 493 und 486 v. Chr., mit den Latinern schloß. Es war ein Bündnis, das Friede und Freundschaft voraussetzt und regelt. Das moderne Völkerrecht unterscheidet sich darin von dem antiken, daß uns der Friede, den Alten dagegen der Krieg als der normale Zustand erscheint. Der Fremde war zugleich der Feind, Friede herrscht zwischen zwei Staaten lediglich dann, wenn er ausdrücklich ausbedungen

war; daher die uns ſo befremdlichen Friedensſchlüſſe auf dreißig oder auf fünfzig Jahre. Über den Frieden hinaus geht der Freundſchaftsvertrag, der den privatrechtlichen Schutz des Commercium ſichert. Erſt jetzt kann Handel und Wandel ſich vertrauensvoll ausbreiten, wenn das Geſchäft privatrechtlichen und eventuell prozeſſualiſchen Schutz findet. Mit der Forderung gegenſeitiger Waffenhilfe aber geht das Bündnis noch über den Freundſchaftsvertrag hinaus. Der Vertrag des Sp. Caſſius mit der Geſamtheit der latiniſchen Gemeinden, der 358 v. Chr. erneuert wurde und noch zu Ciceros Zeit vorhanden war, ſetzt zunächſt Frieden feſt, ſolange Himmel und Erde beſtehen, er ordnet gerichtliche Erledigung von Streitigkeiten über Handelsgeſchäfte innerhalb einer Friſt von nur zehn Tagen an und beſtimmt zum Gerichtsort den Ort, wo das Geſchäft abgeſchloſſen worden war. Im Kriege haben Römer und Latiner ſich mit ihrer geſamten Streitmacht zu unterſtützen. Nach dem Siege teilen ſie die Beute zu gleichen Teilen, auch hierin trägt der Vertrag den Charakter eines foedus aequum. Zu dem Inhalte latiniſchen Rechtes ſpäterer Zeit gehört weſentlich die Ehegemeinſchaft, das Connubium zwiſchen Römern und Latinern. Eine ſolche iſt im Vertrag des Caſſius nicht feſtgeſtellt und kann auch zu einer Zeit noch gar nicht beſtanden haben, wo es eine ſolche noch nicht einmal zu Rom ſelber zwiſchen Adel und Nichtadel gab. Damit ſoll aber die Möglichkeit nicht beſtritten werden, daß Ehegemeinſchaft unter Berückſichtigung der Standesverhältniſſe zwiſchen Römern und Latinern ſchon vor dem Canulejiſchen Geſetze, angeblich aus dem Jahre 445 v. Chr., beſtand. Nach dem Canulejiſchen Geſetze wird ſich das allgemeine latiniſch-römiſche Connubium ausgebildet und die volle Latiniſierung des römiſchen Staates vollendet haben. Auch die etruskiſchen Familien Roms gingen im Latinertum auf.

Von Kämpfen mit den Volskern weiß die Legende von Cn. Marcius Coriolanus uns zu melden, die ein Poet geſtaltet hat, deren poetiſcher Inhalt auf einen der größten Dichter aller Zeiten gewirkt hat, auf Shakeſpeare, durch die Shakeſpeare uns noch heute erſchüttert. Entſtanden iſt die Erzählung erſt im vierten Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung, in der Zeit der vollen Größe der plebejiſchen Familie der Marcier. Die Legende hat dieſen vornehmen Plebejern in verſchiedener Form patriziſche Ahnen gegeben, einmal in der Geſtalt des Coriolan, das andere Mal ſogar in der des Königs Ancus Marcius. Kämpfe mit den Volskern, mit denen die Legende den Coriolan verbündet, verſtanden ſich für jene Zeiten wohl von ſelbſt: waren die Volsker doch im Oſten die Nachbarn der Römer. Auch unſere älteſte Überlieferung ſetzt einen Volskerkrieg ins Jahr 485 v. Chr.

Dieſe älteſte Überlieferung berichtet, Sp. Caſſius, der 486 v. Chr. zum dritten Male Konſul geweſen war, habe nach der Tyrannis geſtrebt und ſei deswegen verurteilt und getötet worden. Damit bezichtigt ſie den Caſſius der Begünſtigung volkstümlicher Wünſche und Intereſſen, dadurch habe er verſucht, zur Alleinherrſchaft emporzuſteigen. Die Geſchichtsfälſchung der ſpäteren Republik hat den Sturz des Sp. Caſſius mit Farben ausgemalt, die ſie der agrariſchen Bewegung in der Gracchenzeit entlehnt hat. Im Jahre 485 v. Chr. aber war in Rom eine agrariſche Frage erſt von weitem im Anzug, und ſie trug einen ganz anderen Charakter. Die überragende Stellung des Sp. Caſſius gegenüber dem römiſchen Adel ergibt ſich allerdings aus ſeinem dreifachen Konſulate, und der Adel duldet keine ſolche überragende Stellung eines einzelnen Standesgenoſſen. Auf jeden Fall war es der Adel, der den Sp. Caſſius geſtürzt hat. Die Erbſchaft ſeines Einfluſſes trat nicht ein einzelner, ſondern eine ganze Familie an, die Fabiſche. In dem Jahre, in dem Sp. Caſſius beſeitigt wurde, war bereits ein Fabier Konſul.

Sieben Jahre hielten die Fabier ſich im Konſulate, von 485—479, der Geſamtheit des übrigen Adels, wie oben bemerkt, die Wage haltend. Nicht ſeinen Untergang, aber ſeine nur nicht völlige Vernichtung fand ihr Geſchlecht durch die Kataſtrophe am Cremera. Wir kommen damit zu erneuten Kämpfen gegen die Etrusker, zu dem Beginn der Kämpfe um Veji.

Oberhalb der Aniomündung am linken Tiberufer liegt Fidenä, der Mündung des Cremera gegenüber, der aus Südetrurien, von Veji, herkommt. Fidenä erfreute ſich vejentiſcher Unterſtützung, und ſo lange ſie dieſe hatten, konnten die Römer den Fidenaten nicht beikommen. Das Unternehmen der Fabier aber ging darauf aus, die Verbindung von Fidenä und Veji zu ſprengen, und zwar durch die Beſetzung eines in ſeiner ſtrategiſchen Wichtigkeit

Etruskische Krieger (Kampf des Eteokles und Polyneikes). Marmorrelief im Museum zu Florenz.

noch heute den Augen auffallenden Hügels am Cremera, zwischen Veji und Fidenä, der geeignet ist, den Weg zwischen beiden Orten zu beherrschen. Mit ihren Hörigen, ihren Klienten sind die Fabier zur Besetzung dieses Hügels ausgezogen, aber bei diesem Unternehmen fanden sie fast alle ihren Untergang. Für Jahre verschwindet ihr Geschlecht aus der römischen Geschichte.

Die Unsicherheit jener Jahrzehnte empfängt dadurch eine grelle Beleuchtung, daß es dem Sabiner Appius Herdonius einmal gelang, sich des Kapitols und der Burg auf dem Kapitol, auf der Höhe von S. Maria in Ara Celi, durch einen Handstreich vorübergehend zu bemächtigen.

Auch im Innern begann allmählich Unzufriedenheit sich zu regen. Der grundherrliche Adel allein war im Besitz der politischen Rechte, er allein stellte die Präsidenten, nur er war im Senat vertreten, seine Jugend diente noch immer in sechs Centurien zu Pferde. Nach der späteren Annalistik wäre die Unzufriedenheit bereits 494 v. Chr. ausgebrochen und hätte zu einer Sezession der Plebs nach dem heiligen Berge geführt. Da hätte der Adel eingelenkt, es wäre zu einer Verständigung gekommen, die Plebs sei zurückgekehrt und habe sich im Jahre 493 als ein Staat im Staate konstituiert, mit eigenen Beamten, den Volkstribunen, an ihrer Spitze. Die Sezession der Plebs, die der wirklichen Geschichte angehört, erfolgte im Jahre 287 v. Chr. und besetzte die Höhe des Janiculum auf dem rechten Tiberufer, bei der Porta S. Pancrazio, noch über S. Pietro in Montorio. Und der älteren Form der Überlieferung zufolge ist das Volkstribunat nicht von der Zweistelligkeit, sondern von der Vierstelligkeit ausgegangen; seine Begründung setzt sie in das Jahr 471 v. Chr. Auf die Stadt sind die vier Volkstribunen in ihrer Wirksamkeit beschränkt; sie sind demnach in ihrer Entstehung von den vier städtischen Tribus nicht zu trennen. Die städtischen Tribus sind örtliche Tribus, sie sind eine Einteilung nicht der Menschen, sondern des Bodens, und die Menschen gehören den Tribus an, nur insofern sie Grundeigentum besitzen. Die Begründung der vier städtischen, örtlichen Tribus hat den Nichtpatriziern der Stadt, soweit sie Grundeigentum besaßen, bestimmte politische Rechte gegeben, jedenfalls das der Tribunenwahl; nach den vier städtischen Tribus werden diese Wahl-

verſammlungen der ſtädtiſchen Plebs für die Tribunenwahl gegliedert, es ſind die concilia plebis. Die Tribunen erhielten das unbedingte Recht der Hilfleiſtung den Magiſtraten gegenüber. Ihre Stellung war ſakroſankt, an der Perſon der Tribunen durfte niemand ſich vergreifen; ihre perſönliche Hilfe war daher unbedingt wirkſam. Und damit ſie jederzeit angerufen werden konnte, durfte kein Tribun Rom verlaſſen, durfte ſein Haus auch des Nachts nicht verſchloſſen werden.

Das Volkstribunat galt für den Inbegriff altrömiſcher Freiheit und erfüllte noch 1347 n. Chr. die Phantaſie Cola di Rienzi's, des „letzten Tribunen". Aber noch größer erſcheint ſeine Bedeutung in der Entwicklung der Geſchichte. Als Auguſtus Kaiſer wurde, hat er die Zivilgewalt des Kaiſers auf die tribuniziſche Gewalt gegründet: das iſt der volle Tropfen demokratiſchen Öles, mit dem das römiſche Kaiſertum geſalbt iſt. Das altrömiſche Kaiſertum hat Karl der Große, hat 962 Otto der Große wieder erneuert, und das Kaiſertum der deutſchen Könige iſt 1806 zu Grabe geſunken, aber nur, um 1870 wieder zum Leben zu erſtehen. Gewiß hat das neue Reich die juriſtiſche Anknüpfung an das alte abgelehnt, aber das hiſtoriſche Empfinden hat überall und mit gutem Rechte eine Wiederauferſtehung des Reiches gefeiert. So verbinden ſich die Zeiten, ſo hängt Altertum und Gegenwart in unlöslicher Verkettung zuſammen. Unſer heutiges Kaiſertum reicht mit ſeinen Wurzeln in die Tiefe, bis zur Begründung des römiſchen Volkstribunates.

7. Der römiſche Bauer und der neue Staat.

Als die Etruſker Toskana beſetzten, fanden ſie eine ältere, indogermaniſch-italiſche Bevölkerung vor. Sie haben dieſe nicht ausgetrieben, ſondern unterworfen, ſie haben die Eigentümer des Landes zu Hörigen erniedrigt und ſich als Grundherren über ſie geſetzt. Ihre Untertanen werden mit den theſſaliſchen Peneſten verglichen, und dieſe waren Hörige.

Was iſt Grundherrſchaft und Hörigkeit? Es iſt eine Form der Wirtſchaft und Herrſchaft, der Hörige iſt kein Sklave, aber er iſt auch nicht frei, ſondern halbfrei. Er bebaut ſeine Scholle, aber ſein Acker iſt nicht ſein freies Eigentum, ſondern er hat an ihm nur ein erbliches Nutzungsrecht, ein Untereigentum; das Obereigentum ſteht dem Grundherrn zu. Der Grundherr kann den Hörigen nicht beliebig von der Scholle entfernen, aber er hat Anſpruch auf Abgaben der Hörigen, die in der Regel in natura, in einer Quote des Ertrages entrichtet werden; von dieſen Abgaben lebt der Grundherr. Der Grundherr kann auch einen Teil ſeines Grundes und Bodens in Eigenwirtſchaft haben, aber das iſt nicht notwendig, er kann ſeine ganze Herrſchaft durch Hörige bebauen laſſen.

Man ſieht, daß, wo dies der Fall iſt, der Grundherr nicht auf dem Lande zu wohnen braucht. Er braucht nicht ſelber Landwirt zu ſein, ſondern kann in der Stadt von den Abgaben ſeiner Hörigen leben. So iſt ein landbeſitzender, aber ſtädtiſcher Adel möglich.

Auch bei der Verpachtung kann der Adel in der Stadt wohnen, aber die Pacht iſt ein Kontraktsverhältnis und von beiden Seiten lösbar, der Pächter iſt ein freier Mann. Grundherrſchaft und Hörigkeit dagegen ſind nicht nur eine Wirtſchaftsordnung, ſondern ruhen auf Herrſchaft und Unterwürfigkeit, die ſich beide vererben, der Hörige iſt erbuntertänig.

Grundherrſchaft und Hörigkeit ſind nicht an beſtimmte Völker und Zeiten gebunden, ſondern entſtehen unter gewiſſen Vorausſetzungen an den verſchiedenſten Orten, zu verſchiedener Zeit von ſelber. Im ausgehenden Altertum, in der römiſchen Kaiſerzeit hat die Hörigkeit ſich in der Form des Kolonates ausgebildet. Seit der Zeit der überſeeiſchen Kriege, ſeit den Kriegen gegen Karthago hatte man in Rom und in Italien maſſenhaft Sklaven zur Verfügung, weil die Kriegsgefangenen der Sklaverei verfielen. Und das Geld, das mit den ſiegreichen Kriegen jetzt unaufhörlich und ununterbrochen nach Italien ſtrömte, öffnete den Römern auch die großen Sklavenmärkte des Oſtens. So gründet die Wirtſchaft jetzt ſich auf die Sklaverei. Aber mit der Zeit des Auguſtus kam der Weltfriede, für zwei Jahrhunderte hörten jetzt die Kriege auf und verſiegte mit der Kriegsgefangenſchaft die ergiebigſte Sklavenquelle; ſie wurde auch nicht wieder geöffnet, als mit Kaiſer Mark Aurel ein Zeitalter der Kriege wieder aufkam, denn der Ausgang dieſer Kriege war den Römern nicht mehr ſo

Totenmahl. Etruskisches Relief aus Caere. Original im Louvre zu Paris.

günstig, daß er ihnen Scharen von Gefangenen in die Hände geliefert hätte. Und der Abgang von Sklaven durch den Tod war immer stärker, als der Ersatz durch die Geburten. Die Lebensunterhaltung der Arbeitsklaven geht nicht gern über das Minimum hinaus, das zur Erhaltung ihrer Arbeitsfähigkeit unbedingt erforderlich ist; die Lebensdauer der Sklaven ist daher wenigstens im Durchschnitt keine große. Und es gab keine Sklavenehe. Die eheähnlichen Beziehungen der Sklaven aber reichten schlechterdings nicht aus, um durch den Zugang an Geburten den durch die Sterblichkeit verursachten Ausfall einigermaßen auszugleichen. So machte bereits im zweiten Jahrhundert der Kaiserzeit sich ein starker Mangel an Arbeitskräften fühlbar. Man suchte sich wenigstens zu sichern, was man noch hatte, durch Bindung des wirtschaftlich schwachen Freien an die Scholle. So ist auf den großen, der Municipalordnung nicht unterworfenen Gutsbezirken des Kaisers und der Senatoren die Hörigkeit in der Form des Kolonates entstanden, durch Domanialordnungen, zunächst tatsächlich. Und was sich im Leben allmählich fest eingebürgert hatte, fand am Ende auch seine formelle, juristische Sanktionierung.

Das 18. und das 19. Jahrhundert haben in Europa, in Deutschland, in Preußen Erbuntertänigkeit und Hörigkeit Schritt für Schritt beseitigt, und niemand wünscht oder denkt auch nur an ihre Wiedereinführung. Trotzdem ist zu sagen, sie würde auch heute unter bestimmten Bedingungen wieder entstehen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dem Arbeitermangel im nordöstlichen Deutschland rechts der Elbe durch eine Aufhebung des Freizügigkeitsgesetzes abgeholfen werden würde; aber dann würde auch mit Sicherheit sich die Bindung an die Scholle und die Hörigkeit wieder einstellen, zunächst tatsächlich.

In der Geschichte von Joseph stellt das alte Testament die Entstehung der Grundherrschaft des Pharao über die ägyptischen Bauern dar als aus einer Benutzung ihres wirtschaftlichen Notstandes hervorgegangen: um Brotkorn hätten sie sich und ihre Äcker verkauft und wären fronpflichtig und leibeigen geworden. Aber die Entstehung der Hörigkeit durch Hinabdrückung des wirtschaftlich schwachen Freien, wie sie uns in Ägypten und im Kolonate vorliegt, ist nicht die Regel. In den meisten Fällen ist Grundherrschaft und Hörigkeit durch Eroberung begründet worden.

Unsere politische Terminologie geht auf die Griechen, auf Aristoteles zurück, aber seine Scheidung der verschiedenen Verfassungstypen, des patriarchalischen Königtums, der Aristokratie, der Tyrannis und der Demokratie ist nicht einmal für die griechischen Verhältnisse erschöpfend, weil ihr der enge Zusammenhang von Staat und Wirtschaft noch nicht aufgegangen ist, für dessen Erkenntnis das 19. Jahrhundert den Blick geöffnet und das Auge geschärft hat. Vielfach ist auch die politische Verfassung Form und Ausdruck einer bestimmten wirtschaftlichen Lage. Gewiß ist die Tyrannis die demokratische Herrschaft eines Einzelnen, aber ihre Entstehung und ihr Wesen ist daraus noch nicht zu erkennen. Auf dem landwirtschaftlichen Betriebe ruht die aristokratische Verfassungsordnung, die Entwicklung von Handel und Gewerbe aber führt andere Elemente der Bevölkerung zu Wohlstand und Reichtum. Diese drängen dann nach oben und verlangen nach einem dementsprechenden Einfluß im Staate: sie finden ihn in der das Adelsregiment ablösenden Herrschaft des Tyrannen. Im Gegensatz zur Landwirtschaft ist die Tyrannis der

politiſche Exponent des mobilen Kapitals: daher der koloſſale Aufſchwung griechiſcher Staaten unter den Tyrannen. Unter den Ariſtokratien und unter den Königen hatte die Landwirtſchaft noch die führende Stellung, aber ſie kann in ganz verſchiedener Weiſe geordnet ſein, und dieſe Verſchiedenheit der Organiſation des landwirtſchaftlichen Betriebes und der landwirtſchaftlichen Bevölkerung führt zu durchgreifenden Unterſchieden auch im Staate: für die altgriechiſchen Staaten liegt der weſentliche Unterſchied darin, ob ſie auf Grundherrſchaft und Hörigkeit beruhen oder auf der freien Arbeit und dem freien Eigentum der Bauern.

Dem homeriſchen Staate der ioniſchen Küſte Kleinaſiens ſind Grundherrſchaft und Hörigkeit fremd; und die Werke und Tage, der Bauernkalender Heſiods, zeigt uns um 700 v. Chr. den böotiſchen Bauern als den freien Eigentümer ſeines Ackerloſes. Anderswo aber ruht Staat und Leben der Herren auf der Hörigenarbeit: ſo vor allem in Theſſalien, auf Kreta und in Sparta. In Theſſalien iſt eine ältere griechiſche Bevölkerung von den einwandernden Theſſalern überwunden und zur Hörigenſtellung der Peneſten hinabgedrückt worden. Auf Kreta finden wir neben einer Grundherrſchaft des Staates über ſeine Domanialhörigen, die Mnoiten, eine ſolche des doriſchen Adels über ſeine Klaroten oder Aphamioten. Und am tiefſten griff in Sparta die Hinabwürdigung der älteren ländlichen Bevölkerung zu Heloten in Staat und Leben ein, in die politiſche und ſoziale Ordnung. In der lykurgiſchen Verfaſſung ſind Grundherrſchaft und Hörigkeit die Grundlage der politiſch-militäriſchen Ordnung des Staates geworden. Der doriſche Adel Lakoniens und Meſſeniens lebt von den Abgaben ſeiner Hörigen, der Heloten: er lebt zuſammen in der Stadt Sparta. Die Spartiaten ſind nicht ſelber Landwirte, ſondern haben nur das Obereigentum an dem Lande, an dem den Heloten, den früheren vollen Eigentümern, ein Untereigentum, ein erbliches Nutzungsrecht zuſteht. Die Spartiaten gehen wohl zur Jagd auf ihr Gut hinaus, wo ſie ein Abſteigequartier haben, aber ihr Wohnſitz iſt die Stadt Sparta. In Sparta füllt die militäriſche Übung und die Politik ihr Leben aus.

Hier überall iſt die Grundherrſchaft und Hörigkeit durch Einwanderung, durch Eroberung begründet worden, in Theſſalien, in Kreta, im Peloponneſe. Auch bei den Kanaaniten wurde Hörigkeit durch die Einwanderung der Kinder Iſrael und ihre Eroberung Paläſtinas geſchaffen. In Jonien, an der kleinaſiatiſchen Küſte, war die Einwanderung nicht ſtark genug, um die ältere Bevölkerung, die an den großen kleinaſiatiſchen Staaten des Hinterlandes einen Rückhalt beſaß, allgemein oder auf die Dauer zu helotiſieren. Obwohl es auch hier an Spuren einſtmaliger Hörigkeit nicht völlig fehlt, iſt ſie bei Homer bereits geſchwunden. Dazu kam in Jonien der raſche Aufſchwung von Schiffahrt, Handel und Gewerbe: Grundherrſchaft und Hörigkeit ſind aber eine landwirtſchaftliche, agrariſche Ordnung.

Auch nach Sicilien haben griechiſche Eroberer bei ihrer Koloniſation Grundherrſchaft und Hörigkeit getragen; in Syrakus ſetzten ſich die eingewanderten Gamoren als Grundherren über die ältere bäuerliche Bevölkerung. Es war eine recht bequeme Art, die Eroberung auszunutzen. Bei ſolcher Ordnung mochte der bisherige freie Eigentümer ein beſchränktes Eigentum behalten. Der Eroberer hatte ſich mit ſeinem Obereigentum über ihn geſetzt und nahm ihm einen Teil ſeines Ertrages ab. In Ägypten erhielt der Pharao von ſeinen leibeigenen Bauern den fünften Teil: der Druck der Spartiaten war viel härter. Von den zu Heloten der Spartiaten gewordenen Meſſeniern ſagt Tyrtäos, der doch ſelber ein Spartiat war:

> Eſeln gleich,
> Gedrückt vom mächtigen Gewicht der Laſt,
> Entrichten ſie in hartem Zwang dem Herrn
> Von allem, was der Boden trägt, die Hälfte.

Dieſe Hälfte bedeutete etwas anderes für den Hörigen, als für den Herrn. Denn einmal hatte der Hörige die ganzen Betriebskoſten zu tragen, und ferner verfügte der Spartiat doch über mehrere Helotenfamilien. Waren es fünf, ſo hatte der Spartiat von dem Ertrage ſeines Klaros, ſeines ganzen Loſes, die Hälfte, die einzelne Helotenfamilie dagegen ein Zehntel.

Auch auf der Appenninhalbinſel begegnet uns die Hörigkeit, bei den Etruskern; auch hier iſt klar, daß ſie durch Eroberung geſchaffen wurde. Die indogermaniſche Bevölkerung Toskanas iſt vor den Etruskern nicht ausgewandert, ſondern iſt den Etruskern hörig geworden: die Umbrer ſowohl wie die Latiner nördlich vom Tiber.

Wie stand es aber auf dem linken Tiberufer? Hat es auch hier, hat es auch in Rom Grundherrschaft und Hörigkeit gegeben?

Auf dem rechten Ufer des Anio, im Sabinischen, gab es solche; hier saß ein großes Geschlecht sabinischer Grundherren, die Claudier. Diese aber vereinigten wenige Jahre nach der Vertreibung der Tarquinier ihre Grundherrschaft mit dem römischen Staate. Während ihre Hörigen, ihre Klienten, auf der Scholle sitzen blieben, verlegten die Claudier selber ihren Wohnsitz nach der Stadt Rom und wurden in den römischen Adel, in den Patriziat, aufgenommen.

Um 500 v. Chr. also war die Hörigkeit in Rom noch ein bestehendes, anerkanntes Rechtsverhältnis. Diese Hörigkeit war die Klientel. Gewiß waren die Klienten der späteren Zeit freie Leute, aber ihre Pflichten gegenüber dem Patron haben Reste des Ursprünglichen, einer älteren vollen Hörigkeit, wie in Versteinerung erhalten. Es ist möglich, daß der Name cliens selber geradezu den Hörigen bedeutet, mit cluere, hören, hängt er auf jeden Fall zusammen. Freilich heißt cluere hören auch in dem Sinne: einen bestimmten Namen tragen. Dann sind die Klienten eben die Leute, die ihren Namen nach dem Geschlechtsnamen des Grundherrn tragen. Auf keinen Fall kann ein Zweifel daran begründet werden, daß die Klientel der späteren Zeiten auf einen älteren Zustand hinweist, in dem sie einfach Hörigkeit war.

Der Redner. Etruskische Bronzestatue.
Original im archäologischen Museum zu Florenz.

Die Klienten sind die Hörigen, wer aber sind ihre Grundherren? Die Patrizier. Die römischen Patrizier sind ein grundherrlicher Adel gewesen, ein städtischer Adel, der von den Abgaben seiner Hörigen lebte. So war es, als die Claudier sich ihm einfügten. Innerhalb der römischen Bevölkerung fanden sich unzweifelhaft Stammesunterschiede; auf dem Gebiete des Kultus haben solche Differenzen bei den Plebejern sich erhalten. Und hierzu kam in der Folge der Gegensatz von Latinern und Etruskern. Schon in voretruskischen Zeiten mag in Latium Hörigkeit von den einwandernden Latinern über eine noch ältere Bevölkerung verhängt worden sein. Und als die Etrusker über den Tiber drangen und hier den römischen Staat begründeten, werden sie nicht anders verfahren sein, als in Toskana Umbrern und Latinern gegenüber. Falls bei den Latinern im Süden des Tiber Hörigkeit nicht schon bestanden hätte, so hätten die Etrusker sie begründet, geradeso wie in Toskana. Wie sich das im einzelnen gestaltet hat, entzieht sich natürlich unseren Blicken, nur ist zu sagen, daß unter den patrizischen Geschlechtern Roms sich latinische, wie etruskische Namen finden; und diese Geschlechter stammen sämtlich aus alter Zeit, sie waren da, als die Claudier noch hinzukamen. Die etruskische

Einwanderung und Staatsgründung hat alſo zwar unzweifelhaft gewiſſen etruskiſchen Familien Land und Leute und grundherrliche Rechte gegeben, aber auch dem latiniſchen grundherrlichen Adel auf dem Boden des römiſchen Staates Raum gelaſſen.

Die römiſche Hörigkeit führt uns alſo in die Königszeit zurück: neben dem Könige ſtand der grundherrliche Adel des Patriziats, etruskiſcher wie latiniſcher Herkunft. Ob es neben den Hörigen etwa auch freie Bauern gab, wer will es ſagen? Die Bauern ſaßen auf dem Lande. Was außer den patriziſchen Familien in der Stadt Rom wohnte, beſaß zwar vor der Begründung des Volkstribunates keinerlei politiſche Rechte, wird aber nicht hörig geweſen ſein.

Die Vertreibung der Könige hat an der Stellung von Grundherren und Hörigen zueinander nichts geändert: Grundherrſchaft und Hörigkeit ſind aus der Königszeit in die Republik übergegangen. Inſofern allerdings war eine Veränderung eingetreten, als die grundherrlichen Familien nunmehr ſtatt der Könige das Regiment an ſich genommen hatten. Sie beſaßen es ungeſchmälert bis zur Begründung des Volkstribunates und der vier örtlichen ſtädtiſchen Tribus.

Daß dieſer Akt, der den nichtpatriziſchen Städtern den Anfang politiſcher Rechte gab, nicht ohne ſtarke Erſchütterung erfolgt iſt, ergibt ſich ſchon aus dem weitgehenden Rechte der Hilfleiſtung, des ius auxilii, das die Tribunen gegen die Magiſtratur errungen hatten. Und die Bewegung, die in der Stadt eingeſetzt hatte, begann ſich auf das Land und auf die Bauern auszudehnen. Sie führte in ihrem Endergebnis zur Grundlegung des neuen Staates.

Die Geſetzgebung der zwölf Tafeln ruht auf dem freien Eigentum an Grund und Boden, ſie kennt nicht mehr den Unterſchied von Ober- und Untereigentum. Alſo iſt dieſer Unterſchied vorher beſeitigt worden und geſchwunden; die Leute, die vordem nur ein beſchränktes Eigentum am Grund und Boden beſeſſen hatten, haben volles Eigentum erhalten. In der Folge findet das Eigentum am Acker in der Ordnung der örtlichen ländlichen Tribus, der tribus rusticae, ſeinen Ausdruck. Dieſe Tribus ſind eine Einteilung des Grundes und Bodens, und die Menſchen gehören den Tribus inſofern an, als ſie volles Eigentum an dieſem Grund und Boden beſitzen. Die Begründung des vollen Eigentums am Acker iſt alſo mit der Begründung der ländlichen Tribus geſchehen, mit ihrer Begründung erhalten die hörigen Bauern freies Eigentum am Acker und kam das Obereigentum der Grundherren in Wegfall. Die Begründung der ländlichen Tribus war alſo eine Bauernbefreiung. Dieſe römiſche Bauernbefreiung iſt jünger als die Einſetzung des Volkstribunates mit der Begründung der vier ſtädtiſchen Tribus, aber älter als das Decemvirat und die Geſetzgebung der zwölf Tafeln.

Auch in Griechenland haben die Hörigen es oft verſucht, das Joch der Grundherrſchaft abzuſchütteln, die theſſaliſchen Peneſten, die ſpartiatiſchen Heloten haben wiederholt nach der Freiheit gerungen. Um 500 v. Chr. haben in Argos ſich die Hörigen ſelbſt befreit, und in Syrakus iſt es um 461 manchem Hörigen gelungen, freien Acker zu erhalten. Eine Bauernbefreiung von oben her führte 363 v. Chr. ein aufgeklärter griechiſcher Fürſt, der Tyrann Klearch von Heraklea am Pontos durch, er befreite die Hörigen der Herakleoten, die Mariandyner und gab ihnen Acker. Wie ſehr die Gedanken an Bauernbefreiung in den Jahrzehnten nach 500 v. Chr. in der Luft lagen, zeigt ſich aber vor allem in Sparta. Bald nach 470 v. Chr. plante der Sieger von Platää, der Regent Pauſanias, die Befreiung der Heloten. Die Entſcheidung fiel in Sparta gegen Pauſanias und die Heloten.

Anders gingen in Rom die Dinge: Hier kam es zur Aufhebung der Grundherrſchaft und zu einer Auseinanderſetzung zwiſchen den bisherigen Grundherren und den nunmehr freien Bauern. Der Acker wurde zwiſchen den Herren und den Bauern geteilt. Der Herr bekam nunmehr ſeinen Anteil, der natürlich nicht knapp bemeſſen war; der Bauer bekam der Fläche nach weniger, als er bisher beſeſſen hatte, aber er bekam es zu freiem Eigen. Und der Herr war in der Folge bei der Bewirtſchaftung ſeines Anteils auch durch die Hörigen nicht mehr gebunden; er konnte rationeller wirtſchaften, wenn er bei Einführung von Neuerungen nicht durch das Gewohnheitsrecht der Hörigen gehindert oder gehemmt war. Jetzt konnte er auch ſelber Landwirt werden; eine Vorſtellung, wie die von Cincinnatus, der, vom Pfluge geholt, die Äquer ſchlägt, wurde jetzt erſt möglich. Und wenn ſeine Hörigen auch frei geworden waren, an Arbeitskräften konnte es dem früheren Grundherrn doch nicht fehlen. Wie kinderreich dieſe römiſchen Familien waren, ſieht man aus den Vornamen. Bis zum Vierten geben ſie wohl beſondere Namen,

mit dem Fünften aber fangen sie einfach an zu zählen: Quintus, Sextus, Dezimus; fünf, sechs oder gar zehn Söhne waren demnach keine Seltenheit. Die jüngeren Bauernsöhne also, die auf dem väterlichen Hofe nicht genügend Beschäftigung fanden, standen mit ihren kräftigen Armen dem Herrenhofe als freie Arbeiter zur Verfügung.

Die Ackeraufteilung, welche damals im römischen Gebiete vorgenommen wurde, kannte keine Feldgemeinschaft und keinen Flurzwang. Liegen die Äcker im Gemenge und können die den einzelnen zugehörigen Stücke nicht betreten werden, ohne andere zu überschreiten, so stellen sich Feldgemeinschaft und Flurzwang mit Notwendigkeit ein. Dann muß die Bestellung des Ackers und die Ernte von allen zu gleicher Zeit vorgenommen werden; zu anderer Zeit kann auch dem Eigentümer das Betreten seines eigenen Stückes nicht gestattet werden. Erst wenn durch schmale Wege jedes einzelne Stück zugänglich gemacht ist, kann von Feldgemeinschaft und Flurzwang, wie sie im Rebengelände noch heute bestehen, abgesehen werden, so daß der einzelne pflügen, säen und ernten kann, wenn er will. Ein Rechtssatz der Zwölf Tafeln schließt die Ersitzung von Eigentum am Grund und Boden aus bis zur Ausdehnung von fünf Fuß. Es handelt sich dabei um fünf Fuß breite Raine, welche die einzelnen Stücke der Flur unbedingt zugänglich machen sollen. Damit diese Raine nicht etwa durch Abpflügen geschmälert und schließlich beseitigt werden, wird an ihnen das Recht der Ersitzung ausgeschlossen. Sonst müßte man wieder zu Flurzwang und Feldgemeinschaft greifen.

Der Mars von Todi. Etruskische Bronzestatue. Original im Vatikanischen Museum zu Rom.

Die Klientel als Hörigkeit war mit der Bauernbefreiung aufgehoben, sie hielt sich nur in gewissen Resten des Rechtes und der Pietät dem Patron gegenüber. Ebenso war die Grundherrschaft aufgehoben. Die Claudier waren das letzte Geschlecht, das noch Aufnahme in den Patriziat erlangt hat. Sehr begreiflich: der Patriziat hatte auf der Grundherrschaft geruht, und die Grundherrschaft war beseitigt. Von nun an ist der Patriziat geschlossen.

Die römische Landschaft wurde in sechzehn ländliche Tribus eingeteilt, die ihre Namen nach patrizischen Geschlechtern tragen; in diesen Bezirken lagen also damals ihre Güter. Alle Eigentümer werden in das Verzeichnis dieser Tribus aufgenommen und eingetragen. Jetzt ist die Zahl der örtlichen Tribus bis auf zwanzig gestiegen, die sechzehn ländlichen sind zu den vier älteren städtischen gekommen. Die nichtpatrizischen Angehörigen der ländlichen Tribus erhalten jetzt auch Zutritt zu der plebejischen Volksversammlung und nehmen an der Wahl der Volkstribunen teil.

Die römische Bauernbefreiung hat indessen eine weit größere Bedeutung erlangt als andere Bauernbefreiungen der alten Geschichte, ja, sie erscheint geradezu als die folgenschwerste Bauernbefreiung der Weltgeschichte. Woran liegt das?

Die Wirkung von Bauernbefreiungen ist sehr verschieden. Die Stein-Hardenbergschen Reformen haben dem preußischen Staate die Macht gegeben, sich aus der tiefsten Erniedrigung

zu erheben, weil ſie auf die Bauernbefreiung eine neue Organiſation des Staates bauten, weil auf ihrem Grunde Scharnhorſt das preußiſche Heer ſchaffen konnte, das die Freiheitskriege ſchlug. Ohne die preußiſche Bauernbefreiung und die auf ihr ruhende Heeresordnung kam es weder zu einem 1866 noch zu 1870. Wie verpufft dagegen die Aufhebung der ruſſiſchen Leibeigenſchaft durch Alexander II.! Und aus welchem Grunde? Weil in Rußland auf die Aufhebung der Leibeigenſchaft keine Reorganiſation des ganzen Staates gegründet wurde. Die Befreiung der römiſchen Bauern dagegen iſt der grundlegende Akt der ganzen römiſchen Geſchichte geworden, weil auf ihr eine völlig neue Ordnung des Staates und Heeres ſich aufbaute, die zu einer Auslöſung aller vorhandenen Kräfte führte. Jetzt erhielten die Bauern der Kampagna militäriſche Gliederung und politiſche Rechte, und die Vollkraft der freien Bauern bildete den Kern des römiſchen Heeres. Die Centurienordnung, die militäriſch-politiſche Organiſation der ſogenannten ſervianiſchen Verfaſſung ruht auf der römiſchen Bauernbefreiung.

Falls es einen etruskiſch-römiſchen König Servius gegeben haben ſollte, ſo hat er nicht Servius Tullius geheißen, denn der Name der Tullier iſt plebejiſch und die Geſtalt des Servius Tullius ſchwerlich älter als der Ausgang des vierten Jahrhunderts v. Chr. Und die Verfaſſung, die eine ſpätere Zeit an dieſen Namen knüpfte, die Ordnung der 193 Centurien entſtammt erſt der Zeit des großen Samniterkrieges. Aber älter als dieſes Schema iſt eine andere Centurienverfaſſung, welche die Abſtufungen nicht nach Geldanſätzen, ſondern nach dem Grundeigentum normierte. Das freie Grundeigentum iſt Vorausſetzung und Grundlage der urſprünglichen Centurienordnung, jenes freie Grundeigentum, wie die Begründung der ländlichen Tribus es geſchaffen hatte. Nur wer als freier Grundeigentümer einer der örtlichen Tribus angehört, tritt in die Centurien mit ihren militäriſch-politiſchen Rechten und Pflichten ein. Wieviel Centurien urſprünglich eingerichtet wurden, iſt unbekannt, auf jeden Fall erheblich weniger als die 193, zu denen man während des großen Samniterkrieges durch eine bedeutende Heeresverſtärkung gelangte.

Aber eine Gliederung des Volkes für die Heeresordnung war auch bereits die urſprüngliche Centurienverfaſſung. Die Adelsreiterei blieb beſtehen, die ſechs Centurien der Titiers, Ramnes und Luceres. Daß ſchon damals ein Nichtpatrizier hätte zu Pferde dienen dürfen, iſt unerweislich; erſt die Reform des Samniterkrieges ſcheint die Zahl der Reitercenturien von ſechs auf achtzehn gebracht zu haben. Den Kern des Heeres aber bildete bereits in der urſprünglichen Ordnung nicht die Reiterei, ſondern das Fußvolk, und dieſer Kern rekrutierte ſich aus den freien Bauern, den Vollhufnern; ſie bilden die Claſſis und ſie dienen in voller Ausrüſtung. Indeſſen zum Dienſte zu Fuß, wenn auch nicht in voller Ausrüſtung, waren nicht nur die Vollhufner, ſondern alle Grundeigentümer berechtigt und verpflichtet; wer weniger als eine volle Hufe hatte, diente ebenfalls, nur nicht in voller Hoplitenrüſtung; es waren die Leute infra classem. Die normale römiſche Bauernhufe beſtand aus zwei Morgen Haus, Hof und Feldgarten, aus vierzehn Morgen Anteil an der Flur, ſowie aus dem Nutzungsrechte am ager compascuus, der Almende. Dieſe Almende iſt ſcharf zu ſcheiden von der Domäne, dem ager publicus; ſolche Domäne gab es damals aber noch gar nicht. Wenn man in der Folge bei Anſiedelungen den Koloniſten ſieben Morgen Acker gab, ſo war das die Hälfte einer Bauernhufe.

Durch dieſe Ordnung iſt das römiſche Heer ein Bauernheer, ein Heer von freien Bauern geworden. Wie ganz anders ſchlägt ein Heer ſich für Haus und Hof und Herd, für ſein freies Eigen, als der Hörige für den Grundherrn! Falls man es überhaupt wagen darf, den Hörigen zum Dienſte heranzuziehen. Wenn in Lakonien der Hörige den Herrn ſo haßte, daß er ihn am liebſten roh verſpeiſt hätte, durfte man ihn weder zum Angriff gebrauchen, noch ihm die Verteidigung anvertrauen; er wünſchte ja doch den Sieg des Feindes. So hat denn Sparta infolge ſeiner auf die Hörigkeit gegründeten Staatsordnung die Kraft ſeiner Bauern für ſein Heer nicht ausnutzen können und hat daher bald nach den Perſerkriegen eine weitausgreifende Politik aufgeben müſſen, wie ſie nur mit einem viel ſtärkeren Heere durchzuführen geweſen wäre; dieſe Heeresverſtärkung aber war nur auf Grund einer Befreiung der Heloten, einer Bauernbefreiung möglich, zu der man ſich in Sparta nicht entſchließen konnte. So ging es denn mit Sparta abwärts, ſobald es ſich auf ſeine eigene Kraft angewieſen ſah

Etruskisches Wandgemälde mit Tanzdarstellungen
in der Tomba delle Leonesse (Grab mit den Löwinnen) zu Corneto-Tarquinia
Nach „Antike Denkmäler" herausgegeben vom Kaiserlich Archäolog. Institut

und fremde Hilfe sich ihm versagte. Die römische Bauernbefreiung dagegen führte zu voller militärischer Ausnutzung der Bauernkräfte der Kampagna, und die freien römischen Bauern haben Latium und Italien unterworfen und die Weltherrschaft vorbereitet. Die lykurgische Hörigkeitsordnung hat zwar in der militärischen Ausbildung und Disziplinierung des Herrenstandes der Spartiaten Sparta zunächst auf die Höhe gehoben, aber in der Folge einen Stillstand und Rückgang eingeleitet und am Ende die Vernichtung des Herrenstandes herbeigeführt; Sparta ist an der lykurgischen Verfassung, es ist daran zugrunde gegangen, daß es sie nicht aufgehoben und seine Bauern nicht befreit hat. Im Gegensatze zur lykurgischen Verfassung, die Grundherrschaft und Hörigkeit organisierte, ruhte die römische Centurienordnung auf der Aufhebung von Grundherrschaft und Hörigkeit und auf dem freien Bauernstande als dem Fundament und Kern des Heeres. Die römische Freiheit war von größerer Kraft und Wirkung, sie sicherte nicht nur den Bestand des Staates für die Dauer, sie führte ihn zu unvergleichlichen Erfolgen.

Wenn diesen freien Bauern aber die Verteidigung des Staates obliegt, wenn sie seine Kriege zu führen haben, so erhalten sie auch politische Rechte. Nicht nur, daß sie in den plebejischen Volksversammlungen an der Tribunenwahl teilnehmen: die neuen Centurien, die Patrizier und Plebejer umfassen, treten ebenfalls zu beschließenden Volksversammlungen zusammen, zu Wahlen und zur Gesetzgebung. Jetzt gelangen die Präsidenten der Republik durch Wahl der Centurienversammlung an die Spitze des Staates. Und die Befugnis dieser Versammlung zur Gesetzgebung äußerte sich bald in einem Gesetze, das das Leben des römischen Bürgers schützte, in der Einführung der Provokation. Das von einem Konsul Valerius eingebrachte und von der Centurienversammlung beschlossene Provokationsgesetz ist das Palladium der römischen Freiheit. Aus der Provokation hat die Norm des römischen Strafprozesses sich allmählich entwickelt.

Bei den Arabern vor dem Islam mit ihrem Gemeinwesen ohne Obrigkeit, wie es uns Wellhausen geschildert hat, gibt es keine Strafgewalt des Staates, keine staatliche Exekutive. Und aus der griechischen Geschichte ist bekannt, wie es dem Staate nur allmählich und mit größter Mühe gelang, den Sippen die Blutrache zu entwinden und selber die Blutgerichtsbarkeit in die Hand zu nehmen. Es ist ihm dadurch gelungen, daß er keine unpopuläre Milde walten ließ: wenn die solonischen Gesetze von den drakontischen lediglich die Blutgesetze beibehielten, so ist deutlich, daß diese Gesetze Drakons dem Volksempfinden entsprochen haben, das auf die Blutrache nicht ohne strenge Bestrafung des Schuldigen verzichten mochte. In Rom ist der Königszeit und der grundherrlichen Adelsrepublik eine normierte und in festen Formen sich bewegende Strafgewalt des Staates noch fremd, aber den Königen und Herzögen der Republik stand eine nach Inhalt und Form unbeschränkte und unbegrenzte Disziplinargewalt zu; diese Coercition war an keine Form gebunden und konnte zur Beseitigung des Ungehorsams bis zur Tötung des Ungehorsamen gehen. Die Einführung der Provokation ließ die unbeschränkte Disziplinargewalt auf militärischem Gebiete fortbestehen, aber sie schied örtlich zwischen ihm und dem städtischen Bereich des Friedensrechtes; in diesem Bereiche trat nunmehr die Berufung ein. Ging das Urteil der Obrigkeit dem römischen Bürger an das Leben, so durfte es hier nicht vollstreckt werden, falls der Verurteilte Berufung an das Volk einlegte; dies entschied dann durch Beschluß der Centurienversammlung. Sie bestätigte entweder das Urteil und machte es dadurch vollstreckbar, oder sie ließ Begnadigung eintreten. Auch äußerlich fiel der Unterschied der beiden Gebiete dadurch in die Augen, daß die Diener der Obrigkeit, daß die Liktoren nur außerhalb des friedensrechtlichen Stadtgebietes in ihren Rutenbündeln die Beile trugen. Strafrecht und Strafprozeß der Römer entsprechen modernen Anforderungen schlechterdings nicht. Was wir verlangen, ist klare Bezeichnung des Vergehens, genaue Regelung des Verfahrens für den Nachweis der Schuld und bestimmte Normierung der Strafen, und daran läßt der römische Strafprozeß es vielfach fehlen. Trotzdem ist schon die Ausbildung des römischen Strafrechts und Strafprozesses ein großer Fortschritt gegenüber der schrankenlosen Coercition gewesen. Und dieser Fortschritt hat an die Provokation angeknüpft, die ihrerseits zum erstenmal das Leben des nunmehr freien Bürgers vor Willkür schützte. Grundlage und Voraussetzung für das Palladium römischer Freiheit sind aber Aufhebung der Hörigkeit und Begründung der Centurienverfassung. Tantae molis erat Romanam condere gentem.

Dem Schutze des Lebens folgte bald auch der des Vermögens. Nunmehr ſorgte ein Volksbeſchluß auch dafür, daß die Buße, die Vermögensſtrafe, gewiſſe Grenzen nicht überſchritt und nicht ruinös wurde.

Der neue Staat forderte aber auch eine Kodifizierung ſeines Rechtes: er erhielt ſie, durch die Decemvirn, in der Geſetzgebung der Zwölf Tafeln; um 450 v. Chr.

Richter, auch in Civilſachen, war der König, und dann der Konſul; er richtete nach dem Herkommen, dem ungeſchriebenen Gewohnheitsrechte. Dabei konnte es leicht vorkommen, daß, wer ſich durch einen Rechtſpruch beſchwert fühlte, die Urſache nicht ſowohl in der Beſchaffenheit des Rechtes ſelber, als vielmehr in der Willkür des Richters ſuchte. Die Niederſchrift, die Kodifizierung des Herkommens, glaubte man, würde Hilfe bringen. Noch 1790 hat Unterwallis, das ſeit den Burgunderkriegen von Oberwallis beherrſcht wurde, ein geſchriebenes Geſetz gefordert, um Willkürlichkeiten und Erpreſſungen einzuſchränken. Der Unterſchied der Stände fördert das Mißtrauen in die Rechtſprechung, und ſo hat der Beginn des Ständekampfes in Athen zu einer Kodifizierung des Rechtes geführt, zu der Geſetzgebung des Drakon. Freilich hat dieſe Geſetzgebung nicht lange gehalten, nur wenig mehr als 25 Jahre waren vergangen, als ſie durch Solon erſetzt wurde. Die Urſache davon iſt nicht ſowohl in beſonderen Mängeln der drakontiſchen Geſetzgebung, als in der Lage des Staates zu ſuchen. Die Griechen ſcheiden zwiſchen Nomoi und Politeia, zwiſchen Verfaſſung und Geſetzen; Solon gab beides, erſt eine Verfaſſung und dann die Geſetze, Drakon aber hatte keine neue Verfaſſung gegeben, ſondern lediglich Geſetze, er hat das beſtehende Recht ſchriftlich fixiert. Kein Wunder, daß Drakons Geſetze nicht hielten, wohl aber die Solons, denn die Kodifizierung Drakons war der Neugründung des Staates vorausgegangen, während die ſoloniſche Geſetzgebung ihr folgte. Mit Ausnahme der Blutgeſetze paßten die drakontiſchen Geſetze nicht mehr für den neuen Staat der ſoloniſchen Verfaſſung, Solon aber hat ſeine Geſetze ſeiner Verfaſſung bereits anpaſſen können, darum waren ſie von Dauer. In Rom war die Geſetzgebung der Zwölf Tafeln zwar auch eine erſte Kodifizierung, wie ſie für Athen Drakon unternommen hatte, aber, anders als die drakontiſche Geſetzgebung, war die der Zwölf Tafeln, gleich der ſoloniſchen, von Dauer, weil auch ſie der Neugründung des Staates nicht vorausging, ſondern folgte. Die Zwölf Tafeln gaben Nomoi, keine Politeia, aber ſie gaben dieſe Nomoi für die vor kurzem begründete Politeia, für die neue römiſche Verfaſſung der auf der Bauernbefreiung ruhenden militäriſch-politiſchen Centurienordnung. Der neue Staat ſchrieb in den Zwölf Tafeln ſich ſein Recht.

Zehn Männer, die Decemvirn, wurden mit der Niederſchrift dieſes Rechtes betraut; ſie waren zugleich, anſtatt der Konſuln, die Präſidenten der Republik. Wir kennen von den Decemvirn nur einen Namen, den des Appius Claudius. Wo, wie in Sparta und Athen, das Jahr nach dem oberſten Magiſtrate benannt wird, trägt es nach einem Manne den Namen; von den fünf ſpartaniſchen Ephoren iſt nur einer eponym und gibt dem Jahre ſeinen Namen, und ebenſo iſt in Athen von den neun Archonten nur der eine, der Archon kat exochen, eponym. Es iſt völlig ausgeſchloſſen, daß die römiſche Eponymenliſte, die Konſulnliſte, in ihrer urſprünglichen echten Faſſung alle zehn Decemvirn genannt hätte. Zwar gaben in Rom beide Konſuln dem Jahre den Namen, aber aus den zehn Decemvirn konnte man wohl einen herausgreifen, nicht aber zwei; und zudem gibt die Form unſerer Liſte, die zehn Namen bietet, das Material für den Nachweis, daß ein zweiter Name erſt im Jahre 304 v. Chr. bei der erſten Veröffentlichung der Konſulnliſte hinzugefügt wurde, während die Vervollſtändigung auf zehn Namen erſt dem 2. Jahrhundert v. Chr. angehört. Wir wiſſen nur, daß Appius Claudius Decemvir war. Daß ein zweites Kollegium von Decemvirn, in dem aber wieder Appius Claudius ſich befand, nachdem das erſte mit der Kodifizierung nicht fertig geworden, ſich über ſein Amtsjahr hinaus widerrechtlich im Amte behauptet und dann mit Gewalt geſtürzt worden wäre, iſt unkontrollierbar; die römiſche Geſchichtsklitterung hat vieles aus echter griechiſcher Geſchichte in die Erzählung von angeblicher altrömiſcher Geſchichte übertragen, und es iſt möglich, daß der Bericht über die zweijährige Amtsführung des Appius Claudius und ſeinen Sturz im dritten Jahre ein Plagiat von der Geſchichte des atheniſchen Archon Damaſias iſt, der ſich 583 und 582 v. Chr. zwei Jahre lang im oberſten Amte hielt und im dritten Jahre mit Gewalt beſeitigt wurde. Aber deswegen hat der Decemvirat des Appius Claudius noch nicht überhaupt

Wandgemälde aus Caere. Original im Louvre zu Paris.

für unhistorisch zu gelten. Der Decemvir Appius Claudius ist nicht etwa eine Zurückspiegelung des gewaltigen Censors Appius Claudius vom Jahre 310 v. Chr.; die politische Tendenz der beiden Männer war vielmehr diametral verschieden. Das Werk des Decemvirs Appius Claudius sind die Zwölf Tafeln, und ihrem Charakter nach ruht diese Gesetzgebung auf dem politischen Schwergewicht des Grundeigentums. Der Censor Appius Claudius dagegen hat der inzwischen neben die ältere Naturalwirtschaft getretenen Geldwirtschaft und dem mobilen Kapital Rechnung getragen und das politische Schwergewicht des Grundeigentums zu beseitigen unternommen.

Die Gesetzgebung der Zwölf Tafeln betont den Unterschied des Ansässigen, des Grundeigentümers, des assiduus, dem proletarius gegenüber, dem nur seine Nachkommenschaft, seine proles zu Gebote steht; die mit der Übernahme vermögensrechtlicher Verbindlichkeiten verknüpfte Rechtshilfe der Vindikation darf einem Assiduus nur ein anderer Assiduus, kein Proletarier gewähren. Dem Klienten gegenüber ist auch der Patron durch die Pietät gebunden. Das Schuldrecht ist hart und grausam. Den Schuldner darf der Gläubiger gefangen setzen und fesseln, muß ihn aber notdürftig unterhalten; wenn er nach 60 Tagen nicht gezahlt hat, kann er ihn als Sklaven verkaufen, aber nur über den Tiber, d. h. ins Ausland; selber darf er ihn nicht als Sklaven behalten. Daß die Zwölf Tafeln aber auch den Fall des Shylok vorgesehen hätten, ruht wahrscheinlich auf falscher Auslegung. Das Eherecht der Patrizier wird geregelt, eine Ehegemeinschaft zwischen Patriziern und Plebejern aber noch nicht anerkannt. Gesichert wird das Grundrecht der Provokation, und der Centurienversammlung die Entscheidung überlassen. Für die äußere Kultur der Zeit charakteristisch ist das Verbot, Gold dem Toten mitzugeben, ausgenommen das zur Befestigung seiner Zähne verwandte.

Die Gesetzgebung der Zwölf Tafeln ist die einzige vollständige Kodifikation geblieben, die Rom bis auf das Corpus Juris Kaiser Justinians von 529 bis 534 n. Chr. erlebt hat; dazwischen liegen nur partielle Kodifikationen des prätorischen Rechtes und des Kaiserrechtes. In Rom lernte jedes Kind die Zwölf Tafeln auswendig, wie bei uns den Katechismus. Die Zwölf Tafeln haben aber nicht nur das geltende Recht gebucht, sondern auch den Grund für seine Fortbildung gelegt. Das Leben, der Verkehr wurden komplizierter und es traten Fälle ein, die in den Zwölf Tafeln nicht direkt vorgesehen waren. In solchen Fällen greift die moderne Zeit gern zur Klinke der Gesetzgebung, die Römer aber verfuhren anders, sie halfen mit der juristischen Interpretation, die sie virtuos zur Ausbildung brachten. Die juristische Auslegung unterscheidet sich von der wörtlichen philologischen dadurch, daß sie zwar

von ihr ausgeht, aber bei ihr nicht stehen bleibt, sondern durch das Ziehen von Konsequenzen und durch Analogieschlüsse über sie hinausgeht und festzustellen unternimmt, was der Gesetzgeber, der in jenem Falle so bestimmt hat, in einem ähnlichen, den er aber nicht vorgesehen hat, bestimmt haben würde. So führte die juristische Interpolation zu einer materiellen Fortbildung des Rechtes, und die in solcher Fortbildung des Zwölftafelrechtes und in seinem Geiste gehaltenen Interpretationen und Konsequenzen wurden ebenfalls als Zwölftafelrecht bezeichnet.

Der Meinung des späteren Altertums zufolge wären auch Nichtpatrizier, Plebejer, für den Decemvirat wählbar gewesen und wenigstens für das zweite Jahr auch wirklich in dies Amt gelangt; so wären zum erstenmal Plebejer Präsidenten der Republik geworden. Wenn nach dem Sturze der Decemvirn eine Rückkehr zum rein patrizischen Konsulate erfolgte, müßte man diesen Sturz dem Adel zuschreiben, der den Nutzen von ihm gezogen. Aber die Annahme plebejischer Decemvirn steht auf schwachen Füßen. Sie ruht allein auf den verlängerten Decemvirnlisten. Und dürften wir diesen Verlängerungen trauen, so wäre wenigstens ein Plebejer bereits im ersten Jahre Decemvir geworden. In Wirklichkeit kennen wir von den Decemvirn nur einen einzigen, den Appius Claudius, der Patrizier war. Noch war das Bürgerrecht der Nichtpatrizier zu jung, als daß sie bereits zur Präsidentschaft hätten gelangen können. Mit der Kodifizierung hatte der Decemvirat seine Aufgabe gelöst: die alte Form der Präsidentschaft, das Konsulat, trat wieder ein. Die ergreifende Erzählung von der gefährdeten jungfräulichen Ehre der Jungfrau, der Virginia — ihr Vater Virginius hat davon den Namen — wirkt in ihrem poetischen und sittlichen Gehalte immer aufs neue — sie ist es, die in Lessings Emilia Galotti nachwirkt — und man wird diese von Freiheitsgefühl getragene Dichtung immer in ihrem Werte würdigen, aber man soll sie nicht umdeuten in Geschichte.

Das 449 v. Chr. wieder einsetzende konsularische Regiment sah als Obmänner der Plebs nicht mehr zwei, sondern zehn Volkstribunen, deren Zahl der der Decemvirn nachgebildet ist. Noch immer mochte die Bauernbefreiung mit allem, was daran hing, zu Streitigkeiten Anlaß geben, und man begreift es, wenn eigene iudices decemviri in Sachen des plebejischen Freiheitsprozesses bestellt wurden. Seit der Begründung der Provokation, welche die endgültige Entscheidung vom höchsten Magistrate an die Centurienversammlung verwies, mochte der Konsul diese Versammlung, die sein Urteil kassieren konnte, nicht selber leiten; er bestellte dafür und für die nötige Untersuchung einen Quästor, wahrscheinlich zunächst auf eigene Hand. Nunmehr wurde die Quästur ständig, und jeder Konsul erhielt seinen Quästor als Hilfsbeamten; jetzt gingen die Quästoren auch aus der Volkswahl hervor. 25 Jahre später wurde die Zahl der Quästoren auf vier erhöht, damit, wenn die Konsuln ins Feld zogen und ihre Quästoren mit sich nahmen, doch immer zwei Quästoren in der Stadt blieben und sich der Kassenverwaltung widmen konnten. Diese Staatskasse befand sich im Saturntempel am Forum. Patrizier und Plebejer haben in dieser Zeit sich so weit genähert, daß zwischen beiden Ständen Ehegemeinschaft anerkannt wurde, wie sie die Zwölf Tafeln noch ausgeschlossen hatten. Es geschah das durch einen von dem Volkstribunen Canulejus beantragten Beschluß der plebejischen Volksversammlung, ein Plebiszit, das die Zustimmung der Patrizier gefunden hat. Nach außen hatte man Erfolg gegenüber den Volskern, die 446 besiegt wurden, und den Rutulern gegenüber; Ardea im Rutulerlande wurde 442 von Kolonisten besiedelt, denen hier Acker angewiesen wurde. Solche Kolonialgründungen haben nichts mit Kolonien im modernen Sinne zu schaffen, es sind vielmehr Grenzfestungen. Im Innern aber bestand keine volle Ruhe; im Jahre 439 v. Chr. wurde Spurius Mälius getötet, weil er nach der Tyrannis strebte. Das Streben nach der Tyrannis aber steht, wie bereits bemerkt wurde, immer im Zusammenhange mit volkstümlichen Tendenzen.

In das folgende Jahr 438 fällt eine große Neuerung in der Form der Präsidentschaft: es werden jetzt zum erstenmal Offiziere des Heeres, Kriegstribunen, an die Spitze des Staates gestellt; sie regieren den Staat an Stelle der Konsuln, es sind die Konsulartribunen. Jede Legion hat sechs Tribunen, und je nachdem werden drei, vier oder sechs zu Präsidenten der Republik gewählt, aber niemals fünf, weil dann bei den zwölf Monaten des Jahres ein angemessener Turnus nicht möglich wäre. Es war unzweifelhaft ein Erfolg des Heeres, das

Totenmahl. Etruskisches Relief aus Caere. Original im Louvre zu Paris.

seine Offiziere an die Spitze des Staates trug, und unter den Kriegstribunen der bäuerlichen Classis gab es gewiß schon längst Plebejer. Wenn nunmehr Jahr für Jahr zu bestimmen war, ob Konsuln oder Konsulartribunen gewählt werden sollten, so muß doch ein Unterschied der Rechte bestanden haben. Das Konsulat wird den Patriziern reserviert geblieben sein, zum Konsulartribunate aber werden die Plebejer das passive Wahlrecht erhalten haben. Aber es ist ein Unterschied zwischen der Möglichkeit, gewählt zu werden, und der wirklichen Wahl. Selbst in die niedere Stellung der Quästur sollen Plebejer erst seit 409 v. Chr. gelangt sein. Und die Kritik der Konsulnliste zeigt uns, daß erst seit 399 v. Chr. Plebejer faktisch zu Konsulartribunen gewählt und in dieser Form Präsidenten wurden. Man begreift es, daß sie diesen Erfolg eben damals errungen haben: man stand mitten im Kriege gegen die Etrusker, gegen Veji.

Ins Jahr 438 verlegt die Kritik der Konsulnliste die Begründung des Konsulartribunates; sie hängt, wie man sieht, mit der unmittelbar vorausgegangenen Bewegung des Spurius Mälius irgendwie zusammen. Unsere Form der Konsulnliste freilich setzt die ersten Konsulartribunen bereits in das Jahr 444 v. Chr., in das Jahr nach dem canulejischen Plebiszite, aber der Nachweis ist zu führen, daß diese Form der Konsulnliste nicht die ursprüngliche gewesen ist.

Die Centurienordnung ruht auf der Schatzung und ist mit dem Wandel der Besitzverhältnisse der Erneuerung bedürftig. Diese periodische Neueinschätzung übernahmen im Jahre 435 v. Chr. die neueingesetzten Schatzungsmeister, die Censoren. Die Revision der Schatzung macht mehr Arbeit, als daß sie mit Sicherheit in Jahresfrist zu leisten wäre. Es war indessen von Interesse, daß die Schatzung von denselben Personen, die sie begonnen, auch zu Ende geführt wurde. Da man aber von der Befreiung der Präsidentschaft durch das Amtsjahr nicht abgehen wollte, so überwies man die nötig werdenden Revisionen der Einschätzung nicht den jeweilig amtierenden Präsidenten, sondern schuf in der Censur ein besonderes Schatzungsamt, das an das Amtsjahr nicht gebunden war, sondern länger amtieren durfte. Die Maximalfrist dieses Amtes wurde auf 18 Monate festgesetzt; die Censoren beschließen die Schatzung mit einem Sühneopfer, dem Lustrum, und da alle fünf Jahre eine neue Schatzung vorgenommen und neue Censoren bestellt werden sollen, so wird ein Zeitraum von fünf Jahren als Lustrum bezeichnet. Zuviel größerer Bedeutung als die Schatzung ihr gewährte, ist die Censur aber später gelangt, als ihr die Besetzung des Senates zufiel; im Jahre 310 v. Chr., unter Appius Claudius.

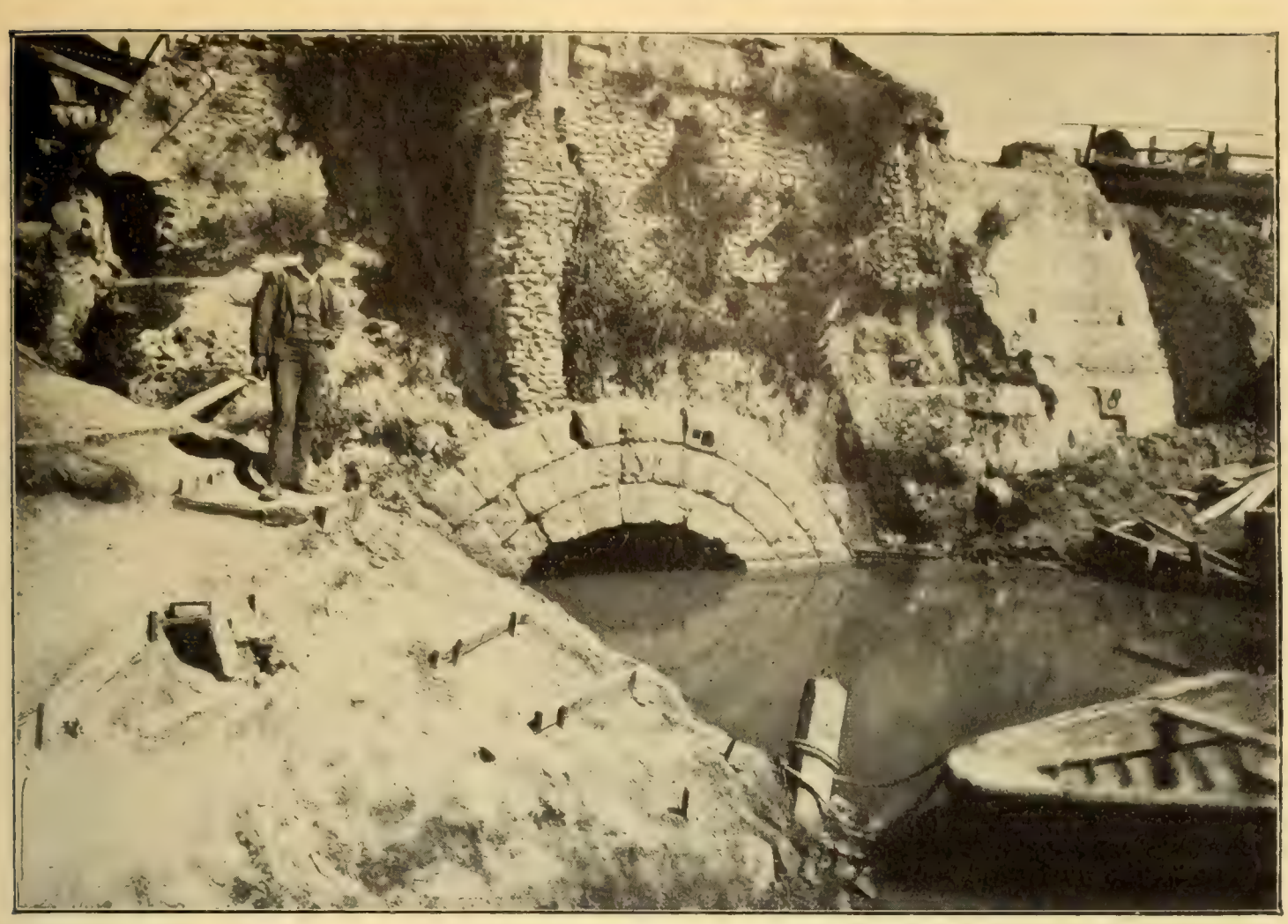
Die Kriege gegen die Nachbarvölker, gegen Äquer und Volsker, dauerten fort. Nach einem Siege über die Äquer im Jahre 432 nahmen die Römer 418 und 414 v. Chr. die Äquerstädte Labici und Bola. Gegen die Volsker, über die sie 446 einen Sieg davongetragen hatten, war im Jahre 407 aufs neue der Krieg begonnen, drei Jahre später schicken die Römer Kolonisten nach dem volskischen Velitrae, nach Velletri; von hier ist die Familie der Oktavier ausgegangen, noch der Kaiser Augustus besaß in der Nähe ein Landgut. Und schon im Jahre 406 v. Chr. waren die Römer auf volskischem Boden über das circejische Vorgebirge hinausgedrungen, dessen aus dem Meer emporsteigende isolierte Bergeshöhe man bereits von Antium, von Porto d'Anzio aus gewahrt; damals erreichten sie bereits die Grenze der Volsker und

der Auſones, der Aurunker, dort eroberten ſie die volskiſche Stadt Anrur, in der Folge zu Tarracina umgenannt. Der durch die Fabierkataſtrophe von 477 unterbrochene Fidenatenkrieg war nach über fünfzig Jahren, 426, wieder aufgenommen worden. Auch jetzt fand Fidenä wieder bei Veji Unterſtützung; der Vejenterkönig, der Lar Tolumnius, hat ſelber am Kampfe teilgenommen, und der römiſche Reiterführer Aulus Cornelius hat ihm ſeinen leinenen Panzer abgenommen, er weihte ihn als Spolia opima im Tempel des Juppiter Feretrius auf dem Kapitol. Damals wurde die dem feindlichen Feldherrn im perſönlichen Kampfe abgenommene Rüſtung ohne weiteres unter die Spolia opima gerechnet, auch wenn der Römer, der ſie genommen, nicht der höchſte Feldherr war. In der Folge aber beſchränkte die Theorie auf ihn das Recht, ſolche Spolia opima zu weihen, und das neue Kaiſertum des Auguſtus mochte darum dem L. Craſſus, der als Prokonſul von Makedonien im Jahre 29 v. Chr. dem Baſtarnerhäuptling Deldo die Rüſtung abgenommen hatte, ihre Dedikation als Spolia opima nicht geſtatten, als Craſſus im Jahre 27 triumphierte. Es war ſchwerlich ein Zufall, daß man jetzt auf den Panzer des Lar Tolumnius hinwies, und daß Auguſtus ſelber auf ihm geleſen haben wollte, Cornelius habe ihn als Konſul gewonnen und geweiht, 428 v. Chr. War auch der Vejenterkönig gefallen, den Fall Fidenäs hat die Unterſtützung Vejis doch verhindert, und der Kampf des Jahres 426 v. Chr. blieb unentſchieden. Schließlich iſt Fidenä doch gefallen und von den Römern zerſtört worden, wir wiſſen nicht, in welchem Jahre, aber wohl noch vor dem Beginn des großen Vejenterkrieges. Wenn Rom Land eroberte und das ſo gewonnene Land unter ſeine Bürger verteilte, begründete es eine neue ländliche Tribus; und die erſte ländliche Tribus nach der Begründung jener 16, die auf einmal begründet worden waren, war die von Cruſtumerium, jenſeits von Fidenä, tiberaufwärts. Nun fand ſich römiſches Gebiet am linken Tiberufer, oberhalb und unterhalb von Fidenä, und das wird einen erfolgreichen Angriff auf Fidenä und ſeine Eroberung ermöglicht haben. Der alte Bundesgenoſſe Vejis war gefallen, nun ging es gegen Veji ſelber: Der Kampf um Südetrurien begann.

8. Von der Eroberung Süditaliens bis zur Unterwerfung Latiums.

Der Vejenterkrieg iſt eines der bedeutſamſten Ereigniſſe der ganzen römiſchen Geſchichte, er macht Epoche in der äußeren und der inneren Geſchichte Roms, auch für die Überlieferung dieſer Geſchichte iſt er der Grenzſtein. Nicht die galliſche Kataſtrophe macht hier die Scheide, der Konſulnliſte konnte dieſer Brand nichts anhaben, wenn ſie ſich im Juppitertempel auf dem Kapitol befand. Aber neben die Liſte der Präſidenten trat kurz vor 400 v. Chr. die Prieſtertafel, die Grundlage der Stadtchronik, der Prieſterchronik. Von jetzt an verzeichnete der Pontifex maximus auf einer weißen Tafel unter den Namen der Jahresmagiſtrate die Hauptereigniſſe des Jahres. Bis in die Zeit der Gracchen hat dieſe Übung fortbeſtanden, die erſt aufhörte, als eine ausgebildete literariſche Aufzeichnung auch der Zeitgeſchichte ſie als überflüſſig erſcheinen ließ. Die Tafeln dieſes Prieſterarchives gaben der römiſchen Geſchichtsſchreibung ihr Material, die mit dem Zeitalter des hannibaliſchen Krieges auftritt, und bildeten die Hauptquelle der großen Prieſterchronik in 80 Büchern, der Annales Maximi, die der Oberprieſter P. Mucius Scävola zugleich mit dem Aufhören der Tafelaufſtellung veröffentlichte. Was hat aber den Anlaß geboten, um 400 v. Chr. auf einmal mit der Aufſtellung ſolcher Tafeln zu beginnen? Es waren die Ereigniſſe des großen Krieges gegen Veji.

Von jetzt alſo gab es eine geſicherte gleichzeitige Aufzeichnung wenigſtens der Hauptereigniſſe römiſcher Geſchichte. Und dieſer Krieg ſelber war ein ſolches Hauptereignis. Mit ihm beginnt die Reihe der großen Eroberungen, welche die Herrſchaft Roms über Italien anbahnen und in vier Menſchenaltern vollenden. Es war der erſte langandauernde Krieg, den Rom geführt hat. Bis dahin war das Heeresaufgebot wohl auf Wochen hinausgezogen, von Haus aus mit dem Nötigen verſehen; bald kehrte der Krieger wieder heim zu ſeiner bürgerlichen Hantierung. Aber die Belagerung von Veji durfte nicht unterbrochen werden, infolgedeſſen übernahm jetzt der Staat die Löhnung. Die ſechs Centurien Adelsreiterei, die immer noch den ganzen Beſtand an Kavallerie ausmachten, genügten nicht für die Bedürfniſſe des Krieges, und den Mehrbedarf deckte man jetzt dadurch, daß man wohlhabenden jungen Plebejern



Die Cloaca maxima zu Rom. Photographische Aufnahme.

gestattete, außerhalb dieser Centurien zu Pferde zu dienen; nur mußten sie aus eigenen Mitteln ihr Pferd stellen und unterhalten, während die Adelsreiterei Pferd und Futter vom Staate erhielt. In dieser Neuerung liegt der Keim für die Ausbildung des römischen Ritterstandes. Wir sehen, wie die Notwendigkeit des Krieges hier bereits Zugeständnisse in der inneren Politik herbeiführt. Aber nicht nur, daß Plebejer jetzt zu Pferde dienen durften: im Kriege macht sich die persönliche Leistung geltend, und die Leistung weiß Ansprüche zu erheben und durchzusetzen. Längst waren Plebejer auch Offiziere des Bürgerheeres der Centurien geworden, Kriegstribunen, und der Einfluß eben dieses Heeres hatte den Wandel in der Form der Präsidentschaft herbeigeführt, die Wahl solcher Offiziere, anstatt der Konsuln, zu Präsidenten. Die neue Ordnung bestand seit 438 v. Chr., indessen war noch nie ein plebejischer Kriegstribun wirklich zum Präsidenten, zum Konsulartribunen gewählt worden. Aber während des Vejenterkrieges geschah es zum ersten Male, 399 v. Chr., und zwar gelangten damals gleich mehrere Plebejer nebeneinander in das Kollegium der Präsidenten, Cn. Genucius an ihrer Spitze. Nachdem die grundeigentumbesitzenden Nichtpatrizier in der Centurienverfassung zum Bürgerrecht gelangt waren, strebte das Vorwärtsdrängen der Plebejer nach den Ämtern, auch nach dem ersten Amt im Staate. Das Jahr 399 v. Chr., das sie an dieser Stelle führt, ist ein Epochenjahr des Ständekampfes, auf diese Höhe hat die Plebejer der Vejenterkrieg geführt. Der enge Zusammenhang von äußerer und innerer Geschichte tritt uns hier vor Augen.

Im Jahre 406 hatte der Krieg begonnen; erst im elften Jahre der Belagerung, 396 v. Chr., eroberte der Diktator M. Furius Camillus Veji. Aus der Beute schickten die Römer einen goldenen Mischkrug als Weihgeschenk nach Delphi, der aber samt den römischen Gesandten von liparischen Seeräubern abgefangen wurde. Indessen Timasitheos von Lipara rettete die Gesandten und das Weihgeschenk aus der Gewalt seiner Seeraub treibenden Untertanen; der Mischkrug fand in Delphi seine Aufstellung in dem Schatzhause der Massalioten. Zum Dank gewährte der Senat dem Timasitheos die Gastfreundschaft des römischen Staates, die nach

römiſchem Rechte ſich vererbte, und als die Römer im erſten puniſchen Kriege 251 v. Chr. Lipara nahmen, ehrten ſie die Nachkommen des Timaſitheos durch Befreiung von Untertänigkeit und Steuerpflicht. Bald nach 400 ſehen wir alſo die Römer bereits in Verbindung mit den Griechen von Oſt und Weſt; ſchon damals war Maſſilia mit Rom durch einen Freundſchaftsvertrag verbunden, er hat die ganze Zeit der Republik hindurch beſtanden. Nach der galliſchen Kataſtrophe brachte man in Maſſilia Geld für die Abgebrannten Roms zuſammen, und zum Danke dafür gewährte der Senat den maſſaliotiſchen Kaufleuten Handelsbegünſtigungen. In ganz andere Verhältniſſe führt uns der lipariſche Seeräuber- und Kommuniſtenſtaat. Gebildet hatten ihn griechiſche, doriſche Koloniſten, die bald nach 580 vergeblich verſucht hatten, ſich im Weſten Siziliens feſtzuſetzen, und die dann die lipariſchen Inſeln beſetzten. Sie hatten ſich hier der etruskiſchen Seeräuber zu erwehren und trieben ſelber Seeräuberei von ihrer Korſarenburg aus auf Lipara. Der Zwang dieſes Lebens führte bei ihnen zum Kommunismus. Ihr Vermögen war Gemeingut und ſie ſpeiſten in Syſſitien, die einen beſtellten für alle den Acker und die anderen fuhren auf Seeraub. Später ſchufen ſie Individualeigentum auf der Hauptinſel Lipara, auf der die Stadt lag, während ſie das Gebiet der anderen Inſeln gemeinſam bewirtſchafteten; man ſieht, die Gründung der Stadt bot hier den Anlaß für die Aufteilung von Grund und Boden. Schließlich teilte man auch das Gebiet der anderen Inſeln auf, aber in Perioden von zwanzig Jahren immer aufs neue. Mit dem Korſarenfürſten von Lipara alſo hatten die Römer 396 v. Chr. Freundſchaft geſchloſſen.

Die Bewohner von Veji wurden in die Sklaverei verkauft, das Gebiet von Veji wurde eingezogen und unter römiſche Koloniſten verteilt, die hier den Grenzſchutz übernahmen. Der Krieg in Südetrurien ging weiter, im Norden bis Volſinii, Orvieto, wo die Römer 391 ſiegten. Die neuen Eroberungen wurden in vier neuen ländlichen Tribus organiſiert: ein großer Teil Südetruriens war römiſch geworden. Auch nach Süden ſtreckten die Römer ihre Arme, bereits 393 hatten ſie eine Kolonie nach Circeji ausgeſandt: da kamen die Kelten und nahmen Rom.

In den letzten Jahrzehnten des 5. Jahrhunderts wohnten die Kelten am Iſter, an der oberen Donau, und von dort weiter nach Nordweſten. Um 400 v. Chr. aber gerieten die Kelten in Bewegung, vom Rheine aus drangen ſie nach Frankreich, das von ihnen, den Galliern, ſeinen Namen Gallia erhalten ſollte; ſie drangen im Süden bis nach Spanien, bis nach Gades. Von der Donau aus ſind ſie aus Süddeutſchland über die Alpen nach Italien gezogen und ſtießen hier auf die Etrusker, das etruskiſche Mailand und Bologna wurden keltiſch, die Senonen drangen bis zum Adriatiſchen Meere: ſie erſchienen auch in Toskana, auf einmal ſtanden ſie vor Cluſium. Es war einer jener Völkerſtürme, wie ſie ungeahnt losbrechen und die Länder älterer Kultur durchfegen. Um über das Unerhörte ſich zu informieren, ſandten die Römer nach Cluſium. Ob die Geſandten unbedachterweiſe am Kampfe der Etrusker von Cluſium gegen die Kelten teilgenommen und die Kelten eben darum dann Rom bedrohten, iſt ſchwer zu ſagen: nach dem Siege über Cluſium wären ſie doch auf jeden Fall nach Süden gezogen. Das römiſche Aufgebot zog ihnen entgegen und ging über den Tiber; auf dem rechten Tiberufer ſtieß es mit den Etruskern zuſammen, am 18. Juli kam es hier zum Kampfe, gegenüber der Stelle, wo, etwas oberhalb von Fidenä, ein linker Nebenfluß des Tiber, die Allia mündete, ihre Niederlage machte den Tag der Alliaſchlacht für die Römer auf die Dauer zum „ſchwarzen Tage“. Das Gros des geſchlagenen Heeres konnte ſich nach Veji retten, ein kleinerer Teil durchſchwamm den Tiber und entkam nach Rom. Aber bereits drei Tage nach der Schlacht langten auch hier die Etrusker an und beſetzten die Stadt mit Ausnahme des befeſtigten Kapitols, ſie lagerten ſieben Monate in der Stadt und zogen ſchließlich ab, weil ſie die Meldung von einem Einfall der Veneter in ihr eigenes Gebiet erhielten; den Vertrag mit den Galliern hatten die Römer mit tauſend Pfund Gold erkaufen müſſen. Bei der Beſetzung durch die Gallier iſt ein Teil Roms in Flammen aufgegangen. Die Tatſache des galliſchen Brandes iſt unbeſtreitbar, ſchon der tumultuariſche, unregelmäßige Wiederaufbau nach dem Abzuge der Gallier, deſſen Spuren erſt der neroniſche Brand getilgt hat, läßt daran nicht zweifeln; aber die Ausdehnung des Brandes wurde in der Folge ſtark übertrieben, in der abgebrannten Stadt wären die Gallier nicht ſieben Monate geblieben. Napoleon verließ das brennende Moskau.

Im Jahre des antalkidischen Friedens, 387/386 v. Chr., haben die Gallier Rom besetzt, aber die Kunde der Katastrophe ist nicht etwa sofort nach Griechenland gedrungen, es vergingen fast vierzig Jahre, bis die Griechen davon erfuhren. Ein Zeitgenosse des Aristoteles, ein Schüler Platons, Herclides Pontikos, tat die phantastische Meldung, ein Heer aus dem Hyperboreerlande habe die am großen Meere gelegene griechische Stadt Rom genommen. Und Aristoteles selber hatte von der Einnahme der Stadt durch die Kelten gehört, Lucius habe sie gerettet. Der Wiederhersteller Roms aus der gallischen Katastrophe war aber Marcus Furius Camillus, nicht sein Sohn Lucius, der Konsul des Jahres 349 v. Chr. Dreißig Jahre nach der Alliaschlacht hatten die Kelten einen neuen Raubzug unternommen, der sie bis nach Alba führte, und 349 kamen sie wieder: da traten die Römer mit ihren Bundesgenossen ihnen entgegen, und die Gallier zogen sich zurück. Eben damals war Lucius Furius Camillus Konsul, ihn bringt Aristoteles mit der großen Katastrophe in Verbindung, er hat also von der großen Katastrophe nichts vor 349 erfahren. Eben im Jahre 349 war eine griechische Flotte an der latinischen Küste erschienen, es mag eine syrakusische gewesen sein. Dann ist die Kunde wohl über Syrakus und Korinth nach Athen gekommen.

Im Poland hatten die Gallier sich angesiedelt, bei ihren wiederholten Zügen nach dem Süden gingen sie aber nicht sowohl auf Eroberung, als auf Raub und Plünderung aus. Ein Jahrhundert lang waren sie der Schrecken Italiens, bis 284 v. Chr. Nach dem Einfall von 349 führte die Machtstellung der Römer seit der Auflösung des latinischen Bundes, seit 338, die Gallier 334 zum Abschluß eines förmlichen Friedens, den sie dreißig Jahre hielten, bis sie durch Bewegungen der transalpinischen Stämme wieder in Unruhe gerieten. Noch 285 stehen die Kelten vor Arretium, und nach der Vertreibung der Senonen aus ihrem Gebiete und der Gründung der römischen Kolonie Sena Gallica werden die Bojer 284 von den Römern am vadimonischen See geschlagen. Von jetzt ab hat Italien vor den Kelten Ruhe, sie wenden sich jetzt nach der Balkanhalbinsel, im Jahre 279 erscheinen sie in Makedonien, vor Delphi. Der keltische Häuptling, der 279 gegen Delphi zog, hieß Brennus. Diesen Namen hat die spätere römische Geschichtschreibung auf den Eroberer Roms übertragen, dessen Name der echten Überlieferung und daher auch uns unbekannt ist.

Die Katastrophe von 387/386 ist nur bei einem unbefestigten Rom verständlich; mit Ausnahme des festen Kapitols war Rom damals noch nicht ummauert. Die sog. servianische Mauer stammt weder aus der Königszeit, noch aus der frühen Republik, sie wurde errichtet in dem Jahrhundert der Gallierzüge, zur Sicherung gegen die Kelten. In diese Zeit weisen auch die Maße ihrer Reste. Die genauere Zeitbestimmung wird weiter unten gegeben werden.

Mit der Schädigung, welche die Bevölkerung Roms durch den Galliereinfall erlitten hatte, wird die Tätigkeit des M. Manlius zusammenhängen, deretwegen man ihn des Strebens nach der Tyrannis bezichtigte, überwältigte und tötete; 385 v. Chr. Er muß sich also des geringen Volkes angenommen haben, das durch die gallische Besetzung Roms, sowie durch den Brand arg genug heruntergekommen sein mochte.

Erst jetzt gelangte man auch dazu, die bereits oben gemeldete Organisation des eroberten Südetrurien vorzunehmen, aber immer richtete man die Blicke nach allen Seiten, auch auf volskischem Boden wurden jetzt zwei Kolonien, Satrikum und Setia, gegründet, 385 und 382. Und ebenfalls 382 begann der Krieg mit Präneste, der Bastion des Appennin mit seiner als Mittelpunkt der Umgebung bedeutenden Lage, ein Krieg, der, mit mannigfacher Unterbrechung, erst 338 zur Unterwerfung Pränestes führte. Auch Tuskulum, die Latinerstadt zwanzig Minuten vom heutigen Frascati gelegen, mit seinem freien Ausblick auf die Höhe des Albanerberges und die Ebene zu seinen Füßen, trat in Gegensatz gegen Rom und mußte unter ungünstigen Bedingungen in den römischen Staatsverband eintreten, es wurde das erste römische Municipium. Die Municipalen sind römische Bürger, die nur an den Lasten des Staates, seinen Munera, Anteil haben, an Steuerpflicht und Kriegsdienst, denen aber die politischen Rechte des Bürgers fehlen, Stimmrecht und Wahlrecht, das aktive und passive, die Wählbarkeit zu den Staatsämtern. In das gleiche ungünstige Rechtsverhältnis mußte in der Folge das etruskische Caere eintreten, Cervetri, căritisches Recht ist Passivbürgerrecht, Municipalrecht. Von diesen Gemeinden der Passivbürger gelangte allmählich eine nach der anderen in den

Besitz vollen Bürgerrechtes, und als nach dem Bundesgenossenkriege, 90 und 89 v. Chr., das Bürgerrecht und zwar das volle sich über ganz Italien ausdehnte, verstand die neue Municipalordnung unter Municipien römische Vollbürgergemeinden mit lokaler Autonomie.

Nach 380 v. Chr. weist unsere Kenntnis der äußeren Geschichte Roms eine Lücke von fast zwanzig Jahren auf. Schwerlich ist damals nichts geschehen, aber eine spätere tendenziöse Darstellung der Geschichte des Ständekampfes hat die Geschichte jener Jahre so verwüstet, daß Ungehöriges in sie hineingetragen ist, während anderes gestrichen sein wird. Auch waren es gar nicht so viel Jahre, das System altrömischer Chronologie hat vorhandene Schwierigkeiten durch Fiktionen an dieser Stelle zu beseitigen versucht und die Zeitrechnung jener Jahre dadurch für immer heillos zerrüttet. Noch immer redet man vom Abschlusse des Ständekampfes durch die licinisch-sextischen Gesetze des Jahres 367 v. Chr. und periodisiert nach ihnen sogar die altrömische Geschichte. Wenn wir auf eine Wiederherstellung der äußeren Geschichte Roms in jenen Jahren auch verzichten müssen, so gelingt es doch, die Übermalungen der Verfassungsgeschichte zu entfernen, sowie Zeichnung und Farben des echten Bildes hier wiederaufleben zu lassen.

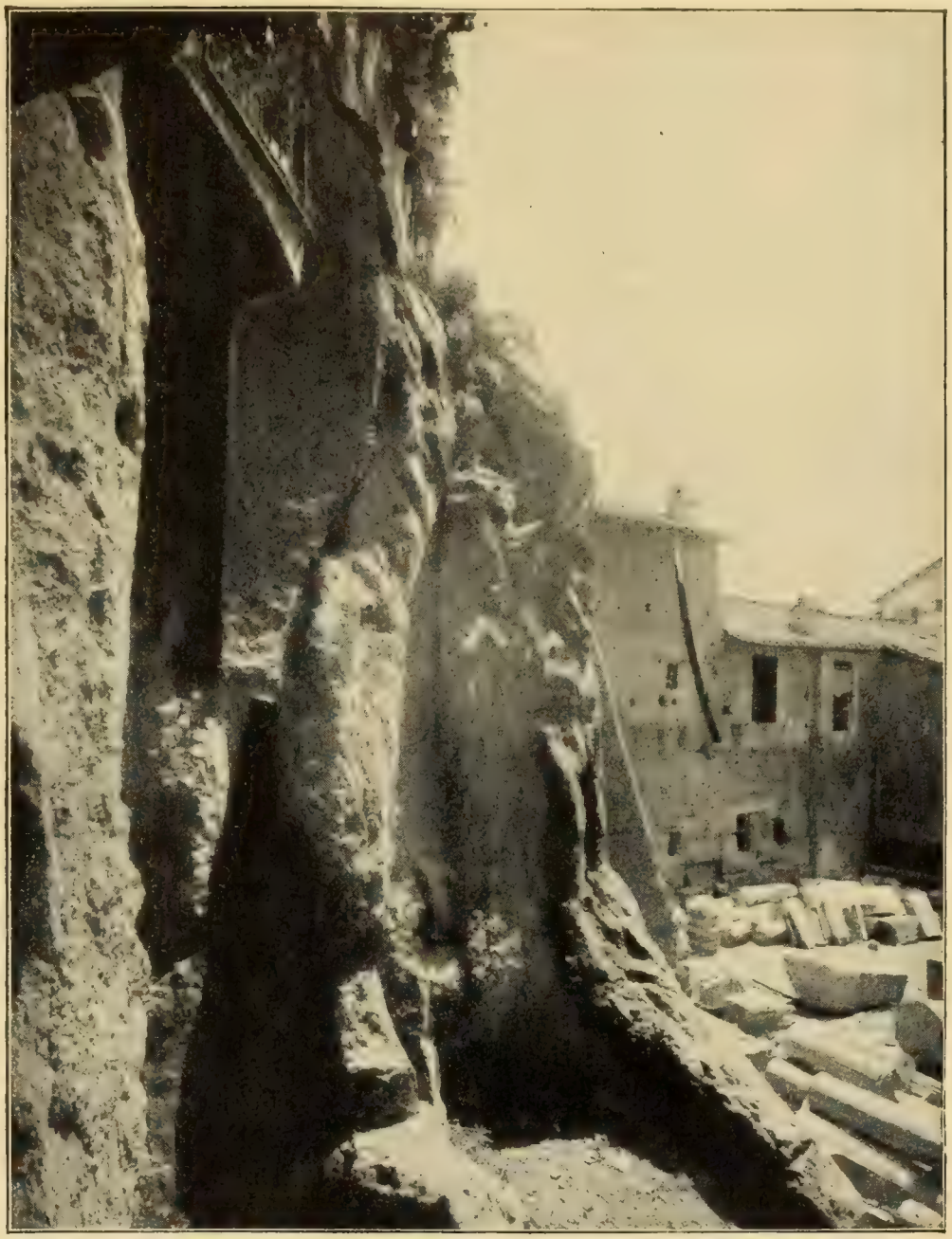
Es handelt sich um drei angebliche Gesetze der Volkstribunen C. Licinius Stolo und L. Sextius Lateranus, die den wirtschaftlichen Übergriffen der Reichen wehren, der Not der verschuldeten armen Leute steuern und dem Ehrgeiz der Vornehmen unter den Plebejern die Präsidentschaft unter Rückkehr zum Konsulate sichern sollten. Die Schuldner sollten dadurch erleichtert werden, daß den Gläubigern die gezahlten Zinsen vom Kapitale abgezogen und der Rest ratenweise abgezahlt würde. Vom ager publicus, der Domäne, sollte niemand mehr als 500 Morgen in Nutznießung nehmen dürfen; das sollte die Übergriffe der Mächtigen und Reichen treffen, die den kleinen Mann nicht heranließen oder ihm nichts übrig ließen. Endlich sollte man vom Konsulartribunat wieder zum Konsulate zurückkehren und die eine Konsulatstelle den Plebejern reservieren.

Von diesen drei Gesetzen ist nur eines dem Inhalte nach echt, aber in eine ganz andere Zeit geschoben, das vom ager publicus, der Domäne; die beiden anderen sind völlig nichtig. Das Schuldengesetz spiegelt die Wünsche, wie die römische jeunesse dorée der ausgehenden Republik, wie auch die Katilinarier sie hegten, in das vierte Jahrhundert v. Chr. zurück. Und gesetzliche Bestimmungen über Domäne konnten damals aus dem Grunde überhaupt noch nicht getroffen werden, weil es Domäne, wenn überhaupt, damals erst in geringstem Umfange gab. Aller eroberte Grund und Boden war immer gleich aufgeteilt worden, an römische Bürger und latinische Kolonisten. Erst nach der Eroberung ganz Italiens war so viel Domäne vorhanden, daß gegen Mißbräuche bei ihrer Nutznießung eingeschritten werden mußte. Aus welcher Zeit das Ackergesetz wirklich stammt, wird weiter unten dargelegt werden. Ob man Konsulartribunen oder Konsuln wählen wolle, hatte man Jahr für Jahr zu bestimmen, auch wenn man sich seit 392 v. Chr. nicht mehr zur Wahl von Konsuln entschlossen, sondern immer Konsulartribunen gewählt hatte. Wenn man für 366 v. Chr. wieder Konsuln wählen wollte, so bedurfte man dazu keines Gesetzes. Längst waren Plebejer Präsidenten der Republik, seit den plebejischen Konsulartribunen des Jahres 399 v. Chr. Wenn man für 366 zum Konsulate zurückkehrte, so verstand es sich von selbst, daß man den Plebejern den Anteil an der Präsidentschaft, den sie längst besaßen, auch in der Form des Konsulates nicht versagen konnte. Mit den Interessen des Ständekampfes hat die Rückkehr vom Konsulate nicht das mindeste zu schaffen. Aber was hat sie zu bedeuten?

In der Form des Konsulartribunates hatten immer drei, vier oder sechs Präsidenten kollegialisch nebeneinander gestanden, ohne Scheidung von Spezialkompetenzen. Eine Spezialkompetenz besaß nur der Censor, dessen Amt man 435 v. Chr. von der Präsidentschaft abgezweigt hatte. Und 366 v. Chr. zweigte man von der Präsidentschaft eine weitere Spezialkompetenz ab, die des civiljurisdiktionellen Prätors, der den Präsidenten der Republik nachgeordnet wurde; die Präsidentschaft wurde auf die Zweistelligkeit beschränkt. Zu welchem Zwecke? Nicht aus Interessen des Ständekampfes, sondern aus verwaltungstechnischen Gründen: die Rückkehr zum zweistelligen Konsulate unter Abzweigung der Civiljurisdiktion bedeutete die militärische Konzentrierung der Präsidentschaft, deren man in einem Zeitalter der Kriege

bedurfte. Der Präsident brauchte sich nun mit der Civiljurisdiktion nicht mehr abzugeben, und den militärischen Interessen entsprachen zwei Präsidenten besser, als drei, vier oder sechs Kollegen.

In der Regel wurde jetzt in der Tat ein Plebejer zum Konsul gewählt, die ersten plebejischen Konsuln waren L. Sextius, L. Genucius und C. Licinius. Aber bis 343 v. Chr. kamen Wahlen von zwei Patriziern immer noch vor, und zwei Plebejer werden nebeneinander zum erstenmal für 172 v. Chr. zu Konsuln bestellt. Daß die civiljurisdiktionelle Prätur von Anfang an den Plebejern offen stand, versteht sich von selber, wenn auch erst 337 v. Chr. ein Plebejer tatsächlich Prätor wird, Qu. Publilius Philo. Auch für Diktatur und Censur waren damals die Konsequenzen schon gezogen, C. Marcius Rutilus war der erste plebejische Diktator und Censor, 356 und 351 v. Chr. Plebejische Ädilen standen, wir wissen nicht seit wann, im Zusammenhange mit der aedes Cereris, dem Cerestempel am Abhange des Aventin nach dem Cirkus zu; neben sie traten 366 für die Aufsicht über Markt und Handelsverkehr zwei curulische Ädilen; diese neue Ädilität war von Anfang an, in bestimmter Normierung, beiden Ständen zugänglich. In der Folge entfalteten beide Ädilitäten ihren Glanz bei der Ausrüstung der Spiele.



Der tarpejische Fels. Photographie von Anderson, Rom.

Militärische Rücksichten waren es gewesen, die den Anlaß für die Rückkehr zum Konsulate gegeben hatten, und an Gelegenheit zur Ausübung des militärischen Kommandos fehlte es nicht. Im Norden griffen 362 die Herniker gegen Rom zu den Waffen und im Kampfe gegen sie fiel Q. Genucius, der fünfte plebejische Konsul; 358 wurden sie überwunden. Der Vorstoß der Gallier bis Alba dagegen hatte die Römer so überrascht, daß sie keine Zeit hatten, ihnen entgegenzutreten; wenn die Gallier trotzdem abzogen, so wird die Ursache davon darin liegen, daß in den dreißig Jahren nach der Alliaschlacht Rom befestigt, die servianische Mauer gebaut war. Wir gewinnen hier die genaue Datierung für den Bau der servianischen Mauer, die drei Jahrzehnte nach 386. Die Römer blieben in der Stadt, und das ummauerte Rom war für die Gallier unangreifbar. Die Eroberungen im volskischen Gebiete wurden 358 durch die Begründung zweier neuer Tribus organisiert. Die Beziehungen zu Latium wurden neugeordnet. Das alte Bündnis des Sp. Cassius mit den Latinern wurde erneuert, d. h. doch wohl zeitgemäß umgestaltet, unter stärkerer Betonung der Stellung Roms. In der Folge erscheint die Verfassung der latinischen Gemeinden

mit ihren Prätoren und Ädilen als eine Nachbildung der römiſchen. Der Neuordnung Latiums folgte ein etruskiſcher Krieg auf dem Fuße, 357—354 v. Chr. Mit welcher Wut dieſer Krieg geführt wurde, ergibt ſich daraus, daß im Jahre 354 v. Chr. 260 Männer aus Tarquinii zu Rom auf dem Markte hingerichtet wurden, d. h. doch wohl nicht auf dem Forum, das dem militäriſchen Imperium nicht unterlag, ſondern auf dem Marsfeld. Das allerwichtigſte aber war das Bündnis zwiſchen Rom und Samnium aus eben dem Jahre 354; mit ihm griff die römiſche Politik zum erſtenmal nach Süditalien hinüber. Die Steigerung der römiſchen Macht mochte den Latinern längſt zu denken gegeben haben; die Umklammerung von Rom im Norden und Roms Bundesgenoſſen im Süden ließ den latiniſchen Bund jetzt für ſich fürchten.

Um die Mitte des vierten Jahrhunderts v. Chr. finden wir in Rom greifbare Spuren umfaſſenden überſeeiſchen Handels: neben den Ackerbau tritt Verkehr und Schiffahrt. Um 400 v. Chr. war Karthago zur Münzprägung vorgeſchritten; ein halbes Jahrhundert ſpäter folgte Rom dieſem Beiſpiel. Die römiſche Münze geht nicht auf die Decemvirn zurück, ſondern iſt ein Jahrhundert jünger. Zu dem Schüler des Ariſtoteles, zu Theophraſt, war die Kunde von einer Seeerpedition der Römer nach dem etruskiſchen Korſika gedrungen, aber die Inſel erſchien ihnen als ein einziger Urwald, und ſo gaben ſie die Abſicht auf, in Korſika eine Stadt zu gründen. Seit den Zeiten der Phokäer und der Seeſchlacht auf dem tyrrheniſchen Meere waren die maritimen und Handelsintereſſen von Karthago und Etrurien verbunden, es beſtanden auch Handelsverträge zwiſchen Karthagern und Etruskern. Und mit dem ſee- und handelsmächtigen Karthago ſchloſſen jetzt auch die Römer Freundſchaft. Den Wortlaut dieſes erſten Freundſchafts- und Handelsvertrages mit Karthago, aus dem Jahre 348 v. Chr., beſitzen wir noch in griechiſcher Überſetzung.

Der Vertrag verbietet den Römern die Fahrt über das ſchöne Vorgebirge, in der Nähe von Karthago, hinaus nach Weſten, d. h. nach Tarteſſos, nach Südſpanien, deſſen Handel die Karthager für ſich zu monopoliſieren ſuchten. Libyen und Sardinien gaben die Karthager dem römiſchen Kaufmann frei und garantierten dem Verkäufer ſogar von Staats wegen die Zahlung, falls das Geſchäft unter Zuziehung von Herold und Schreiber abgeſchloſſen war. In ihrem Herrſchaftsgebiete auf Sicilien ſtellten ſie die Römer ſich ſelber völlig gleich. Dieſen Vertrag, der ſie von Südſpanien ausſchließen ſollte, müſſen die Römer dadurch umgangen haben, daß ſie nach Südſpanien nicht der afrikaniſchen Küſte entlang fuhren, ſondern über die ſüdfranzöſiſche von Norden her über das Gebiet der Maſſianer nach Tarteſſos kamen; der zweite Vertrag zwiſchen Rom und Karthago, vom Jahre 343 v. Chr., verſperrte den Römern auch dieſen Weg. Auch von dem Handel in Sardinien und Libyen, außer Karthago, werden die Römer jetzt ausgeſchloſſen. In Karthago ſelber aber und in dem karthagiſchen Sicilien dürfen ſie Handel treiben, genau ſo, wie die karthagiſchen Bürger ſelber. Wenn dieſer zweite Vertrag es den Römern ausdrücklich verbietet, in Sardinien oder Libyen eine Stadt zu gründen, ſo wird das darum geſchehen ſein, weil unmittelbar vorher die Römer die Stadtgründung auf dem etruskiſchen Korſika verſucht haben werden. Dieſe römiſche Fahrt nach Korſika muß alſo zwiſchen 348 und 343 v. Chr. erfolgt ſein.

Die beiden Verträge enthalten aber auch Beſtimmungen über Latium und ſind für uns unſchätzbare Urkunden für die römiſch-latiniſchen Beziehungen in den Jahren unmittelbar vor dem Ausbruch des Latinerkrieges. Der erſte Vertrag, der von 348, ſchützt vor den Karthagern Ardea, Antium, Laurentum, Circeji und Tarracina, das ſie 406 v. Chr. erobert hatten, ſowie alle anderen latiniſchen Orte, die Rom untertan ſeien. Falls einige dieſer latiniſchen Städte den Römern nicht untertänig wären, ſo ſollen die Karthager ſich ihrer enthalten; nehmen ſie aber doch eine, ſo ſollen ſie ſie unverſehrt den Römern ausliefern. Man ſieht, wie die Römer bereits 348 einen Teil von Latium zur Untertänigkeit hinabgezwungen haben, und wie ſie bereit ſind, die noch nicht untertänigen zu zwingen. Noch ſchlimmere Ein- und Ausblicke eröffnet uns der zweite Vertrag, der von 343. Nehmen die Karthager eine latiniſche Stadt, mit der die Römer einen formellen Friedensvertrag haben, die ſich aber den Römern gegenüber ſelbſtändig hält, ſo ſollen die Karthager dieſe Stadt den Römern übergeben. Was darin iſt, ſollen ſie behalten, auch die Menſchen, d. h. als Sklaven, nur dürfen ſie ſie nicht in römiſche Häfen bringen; dort ſoll jeder Römer ihre Freilaſſung fordern dürfen. Die Latiner

der Rom nicht untertänigen Latinerstädte dagegen geben die Römer völlig preis: nehmen die Karthager eine solche Stadt, so haben sie die Stadt ebenfalls den Römern auszuliefern, Habe und Menschen aber behalten sie unbedingt und dürfen diese verknechteten Latiner sogar in römischen Häfen als Sklaven verkaufen. So gespannt waren im Jahre 343 v. Chr. die Beziehungen zwischen Römern und Latinern. Es bedarf keiner weiteren Worte: man stand unmittelbar vor dem Kriege.

Inzwischen hatten die Römer die Umklammerung der Latiner vollendet. Jenseits von Tarracina, zwischen Volskern und Kampanern, im Tale des Liris, des Garigliano, oskischen Stammes und oskischer Sprache, wohnten die Ausones, die Aurunker. Sie sind immer ein kleiner Stamm gewesen, der Name Ausonien für Italien ist eine kühne Metapher augusteischer Dichter, aber ihre Lage wurde jetzt bedeutsam. Sie unterlagen im Jahre 345 den Römern, die dabei von den Samniten unterstützt wurden, ebenso wie bei der völligen Unterwerfung der Volsker, 345 und 341; den oberen Liris mit Fregellä und Sidicinum nehmen dabei die Samniten für sich. Das Latium jener Jahre zeigt uns der römisch-karthagische Vertrag von 343. Latium und Kampanien sah sich von Rom, von Samnium bedroht; da verbündeten sich Latiner und Kampaner und schlugen 340 los, der Latinerkrieg brach an. Der Konsul T. Manlius siegte an der aurunkisch-kampanischen Grenze bei Sinuessa, im Jahre 338 war der Latinerkrieg beendet und war Latium unterworfen. Der latinische Bund war aufgelöst, der seinerzeit das foedus aequum mit Sp. Cassius geschlossen hatte, jener besonders, der im Jahre 358 noch Erneuerung gefunden hatte; nur noch sakral bestand er fort, in dem Latinerfeste auf dem Albanerberge.

Die Gesamtheit des latinischen Bundes hatte zur Zeit der Sp. Cassius das Bündnis mit Rom geschlossen, jetzt war dieser Bund gelöst und Rom verband sich die einzelnen latinischen Gemeinden durch ebensoviele Sonderbündnisse. Rom steht jetzt im Mittelpunkte dieses Kreises und von ihm aus gehen die Radien zu den latinischen Orten. Commercium und Conubium aber mit Rom blieben ihnen erhalten und ebenso das Recht, bei dauernder Übersiedelung nach Rom das römische Bürgerrecht zu erwerben. Eine Minderung des latinischen Rechtes kam zuerst 268 v. Chr., Ariminum gegenüber, zur Anwendung: bei einer Übersiedelung nach Rom konnte zum Bürgerrechte nur gelangen, wer in der latinischen Gemeinde ein Amt bekleidet hatte oder Mitglied des Gemeinderates gewesen war. Und als in der Folge der Zug nach Rom die latinischen Orte zu veröden drohte, wurde die Erwerbung des Bürgerrechtes an die weitere Bedingung geknüpft, daß bei der Übersiedelung nach Rom ein erwachsener Sohn zurückblieb; das geschah jedenfalls vor 177 v. Chr. Wir werden sehen, aus welchen Gründen in der Folge Latiner und Bundesgenossen allgemein nach dem Bürgerrechte strebten. Als im Jahre 95 v. Chr. die lex Licinia Mucia der Konsuln M. Licinus Crassus und C. Mucius Scävola den Latinern die Erwerbung dieses Bürgerrechtes für die Folge überhaupt versagte, war der Bundesgenossenkrieg die Folge, der Rom zur Aufgabe seines kurzsichtigen Egoismus zwang und das volle Bürgerrecht über ganz Italien goß.

In demselben Jahre 338 v. Chr. unterlagen den Makedoniern die Griechen und den Römern die Latiner; in beiden Fällen siegten die Unterlegenen. Die Verbindung mit Makedonien eröffnete den Griechen den Weg nach dem von Alexander unterworfenen Orient, und die enge Verbindung mit Rom bedeutete für die Latiner nicht nur die Erlösung aus der unerträglichen Lage, in der sie um 343 sich befanden, sie eröffnete ihnen unter römischer Führung eine Wirksamkeit ohne Grenzen. Längst war Rom selber unbedingt latinisiert, und erst im Bunde mit der Macht des römischen Staates hat die lateinische Sprache die Dialekte und fremden Sprachen in Italien überwunden und ein einheitliches Volkstum auf der Halbinsel hergestellt. Und darüber ging es dann hinaus in die Provinzen: ihre Romanisierung ist lateinisch. Nicht nur im Osten, auch im Westen gibt der Sieg der Unterlegenen dem Jahre 338 seine weltgeschichtliche Bedeutung.

9. Die Zeit des großen Samniterkrieges und die neue römiſche Heeresordnung.

In den zwei Generationen, die der Beendigung des Latinerkrieges folgten, haben die Römer Unteritalien und Etrurien unterworfen, und zwar in Kampfgemeinſchaft mit den Latinern. Kriegskameradſchaft und gemeinſame Erfolge haben in den ſiebzig Jahren nach der Auflöſung des latiniſchen Bundes Latiner und Römer miteinander verkittet. Über Latium hinausgreifend dehnten die Römer ihre Herrſchaft zunächſt weiter nach Süden aus; und das Eingreifen Etruriens in den Kampf hat die ſchließliche Entſcheidung wohl verzögert, aber nicht aufgehalten, ſondern vielmehr die Angliederung auch des nördlichen Mittelitalien an den neuen italiſchen Staat eingeleitet, der unter der Führung Roms ſich bildete.

Um 340 v. Chr. hatte Unteritalien, Großgriechenland, ſeine Stellung in der Weltgeſchichte längſt gewonnen; ſie beruht auf der Geiſtesgeſchichte. So bedeutend der Ackerbau der achäiſchen Kolonien, der Handel des achäiſchen Sybaris, des doriſchen Tarent und des ioniſch-chalkidiſchen Kyme für das Wirtſchaftsleben war, und ſo wenig man im griechiſchen Mutterlande den italiſchen Weizen entbehren konnte, die ſtärkſte Wirkung übten dieſe weſtgriechiſchen Koloniſten auf dem Gebiete der Kultur. Die Tempel von Poſidonia, von Päſtum und Segeſta berücken noch heute in der unvergleichlichen Schönheit ihrer Lage, aufgeſtiegen aus dem Meer und mit dem Blicke auf die Berge, überwölbt vom blauen Himmel und vergoldet von der Sonne; und zugleich mit den griechiſchen Waren brachte Kyme den Italikern mit der Schrift auch die Grundlage der Bildung. Aber in die tiefſten Tiefen drang die Kühnheit des Gedankens auf dem Felde der Wiſſenſchaft, der Weltanſchauung. Von dieſer italiſchen Philoſophie, wie Ariſtoteles ſie genannt hat, lebt auch noch die Gegenwart und ſie wirkt in alle Zukunft: Pythagoras war es, der die Wiſſenſchaft von der Welt ſchuf, deren Unendlichkeit dem Xenophanes aufging; und Xenophanes blickte auch in die Tiefen der menſchlichen Seele, die ihre Götter ſich geſtaltet. Die neuen Lehren gingen von Kroton und von Elea aus. Die Konſequenz mathematiſchen Denkens ließ die Kugelgeſtalt der Erde erkennen; der Körper, bei dem der Horizont kreisrund bleibt, ſo ſehr der Betrachter auch ſeinen Standpunkt ändern möge, iſt die Kugel. Wenn irgend etwas ſelbſtverſtändlich, ſicher und gegeben ſcheint, ſo iſt es die feſtgegründete, ruhende Erde, in der Mitte des Weltalls, aber Pythagoras beſaß eine ſolche Freiheit dem Sinnenfälligen gegenüber und eine ſolche Kühnheit und Tatkraft des Gedankens, daß ihm als dem erſten unter den Menſchen es ſich nicht mehr von ſelbſt verſtand, daß er ſelber und ſeine Erde im Mittelpunkte des Ganzen ſtehe, daß er die Erde aus dem Mittelpunkte der Welt rückte und daß er ſie in Bewegung brachte; der Weg zu Kopernikus war beſchritten. Unter allen Denkern der Jahrtauſende, die gefolgt ſind, hat eine gleiche Unbefangenheit und Freiheit dem Selbſtverſtändlichen gegenüber und eine gleiche Kühnheit des Gedankens wie Pythagoras nur der eine Kant beſeſſen mit ſeiner Erkenntnis der Apriorität von Zeit und Raum. Als Konſequenz der Lehre von der Kugelgeſtalt der Erde iſt dann das Geſetz der Schwere entdeckt worden, das noch um 700 v. Ch. unbekannt war. Wohl zeigte die Erfahrung, daß die Körper nach unten fallen, aber was war das für ein unten? Noch Heſiod hat davon eine Vorſtellung, die deutlich zeigt, daß das Geſetz der Schwere, der Drang zur Mitte, von dem Ariſtoteles redet, ihm noch unbekannt war: über und unter der Erde wölben ſich die beiden Halbkugeln des Himmels, und wie von der Höhe des Himmels ein eherner Amboß zur Erde herabfällt, ſo fällt er weiter von der Erde zur Tiefe des Abgrunds, in die Halbkugel unter ihr. Seit Pythagoras aber gab die Kugelgeſtalt der Erde Anlaß zum Denken und zu Bedenken. Der Stein fiel immer auf die Oberfläche der Erde. War die Erde aber eine Kugel, wohin ging der Fall aller dieſer Steine in ſeiner Richtung? In den Mittelpunkt der Erde. So iſt die Lehre von dem Drange in die Mitte, ſo iſt das Geſetz der Schwere gefunden worden, nicht etwa durch Beobachtung, ſondern durch das logiſche Denken, als eine Konſequenz pythagoreiſcher Philoſophie. Wie aber ſtand es mit dem Weltall? Der Anblick des über dem Horizont ſich wölbenden Himmels hatte zu der Halbkugel des Himmels und der Weltkugel geführt, mit dieſer Weltkugel ſchloß das Denken; über ſie hinaus führte kein Gedanke. Aber Xenophanes von Elea fragte: Worauf ruht denn unſere Erde, und die Antwort darauf nötigte ihn, die Weltkugel zu zertrümmern. Vor

Der Tempel von Segesta. Photographische Aufnahme von Brogi.

unseren Füßen liegt nach ihm von der Erde das eine Ende, und das andere reicht ins Grenzenlose. Damit war die Unendlichkeit des Raumes gegeben. Der erste Denker, vor dessen Stirn der kühne Begriff des ewigen Raumes stand, ist Xenophanes gewesen; seinen Zeitgenossen Anaximander von Milet, den Schüler des Thales, hatte die von Thales aufgeworfene Frage nach dem Ursprunge aller Dinge zu der Grenzenlosigkeit, der Unendlichkeit der Zeit geführt. Aber nicht nur mit der Welt und mit der Erde gibt Xenophanes sich ab, sondern auch mit den Göttern und den Menschen. Wenn nach der Kosmologie Alt-Israels Gott den Menschen nach seinem Bilde geschaffen hatte, so haben nach Xenophanes die Menschen ihre Götter sich vielmehr nach ihrem eigenen Bilde gestaltet; Xenophanes urteilte hier kaum anders als später Ludwig Feuerbach. Aber schon teilen sich ihre Wege. Bei Xenophanes führt diese psychologische Kritik der Vorstellungen von den Göttern nicht zur Aufhebung des Gottesglaubens, sondern zur Reinigung des Gottesbegriffes, von ihr aus gelangt er zum Monotheismus. Der Monotheismus ist an zwei verschiedenen Orten erwachsen, aus israelitischer und hellenischer Wurzel, in Palästina und in Elea.

Woher kommt aber der italischen Philosophie ihre Selbständigkeit und Kühnheit, wie erheben sich gerade Xenophanes und Pythagoras zu so hohem Fluge? Beide haben aus ihrer Heimat weichen müssen, Xenophanes wich aus Kleinasien vor dem Perser, und der Samier Pythagoras vor Polykrates; beide haben ihre Heimat aufgegeben und in der Fremde sich ein neues Dasein gegründet. Für beide war die Überlieferung, war die Tradition durchschnitten. Wer wird den Wert der Tradition auch auf geistigem Gebiete leugnen? Sie erhält eine vorhandene Erkenntnis, sie ermöglicht einen langsam zunehmenden Fortschritt. Aber die großen Geistestaten, die Umwälzungen der Gedanken, für sie ist die Tradition ein Hindernis und eine Kette, das sie beseitigen, die sie brechen. Und für die beiden großen

Philoſophen von Kroton und von Elea war dieſe Kette mit dem Verluſte ihrer Heimat abgefallen, und ſie beſaßen volle Kraft, auf ihren eigenen Füßen zu ſtehen, ſelber zu ſehen und zu denken.

Die Bewegung freien Denkens griff auch nach Sicilien hinüber, hier begründete Empedokles von Agrigent die Entwicklungslehre, er iſt ein Vorläufer Darwins. Und andererſeits gelangte man in Elea in der Folge zu einem Kompromiß und einem Ausgleich der pythagoreiſchen Lehre mit der herkömmlichen Vorſtellung des Mythos. Von Pythagoras übernahm Parmenides die Kugelförmigkeit der Erde, aber er beläßt ſie mit dem Mythos in dem Mittelpunkt des Weltalls. Weltgeſchichtliche Bedeutung hat auch das Kompromiß des Parmenides gewonnen; wie das heliocentriſche Syſtem des Kopernikus von Pythagoras ausgeht, wie es von ihm die bewegte Erde und die Bewegung der Himmelskörper und des Centralfeuers übernimmt und nur in der Gleichſetzung des Centralfeuers mit der Sonne, die doch ſelber das pſychologiſche Urbild des Centralfeuers war, über Pythagoras hinausging, ſo wurde Parmenides der Schöpfer des ptolemäiſchen Weltſyſtems, das aus dem ſpäteren Altertum in das Mittelalter führte und die es beherrſchte, um erſt mit Kopernikus und Galilei ſeine Geltung zu verlieren.

In dem Einfluß auf die Weltanſchauung liegt die unvergängliche Bedeutung Unteritaliens für die Weltgeſchichte, aber im Jahre 338 v. Chr. beſaß man dafür wohl in der Vaterſtadt des Archytas, in Tarent noch ein Verſtändnis, indeſſen ſchwerlich in Capua, und die Samniten waren vollends von des Gedankens Bläſſe unangekränkelt, hier entſchieden ausſchließlich die Wirtſchafts- und die Machtintereſſen, die den Ausſchlag natürlich auch anderswo gegeben haben. Die Grundlage des Volkstums in der Landſchaft des heutigen Neapel war oskiſch, und in der Mitte des 8. Jahrhunderts v. Chr. hat die griechiſche Koloniſation hier eingeſetzt, mit der Gründung Kymes durch Chalkidier aus Euböa; der von Kyme ausgegangenen Neuſtadt, Neapel gegenüber, blieb Kyme die Altſtadt, die Paläopolis. Dann kamen von Südetrurien aus zur See, wohl im 6. Jahrhundert v. Chr., die Etrusker, deren Macht die Syrakuſaner unter Hiero in der Seeſchlacht des Jahres 474 erſchüttert haben; gebrochen wurde ſie durch die oskiſchen Campaner, die um die Mitte des 5. Jahrhunderts ſich ſtaatlich konſolidierten und 423 v. Chr. in Capua die etruskiſche Herrſchaft verdrängten. Jetzt war die Etruskermacht in Campanien gebrochen, wenn ſich etruskiſche Schrift und Sprache hier auch noch bis ins 3. Jahrhundert v. Chr. hielt, aber auch die Griechen wurden von den Campanern jetzt bedrängt, 420 nahmen die Campaner Kyme, und wenn Neapel auch griechiſch blieb, ſo mußte es doch auch Campaner in ſeine Bürgerſchaft aufnehmen. Mit den Samniten des Gebirges, die ebenfalls oskiſchen Stammes waren, waren die Campaner ſtammesverwandt, trotzdem bildete ſich ein Gegenſatz zwiſchen ihnen dadurch heraus, daß die Samniten des Gebirges nach der Ebene ſtrebten und drängten. Solche Gegenſätze waren es in erſter Linie, die zur Zeit des Latinerkrieges das Verhalten der Samniten und Campaner zu Rom beſtimmten: ſeit 354 v. Chr. ſtand Rom mit Samnium im Bündnis, die Campaner aber unterſtützten die Erhebung der Latiner gegen Rom. So wurden auch ſie 338 in den Fall Latiums verwickelt, Capua und Kyme traten mit Paſſivbürgerrecht in den römiſchen Staatsverband ein. Dieſe Feſtſetzung der Römer in Campanien änderte aber ihre Stellung zu den Samniten, oder richtiger die Stellung der Samniten zu den Römern. Im Jahre 334 koloniſierten die Römer Cales in Campanien und 328 Fregellä am oberen Liris, in deſſen Nähe die Samniten ſich feſtgeſetzt hatten. Und man bedenke, daß die Koloniſation der Römer die Errichtung von Feſtungen bedeutete; vergebens ſcheinen die Samniten die Räumung Fregellas gefordert zu haben. Und als die Samniten Neapel beſetzten, kam es zum Kriege. Rechtzeitig erkannten die neapolitaniſchen Griechen ihren Vorteil, ſie entledigten ſich der ſamnitiſchen Beſatzung und ſchloſſen unter günſtigen Bedingungen mit Rom ein Bündnis, das ſie nicht zu bereuen hatten: es ſicherte ihrem Handel für lange ſeine große Stellung.

So war denn über dem Streite um Fregellä und Neapel der große Samniterkrieg ausgebrochen, der von 326—304 v. Chr. gewährt hat, aber ohne daß Römer und Samniten ununterbrochen miteinander gekämpft hätten: der caudiniſche Friede von 321 v. Chr. zerlegt den einen Krieg in zwei, die in den Jahren 326—321 und 316—304 v. Chr. geführt wurden.

Samnitische Krieger. Wandgemälde aus Ruvo.
Original im Nationalmuseum zu Neapel.

Photograph. Aufnahme von Brogi, Florenz.

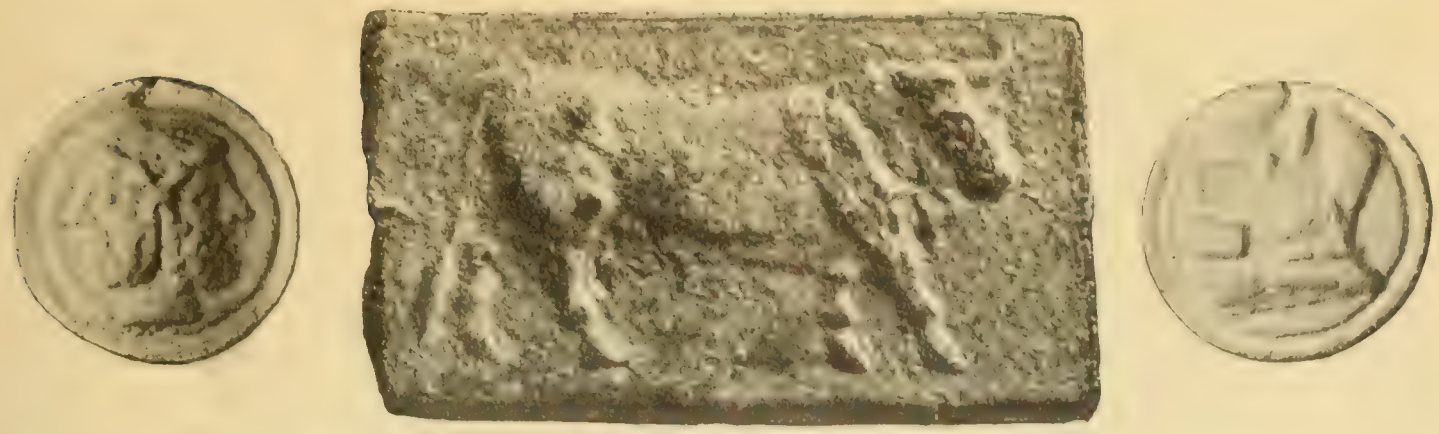
Auch der peloponnesische Krieg erschien zunächst als keine Einheit, sondern zerfiel in den archidamischen und den dekeleischen, und zwischen ihnen die Zeit des faulen Friedens und die sicilische Expedition; ihre Zusammengehörigkeit erkannte erst der Tiefblick des Thukydides. Dagegen scheint die Zusammenfassung der beiden Samniterkriege durch die Schmach des caudinischen Friedens herbeigeführt worden zu sein, die zu tilgen man in der Folge den Abschluß eines gültigen und anerkannten Friedens leugnete, was dadurch erleichtert wurde, daß die Römer in der Tat bereits seit 318 wieder Krieg führten, nur nicht direkt gegen die Samniten.

Von den Kämpfen des ersten Krieges wissen wir wenig, außer der Schlußkatastrophe; einmal ist bei Inbrinium in Samnium gekämpft worden, das später verschollen ist, es muß im Laufe des Krieges zerstört worden sein. Die Römer machten wohl wiederholt Einfälle nach Samnium; bei dem Marsche aus Campanien in das Herz des samnitischen Landes, nach Malieſſa, ereilte sie 321 v. Chr. das Verhängnis. Sie kamen von Calatia zwischen Capua und Nola, in der Nähe des heutigen Maddaloni, sie zogen über S. Agata de Goti und Mojano im Tale des Isclero aufwärts, sie durchschnitten das Kesseltal von Caudium, bei Montesarchio, dann wollten sie durch seinen engen Ausgang nach Malieſſa. Aber als sie dort anlangten, fanden sie den Ausgang von den Samniten besetzt und gesperrt, und als sie notgedrungen umkehrten, waren auch die Zugänge bereits besetzt, sowohl der von Nordwesten her, auf dem sie gekommen waren, als auch der genau von Westen kommende, über Arienzo, Forchia und Arpaja; auch auf den Höhen über dem Talkessel standen nunmehr die Samniten. Das gesamte römische Heer, das der beiden Konsuln, saß in der Falle, die Samniten konnten es vernichten oder gefangennehmen und festhalten bis zum Abschlusse des Friedens. Der samnitische Feldherr Gaius Pontius gewährte ihm unter schweren Bedingungen die Kapitulation, und die Konsuln schlossen mit ihm den Frieden. Das Heer durfte in schimpflichem Abzug das Leben retten, es zog ab unter dem Joche, über Arpaja, Forchia und Arienzo, und noch heute hält die Erinnerung an die furculae von Caudium sich eben in dem Namen Forchia. Die Rettung des Heeres und den Frieden gewährten die Samniten gegen die Abtretung von Fregellä, und 600 römische Ritter blieben als Geiseln in den Händen der Samniten, es war die Jugendblüte des römischen Adels, die ganze Adelsreiterei, die sechs Centurien der Tities, Ramnes, Luceres priores und posteriores. Fregellä wurde ausgeliefert, die 600 Ritter aber blieben bei den Samniten als Geiseln für die Aufrechterhaltung des Friedens.

So endete dieſer erſte Samniterkrieg mit einer ſchweren Niederlage der Römer, und dieſe konnten trotz der Rettung ihres Heeres nicht daran denken, ſich in neuem Kriege Revanche zu ſchaffen, denn dann war ihr junger Adel, waren die Geiſeln den Samniten preisgegeben. Aber ſie konnten die Niederlage nicht verſchmerzen und verſuchten ſie auszugleichen, ohne die Samniten anzugreifen und dadurch ihre Geiſeln zu gefährden: ſie ſuchten indirekt den Samniten von der andern Seite beizukommen, ſie drangen nach Apulien, und im Beſitze Campaniens und Apuliens hatten ſie die Samniten in der Mitte. Im Jahre 318 wandten die Römer ſich alſo nach Apulien, nicht etwa im Norden Samniums durch das Gebiet der ſabelliſchen Stämme, im Jahre 326 hatten ſie gegen die Veſtiner ohne jeden Erfolg gefochten, nicht ohne ſchwere Kämpfe gegen die Sabeller hätten ſie ſich hier den Weg zum Adriatiſchen Meere und nach Apulien erzwingen können; ſie müſſen vielmehr, unter Zuſtimmung der Lukaner und Tarentiner, von Campanien aus Samnium im Süden umgangen haben. So erſcheinen ſie um 318 in Apulien, ſie verwüſten das Gebiet der Daunier und ziehen Canuſium zu ſich herüber, und 316 nehmen ſie das apuliſche Forentum ein. Durch dieſes Vorgehen der Römer in Apulien gereizt und unzweifelhaft bedroht, ſchließen die Samniten jetzt ein Bündnis mit dem campaniſchen Nuceria Alfaternia, das von Rom abfiel, und ſchreiten im folgenden Jahre, 315, direkt zum Angriff auf die Römer. So begann aufs neue der Krieg zwiſchen Römern und Samniten, den caudiniſchen Frieden hatten nicht die Römer, ſondern ſie gebrochen, das Leben der römiſchen Geiſeln war ungefährdet.

In der Zeit der Weltherrſchaft konnten die Römer den Gedanken an die Schmach des caudiniſchen Friedens nicht mehr ertragen. Den ſchimpflichen Abzug ihres Heeres unter dem Joche konnten ſie freilich nicht ableugnen, aber ſie behaupteten, die Konſuln wären zum endgültigen Abſchluſſe des Friedens nicht befugt geweſen, er hätte der Genehmigung des Senats bedurft, und dieſer habe ſie verweigert; er habe die Konſuln den Samniten ausgeliefert, damit dieſe ſich an ſie wegen der Nichtbeſtätigung des Friedens halten ſollten. In Wirklichkeit waren in alter Zeit die Träger des höchſten Imperiums zum endgültigen Abſchluß ſolcher Verträge durchaus befugt, erſt ſpäter hat die Herrſchaft des Senates auch über die Konſuln ihnen ein ſolches Recht beſtritten. Und als im Jahre 137 v. Chr. der Konſul C. Hoſtilius Mancinus mit den ſpaniſchen Numantinern einen ſchimpflichen Frieden ſchloß, hat der Senat dieſen Frieden verworfen und den Mancinus den Numantinern ausgeliefert, die ihn aber nicht annahmen, um das römiſche Verfahren nicht etwa dadurch als rechtmäßig anzuerkennen. Es war in der Tat merkwürdig, die Rettung des Heeres durch einen ſchimpflichen Vertrag hinzunehmen, aber die Gegenleiſtung zu verweigern, und anſtatt des geretteten Heeres allein den Feldherrn preiszugeben. Was bei Numantia wirklich geſchehen iſt, haben die Römer dann auf Caudium übertragen und die Geſchichte des Samniterkrieges dadurch verfälſcht.

Im Jahre 315 waren die Samniten zum Angriff gegen die Römer vorgegangen, mit bedeutendem Erfolge. Sie erobern Sora am oberen Liris, nördlich von Fregellä, und die Eroberung von Saticula durch die Römer und ein römiſcher Sieg in der Nähe kommen gegenüber dem Vorſtoß der Samniten gegen Norden nicht in Betracht, dieſe forcieren den Paß ad Lautulas bei Tarracina, die natürliche Grenze zwiſchen Süd- und Mittelitalien, die italiſchen Thermopylen. Hier erleiden die Römer unter dem zum Diktator ernannten Q. Fabius Maximus Rullianus eine ſchwere Niederlage, nach ihrem Siege ſtand der Weg nach Latium den Samniten offen. Die Römer mußten ihre Truppen aus Apulien ziehen, hielten ſich aber dort durch die Begründung der Feſtung Luceria, die ihnen in der Folge überaus nützlich werden ſollte. Zunächſt aber wirkte ihre Niederlage bei Lautulä; bald fallen, 314, die Campaner, fällt Capua von den Römern ab, um aber zu ihnen zurückzukehren, als die Römer bei Kinna über die Samniten ſiegten. Die nächſten drei Kriegsjahre 313—311 waren für die Römer günſtig, ihr bedeutendſter Erfolg war 313 die Wiedereroberung von Fregellä durch Rullianus, das ſie nach der caudiniſchen Kataſtrophe den Samniten hatten abtreten müſſen; jetzt nahmen ſie auch Calatia und Nola. Im folgenden Jahre, 312, ſchoben ſie am Liris zwiſchen Fregellä und die Samniten die neue Feſtung Interamna und ſchufen damit einen neuen Stützpunkt für ihren Kampf, und als 311 die Samniten in Apulien einfielen, ſchlugen die Römer ſie bei Talion und am heiligen Hügel. Es ging mit den Samniten abwärts.



Römisch-kampanischer Kupferbarren mit Stier und römisches As (Kupfermünze mit Januskopf und Schiff). Originale im Königlichen Münzkabinett zu Berlin.

In diesem Augenblicke aber gaben sie dem Kampfe eine neue Wendung: es glückte ihnen, eine Koalition mit den Etruskern herbeizuführen; es war die gefährlichste Situation, die sich für Rom nur denken ließ. Jetzt, im Jahre 310, machen die Etrusker mit den Samniten gemeinsame Sache, sie beginnen den Krieg mit Rom, sie fallen von Norden in das römische Gebiet ein, sie ziehen gegen Sutrium im römischen Südetrurien. Jetzt sahen die Römer sich genötigt, mit zwei Fronten den Krieg zu führen. Aber würde ihr Heer ausreichen für diesen Krieg im Norden und Süden, zur Bekämpfung der Etrusker und Samniten, zur Niederhaltung der Campaner? Diese Frage beantwortete in Rom nicht der Feldherr, sondern der Staatsmann. Eben im Jahre 310 war Appius Claudius Censor geworden, unter den großen Gestalten seines Hauses die eigenartigste und größte. Um den Gefahren zu begegnen, wie sie nunmehr Rom bedrohten, bedurfte man einer großen Heeresverstärkung, aber in Rom war die Ordnung des Heeres mit der des Staates aufs engste verbunden, mit den neuen Grundlagen der Rekrutierung mußte man eine neue Verfassung schaffen. Und diese neue Verfassung von Staat und Heer hat der Censor von 310, hat Appius Claudius entworfen, und er hat sie durchgeführt, es war der tiefste Eingriff in das innere Leben des Staates seit den Tagen der Bauernbefreiung; er hat das Heer organisiert, das den Samniterkrieg zur Entscheidung bringen sollte: es ist die Ordnung der 193 Centurien, die in diese Zeit gehört, die von Appius Claudius herrührt. Es war der Mann einer neuen Zeit, als Staatsmann und Heeresorganisator trug er den veränderten Verhältnissen der Zeit, trug er der neuen Wirtschaft Rechnung.

Der Ackerbau bildete nicht mehr allein die Grundlage der römischen Wirtschaft, daneben hatte der Handel sich erhoben und ausgebreitet, in den Jahren 348 und 343 v. Chr. hatte man Handelsverträge mit Karthago abgeschlossen. Im Zusammenhange damit stand der Übergang von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft. Um 400 v. Chr. war man in Karthago zur Münze übergegangen; über die gemarkten Barren gelangte man zwischen 400 und 350 v. Chr. in Rom zur gegossenen Münze; diese römische Münze ist etwa ein Jahrhundert jünger als die Decemvirn. Zur Zeit der Decemviralgesetzgebung hatte das Grundeigentum den Maßstab für das Vermögen gebildet, und neben dem Grundeigentum vertrat der Viehstand das bewegliche Vermögen. Jetzt aber verfügte man über Geld, jetzt hatte sich Kapital gebildet. Auf dem Grundeigentum beruhte die alte Ordnung der örtlichen Tribus und der Centurien, auf ihm ruhten Dienstpflicht und politische Rechte. Den veränderten Verhältnissen der Wirtschaft trug Appius Claudius jetzt Rechnung, indem er in die örtlichen Tribus auch die Leute ohne Grundeigentum aufnahm, und zwar ohne Unterschied in alle Tribus, städtische und ländliche; neben den vier städtischen Tribus zählte man damals 27 ländliche. Auch in die Centurien kamen jetzt Leute ohne Grundeigentum, der Gliederung der Centurien legte Claudius nicht mehr die Bauernhufe zugrunde, sondern das Geld; wir besitzen noch sein Centurienschema, nur nicht nach dem Münzfuße seiner Zeit, sondern umgerechnet in die Münzordnung, die im Jahre 268 v. Chr. eingeführt wurde. Diese Ersetzung des Grundeigentums durch das Geld als die Grundlage für die Rekrutierung und die Gliederung des Heeres bedeutete aber eine große Heeresverstärkung, denn sie nahm die Leute ohne Grundeigentum jetzt in das Heer auf; das war die

große Heeresverſtärkung, deren man in dem gleichzeitigen Kriege gegen Etrusker und Samniten bedurfte. Wir wiſſen nicht, aus wieviel Centurien die alte Ordnung beſtanden hatte; das Werk des Appius Claudius dagegen iſt die neue Ordnung der 193 Centurien. Davon waren 170 dem Fußvolke vorbehalten, und zwar 80 der classis, der erſten Stufe, mit der vollſtändigen Bewaffnung. Die Leute infra classem waren wieder nach dem Vermögen in vier Abteilungen abgeſtuft, die erſten drei zu je 20, die letzte zu 30 Centurien; auch die Bewaffnung wurde ſtufenweiſe unvollſtändiger; den Kern des Heeres bildete die erſte Stufe. Je zwei Centurien Militärhandwerker, Zimmerleute und Schmiede, ſowie Militärmuſik ſchloſſen ſich an; in der letzten Centurie waren alle anderen, die hinter dem Minimalſatz des Vermögens für die fünfte Stufe zurückblieben, zuſammengefaßt, in der Centurie der accensi velati, der den Cenſierten zugegebenen Unbewaffneten, die dem Heere folgen mochten, um, mit den Waffen der Erſchlagenen und Verwundeten verſehen, nötigenfalls als Erſatzmänner einzutreten.

Noch zur Zeit des caudiniſchen Friedens waren an regulärer Kavallerie allein die ſechs Centurien Adelsreiterei vorhanden. Neben dieſe waren ſeit dem Vejenterkriege die freiwilligen Reiter getreten, wohlhabende junge Plebejer, die ihr Pferd ſelber ſtellten und unterhielten; jetzt aber wurde auch die reguläre Kavallerie verſtärkt. Die ſechs alten Centurien blieben bis 220 v. Chr. den Patriziern vorbehalten, aber neben ſie waren ſeit 310 zwölf neue Reitercenturien getreten, aus Plebejern gebildet; in ihnen werden auch die jungen Leute des neuen Adels, der Nobilität, gedient haben. Denn ſeit 399 v. Chr. gelangten die Plebejer zur Präſidentſchaft, zu den curuliſchen Ämtern mit dem Ehrenſeſſel. Dieſe Plebejer und ihre Nachkommen traten als neuer Adel, als Amtsadel, neben den alten des Patriziats, ſie bildeten mit dem Patriziat den Adel der Nobilität, der im vierten Jahrhundert v. Chr. entſtanden war und ſich ausgebildet hatte.

So ſchuf Appius Claudius die Organiſation für das neue Heer, das die Entſcheidung des großen Samniterkrieges herbeigeführt hat, und das Italien unterwarf; es war eine Ordnung von ſo gewaltiger Bedeutung, daß man ſie ſpäter in die Anfänge des Staates, in die Königszeit zurückſchob und dem Servius Tullius zuſchrieb.

Die Centurien beſaßen aber nicht nur militäriſche Bedeutung, ſie hatten auch politiſche Rechte als Stimmkörper für Geſetzgebung und Wahlen; die neue Ordnung des Appius Claudius war daher auch von großer politiſcher Wirkung. Dieſe Ordnung löſte den Zuſammenhang der Centurien mit dem Grundeigentum, ſie beſeitigte alſo die politiſchen Privilegien des Grundeigentums und gibt daneben dem mobilen Kapital politiſche Rechte; das Grundeigentum behält natürlich ſolche Rechte, inſofern ſein Geldwert abzuſchätzen iſt, aber es iſt nicht mehr der alleinige Träger dieſer Rechte, ſondern teilt ſie mit dem Kapital.

In der alten Centurienordnung werden Patriziat und Vollbufner die Entſcheidung gegeben haben, und auch in der Ordnung des Appius Claudius behielt das Vermögen ſeinen Einfluß. Jetzt waren zur Majorität 97 Stimmen erforderlich, und Ritter und erſte Klaſſen hatten zuſammen 98. Falls ſie zuſammenhielten, hatten ſie alſo immer und unbedingt die Majorität und die Entſcheidung.

Die politiſchen Folgen der Reform des Appius Claudius werden wir bald zu zeigen haben, ihr nächſter Zweck war indeſſen militäriſch, jetzt galt es die Führung des Krieges mit den beiden Fronten, im Kampfe gegen Etrusker und Samniten ſollte das neue Heer ſich bewähren.

Der neuen Gefahr, die von Etrurien drohte, begegneten die Römer mit bewunderungswürdiger Energie: ſie entſchloſſen ſich, auf dem ſüdlichen Kriegsſchauplatz, in Samnium, die Dinge zunächſt nur hinzuhalten und ſich auf die Defenſive zu beſchränken, in Etrurien dagegen mit der ſtärkſten Macht aufzutreten. Beide Konſuln zogen gegen die bei Sutrium vereinten Etrusker und ſchlugen ſie. Erſt nach dieſem Siege wandte ſich der eine Konſul, C. Marcius Rutilus, wiederum dem Süden zu, wo inzwiſchen die Samniten das römiſch geſinnte Japygien verwüſtet hatten, während der andere Konſul Q. Fabius Maximus Rullianus im Norden blieb, durch Umbrien nach Nordetrurien zog und nach einem Siege bei Perusia und einem Waffenſtillſtande mit Arretium, Cortona und Perusia die Etrusker zwang, die Belagerung von Sutrium aufzuheben. Im folgenden Jahre 308 — das Jahr 309 gehört nur der fiktiven Chronologie an — kamen die Konſuln zunächſt den Marſern zu Hilfe, die von

den Samniten angegriffen worden waren, und drangen dann wiederum durch Umbrien in Etrurien ein; die etruskischen Wirren wurden durch einen Waffenstillstand befriedet, der mit Tarquinius wurde auf vierzig Jahre geschlossen. Hier zeigt das antike Völkerrecht seinen tiefen Unterschied vom modernen.

Nach unserer Anschauung ist der Friede das normale Verhältnis zweier Staaten zueinander, und es bedarf der Kriegserklärung oder des tatsächlichen Friedensbruches, um den Frieden aufzuheben. Für das Altertum aber versteht der Kriegszustand sich von selbst, er muß durch Friedensschluß oder Freundschaftsvertrag eigens aufgehoben werden; noch war der Fremde auch der Feind. So erklären sich die für uns so befremdlichen Friedensschlüsse auf vierzig oder fünfzig Jahre, wie sie uns aus der griechischen Geschichte bekannt sind; dieser Kategorie ist auch der vierzigjährige Waffenstillstand mit Tarquinii einzureihen.

Die ficuronische Cista aus der Zeit der Samniterkriege.
Nach dem im Museo Kircheriano zu Rom befindlichen Originale.

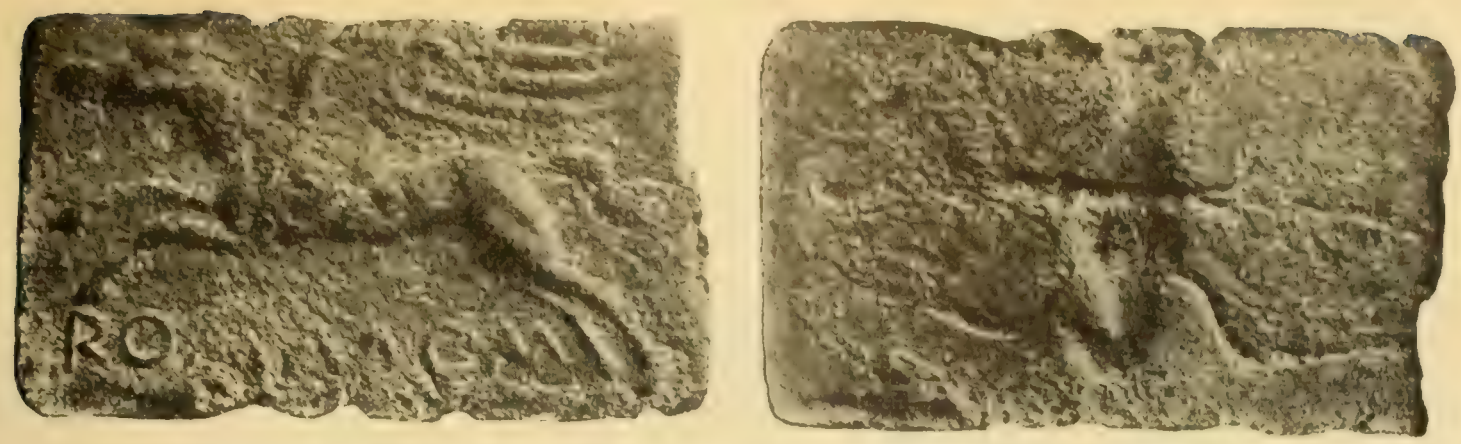
In zwei Jahren waren die Römer der großen Gefahr Herr geworden, die ihnen aus der Koalition der Etrusker mit den Samniten erwachsen war; nunmehr konnten sie alle ihre Kräfte an die Beendigung des Samniterkrieges setzen. Noch einmal hatten die Samniten mit der Eroberung von Sora einen großen Erfolg errungen, aber bald darauf gewannen die Konsuln einen großen Sieg bei Silvium. Im folgenden Jahre, 305, siegten die Römer im ager Falernus, sie nahmen Bola, der samnitische Führer Gellius wurde in gewaltiger Schlacht überwunden und gefangen, auch Sora wurde den Samniten wieder abgenommen. Die Samniten konnten sich nicht mehr behaupten, im Jahre 304 schlossen sie mit den Römern Frieden. Die Römer schlossen mit ihnen Bündnis und ebenso mit Marsern, Pälignern und Marrucinern. Der schwerste und bedeutsamste Schritt zur Beherrschung Italiens war geschehen, der italische Bund war jetzt im Werden. Und wieder sorgten die Römer sofort für die sichere Angliederung der neu erworbenen Gebiete, sie taten das auch jetzt durch die Begründung von neuen Festungen, von Kolonien.

Im Jahre 306 waren die Römer in Samnium zum Vernichtungskriege übergegangen; sie vernichteten die Frucht und verwüsteten die Felder, sie hieben die Bäume ab und verbrannten die Höfe. Die Wirkungen des großen Krieges zeigten sich auch darin, daß so manche der Ortschaften, bei denen damals gekämpft wurde, nicht mehr aufzuweisen sind, sie sind vom Erdboden verschwunden. Und ebenso tief schnitten die Ereignisse des Krieges in die Wirtschaft Unteritaliens ein. Bis dahin war der unteritalische Weizenbau ergiebig, er ging über den Bedarf des Landes weit hinaus und wurde in großen Massen ausgeführt, nach dem Osten; nach dem Samniterkriege aber verschwindet er auf die Dauer auf den griechischen Märkten.

Das gibt zu denken und läßt ſich nicht ausſchließlich auf die Verheerungen der Jahre 306 und 305 zurückführen. Die Verwüſtung dringt nicht in die Tiefen der Erde, niedergebrannte Höfe können wieder aufgebaut werden, ſelbſt die Bäume ſind, neu gepflanzt, in wenigen Jahrzehnten wieder groß gewachſen. Warum geſchah das damals nicht? Weil mit der Neuordnung der Dinge ein Wechſel in der Wirtſchaftsordnung Hand in Hand ging, der die Folgen der Verwüſtung verewigt hat: man ging damals vom Ackerbau in größtem Umfang zu der Weidewirtſchaft über. So erhielt Unteritalien die Form, die noch heute dauert: ſie führt auf die Verheerung des großen Krieges und den daraufhin vorgenommenen Wandel in der Wirtſchaftsordnung.

Mit dem Siege über Samnium trat Rom in die Reihe der großen Mächte ein; als es im Jahre 306 an die Unterwerfung der Samniten und die Verheerung ihres Gebietes ging, empfand der mächtigſte Staat des Weſtens, empfand Karthago das Bedürfnis nach einer Auseinanderſetzung mit der künftigen Herrin des Südens und zu einer Abgrenzung der Intereſſenſphären. Außer den Beziehungen von Karthago und Rom ſelber hatten die zu Spanien, Sicilien, Sardinien und Latium in den Jahren unmittelbar vor dem Ausbruch des Latinerkrieges zu den römiſch-karthagiſchen Freundſchaftsverträgen von 348 und 343 v. Chr. geführt; ſie legten den Grund für die römiſch-karthagiſche Handelsgemeinſchaft. Jetzt aber, im Jahre 306, kam es zu einem neuen Vertrage, in dem die Karthager und die Römer die Gebiete ihrer Intereſſen voneinander ſchieden: die Römer verſprachen, ſich Siciliens, und die Karthager, ſich Italiens zu enthalten. Und in die gleiche Zeit fällt der erſte Vertrag zwiſchen Rom und Rhodos. Durch die Abwehr des Demetrios Poliorketes, durch den erfolreichen Widerſtand gegen die Kunſt und die Macht des Städtebelagerers lenkten die Rhodier damals die Blicke der ganzen Welt auf ſich; und die weitausſchauende Politik der Römer zeigt ſich darin, daß ſie bei ihrem Eintritt in die Griechenwelt Unteritaliens ſofort Beziehungen zu dem mächtigſten Handelsſtaat des helleniſchen Oſtens anknüpften. Wenn nach der Vulgata altrömiſcher Chronologie der Vertrag mit Rhodos dem Erfolge der Rhodier gegenüber Demetrios etwas vorausgeht, ſo will das bei der Ungenauigkeit römiſcher Zeitrechnung und römiſch-griechiſcher Synchronismen nichts verſchlagen.

Man ſtand vor dem Abſchluß großer Leiſtungen, Rom war zur Herrin Latiums und Unteritaliens geworden, auch Umbrien und Etrurien ſtanden bereits unter römiſchem Einfluß; es iſt kein Zufall, daß eben damals die fable convenue altrömiſcher Geſchichte ihre Formulierung fand. Seit 400 v. Chr. waren plebejiſche Familien zu den Ämtern und zur Präſidentſchaft, ſeit 366 auch in der Form des Konſulats emporgeſtiegen, dieſe neuen großen plebejiſchen Geſchlechter bildeten mit dem alten patriziſchen Adel den neuen Amtsadel der Nobilität; im Zuſammenhange damit wurde das römiſche Namenweſen dreiſtellig, trat das Cognomen als das Kennzeichen der Nobiles neben Nomen und Pränomen. Und Cn. Flavius, der Schützling des großen Appius Claudius, des Cenſors von 310, gab den hervorragenden plebejiſchen Familien ſeiner Zeit patriziſchen Urſprung und patriziſche Ahnherren, indem er ſie in die Konſulnliſte jener alten Zeiten einfügte, in der die Präſidentſchaft allein den Patriziern zugeſtanden hatte. Mit ſeiner Konſulnliſte, der erſten Veröffentlichung dieſer Liſte überhaupt, drang Flavius durch, er ſchuf die traditionelle Chronologie der Republik, die noch zur Zeit des Polybios galt, er ſetzte den erſten Plebejer ſeiner Zeit, den Parteigenoſſen des Appius Claudius, den Junius Brutus, an die Spitze der Konſulnliſte, er machte ihn zum Begründer der Freiheit und ließ ihn die Könige vertreiben. Das große plebejiſche Geſchlecht der Marcier erhielt ſeine patriziſchen Ahnherren einmal in der legendariſchen Geſtalt des Marcius Coriolanus, vor allem aber fand es ſeinen Weg ſogar in die Königsgeſchichte; in dem Könige Ancus Marcius haben dieſe vornehmen Plebejer nachträglich den Thron beſtiegen. Jetzt verſtändigte man ſich auch über die Siebenzahl der Könige: ſie ſtand bereits feſt, als im Jahre 290 die Sabiner in den römiſchen Staatsverband eintraten. Nun wurde auch der Sabiner Titus Tatius römiſcher König, als Mitregent des Romulus. Wäre die Zahl noch flüſſig geweſen, ſo hätte man nach dem Hinzutritt des Titus Tatius acht römiſche Könige gezählt: nun aber war an den ſieben Königen nichts mehr zu ändern, es blieb bei den ſieben, wenn es auch acht geworden waren. Man mußte eben „richtig zählen“. Auch die Gründungslegende war im weſentlichen bereits fertig: Die beiden Ogulnier errichteten im Jahre 296 v. Chr. ein Bild der Wölfin mit den Zwillingen.



Römische Kupferbarren mit Darstellung von Pegasus und Adler.
Originale im Königlichen Münzkabinett zu Berlin.

10. Die Unterwerfung Italiens und der Ausgleich des römischen Ständekampfes.

Die Verbindung mit dem Süden hatte bereits Appius Claudius, der Censor von 310 v. Chr., in Angriff genommen und den Bau der appischen Straße begonnen, die zunächst Rom mit Campanien, mit Capua verband. Nach dem großen Samniterkriege haben die Römer dann durch ein System von Festungen von Sora bis zum Aternotale Süditalien vom Norden abgeschnitten und sich die Straße nach Apulien gesichert. Eine solche Sicherung war nötig, denn von seiten der Samniten war der Krieg mit solchem Ingrimm geführt worden, daß mit einem neuen Ausbruch gerechnet werden mußte; in wilder Verzweiflung erhoben die Samniten sich bereits im Jahre 298 wieder, und zugleich brachen auch die Etrusker los, die freilich nichts ausrichteten. Aber obwohl auch die Samniten gegen L. Cornelius Scipio Barbatus, den Konsul von 298, nicht aufkamen, boten sie trotzdem den Etruskern direkte Hilfe an, um sie von einem Frieden mit Rom abzuhalten, sie durchbrachen die mittelitalische Festungslinie. Und von den Etruskern ließen sich zum Kampfe gegen Rom jetzt auch die Gallier gewinnen, die seit 338 Friede gehalten, sich aber im Jahre 299 wieder einmal gerührt hatten. So erschienen denn 295 Samniten, Etrusker und Gallier in Umbrien und besiegten die Römer bei Camerinum, aber die Sieger waren nicht imstande, das Feld zu behaupten und zogen sich nach Norden zurück, wo sie nach wenigen Tagen bei Sentinum den Römern unterlagen; in der Schlacht hatte der Konsul P. Decius Mus sich dem Tode geweiht. Im Jahre 294 mußten die Etrusker mit Rom ihren Frieden schließen, und der Krieg zog sich wieder nach dem Süden, wo nach einem Hin und Her der Wechselfälle das Jahr 290 die Entscheidung für die Römer und den Frieden brachte. Samnium wurde jetzt vollständig von römischen Festungen eingeschlossen, die appische Straße wurde verlängert, am Adriatischen Meere, in Picenum, wurde die Kolonie Hatria begründet. Und ein neuer Einfall der Gallier in Etrurien führte, nach einer Besiegung der Senonen, zu direkter Okkupation des senonischen Gebietes am Adriatischen Meere und zur Begründung der römischen Bürgerkolonie Sena Gallica, Sinigaglia. Durch die Vertreibung der Senonen in Schrecken gesetzt, gerieten aber die gallischen Boier von Bononia in Bewegung und verbanden sich mit den Etruskern, wurden aber im Jahre 284 von den Römern am vadimonischen See überwunden, und nach einer neuen Niederlage schlossen auch sie im folgenden Jahre mit den Römern Frieden. Weitere Kämpfe gegen Rom hielten die Gallier jetzt für aussichtslos, infolge dessen wandten sie sich nunmehr nach der Balkanhalbinsel, sie erschienen vor den Thermopylen und vor Delphi.

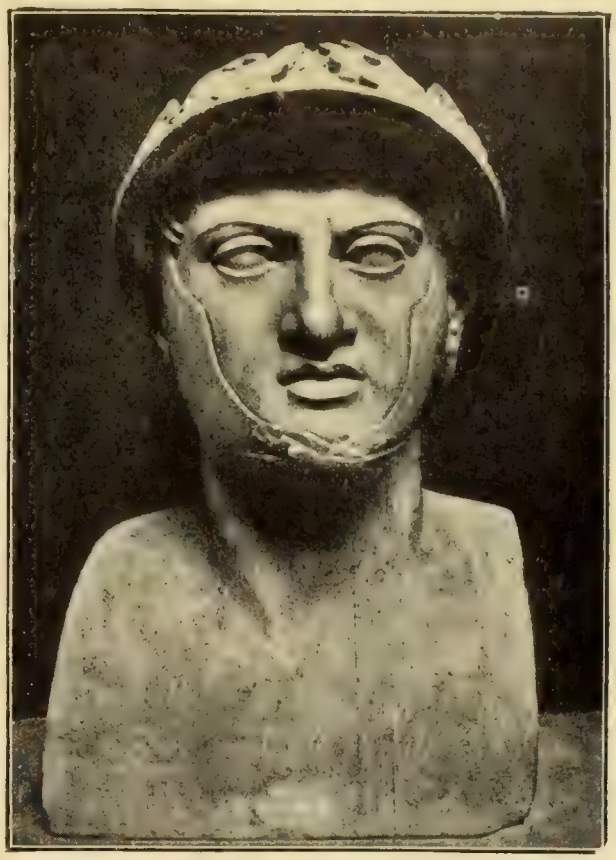
Unterdessen hatten im Süden die Lukaner ihre Räubereien gegen die Griechenstädte fortgesetzt, aber während die Römer ihnen freie Hand gelassen hatten, solange ihre Freundschaft ihnen den Samniten gegenüber von Wert war, hatten sie eine solche Rücksicht jetzt nicht mehr nötig und gewährten nunmehr Thurii gegen Lukaner und Bruttier Hilfe. Der Konsul C. Fabricius Luscinus, der Einäugige, schlug 282 die Lukaner und besetzte Thurii; auch Kroton am laciniischen Vorgebirge und das epizephyrische Lokri nahm römische Besatzung auf. Ja, die Römer drangen bis zum Faro von Messina. Rhegion fürchtete einmal die Lukaner, sodann aber auch die Karthager, darum erbat es römische Hilfe, und die Römer legten eine Besatzung

unter dem Campaner Decius in die Stadt. So hatte Rom Süditalien bezwungen oder an ſein Intereſſe gebunden: Tarent allein war übrig.

Der mächtigſte Handelsplatz unter allen Griechenſtädten Italiens, ſah Tarent ſich immer den Angriffen der italiſchen Nachbarſtämme ausgeſetzt und erwehrte ſich ihrer durch bezahlte Hilfe aus dem griechiſchen Mutterlande. So hatten die Tarentiner in den letzten Jahren König Philipps den ſpartaniſchen König Archidamos nach Italien berufen und wenig ſpäter den epirotiſchen König Alexander den Molotter, den Bruder der Olympias, den Oheim und Schwager Alexanders des Großen; und unmittelbar nach dem großen Samniterkriege nahmen ſie den lakedämoniſchen Söldnerführer Kleonymos gegen die Lukaner in ihre Dienſte. Jetzt aber waren alle dieſe Stämme unter Rom gebeugt, und war den Tarentinern in den Römern ein Nachbar von ganz anderer Macht erwachſen; und wenn die Römer den Tarentinern in einem Vertrage die alleinige Herrſchaft über den tarentiniſchen Buſen dadurch überlaſſen hatten, daß ſie ſich verpflichtet hatten, mit keinem Kriegsſchiff über das laciniſche Vorgebirge ſüdlich von Kroton hinaus zu ſegeln, ſo können ſie einen ſolchen Vertrag nur vor der Zeit abgeſchloſſen haben, wo ſie ſelber Intereſſen im Adriatiſchen Meere wahrzunehmen hatten, alſo vor der Koloniſation von Hatria und Sinigaglia; ſpäter hätten ſie ſich unmöglich auf ein ſolches Zugeſtändnis einlaſſen können. Und es ſcheint nicht, daß ſie ſich des Vertrages auch nur erinnert hätten, als ſie ihn verletzten, ſonſt hätten ſie bei ihrer Fahrt über das laciniſche Kap hinaus doch nicht gerade im Hafen von Tarent ſelber Anker geworfen. Die Eiferſucht der Tarentiner aber, der Pöbel und die Demokratie ließ es darüber mit Rom zum Bruche kommen, und da man außer ſtande war, ſich ſelber zu verteidigen, aber Geld hatte und zu zahlen bereit war, ſo ſicherte man ſich die Hilfe des erſten Kriegsfürſten der Zeit und man berief aus Griechenland den König Pyrrhos von Epiros.

Wie Demetrios Poliorketes die Athener und die Griechen faſzinierte, wie er J. G. Droyſen bezaubert hat, ſo hat auch die lichte Geſtalt des Epiroten die Zeitgenoſſen hingeriſſen und ebenſo die empfängliche Seele Niebuhrs. Seit ſeiner frühen Kindheit hatte Pyrrhos die Wechſelfälle des Lebens erfahren, Exil, Thronbeſteigung und Vertreibung, gaſtliche Aufnahme und Reſtauration des heimiſchen Thrones, mit dem er von 288—284 auch die Herrſchaft über Weſtmakedonien vereinte; und aus Makedonien wieder vertrieben hatte er in Epiros ſich behauptet, als ihn der Ruf der Tarentiner traf und lockendere Ausſichten zu eröffnen ſchien, als der gleichzeitige Tod des Lyſimachos ſie ihm für Makedonien wieder darbot. So ging er im Jahre 280 nach Tarent und ſchlug die Römer am Ufer des Siris, zwiſchen Pandoſia und Heraklea; zur Entſcheidung hatten auch die Elefanten des Pyrrhos beigetragen, die damals zum erſtenmal in den Kriegen des Abendlandes erſchienen, und in denen die römiſche Eitelkeit die alleinige Urſache der Niederlage erblickte. Im folgenden Jahr 279 beſiegte er zum zweitenmal die Römer in Apulien, bei Ausculum. Die Römer waren jetzt bereit, ſich mit Pyrrhos zu verſtändigen und eröffneten Verhandlungen mit ihm durch den Konſular C. Fabricius, und Pyrrhos ſelber hatte allen Anlaß, darauf einzugehen, denn jeder ſeiner Siege hatte ihm ſchwere Verluſte bereitet, und zwar unerſetzliche in ſeinen Veteranen, nach ſeinen zwei Siegen war ſein Heer nicht mehr dasſelbe. So ſandte er denn zum Abſchluß des Vertrages den Kineas nach Rom, das dieſem als eine Stadt von Königen erſchien, auf den leichtbeweglichen Griechen mochte vor allem die römiſche Würde Eindruck machen, und der Senat mochte ihm ſehr wohl wie eine Verſammlung von Königen vorkommen. Der Vertrag wurde aber nicht perfekt, denn Karthago bot den Römern ſeine Hilfe. Schon vor dem Übergange des Pyrrhos nach Italien hatten Römer und Karthager ein pactum de paciscendo abgeſchloſſen und für den Fall eines Bündniſſes gegen Pyrrhos eine Ausnahme von dem Vertrage des Jahres 306 v. Chr. in Ausſicht genommen: dann ſollten die Karthager den Römern in Italien und die Römer den Karthagern in Sicilien beiſtehen dürfen. Jetzt kam es nun wirklich auch zum Kampfe zwiſchen Pyrrhos und den Karthagern, aber ein gemeinſamer Krieg der Römer und Karthager gegen Pyrrhos iſt aus den Verabredungen nicht erwachſen: dem Kriege des Pyrrhos in Italien gegen die Römer folgte in Sicilien der gegen die Karthager, und den Abſchluß bildete die Rückkehr des Pyrrhos aus Sicilien nach Italien und ſeine endgültige Niederlage durch die Römer.

Karthago bedrohte Syrakus, und die Syrakusaner waren es, die den Pyrrhos zu Hilfe riefen: er ging nach Sicilien hinüber, um hier seinem Sohne Alexander, dem Enkel des Agathokles von Syrakus, dessen Tochter Lanassa die Gemahlin des Pyrrhos geworden war, ein Reich zu begründen. Mit dem glänzendsten Erfolge führte er in Sicilien den Krieg und trieb die Karthager vor sich her von Ost nach Westen. Bald war die ganze Insel in seiner Hand, mit einziger Ausnahme von Lilybäum, das aber war als Seefestung uneinnehmbar, so lange die karthagische Flotte nicht vernichtet war und so lange diese eine vollständige Einschließung von Lilybäum unmöglich machte; von der See aus konnte Lilybäum also jederzeit verproviantiert werden, eine Aushungerung war unmöglich. Die Karthager waren bereit, in einem Frieden auf ganz Sicilien zu verzichten mit einziger Ausnahme von Lilybäum, das ihnen doch auch nicht entrissen war, und auch Pyrrhos wünschte diesen Frieden; er scheiterte aber an den sicilischen Griechen, die sich nicht für sicher hielten, solange noch Karthager irgendwo auf dem Boden der Insel saßen. Und zu einem Angriffe auf Karthago selber konnte Pyrrhos die Sikuler auch nicht hinreißen. So kam es zum Zwiste und zu Verlusten; im Jahre 275 kehrte Pyrrhos nach Italien zurück, aus dem sicilischen Reiche, das in Verbindung mit Unteritalien ein großes Westhellenenreich unter Pyrrhos hatte bilden sollen, war nichts geworden, und auch die Zeit seiner Erfolge gegen die Römer war vorüber.



Porträtbüste des Königs Pyrrhos. Original im Museum zu Neapel.
Nach „Mitteilungen des deutschen archäol. Instituts zu Rom".

Selbst seine Rückkehr nach Italien war ihm durch einen Angriff der Karthager in der Meerenge von Messina erschwert worden, der ihm fast seine ganze Kriegsflotte kostete. Und als er in Italien den Kampf gegen die Römer wieder aufnahm, machte es sich geltend, daß seine kriegsgeübten epirotischen Veteranen ihm nicht mehr zur Verfügung standen. Den Schlachtplan hatte Pyrrhos wieder auf das klügste ausgesonnen, aber es fehlte an der zu seiner Durchführung nötigen Tüchtigkeit der Truppen; so hat er die Schlacht zwar nicht verloren, aber ebensowenig gewonnen, und seine Lage war jetzt derart, daß nur ein entscheidender Sieg sie hätte halten können. Maliessa, in dessen Nähe diese Schlacht des Jahres 275 wahrscheintlich geschlagen worden ist, nannten die Römer in der Folge zu der Stadt des guten Erfolges um, es ist Beneventum. Pyrrhos sah, daß seines Bleibens in Italien nicht mehr war, er kehrte nach Epiros heim, zu einem rastlosen Leben, in dem er bald den Tod finden sollte. In Tarent hatte er eine Besatzung unter seinem Sohne Helenos und seinem Feldherrn Milo zurückgelassen. Im Jahre 272 übergab Milo die Burg von Tarent dem römischen Konsul; mit dem Falle von Tarent war die Unterwerfung Italiens unter Rom vollendet. Die Heerstraßen und das System der Festungen wurden weiter ausgebaut und der Lage der Dinge angepaßt. Die appische Straße, die zunächst Rom mit Capua verbunden hatte und dann bis Venusia verlängert worden war, wurde jetzt bis Tarent geführt, um schließlich in Brundisium zu enden, dem nach dem Osten schauenden Hafen des in der Folge auch dem Orient gebietenden Rom. Und zu gleicher Zeit, im Jahre 268, wurde in Samnium Benevent und im Norden des adriatischen Meeres Ariminum befestigt, kolonisiert; das Recht der latinischen Kolonie Ariminum begründete eine neue, mindere Form latinischen Rechtes. Unter Roms Hegemonie hatte der italische Bund sich jetzt vollendet: er war jetzt der bedeutendste Staat Europas, auch durch seinen territorialen Umfange stand er bereits an erster Stelle. Die zwei Generationen seit der Auflösung des latinischen Bundes, seit 338, hatten

dieſen Staat geſchaffen, er war formell kein Einheitsſtaat, aber trotzdem eine Einheit, denn der Wille Roms dominierte. Dieſer italiſche Bund beſtand aus einer Menge einzelner Staaten und wies eine Karte auf, nicht minder bunt, als die des weiland heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation. Aber dieſe Farbenbuntheit ließ ſich doch auf drei Grundfarben zurückführen, innerhalb des italiſchen Bundes ſind drei Kategorieen zu ſcheiden. Einmal das unmittelbar römiſche Gebiet, in großen zuſammenhängenden Stücken über ganz Italien zerſtreut, denn bei der Unterwerfung unter Rom hatten die einzelnen Staaten und Stämme regelmäßig einen Teil ihres Gebietes abtreten müſſen, meiſtens ein Drittel ihrer Feldmark. Zu dieſem direkten römiſchen Gebiet gehörten die Bürgerkolonieen mit vollem und die Municipien mit paſſivem Bürgerrecht, das ihnen alle Pflichten römiſcher Bürger gab, vor allem Dienſt- und Steuerpflicht, aber die politiſchen Rechte verſagte, das Stimmrecht und das Wahlrecht, das aktive und paſſive; dieſe Paſſivbürger hatten nur Anteil an den Laſten, an den Munera der Gemeinde. Neben dieſem römiſchen Gebiete ſtand die zweite Kategorie der latiniſchen Gemeinden, ohne Zuſammenhang untereinander, aber jede einzelne mit Rom verbunden, mit dem Rechte auf privatrechtlichen Schutz und mit Ehegemeinſchaft, mit commercium und conubium, und mit dem Rechte, unter Umſtänden bei einer Überſiedelung nach Rom vollen römiſchen Bürgerrechts teilhaft zu werden; ſeit 268, ſeit der Errichtung von Ariminum, wurde dieſe Möglichkeit freilich auf die Leute beſchränkt, die in der Kolonie ein Amt bekleidet oder im Gemeinderat geſeſſen hatten. Endlich ſtanden neben dem römiſchen Gebiet und den latiniſchen Gemeinden zu dritt die Staaten der Bundesgenoſſen, ſelbſtändige ſouveräne Staaten, aber von beſchränkter Souveränität, ohne eigene Militärgewalt und eigene auswärtige Politik. Ein Verzeichnis der Waffenfähigen Italiens aus dem Jahre 225 v. Chr. läßt uns einen Einblick in die militäriſche Organiſation dieſes italiſchen Bundes tun. Bis zum Bundesgenoſſenkriege des Jahres 90 v. Chr. ſtand Rom an der Spitze dieſes Bundes, er hat Karthago und Makedonien bezwungen und die Welt Rom zu Füßen gelegt. Er wuchs bald zuſammen durch die Gemeinſchaft der Intereſſen und beſtand dadurch die größte Gefahr in der Zeit des hanniballiſchen Krieges. Hannibal hatte auf den Zuſammenbruch und den Auseinanderfall des Bundes gerechnet, er wird die praktiſche Bedeutung der kritiſchen Urteile über Rom, die ihm aus bundesgenöſſiſchen Kreiſen zu Ohren kamen, überſchätzt haben: als ob die Feſtigkeit des Deutſchen Reiches durch die derbe und gelegentlich groteske Form des ſüddeutſchen Urteils über preußiſches Weſen irgendwie berührt würde. Stärker als alles wiegt die Solidarität der Intereſſen, nicht zum mindeſten auf wirtſchaftlichem Gebiete. Und hier bot das commercium, bot der privatrechtliche Schutz innerhalb des italiſchen Bundes ſeinen einzelnen Gliedern handgreiflichen Vorteil. Im Bunde ſtanden ſie ſich beſſer als in der früheren Vereinzelung.

Auch auf die innere Entwicklung des römiſchen Staates haben die zwei Generationen, in denen Rom zur Herrſchaft über Italien emporſtieg, ihren Einfluß nicht verfehlt.

Die Zeit des großen Samniterkrieges und die gewaltige Reform der Staats- und Heeresordnung, die der Cenſor Appius Claudius im Jahre 310 v. Chr. vornahm, zeigt den Einfluß und die Bedeutung, die das Geld und das mobile Kapital neben dem Grundeigentum gewonnen hatte. Die Heranziehung der nicht Grund und Boden, wohl aber Geld beſitzenden Leute zum Kriegsdienſt hatte die große Heeresverſtärkung ermöglicht, durch welche die Römer die Koalition von Samniten und Etruskern überwanden; in der Centurienordnung des Appius Claudius erhielten dieſe Leute nunmehr auch politiſche Rechte. Die Verbindung der Centurienordnung mit dem Grundeigentum hatte aufgehört, in den Centuriatcomitien hatte das Grundeigentum ausgeſpielt, es kam nicht mehr als ſolches in Betracht, ſondern nur noch nach ſeinem Geldwerte. Ohne jeden Unterſchied hatte Appius Claudius den kein Grundeigentum beſitzenden Bürgern die örtlichen Tribus geöffnet, in allen Tribus konnten ſie mit ihrem Stimmrecht gleichmäßig ihren Einfluß üben. Aber das Jahr 304 brachte das Ende des großen Krieges und den Frieden. Man hatte die Leute jetzt nicht mehr ſo nötig wie in den letzten ſechs Jahren ſeit 310, und die Konſequenz daraus zog im Jahre 304 der neue Cenſor Q. Fabius Maximus Rullianus. Er ließ den Bürgern, die kein Grundeigentum beſaßen, wohl die Zugehörigkeit zu den örtlichen Tribus, aber entwertete dieſe politiſch dadurch, daß, wer kein Grundeigentum beſaß, nur in eine der vier ſtädtiſchen Tribus Aufnahme fand. So

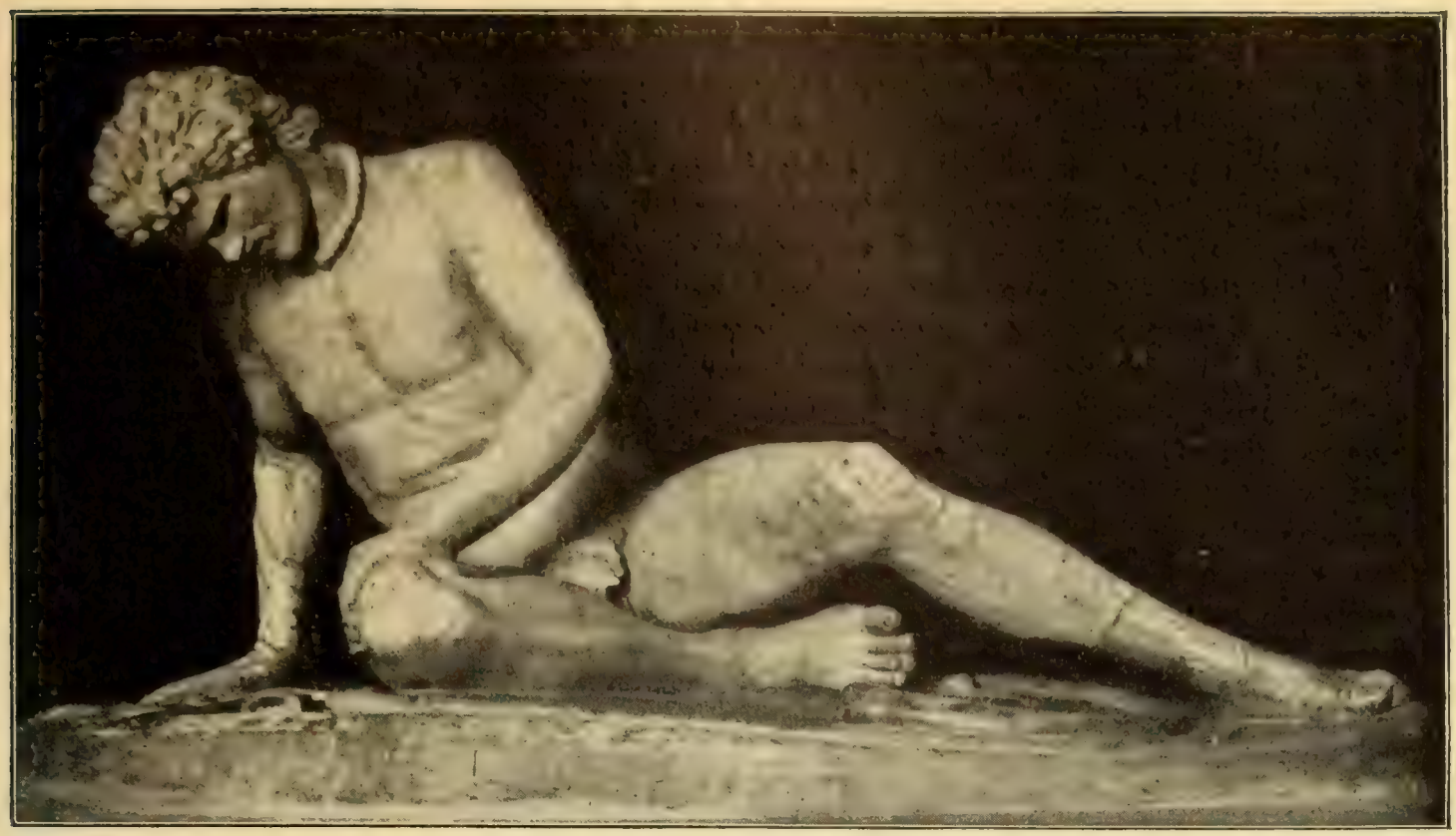
viel ihrer auch sein mochten, die kein Grundeigentum besaßen, sie konnten mit der Gesamtheit ihrer Stimmen doch nur mehr über vier Tribus verfügen; die ländlichen Tribus aber blieben dem Grundeigentum vorbehalten, so daß dies für seine Stimmen einen viel größeren Wert erhielt. Das politische Schwergewicht des Grundeigentums, das so charakteristisch für die römische Anschauung ist, wurde damit wieder hergestellt, und im Zusammenhange damit sank die politische Bedeutung der Centuriatversammlungen, für die der Unterschied von Grundeigentum und Geld nicht mehr in Betracht kam, während die auf den örtlichen Tribus ruhenden und nach ihnen organisierten Volksversammlungen sich hoben und in ihrer Bedeutung stiegen. Nach den Tribus aber waren die plebejischen Volksversammlungen gegliedert, die concilia plebis ruhten auf den örtlichen Tribus, und das politische Schwergewicht des Grundeigentums kam seit 304 v. Chr. ihnen wieder zu statten, nicht aber den Centuriatcomitien. Daher kommt es, daß nunmehr die plebejischen Versammlungen und ihre Beschlüsse, die Plebiscite, sich in ihrer Bedeutung über die der Centuriatcomitien erhoben und sich den leges, den Gesetzen dieser Comitien gleichstellten. Schon früher hatten gelegentlich einzelne Plebiscite, wir wissen nicht unter welchen Formen, die Zustimmung auch der Patrizier gefunden und waren zu allgemeiner Anerkennung gekommen, nach dem Jahre 304 aber setzte diese Bewegung in steigender Richtung ein, das ogulnische Plebiscit des Jahres 300 v. Chr. öffnete den Plebejern sogar die bis dahin durchaus den Patriziern vorbehaltenen Priestertümer des Pontifikats und Augurats, durch die ein stolzer Adel einzelne seiner Mitglieder zu ehren und auszuzeichnen wußte. Und dem Abschluß des Samniterkrieges folgte die volle Gleichstellung der Plebiscite mit den Gesetzen, mit den leges; es geschah das durch das hortensische Gesetz vom Jahre 287. Diese römischen Plebiscite wird niemand mit modernen Plebisciten gleichsetzen wollen. Die modernen Plebiscite, wie sie in Frankreich das zweite Kaiserreich, wie sie die Einigung Italiens zu praktischer Bedeutung hob, sind allgemeine Abstimmungen des ungegliederten Volkes, an denen jeder Bürger teilnehmen darf; die römischen Plebiscite dagegen waren die Beschlüsse der nach Tribus gegliederten plebejischen Volksversammlungen, an denen die Patrizier keinen Anteil hatten. Es war das Bauernheer, das es verstand, diese Gültigkeit der Plebiscite durchzusetzen, wie es wenige Jahre vorher, im Jahr 300, eine Erweiterung des Provocationsrechtes erreicht hatte. Von den plebejischen Volksversammlungen waren wohl die Patrizier ausgeschlossen, aber nicht etwa der gesamte Adel jener Zeit, denn dieser war nicht mehr rein patrizisch. Vielmehr hatten sich mit ihm die großen plebejischen Familien, die seit 399 v. Chr. zur Präsidentschaft der Republik aufgestiegen waren, zu einem neuen Amtsadel der Nobilität verbunden, und dieser neue Adel fand allmählich seinen politischen Ausdruck im Senate. Dieser Körperschaft, der die gewesenen Beamten für ihre Lebensdauer angehörten, gelang es, die Magistratur, die aus dem gleichen Stande hervorging, zu instruierten Geschäftsträgern hinabzuzwingen; das gelang dem Senate sogar dem Präsidenten gegenüber durch sein Bündnis mit dem Tribunate. Gegen einen Konsul, der sich dem Senate nicht fügen wollte, war wenigstens einer der zehn Tribunen immer zur Intercession zu haben, und das genügte, um den eigenwilligsten Präsidenten lahm zu legen und unter den Senat zu beugen. Ihre größte Leistung zeitigte diese Erhebung des Senats über die Magistratur in der Ausbildung einer festen und stetigen Tradition, wie sie die Weltgeschichte in der Folge nur noch zweimal gesehen hat, in der Republik Venedig und in der Politik der römischen Kirche. Der jährliche Wechsel der Präsidentschaft hätte leicht zu allen Gefahren eines Zickzackkurses führen können, der Senat aber wollte immer dasselbe, nämlich die Macht und Größe Roms. Er wies den Feldherren ihre Wege und verstand es, die Massen zu dirigieren; er erlebte den Moment der höchsten Größe, als er, unmittelbar nach der Beendigung des hannibalischen Krieges, einen unpopulären Krieg durchsetzte, der die siegreichen Waffen Roms nach dem Osten führte und die Herrschaft Roms vom Abendlande in die Welt des Hellenismus trug. Aber noch trennen zwei Generationen den Abschluß des italischen Bundes von dem Kriege gegen König Philipp: erst war Sicilien zu gewinnen und Karthago niederzuwerfen, dann erst ging es gegen Makedonien und die Griechen. Nach dem Westen kam der Osten an die Reihe.

11. Makedonien und die Staatenbünde Griechenlands.

Der Sieg bei Pydna gab den Römern im Jahre 168 v. Chr. die Herrschaft über Makedonien. Mit der Niederlage des Königs Perseus fiel das Haus der Antigoniden, das sich länger als ein Jahrhundert ununterbrochen im makedonischen Königstum behauptet hatte, seitdem Antigonos Gonatas, der Sohn des Demetrios Poliorketes, der Enkel des alten Antigonos, im Jahre 277 auf den makedonischen Thron gelangt war. Es war eine Reihe bedeutender Fürsten, Antigonos Gonatas selber allen voran, der bis zum Jahre 239 v. Chr. regierte; ihm folgte sein Sohn Demetrios II, der Enkel des Poliorketes, bis 229. Für dessen unmündigen Sohn Philippos übernahm zunächst ein Vetter seines Vaters, Antigonos Doson, ein Bruderssohn des Gonatas, die Vormundschaft und bald das Königtum selber; erst im Jahre 220 folgte ihm König Philipp, der mit den Römern in Krieg geriet und dann die Revanche plante, bis zu seinem im Jahre 179 erfolgten Tode. Als der letzte der makedonischen Antigoniden hat sein Sohn Perseus sich noch ein Jahrzehnt hindurch behauptet.

Zum Könige von Makedonien hatte den Antigonos sein Keltensieg erhoben. Wenn die Kelten auch bereits in der Zeit vor Alexander, unter Philipp, auf der Balkanhalbinsel erschienen, so haben doch erst die Niederlagen, die sie von seiten der Römer erfuhren, sie in großen Scharen, in einer wahren Völkerwanderung, nach dem Osten geführt, unter Belgios brachen sie 279 v. Chr. in Makedonien und Thrakien ein, und im Kampfe gegen sie fiel Ptolemäos Keraunos im folgenden Jahre. Und ein neuer keltischer Haufe unter Brennos bedrohte Griechenland und Delphi; vergebens hatten die Griechen es versucht, ihn bei den Thermopylen aufzuhalten, auch Delphi hatte man nicht schützen können, aber die Kelten litten unter der Jahreszeit und zogen ab, sie erlitten beim Rückzug starke Verluste, vor allem durch die Ätoler, die bereits die Verteidigung von Delphi unternommen hatten. Und der Sieg des Antigonos Gonatas über keltische Scharen bei Lysimachia im Jahre 277 drängte sie weiter nach dem Osten, unter Lutarios gingen sie über den Hellespont, unter Leonnorios über den Bosporos, sie besetzten einen Teil Großphrygiens, der nach ihnen Galatien genannt wurde, sie wurden ein Schrecken Kleinasiens und machten Seleukiden uud Pergamenern viel zu schaffen; und noch wirksamer als durch diese Kämpfe haben sie in der Weltgeschichte dadurch einen Platz gewonnen, daß der Apostel Paulus einen Brief an die Galater gerichtet hat. Auch in Thrakien behaupteten sich Kelten unter Komontorios, sie gründeten das große Reich der Hämoskelten von Tylis, das sich zwei Generationen lang gehalten hat, bis es um 212 v. Chr. den Thrakern wieder weichen mußte.

Von Griechenland aus hatte Antigonos Gonatas sich Makedoniens bemächtigt, neben seiner Macht aber kamen jetzt zwei große Staatenbünde auf, der ätolische und der achäische. In Ätolien bestanden noch zur Zeit Alexanders des Großen Urzustände, wie sie in Attika der Zeit des Einheitstaates vorauslagen, die ätolischen Stämme der Apodoten, Ophioneis und Enrytanen entsprachen den vier Phylen der attischen Urzeit; noch während des peloponnesischen Krieges, ja noch unter Alexander schickten die Ätoler als Gesandte Vertreter der Stämme; der Nordwesten von Hellas hat sich eben erheblich langsamer entwickelt als der Osten. Erst in der Zeit nach Alexander haben die ätolischen Stämme sich enger aneinandergeschlossen, ein ätolisches Koinon begegnet zuerst 314 v. Chr. Zu größerer Bedeutung gelangten die Ätoler durch ihren Kampf gegen die Kelten und durch die Verteidigung von Delphi; die delphische Amphiktionie kam dadurch unter ihren Einfluß. Sie dehnten in der Folge ihren Bund weit aus über Mittelgriechenland und Thessalien; nach dem Peloponnes hinüber verbanden sie alte Stammesbeziehungen zu den Eleern, die in der Vorzeit aus Ätolien gekommen waren, deren Dialekt dem ätolischen nächstverwandt ist, und die im Laufe der Jahrhunderte das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit den Ätolern nicht verloren hatten. Über die Bundesgenossen im engeren Sinne aber dehnte der ätolische Bund sich noch weiter aus durch die Aufnahme anderer Staaten in seine Bundesgemeinschaft. Nicht ohne Grund hat Niebuhr die Ätoler als eine organisierte Räuberbande bezeichnet; die Bundesgenossen im weiteren Sinne bestanden aus Staaten, die sich durch regelmäßige Zahlungen von den ätolischen Plünderungszügen freikauften.



Der sterbende Gallier. Marmorstatue im Kapitolinischen Museum zu Rom.

Einen ganz anderen Charakter als der ätolische Bund trug der achäische. Die Städte des achäischen Landes im Norden des Peloponnes waren seit alters in einem Bunde vereinigt, dessen Mittelpunkt das Heiligtum von Aigion war; im Jahre 324 hatte Alexander diesen Bund aufgelöst. Im Jahre 280 aber hatten zunächst vier achäische Städte sich wieder zu einem Bunde vereinigt, dem sich in der Folge noch mehr anschlossen. Mit diesen Bünden, dem ätolischen und dem achäischen, hatte die Politik des Antigonos Gonatas nunmehr zu rechnen. Erst seit wenigen Jahren war er Makedoniens Herr, als Pyrrhos aus Italien heimkehrte. Die griechisch-makedonische Machtstellung des Antigonos erschien dem Pyrrhos für Epiros selbst bedenklich, und so zog er denn bereits 274 gegen ihn zu Felde und schlug ihn; auch im folgenden Jahre konnte Antigonos sich gegenüber Ptolemäos, dem Sohne des Pyrrhos, nicht behaupten. Auch bei den Griechen regt es sich jetzt gegen Antigonos, die Ätoler und Achäer traten auf die Seite des Pyrrhos, und dieser zog nach dem Peloponnes. Antigonos folgte ihm, 272 v. Chr., vor Argos stießen beide aufeinander, sie drangen beide in die Stadt ein, und es kam hier zum Straßenkampfe. Vom Dache aus hat hier ein altes Weib den Pyrrhos mit einem Ziegelstein getroffen und ihm das Genick gebrochen; so hat das Geschick dem Helden selbst den Heldentod versagt. Antigonos wurde Herr in Makedonien und Griechenland. Außer auf seine Parteien in den Städten stützte er seine Herrschaft durch makedonische Besatzungen und durch die Begünstigung von Tyrannen, wie sie jetzt vielerorts aufkamen.

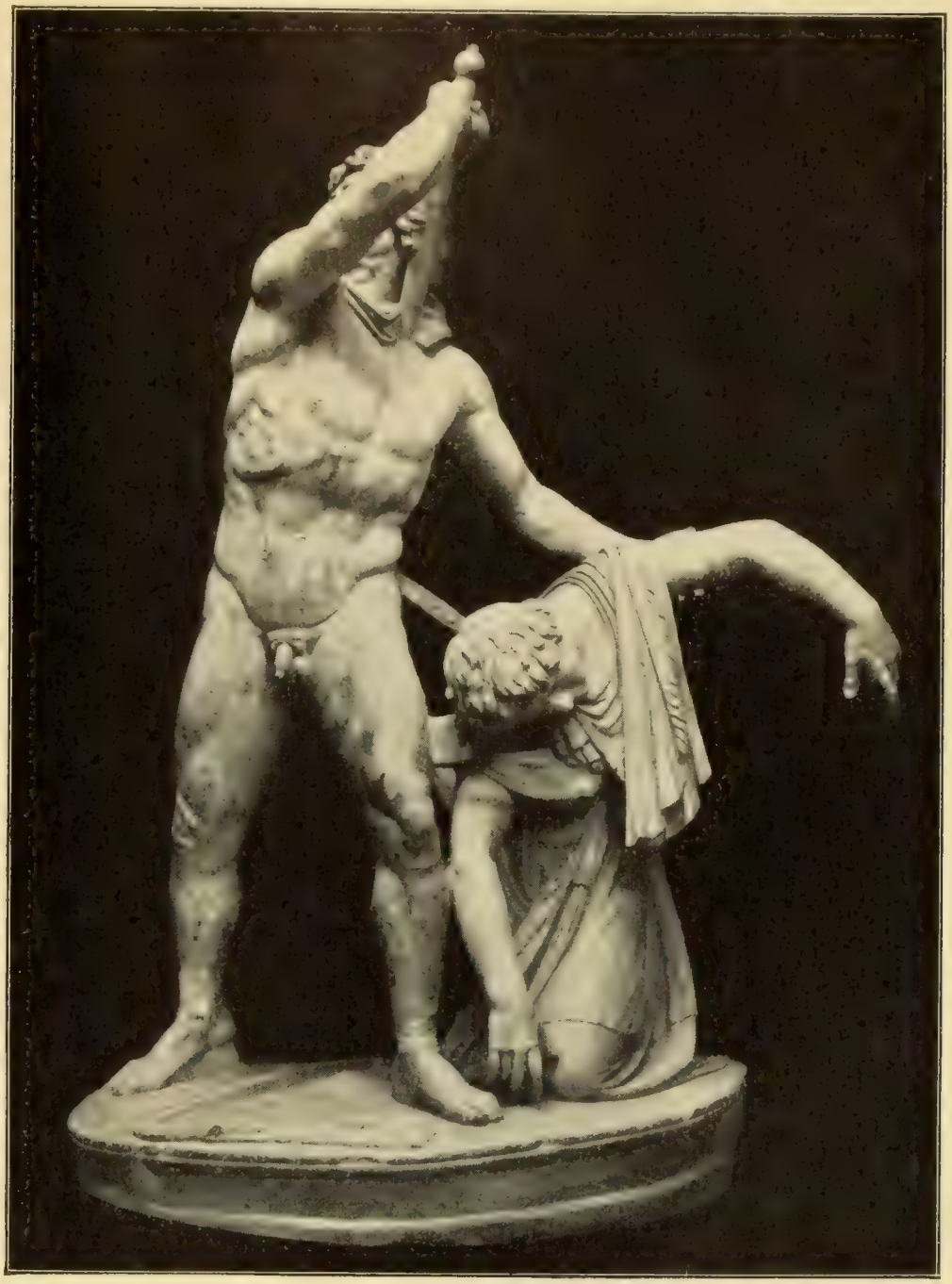
Gegen die neue Machtstellung des Antigonos aber verbündete sich in der Folge Ptolemäos II Philadelphos mit den Spartanern und Athenern. Im östlichen Becken des Mittelmeeres dominierte, da das Seleukidenreich Landmacht war und die makedonische Flotte sich nicht auf der Höhe gehalten hatte, jetzt die ägyptische Flotte der Ptolemäer; sie kooperierte gegen Antigonos jetzt mit den Bewegungen der Griechen zu Lande. Im Jahre 266 kam es zum Kriege, der vom athenischen Standpunkte aus der chremonideische genannt wurde, weil Chremonides den Anschluß Athens an die Koalition der Ägypter und Spartaner herbeigeführt hatte. Wenn Philadelphos auch seine Flotte nach dem attischen Vorgebirge Sunion schickte, so kam sie doch nicht zur Aktion. Antigonos zog durch Attika, er besetzte den Isthmos und wurde einer Meuterei seiner keltischen Söldner Meister; im Jahre 264 schlug er die Spartaner bei Korinth, und ihr König Areus fiel. Im folgenden Jahre mußte auch Athen sich dem Antigonos ergeben, damit war der Krieg zu Ende; Chremonides fand in Ägypten Zuflucht. In

der Folge ſchlug Antigonos die ptolemäiſche Flotte bei Kos und gewann durch dieſen Sieg die Kykladen; die ägyptiſche Herrſchaft auf dem Ägäiſchen Meere war erſchüttert. Nach ihrer Wiederaufrichtung hat Antigonos Doſon der ägyptiſchen Flotte Ptolemäos III Euergetes in der Schlacht bei Andros um 227 v. Chr. eine ſchwere Niederlage bereitet.

Aber im Peloponnes erfuhr die Machtſtellung des Antigonos Gonatas ſtarke Einbuße durch die Erhebung des achäiſchen Bundes unter Arat von Sikyon, der dem Bunde über ſeine landſchaftliche Bedeutung hinaus eine nationale Stellung gab. Seine raſtlos tätige politiſche Klugheit wandte ſich gegen Makedonien, er ſuchte den Peloponnes von der makedoniſchen Herrſchaft zu befreien und die Führung hier dem achäiſchen Bunde zu verſchaffen. Im Jahre 251 befreite er ſeine Heimat Sikyon von der Tyrannis, Sikyon trat jetzt mit den Achäern in Verbindung, und die Achäer mit Ptolemäos Philadelphos; die ägyptiſche Politik ſtand auch in der Folge mit den Achäern gegen Makedonien. Den leuchtendſten Stein fügte Arat im Jahre 243 in die Krone ſeines Ruhmes, als er Korinth von der makedoniſchen Beſatzung befreite; von jetzt ab war er der Führer und der leitende Staatsmann des Bundes. Zwei eigenartige Männer ſtanden einander gegenüber, Antigonos Gonatas und Aratos; Antigonos, der erſte Fürſt ſeiner Zeit, ein Feldherr und Staatsmann, von tiefer und umfaſſender geiſtiger Bildung, von rein intellektuellem Intereſſe für die Philoſophie erfüllt, ein Schüler Zenons, des Begründers der ſtoiſchen Philoſophie; die Stellung eines Königs bezeichnete er als eine ehrenvolle Knechtſchaft. Ihm gegenüber ein geſcheiter Diplomat und Staatsmann wie Arat, ein Patriot, wenn auch von kleinlicher Eiferſucht nicht frei, ſchon darum kein großer Mann, weil die Natur ihm den phyſiſchen Mut verſagte, der aber, nach ſeiner Anlage kein Kriegsmann, ſich doch zum Mut gezwungen hat. Nach der Befreiung von Sikyon und von Korinth gewann Arat einen neuen Erfolg, aber erſt nach dem Tode des Gonatas, unter ſeinem Sohne, König Demetrios II, im Jahre 234. Jetzt legte der Tyrann Lydiadas von Megalopolis ſeine Herrſchaft nieder, und Megalopolis trat dem achäiſchen Bunde bei: als Bundesſtrategen erſcheinen nunmehr abwechſelnd Aratos und Lydiadas. Der Bund erhob ſich zu hoher Blüte, der größte Teil des Peloponnes war im Verein mit den Achäern. Und Arat benutzte die Schwierigkeiten, die ſich dem Antigonos Doſon entgegenſtellten. Dieſer Doſon, der immer geben zu wollen verſprach, und für den das Geben doch immer in der Zukunft blieb, vermählte ſich mit der Witwe ſeines Vetters, Demetrios II, und ergriff die Regierung Makedoniens zunächſt als Vormund des von König Demetrios hinterlaſſenen unmündigen Sohnes, des Philippos, dann unter eigenem Königstitel; er adoptierte den Philippos, der ihm nach ſeinem Tode 221 als König folgte. Antigonos Doſon verlor zunächſt ſeine griechiſchen Beſitzungen, auch Athen befreite ſich im Jahre 228 unter Beihilfe des Aratos, ohne freilich in den achäiſchen Bund einzutreten. Aber die makedoniſche Herrſchaft über Griechenland ſchien gebrochen. Da erwuchs den Achäern ein kräftiger Gegner in Kleomenes von Sparta, und gegen die Spartaner rief Aratos ſelber die Makedonier wieder ins Land.

Die ſtaatliche Ordnung Spartas, wie die lykurgiſche Verfaſſung ſie begründet hatte, ruhte auf der militäriſch-politiſchen Organiſation von Grundherrſchaft und Hörigkeit. Der grundherrliche Boden der Spartiaten wurde von ihren Hörigen bearbeitet, von den Heloten, und die in Sparta wohnenden Grundherren lebten von ihren Abgaben; ſie gingen auf im Kriegsdienſt und in der Politik und waren im Alleinbeſitz der ſtaatlichen Rechte. Neben ihnen ſtanden, perſönlich frei, aber politiſch rechtlos, die Periöken, die ſtädtiſche Bevölkerung, nur in den Gebieten ſpäterer Eroberung, auf die man die Helotie nicht mehr zu übertragen wagte, auch freie Bauern. Außer den Spartiaten rekrutierte das lakedämoniſche Heer ſich aus den Periöken, eine planmäßige Heranziehung der Heloten zum Kriegsdienſt war ausgeſchloſſen, und damit eine ausgiebige militäriſche Verwertung des Bauernſtandes. Zu einer Entfeſſelung der bäuerlichen Soldatenkraft, wie ſie in Rom die ſog. ſervianiſche Verfaſſung herbeiführte, konnten die Spartiaten ſich nicht entſchließen. Dabei dezimierten die fortwährenden Kriege den Herrenſtand, der zur Zeit des Xerxes 8000 Spartiaten zählte, von denen zur Zeit des Ariſtoteles nur noch 1000 übrig waren, um 250 v. Chr. aber nur noch 700. Die wirtſchaftliche Vorbedingung für die Zugehörigkeit zum Herrenſtande und die Ausübung der ſtaatlichen Rechte war der Beſitz der Grundherrſchaft, des grundherrlichen, von Heloten bearbeiteten Klaros; und

von den 700 Spartiaten waren nur noch 100 Grundherren und somit Vollbürger. Dieser Staat war großen Aufgaben nicht mehr gewachsen, aber ihn wieder zur Leistungsfähigkeit emporzuheben, versuchte nunmehr die Revolution von oben, die von den Königen Agis und Kleomenes ausging. Bei dem einen wie dem andern handelte es sich nicht sowohl um eine Bauernbefreiung, als vielmehr um Rückkehr zur alten lykurgischen Verfassung, zu einer Restauration des Herrenstandes unter Beibehaltung der Helotie. Man suchte der Ungleichheit des Besitzes innerhalb des Herrenstandes abzuhelfen und den Herrenstand selber zu erweitern, vor allem durch die Aufnahme von Periöken.



Der Gallier und sein Weib.
Marmorgruppe im Thermenmuseum zu Rom.

Durch den Verlust Messeniens unter Epaminondas und den der Kynuria durch König Philipp war das spartanische Gebiet etwa auf die Hälfte reduziert worden. Waren zur Zeit des Xerxes 8000 Spartiaten mit Klaroi vorhanden, so suchte dementsprechend die Reform des Königs Agis durch eine Neuaufteilung des Spartiatenlandes die 100 noch bestehenden Klaroi auf 4500 zu bringen; für die neuen Spartiatenlose waren zunächst natürlich die 600 erblos gewordenen Spartiaten in Aussicht genommen, und sodann etwa 4000 Periöken, die demnach in den Herrenstand erhoben worden wären. Nach Aristoteles konnte Lakonien 30000 Hopliten ernähren; an diese Zahl und an die Minderung des Gebietes um die Hälfte knüpfte König Agis an, wenn er neben den 4500 Spartiatenstellen 15000 Periökenlose, freie Bauernhöfe, begründen wollte. Der Heloten hat König Agis sich nicht angenommen, sie blieben Heloten, auch wenn er durchdrang. Freilich gelang ihm die Durchführung seines Planes nicht, und im Jahre 242 kam bei seinem Unternehmen etwas ganz anderes heraus als seine Absicht: die bisherigen Grundbesitzer blieben es und wurden noch dazu ihre Hypothekenschulden los. König Agis selber wurde gestürzt und hingerichtet. Aber nach anderthalb Jahrzehnten kam König Kleomenes auf die Pläne des Agis zurück; im Jahre 227 hat er seine Landverteilung durchgeführt. Er brachte es dadurch in der Tat wieder auf 4000 Spartiatenklaroi, er bedachte dabei zunächst natürlich die Spartiaten ohne Klaros und hat sodann mehr als 3000 Periöken in den Herrenstand erhoben. Der Heloten gedachte Kleomenes

aber erſt in ſeiner Geldnot im Jahre 222: gegen Geld gab er 6000 Heloten die Freiheit, die für ihr Geld aber keine freie Bauernſtelle erhielten. Die Helotie als Inſtitut ließ auch er beſtehen.

Der Staatsſtreich des Kleomenes war getragen von dem Gedanken, ein ſtarkes Königtum herzuſtellen und die Wehrkraft Spartas zu heben. Darum hatte er das Ephorat beſeitigt, das ſeit alters das ſpartaniſche Königtum gebeugt hatte, und wenn auch er von Wiederherſtellung der lykurgiſchen Verfaſſung geredet hat, ſo ſtand ſeine Beſeitigung der Ephoren damit inſofern nicht im Widerſpruche, als die Einrichtung des Ephorates ſeit langem als nachlykurgiſch galt; in Wirklichkeit war das Ephorat genau ſo alt wie die lykurgiſche Verfaſſung. Und wie die Landaufteilung des Kleomenes mit dem Heerweſen in Verbindung trat, erkennt man daraus, daß die neuen Spartiatenloſe ihm 4000 Hopliten ſtellten; auch von den 6000 befreiten Heloten machte er 2000 zu Hopliten.

Im Jahre 235 hatte König Kleomenes den ſpartaniſchen Thron beſtiegen, Feindſeligkeiten gegen die Achäer eröffnete er bereits 228, nach dem Eintritte von Argos in die achäiſche Bundesgemeinſchaft; im folgenden Jahre beſiegte er die Achäer in der Schlacht von Megalopolis, in der Lydiadas ſeinen Tod fand. Und nach ſeinem Staatsſtreich brachte er 226 in der Schlacht bei Dyme dem achäiſchen Strategen Hyperbatas eine ſchwere Niederlage bei. Die Achäer wollten jetzt Frieden, Kleomenes aber forderte die Hegemonie des achäiſchen Bundes, und wenn die Bundesverſammlung in Argos ſie zu bewilligen bereit war, ſo kam es wegen einer Erkrankung des Kleomenes doch nicht zum Abſchluß, und damit gewann Aratos Zeit. Die Achäer konnten keine Hilfe von der Freundſchaft Ägyptens erwarten, denn dies war auch mit Sparta befreundet, ſo blieb nur Makedonien übrig, und mit Antigonos Doſon begannen die Verhandlungen, während die mit Kleomenes abgebrochen wurden; Kleomenes aber nahm Argos.

Münzporträt des Seleukos Nikator.

Die ägyptiſche Politik beſtimmte der Gegenſatz gegen Makedonien, und da die Achäer ſich jetzt auf dem Wege zu einem Verſtändnis mit Antigonos befanden, ſo ſchloß Ptolemäos III Euergetes nunmehr Bündnis mit Kleomenes und ſagte ihm Geldunterſtützung zu. Kleomenes hatte zunächſt noch weiter Erfolg und zog in Korinth ein, wenn die achäiſche Beſatzung auch Akrokorinth behauptete. Aber nunmehr kam, 223, das Bündnis der Achäer mit den Makedoniern zuſtande, das Antigonos gegen die Auslieferung von Korinth gewährte. Die Achäer und Arat hatten einen Frontwechſel vorgenommen, mit der Vertreibung der Makedonier hatte der achäiſche Staatsmann ſeine Laufbahn begonnen, aber zwanzig Jahre nach der Befreiung von Korinth lieferte er dasſelbe Korinth den Makedoniern wieder aus. Antigonos brach nach dem Peloponneſe auf, er beſetzte Korinth und Argos. Die verbündeten Staaten ſchickten nach Ägion ihre Abgeſandten, unter der Führung des Antigonos kam jetzt ein Bund helleniſcher Staaten zuſtande, die makedoniſche Hegemonie in Hellas war 223 wiederhergeſtellt. Die Herrſchaft des Kleomenes aber brach zuſammen, und eine Gemeinde nach der andern fiel von ihm ab; in dieſer Not nahm er 222 ſeine Helotenbefreiung vor. An der Unterſtützung des Mißerfolges hatte auch Ägypten kein Intereſſe, und Ptolemäos IV Philopator, der 221 ſeinem Vater Euergetes gefolgt war, kehrte zur Neutralität zurück. Antigonos aber drang in Lakonien ein und überwand 221 den Kleomenes in der Entſcheidungsſchlacht bei Sellaſia. Kleomenes floh nach Ägypten; 219 gab er ſich hier ſelbſt den Tod. Er hat den makedoniſchen König überlebt, der, nach dem Siege von Sellaſia in ſeine Heimat zurückgekehrt, noch im ſelben Jahre ſtarb; er hinterließ Makedonien und die wiederhergeſtellte Herrſchaft über Griechenland ſeinem Mündel und Adoptivſohn, dem ſiebzehnjährigen König Philipp. Mehr als vier Jahrzehnte der Herrſchaft lagen vor ihm: unter ihm vollzog ſich der Übergang der helleniſtiſchen zur römiſchen Geſchichte.

Die sogenannte Aldobrandinische Hochzeit

Hellenistisches Wandgemälde. Original im Vatikan zu Rom

12. Die Epigonen in Asien und Ägypten.

Wenn die hellenistischen Reiche auch ein einheitliches Staatensystem bilden und ihre Geschicke fortwährend ineinander greifen, so sind doch auf der einen Seite Makedonier und Hellenen, und auf der anderen Ptolemäer und Seleukiden durch Gemeinschaft und Gegensatz der Interessen auf das engste miteinander verbunden. Neben die Seleukiden treten in Kleinasien die Pergamener. In zwei aufeinander folgenden Generationen haben die Epigonen in den sechzig Jahren nach 280 in Makedonien und Ägypten geherrscht, in Ägypten folgte auf Ptolemäos II Philadelphos im Jahre 246 sein Sohn Ptolemäos III Euergetes, der bis 221 regierte; und in Makedonien waren es ebenfalls zwei Generationen, denn Demetrios II und Antigonos Doson, die nach Antigonos Gonatas und vor König Philipp das Land beherrschten, gehören als Vettern einer und derselben Generation an. In Syrien dagegen stieg schon im Jahre 226 die dritte Generation zu Grabe. Auf Antiochos I Soter war 261 sein Sohn Antiochos II Theos gefolgt, der bereits 246 starb, und der dritten Generation gehören die Brüder Seleukos II Kallinikos und Antiochos Hierax an, deren Tod 226 und 227 erfolgte. Länger, 40 Jahre lang, hielt sich die vierte Generation, Seleukos III Soter wurde freilich schon 223 ermordet, aber sein Bruder Antiochos III, der Große genannt, regierte bis 187, und auch er hat die natürliche Grenze seines Lebens nicht erreicht, er wurde erschlagen. Der Zeitgenosse des makedonischen Königs Philipp ist Antiochos III.

Im Nordwesten Kleinasiens ist kurz vor der Schlacht auf dem Kyrosfelde, im Jahre 282 die Herrschaft der Pergamener begründet worden. Auf der Burg zu Pergamon hauste damals Philetairos aus dem paphlagonischen Tios als Schatzmeister des Lysimachos und ging bei dem Zwiste des Seleukos und Lysimachos zu Seleukos über; die 9000 Talente des Lysimachos behielt er für sich und begründete damit die Geldmacht seines Hauses. 20 Jahre, bis 263, hat er, formell als Vasall des Seleukos und seines Sohnes Antiochos I hier gewaltet, tatsächlich frei und unabhängig. Ihm folgte sein Neffe Eumenes I, der im Kriege gegen Antiochos sein Gebiet bis an den Ida und nach Lydien ausdehnte, und dem Eumenes sein Vetter Attalos I. ein anderer Neffe des Philetairos, von 241—197 v. Ch. Die Aufgabe sowohl der Pergamener, wie der Seleukiden war der Schutz Kleinasiens vor den Kelten: auf den großen Sieg Antiochos I über die Kelten im Jahre 270 geht sein Beiname Soter zurück; und Attalos nahm nach seinen Keltensiegen den Königstitel an, den Philetairos und Eumenes I noch nicht geführt hatten.

Im Alter von etwa 25 Jahren folgte 261 v. Chr. Antiochos II. Theos seinem Vater, dessen Mitregent er bereits gewesen war; er war von dem rastlos tätigen Manne weit verschieden, er liebte den Wein mehr als die Geschäfte. Die Ausbreitung der Ägypter in Kleinasien, wo Philadelphos den Eumenes von Pergamon bereits gegen Antiochos I Soter unterstützt hatte, hielt ihn im Westen fest, und so entzog sich ihm der Osten. Die Gesandtschaften seines Vaters waren noch bis Indien gegangen, Antiochos Soter hatte zwischen 280 und 276 den Daimachos an den Hof von Pataliputra, zu König Amitraghata gesandt, dem Sohne des Königs Tschandragupta. Das hörte jetzt auf, wenn auch Amitraghatas Sohn, der König Asoka, der zum Buddhismus übergetreten war, in seinem Bestreben, Menschen und Tiere zu beglücken und Propaganda für seine Ideen und Ziele zu machen, die weitesten Verbindungen mit den hellenistischen Staaten unterhielt, von denen noch heute seine Inschriften Zeugnis ablegen. Auch mit Antiochos Theos trat er aus diesem Grunde in Beziehung, und ebenso zu Ptolemäos Philadelphos, ja zu Antigonos Gonatas, und zu Alexander von Epiros, dem Sohne des Pyrrhos, sowie zu Magas von Kyrene, dem Halbbruder des Philadelphos. Antiochos Theos selber aber kümmerte sich nicht um den fernen Osten, und, sich selber überlassen, machte ein Teil der oberen Satrapieen sich unabhängig. Der Satrap von Baktrien, Diodotos, erhob sich als selbständiger König eines griechisch-baktrischen Reiches, zu dem auch Sogdiana und Margiana gehörten; seine Dynastie hielt sich einige Jahrzehnte, bis Euthydemos aus Magnesia sie stürzte; gegen diesen hat Antiochos III von 208—206 gekämpft. Und in die letzte Zeit des Antiochos Theos fällt auch die Begründung des Partherreiches der Arsakiden; von kleinen Anfängen ging es aus, um die Seleukiden schließlich aus Iran und Mesopotamien zu verdrängen.

Als Antiochos II Theos im Jahre 246 ſtarb, folgte ihm ſein Sohn Seleukos II Kallinikos; er ließ ſeine Stiefmutter Berenike ermorden, die Tochter des Philadelphos und die Schweſter des Ptolemäos III Euergetes, der gleichzeitig mit Seleukos Kallinikos den Thron beſtiegen hatte; ein Angriff des Euergetes auf Syrien war die Folge. Während der Wechſelfälle dieſes Krieges erzwang Laodike von ihrem Sohne Kallinikos die Teilung der Gewalt mit ihrem jüngeren Sohne Antiochos Hierax, der nunmehr, ſeit 242, Aſien diesſeit des Tauros, unter der Oberhoheit des Kallinikos, übernahm und zu Sardes reſidierte. Aber der Friede zwiſchen Kallinikos und Antiochos Hierax war von kurzer Dauer, ſchon im Jahre 239 brach im Seleukidenreiche der Bruderkrieg aus, Kallinikos rückte in Kleinaſien ein, er wurde aber bei Ankyra in Galatien von den keltiſchen Söldnern des Antiochos Hierax völlig geſchlagen und mußte Kleinaſien ſeinem Bruder laſſen. Dieſer aber vermochte ſich in ſeiner Herrſchaft nicht gegen Attalos von Pergamon zu behaupten, aus Kleinaſien vertrieben, fiel er 228 in Meſopotamien ein und wurde dort von dem Feldherrn des Kallinikos, von Achäos geſchlagen, der wohl einer Seitenlinie der Seleukiden angehörte; Antiochos Hierax entkam nach Thrakien und iſt dort 227 im Kampfe gegen die Kelten gefallen.

Münzporträt des Philetairos von Pergamon.

Bald darauf ſtarb Kallinikos, im Jahre 226, und ihm folgte ſein Sohn Seleukos III Soter, den die Soldaten Seleukos Keraunos nannten; er ſuchte Kleinaſien dem Attalos wieder abzunehmen, wurde aber 223 in Phrygien ermordet. An ſeine Stelle trat im Seleukidenreiche ſein jüngerer Bruder Antiochos III, die Rückgewinnung Kleinaſiens aber betrieb Achäos, er gewann Aſien diesſeit des Tauros dem Pergamener wieder ab, indeſſen nicht für Antiochos III, ſondern für ſich ſelber, er wurde König und reſidierte in Sardes, wie Antiochos Hierax vordem. Neun Jahre lang hat er ſich behauptet, im Jahre 214 aber fiel er in die Hände des Antiochos III, und dieſer ließ ihn hinrichten. Wieder herrſchte der Großkönig über Aſien diesſeit und jenſeit des Tauros.

Die Pergamener ſtanden im Gegenſatze ſowohl zu den Galatern, wie zu den Seleukiden. Bereits Eumenes I, der 263 ſeinem Oheim Philetairos gefolgt war, hatte ſich der Untertänigkeit entzogen und gegen Antiochos I Soter Krieg geführt; vor den Galatern ſicherte man ſich durch Tribut. Aber Attalos I, der 241 ſeinem Vetter Eumenes folgte, verweigerte den Galatern die weitere Tributzahlung, und als ſie ihn daraufhin angriffen, ſchlug er ſie bei den Kaikosquellen; nach dieſem Siege nahm er den Königstitel an; und als König regierte er bis 197 v. Chr. In der Folge verbanden die Galater ſich mit Antiochos Hierax, ſie zogen vor Pergamon, aber Attalos ſchlug ſie beim Tempel der Aphrodite, dann ging Attalos zum Angriff über und beſiegte den Hierax in drei Schlachten, im helleſpontiſchen Phrygien und bei Koloë in Lydien, 229, und 228 am kariſchen Fluſſe Harpaſos; er brachte Aſien diesſeit des Tauros unter ſeine Herrſchaft, und Antiochos Hierax verließ es. Gegen Achäos hat Attalos ſeine Eroberungen indeſſen größtenteils wieder verloren und nur in Jonien ſpäter zum Teil zurückgewonnen. An die Stelle des Achäos trat der Großkönig Antiochos III.

Auch mit Ägypten, mit den Ptolemäern haben dieſe Seleukiden Krieg geführt, ſowohl Antiochos I Soter, wie auch Antiochos II Theos mit Ptolemäos II Philadelphos, und Ptolemäos III Euergetes gegen Seleukos II Kallinikos.

Im Jahre 274 fiel Ptolemäos Philadelphos in Syrien ein und nahm Damaskos, das er aber nicht auf die Dauer gegenüber dem Antiochos Soter behaupten konnte. Die Operationen der ptolemäiſchen Flotte dagegen führten zu Eroberungen in Kleinaſien, in Karien, Pamphylien und Kilikien, die bei dem Frieden des Jahres 272, der unter Anerkennung des Beſitzſtandes geſchloſſen wurde, ptolemäiſch blieben. Um dieſe Machtſtellung Ägyptens in Kleinaſien handelte es ſich auch bei dem Kriege, den Antiochos II Theos bereits in den erſten Jahren ſeiner Regierung mit Philadelphos führte. Und unmittelbar nach ſeiner Thronbeſteigung

Die Akropolis von Pergamon (Westansicht). Photographische Aufnahme von Sebah und Joaillier.

begann Ptolemäos III Euergetes den großen Krieg gegen Seleukos II Kallinikos, der von 246—237 währte. Euergetes drang in Syrien ein und besetzte Antiochia, er ging über den Euphrat und soll bis Babylon gekommen sein, aber Unruhen in Ägypten nötigten ihn umzukehren, und Seleukos kam wieder empor, er besiegte die ptolemäischen Truppen in der Nähe von Thapsakos am Euphrat, am Orte des Sieges erhob sich die Stadt Kallinikon, aber es gelang ihm nicht, dem Euergetes das südliche Syrien zu entreißen. Dieser griff 239 in den Krieg der syrischen Brüder ein und unterstützte in Kleinasien den Antiochos Hierax gegen Kallinikos; er belagerte Damaskos, konnte es aber nicht nehmen. Der Friede des Jahre 237 ließ ihm aber seine Machtstellung in Südsyrien und vor allem in Kleinasien.

Die Erforschung des roten Meeres hatte bereits der erste Ptolemäer begonnen, in der Folge gingen die ägyptischen Schiffe bis zur Zimtküste, zwischen der Straße Bab-el-Mandeb und dem Kap Gardafui, nach Indien aber ging vor der Erkundung der Passatwinde der Handel nicht direkt, sondern wurde durch die Sabäer Südarabiens vermittelt. An der Küste des roten Meeres wurden unter Philadelphos eine Reihe von Handelsstationen angelegt, im Binnenlande verband eine Straße Koptos mit Berenike am roten Meere. Der Kanal, durch den Dareios Nil und rotes Meer verbunden hatte, wurde wiederhergestellt. Und vor Alexandria hatte bereits Ptolemäos Soter auf der Insel Pharos jenen riesigen Leuchtturm errichtet, dessen Fundamente noch erhalten sind und den es neuerdings gelungen ist, für die Anschauung zu rekonstruieren: der Pharos von Alexandria wurde das Vorbild für die Minarette des Islam und die Glockentürme der christlichen Baukunst. Mit genialem Blicke hatte Alexander den Ort bestimmt für die Gründung der neuen Weltstadt in Ägypten: für den Handel im Osten bedeutete Alexandria, was Karthago dem Westen war.

13. Rom und Karthago. Die Eroberung Siciliens und Oberitaliens.

Im Ägäiſchen Meere mußten die Phöniker den Griechen weichen, der griechiſche Kaufmann war dem phönikiſchen überlegen; und auch im weſtlichen Becken des Mittelmeeres waren Phöniker und Griechen Konkurrenten. Die Phöniker ſind vor den Griechen im Weſten erſchienen, ſie haben auf dem Gebiete der Elymer den Weſten Siciliens, im 9. Jahrhundert v. Chr. haben ſie Kleinafrika beſiedelt; hier erſcheint Utika als ihre älteſte Gründung, jünger war die tyriſche Kolonie Karthago, war die Neuſtadt, die nach der Tradition aus dem Jahre 814 v. Chr. ſtammt. Auch nach Südſpanien griffen die Phöniker hinüber, nach dem Lande Tarſchiſch, nach Tarteſſos, dem Lande des Guadalquivir, zwiſchen dem Guadina und dem Cabo de la Nao ſüdlich von Valencia. Um die Mitte des 8. Jahrhunderts erſchienen auch die Griechen in Sicilien, ſie beſetzten den Oſten und die Mitte, das Gebiet der Sikeler und Sikaner; um 630 v. Chr. entdeckte der Samier Koläos für die Griechen auch Tarteſſos, um 600 gründeten die kleinaſiatiſchen Phokäer die Griechenſtadt Maſſalia in Südfrankreich: der Buſen und die vorgelagerten Inſeln lockten hier geradezu zum Bleiben. Auch an der Riviera treffen wir aber Griechen und Phöniker neben einander: Monaco, ſchon um 500 v. Chr. dem Begründer der griechiſchen Erdkunde und Geſchichte, dem Hekatäos von Milet bekannt, war phönikiſch, hier verehrten die Phöniker ihren Melkart. Die Durchfahrt zwiſchen Weſtſicilien und Afrika konnten die Phöniker den Griechen ſperren, um ſo wichtiger war für dieſe die Beherrſchung der ſiciliſch-italiſchen Meerenge, zwiſchen Meſſana und Rhegion.

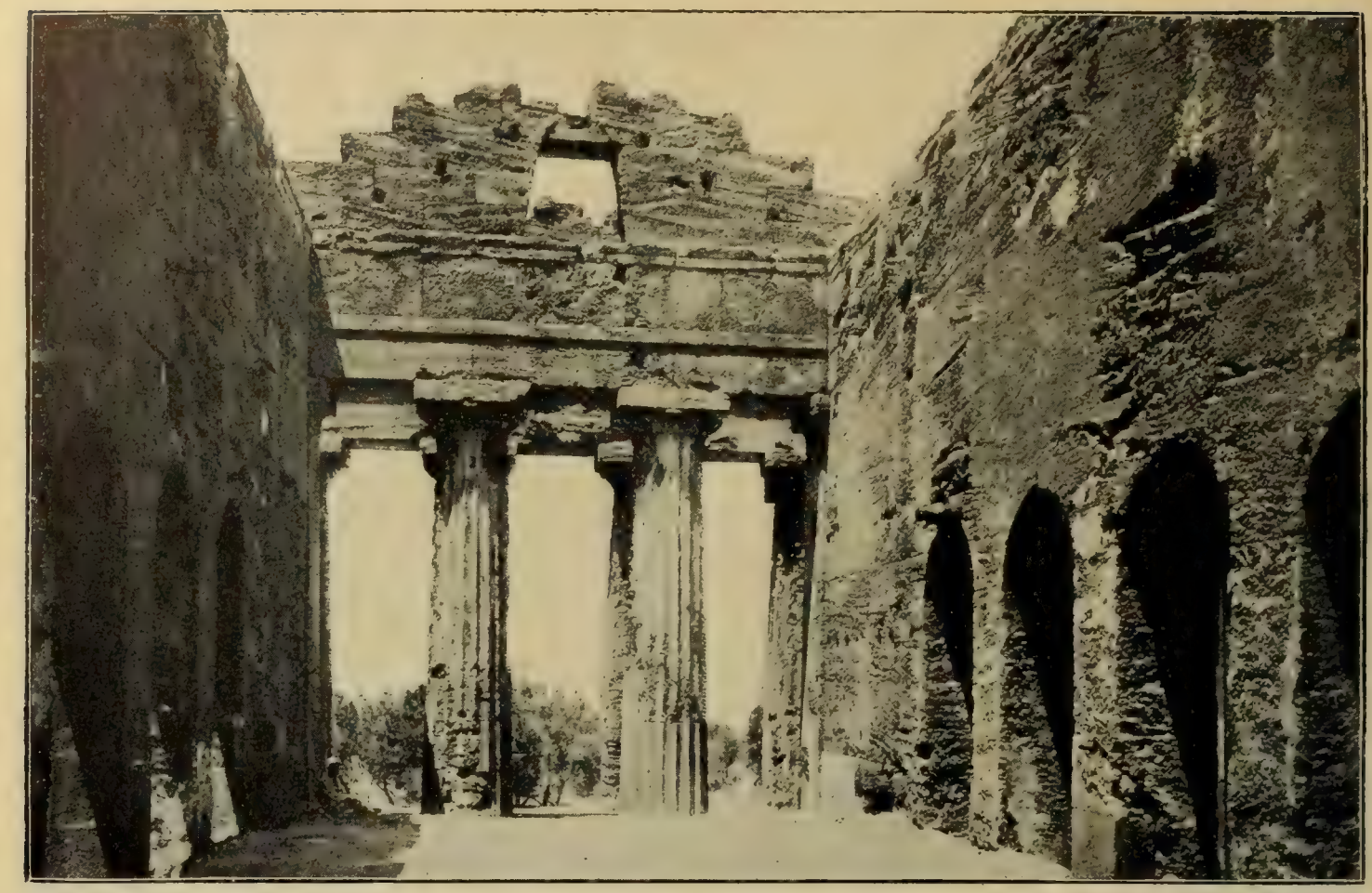
Unter den phönikiſchen Gemeinden des Weſtens erhob ſich Karthago, es übernahm den Schutz der andern und gewann damit die Herrſchaft über ſie, Karthago führte auch den Kampf gegen die beſtgehaßten Konkurrenten, gegen die Griechen Siciliens: zu gleicher Zeit wurde die Frage nach der Vormacht des Orients oder des Griechentums im griechiſchen Mutterlande und in Sicilien entſchieden, im Jahre 480 bei Salamis und Himera. Es waren Tage einer großen welthiſtoriſchen Entſcheidung, es handelte ſich damals darum, ob der Orient das Hellenentum bezwingen ſollte oder nicht: fiel dieſe Entſcheidung anders, ſiegten die iraniſchen Perſer und die ſemitiſchen Phöniker, ſo wurde das Mittelmeer und damit die Geſchichte der kommenden Jahrtauſende orientaliſch. Aber in ſchwerem Kampf und Ringen behaupteten an beiden Stellen ſich die Griechen. Und die Kataſtrophe der Athener hob das ſiciliſche Syrakus zur erſten Griechenſtadt des Weſtens, und die Flotte von Syrakus wurde zur größten griechiſchen Seemacht. Jetzt ſtanden in Sicilien Syrakus und Karthago gegeneinander, beide ſtrebten nach der Herrſchaft über die Inſel. Auf die Tyrannis der beiden Dionyſe folgte nach einem Menſchenalter die Machtſtellung des Agathokles. 361 v. Chr. geboren, wurde dieſer im Jahre 317 unumſchränkter Feldherr der Syrakuſaner und erneute den Kampf mit Karthago. Im Jahre 311 griffen die Karthager Syrakus an und blockierten es, Agathokles aber trug den Krieg in das eigene Land des Feindes und ſetzte mit ſeiner Flotte nach Afrika über, am Tage vor der totalen Sonnenfinſternis des 15. Auguſt 310 v. Chr. Er beſiegte die Karthager bei Tunis und nahm eine große Anzahl karthagiſcher Ortſchaften, Ophelas von Kyrene unterſtützte ihn, es kam aber zum Zwiſte zwiſchen ihm und Agathokles und zum Kampfe, in dem Ophelas 309 v. Chr. umkam, während ſein Heer in die Dienſte des Agathokles trat; im Jahre 308 nahm er Utika ein. Aber die ununterbrochene Blockade von Syrakus durch die Karthager nötigte ihn 307 nach Sicilien zurückzukehren, im Sommer 307 gewann er hier die größten Erfolge in dem ſiciliſchen Herrſchaftsgebieten der Karthager, während die Karthager ihrerſeits ſeine in Afrika zurückgebliebenen Truppen bedrängten, ſo daß er noch einmal nach Afrika hinabging, aber um jetzt geſchlagen zu werden und, im Herbſt 307, wieder heimkehren zu müſſen. Der Friede von 306 gab den Karthagern, was ſie verloren, auf Sicilien zurück. In Syrakus aber behauptete Agathokles, der auch den Königstitel annahm, ſich in feſter und ſicherer Herrſchaft, er war einer der mächtigſten und reichſten Fürſten ſeiner Zeit, vor allem durch ſeine Flotte und ſeine Söldner; ſeine Tochter Lanaſſa vermählte er dem Pyrrhos von Epiros, und in der Folge verſuchte Pyrrhos, dem Alexander, ſeinem Sohne von Lanaſſa, die ſiciliſche Erbſchaft des Agathokles, der, im Alter von 72 Jahren, im Jahre 289 v. Chr. geſtorben war, zu ſichern und ein weſtgriechiſches Reich zu begründen. Wir ſahen, daß er dicht

Sicilische Landschaft: Tauromenion, im Vordergrund das Theater. Photogr. Aufnahme von Brogi.

daran war, sein Ziel zu erreichen, als alles wieder verloren ging; auf der Insel behaupteten sich als die beiden Mächte Karthager und Syrakusaner.

Es war ein kriegsmächtiges Kaufmannsvolk, das der Karthager, das im Interesse seiner Wirtschaft ein Reich begründete und beherrschte. Der breiten Masse des Volkes stand eine erste Klasse gegenüber, aus der die hohen Beamten und die Räte hervorgingen, es war ein plutokratischer Adel. In der volkreichen Stadt wohnten neben den Bürgern zahlreiche Metöken und Sklaven, und die Masse der Bürger hatte wohl das Recht, sich regieren zu lassen, aber wenig aktive politische Rechte: die Bürgerversammlung hatte nur Anteil an der Bestellung der Suffeten, und besaß die Entscheidung, falls Suffeten und Rat voneinander differierten. Trotz dieses geringen Anteils am Regiment war das Volk zufrieden, weil es ihm bei der Blüte von Handel und Gewerbe materiell gut ging, und die Aussendung von Kolonieen schaffte von Zeit zu Zeit Luft und Raum. An der Spitze des Staates standen zwei Könige, jährlich wechselnd, die Suffeten, die Richter, und neben ihnen die Gerusia, der Rat der Dreißig. Ein weiterer Rat der Dreihundert tagte nicht für sich allein, sondern nur gemeinsam mit dem engeren Rate; vielleicht war es solche gemeinsame Tagung, der es oblag, die Suffeten zu bestellen, unter Vorbehalt der Zustimmung einer Bürgerversammlung. Um 450 v. Chr. war der Staatsgerichtshof der 104 aufgekommen, der zur größten Bedeutung und Macht, auch den Suffeten gegenüber, gelangte. Von dem Amte der Suffeten zweigte das Feldherrnamt sich ab; der Suffet konnte auch Feldherr werden, aber der Feldherr brauchte nicht Suffet zu sein. Die im Kriege souveränen Feldherren unterstanden aber der Aufsicht von seiten einer Kommission des Rates. Es war eine aristokatische, eine oligarchische Verfassung, aber diese reiche Aristokratie ruhte auf Handel und Gewerbe, während die römische Aristokratie von der Landwirtschaft ausgegangen war. In der Familie Mago, später in der Familie Barkas kam die Neigung zu monarchischer Konzentration der Macht auf.

Der Konflikt zwischen Rom und Karthago war eine psychologische Notwendigkeit. Im Jahre 338 hatten die Römer den latinischen Bund gesprengt und Latium ihrer Herrschaft



Tempel der Juno Lacinia zu Agrigent. Aus „Der klaſſiſche Süden“. Verlag B. Nöhring, Lübeck.

unterworfen, zwei Generationen ununterbrochener Kämpfe und Eroberungen waren gefolgt, Samnium und Etrurien waren bezwungen, die Griechenſtädte Unteritaliens Rom angegliedert, im Jahre 272 Tarent; die Römer ſtanden an der Meerenge, die Italien und Sicilien ſcheidet. Nach dieſen Kämpfen und Erfolgen langer Jahrzehnte war nicht zu erwarten, daß die Römer ihre Gewohnheit aufgeben würden, zu erobern, ſie blickten hinüber nach der Inſel, und es konnte ſich für ſie nur um eine Gelegenheit handeln, ihre Waffen über die ſchmale Waſſerſtraße hinüberzutragen; die Zeit einer Abgrenzung der Intereſſenſphären, wie Rom und Karthago ſie im Jahre 306 v. Ch. unternommen hatten, war vorüber. Nachdem Pyrrhos Sicilien verlaſſen hatte, hatte in Syrakus ſich Hieron der Herrſchaft bemächtigt, und ſein Sieg über die früheren Söldner des Agathokles, die Mamertiner von Meſſana, hatte ihn 269 zum Königtum erhoben. In ihrer Not den Syrakuſanern gegenüber ſchwankten in der Folge die Mamertiner zwiſchen den Karthagern und den Römern, und die Römer konnten Meſſana wohl ſyrakuſiſch werden laſſen, aber um keinen Preis karthagiſch; ſo gab denn das römiſche Volk den Ausſchlag für den Übergang über die Meerenge, und im Jahre 264 begann der Krieg zwiſchen Römern und Karthagern, der nach faſt 120 Jahren mit dem Falle Karthagos enden ſollte. Hieron verbündete ſich mit den Römern, und bereits nach dem Fall von Agrigent faßten dieſe die Vertreibung der Karthager aus der ganzen Inſel ins Auge. Nur konnten ſie gegen die karthagiſche Seemacht ohne eigene Flotte nicht aufkommen, und wenn ſie auch im Zuſammenhange mit der Heeresreorganiſation des Appius Claudius, im Jahre 309 zwei Flottenmänner beſtellt hatten, ſo beſaßen ſie doch keine Kriegsſchiffe. Aber raſch entſchloſſen bauten ſie jetzt eine Kriegsflotte, und durch Anwendung der Enterhaken, auf welche die Karthager nicht vorbereitet waren, gewannen ſie 260 bei Mylä ihren erſten großen Seeſieg; die Inſchrift des C. Duilius, des Siegers, beſitzen wir noch in einer Steinkopie aus der frühen Kaiſerzeit. Um den Krieg, der in Sicilien ſich hinzog, einer Entſcheidung zuzuführen, gingen die Römer im Jahre 256 ſelbſt nach Afrika hinüber, und der Konſul M. Atilius Regulus nahm Tunes, die Karthager baten um Frieden; indeſſen die Höhe der römiſchen Forderungen vereitelte ihn, und mit Hilfe griechiſcher Söldner unter dem

Ruinen des in der Kaiserzeit erneuerten Tempels der Concordia zu Agrigent. G. Sommer, phot.

Lakedämonier Xanthippos gelang es ihnen, die Römer zu schlagen, den Regulus nahmen sie gefangen, bereits 255 räumten die Römer Afrika. Aber sie setzten in Sicilien den Krieg energisch fort, mit der bedeutsamen Eroberung von Panormos, 254 v. Chr., fiel die Nordküste der Insel in ihre Hände, und eben bei Panormos gewann der Konsul L. Cäcilius Metellus einen glänzenden Landsieg; im Jahre 249 gewannen die Römer auch den Eryx, der westsicilische Belagerungskrieg begann. Die Karthager hielten sich in Lilybäum und Drepana, Hamilkar Barkas besetzte den Monte Pellegrino über Palermo und bemächtigte sich des Eryx aufs neue; als Seefestungen waren Lilybäum und Deprana nicht zu bezwingen, nicht auszuhungern, solange sich die Karthager auf der See behaupteten. Die Mittel des römischen Staates gingen zur Neige, aber die Opferwilligkeit römischer Privatleute schuf aus eignen Mitteln eine neue römische Flotte, und mit ihr besiegte 242 der Konsul C. Lutatius Catulus die Karthager bei den ägatischen Inseln. Damit war der Krieg entschieden, und im Frieden von 241 verzichteten die Karthager auf Sicilien und die Inseln zwischen Sicilien und Italien; mit Ausnahme des Gebietes von Syrakus wurde Sicilien jetzt römisch, es war die erste Provinz der Römer.

Dem Rückzuge der Karthager folgte in Afrika ein Aufruhr ihrer Söldner und eine Empörung der Libyer auf dem Fuße; auch in Sardinien meuterten die karthagischen Truppen und boten die Insel den Römern an. Diese nutzten die Zwangslage aus, in die der Söldnerkrieg die Karthager versetzt hatte, und nahmen 238 Sardinien; sie behaupteten den Karthagern gegenüber, Sardinien sei als Insel zwischen Sicilien und Italien ihnen durch den Frieden des Lutatius Catulus zugesprochen, während es tatsächlich außerhalb der Linie von Westsicilien nach der Nordwestgrenze Italiens lag, und während der Friede die kleinen Inseln bei Sicilien, vor allem die liparischen im Sinne hatte. Nichts hat die Karthager gegen die Römer mehr erbittert, als diese brutale Vergewaltigung mitten im Frieden und die scheinheilige, heuchlerische römische Interpretation, die der Gewalttat den Hohn beifügte.

Ihrem Grolle gegen die Römer waren die Karthager zunächst nicht in der Lage, in ihren Handlungen Ausdruck zu geben, die Römer aber, die Sicilien und Sardinien mit Korsika genommen hatten, dehnten das Gebiet ihrer Herrschaft auch im Norden und im Osten aus, in der

Poebene und jenſeit des adriatiſchen Meeres. In Illyrien war, in Skodra, ſüdlich von Montenegro, König Agron zu großer Macht gelangt, er hatte Glück ſelbſt den Ätolern gegenüber, und ſeine Gemahlin Teuta, die ihm folgte, geſtattete den illyriſchen Schiffen die Plünderung jeder fremden Küſte und den Seeraub, dem auch italiſche Kauffahrer auf dem adriatiſchen Meere zum Opfer fielen. Der römiſchen Geſandtſchaft, die darüber Beſchwerde führte, verweigerte ſie die Genugtuung und ließ den einen der Geſandten ermorden, 230; die Illyrer aber beſetzten ſogar Kerkyra. Nun ſandten die Römer beide Konſuln mit einer ſtarken Flotte und einem mächtigen Landheer hinüber, Kerkyra übergab ihnen Demetrios von Pharos, der griechiſche Dynaſt dieſer ſüddalmatiſchen Inſel, der die illyriſche Beſatzung von Kerkyra kommandierte. Über Apollonia und Epidamnos zogen die Römer weiter nach Norden, während Teuta ſelbſt entkam, im folgenden Jahre, 228, aber ſchloß ſie Frieden, ſie trat den größten Teil ihres Gebietes ab und verpflichtete ſich, nicht mit mehr als zwei, noch dazu unbewaffneten Schiffen über Liſſos, wenig ſüdlich von Skodra, hinaus zu fahren. Was Teuta abtrat, erhielt zum größten Teil Demetrios von Pharos, eine Anzahl griechiſcher Gemeinden, wie Kerkyra, Apollonia und Epidamnos, traten in die Bundesgenoſſenſchaft der Römer. Dieſe aber ſuchten jetzt zum erſtenmal die Verbindung mit Ätolern, Achäern, Korinthern und Athenern, die Korinther gewährten ihnen Zutritt zu den iſthmiſchen Spielen; in den Augen der Griechen alſo galten jetzt die Römer nicht als Barbaren, ſondern als ſelber griechiſchen Urſprungs. Demetrios von Pharos war durch die Römer emporgekommen, aber in der Folge ſchloß er ſich an Makedonien an. Und als er in die griechiſchen Gewäſſer ſegelte und die griechiſchen Inſeln verheerte, ſandten die Römer im Jahre 219 gegen ihn den Konſul L. Ämilius Paullus, der Pharos nahm; Demetrios entkam zum makedoniſchen König Philipp.

Inzwiſchen aber hatten die Römer auch im Norden Italiens ihre Machtſtellung erweitert. Im Jahre 232 v. Chr. beſchloſſen ſie die Aufteilung das 285 den Senonen abgenommenen Gebietes an römiſche Koloniſten, die den freien Galliern damit bedenklich auf den Leib rückten; Bojer von Bologna und Inſubrer von Mailand rüſteten ſich jetzt zum Kampfe und ſchickten um Hilfe zu ihren Stammesgenoſſen jenſeit der Alpen; im Jahre 225 erſchien in der Poebene ein großes Heer transalpiniſcher Gaiſaten. Die Römer machten den italiſchen Bund mobil, deſſen Heeresordnung uns dadurch bekannt iſt, daß uns aus Anlaß der Berichte über dieſen Gallierkrieg das Verzeichnis der italiſchen Wehrfähigen eben aus dem Jahre 225 v. Chr. erhalten iſt. Bei Fäſulä, bei Fieſole, wurden die Römer geſchlagen, und die Gallier drangen in Etrurien weiter nach Süden, aber um ihre Siegesbeute nicht zu gefährden, wichen ſie vor dem heranrückenden Konſul L. Ämilius Papus und zogen längs der etruskiſchen Küſte nach Norden; den gleichen Weg aber zog von Norden her der andere Konſul, C. Atilius Regulus, der in Sardinien geweſen und bei Piſa gelandet war, ihnen entgegen. So gerieten die Gallier zwiſchen die beiden Heere hinein und an der etruskiſchen Küſte wurden ſie im Norden des Mons Argentarius bei Telamon in einer furchtbaren Schlacht geſchlagen, in der freilich der Konſul Atilius ſeinen Tod fand. Der andere Konſul aber fiel in das Gebiet der Bojer ein; im folgenden Jahre, 224, mußten ſie ſich unterwerfen, die Römer beſetzten die Bojerſtadt Claſtidium am Po. Sie führten den Krieg ſiegreich fort und überwanden unter dem Konſul C. Flaminius 223 die Inſubrer, mit ſolchem Erfolge, daß die Gallier um Frieden baten, den ſie aber nicht erhielten. Jetzt verſtärkten ſich die Inſubrer durch neue transalpiniſche Söldner, durch 30 000 Gaiſaten, ſie belagerten 222 Claſtidium, aber der Konſul M. Claudius Marcellus eilte herbei, er ſchlug die Gaiſaten und entſetzte die Stadt: die Erinnerung an das Ereignis lebte in einem Drama des Zeitgenoſſen Näbius fort. Im ſelben Jahre eroberte der andere Konſul, Cn. Cornelius Scipio die Inſubrerhauptſtadt Mediolanum, und die Inſubrer unterwarfen ſich. Das Bojerland ſicherten die Römer durch die Koloniſation von Mutina, nordweſtlich von Bononia, und die Polinie durch die Beſetzung von Placentia und Cremona, die jetzt ebenfalls Kolonieen, Grenzfeſtungen werden.

So hatten die Römer 241 das karthagiſche Sicilien, 238 Sardinien und 222 das Keltenland ſich unterworfen, und 219 illyriſches Gebiet ſich angegliedert. Mit ihren früheren Eroberungen und der Erwerbung italiſchen Gebietes hatte die Errichtung neuer örtlicher, ländlicher Tribus Schritt gehalten, mit der man im Jahre 241 abſchloß; es gab nunmehr 35 Tribus,

REICH ALEXANDERS DES GROSZEN

Beilage zu J. von Pflugk-Harttung, Weltgeschichte.
Verlag Ullstein & Co., Berlin.

REICH ALEXANDERS DES GROSZEN

Beilage zu „J. von Pflugk-Harttung, Weltgeschichte."

Verlag Ullstein & Co., Berlin.

4 städtische und 31 ländliche. Die außeritalischen Eroberungen aber wurden in anderer Weise organisiert, sie wurden Untertanenländer, sie wurden Provinzen. Die Provinzialen waren weder römische Bürger noch Bundesgenossen, sondern Untergebene, und obwohl die Gesamtheit der Italiker, des italischen Bundes die Provinzen mit den Waffen gewonnen hatte, wurden sie nicht Provinzen des Bundes, sondern römische Provinzen. Die Römer allein geboten hier, sie verwalteten diese Gebiete und zogen aus ihnen auch reichen materiellen Nutzen. Der Provinzialboden wurde den Römern grundsteuerpflichtig, er zahlte ihnen ein Vectigal, und theoretisch begründeten die Römer diese Steuerpflicht dadurch, daß sie an dem Grund und Boden der Provinzen ein Obereigentum des römischen Volkes in Anspruch nahmen, ein dominium soli. Organisiert haben sie die Provinzialverwaltung aber nicht schon 241 oder 238, sondern erst 227 v. Chr.; Prätoren wurden Provinzialstatthalter. Die Steigerung des Verkehrs und die Häufung der Geschäfte hatte mit Beendigung des sicilischen Krieges dazu geführt, dem civiljurisdiktionellen Prätor einen Kollegen zur Seite zu setzen. Diese beiden Prätoren teilten sich in die Geschäfte so, daß der eine die Prozesse von römischen Bürgern untereinander instruierte, der andere die zwischen Bürgern und Fremden. Und seit dem Jahre 227 kamen zwei weitere Prätoren hinzu, als Provinzialstatthalter für Sicilien und Sardinien. Sie vereinten die Militär- und Zivilgewalt und hatten jeder einen Quästor unter sich; und als im Jahre 212 auf Sicilien auch das Gebiet von Syrakus römisch wurde, erhielt der Prätor von Sicilien für Syrakus einen zweiten Quästor. Nicht in allen römischen Provinzen, auch nicht in Sicilien, wurden sämtliche Gemeinden der Provinzialverwaltung unterworfen; es gab außerhalb der Provinzialordnung verbündete oder freie Städte, die auch dem römischen Steuerwesen nicht unterlagen, Staaten, die souverän waren wie die italischen Bundesgenossen, nur daß ihre Souveränität ebenfalls beschränkt war, im Heerwesen und der auswärtigen Politik. Diese verbündeten oder freien Städte litten nicht unter dem Drucke der römischen Provinzialverwaltung. Gewiß gab es auch unter den römischen Provinzialstatthaltern solche, welche die Provinzialen nicht bedrängten, aber das ganze System war drückend, und der Druck wurde immer stärker, je kostspieliger die römische Ämterkarriere wurde, die nichts einbrachte, bis die Statthalterschaft einer Provinz die Möglichkeit bot, sich für alle bisherigen Ausgaben schadlos zu halten. Und hinzukam das System der Steuerverpachtung, das zu weiteren Erpressungen führte. So ist die Provinzialverwaltung der senatorischen Aristokratie zu einer Geißel der Länder geworden, und diejenigen unter den Provinzen haben unter ihr am schwersten gelitten, die am frühesten unterworfen wurden; am schlimmsten Sicilien, von der Natur so reich begünstigt, aber das von der Geschichte am meisten gequälte Land Europas. Erst das Kaiserregiment brachte den Provinzen Erleichterung durch die Einführung fester Besoldung für die Provinzialstatthalter und durch die Berücksichtigung der Interessen der Provinzialen gegenüber dem rücksichts- und schamlosen Egoismus der aristokratischen Republik.

Innerhalb der römischen Zentralregierung aber zeigte sich in den Jahren zwischen dem sicilischen und dem hannibalischen Kriege zum erstenmal ein Gegensatz gegen die alleinige Herrschaft des Senates; dieser Gegensatz verkörpert sich in der Person des C. Flaminius und gipfelt in einer Wahrnehmung der bäuerlichen Interessen gegenüber der Nobilität. Flaminius war es, der in seinem Volkstribunate vom Jahre 232 die Aufteilung des den Senonen abgenommenen gallischen Ackers an Kolonisten gegen den Willen des Senats durchsetzte; was der Senat nicht beschließen wollte, erzwang er dadurch, daß er es an die plebejische Volksversammlung brachte und von ihr beschließen ließ. Es war der erste Eingriff der Legislative in die Verwaltung, wie ihn in der Folge Tiberius Gracchus notgedrungen und sein Bruder Gaius in bewußter Planmäßigkeit durchgeführt hat, wie sie dann herkömmlich wurden und das Regiment des Senators erschütterten und untergruben. Polybios, der die gracchische Reform noch mißbilligend miterlebt hat, gibt dem Flaminius Schuld, diese Demagogie in die Staatsordnung eingeführt und die Wendung zum Schlechten damit herbeigeführt zu haben. Der Vorläufer der Gracchen war Flaminius in der Tat und sollte als solcher noch den stärksten Einfluß auf die Staatsverfassung üben. Als Mann des Volkes machte er weiter seine Laufbahn, im Jahre 227 wurde er Prätor. Eben damals waren neben die beiden civiljurisdiktionellen Prätoren der Hauptstadt zwei Prätoren für die Provinzen, Provinzialstatthalter getreten, für Sicilien und Sardinien. Zum Prätor

gewählt, erloſte ſich Flaminius die ſiciliſche Provinz, ſo iſt er der erſte Statthalter von Sicilien geworden und durch ſeine Verwaltung erwarb er ſich die Dankbarkeit der Provinzialen. Nach wenigen Jahren, 223, trat er als Konſul an die Spitze des Staates, den Sieg über die Inſubrer hat er damals errungen. Und er ſollte noch höher ſteigen, zum höchſten Amte, das die Republik zu vergeben hatte, zur Cenſur, zu der er 220 gelangte. Als Cenſor hat er, nicht erſt der Konſul von 187 v. Chr., ſein galliſches Koloniſtenland durch den Bau der flaminiſchen Straße mit Rom verbunden, ſie beginnt mit dem heutigen Corſo und endete bei Ariminum, es iſt die wichtigſte Heerſtraße nach dem Norden und dem Adriatiſchen Meere. Vor allem aber ſchuf er damals jene Reform der Centurienordnung, welche ſich die folgenden Jahrhunderte hindurch behaupten ſollte. Jetzt wurden auch die ſechs alten Uradelscenturien der Reiterei den Plebejern eröffnet, vor allem aber ſtellte Flaminius die ſeit Appius Claudius unterbrochene Verbindung der Centurien mit der Tribusordnung und dem Grundeigentum wieder her, er trug damit der römiſchen Auffaſſung vom politiſchen Schwergewicht des Grundeigentums Rechnung, denn ſeit Q. Fabius Maximus Rullianus, ſeit dem Jahre 304 v. Chr., waren die Bürger ohne Grundeigentum auf die vier ſtädtiſchen Tribus beſchränkt, ihre Geſamtheit alſo konnte bei der nunmehrigen Tribuszahl nur über vier Stimmen von 35 verfügen. Es war das landwirtſchaftliche Intereſſe, das C. Flaminius wahrnahm, und zwar das Intereſſe des kleinen Bauern; er brach das Übergewicht der erſten Stufe. So erſcheint Flaminius uns als Vorkämpfer der bäuerlichen Intereſſen und in der Tat als Vorläufer des Tiberius Gracchus, und wer in dieſem einen der größten Patrioten Roms erblickt, wird auch in Flaminius nicht mit Polybios und dem Haſſe der Senatoren den demagogiſchen Anſtifter des kommenden Unheils ſehen, ſondern den weitblickenden Staatsmann, der in der Bauernkraft die Wurzel römiſcher Macht erblickte und die Lockerung dieſer Wurzel zu hindern ſuchte. Seine Verfaſſung hatte Beſtand, ſie hob und ſtärkte die politiſchen Rechte der Bauern, aber auf ihre wirtſchaftliche Lage konnte ſie keinen Einfluß üben, und dieſe kam durch die großen Erfolge des die Welt erobernden Staates in Bedrängnis; wir werden noch zu fragen haben, wie es denn kam, daß dieſe Weltherrſchaft den römiſchen Bauern Unſegen brachte. Aber noch trennen uns drei Menſchenalter von dieſer akuten Kriſis, die erſt ausbrach, als ſich Rom auch den griechiſchen Oſten unterworfen hatte. Im Zuſammenhange mit dem politiſchen Siege Roms über die Griechen ſteht die Eroberung Roms durch die griechiſche Bildung. Graecia capta ferum victorem cepit et artes intulit agresti Latio, das latiniſche Weſen wird umgeſtaltet durch die Einwirkung des griechiſchen Geiſtes und durch die Aufnahme der helleniſtiſchen Kultur.

14. Das erſte Jahrhundert helleniſtiſcher Kultur.

Wenn neben einer allgemeinen Charakteriſtik des Hellenismus, wie ſie unſere Darſtellung einleitet, einzelne Perioden dieſer Kultur unterſchieden werden, ſo ſoll die Einheitlichkeit ihrer Art damit nicht aufgehoben werden, es handelt ſich dabei vielmehr um eine Unterſcheidung des Zeitraums, in dem dieſe Verbindung von Orient und Griechentum in einer gemeinſamen Geiſtesbildung ſich begründet, von den Zeiten, in denen ſie in eine Wechſelwirkung mit Rom eintritt. Der Hellenismus war vollſtändig ausgebildet, als er nach Rom hinübergriff, als er das römiſche Weſen helleniſierte, aber ſchließlich erfuhr er eine Rückwirkung durch die Bedeutung der römiſchen Herrſchaft über die Griechen und den Einfluß, den dieſe Herrſchaft und die Erkenntnis des römiſchen Charakters übte. So folgt der Begründung des Hellenismus die Helleniſierung Roms und ſchließlich, bis zu einem gewiſſen Grade, eine Romaniſierung des Hellenismus.

Im Vordergrunde ſteht zunächſt die allgemeine Weltanſchauung, wie ſie in Philoſophie und Religion ihren Ausdruck findet, denn ſo wenig Religion mit Weltanſchauung und Philoſophie zuſammenfällt, ebenſowenig ſind Religion und Metaphyſik voneinander zu trennen, und noch niemals gab es eine Religion ohne ſtarken metaphyſiſchen Inhalt. Und die beſonderen Wiſſenſchaften gliedern ſich auch in dieſer Zeit in die beiden Gruppen der Natur- und der Geiſteswiſſenſchaften. Auf aſtronomiſcher Grundlage erbaut ſich die Kosmologie, ſowie die ſyſtematiſche Erdkunde, auch die Forſchungen der Mathematik nehmen die Entdeckungen

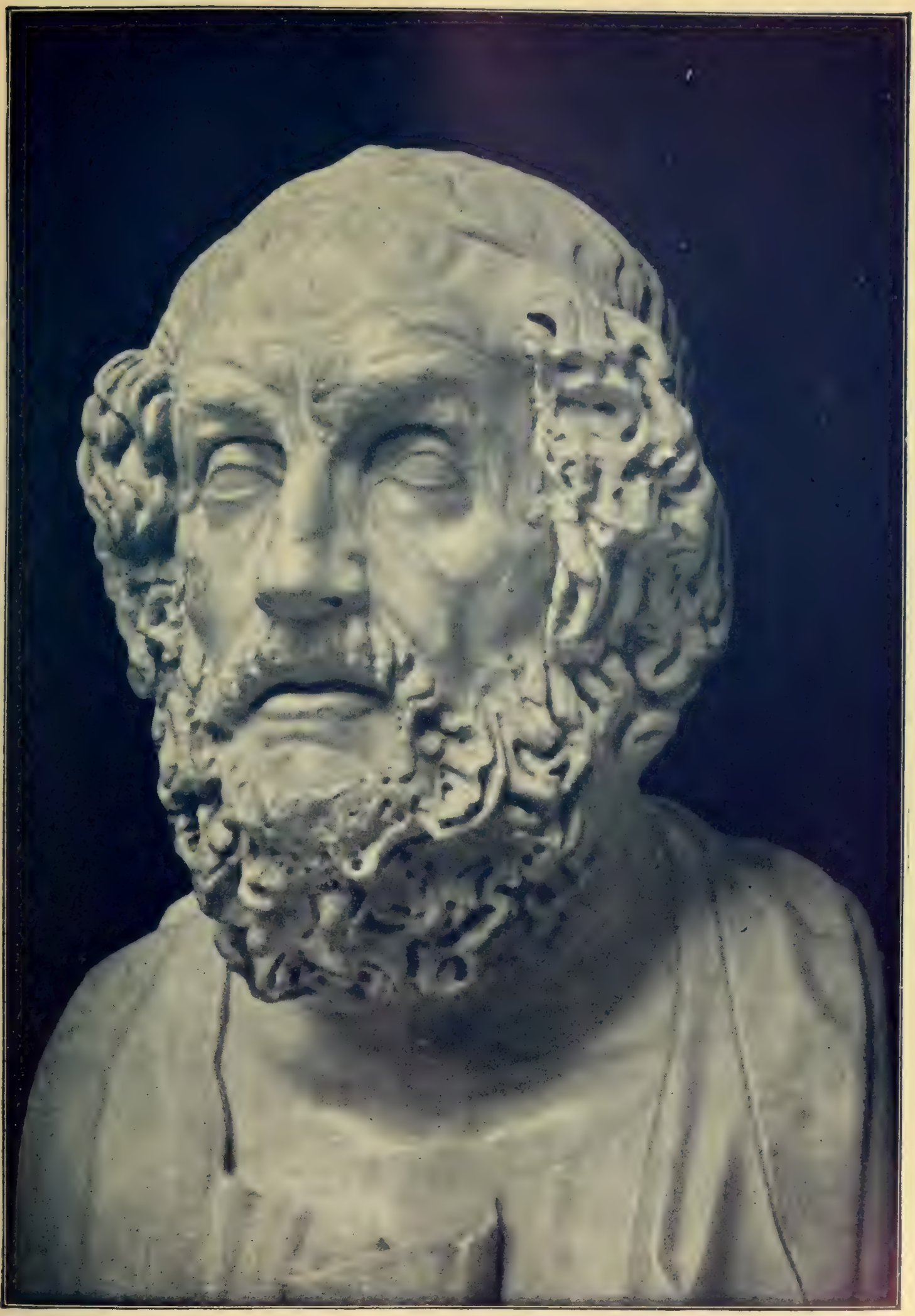
der Neuzeit wenigstens zum Teil bereits voraus, und die Ausbildung philologischer Arbeit teilt die Neigung zur Exaktheit mit den Wissenschaften, die man gewöhnt ist, als die exakten zu bezeichnen, während die dramatische Zuspitzung der Weltbegebnisse und der starke Eindruck der Individualitäten auf die Geschichtschreibung ihren Einfluß üben, in der auch Orient und Hellenentum sich verbinden. Athen, das der Kultur des fünften und vierten Jahrhunderts seinen Stempel aufgedrückt hat, behauptet in der Philosophie und in der Komödie seine Stellung; sonst geht die Führung an Alexandria über, wie in der Wissenschaft, so in der Poesie. Der moderne Zug der Zeit kommt auch in der hellenistischen Kunst zur Geltung.

Doppelherme des Epikur und Metrodor. Original im Louvre, Paris.

Daß die Philosophenschulen sich in stetiger Tradition erhielten, erleichterte ihr Charakter als Korporationen, sie waren religiöse Genossenschaften, die platonische Akademie war ein Thiasos der Musen, sie waren juristische Personen im Besitze von Vermögen, und als Kaiser Justinian im Jahre 529 n. Chr. den Unterricht der Philosophie in Athen verbot, konfiszierte er das Vermögen der platonischen Akademie. In der peripatetischen Schule wurde Theophrast der Nachfolger des Aristoteles; den stärksten Einfluß auf ihn hatte von der aristotelischen Philosophie ihre empirische Seite ausgeübt, er ist Naturforscher, Botaniker, und als solcher hat er die botanischen Ergebnisse des Alexanderzuges verarbeitet, während die Naturforschung des Aristoteles, seine Erdkunde und seine Zoologie, von dem Alexanderzuge noch unberührt ist und für Asien den Stand der Kenntnis repräsentiert, wie ihn der Leibarzt des Großkönigs Artaxerxes II, Ktesias von Knidos, um 400 vor Chr. erreicht hatte. Die Empirie des Aristoteles äußert ihre Wirkung auch in der literarhistorischen Forschung der Peripatetiker, und Dikäarchos von Messana unternahm in seinem Leben Griechenlands den Versuch einer Kulturgeschichte. Die platonische Akademie dagegen nahm eine Wendung zum Skeptizismus, und aus praktischen Gründen lehnte Epikur jede metaphysische Forschung ab. Sein Hauptziel war die Befreiung der Menschen von der Furcht vor den Göttern, und wenn er die Existenz der Götter nicht bestritt, so leugnete er doch ihr Eingreifen in die Welt und in die Schicksale der Menschen. Wenn sein Individualismus das höchste Ziel in der Lust erblickte,

ſo hatte er dabei in erſter Linie die Ruhe des Gemüts im Sinne, und in der Tugend ſah er ihre weſentliche Vorbedingung. Es war ein edler und feiner Mann, an deſſen Andenken ſich die Nachwelt arg genug verſündigt hat, der aber vielen zu dem verholfen hat, was ſie ſuchten, zur Ruhe in und vor den Stürmen des Lebens. Nur daß ein ſolcher Quietismus kein Bedürfnis einer ſich fühlenden Lebenskraft iſt und keine Macht in der Geſchichte. Hier war das Pflichtgefühl der Stoa der epikuriſchen Lehre überlegen. Zwar weiß auch der Stoicismus, wie ihn Zenon und Chryſippos begründet und ausgebildet haben, die Ruhe des Gemüts zu ſchätzen, ſie iſt das Glück, das der Tugend winkt, aber wenn für die Stoa das höchſte Gut in der Tugend lag und allein die Schlechtigkeit für ein Übel galt, ſo war die ſtoiſche Lehre von den gleichgültigen Dingen, von den Adiaphora, von der größten Bedeutung für die Praxis. Wenn Leben und Geſundheit für kein Gut, wenn Tod und Schmerz für kein Übel gelten, ſo war das die Philoſophie für eine kampfbereite Lebensführung, die den Gefahren niemals aus dem Wege ging, ſondern ihnen mutig ins Auge blickte; man begreift die gewaltige Wirkung, welche die ſtoiſche Philoſophie in der Folge auf die Römer übte. Und den Eindrücken der Zeit mit ihren Forderungen kam der ſtoiſche Kosmopolitismus, kam ſein Weltbürgertum entgegen, wie wir es im Gegenſatze zu den rein helleniſchen Anſchauungen des Ariſtoteles bei Zenon aus Kition auf Kypros und bei Chryſippos aus dem kilikiſchen Soloi begreiflich finden; in ihrer Heimat wohnten ſeit Alters Hellenen und Barbaren beieinander. Der Beziehung zu den Machthabern und politiſcher Publiziſtik gingen die Stoiker nicht aus dem Wege, Zenons Schüler Perſäos hatte die engſten Verbindungen mit Antigonos Gonatas, und Sphäros aus Boryſthenes rechtfertigte publiziſtiſch die Sozialreform des Kleomenes von Sparta. Die Religion war für die Stoiker von der Philoſophie nicht unterſchieden, und doch war ihre Auffaſſung von der Gottheit etwas anderes als der Volksglaube der Griechen; ſie kritiſierten ihn mit der gleichen Schärfe wie Xenophanes von Elea und ſuchten ihn trotzdem zu halten durch ein Syſtem allegoriſcher Deutung. Längſt war Homer für die Griechen zum Buch der Bücher, zur heiligen Urkunde der Religion geworden, aber ſeine Göttergeſtalten, die Leid und Freude wie die Menſchen empfinden und auch den gleichen Irrungen und Wirrungen mit den Menſchen unterliegen, waren der Stoa ein Stein des Anſtoßes, und ſo legte ſie den Homer auf das Prokruſtesbett der Auslegung, wie die Orthodoxie die Bibel; die Methode der allegoriſchen Auslegung wußte alles aus dem Homer hinwegzudeuten und alles in ihn hineinzudeuten. Und die phyſikaliſche Mythendeutung, wie die Stoiker ſie übten, iſt im 19. Jahrhundert noch einmal modern geworden, in der Religionsvergleichung der Linguiſtik; in beiden Fällen iſt ein in beſchränktem Umfange berechtigter und anwendbarer Grundſatz einſeitig übertrieben worden. Durch den Reiz der Form haben dieſe Stoiker in ihren Schriften nicht gewirkt; in der Vereinigung einer unbegrenzten Produktivität mit einer kaum zu überbietenden Sorgloſigkeit der Form gegenüber erinnert Chryſippos an den großen Phyſiologen Johannes Müller. Viel wirkſamer und feſſelnder war die Form, in der Euhemeros, der Freund Kaſſanders, der in der Folge in ptolemäiſcher Sphäre lebte, ſeine rationaliſtiſche Kritik an dem alten Götterglauben übte. Seine Behauptung, die Götter ſeien vergötterte Menſchen, iſt ja auch nicht unbedingt falſch, ſondern nur maßlos übertrieben, auch die wirkſamſten Religionen haben ſich nicht auf die Dauer von Menſchenvergötterung freigehalten, aber die Erhebung von Menſchen in den Rang der Götter iſt nicht die Wurzel des Götterkultus überhaupt. Und wenn für Euhemeros die Götter urſprünglich Könige geweſen waren, ſo hatten die Pharaonen immer zu den Göttern Ägyptens gehört, ſo war Alexander der Große der Sohn des Ammon. Euhemeros ſteht im Eingange des Hellenismus mit ſeinem Gottkönigtum, das in den Beinamen der Herrſcher vielfach ſeinen Ausdruck fand, Antiochos Epiphanes heißt ſo als ein auf Erden erſchienener Gott, und es kamen die Zeiten, wo ein auf Erden wandelnder Gott ein alltägliches Erlebnis wurde.

Die Gegenſätze berühren einander, und im Gefühl einer ſich völlig genügenden Selbſtgewißheit wäre Diogenes dem auf Erden wandelnden Gotte nicht gewichen; das Ideal der kyniſchen Bettelphiloſophen wirkte auf die breiten Maſſen und wandte ſich an ſie in der kyniſchen Diatribe, wie ſie Bion von Olbia ausgebildet und wie ſie von Teles her uns be-



Idealbildnis des Homeros.
Hellenistische Marmorbüste.
Orig. im Nationalmuseum zu Neapel.

Helleniſtiſches Relief. Szene aus einem Luſtſpiel darſtellend. Original im Muſeum zu Neapel.

kannt iſt, wie die römiſche Satire ſie aufgenommen und fortgebildet. Die Wiſſenſchaft der Zeit dagegen trug ebenſo, wie die alexandriniſche Poeſie, einen exkluſiven Charakter.

Nach beiden Seiten, nach oben und unten gilt dies von der Mathematik, in der es keinen Königsweg gibt, wie Euklid dem erſten Ptolemäer ſagte. Am Anfang und am Ausgange des dritten Jahrhunderts v. Chr. ſtehen Euklid und Archimedes, der bei der Eroberung von Syrakus durch die Römer ſeinen Tod fand. Wie weit Archimedes mathematiſche Entdeckungen der Neuzeit bereits vorausgenommen, hat erſt kürzlich ein neugefundener Papyrus mit einer bis dahin unbekannten Schrift des Archimedes uns gelehrt, er hat bereits die Integralrechnung gefunden, und der Streit zwiſchen Newton und Leibniz um die Priorität der Erfindung der Differentialrechnung iſt ſomit dahin entſchieden, daß der Infiniteſimalkalkul bereits von den Griechen, von Archimedes gefunden iſt. Noch gewaltiger freilich war die Vollendung des bereits von Pythagoras angebahnten heliocentriſchen, des kopernikaniſchen Weltſyſtems durch Ariſtarch von Samos und Seleukos von Babylon; allerdings verlangte der Stoiker Kleanthes von den Hellenen, ſie ſollten den Ariſtarch der Gottloſigkeit anklagen, weil er den Herd der Welt verrücke. Die beſchreibenden Naturwiſſenſchaften dagegen haben in alexandriniſcher Zeit keinen ſolchen Fortſchritt aufzuweiſen, wie zu Beginn der Periode die Verarbeitung der Ergebniſſe des Alexanderzuges ſie gezeitigt. Die Schriften des Ariſtoteles ſind davon noch unberührt, in der Zoologie wie in der Erdkunde vertritt Ariſtoteles ja die Stufe der Erkundung, wie ſie vor den Zügen Alexanders um 400 v. Chr. Kteſias von Knidos als Leibarzt des perſiſchen Großkönigs Artaxerxes II zu Suſa ſich erworben hatte. Dem Schüler des Ariſtoteles aber, dem Theophraſt, ſtanden die botaniſchen Forſchungen des Alexanderzuges zur Verfügung: ſeine Kenntnis der Mangrovevegetation des perſiſchen

Hellenistisches Relief mit dem Bildnis des Dichters Menander. Original im Museum des Lateran zu Rom.

Golfes verdankte er der Expedition Nearchs. Und zu Alexandria reformierte Eratosthenes von Kyrene die Kartographie, die Geographie, deren Namen er zuerst gebildet: die eratosthenische Karte von Vorderasien ruhte auf den geographischen Erkundungen und Messungen des Alexanderzuges; die Kunde des Ostens hat in der Folge erst das Partherreich erweitert. Die eratosthenische Erdmessung aber verwertet ptolemäische Arbeit, die Vermessung des Meridianbogens zwischen Syene und Alexandria durch die ägyptische Regierung.

Beraten von Demetrios von Phaleron, der die athenischen Philosophenschulen kannte und in Alexandria eine Zuflucht gefunden hatte, hat bereits der erste Ptolemäer die Wissenschaft in seinem Lande organisiert, in dem alexandrinischen Museum. Eine Bibliothek, wie sie die Welt noch gar nicht gesehen hatte, wurde jetzt hier zusammengebracht, an ihre Katalogisierung schloß sich literarhistorische Forschung an, und in philologischer Arbeit wurden die Texte festgestellt und erläutert. Das Beispiel von Alexandria fand in Pergamon Nachahmung. Erhalten blieb die große alexandrinische Bibliothek aber nicht bis in die Kaiserzeit hinein, der Kalif Omar hat mit ihren Beständen schon darum nicht heizen lassen können, weil sie längst nicht mehr vorhanden waren, sie waren bereits im Jahre 47 v. Chr. bei der Erhebung der Alexandriner gegen Cäsar durch Brand vernichtet worden. Mit der bibliothekarischen und literarhistorischen Arbeit vertrug sich bei Kallimachos die Poesie. Die Zeiten, wo „alexandrinisch" ein Beiwort für pedantische Gelehrsamkeit und gelehrte Unpoesie war, sind vorüber, man hat gelernt, die Tiefe alexandrinischer Forschung und die Feinheit alexandrinischer Dichtung zu erfassen. Diese Dichtung ist Nachahmung wohl im Epos, und wir würden die Argonautik des Apollonios von Rhodos kaum beachten, wenn wir ältere Argonautenepen noch besäßen, aber Theokrit wirkt noch heute frisch wie jemals. Freilich „ist's ihm nicht eingefallen, die Schäferpoesie in die Welt zu setzen; seine Hirten haben einen höchst natürlichen Bocksgeruch", sagt Wilamowitz. Durch einen der großen Papyrusfunde sind die Mimen des Herondas ans Licht getreten; und durch ebensolche Funde hat unsere Kenntnis

der Komödien des Menander ſich in ungeahnter Weiſe erweitert. Er hat dem Rufe des erſten Ptolemäers ſich entzogen und iſt ſeiner Heimat Athen treu geblieben: die attiſche Komödie iſt nicht nach Alexandria ausgewandert.

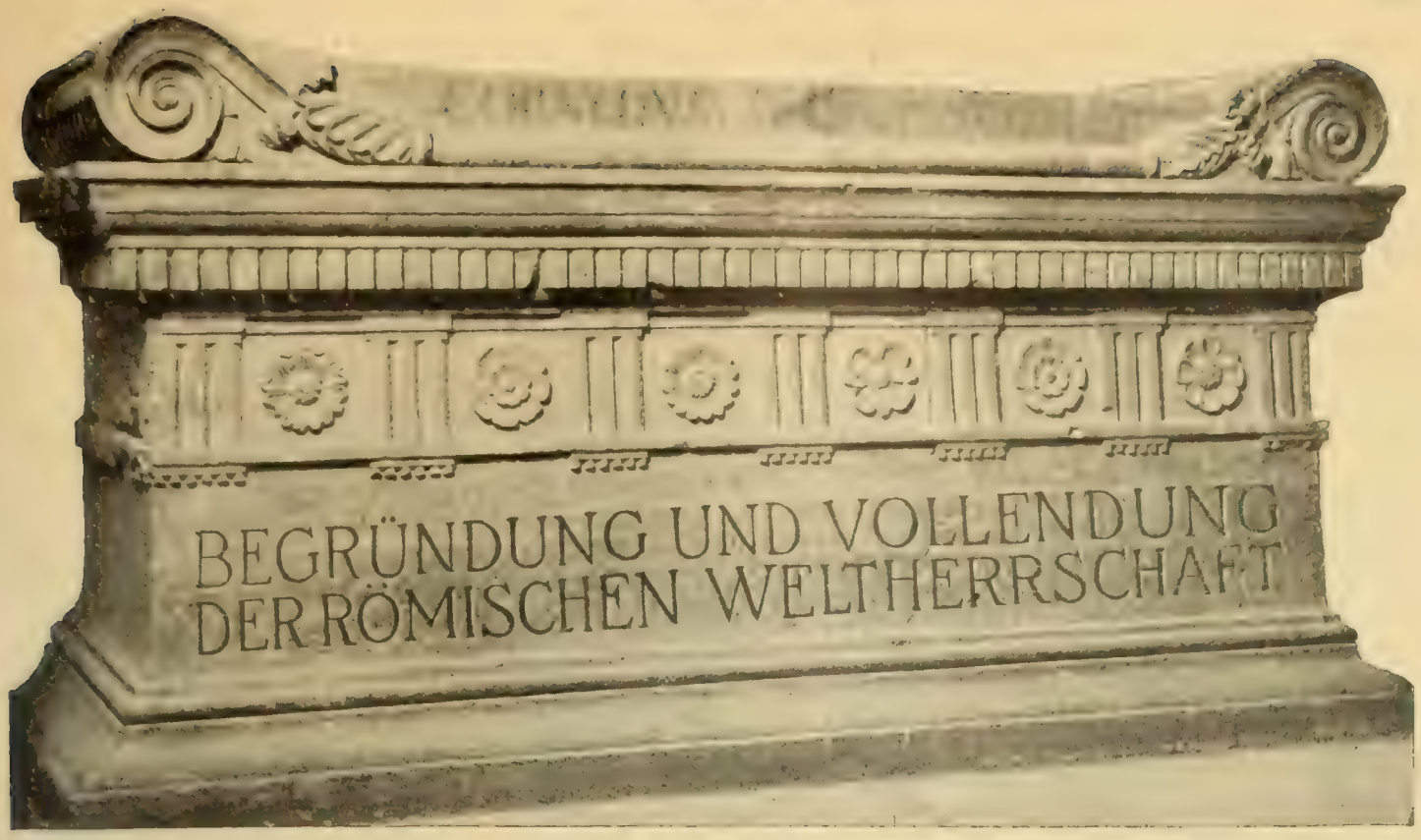
Es war eine gewaltige Zeit, die Alexanders, der Diadochen und Epigonen, und Männer von ſcharfer Beobachtung und Meiſter des Wortes haben ihr Gedächtnis feſtgehalten. Wie die Legende ſich unmittelbar und gleichzeitig mit den Ereigniſſen noch neben den Lebenden erhebt, weiß jedermann von Friedrich dem Großen: auch der lebende Alexander war von der Legende bereits umrankt, zum Teil allerdings in der tendenziöſen und gewollten; ſo finden wir ihre Spuren bereits bei Kalliſthenes von Olynth, dem Neffen des Ariſtoteles, der ſein tragiſches Schickſal noch nicht ahnte; ſo begegnet ſie uns in grotesker Luſt am Fabulieren bei Oneſikritos von Aſtypaläa. Den ſicheren Grund für die militäriſche Beurteilung des großen Königs legte der erſte König von Ägypten, Ptolemäos der Sohn des Lagos, und Ariſtobul von Kaſſandrea gab mit ſeinem Intereſſe für die durchzogenen Länder und ihre Völker dem Bilde Farben. Dieſer Geſchichte Alexanders, die makedoniſch orientiert war, trat bei Klitarch die helleniſche Auffaſſung entgegen, verbunden mit der Neigung zum Senſationellen, der bereits Oneſikritos nachgegeben, in glänzender Form und in kunſtvoller Rede. Dem Könige folgten ſeine großen Feldherrn, und wenn die Geſtalten der Diadochen leibhaft vor unſern Augen ſtehen, wenn wir das verworrene Getriebe jener Jahrzehnte mit voller Sicherheit entwirren, ſo verdanken wir das der meiſterhaften Darſtellung, die der Landsmann und Freund des Eumenes, die Hieronymos von Kardia der Diadochengeſchichte gab. Mit der Geſchichte des griechiſchen Mutterlandes ſeit den Tagen des Epaminondas hatte Duris, der Tyrann von Samos, die Geſchichte Alexanders und ſeiner Nachfolger verbunden, ſentimental und theatraliſch. Und für die Geſchichte der Epigonen ſteht die Darſtellung des Phylarch den Memoiren Arats gegenüber, Phylarch, der Bewunderer des Kleomenes von Sparta, dem Arat gegenüber kritiſch, und eben damit der Kritik des Polybios ausgeſetzt, der in den durch Arat begründeten Traditionen achäiſcher Politik aufgewachſen war. Dem Geiſte ariſtoteliſcher Forſchung war noch das Buch des Dikäarchos von Meſſana über griechiſches Leben entſprungen, die erſte griechiſche Kulturgeſchichte, dagegen führt Hekatäos von Abdera mit ſeiner ägyptiſchen Forſchung und Schriftſtellerei uns bereits in die helleniſtiſche Sphäre. Und war es hier ein Grieche, der ſich in Ägypten über Ägypten orientierte, ſo gingen unter dem zweiten Seleukiden und dem zweiten Ptolemäer der Babylonier Beroſſos und der Ägypter Manetho daran, die Geſchichte ihrer Heimat den Hellenen zu übermitteln.

Auch in der bildenden Kunſt des Hellenismus tritt das griechiſche Mutterland hinter dem Oſten weit zurück, zunächſt hinter Ägypten und Alexandria; in der Malerei müſſen Nachbildungen in den Wandgemälden zu Pompeji für uns an die Stelle der verlorenen helleniſtiſchen Originale treten. Auch in der Plaſtik begegnet uns eine ſtarke Vorliebe für das Genre und eine ſtarke realiſtiſche Strömung. So trägt denn bereits das erſte Jahrhundert des Hellenismus, wie die ganze Art des Hellenismus überhaupt, den Charakter des Modernen.

Die Stadtgöttin von Alexandria.
Prunkſchale aus dem Schatz von Boskoreale.

Mumienbildnisse aus Fayum

Drei Beispiele gelegentlicher Verwaltung
Originale im Königl. Museum zu Berlin



Scipionensarkophag im Vatikanischen Museum zu Rom.

15. Der hannibalische Krieg.

Für den Verlust von Sicilien, Sardinien und Korsika suchten die Karthager sich in Spanien zu entschädigen, wo seit Alters phönikische Kolonieen bestanden, die unter karthagischen Schutz getreten waren. Jetzt aber gingen die Karthager an die Gründung eines spanischen Reiches, das auch das Innere der Halbinsel in sich einbezog und das Binnenland der karthagischen Rekrutierung aufschloß. Die Feldherrnschaft in Spanien übernahm Hamilkar Barkas, und neun Jahre lang hat er erfolgreich hier gekämpft, er fiel im Felde. Sein Schwiegersohn Hasdrubal folgte ihm in der Strategie, er gründete Neukarthago, er trug die karthagischen Waffen so weit nach Norden, daß die Römer auf seine Erfolge aufmerksam wurden. So griffen sie denn in Spanien ein und grenzten im Jahre 226 vertragsmäßig ihre eigene Interessensphäre von der der Karthager ab, in einem Abkommen, das sie aber nur mit Hasdrubal persönlich, nicht mit dem karthagischen Staate trafen, und das daher in seiner rechtlichen Bedeutung den älteren Verträgen nicht gleichstand. In diesem Abkommen mit Hasdrubal erneuten sie einmal den Frieden des Lutatius Catulus und bestimmten den Ebro als die Grenze der karthagischen Macht im Norden Spaniens. Acht Jahre lang hatte Hasdrubal mit Erfolg die spanische Strategie verwaltet, als er von einem Kelten ermordet wurde; ihm folgte sein Schwager Hannibal, der Sohn des Hamilkar Barkas, im Jahre 221, im Alter von 26 Jahren. Er setzte die Eroberung des Binnenlandes fort und ging daran, auch Sagunt zu unterwerfen, aber daran wollten ihn die Römer hindern.

Erst nach dem Abkommen der Römer mit Hasdrubal hatte Sagunt ein Bündnis mit Rom abgeschlossen; diese Stadt lag so weit im Süden des Ebro, daß sie durch die Ebrolinie des Hasdrubalvertrages vor den Karthagern nicht geschützt war. Aber der Friede des Lutatius Catulus und seine Erneuerung im Abkommen mit Hasdrubal hatte bestimmt, daß Römer und Karthager sich gegenseitig ihrer Bundesgenossen enthalten sollten, und diese Klausel deuteten die Römer allgemein und bezogen sie jetzt auch auf das erst nachher in Bündnis mit ihnen getretene Sagunt. Es lag also ein Eingriff der Römer in die karthagische Interessensphäre vor, die sie noch 226 im Abkommen mit Hasdrubal anerkannt hatten. Diesen Eingriff war Hannibal entschlossen, nicht zu dulden, und er fand bei der Regierung in Karthago einen starken Rückhalt. Von dem Angriffe auf Sagunt ließ er sich durch den

römiſchen Einſpruch nicht abhalten, nach achtmonatiger Belagerung nahm er Sagunt im Jahre 219, die Römer waren gerade damals durch den neuen illyriſchen Krieg des Demetrios von Pharos in Anſpruch genommen. Trotzdem waren ſie bereit, nötigenfalls gegen Karthago Krieg zu führen, und ſie forderten in Karthago die Auslieferung Hannibals, widrigenfalls ſie den Krieg androhten. Die karthagiſche Regierung aber ließ den Hannibal nicht fallen, ſie entſchied ſich damit ſelber für den Krieg.

Hannibal hat die Karthager durchaus nicht wider ihren Willen in den Krieg hineingetrieben, die Karthager wollten ihn, denn ſie hielten ihn für unvermeidlich und im eigenſten Intereſſe für notwendig. Die Handelsſtaaten lieben den Frieden, aber nicht den Frieden um jeden Preis. Sie vermeiden wohl gern den Krieg, namentlich den Krieg, der nichts einbringt, aber ſie führen ihn rückſichtslos und zäh gegen den Konkurrenten, den Rivalen, der ihnen die Exiſtenzbedingungen unterbindet oder auch nur das Proſperieren einſchnürt und einengt. Die Karthager waren an die Begründung ihres ſpaniſchen Reiches gegangen, um die Verluſte des ſiciliſchen Krieges auszuwetzen, mit Revanchegedanken gegen Rom werden ſie ſich von Anfang an getragen haben, und der Raub Sardiniens wird ihren Haß nicht abgekühlt haben, aber wer konnte wiſſen, ob die Revanche nicht vertagt werde und der Revanchegedanke am Ende einſchlief, wenn ſie vollen Erſatz in Spanien fanden. Aber gerade den verkümmerten ihnen jetzt die Römer, mit der Ebrolinie, mit Sagunt. Die Situation, wo der Handelsſtaat losſchlägt, war gekommen und das Losſchlagen geboten. Durch ihr Auftreten in Spanien haben die Römer den hannibaliſchen Krieg provoziert, aber mit der Kriegsbereitſchaft von Karthago hatten ſie ebenſowenig gerechnet, wie mit dem Angriff Hannibals und mit dem Tempo, das Hannibal anſchlug.

Das volle Einvernehmen Hannibals und der karthagiſchen Regierung hat bis zum Ende des Krieges gehalten, Hannibal iſt nicht daran geſcheitert, daß die karthagiſche Regierung ihn nicht hat unterſtützen wollen, ſie hat ihn vielmehr unterſtützt, ſolange und ſo gut ſie konnte. Dagegen lag in dem politiſchen Voranſchlage des genialen Feldherrn in der Beurteilung der italiſchen Verhältniſſe allerdings ein Rechenfehler. Die Abneigung der Kelten gegen Rom hat Hannibal richtig angeſchlagen, aber er unterſchätzte die Feſtigkeit des italiſchen Bundes. Innerhalb des italiſchen Bundes wird man genug räſonniert und kritiſiert und über Rom geſcholten haben, das hat man zweifellos in Karthago erfahren, und Hannibal hat geglaubt, der italiſche Bund werde auseinanderfallen, ſobald ihn Rom nicht mehr mit Gewalt zuſammenhalten könne. Was iſt man in Süddeutſchland doch gewöhnt, über Preußen alles zu hören, aber in der Stunde der Gefahr, wie würden da unſere Gegner und Feinde ſich täuſchen! Blut hält zuſammen, und ebenſo das gemeinſame Intereſſe; die Glieder des italiſchen Bundes fanden die wirkſamſte Förderung ihrer wirtſchaftlichen Intereſſen in dem Commercium mit Rom, in dem privatrechtlichen Schutze, unter dem Handel und Wandel gedieh. So hielten die wichtigſten Bundesglieder feſt zu Rom auch nach dem ſchwerſten Schlage, nach Cannä; und an dieſer unvorhergeſehenen Feſtigkeit des italiſchen Bundes hat die Kraft des genialen Feldherrn ſich gebrochen.

Die Römer hatten in aller Gemütsruhe gedacht, die Offenſive ergreifen zu können und den Krieg in Spanien und in Afrika zu führen, der eine Konſul des Jahres 218, P. Cornelius Scipio, ſollte über Maſſilia nach Spanien gehen, während der andere, Ti. Sempronius Longus ſich bei Lilybäum zum Übergange nach Afrika rüſtete. Als Scipio auf dem Wege nach Spanien in Maſſilia ankam, war Hannibal längſt aus Spanien aufgebrochen und in Südgallien angelangt, er hatte eben bereits die Rhone überſchritten, natürlich oberhalb des Rhonedelta, deſſen Spitze man von Arles aus überblickt, zwiſchen Arles und Avignon. Nach Spanien ſchickte P. Scipio jetzt ſeinen Bruder Gnäus, er ſelber aber kehrte eiligſt nach Italien, nach Etrurien zurück. Hannibal aber zog die Rhone hinauf und über die Alpen zu den Kelten Oberitaliens, die erſt kürzlich von den Römern bezwungen waren. Er zog am linken Ufer der Rhone aufwärts bis zur Mündung der Iſère, wo man, vom Süden kommend, zum erſtenmal die Alpen ſehen kann, er zog die Iſère aufwärts und ging über den Mont Cenis, er kam bei den liguriſchen Taurinern an; noch im Herbſt 218. Über den Po war P. Scipio ihm entgegengeeilt, aber am Ticinus zog er in einem Reitertreffen gegen Hannibal den kürzeren, und, mit dem von Lilybäum herbeigeeilten anderen Konſul, Ti. Sempronius

Longus, ebenso im Kampfe an der Trebbia, einem rechten Nebenfluß des Po. Vielleicht brachte der neue Konsul, C. Flaminius, die Rettung, der Mann des Volkes von 232, 227 und 220, aber am Trasimenersee ward auch er von Hannibal geschlagen, der durch die Arnosümpfe in Etrurien eingedrungen war; Flaminius selber fiel im Kampfe, 217 v. Chr. Während Hannibal nun im Osten Italiens, längs des Adriatischen Meeres, nach Süden zog, um den Abfall der dortigen Bundesgenossen Roms herbeizuführen, ernannte man zu Rom den Q. Fabius Maximus zum Diktator und stellte ihm seinen Reiterführer M. Minucius als gleichberechtigten Kollegen, ebenfalls als Diktator, zur Seite. Vor der Not des Augenblickes ging jetzt das Staatsrecht in die Brüche. Die Kunst des Zauderers Fabius, eine Schlacht und damit eine Niederlage zu vermeiden, bewährte sich; und im folgenden Jahre 216 waren auch die stärksten Rüstungen der Römer nicht imstande, die Konsuln L. Aemilius Paullus, der in Illyrien Lorbeeren leicht gewonnen hatte, und C. Terentius Varro, den demokratischen Nachfolger des Flaminius, vor der schwersten Katastrophe zu bewahren, welche die Römer jemals erlitten, vor dem Tage von Cannä. Die unteritalischen Bundesgenossen fielen jetzt zum guten Teil den Karthagern zu, aber der mittelitalische Kern des Bundes blieb den Römern treu; außer in der Schwierigkeit jeder Belagerung im Altertums ist darin wohl der Grund dafür zu suchen, warum Hannibal nach Cannä nicht vor Rom erschien.

Karthagischer Sarkophag.
Original im Museum zu Karthago.

Der Erfolg des Sieges äußerte sich auch in der griechischen Welt, in Makedonien und Sicilien. Der makedonische König Philipp hatte die Römer bereits in Illyrien angegriffen und schloß jetzt mit Hannibal ein Bündnis; auf jeden Fall mußte dieser neue Krieg römische Truppen auf der Balkanhalbinsel beschäftigen und von Italien fernhalten. Und in Sicilien fiel nach dem Tode König Hierons Syrakus von den Römern ab und verbündete sich mit den Karthagern. Die Situation schien für Hannibal günstig, in Italien dem Kriege ein Ende zu machen, und das Ziel schien um so weniger als unerreichbar, als Hannibal nicht auf die Vernichtung des römischen Staates, die er wohl nie für möglich hielt, sondern nur auf die der römischen Großmacht hinausging. Wenn Oberitalien wieder freies Keltenland geworden, wenn Süditalien sich vom römischen Bunde löste, so mochte Rom an der Spitze Mittelitaliens immerhin seine Position behaupten, eine Weltmacht, eine Großmacht war es nicht mehr; ebensowenig wie Preußen eine große Macht geblieben wäre, wenn es im Siebenjährigen Kriege seinen Feinden gelungen wäre, es zwar nicht aus der Reihe der Staaten überhaupt zu streichen, wohl aber seinen großen König wieder zum Markgrafen von Brandenburg hinabzuzwingen. Aber Rom verzweifelte auch nach dem Tage von Cannä nicht und besaß in seiner Verfassung das Rückgrat zu unbeugsamem Widerstande. Um Rom zum Frieden zu nötigen, hätte Hannibal einer Verstärkung seiner Truppenmacht bedurft, wie sie ihm nur aus Spanien kommen konnte, aber gerade spanischen Zuzug sperrte ihm die Energie, mit der die Römer auch in Spanien den Krieg führten. Eben dadurch haben sie die Entscheidung des gewaltigen Kampfes herbeigeführt.

Nach Cannä hatte Capua sich dem Hannibal angeschlossen, und 212 nahm er Tarent; aber eben jetzt eroberte M. Claudius Marcellus Syrakus, und rasch war ganz Sicilien in römischen Händen. Hannibal konnte es nicht hindern, daß die Römer Capua belagerten, und

ſelbſt dadurch vermochte er eine Aufhebung der Belagerung nicht zu erreichen, daß er im Jahre 211 vor den Toren Roms erſchien; Capua fiel und Campanien ward wieder römiſch, auch Tarent ergab ſich ihnen im Jahre 209. Zwar hatten die Römer Verluſte in Spanien erlitten, die beiden Brüder Scipio, Publius und Gnäus, waren dort 211 im Kampfe gefallen; was ſie im Süden gewonnen hatten, hatten ſie wieder aufgeben müſſen. Aber im Jahre 210 nahmen die Römer den ſpaniſchen Krieg mit neuen Kräften wieder auf; jetzt führte ihn der junge P. Cornelius Scipio, der im Jahre 217 ſeinen Vater am Ticinus gerettet hatte. Bereits im Jahre 209 fiel Neukarthago in ſeine Hände. Freilich vermochte er es nicht zu verhindern, daß Hannibals Bruder Hasdrubal von Spanien nach Italien durchbrach, um dem Hannibal friſchen Zuzug zu bringen. Eine Vereinigung der beiden Brüder konnte dem Kriege in Italien, der für Hannibal bereits eine ungünſtige Wendung nahm, ſehr leicht einen neuen Aufſchwung geben, aber es gelang den Römern, die Vereinigung des Hannibal mit Hasdrubal zu vereiteln, im Jahre 207 vernichteten die Konſuln M. Livius Salinator und C. Claudius Nero den Hasdrubal bei Sena Gallica, am Metaurus. Die Entſcheidung des Krieges war gefallen, in Bruttii führte Hannibal jetzt ein Räuberleben. In Spanien gewannen die Römer im Jahre 206 noch Gades, und ſiegreich kehrte Scipio nach Rom zurück. Im folgenden Jahre 205 ſchloß König Philipp von Makedonien mit den Römern Frieden. Dieſe aber gingen jetzt zum Angriff gegen Karthago über.

Eben im Jahre 205 war Scipio als Konſul an die Spitze des Staates getreten, er ging nach Sicilien und rüſtete ſich zum Übergang nach Afrika; um Hannibal kümmerte er ſich nicht mehr, der mochte auf bruttiſchem Gebiet bleiben. Das folgende Jahr 204 brachte nun in Afrika Kämpfe des Scipio und der Karthager; die beiden numidiſchen Könige, Maſiniſſa und Syphax, der erſte vormals den Karthagern verbündet und der zweite den Römern, hatten längſt ihre Rollen getauſcht, und während Syphax zum Bundesgenoſſen der Karthager wurde, gewannen die Römer an der Verſchlagenheit und Tatkraft Maſiniſſas wirkſame Hilfe. Jetzt beriefen die Karthager den Hannibal nach Afrika zurück, und im Jahre 202 kam es zwiſchen ihm und Scipio zum Kampfe: der Tag von Zama entſchied für die Römer. Karthago erhielt jetzt den Frieden, aber was für einen Frieden! Die hohe Kriegskontribution war dabei noch das Geringſte, aber die Karthager mußten faſt ihre ganze Kriegsflotte abtreten, das ſpaniſche Reich blieb für ſie verloren, ſie waren jetzt auf Afrika beſchränkt, und es wurde ihnen verboten, außerhalb Afrikas Krieg zu führen, und auf afrikaniſchem Gebiete ſelber durften ſie das nur noch mit römiſcher Erlaubnis. Und ſolche Beſchränkung gegenüber einem Nachbar wie Maſiniſſa! Die Bedingungen, die Karthago über ſich ergehen laſſen mußte, ſtrichen es aus der Reihe der Mächte: es wurde politiſch von Rom abhängig. Wie hatte ſich das Ausſehen der Welt verändert! Vor zwei Jahrzehnten ſtanden zwei Rivalen einander im Weſten des Mittelmeers gegenüber, jetzt war der eine beiſeite geſchoben und der andere herrſchte völlig ohne Nebenbuhler. Der italiſche Bund ſtand wieder ganz zur Dispoſition der Römer, ſie geboten über Oſt- und Weſtſicilien und über die Küſten Spaniens bis weit ins Binnenland hinein; die Kelten Oberitaliens mußten wieder die römiſche Obmacht anerkennen, und die alte Freundſchaft mit Maſſilia ſicherte Südgallien und den Weg nach Spanien. Im Weſten Karthagos beſaßen die Römer den politiſchen Einfluß durch ihre Verbindung mit dem numidiſchen Könige Maſiniſſa. Das geſamte Abendland ſtand jetzt bereits unter römiſchem Einfluß, daneben ſtand das helleniſtiſche Staatenſyſtem noch aufrecht; aber wie lange wird es dauern, und auch die Welt des Hellenismus unterliegt dem Schwert der Römer?

16. König Philipp von Makedonien, Flamininus und die Griechen.

Die Begründung des helleniſchen Bundes unter makedoniſcher Führung, wie ſie im Jahre 223 dem Antigonos Doſon gelungen war, hatte den Makedoniern wieder die Herrſchaft über Griechenland gegeben; König Philipp hat ſie von ſeinem Vormund übernommen. Aber wenn er wirklich Herr in Griechenland ſein wollte, mußten ſich ihm auch die Ätoler fügen. Ätoler waren in Meſſenien eingefallen, und die Meſſenier ſuchten bei den Achäern Hilfe, dieſe gewährten ſie, aber Arat von Sikyon, der wieder achäiſcher Stratege war, wurde bei dem

Philipp V. Perseus. Antigonos Doson.

Münzen mit den Bildnissen makedonischer Könige.

arkadischen Städtchen Kaphyä von den Ätolern geschlagen. Diese Niederlage der Achäer, die dem makedonischen Bunde angehörten, veranlaßte König Philipp, nach Korinth eine Versammlung des Bundes einzuberufen, und diese beschloß, mit den Ätolern Krieg zu führen: so brach denn der sog. Bundesgenossenkrieg im Jahre 220 aus, es war ein Krieg des hellenisch-makedonischen Bundes gegen die Ätoler. Mit den Ätolern machten die Spartaner gemeinsame Sache, die Teilnahme der Achäer am Kriege aber war gering, weil Arat das Kriegswesen der Achäer nicht auf der Höhe gehalten hatte; so blieb denn die Kriegführung gegen Ätoler und Spartaner im wesentlichen dem König Philipp überlassen. Nun aber erfolgte die Niederlage der Römer am trasimenischen See, und sie eröffnete dem Könige die Hoffnung, sich auf Kosten der Römer in Illyrien auszubreiten, und die Kriegführenden alle blickten jetzt sowohl auf Rom, wie auf Karthago. So kam denn im Jahre 217 zu Naupaktos der Friede zustande, der den Bundesgenossenkrieg beendigte. Ein Gegensatz des ätolischen Bundes zu Makedonien aber blieb bestehen und sollte bald erneuten Ausdruck finden, die Achäer dagegen blieben in der makedonischen Gefolgschaft. Möchte die Person Arats dem Könige Philipp auch gelegentlich lästig fallen, so würden sachliche Meinungsverschiedenheiten doch schwerlich zu einer Katastrophe geführt haben, aber König Philipp verführte die Schwiegertochter des Arat, die Gemahlin des jüngeren Aratos. Im Jahre 213 ließ der König den Arat von Sikyon vergiften, das war das Ende des Staatsmannes, der in seiner Jugend dem achäischen Bunde seine politische Bedeutung gegeben hatte, und der der einflußreichste Gegner der makedonischen Könige gewesen war, bis er im Alter den Frontwechsel vornahm, der den Makedoniern wieder die Hegemonie über die Hellenen verschaffte. Jetzt aber hatte König Philipp ihn gekränkt und dann vernichtet: der Satz, odisse quem laeseris, trat wieder einmal in seine Rechte.

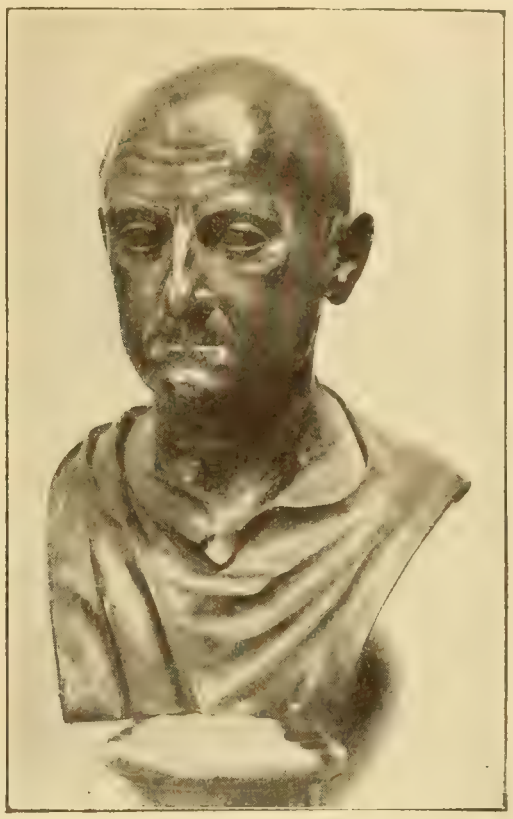
Gleich nach dem Frieden von Naupaktos hatte Philipp die Besitzungen der Römer in Illyrien angegriffen, aber zunächst ohne jeden Erfolg; nach Cannä aber konnte er sich mit Hannibal verbünden, und die Absichten Hannibals gingen darauf, daß die Römer, was sie in Illyrien besaßen, an Makedonien verlieren sollten. Der Flotte, welche die Römer sofort nach Illyrien absandten, konnte Philipp keine Flotte entgegenstellen, die ihr gewachsen gewesen wäre, die ersten Jahre des Krieges brachten ihm keinerlei Gelingen, aber im Jahre 213 erstreckten seine Eroberungen sich bis nach Dalmatien. Doch im Westen bedeutete der Fall von Syrakus eine Wendung zugunsten der Römer, und das Glück der Römer hob ihr Ansehen auch im Osten: noch im Jahre 212 gingen die Ätoler, die seit 217 Friede gehalten hatten, wieder zum Kriege gegen König Philipp über, jetzt als Bundesgenossen der Römer; damit verlegt sich der Kriegsschauplatz mehr nach Süden. Die Römer treten mit ihrer Flotte vor Zakynthos, an der Küste Akarnaniens und im korinthischen Busen auf, ja sogar im östlichen Meere, sie erobern im Jahre 210 die Insel Ägina: der hannibalische Krieg ist zum Weltkrieg geworden, von den Säulen des Herakles reicht er bis zum Ägäischen Meere. Im Peloponnese waren die Staaten, die den Achäern entgegengestanden, der Koalition gegen König Philipp beigetreten, ja, die römischen Verbindungen reichten bereits nach Asien hinüber, wie König Prusias von Bithynien sich mit Makedonien verbündet, so König Attalos von Pergamon mit Rom. Im Ägäischen Meere kooperieren die römische und pergamenische Flotte, sie greifen gemeinsam 208 Euböa an. Aber damit ist hier der Gipfel der römischen Erfolge auch erreicht, ein Angriff des Prusias nötigt den Attalos zur Rückkehr nach Asien, und im Jahre 207

veranlaßte der Einbruch Hasdrubals in Italien die Römer, ſich mehr aus dem Oſten zurückzuziehen; ſo ſtiegen denn die Ausſichten der Makedonier wieder. Nach dem Tode des Arat war Philopömen der leitende Staatsmann der Achäer geworden, und im Jahre 207 beſiegte er den ſpartaniſchen Regenten Machanidas bei Mantinea, während König Philipp die Ätoler in ihrem eigenen Lande heimſuchte. So wurden die Ätoler denn der römiſchen Sache wieder entfremdet und ſchloſſen im Jahre 206 ihren Frieden mit König Philipp. Dieſer aber kann ſich jetzt wieder gegen Illyrien wenden, das Intereſſe der Römer richtet ſich nunmehr auf raſche Beendung des mit Karthago geführten Krieges, und ſo ſchließen denn im Jahre 205 auch die Römer mit dem makedoniſchen Könige Frieden, zu Phoinike in Epiros. Einen Teil des römiſchen Illyrien hatte König Philipp in dieſem zehnjährigen Kriege gewonnen und im Frieden behauptet, den Ätolern aber trugen die Römer die Schwenkung nach, mit der ſie im Jahre 206 wieder den Anſchluß an Makedonien gefunden hatten, und auch König Philipp blieb unvergeſſen.

In Ägypten ſtarb im Jahre 204 v. Chr. Ptolemäos IV Philopator, ihm folgte ſein unmündiger Sohn Ptolemäos V Epiphanes. Nun verbündeten ſich Antiochos von Syrien und König Philipp gegen Ägypten, und während Antiochos in Südſyrien einrückte, ging der makedoniſche König darauf aus, die Beſitzungen der Ptolemäer am Ägäiſchen Meere mit ſeinem Reiche zu vereinigen. Er eroberte im Jahre 202 die Griechenſtädte am Helleſpont, verletzte aber dadurch die Handelsintereſſen der Rhodier, welche den Helleſpont auf keinen Fall unter die Verfügung der Makedonier geraten laſſen wollten; ſo erklärten die Rhodier denn dem Könige den Krieg, und Attalos von Pergamon trat mit ihnen in Gemeinſchaft. Trotz allen Wechſelfällen des Krieges ſteigerten ſich die Erfolge König Philipps, was Ptolemäer und Rhodier in Karien beſaßen, eroberte er 201, und im folgenden Jahre 200 die ptolemäiſchen Beſitzungen in Thrakien, er bemächtigte ſich des Cherſonnes und ging über den Helleſpont, er eroberte Abydos.

Dieſen Machtzuwachs des Königs gedachten die Römer nicht hinzunehmen, längſt hatten die von ihm bedrohten Mächte Rom um Hilfe angegangen, und jetzt entſchloſſen ſich die Römer zum Einſchreiten. Vor Abydos erſchienen römiſche Geſandte bei König Philipp und forderten von ihm die Herausgabe der ptolemäiſchen Beſitzungen und die Annahme eines Schiedsgerichtes in Sachen ſeiner Streitigkeiten mit Rhodos und dem Pergamener, und die Ablehnung dieſer Forderungen beantwortete Rom mit der Kriegserklärung. Eine große Steigerung makedoniſcher Macht lag zweifelsohne nicht im römiſchen Intereſſe, aber der Sache eine Form zu geben war nicht leicht. Zwar hatte das Teſtament des Philopator Rom zum Vormund des Epiphanes beſtellt, aber formell wegen Ägyptens den Krieg zu erklären ging nicht an, weil ſonſt der Krieg zugleich auch gegen Syrien zu führen war. Und weitere Schwierigkeiten fand die römiſche Regierung in der Stimmung der römiſchen Bürgerſchaft, die nach dem langen Krieg gegen Hannibal mürbe und müde war und ſchlechterdings keine Störung in der friedlichen Arbeit des Tages wollte; als der Antrag auf Kriegserklärung gegen Philipp an die Centuriatcomitien kam, lehnten ſie ihn mit den Stimmen faſt aller Centurien ab. Erſt eine zweite Verſammlung ließ ſich umſtimmen; die Regierung wälzte die Laſt des Krieges von den Bürgern auf die Bundesgenoſſen ab. Dieſer makedoniſche Krieg war der unpopulärſte Krieg, den Rom in ſeiner langen Geſchichte je geführt hat, aber er erhöht unſeren Reſpekt vor der Feſtigkeit und der Regierungskunſt des Senates. Nach der Kataſtrophe von Cannä aufrecht zu bleiben, war ein Großes: nach faſt zwanzig Jahren des Kampfes in einem Momente der größten Ruhebedürftigkeit des Volkes einen unpopulären Krieg durchzuſetzen, weil man ſonſt den Moment verpaßte, weil dann ein ſchwacher Nachbar mächtig wurde, war imponierend. Gefahren befuhren die Römer freilich auch von einem mächtigeren Makedonien nicht, aber ſchon ſchwebte dem Senat das Ziel vor Augen, auch die Welt des Hellenismus zu beherrſchen. Er war dazu auf vollem Wege: man beſaß bereits die Vormundſchaft über den ägyptiſchen König, und der Krieg gegen König Philipp, den man jetzt begann, warf die einzige neben Rom vorhandene europäiſche Großmacht nieder. Im Raume weniger Jahrzehnte ſollte jetzt die römiſche Weltherrſchaft ſich vollenden, und der Senat iſt es geweſen, der dieſe Politik geführt hat. In ihm verkörperte ſich eine feſte Tradition, die immer ein und dasſelbe wollte: es war die Macht und Größe Roms.

Die Römer begannen den Krieg mit dem Übergange nach Illyrien, sie führten ihn im Bunde mit den Feinden Philipps, mit Attalos und den Rhodiern; Ägypten blieb tatsächlich aus dem Spiele. Mit der rhodischen und pergamenischen Flotte aber kooperierte im Ägäischen Meere die römische, gegen die makedonischen Küsten und gegen Euböa. Wenn es in den ersten Jahren des Krieges zu keiner Entscheidungsschlacht gekommen ist, so lag dem keine Untätigkeit der römischen Feldherren, sondern der Kriegsplan König Philipps zugrunde, der bei seinen Machtverhältnissen sich lediglich das Ziel setzen konnte, günstigsten Falls sein Gebiet und seine Herrschaft ungeschmälert zu behaupten, der an eine Niederwerfung der Römer gar nicht denken konnte, sondern der darauf ausgehen mußte, die Entscheidung hinzuziehen und die Römer mürbe zu machen, so daß sie sich vielleicht dazu verstanden, ein billiges Abkommen mit ihm zu treffen. Im zweiten Kriegsjahre verbanden die Ätoler sich wieder mit den Römern gegen Philipp und fielen in Thessalien ein. Als die Römer in Hellas einzudringen versuchten, verlegte Philipp ihnen den Weg. Inzwischen war der noch nicht dreißigjährige T. Quinctius Flamininus für 198 zum Konsul gewählt worden; er ist als Prokonsul auch noch die nächsten Jahre im Osten geblieben. Ein Friede mit Philipp konnte nicht zustande kommen, da dieser zum völligen Verzicht auf seine Stellung in Griechenland, die man von ihm forderte, nicht bereit war; jetzt traten auch die Achäer von der makedonischen auf die römische Seite, und auch eine persönliche Unterredung der beiden Männer, die in der Jugendkraft ihres Geistes aneinander Gefallen fanden, zu Nikäa am malischen Busen, konnte nichts an den römischen Forderungen ändern. So mußte König Philipp, der es nicht mehr lange aushalten konnte, sich denn doch zum Entscheidungskampfe entschließen; auf den thessalischen Hundsköpfen, auf den Kynoskephalä kam es zur Schlacht 197, und überwunden ging König Philipp nach Makedonien zurück. Er mußte im Frieden alles wieder herausgeben, was er in den letzten Jahren erobert hatte, auch aus ganz Hellas mußte er weichen, er mußte seine Festungen, die Fesseln Griechenlands, Demetrias, Chalkis und Korinth räumen, Thessalien wurde von Makedonien unabhängig, auf den Isthmien des Jahres 196 proklamierte Flamininus, unter dem Jubel der Festversammlung, die Freiheit der bis dahin dem Philipp unterworfenen Hellenen. Makedonien war weit hinter den Zustand, wie er 223 sich gebildet hatte, zurückgeworfen, eine hellenische Macht war es gewesen. Auch eine Großmacht war es nicht mehr. Die von Makedonien abhängigen Griechen waren frei geworden, auch die Achäer erhielten Belohnung, die Ätoler aber erhielten gar nichts. Im Peloponnes kämpfte Flamininus noch gegen den letzten König von Sparta, den Eurypontiden Nabis, er nahm ihm die Kynuria, die Ostküste Lakoniens ab, und vereinigte sie mit dem achäischen Bunde. Im Jahre 194 kehrte er nach Italien zurück und zog in Rom im Triumphe ein.



P. Cornelius Scipio Afrikanus Major. Büste im Nationalmuseum zu Neapel.

Es war eine glänzende Persönlichkeit, die hier in Verbindung mit dem Hellenentum getreten war, und die Dankbarkeit der befreiten Griechen äußerte sich ihr gegenüber in überschwänglicher Begeisterung. Der erste Grieche, der bei Lebzeiten als ein Gott auf Erden gewandelt, war Lysander, der erste Römer war Flamininus: er fand bei den Griechen göttliche Verehrung und erhielt einen eigenen Priester. Hier liegt der Ursprung des Kaiserkultus.

17. Seleukiden, Arſakiden, Makkabäer.

Im Jahre 223 v. Chr. war im Seleukidenreiche auf Seleukos III Soter ſein jüngerer zwanzigjähriger Bruder gefolgt, Antiochos III, der mit der Verwaltung der oberen Satrapieen betraut war; volle vierzig Jahre hat er regiert und im Orient hohen Ruhm erworben, den er aber in den letzten Jahren ſeines Regimentes im Kampfe gegen die Römer einbüßte. Bereits 222 empörte ſich gegen Antiochos der mediſche Statthalter Molon und wurde dabei von ſeinem Bruder Alexander, dem Statthalter der Perſis, unterſtützt; ſofort gegen die Aufſtändiſchen zu ziehen, riet dem Antiochos ſein Feldherr Epigenes. Aber ſein Miniſter, der Karer Hermias, bewog ihn, ſich vielmehr zunächſt gegen Ägypten zu wenden, das im Beſitze von Südſyrien weiter auf Norden gegriffen und durch die Beſetzung von Seleukia Pieria ſogar die Hauptſtadt Antiochia vom Meere abgeſchnitten hatte. So griff Antiochos denn Ptolemäos IV Philopator an, aber er hatte gegen deſſen Feldherrn Theodotos keinen Erfolg. Nun aber zog Antiochos nach dem Oſten, wo Molon als König aufgetreten war und von Medien aus Babylonien, Suſiana und einen Teil von Meſopotamien ſich unterworfen hatte. Beim Anmarſch des Antiochos wollte Molon ſich wieder nach Medien zurückziehen, aber Antiochos ſchnitt ihm den Rückzug ab und ſchlug ihn, Molon tötete ſich ſelbſt, und ſein Leichnam wurde ans Kreuz geſchlagen. Auf die Nachricht von dem Untergange des Molon tötete ſich auch ſein Bruder Alexander, der Satrap des Perſis, die große Empörung war niedergeſchlagen. Den Epigenes hatten die Ränke des Hermias des Verrats beſchuldigt und hinrichten laſſen, nach der Ermordung des Hermias aber regierte Antiochos ſelbſtändig. Ein Maßhalten im Erfolge charakteriſiert ſein Auftreten bereits bei dieſem ſeinem erſten Zuge nach dem Oſten, durch den er die wichtigſten der oberen Satrapieen mit ſeinem Reiche wieder feſt vereinte.

Wenn Antiochos bei ſeinem erſten Unternehmen gegen Ägypten gegen den ägyptiſchen Feldherrn Theodotos nichts ausgerichtet hatte, ſo änderte ſich in der Folge die Stellung des Theodotos. Beim Beginn des neuen Krieges gegen Ptolemäos IV Philopator fiel Seleukia Pieria durch Verrat in die Hand des Antiochos, Theodotos ging zu Antiochos über und lieferte ihm Tyros und Ptolemais aus. Seleukia Pieria blieb dem Antiochos für die Dauer, aber Südſyrien konnte er nicht gewinnen, denn im Jahre 217 wurde er bei Raphia, im äußerſten Süden des Philiſterlandes, geſchlagen.

Aber Antiochos war eine zähe Natur, er ließ ſich durch einen Mißerfolg von weiteren Plänen und Unternehmungen nicht abſchrecken, und der Plan, den er verfolgte, war die Wiederaufrichtung des Seleukidenreiches in dem Umfang, den ſein großer Begründer, Seleukos Nikator, ihm gegeben. Als es im Jahre 214 dem Antiochos gelang, ſich der Perſon des Achäos zu bemächtigen, vereinigte er Kleinaſien, ſo weit Achäos es beherrſcht hatte, wieder mit der Monarchie. Und ebenfalls der Wiederaufrichtung des Reiches diente dann der zweite große Zug nach dem Oſten, den der Großkönig ſeinen Zeitgenoſſen als den Großen erſcheinen ließ. Er begann mit der Ordnung der armeniſchen Angelegenheiten, ſtromabwärts ging er bis Seleukia, im Jahre 209 finden wir ihn in Medien, in Ekbatana. Es folgte der große Zug nach Parthien.

In den letzten Jahren des Antiochos II Theos, 247 v. Chr., hatte in Aſtavene am Ochos der Parner Teridates ſich erhoben; nach wenigen Jahren, unter Seleukos II Kallinikos, fiel er mit ſeinen Parnern in Parthien ein, er gewann auch Hyrkanien und ſiegte über Seleukos Kallinikos. Wie Antiochos ſelber nahm er den Titel Großkönig für ſich in Anſpruch, im Jahre 210 iſt nach langer Regierung der Gründer des Partherreiches geſtorben; ihm folgte ſein Sohn Arſakes. Die Stellung des Teridates wollte Antiochos ſeinem Sohne nicht belaſſen, mit einem großen Heere brach er gegen Parthien auf, er zog nach Hekatompylos, nach Hyrkanien. Im Frieden focht er zwar den Arſakes nicht in ſeiner Herrſchaft an, dieſer mußte aber die ſeleukidiſche Oberhoheit anerkennen. Dann zog Antiochos weiter oſtwärts gegen das griechiſch-baktriſche Reich, gegen Euthydemos von Magneſia. Dieſer erreichte im Jahre 206 den Frieden dadurch, daß er erklärte, ſonſt die Nomaden ins Land zu rufen, was dem Griechentum in dieſem fernen Oſten den Todesſtoß verſetzen mußte; aber ein Schutz- und

Der große Zeus-Altar von Pergamon

Rekonstruktion im Königlichen Museum zu Berlin
Photogr. Aufnahme von W. Tizenthaler, Berlin

Trutzbündnis verband das baktrische Reich mit dem Seleukiden. Dann betrat Antiochos das Kabultat und erneuerte die von Seleukos Nikator und Tschandragupta begründete Freundschaft mit dem indischen Könige Subhagasena; er erhielt von ihm 150 Kriegselefanten. Für lange war Bestand und Ansehen des Seleukidenreiches im Osten gesichert. Auf dem Rückwege besuchte Antiochos die Gerräer, ein Handelsvolk an der arabischen Küste des persischen Busens, und erhielt von ihnen ansehnliche Geschenke. Nach diesem fünfjährigen Zuge um die Grenzen kehrte er heim, vom Ruhm des Orients getragen. Das Reich seines Ahnen Seleukos Nikator war fast völlig wiederhergestellt. Und Aussicht auf neuen Gewinn gewährte Ägypten.

Den Tod Ptolemäos IV Philopator und die Unmündigkeit seines Sohnes, Ptolemäos V Epiphanes, benutzten Antiochos und der makedonische König Philipp, um sich zur Beraubung Ägyptens zu verbinden, Makedonien ging auf die Erwerbung der ptolemäischen Besitzungen am Ägäischen Meere aus, und Antiochos auf den Süden Syriens. Er schlug die Ägypter unter Skopas an den Jordanquellen des Paneionberges, im Jahre 198 hatte er die Unterwerfung Cölesyriens vollendet, auch Palästina und Jerusalem waren aus ptolemäischer Herrschaft unter seleukidische getreten. Der Friede sprach dem Antiochos die Besitzungen des Ptolemäos außerhalb Ägyptens zu, und im Frühjahr 197 setzte Antiochos sich in Bewegung, um auch die kleinasiatischen Besitzungen des Ptolemäos für sich in Anspruch zu nehmen. Auch nach Europa ging er 196 hinüber, er eroberte einen Teil von Thrakien, am Hellespont bemächtigte er sich Lysimachias. König Philipp war bei Kynoskephalä überwunden, auch diejenigen kleinasiatischen, vormals ptolemäischen Städte, deren er sich bemächtigt hatte und die er auf Grund des Friedens mit den Römern abtreten mußte, hatte Antiochos für sich genommen, als Wiederhersteller des Seleukidenreiches in seinem ursprünglichen Umfange berief er sich für seine Besetzung Thrakiens als Rechtstitel auf den Sieg des Seleukos Nikator über Lysimachos.

Aber diese Okkupationen führten für Antiochos den Konflikt mit Rom herbei.

Indessen wegen dieser Differenzen miteinander Krieg zu führen, lag zunächst weder in der Absicht der Römer, noch des Antiochos; sonst hätte man nicht seit 196 vier Jahre lang miteinander verhandelt. Und die Römer waren auch zu einem Entgegenkommen bereit, sie wollten dem Könige seine Erwerbungen in Asien lassen, verlangten aber, daß er Europa, daß er Thrakien aufgebe; so spitzte der Streit zwischen Antiochos und den Römern sich zu einem Streite um Thrakien zu. Absolut nicht nachzugeben und einem Kriege mit Rom nicht aus dem Wege zu gehen, wurde Antiochos aber von zwei Seiten gedrängt, von Hannibal und den Ätolern.

Nach dem Ausgange des zweiten punischen Krieges wurde Karthago von dem Einflusse Hannibals regiert, aber dem geschlagenen Feldherrn trat eine Opposition jetzt gegenüber, und diese wurde von den Römern unterstützt, die, nicht ohne Grund, den Absichten Hannibals mißtrauten. So wurde denn Hannibal im Jahre 196 genötigt, aus Karthago zu fliehen, er ging nach Ephesos zu König Antiochos und blieb am seleukidischen Hofe; unablässig schürte er zum Kriege. Und ein Gleiches taten die Ätoler, die nach dem Frieden der Römer mit König Philipp enttäuscht waren, sie hatten dabei nichts erhalten, sie hatten sich dadurch nicht verbessert, daß an die Stelle Makedoniens ihnen gegenüber einfach Rom getreten war.

Antiochos war im Besitze Thrakiens, der Gegenstand des Streites zwischen ihm und den Römern war in seinen Händen, er konnte also ruhig die Dinge laufen lassen und nötigenfalls einen Verteidigungskrieg gegen Rom führen. Einen Angriffskrieg gegen Rom zu beginnen, lag nicht in seinem Interesse, Rom niederzuwerfen war unmöglich ohne den Beistand Makedoniens, und um den zu gewinnen, hätte er zunächst Thrakien an Makedonien abtreten, also eben auf das Gebiet verzichten müssen, um das allein der Streit zwischen ihm und den Römern sich bewegte. Etwas anderes als die Wiederherstellung des Seleukidenreiches in seinem alten Bestande hat nie in seiner Absicht gelegen, die Vorherrschaft in Griechenland in Anspruch zu nehmen oder gar die römische Macht überhaupt zu brechen, ist ihm nicht in den Sinn gekommen. Zugleich Iran und den Westen zu beherrschen, wäre ohnehin unmöglich gewesen.

Auf etwas ganz anderes aber gingen die Wünſche und die Pläne Hannibals, er trieb, wie man mit Recht bemerkt hat, keine ſeleukidiſche, ſondern eine lediglich römerfeindliche Politik, er ging auf die Niederwerfung der Römer hinaus und wünſchte ſich der Seleukidenmacht als eines Mittels zu dieſem Zweck zu bedienen, er hoffte den Antiochos zu einem ſolchen gewaltigen Plane fortzureißen. Er gedachte gegen Rom einen Sturm ohnegleichen zu entfeſſeln, bis an die Säulen des Herakles, von den noch nicht befriedeten und an die Herrſchaft Roms noch nicht gewöhnten ſpaniſchen Provinzen aus, von Makedonien aus, das er zum Bunde mit dem Seleukidenreiche vereinigen wollte; er hoffte, zum Angriffe der Römer den Seleukiden ſelber mit ſeinem Heere nach Italien zu führen, er dachte, auch Karthago werde dann zu erneutem Angriff ſchreiten. Die Hauptſache für ihn war dabei zunächſt das Bündnis mit Makedonien, aber dieſes war ohne die Preisgabe Thrakiens von ſeiten des Antiochos nicht zu haben. Die Rückſicht auf Antiochos und das Seleukidenreich war für Hannibal Nebenſache.

Antiochos war nicht im Unrecht, wenn er ſich von Hannibal nicht einfach ins Schlepptau nehmen ließ. Hannibal riß ihn ins Grenzenloſe, der Anfang zu einer Durchführung ſeines Planes wäre ſofort das Opfer Thrakiens geweſen, und ſelbſt das Gelingen des großen Planes hätte den Preis des ganzen Kampfes nicht dem Seleukidenreich zuwenden können; das war geographiſch ganz unmöglich. So hat Antiochos denn das Bündnis mit Makedonien nicht geſchloſſen; auf eine Niederwerfung der Römer, wie ſie Hannibal wollte, iſt er nicht hinausgegangen.

Münze mit dem Bildnis Antiochos des Großen.

Er hätte wohl daran getan, ganz in der Defenſive zu verharren, und wenn er nach Griechenland hinüberging und die Römer dort angriff, ſo haben ihn die Ätoler dazu verleitet, die ihn zum Oberfeldherrn ihres Bundes wählten und zum Schutze der griechiſchen Freiheit nach Griechenland hinüberriefen. Er landete 192 bei Demetrias, das die Ätoler beſetzt hatten, er vereinigte ſich mit ihnen, er griff in Griechenland die Römer an, er eroberte Theſſalien, er beſetzte Euböa, er überwinterte zu Chalkis und trug im Frühjahr 191 den Krieg nach Akarnanien.

Mit der Möglichkeit eines Angriffs auf Italien haben die Römer, die den Hannibal kannten, wohl gerechnet, ſie behielten zunächſt ihre Flotte dort, aber Hannibal und Antiochos kamen nicht, und auch die Karthager hielten Ruhe, die Achäer und Makedonier aber traten für die Römer ein, ebenſo die Rhodier und Eumenes II von Pergamon, der im Jahre 197 ſeinem Vater Attalos I gefolgt war. Und im Jahre 191 ging der Konſul M'. Acilius Glabrio nach Griechenland hinüber, er ſchlug den Antiochos bei den Thermopylen, und nach dieſer Niederlage war Antiochos nicht mehr imſtande, Griechenland den Römern gegenüber zu behaupten, mit dem Angriff war es zu Ende, Antiochos verließ Europa und ging nach Aſien zurück, nach Epheſos. Jetzt aber erſchien die römiſche Flotte im Ägäiſchen Meere, mit ihr vereinigte ſich die pergameniſche, bei Chios wurde ein Admiral des Antiochos geſchlagen. Im folgenden Jahre 190 ſiegte die römiſche Flotte, der auch die rhodiſche ſich beigeſellt hatte, bei Myonneſos, und das römiſche Landherr ſetzte nach Aſien hinüber.

Ihren größten Feldherrn, den Beſieger Hannibals, den P. Cornelius Scipio, hatten die Römer für das Jahr 190 nicht zum Konſul wählen können, denn es war ſtaatsrechtlich unmöglich, er war erſt im Jahre 194 Konſul geweſen; ſo hatten ſie denn ſeinen älteren Bruder Lucius zum Konſul gewählt, er zog gegen Antiochos, aber ſie hatten ihm als den eigentlichen Leiter des Krieges ſeinen Bruder Publius, als Prokonſul, beigegeben. Zu Lande zog das römiſche Heer durch Makedonien und Thrakien nach Aſien, Antiochos hatte Europa geräumt, er verteidigte auch den Hellespont nicht, aber jetzt ſchien den Römern die Räumung Thrakiens nicht mehr genügend, ſie verlangten jetzt Kleinaſien diesſeit des Tauros. Im Herbſte 190 ſchlug das römiſche Landheer, von dem Pergamener Eumenes kräftig unterſtützt, den Antiochos in der Schlacht bei Magneſia am Sipylos; dieſe Niederlage koſtete dem Antiochos ſeine Stellung in Kleinaſien. Aſien diesſeit des Tauros mußte er im Frieden

an den Römer abtreten, die dies Gebiet zwischen Eumenes von Pergamon, der den Löwenanteil erhielt, und den Rhodiern teilten, die Südkarien und Lykien bekamen; die Pergamener waren jetzt zur größten Macht in Kleinasien geworden. Im Jahre 188 schloß Cn. Manlius Vulso einen Feldzug gegen die Galater Kleinasiens an, und den Ätolern, die auch nach dem Abzuge des Antiochos, nach der Schlacht bei den Thermopylen, den Kampf gegen die Römer fortgesetzt hatten, nahm M. Fulvius Nobilior 189 Ambrakia; der ätolische Bund mußte im Frieden die Oberhoheit Roms anerkennen.

Der Ruhm des Großkönigs war erloschen und seine Kassen waren leer, infolge der hohen Kriegskontribution, die der Friede mit den Römern ihm auferlegt hatte; um sie wieder zu füllen, zog er noch einmal nach dem Osten, aber er sollte nicht wieder heimkehren. Er plünderte den Beltempel in der Elymais, und die Bevölkerung schlug ihn tot, im Jahre 187. Das war der Ausgang des großen Königs, im Orient und für den Orient war er wirklich ein solcher gewesen, aber der Kraft des erstarkten Abendlandes war der Orient nicht mehr gewachsen. Die Römer geboten in Griechenland, und ihr Einfluß herrschte in Vorderasien und Ägypten.

Dem Antiochos III folgten seine Söhne, zuerst Seleukos IV Philopator, 187—175 v. Chr., und dann Antiochos IV Epiphanes, von 175—164, der den in Rom als Geisel weilenden Sohn des Seleukos Philopator, den Demetrios, verdrängte; dieser aber kehrte, ohne Wissen und Willen des Senates, unter tätiger Beihilfe des damals in Rom internierten Polybios, im Jahre 162 nach Syrien zurück, ließ seinen Vetter Antiochos V Eupator ermorden, der seinem Vater Antiochos Epiphanes gefolgt war, und setzte sich selbst das Diadem auf, es ist Demetrios I Soter. Gegen ihn aber wurde als Prätendent ein angeblicher Sohn des Epiphanes, Alexander Balas erhoben, und gegen ihn fiel Demetrios I Soter im Jahre 150 im Kampfe; den Alexander Balas aber stürzte im Jahre 145 der Sohn des ersten Demetrios, Demetrios II Nikator, der im Jahre 139 in parthische Gefangenschaft geriet. Gegen den, seiner Bedrückungen wegen verhaßten Demetrios II hatte sich als Gegenkönig ein Mann geringerer Herkunft, Diodotos, erhoben, als König nannte er sich Tryphon; er behauptete sich gegenüber Demetrios II und ist erst nach der Gefangenschaft des Demetrios II durch dessen Bruder, Antiochos VII Sidetes, beseitigt worden.

Münze mit dem Bildnis des Antiochos Epiphanes.

Noch immer erhoben sich im Seleukidenhause begabte Naturen, ein Antiochos Epiphanes, ein Demetrios I Antiochos Epiphanes nahm sogar Ägypten für sich in Anspruch, aber den Römern gegenüber mußte er weichen. Der seit dem Frieden des Antiochos III mit den Römern chronisch gewordenen Finanznot suchte auch er, im Jahre 166, durch einen Zug nach dem Osten abzuhelfen, er gedachte, wie sein Vater, der reichen Tempel in der Elymais und hatte vor, den der Nanaia auszuplündern, aber die Elymäer hinderten ihn an der Ausführung seines Planes. Im Jahre 164 starb er in der Persis. Seinen Beinamen Soter verdankt Demetrios I seiner Befreiung Babylons von der Herrschaft des Timarchos von Milet, der, als medischer Satrap, sich gegen Demetrios erhob und in Rom im Jahre 161 von dem dem Demetrios abgeneigten Senate als König von Medien anerkannt wurde; Timarch machte Eroberungen nach Mesopotamien und nach Babylonien hin, aber schon 160 wurde er von Demetrios überwunden. Wenn bereits derartige Erhebungen das Seleukidenreich bedrohten, so erwuchs ihm die ernsteste Gefahr aus dem Wiedererwachen des Orientes und seiner Reaktion gegen das Hellenentum: wir finden sie bei den Parthern und den Juden.

Bereits nach dem Tode Antiochos III hatten die Parther unter Phriapitius ihr Gebiet durch Eroberungen auf Kosten medischen Landes erweitert, der Begründer der parthischen Vormacht über Iran wurde indessen Mithradates der Große, es ist Arsakes VI. Bereits vor 160 v. Chr. dehnte er auf Kosten des griechischen Reiches in Baktrien sein Gebiet bis zum indischen Kaukasus aus, im Kampfe gegen den baktrischen Usurpator Eukratidas, der Demetrios, den Sohn des Euthydemos von Magnesia, verdrängt hatte. Und im Westen gewann Mithradates

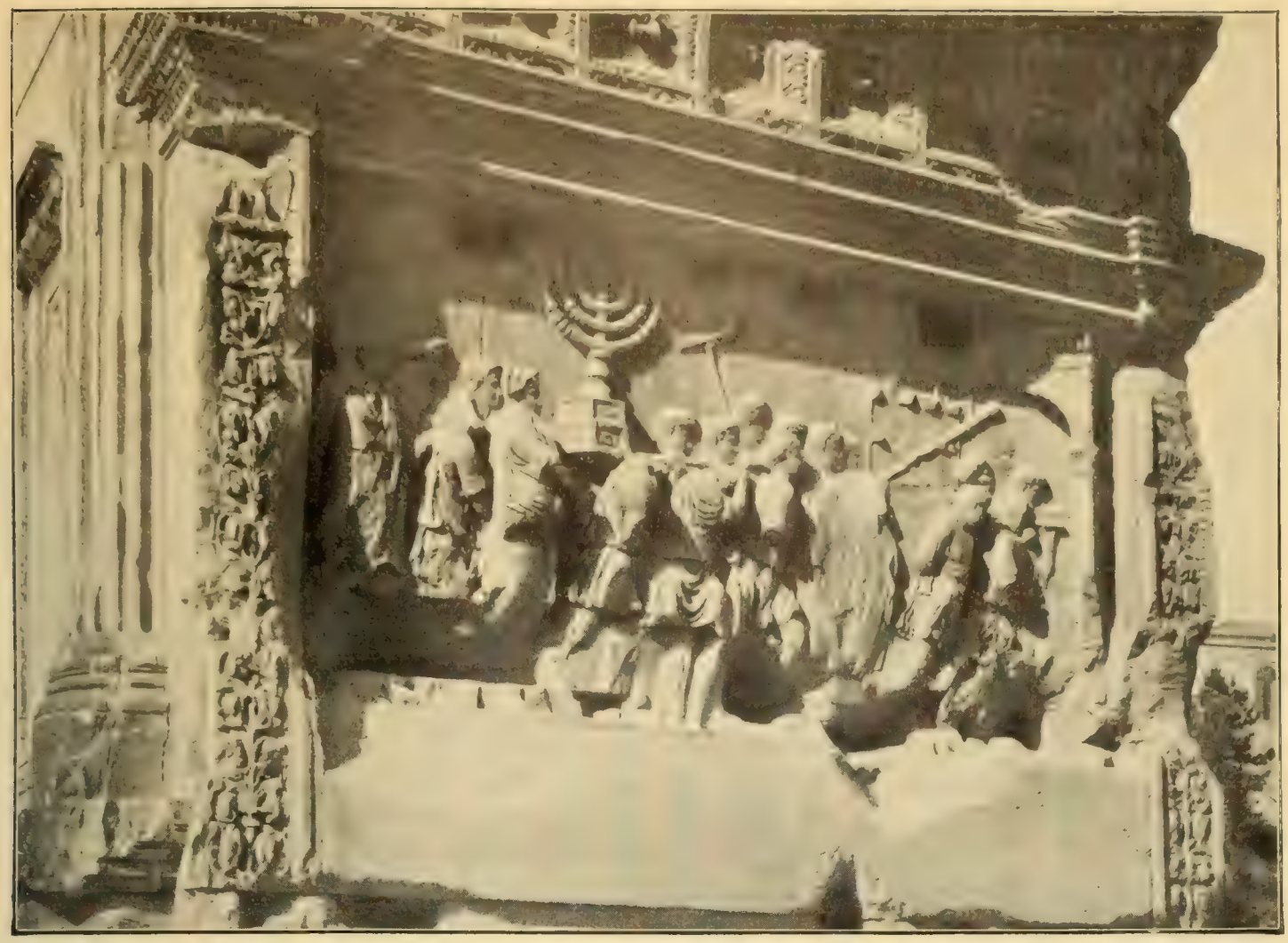
Medien, dem Statthalter des Demetrios II Nikator nahm er Babylonien ab, mit der Hauptstadt Seleukia; so ging den Seleukiden der Osten verloren. Zwar setzte Demetrios II Nikator sich zur Wehr, er zog im Jahre 140 gegen die Parther und schlug sie auch anfangs, aber im Jahre 139 wurde er in Medien überwunden und gefangen, Mithradates internierte ihn in Hyrkanien. Nicht lange darauf ist Mithradates der Große gestorben, sein Sohn Phraates II folgte ihm; und gegen diesen zog der Bruder des gefangenen Demetrios, Antiochos VII Sidetes, der daheim den Tryphon überwunden hatte, im Jahre 130 zu Felde. Er besiegte die Parther in drei Schlachten, Babylon gewann er wieder, Phraates wollte Frieden schließen, aber die Bedingungen des Antiochos Sidetes waren maßlos. So entließ denn Phraates den gefangenen Demetrios II in seine Heimat, um ihn gegen Antiochos auszuspielen, den Antiochos Sidetes selber aber überwand er jetzt im Kampfe, und Antiochos tötete sich selbst, um dem Feinde nicht lebend in die Hand zu fallen. Die Niederlage und der Tod des Antiochos VII Sidetes vom Jahre 129 macht Epoche in der seleukidisch-parthischen Geschichte: kein Seleukide hat Parthien mehr angegriffen. Die Seleukiden waren der neuen iranischen Großmacht, waren dem Partherreich gewichen. Es war ein Schlag auch für das Hellenentum im Osten.

Und eine Reaktion des Orientes vollzog sich auch auf der anderen Seite, in Palästina; sie übt ihre Wirkung bis auf unsere Tage.

Seit den Tagen Alexanders hat auch Palästina sich dem Hellenismus nicht entziehen können, das Griechische war die Weltsprache geworden und seine Kenntnis nicht zu entbehren, aber solange Palästina unter ägyptischer Herrschaft stand, war von einer tiefer greifenden Hellenisierung noch wenig zu spüren. Die hellenisierenden Tendenzen regten sich aber, als unter Antiochos III die Schlacht am Paneionberge Palästina von Ägypten löste und den Seleukiden unterwarf. Der altväterischen Partei der Chasidim, der Frommen, traten jetzt die Griechenfreunde gegenüber, und zu Anfang der Regierung des Antiochos Epiphanes wollte ihr Haupt, mit Namen Jesus, der sich aber lieber griechisch Jason nannte, seinem Bruder, dem Hohenpriester Onias III die Herrschaft entreißen; er erreichte sein Ziel durch Geld und flottes Hellenisieren, wie es dem Epiphanes erwünscht war, Onias wurde beiseite geschoben und Epiphanes ernannte den Jason zum Hohenpriester. Der neue Hohepriester erbaute nun in Jerusalem ein Gymnasium, in das die Jugend von Jerusalem sich drängte, die nackten Körperübungen waren jetzt Zeichen der vornehmen modernen Bildung, nur daß man leider! an der Beschneidung wahrnehmen mußte, daß dies Hellenentum nicht ganz echt war, so sehr auch manch einer sich bemühte, als unbeschnitten zu erscheinen. Man sieht, es waren zunächst die äußeren Formen, mit denen die Hellenisierung einsetzte, aber schon hier ging die Sache tiefer, denn gerade in der Frage der Verhüllung und Enthüllung des Körpers gingen Orient und Griechentum seit Jahrhunderten auseinander; und wenn der jüdische Hohepriester für die Festspiele des Herakles einen Beitrag nach Tyros sandte, so traf das bereits die Religion. Das Judentum begann allmählich im Hellenismus aufzugehen, die Entwicklung war im Gange, man mußte die Sache nur sich selber überlassen.

Es handelte sich nicht um die Frage der Hellenisierung, als Jason nach drei Jahren einem Nebenbuhler Menelaos weichen mußte, aber Jason wollte dem neuen Hohenpriester sich nicht fügen, er bemächtigte sich durch einen Handstreich Jerusalems und vertrieb den Menelaos. Antiochos Epiphanes, der eben, im Jahre 170/169, nach Ägypten gezogen war, marschierte auf der Heimkehr aus Ägypten aus Anlaß dieses Friedensbruches in Jerusalem ein, er plünderte den Tempel und schleppte seine goldenen Geräte nach Antiochia. Bei seinem zweiten Zuge nach Ägypten wurde Epiphanes im Jahre 168 durch den römischen Gesandten in brüsker Form genötigt, Ägypten zu verlassen, sein Anschlag auf Ägypten war gescheitert, er wandte sich jetzt der Hellenisierung der Juden zu; er versuchte, rasch und gewalttätig durchzusetzen, was sich allmählich von selber machte, und hat dadurch eine Reaktion von elementarer Gewalt entfesselt; er hat dadurch das Judentum, wider seinen Willen, gerettet.

Antiochos Epiphanes kam diesmal nicht persönlich nach Jerusalem, er sandte dorthin einen seiner Offiziere, und Apollonios legte im Jahre 168 eine syrische Besatzung in die Burg von Jerusalem, die sich dort über 26 Jahre halten sollte, bis zur Befreiung der Burg durch



Die heiligen Geräte des Tempels zu Jerusalem, Relief vom Titusbogen zu Rom.

Photographie von Anderson, Rom.

Simon im Frühjahr 141. Jetzt sollten den Juden mit Gewalt die griechischen Sitten und griechischer Kultus beigebracht werden, die Beobachtung des Sabbats und die Beschneidung wurden bei Todesstrafe verboten, die Opfer im Tempel hörten auf und in allen Städten des jüdischen Landes sollten die Juden den Göttern opfern, am 15. Kislev des Seleukidenjahres 145, im Dezember 168 v. Chr., wurde auf dem großen Brandopferaltar des Tempels zu Jerusalem ein heidnischer Altar gebaut, es war der Greuel der Verwüstung, und zehn Tage später wurde auf eben diesem Altare dem olympischen Zeus geopfert, dem der Tempel selber jetzt geweiht wurde. An den Dionysien mußten die Juden, mit Efeu bekränzt, dem Dionysos seinen Festzug feiern. Aus der Not jener Tage sind die Gesichte des Daniel emporgestiegen, die Überhebung des Königs gegen den höchsten Gott ist nach der Offenbarung Daniels ein Zeichen für die Zeit des Endes, aber noch ist der König nicht gestürzt und das Volk des höchsten Gottes nicht gerettet. Antiochos Epiphanes glaubte seinen Willen den Juden gegenüber durchgesetzt zu haben, als er im Jahre 166 seinen Zug nach dem Osten unternahm. Noch kurz vor seinem Tode erreichte ihn aber in der Persis die Nachricht von der erfolgreichen jüdischen Erhebung.

Sie ging aus von dem Priester Mattathias in dem Städtchen Modeïn, und seinen fünf Söhnen, Johannes, Simon, Judas, Eleasar und Jonathan. Als der Abgesandte des Königs nach Modeïn kam, um die Opfer einzurichten, da erschlug Mattathias den ersten Juden, der an den Altar trat, um zu opfern, und er erschlug den Boten des Königs. Er sammelte tapfere Männer um sich, und die Frommen, die Chasidim, schlossen sich ihm an, er zog mit seinen Leuten im Lande herum, er zerstörte die heidnischen Altäre, er erschlug die Abgefallenen, er beschnitt die unbeschnittenen Knaben. Als er, noch im Jahre 166, zu seinen Vätern versammelt wurde, trat an seine Stelle Judas, der Hammer, der Makkabäer; in

ſeinen Taten glich er einem jungen Löwen, ſo heißt es im Liede. Als er nach dem Oſten zog, hatte Epiphanes in Syrien den Lyſias als Reichsverweſer zurückgelaſſen, dieſer ſchickte drei Feldherrn gegen die Juden, aber der Makkabäus ſchlug das ſyriſche Heer bei Emmaus; im Herbſt 165 kam Lyſias ſelber mit ſtärkerer Macht, aber Judas ſchlug ihn bei Beth-zur, und Lyſias ging nach Antiochien zurück. Jetzt konnte Judas Jeruſalem wieder beſetzen, wenn er auch die Burg nicht nehmen konnte, in der ſich die ſyriſche Beſatzung hielt. Er ſtellte den Jahvedienſt wieder her, der Greuel der Verwüſtung wurde entfernt und auch der ganze Brandopferaltar jetzt niedergeriſſen, an ſeiner Stelle erhob ſich ein neuer, unentweihter. Der Tempel ſelber wurde neu geweiht, genau drei Jahre nach ſeiner Entweihung durch das erſte heidniſche Opfer, am 25. Kislev des Seleukidenjahres 148, im Dezember 165 v. Chr.

Zum Vormunde ſeines Sohnes, des Knaben Antiochos V Eupator, hatte Epiphanes nicht den Lyſias beſtellt, ſondern den Philippos, aber Lyſias ließ den Philippos nicht heran und behauptete ſich als Reichsverweſer. Als Judas im Jahre 163 die Burg von Jeruſalem belagerte, zog Lyſias herbei und ſchlug die Juden, aber er verfolgte ſeinen Sieg nicht, ſondern wegen ſeines Nebenbuhlers Philippos gewährte er den Juden Frieden und freie Ausübung ihres Kultus. In fünf Jahren hatte die jüdiſche Erhebung das erreicht, in der Folge hat kein Seleukide den jüdiſchen Kult mehr angetaſtet. Die Juden blieben Untertanen der Seleukiden, aber in ihrer Religion blieben ſie jetzt unangefochten. Der Makkabäer und die Seinen kämpfen ſeit 163 nicht mehr für die Freiheit ihres Glaubens und ihres Kultus, die haben ſie alle, ſondern nunmehr für die Befreiung von den Syrern, von der Herrſchaft der Seleukiden, und für die politiſche Selbſtändigkeit; aber es ſollte noch über zwanzig Jahre dauern, bis ſie, im Jahre 141 v. Chr., dieſes hohe Ziel erreichten.

Demetrios I ſetzte den Juden zum Ethnarchen und Hohenprieſter nach dem Tode des Hohenprieſters Menelaos natürlich nicht den Judas Makkabäus, der niemals Hoherprieſter war, ſondern einen Mann aus dem alten Hauſe der Hohenprieſter, den Jakim, der aber lieber auf den griechiſchen Namen Alkimos hörte. Auch die Chaſidim, die Frommen, erkannten ihn als Hohenprieſter an, nur nicht Judas und die Seinen. Judas bekämpft den Alkimos, und Demetrios I ſendet gegen Judas den Nikanor, aber im März 161 ſchlug ihn Judas in der großen Schlacht von Adaſa, in der Nikanor ſeinen Tod fand. Aber Demetrios I nahm dieſe Niederlage nicht hin, er ſandte wieder ein großes Heer, unter Bakchides, nach Judäa, und im Frühjahr 160 beſiegte Bakchides den Judas, der Makkabäer fiel in dieſem Kampfe.

Bald darauf, im Jahre 159, ſtarb der Hoheprieſter Alkimos, wer ſein Nachfolger wurde, iſt unbekannt, ſicher keiner von den Söhnen des Mattathias. Aber Jonathan, der jüngſte Sohn des Mattathias, der Bruder des Judas Makkabäus, ließ ſich in Machmas nieder und organiſierte dort eine Nebenregierung, er fing an, das Volk zu richten und ließ die Gottloſen aus Israel ſchwinden. Neben dem offiziellen Hohenprieſter muß er eine Macht geweſen ſein, ſonſt wäre er in den ſyriſchen Thronſtreitigkeiten, die nun folgten, für die Parteien ohne Belang geweſen. Gegen den Prätendenten Alexander Balas ſuchte der legitime König Demetrios I Soter ſich auf Jonathan zu ſtützen, er geſtattete ihm eigene Truppen zu halten, und im Jahre 152 ſiedelte Jonathan nach Jeruſalem über; in der Burg lag immer noch die ſeleukidiſche Beſatzung. Demetrios I hatte die Erhöhung des Jonathan begonnen, aber Alexander Balas überbot und ſtach ihn aus, im Herbſte 152 ernannte er den Jonathan zum Hohenprieſter, und im Jahre 150, als Demetrios I ihm unterlegen war, auch noch zum Strategen von Judäa. König Demetrios II Nikator vergrößerte ihm noch ſein Gebiet durch drei ſamaritaniſche Bezirke, und ſeinen älteren Bruder Simon, den zweiten Sohn des Mattathias, ernannte König Tryphon zum Strategen, von der tyriſchen Leiter, einem Vorgebirge zwiſchen Tyros und Ptolemais, bis zur ägyptiſchen Grenze. So waren die beiden makkabäiſchen Brüder in die höchſte Sphäre der ſyriſchen Reichsverwaltung eingetreten, aber die Doppelſtellung Jonathans, der geiſtliche und weltliche Gewalt vereinte, wurde dem Könige Tryphon doch bedenklich, durch Hinterliſt bemächtigte er ſich im Jahre 143 zu Ptolemais ſeiner Perſon und ließ ihn ſpäter in der Nähe von Baskama ermorden; von den Söhnen des Mattathias war jetzt nur noch Simon über. Simon vollendete das Werk des Jonathan und die Befreiung des jüdiſchen Volkes von der Herrſchaft der Seleukiden; er ſchloß ſich wieder an Demetrios II Nikator an, und

Münzen der Makkabäer. Originale im Kgl. Münzkabinett zu Berlin.

dieser ernannte ihn zum Hohenpriester; im Jahre 142 gewährte er den Juden die Steuerfreiheit, das Joch der Heiden war von Israel genommen. Im Mai 141 befreite Simon auch die Burg Jerusalems von der syrischen Besatzung, die seit Antiochos Epiphanes, seit 168 v. Chr. dort gelegen hatte, und im September desselben Jahres 141 v. Chr. beschloß eine große Versammlung der Priester und des Volkes und der Obersten des Volkes und der Vornehmsten des Landes, daß Simon für immer ihr Anführer und Hoherpriester sei, bis ein glaubhafter Prophet aufstehe, daß er ihr Feldherr sei und ihm die Sorge für das Heiligtum obliege, und daß ihm vor allen gehorcht werden solle: so wurde Simon Hoherpriester, Stratege und Ethnarch der Juden. Die Dynastie der Hasmonäer war gegründet, sie trägt ihren Namen wohl nach einem Ahnen Hasmonai. Die Fülle der geistlichen und weltlichen Gewalt war in der Hand des makkabäischen Hohenpriesters und Ethnarchen vereinigt. Den Purpur und die goldene Spange hatte Simon im Jahre 141 angelegt; sein Enkel Aristobul I wand im Jahre 104 als König das Diadem um seine Stirn.

Die Erhebung gegen die Seleukiden und die großen Makkabäer haben für die Juden eine neue Zeit des Ruhmes und Glanzes heraufgeführt, die der des David und Salomo nicht nachsteht, aber erhalten hat die Erinnerung an jene große Zeit und ihre großen Fürsten nicht die Synagoge, sondern die Kirche, die uns die Makkabäerbücher aufbewahrt hat; in der jüdischen Tradition, im Talmud, sind die Makkabäer wie in einer Versenkung verschwunden. Um 200 nach Chr. fand die mündliche Gesetzlehre, die Mischna, das neue Corpus iuris civilis et canonici der Juden, durch Rabbi Juda ha-Nasi seine Redaktion; und in den palästinischen und babylonischen Schulen schlossen sich die Kommentare, die palästinische und babylonische Gemara an, die, wohl im vierten und fünften Jahrhundert, sich zu der Lehre der beiden Talmude zusammenschlossen. In ihnen hat eine engherzige Entwicklung die Begründer der neuen jüdischen Größe, die Makkabäer, durch Ignorierung ausgeschieden. Gewiß waren diese Makkabäer im Gegensatz gegen den Hellenismus, durch die Reaktion gegen ihn emporgestiegen, aber die jüdischen Fürsten lebten in der Welt und mußten mit ihr rechnen. Sie haben dem vornehmen Judentum jener Tage eine gewisse Weltförmigkeit und Freiheit der Auffassung gegeben, wie sie sich bei den Sadduzäern äußert: aber im Gegensatze zu den vornehmen, weltlichen Sadduzäern kam die demokratisch-nationale Partei der Pharisäer auf, die zugleich die Abschließung gegen alles Fremde und die Absonderung der Juden von den Völkern vertrat und durchsetzte. Die Pharisäer aber siegten und bestimmten die innere Entwicklung des Judentums, im Talmud kamen sie zum Worte, und im Judentum der Talmud. Er hat das Judentum als Religion und damit auch als Volk zusammengehalten und erhalten, aber durch die Exklusivität, die er fordert und befördert, auch viel Schweres über dies Volk gebracht. Seit länger als einem Jahrhundert hat das Judentum begonnen, in den Völkern, den Nationen, aufzugehen, die es beherbergen, es ist eine Entwicklung, die von den Juden selber durchaus nicht allgemein gewünscht wird, aber wo sie durchdringt und sich durchsetzt, hat die Exklusivität des Talmud bereits weichen müssen. Die Wissenschaft des Talmud und seine kritische Verwertung für die Religionsgeschichte und Weltgeschichte steht noch in den ersten Anfängen, aber sie hat unleugbar Zukunft; in der Wissenschaft wird sich halten, was im Leben untergeht.

Aber daß alte Geſchichte und neue Geſchichte auf das engſte zuſammengehören und ſich in Kern und Weſen berühren, dahin weiſt uns auch der Talmud und das Judentum. Die Frage ſeines Aufgehens in den Völkern ſteht nicht nur jetzt wieder im Fluſſe, ſie war eine Frage auch der helleniſtiſchen Geſchichte. Aller Wahrſcheinlichkeit nach wird in der Gegenwart die Antwort anders ausfallen als in den Tagen des Antiochos Epiphanes und der Makkabäer. Das paläſtiniſche Judentum des Hellenismus und der Römerzeit hat ſich abgeſchloſſen, aber trotzdem eine univerſale Wirkung ausgeübt, an die es nicht dachte und die es nicht wollte: im Chriſtentum und in der Kirche.

18. Der Untergang der Antigoniden, der Fall von Karthago und Korinth.

Antiochos Epiphanes und Judas Makkabäus ſind Individualitäten, die uns als ſolche entgegentreten, und an Perſönlichkeiten hat es in der Welt des Hellenismus ſeit den Tagen Alexanders nicht gefehlt; auch in der altgriechiſchen Geſchichte unterſcheiden wir die Menſchen ſeit den Tagen Heſiods, ſie unterſcheiden ſich voneinander. Dem gegenüber bietet die altrömiſche Geſchichte uns nur Typen, keine ausgeprägten Perſönlichkeiten, und es liegt das ſchwerlich ganz allein an der Art der Überlieferung; es ſcheint vielmehr, daß die römiſchen Männer der alten Zeit einander im ganzen ähnlicher waren, als ihre griechiſchen Zeitgenoſſen. Die erſte markante Perſönlichkeit der altrömiſchen Geſchichte gehört der Zeit des großen Samniterkrieges an, es iſt Appius Claudius, der gewaltige Cenſor des Jahres 310 v. Chr. Und dann fehlt es in Rom an Individuen wieder bis auf C. Flaminius und auf P. Cornelius Scipio, den älteren Afrikanus; von da ab aber begegnen ſie uns in reicher Fülle. Woran liegt das? Nicht nur daran, daß die gleichzeitige Geſchichtſchreibung in literariſcher Form jetzt einſetzt, ſondern die Menſchen ſind anders geworden unter dem Einfluß der griechiſchen Bildung, die in Rom eindringt; ſie hat die Römer individualiſiert, ſie hat auch Gegenſätze geſchaffen. Faſt noch individueller als die glänzenden Figuren eines Scipio und Flaminius erſcheint uns die knorrige Geſtalt des alten Cato in ihrer bodenſtändigen Urwüchſigkeit; ſie widerſtrebt dem Hellenismus und wird doch wider Willen von ihm ergriffen. Mit ganzem Herzen haftet er an der hergebrachten heimiſchen Art und Sitte und iſt dem neuen Weſen abgeneigt, wie die Scipionen es verkörpern; und hinzukommt ſein Mißtrauen gegen dieſe vornehmen Leute. Er war ſelber ſeiner Geburt nach kein Bauer mehr, aber bäuerliche Art lebte kräftig in ihm fort, er ſtieg höher von Stufe zu Stufe und iſt in den letzten Jahren ſeines Lebens wohl der mächtigſte Mann der Welt geweſen, aber ein Bauer iſt er geblieben bis zum letzten Atemzuge, ein Bauer in aller ſeiner Tüchtigkeit und mit allen ſeinen Schwächen.

Nach dem hannibaliſchen Kriege beherrſchte Publius Scipio den Senat, ſein Einfluß war es, dem man folgte, wenn man den Glabrio, wenn man ſeinen Bruder Lucius Scipio und ihn ſelber mit dem Kriege gegen Antiochos betraute. Cato und P. Scipio waren faſt von gleichem Alter, Cato im Jahre 234 v. Chr. geboren und Scipio wohl ein Jahr früher, den Scipio rief ein großes Kommando ſchon im Jahre 211 nach Spanien und 205 v. Chr. wurde er Konſul, Cato erſt zehn Jahre ſpäter, im Jahre 195. Die Gegenſätze beider beſtanden ſchon, als der Konſular Cato im Jahre 191 als Kriegstribun unter Glabrio nach Griechenland mitging, und nach dem Kriege begann Cato bereits im Jahre 189 den Kampf gegen Glabrio, dem nach zwei Jahren der gegen die Scipionen ſelber folgte. Es handelte ſich dabei um die Beute aus dem Kriege gegen Antiochos und um die Beziehungen des P. Scipio zu dem Könige. Die Oppoſition gegen die Scipionen, deren Seele Cato war, operierte mit der Gewalt, zu büßen, zu multieren, wie die Tribunen und die plebejiſchen Volksverſammlungen ſie beſaßen. Wer will behaupten, daß die Scipionen ſich an der Beute nicht perſönlich bereichert haben? Völlige Integrität auf dieſem Gebiet iſt etwas Neues, das Beiſpiel, das die Preußen 1864 und 1866, das die Deutſchen 1870 gegeben haben, iſt in dieſer Weiſe früher noch kaum dageweſen, und ſogar die rein juriſtiſche Beantwortung der Frage, was denn eigentlich um 190 v. Chr. rückſichtlich der Beute rechtens war, wird dadurch erſchwert, daß dieſe Frage gerade bei der cause célèbre der Prozeſſe gegen die Scipionen wohl zum erſtenmal aufge-

Die Venus von Milo
Original im Louvre zu Paris

worfen wurde. Es waren politische Prozesse, mit der Absicht unternommen, die Scipionen zu kompromittieren und zu stürzen. Und Cato erreichte seine Absicht. Im Jahre 184 wurde L. Scipio verurteilt und vor der Abführung ins Gefängnis nur durch die Intercession des Tribunen Ti. Sempronius Gracchus gerettet. Die Sache gegen P. Scipio wurde nicht weiter verfolgt, aber auch er war politisch beseitigt; Cato aber wurde Censor und nahm als solcher dem L. Scipio das Ritterpferd. P. Scipio verließ Rom und zog sich auf seine Villa bei Liternum in Campanien zurück, hier ist er bereits 183 gestorben, im 52. Jahre seines Alters. Auch nicht im Tode wollte er nach Rom zurück, er verbot seiner Gemahlin, seine Gebeine in den römischen Scipionengräbern beizusetzen; am Strande von Liternum wurde der Besieger Hannibals begraben.

Als der Tribun Tiberius Gracchus gegen die Verhaftung des L. Scipio intercedierte, erklärte er, er sei den Scipionen verfeindet und wolle es bleiben, aber die Tochter des Afrikanus vermählte sich ihm nach dem Tode des Vaters: es ist Cornelia, die Mutter der Gracchen.

Im selben Jahre mit P. Cornelius Scipio Afrikanus, im Jahre 183, starben Hannibal und der Achäer Philopömen; es ist das Jahr der drei großen Toten.

Die Auslieferung Hannibals hatten die Römer beim Friedensschlusse von Antiochos verlangt, aber Antiochos hatte ihn nach Kreta entkommen lassen, und von da aus war er zu König Prusias von Bithynien gegangen; als Flamininus auch hier seine Auslieferung begehrte, tötete Hannibal sich durch Gift.

Wenn die Römer ihre Siege im Orient auch zu keinen Landeroberungen benutzt hatten, so beherrschten sie ihn doch durch ihren Einfluß.

Aus der griechischen Politik entfernt und trotz seines Verhaltens im Kriege gegen Antiochos von den Römern auch in Thrakien nicht entschädigt, sann König Philipp von Makedonien dauernd auf Rache und rüstete zum Kriege gegen Rom, die Römer wollten ihrerseits den Krieg bereits im Jahre 183 eröffnen, aber dem Könige, dem die Lage augenblicklich nicht geeignet schien, gelang es, durch seinen den Römern genehmen Sohn Demetrios den Frieden damals noch zu erhalten. Nichtsdestoweniger rüstete er weiter, militärisch und finanziell bereitete er sich auf alles vor und gedachte, die Donauvölker, in erster Linie die Bastarner, auf Italien loszulassen; daß die römische Gründung Aquilejas im Jahre 181 solchen Plänen entgegenwirken sollte, ist nicht unmöglich. Im Jahre 179 starb König Philipp, ohne zur Revanche gelangt zu sein; ihm folgte nicht sein von den Römern begünstigter jüngerer Sohn Demetrios — sein Vater hatte ihn bereits im Jahre 181 hinrichten lassen —, sondern Perseus; er übernahm ein ausgezeichnetes Heer und die besten Finanzen. König Perseus suchte Verbindungen in der Staatenwelt des Hellenismus und er fand sie auch in Hellas, die Römer fingen an zu fürchten, er bedrohe ihre Hegemonie über die Griechen; gegen ihn hetzte König Eumenes II von Pergamon, der 172 Rom besuchte, und die Römer entschlossen sich zum Kriege, den Perseus nicht mehr abzuwenden vermochte, er begann im Jahre 171. Eumenes und König Prusias von Bithynien unterstützten die Römer, König Genthios von Illyrien den Perseus. Die Entscheidung brachte erst der Konsul des Jahres 168, L. Ämilius Paullus, der Besiegte von Cannä war sein Vater. Am 22. Juni 168 v. Chr. wurde Perseus bei Pydna vollständig geschlagen und in Samothrake gefangen genommen. Im Jahre 167 führte Paullus ihn in Rom im Triumphe auf, er wurde in Alba am Fuciner See interniert und ist 165 dort gestorben. Das war der Ausgang der Antigoniden.

Makedonien teilten die Römer in vier Republiken, die kein Commercium und kein Connubium miteinander hatten, auch das illyrische Gebiet, das König Genthios an die Römer verloren hatte, wurde in drei Staaten gespalten.

Rhodos hatte sich unterfangen, einige Monate vor der Schlacht von Pydna den Frieden vermitteln zu wollen, und mußte jetzt dafür büßen, obwohl es nicht für Perseus eingetreten war. Sogar Cato nahm sich der Rhodier an, trotzdem verloren sie ihre Besitzungen an der karischen Küste. Auch der achäische Bund hatte sich den Römern gegenüber korrekt verhalten, trotzdem wurden an tausend angesehene Achäer der Parteinahme für Perseus verdächtigt, sie gingen nach Rom, um ihre Unschuld nachzuweisen, wurden aber als Geiseln festgehalten und in den italischen Städten interniert. Polybios, der Sohn des achäischen Strategen

Lykortas, hatte bereits in Griechenland Beziehungen zu den Söhnen des Ämilius Paullus gewonnen, beſonders zu Publius, den Paullus dem kinderloſen Sohne des Scipio Afrikanus zur Adoption überlaſſen hatte, es iſt Scipio Ämilianus, der ſpätere Afrikanus minor; eben dieſe Beziehungen kamen dem Polybios zugute, er durfte in Rom ſelber bleiben, er wurde ein Freund des Scipionenkreiſes, ein Bewunderer des römiſchen Staates und ſeiner Ariſtokratie.

Die Beute, die Ämilius Paullus aus Makedonien heimbrachte, war ſo beträchtlich und übte einen ſolchen Einfluß auf die römiſchen Finanzen, daß die direkte Steuer des Tributum von den römiſchen Bürgern hinfort nicht mehr erhoben wurde.

Der Fall Makedoniens änderte auch die Beziehungen Roms zu Karthago. Seit der Flucht Hannibals aus Karthago vom Jahre 196 waren die Beziehungen der Römer und Karthager gute, die antirömiſche Partei in Karthago war damit ins Hintertreffen gekommen, man verſtändigte ſich miteinander, weil die materiellen Intereſſen dabei gediehen, der Handel und Wohlſtand von Karthago nahm wieder einen gewaltigen Aufſchwung, auch Italiker ließen ſich des Handels wegen in Karthago nieder, es war noch immer die größte Handelsſtadt im Weſten. Am Kriege des Antiochos hatte Karthago, trotz Hannibal, ſich nicht beteiligt, man blieb noch über 20 Jahre miteinander auf gutem Fuße. Solange Makedonien beſtand, ſolange Makedonien und Karthago ſich miteinander verbünden konnten, tat man gut, die Karthager nicht zu reizen. Aber mit der Schlacht von Pydna kam über die Römer das Gefühl der Allmacht, und ſie traten nun überall mit vollendeter Rückſichtsloſigkeit auf; auch der römiſche Kaufmann wurde dem Konkurrenten gegenüber jetzt brutal.

Wohl war in Rom mit Ämilius Paullus die Partei der Scipionen wieder hochgekommen, aber der mächtigſte Mann im Senate wurde doch der alte Cato; und es war ein Unglück für Karthago, daß eine Geſandtſchaft, wie es ſcheint, im Jahre 157 den Cato perſönlich nach Karthago führte. Hier ſetzten ihn die Blüte der Stadt, ihr Reichtum und ihre Rüſtungen in Erſtaunen, jetzt entſtand in ihm der Glaube, Karthago ſei noch immer eine drohende Gefahr für Rom, aus dieſem Grunde hielt er jetzt die Zerſtörung von Karthago für notwendig und brachte ſeine Überzeugung im Senate bei jeder möglichen Gelegenheit in ſeinem ceterum censeo zum Ausdruck. Der Konſul präſidierte im Senat, aber er ſtellte keinen Antrag, das Antragsrecht ſtand vielmehr den einzelnen Senatoren zu, die, vom Präſidenten des Senats um ihre Meinung befragt, mit einem Antrage antworteten. Und jedem Antrage hatten ſie das Recht, weitere Anträge beizufügen. Man vergegenwärtige ſich den Eindruck, wenn ein Mann wie Cato, im Senat befragt, ſeinem jedesmaligen Antrage über den Gegenſtand der Tagesordnung den weiteren Antrag auf Zerſtörung Karthagos folgen ließ. Denn das beſagt ſein ceterum censeo: außerdem ſtelle ich den Antrag auf Zerſtörung von Karthago. So wurde denn der alte Cato für Karthago zum Totengräber.

Und ſein anderer Totengräber war der numidiſche König Maſiniſſa. Er ſchloß das karthagiſche Gebiet dadurch ein, daß er die Emporien im Süden der kleinen Syrte beſetzte, und die Römer gaben ihm im Jahre 161 recht. Und in der Folge erhob er Anſpruch auf die großen Ebenen am Bagradas und das Gebiet der fünfzig Städte zu beiden Seiten des Fluſſes Tusca; wieder wurden die Römer zur Entſcheidung angerufen. Es begannen lange diplomatiſche Verhandlungen, die ſchließlich mit dem Kriege endeten; Cato warf den Karthagern Vertragsbruch vor, die alten Verträge mit Karthago, die Polybios uns in griechiſcher Überſetzung mitteilt, wurden damals aus der Schatzkammer der Ädilen ans Licht beſchworen. Schließlich ging den Karthagern die Geduld aus, und ſie verbannten die Freunde Maſiniſſas, und als ſie dieſer daraufhin angriff, wagten ſie es, ſich zu verteidigen; und der hannibaliſche Friede hatte ihnen doch verboten, ohne Erlaubnis der Römer Krieg zu führen! So beſchloß man denn in Rom im Jahre 150 die Kriegserklärung gegen Karthago. Den Fall Karthagos aber ſollte weder Cato noch Maſiniſſa erleben, Cato ſtarb bereits im Jahre 149 und Maſiniſſa zu Anfang des Jahres 148.

Um nach Afrika überzuſetzen, gingen die Konſuln im Jahre 149 zunächſt nach Sicilien, nach Lilybäum. Dorthin beſchied der Konſul Manius Manilius den im Jahre 150 nach ſeiner Heimat zurückgekehrten Polybios, wohl um ihn als Ingenieur bei der Belagerung Karthagos zu verwenden, aber bereits in Korfu erfuhr Polybios, die Karthager hätten Geiſeln geſtellt,

Die Stadtmauern von Korinth. Photographie des deutschen archäologischen Instituts zu Athen.

und in der Meinung, es werde doch nicht zum Kriege kommen, kehrte Polybios nach dem Peloponnes zurück. Aber der Krieg brach dennoch aus, denn die in Afrika gelandeten Konsuln hatten von den Karthagern verlangt, sie sollten ihre Stadt verlassen und sich an anderer Stelle ansiedeln, 15 Kilometer vom Meer entfernt! Auf diese Zumutung hin verteidigten sich die Karthager mit dem Mute der Verzweiflung, und auch im Jahre 148 hatten die Römer wenig Erfolg; da entschloß man sich, den Scipio Ämilianus für 147 zum Konsul zu wählen und an die Spitze des Krieges zu stellen.

Scipio hatte bereits im ersten Kriegsjahr, 149, als Kriegstribun am Kriege in Afrika teilgenommen; in diesem Sommer 149 suchte er den Masinissa auf, und Polybios, der inzwischen auch angelangt war, hat ihn begleitet. In das Jahr 148 scheint die Expedition zu fallen, die den Polybios an der afrikanischen Küste durch die Straße von Gibraltar in den Atlantischen Ozean führte. Zurückgekehrt, gehörte er dem Stabe des Konsuls und Prokonsuls Scipio an und nahm an der Belagerung Karthagos 147 und 146 tätigen Anteil. Bei der Eroberung erstieg Tiberius Gracchus, der künftige Tribun, als der erste die feindlichen Mauern. Die Stadt Karthago wurde zerstört und sein Gebiet als Provinz Afrika dem römischen Staate eingegliedert.

Etwa in dem Juli 146 fällt die Zerstörung von Karthago, bei der Polybios zugegen war. Bald kehrte er nach Griechenland zurück, auch über die Eroberung Korinths, wohl vom September 146, berichtet er als Augenzeuge.

Die Verhältnisse in Makedonien hatten sich inzwischen durch das Auftreten eines Prätendenten, Andriskos, verschoben, der sich für einen Sohn des Königs Perseus ausgab. Er hatte Erfolg und besiegte die Römer im Jahre 149, erst der Prätor Q. Cäcilius Metellus überwand ihn 148, auch bei Pydna. Jetzt nahmen die Römer ganz Makedonien in eigene Verwaltung, sie vereinigten damit Epiros und den daran grenzenden Teil Illyriens, die Provinz Makedonien erstreckte sich vom Ägäischen zum Adriatischen Meere. Auch mit der Aufsicht über Griechenland wurde der Statthalter von Makedonien nach dem korinthischen Kriege betraut.

Der Führer des achäiſchen Bundes wurde nach Aratos Philopömen. In der Geſchichte erſcheint er in dem verklärenden Lichte, das Polybios über ihn ausgegoſſen: wie war er wirklich? Die in Lakonien von Kleomenes und Nabis freigelaſſenen Heloten wurden im Jahre 189 von den Achäern unter Philopömen angewieſen, bis zu einem beſtimmten Tage abzuziehen; die zurückbleibenden wurden ergriffen und als Sklaven verkauft, es waren 3000. Das tat Philopömen, ſo ſah „der letzte Grieche" aus. Seinen Tod hat auch er, wie Scipio und Hannibal, im Jahre 183 gefunden. Die Meſſenier waren vom achäiſchen Bunde abgefallen, und Philopömen, der gegen ſie zog, fiel in ihre Hände; ſie haben ihn durch Gift getötet. Bei der Leichenfeier trug die Urne mit der Aſche Philopömens der junge Polybios, des Lykortas Sohn. Nach dem Tode Philopömens wurde Lykortas der leitende Staatsmann des achäiſchen Bundes, er war es noch zur Zeit der Schlacht von Pydna.

Die Notwendigkeit, auf Rom Rückſicht zu nehmen, konnte kein Realpolitiker verkennen, aber auch die größte Macht erſcheint mannigfach gebunden und kann nicht immer überall eingreifen; und ſolche Lage darf auch der Mindermächtige benutzen. Für eine ſolche Politik des achäiſchen Bundes iſt Lykortas eingetreten; für unbedingte Unterwerfung unter Rom wirkte gegen ihn Kallikrates. Die tauſend Geiſeln raubten dem Bunde die letzten Kräfte. Um ihre Rückkehr bemühte ſich in Rom bereits im Jahre 160 eine achäiſche Geſandtſchaft, aber ſie hatte keinen Erfolg. Die Rückkehr wurde den Achäern erſt im Jahre 150 geſtattet, als auch der alte Cato im Senate dafür eintrat und es für gleichgültig erklärte, ob dieſe achäiſchen Grauköpfe von römiſchen oder achäiſchen Totengräbern beſtattet würden. So ganz gleichgültig war dieſe Frage der Heimkehr aber doch nicht, nach ſiebenjähriger Verbannung kehrten die Geiſeln mit leidenſchaftlicher Verbitterung zurück. Unter den Heimgekehrten gelangten nicht die Gemäßigten, wie Polybios oder Stratios, zu Einfluß; ſofort wurde vielmehr ein Fanatiker zum Strategen des Bundes gewählt, Diäos, er und ſein Geſinnungsgenoſſe Kritolaos brachten den achäiſchen Bund in die Grube. Man wollte ſich von Rom befreien und glaubte, der Krieg gegen die Karthager nehme die Römer ganz in Anſpruch. Gegen den Willen des Senates und trotz der Warnung des Metellus ſchlug der Stratege Damokritos gegen Sparta los, und daraufhin beſtrafte der Senat die Achäer durch die Loslöſung beſonders von Sparta, Korinth und Argos vom Bunde; aber auf der Bundesverſammlung von Korinth im Sommer 147 verſagte man ſogar den römiſchen Geſandten die übliche Achtung. Trotz der erneuten Warnung des Metellus war der Stratege Kritolaos zur Wiederaufnahme des Krieges gegen Sparta entſchloſſen, die Römer aber beauftragten im Frühjahr 146 den Konſul L. Mummius mit der Kriegführung gegen die Achäer. Kritolaos iſt verſchollen, nach ſeiner Niederwerfung durch Metellus, ſeinen Nachfolger Diäos aber beſiegte Mummius in der Schlacht bei Leukopetra am Iſthmos. Diäos nahm ſich ſelbſt das Leben, und Korinth fiel dem Mummius in die Hände, etwa im September 146; es wurde zerſtört, und die Korinther wurden in die Sklaverei verkauft. Der achäiſche Bund wurde aufgelöſt, und um die Neuordnung der griechiſchen Verhältniſſe machte Polybios ſich verdient; als Vertrauensmann beider Teile leiſtete er ſeinen Landsleuten ähnliche Dienſte, wie den Joniern ſeinerzeit Hekatäos von Milet nach der Niederwerfung ihres Aufſtandes unter Dareios. Der Statthalter von Makedonien übernahm die Aufſicht über Griechenland, eine beſondere Provinz Achaja hat erſt Cäſar eingerichtet.

19. Alexandriner und Pergamener. Die Helleniſierung Roms.

Seine Entſtehungsgeſchichte der römiſchen Weltherrſchaft gedachte Polybios urſprünglich mit der Schlacht von Pydna abzuſchließen, aber ſie war noch nicht vollendet, als Karthago und Korinth fielen; ſo hat er denn ſeinen urſprünglichen Plan erweitert und die Darſtellung bis zur Vernichtung des karthagiſchen Staates und des achäiſchen Bundes hinabgeführt. Dabei blieb er ſich aber deſſen bewußt, daß die grundſätzliche Entſcheidung bereits bei Pydna gefallen war, im Jahre 146 zogen die Römer aus ihr nur noch die Konſequenzen. Auch ihr Verhalten und ihr Ton im Verkehr mit den Staaten änderte ſich unmittelbar nach Pydna mit einem Schlage, nach dem Fall von Makedonien brauchten ſie keine Rückſicht mehr zu nehmen; ſie

Der Nil. Marmorgruppe im Vatikanischen Museum zu Rom. Photographie von Anderson.

traten jetzt mit einem Male auch den bisherigen Freunden gegenüber brutal auf. Daß sie Karthago gegenüber, das ihnen seit 196 v. Chr. durchaus entgegengekommen war, jetzt andere Saiten aufzogen, darauf wurde bereits hingewiesen; auch ihr Freund Antiochos IV Epiphanes von Syrien sollte es merken, am deutlichsten aber sollte ihr Faktotum, Eumenes II von Pergamon, es empfinden. Die Zeiten hatten sich eben geändert.

Antiochos Epiphanes erfuhr ihren Wandel in Ägypten. Der Pyrrhoskrieg war es, der die Verbindung hellenistischer und römischer Politik einleitete, es war kein Zufall, wenn die Römer im Jahre 273 ein Bündnis mit Ptolemäos II Philadelphos schlossen, sie waren bereit, auch seinen Sohn, Ptolemäos III Euergetes, im Kriege gegen Seleukos II Kallinikos zu unterstützen. Der dauernde Gegensatz der Ptolemäer gegen die makedonischen Antigoniden konnte unter Ptolemäos IV Philopator und König Philipp die guten Beziehungen zwischen Rom und Ägypten nur befördern; während der italischen Hungersnot des Jahres 210 v. Chr. schickten die Römer eine Gesandtschaft nach Alexandria mit dem Ersuchen um Getreide. In seinen letzten Bitten soll Philopator seinen unmündigen Sohn dem Schutze der Römer anvertraut haben. Unter den drei römischen Gesandten, die im Jahre 201 nach Alexandria gingen, um den Sieg über Hannibal zu melden, befand sich auch M. Ämilius Lepidus als Vormund des königlichen Kindes von Ägypten, des Ptolemäos V Epiphanes. Auf eine solche Vormundschaft aber haben sich die Römer dem König Philipp gegenüber nicht berufen, als sie von ihm die Aufgabe der von ihm besetzten ptolemäischen Besitzungen in Kleinasien und Europa forderten, sonst hätten sie auch gegen Antiochos III Krieg führen müssen, der sich zur Beraubung des unmündigen Ptolemäos mit den Antigoniden verbunden hatte. Wie es aber auch immer mit der juristischen Bedeutung der testamentarischen Bestimmung des Ptolemäos IV Philopator stehen möge, eine vormundschaftliche Regentschaft für Epiphanes haben die Römer in Ägypten ganz unzweifelhaft nicht geführt. Und sie haben Ägypten auch nicht vor den Verlusten seiner auswärtigen Besitzungen geschützt, Antiochos III konnte Cölesyrien ruhig dem Epiphanes entreißen. Seine Tochter Kleopatra vermählte Antiochos III mit Ptolemäos V Epiphanes, und in der Folge behaupteten die Ägypter, als Mitgift habe Kleopatra den Anspruch auf die Rückgabe Cölesyriens erhalten. Noch nicht dreißig Jahre alt, wurde Epiphanes, 181/180, vergiftet und unter der Vormundschaft seiner Mutter Kleopatra folgte ihm sein Sohn Ptolemäos VI Philometor; als sie um 173 starb, reklamierte Philometor Cölesyrien als Erbteil seiner Mutter von Antiochos Epiphanes. Der Seleukide aber bestritt diesen Anspruch, und die

Ägypter rüſteten ſich zum Kriege, Antiochos Epiphanes aber kam ihrem Angriffe zuvor und fiel im Jahre 170 in Ägypten ein, er beſetzte Memphis und rückte vor Alexandria; Philometor mußte mit ihm paktieren, er verzichtete auf Cöleſyrien, und Antiochos Epiphanes erkannte ihn als König von Ägypten an.

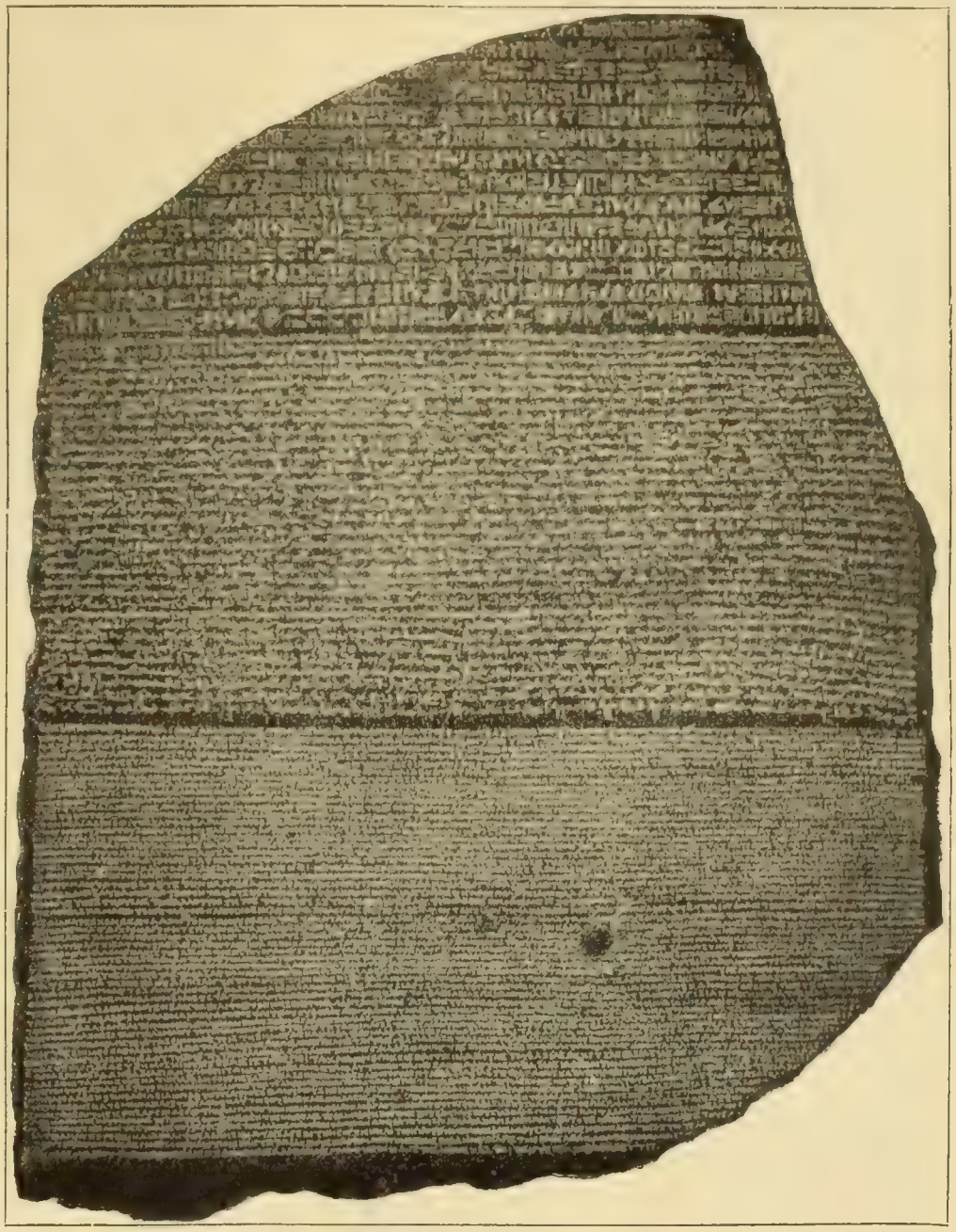
Die Alexandriner aber waren unzufrieden und ließen jetzt den Philometor fallen, ſie riefen ſeinen jüngeren Bruder Ptolemäos zum Könige aus, es iſt Ptolemäos VIII Euergetes II, der ſpäter ſo genannte Phyſkon. Antiochos konnte Alexandria nicht nehmen und zog ab, den Philometor ließ er als König in Memphis.

Nun aber verſtändigten ſich im Jahre 169 Philometor und Euergetes, Philometor konnte wieder nach Alexandria, die beiden Brüder regierten jetzt gemeinſam, ihr gemeinſames Regiment hat bis 163 gedauert. Philometor ſagte dem Antiochos Epiphanes ab, und infolgedeſſen rückte Antiochos im Frühjahr 168 wieder in Ägypten ein; die Unterwerfung Ägyptens ſtand bevor. Aber jetzt beſchloß der römiſche Senat, der unmittelbar vor Abſchluß des Krieges gegen Perſeus ſtand, zu intervenieren. Er ſandte den C. Popilius Länas nach dem Orient, aber er mußte in Delos die Entſcheidung gegen Perſeus erſt abwarten, ſie fiel bei Pydna, am 22. Juni 168. Auf die Nachricht von dem koloſſalen Siege der Römer brach Popilius Länas ſofort auf, über Rhodos fuhr er nach Ägypten, er traf den Antiochos Epiphanes bei Eleuſis, ſechs Kilometer vor den Toren von Alexandria, er übergab ihm das Schreiben des Senates mit der Aufforderung, den Krieg gegen Ptolemäos aufzugeben. Der König las das Schreiben und erklärte, er wolle ſich mit ſeinen Freunden über den Vorfall beraten, Länas aber zog mit ſeinem Stocke einen Kreis um ihn und verlangte, er ſolle ſich entſcheiden, ehe er aus dem Kreiſe trete; und der König — fügte ſich den Umſtänden, er führte ſein Heer nach Syrien zurück. Die Schlacht von Pydna hatte Ägypten gerettet, eine ſo unerhörte Sprache hätte Rom vorher nicht gewagt. Der römiſche Einfluß beherrſcht jetzt Ägypten, dieſer bezog ſich aber natürlich nur auf die große Politik, und die komplizierten inneren Verhältniſſe des Landes wurden wenig davon berührt. Hier kam es vor allem auf die verſchiedenen Klaſſen der Bevölkerung, auf die Verwaltung und die Finanzen, auch Kultus, Prieſter und Kirche an. Die erſte genauere Kenntnis dieſer inneren Geſchichte des helleniſtiſchen Ägypten vermittelte der 1799 von den Franzoſen gefundene Stein von Roſette mit ſeinem prieſterlichen Ehrendekrete für Ptolemäos V Epiphanes vom Jahre 196 v. Chr. Dieſer Stein mit ſeinem hieroglyphiſchen, demotiſchen und griechiſchen Texte ermöglichte die Entzifferung der Hieroglyphen durch Champollion und des demotiſchen durch den Berliner Primaner Heinrich Brugſch; und bei dem Funde des Steines von Tanis mit ſeinem hieroglyphiſchen und griechiſchen Texte im Jahre 1866 beſtand die Entzifferung der Hieroglyphen ihre Probe.

An dem Kriege gegen Perſeus hatte von den helleniſtiſchen Fürſten niemand einen ſolchen Anteil wie König Eumenes II von Pergamon; aber wie lohnten ihm die Römer?

Ein Freund der Römer war bereits der erſte pergameniſche Herrſcher, der den Königstitel führte, Attalos I. An dem Kriege, den die Römer während des hannibaliſchen Krieges gegen König Philipp von Makedonien im ägäiſchen Meere führten, hatte er energiſch teilgenommen; an der Inſel Ägina, die er im Jahre 211—210 den Ätolern abgekauft hatte, beſaß er hier einen wichtigen Stützpunkt. Im Jahre 197 folgte ihm ſein älteſter Sohn, König Eumenes II, 197—159 v. Chr. Ihn hob der Krieg der Römer gegen den Seleukiden Antiochos III, an dem er als treuer Bundesgenoſſe der Römer teilnahm, zur höchſten Höhe. Zwar hätte er Aſien diesſeit des Tauros, das Antiochos abtreten mußte, gern ſelber ganz für ſich bekommen und er hat im Sommer 189 in Rom auch perſönlich in aller Unbeſcheidenheit darum gebeten, aber wenn er auch mit den Rhodiern teilen mußte, ſo wurde doch durch dieſe römiſche Verleihung Pergamon mit einem Schlage ein bedeutender Staat. Auch der Kampf des Vulſo gegen die Galater lag im pergameniſchen Intereſſe. Ein Angriff des Pruſias von Bithynien hat dem Eumenes, dem Freunde der Römer, nichts anhaben können, obwohl Hannibal, der bei Pruſias eine Zuflucht gefunden hatte, alles daranſetzte, gegen das römiſche Faktotum eine Koalition zuſtande zu bringen; und mit Pharnakes I von Pontos wurde Eumenes in dem Kriege der Jahre 182—179 ſchließlich auch ohne die Römer fertig. Beliebt war dieſer römiſche Agent, der in ſeinem Egoismus für die Römer einfach alles tat, in der Welt des Hellenismus nicht;

selbst mit den Rhodiern, die doch auch mit Rom zu rechnen wußten, hatte er es verschüttet, als er während des Krieges mit Pharnakes den Hellespont sperrte, dessen ungehinderte Durchfahrt für die Handelsinteressen der Rhodier unentbehrlich war; nur mit Antiochos IV Epiphanes von Syrien war er befreundet, er hat ihm bei seiner Thronbesteigung geholfen. Am verhaßtesten war Eumenes bei König Perseus und den Griechen, und er hatte auf diesen Haß ein begründetes Anrecht: den Entschluß der Römer, den Krieg gegen Perseus zu beginnen, hat er im Jahre 172 durch eine Reise nach Rom zur Reife gebracht, wo er gegen Perseus hetzte; es gereicht dem alten Cato zur Ehre, daß er damals an den Ehrungen für Eumenes nicht teilnahm. Auf der Heimreise ereilte den Eumenes zu Delphi die Rache, er fiel einem Attentate fast zum Opfer und wurde mit Mühe wiederhergestellt; zwar hat es König Perseus stets bestritten, aber man glaubte allgemein, daß er die Mörder gedungen habe. Im Kriege gegen Perseus diente Eumenes den Römern, aber jetzt schlug auch ihm die Stunde; der durchschlagende Erfolg der Römer wurde auch ihm zum Verhängnis. An ein Doppelspiel zwischen Perseus und den Römern, wie man es ihm seit 169 zum Vorwurf machte, wird man in Rom selbst schwerlich geglaubt haben, aber das Entscheidende war der Niedergang und der Fall des Perseus und das Verschwinden Makedoniens aus der Reihe der hellenistischen Mächte. Ägypten war schwach und der Hilfe selber bedürftig, das Seleukidenreich unter Antiochos III niedergeworfen, das Antigonidenreich gefallen: wozu bedurfte man noch des Pergameners? Seine Machtstellung war jetzt den Römern ohne Nutzen und unbequem. So läßt man in Rom jetzt den Eumenes fallen. Niemand haben sie so brüskiert wie das alte Faktotum, das sich immer zu allem hergegeben hatte. Solange sie ihn brauchten, hatten sie ihn gut behandelt; jetzt hatte er seine Schuldigkeit getan, er konnte gehen. Aber er ging nicht, sondern kam, er kam im Winter 167/166 nach Italien, er wollte nach Rom, um sich dort zu rechtfertigen, der Senat aber, der eben noch den Prusias von Bithynien wohlwollend empfangen hatte, beschloß jetzt, kein König solle mehr nach Rom kommen, und als Eumenes in Brundisium landete, sandten sie ihm einen Quästor mit dem Senatusconsult und der Frage, ob er etwas vom Senate wünsche, sonst möge er Italien so schnell wie möglich wieder verlassen. Er erklärte, nichts zu bedürfen,



Der Stein von Rosette im Britischen Museum zu London.

Pallas Athena im Gigantenkampfe,
Relief vom Altar von Pergamon.

Orig. im Kgl. Muſeum zu Berlin.
Photographie von Tiţenthaler.

und ſo nötigten ihn die Römer, zur Winterszeit innerhalb einer nach Tagen bemeſſenen Friſt Italien wieder zu verlaſſen.

Die Ungnade, in die Eumenes bei den Römern gefallen war, machte auch die Galater ihm wieder gefährlich, aber er ſchlug ſie aus eigener Kraft. Dem nach 28 Jahren der Verwöhnung im letzten Jahrzehnte ſeines Lebens von den Römern ſo ſchlecht behandelten Fürſten hatten ſich aber gerade infolge deſſen die Sympathieen der Hellenen wieder zugewandt, als er im Jahre 159 dahinging. Er beſaß zwar einen Sohn von einer Epheſierin, Andriskos, aber keinen legitimen Leibeserben. Ihm folgte daher im Königtum ſein 61jähriger Bruder Attalos II, 159—138 v. Chr.

Er war ein erfahrener Krieger und Staatsmann und ſeinem Bruder treu ergeben; nach 167 hatten die Römer es verſucht, ihn gegen Eumenes II auszuſpielen, aber er hatte ſich nicht dazu hergegeben. Als König hat er gegen Pruſias II von Bithynien Krieg geführt, und im Einverſtändnis mit Ariarathes V von Kappadokien und Ptolemäos VI Philometor ſtellte er 153 den Balas als Prätendenten gegen den Seleukiden Demetrios I Soter auf. Auf ſeiner Geſandtſchaftsreiſe, die ihn in den Jahren 140—138 v. Chr. in den Orient führte, beſuchte Scipio Ämilianus auch den pergameniſchen König. Als Attalos II im Jahre 138 nach 21jähriger Regierung im Alter von 82 Jahren ſtarb, folgte ihm ſein leiblicher, eigentlich auch legitimer Sohn, es war Attalos III.

Nach ſeiner Thronbeſteigung im Jahre 159 vermählte König Attalos II ſich mit der Witwe ſeines Bruders Eumenes II, der Tochter des Königs Ariarathes IV von Kappadokien, mit Stratonike; er vermählte ſich jetzt zum zweitenmal mit der Witwe dieſes Bruders, mit Stratonike. Zum erſtenmal war das im Jahre 172 geſchehen, als Eumenes nach dem Attentat von Delphi verſchollen war und ſeine Geſundheit in der Verborgenheit wiederherſtellte. Damals hatten ihn auch ſein Bruder Attalos und ſeine Gemahlin Stratonike für tot gehalten, Attalos hatte als König den Thron beſtiegen und mit der Königinwitwe ſich vermählt.

Zeus im Gigantenkampfe, Relief vom Altar von Pergamon.

Orig. im Kgl. Museum zu Berlin. Photographie von Tietzenthaler.

Aber Eumenes war nicht tot, er kehrte genesen nach Pergamon zurück. Attalos, der loyale Bruder, verzichtete nun auf Thron und Gemahlin, und Eumenes war zwar der Meinung, man hätte nicht gerade so eilig zu heiraten brauchen, aber er nahm das Königtum und auch seine Gemahlin wieder, das Zwischenspiel hatte keine politischen Folgen. Aber andere. Im Jahre 171 gebar die Königin Stratonike, die von Eumenes keine Kinder gehabt hatte, einen Sohn; es war der Sohn des Attalos aus kurzer Ehe. Später hat Eumenes diesen Sohn seiner Gemahlin, seinen Neffen, adoptiert, er hieß daher jetzt offiziell der Sohn des Eumenes, aber auf dem Throne folgte dem Eumenes nicht sein Adoptivsohn, sondern dessen wirklicher Vater, der Bruder des Eumenes, Attalos II; der Adoptivsohn mochte auf den Thron bis zum Tode seines wirklichen Vaters warten. So ist es denn auch gekommen, dem Attalos II folgte Attalos III, der Sohn Attalos II und der Stratonike aus seinem ersten kurzen Königtum und ihrer ersten kurzen Ehe.

Mit 18 Jahren war er 153 in Rom gewesen, mit 33 Jahren wurde er im Jahre 138 König, bereits mit 38 Jahren ist er gestorben, im Jahre 133, ohne Leibeserben zu hinterlassen. Der Charakter seines Vaters war nicht auf ihn übergegangen, er war vielmehr ein bösartiger Gesell, der unwillkürlich an einen der verruchtesten unter den italienischen Fürsten der Renaissance erinnert, an Gian Maria Visconti von Mailand. Es ist die reine und kleinliche Freude am Bösen, die beide verbindet, die Freude an fremdem Schmerze und an der Quälerei der Umgebung. Dem Attalos III hätte im Jahre 133 sehr wohl ein illegitimer Sproß des Königshauses folgen können, Aristonikos, der Sohn Eumenes II und der Ephesierin, aber Attalos III vermachte testamentarisch sein Reich den Römern. Sie nahmen auch die Erbschaft an, aber auch Aristonikos nahm sie sofort für sich in Anspruch. Die Unzufriedenheit der armen Leute und der Sklaven benutzte er für seine Zwecke, er befreite sie und nahm sie in seine Dienste, er nannte sie Heliopoliten, antizipierte damit aber schwerlich den Sonnenstaat des Campanella, er wird mit diesen Leuten wohl eine Stadt Heliopolis haben gründen

und ſie dort anſiedeln wollen. Immerhin hielt man zu Pergamon ſelber ſeine Vorgehen für ſo gefährlich, daß man die eigenen Beiſaſſen zu Bürgern machte und königlichen und ſtädtiſchen Sklaven die Beiſaſſenrechte gab. Einen Teil ſeines väterlichen Reiches hatte Ariſtonikos wirklich bereits für ſich gewonnen, als im Jahre 131 der Konſul P. Licinius Craſſus in Aſien erſchien; Ariſtonikos ſiegte im folgenden Jahre über den Prokonſul bei Leukä, Craſſus floh, aber in Thrakien wurde er getötet. Indeſſen M. Perperna, der Konſul eben dieſes Jahres 130, hatte beſſeren Erfolg, er ſchlug den Ariſtonikos, er bemächtigte ſich ſeiner Perſon und ſchickte ihn nach Rom, wo er im Gefängnis erdroſſelt wurde. Im Jahre 129 richtete der Konſul Manius Aquillius Aſia als römiſche Provinz ein, und Gaius Gracchus beglückte die neuen Untertanen Roms mit den römiſchen Steuerpächtern. Jetzt gebot nicht nur der Einfluß Roms auch in Afrika und Aſien, in beiden Gebieten hatte er große und reiche Gebiete in direkte Verwaltung genommen. Reiche Leute hatte es immer in Rom gegeben, aber jetzt ſtrömten die Schätze der Welt nach Italien und der Hauptſtadt, und ſie kamen in die Hände derer, die die Herrſchaft übten oder derer, die mit den Herrſchenden zu paktieren wußten. Die Armen aber wurden ärmer.

Neben Alexandria war auch Pergamon zu einem Mittelpunkte wiſſenſchaftlicher Bildung und Forſchung geworden, und es überſtrahlte Alexandria durch den Reichtum und die Fülle und den Charakter ſeiner Kunſt.

Zur Großſtadt hat erſt König Eumenes II Pergamon erhoben, ebenſo wie zum großen Staate. Die Bedeutung der pergameniſchen Skulptur aber iſt älter, ſie geht auf die Zeiten Attalos I zurück, der auf Grund ſeiner Siege beſonders über die Galater in Pergamon ſelber Statuen errichten ließ und auch auf die atheniſche Akropolis ein ſolches Weihgeſchenk geſtiftet hat. Im ſterbenden Gallier des kapitoliniſchen Muſeums iſt uns das vollendetſte Beiſpiel dieſer den Völkertypus in künſtleriſch verwerteter Situation künſtleriſch charakteriſierenden Art der Darſtellung erhalten. Und ebenſo auf Grund ſeiner Siege führte Eumenes II jenen gewaltigen Altar des Zeus auf, deſſen Skulpturen wir heute in Berlin bewundern; eine Stelle in dem liber memorialis eines obſkuren lateiniſchen Schriftſtellers L. Ampelius, der den großen Marmoraltar zu Pergamon mit ſeinem Gigantenkampfe unter den Wundern der Welt erwähnt, gab zu ſeiner Wiederaufdeckung und zu ſeiner Gewinnung für Berlin den Anſtoß. Auch die Begründung der pergameniſchen Bibliothek geht vielleicht erſt auf dieſen Eumenes, nicht ſchon auf ſeinen Vater Attalos I zurück. Als unter Eumenes die Rivalität der pergameniſchen Bibliothek mit der alexandriniſchen die Ptolemäer dazu beſtimmte, die Papyrusausfuhr zu verhindern, da erſetzte man den Papyrus zu Pergamon durch das Pergament. Die Bibliothek wurde auch zu Pergamon der Ausgang wiſſenſchaftlicher Forſchung. Die Bibliothek ermöglichte zu Alexandria die Textausgaben des Ariſtophanes von Byzanz, dem man durch die beliebte Vergleichung mit dem Philologen Immanuel Bekker eine übertriebene Ehre nicht erweiſt. Die Wirkſamkeit des größten alexandriniſchen Gelehrten, des Eratoſthenes von Kyrene, hat ſich noch bis in die Zeiten des Ptolemäus V Epiphanes hinein erſtreckt, und ſein Geiſt ariſtoteliſcher Methode wirkte weiter auf die geſunde Exegeſe und Kritik des Philologen Ariſtarch von Samothrake. Man kann nicht behaupten, daß die Pergamener mit ihrem Philologen Krates von Mallos die Alexandriner überwunden hätten. Er mag ein guter Bibliothekar geweſen ſein, aber das war jetzt keine Kunſt mehr, die alexandriniſchen Kataloge waren vorhanden; die zu ſchaffen, wo noch gar nichts derart da war, war eine Leiſtung. An geſunder philologiſcher Exegeſe hinderte den Krates der Einfluß des Stoicismus; und ſtoiſche Homererexegeſe iſt keine Philologie, ſondern Dogmatik.

Für die Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaften aber, für die philoſophiſche Forſchung, waren dieſe Hauptſtädte helleniſtiſcher Kultur der Ort nicht, weder Pergamon noch Alexandria. Die Kritik der reinen Vernunft iſt nicht in London oder Paris, ſie iſt auch nicht in München entſtanden; und das Berlin Wilhelms von Humboldt, Schleiermachers und Hegels war keine Weltſtadt. Mochte die politiſche Bedeutung des atheniſchen Staates hinter der der Achäer und Ätoler, mochte Athen hinter Alexandria und Antiochia zurücktreten: für die Philoſophie war es immer noch der beſte Boden. Gewiß war das Zeitalter der Erhebung Roms zur Herrſchaft über Karthago und den Hellenismus philoſophiſcher Forſchung nicht eben günſtig,

Staat und Krieg, Gewerbe und Handel lockten die leistungsfähigen Talente, auch in der Zeit der Aufrichtung des deutschen Reiches besaß Deutschland keine Philosophen, aber Athen hielt auch damals wenigstens mit Anstand die philosophische Tradition aufrecht, und die zivilrechtliche Sicherung der wichtigsten Philosophenschulen bot dazu auch einen äußeren Anlaß. Es waren keine schöpferischen Köpfe, die athenischen Philosophen, die im Jahre 155 v. Chr. nach Rom kamen, aber sie waren im Besitze der philosophischen Bildung und Methoden ihrer Zeit; und in Rom verstand man von Philosophie nicht eigentlich wenig, sondern gar nichts. So wirkten sie denn in Rom wie Propheten, und so erfuhren sie denn auch das allgemeine Los der Propheten: man gönnte ihnen ihre Wirksamkeit lieber wo anders.

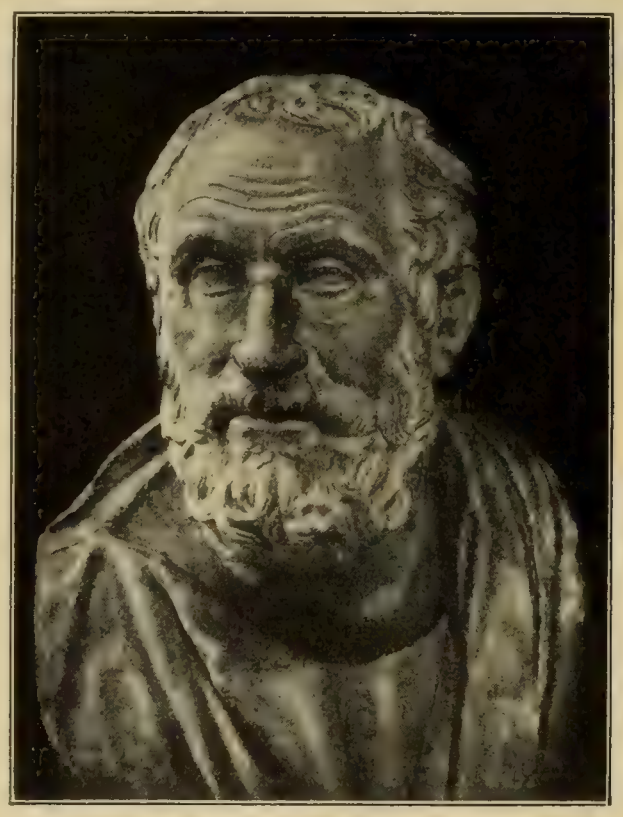
Laokoon. Hellenistische Marmorgruppe im Vatikanischen Museum zu Rom.

Es war ein Streit um das böotische Oropos, um dessentwegen die Athener den Akademiker Karneades, den Stoiker Diogenes und den Peripatetiker Kritolaos nach Rom sandten. Sofort begehrten die jungen Römer sie zu hören, Karneades sprach heftig und ungestüm, Kritolaos fein und abgerundet, Diogenes anspruchslos und nüchtern, besonders Karneades erfüllte die Stadt wie ein Sturmwind mit seinem Brausen. Die Römer sahen es gern, daß ihre Jungen von der griechischen Bildung profitierten und mit den berühmten Männern verkehrten, nur Cato ärgerte sich und fürchtete, die römische Jugend werde noch das Reden dem Handeln und dem Kriege vorziehen, und als gar ein Senator, C. Acilius, darum bat, den Griechen im Senat als Dolmetsch dienen zu dürfen, hatte er genug und veranlaßte im Senat eine rasche Erledigung ihrer Angelegenheit, damit sie wieder in ihre Schulen zurückkehrten und die Söhne der Hellenen unterwiesen, und damit die jungen Römer wieder wie bisher die Gesetze und Magistrate hörten. So komplimentierte man denn die Philosophen aus Rom hinaus; dem Berichte Plutarchs darüber verdanken wir es, wenn wir wissen, was hinauskomplimentieren auf griechisch heißt.

Cato fürchtete, die Römer würden ihre Macht verlieren, wenn sie sich mit dem griechischen Geschreibe anfüllten, und dabei unterlag er doch selber, wenn auch widerwillig, seinem Einfluß; es beherrschte jetzt in Rom bereits die dritte Generation.

Die römische Literatur ist nicht geworden, sondern gemacht, mit dem Ausgange des Krieges um Sicilien entstand sie durch Übersetzungen aus dem Griechischen, ein tarentiner Grieche, der nach Rom gekommen war, hat sie geschaffen, Andronikos, L. Livius Andronicus; er übertrug die Odyssee in lateinische Saturnier, er machte auch Tragödien nach griechischem Muster. Mit Nävius aber kam ein Talent; sein Epos über den ersten punischen Krieg, in dem er selber mitgefochten, war von kühner Komposition, in dem Zwiste zwischen Äneas und der Dido erblickte es das Urbild für die Feindschaft zwischen Rom und Karthago, sein Stil erinnerte den Cicero an die vorperikleische Kunst des Myron. In seinen Dramen hat Nävius nicht nur griechische, sondern auch nationalrömische Stoffe behandelt, der Legende und der Zeitgeschichte. Plautus und Terenz vergegenwärtigen uns die neue Komödie der Griechen, den Ennius entdeckte Cato, aber er fand naturgemäß den Weg zu den hellenisierenden Scipionen. Seine Annalen brachten die römische Geschichte in Verse, den heimischen Saturnier, wie ihn das Epos des Nävius angewendet, ersetzte er durch den griechischen Hexameter; er hat mehr Kunst als Nävius, aber dieser mehr natürliche Begabung. Die Taten der Römer hat das römische Epos verherrlicht, ehe die Römer Geschichte schrieben.

Die Aufzeichnung der historischen Überlieferung ist in Rom von der Konsulnliste ausgegangen und seit dem Vejenterkriege buchte der Pontifex alljährlich die Haupterreignisse auf einer Tafel, diese Tafeln wurden in der Amtswohnung des Pontifex maximus aufbewahrt. Auf ihrem Grunde erbaute ein Zeitgenosse des hannibalischen Krieges die Geschichtschreibung, Q. Fabius Pictor; er schrieb griechisch, weil die römische Politik sich eben damals dem Osten zuwandte, er schrieb für Griechen, die er über die Vergangenheit des Volkes aufklären wollte, das jetzt so mächtig auch nach dem Ägäischen Meer hinübergriff. Seit etwa 400 v. Chr. standen ihm die Priestertafeln zur Verfügung; für die ältere Zeit fußte er auf der Konsulnliste und gab die Legende wieder, wie sie die letzten anderthalb Jahrhunderte formuliert hatten. Die Jahrtafel des Pontifex hat der römischen Geschichtschreibung die annalistische Form gegeben, nicht eben zu ihrem Glück. Von ihr befreite sich zwar der originale Geist des Cato, der zuerst lateinisch Geschichte schrieb, aber Cassius Hemina, der ihm in der Anwendung der lateinischen Prosa folgte, kehrte zur annalistischen Form zurück. Die Originalität des Cato zeigt sich auch in der Ausdehnung seines Stoffes; sonst schrieb man in Rom immer nur Geschichte Roms, er allein verband mit ihr die italische Geschichte. Sein Buch vom Ackerbau vergegenwärtigt uns die Gutswirtschaft und den landwirtschaftlichen Betrieb jener Tage. Der griechischen Bildung und den Griechen war das Interesse auch des Acilius und Albinus zugewendet, darum schrieben noch sie ihre römischen Geschichten griechisch, ebenso wie Fabius Pictor. Aber das mußte von selbst aufhören, als Polybios von Megalopolis die Griechen über römische Geschichte orientierte, ein Wettbewerb derart war unmöglich. Ohne Gewalt und Schwung der Sprache, farblos und nüchtern, aber mit vollendeter Beherrschung seines Stoffes, mit gründlicher Kenntnis der Ereignisse und der zeitgenössischen Personen und mit der tiefsten politischen Einsicht schrieb dieser in Rom zu voller Reife gediehene Grieche die Geschichte der römischen Welteroberung; die Geschichtschreibung der römischen Republik hat bei den Römern selber ein Werk seinesgleichen nicht gezeitigt. Wie Thukydides hat auch Polybios für die Ewigkeit geschrieben, und dieses Werk für alle Zeiten stammt aus dem Kreise der Scipionen und ist von ihrem Geist erfüllt.



Büste des Karneades. Abguß in Kopenhagen.
Nach Bernoulli. Griech. Ikon. F. Bruckmann A.-G.

Titelkopf nach einem römischen Sarkophage.

20. Weltverkehr und Wirtschaft seit dem Zeitalter der punischen Kriege. Die agrarische Reform des Tiberius Gracchus.

Auf den Trümmern von Karthago beweinte Scipio das Schicksal der Feinde und gedachte des Wechsels, den die Gottheit auch über Städte, Völker und Reiche verhängt. In den Sinn und über die Lippen kamen ihm die Worte Hektors: Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt, Priamos selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs. Und seinem Freunde Polybios gestand er seine Sorge um das Schicksal Roms. Auf der Höhe der Macht und des Erfolges stand Italien, stand Rom, als der achäische Strategensohn im Jahre nach der Schlacht von Pydna, als Polybios 167 v. Chr. in den stadtrömischen Kreis der Scipionen und in die senatorische Gesellschaft eintrat. Er lernte dieses Rom bewundern und fragte nach den Ursachen seiner Größe, er ging daran, für seine Landsleute die Geschichte der Entstehung der römischen Weltherrschaft zu schreiben. Diese Herrschaft über die Welt hatte Rom errungen unter dem Regimente des Senates, und für die Betrachtung des Polybios fügte der Senat sich mit den andern staatlichen Faktoren zu harmonischer Wirkung zusammen. Die Vortrefflichkeit der römischen Verfassung schien ihm die Ursache davon zu sein, daß der römische Staat sich aus dem tiefen Fall von Cannä bald wieder hatte erheben können. In dieser Verfassung erblickte er die Harmonie von Monarchie, Aristokratie und Demokratie, in der monarchischen Stellung der Konsuln, in der Aristokratie des Senates und der Demokratie der Volksversammlungen; es entging ihm, daß Rom damals einfach eine Aristokratie war, daß allein der Senat regierte, und daß die Harmonie nur darin wurzelte, daß die Magistratur sich längst vor dem Senate beugte, und daß die Volksversammlungen ihm ebenfalls nicht entgegenwirkten. Diese kolossale Stellung hatte der Senat errungen durch die Betätigung des noblesse oblige; er hätte sie behaupten können durch die konsequente Beobachtung dieses Grundsatzes. Aber bereits war die senatorische Gesellschaft der Versuchung unterlegen, von dem Staatsgut egoistischen Nutzen zu ziehen und noch dazu in offenkundigem und bewußtem Widerspruch mit dem Gesetze. Die Weltherrschaft hatte den Weltverkehr gesteigert und dieser wirkte, wie immer, in verschiedener Richtung, fördernd und hemmend, er hob die einen zu

Wohlstand und Reichtum, während er andere schädigte und vernichtete, während er den italischen Bauernstand ruinierte. Eine agrarische Reform war in Italien unerläßlich, und der Senat hätte sich wohl in seiner Stellung behaupten können, wenn er selber diese Reform in die Hand nahm; aber dazu konnte er sich nicht entschließen, aus materiellem Egoismus. Und so wurde die Reform ohne ihn und gegen seinen Willen unternommen; damit begann für den Senat das Zeitalter des Niederganges und Falles.

Aber wie war es denn gekommen, daß diese Zeit eines blühenden Verkehrs den Bauernstand Italiens dezimierte? Wie stand es damals um den landwirtschaftlichen Betrieb?

Im Zusammenhange mit seinen Siegen ließ sich Rom von den überwundenen Staaten und Stämmen meistens einen Teil ihrer Feldmark, in der Regel ein Drittel abtreten, und dieser Acker trat in das Eigentum des römischen Staates. Diese Eroberungen erweitern das Gebiet des ager Romanus vornehmlich im Zeitalter der Unterwerfung Italiens und der Begründung des italischen Bundes, nach der Auflösung des latinischen Bundes und vor dem Beginn der punischen Kriege. In großen unzusammenhängenden Stücken lag dieser Acker durch ganz Italien zerstreut, es war der ager publicus, die Domäne. Von dieser Domäne gab der Staat einen Teil wieder ab und verteilte ihn zu freiem Eigen, besonders bei der Begründung der Kolonien, der Grenzfestungen; auch wo uns Neubegründung einer ländlichen Tribus begegnet, da hat der Staat überall mindestens einen Teil seiner Eroberungen zu freiem Eigen an die Ansiedler fortgegeben. Ein anderer großer Teil der Domäne aber blieb in den Händen des Staates; er nutzte ihn zum Teil, aber nur in geringem Maße, durch Verpachtung, besonders aber dadurch, daß er gegen Entgeld die Genehmigung zu seiner Okkupation gab. Das war für den Staat insofern höchst bequem, als er dann alles weitere dem Okkupanten überlassen konnte, der Staat baute ihm kein Gehöft, er gab keine Klaue Grundinventar. Im Grundsatz konnte jedermann die Erlaubnis zur Okkupation von ager publicus in Anspruch nehmen, aber Gebrauch machen konnten von solcher Erlaubnis nur kapitalkräftige Leute. Seit der Ausbildung der Geldwirtschaft neben der Naturalwirtschaft, seit der 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts v. Chr. war aber Kapital in Rom vorhanden, und das Zeitalter der überseeischen Kriege, das 264 v. Chr. begann, brachte auch Arbeitskräfte in Fülle. Denn die Kriegsgefangenschaft begründete die Sklaverei, und wenn man sich in den italischen Kriegen vor solcher Praxis noch gescheut hatte, so gab es bei den überseeischen Kriegen gegen Fremde keine Rücksicht. Massenhaft kommen jetzt Sklaven nach Italien, wo bis dahin die Sklavenwirtschaft nicht in erster Reihe gestanden hatte. Die Siege bringen auch Geld nach Rom, und nun treten die Römer auch als Käufer auf den großen Sklavenmärkten des Ostens auf. Unter diesen Umständen steigert sich die Okkupation des ager publicus, und sie wird besonders lohnend, seitdem die billige Sklavenarbeit reichlich zur Verfügung stand. Je mehr der einzelne Kapitalist vom ager publicus okkupieren kann, desto größer sein Gewinn, und man mußte der Begehrlichkeit der großen Kapitalisten schließlich eine Grenze ziehen und das höchste Maß der Okkupation bestimmen. Das geschah durch das liciniſche Ackergesetz, nicht, wie die Geschichtsfälschung der ausgehenden Republik behauptet, aus dem Jahre 367 v. Chr., sondern erst nach dem hannibalischen Kriege, im Jahre 196 v. Chr. gegeben; L. Licinius Lucullus, der Tribun dieses Jahres, hat es beantragt. Er bestimmte, niemand dürfe mehr als 500 Morgen vom ager publicus okkupieren oder mehr als 100 Stück Großvieh und 500 Stück Kleinvieh auf die Domanialweide schicken. Auch sollte der Okkupant nicht bloß Sklaven beschäftigen dürfen, sondern auch eine bestimmte Anzahl freier Arbeiter beschäftigen müssen. Dies Gesetz galt seit 196 v. Chr., aber es stand, wie man sagt, auf dem Papiere, der Herrenstand kehrte sich nicht daran, er überschritt das Gesetz in alle Wege, er zahlte kaum noch die ursprünglich geforderten Abgaben, er betrachtete das okkupierte Land, dessen Eigentum dem Staate doch verblieben war, ganz wie sein eigen, er verband es bei der Bewirtschaftung mit seinem wirklichen Eigentum, ja, er behandelte es als solches sogar bei den Erbteilungen. Im Jahre 167 erwähnt der alte Cato dies Gesetz als bekanntermaßen bestehend, aber wir handeln, fügt er hinzu, in allem dagegen, und es geht uns straflos hin. Der Ungesetzlichkeit und Strafbarkeit seiner Handlungsweise war sich der Senatorenstand also bewußt, aber er mißbrauchte seine Macht dazu, offen und dauernd das Gesetz zu verletzen und sich Strafloſigkeit dafür zu sichern.

Das wäre nun wohl weiter so fort- und hingegangen, wenn nicht neben das Prosperieren des kapitalistischen Großbetriebes der Okkupanten der Niedergang des bäuerlichen Kleinbetriebes in Italien getreten wäre. Er war eine Folge des Weltverkehrs.

Zur See war Getreide leicht zu verfrachten, die Steigerung des Weltverkehrs steigerte das Angebot und drückte auf die Getreidepreise. Auch dem Staate stand Getreide massenhaft als Naturalabgabe der grundsteuerpflichtigen Provinzen zur Verfügung, das drückte ebenfalls auf die Preise. Der Weltverkehr ließ den Getreidepreis sinken, damals genau wie heutzutage. Und dies Sinken des Getreidepreises führte auch damals zu einem agrarischen Notstand, aber in entgegengesetzter Richtung als heute. Heute ist es der landwirtschaftliche Großbetrieb, der unter dem Mißverhältnis niedriger Getreidepreise und hoher Arbeitslöhne leidet, während für den Kleinbetrieb einmal der Getreidebau neben der Viehzucht mehr zurücktritt und die Höhe der Löhne nicht in Betracht kommt, wo der Bauer selber mit den Seinen im wesentlichen die Arbeit schafft. Umgekehrt aber lagen die Dinge in Italien. Bei den niedrigen Getreidepreisen konnte wohl der Großbetrieb bestehen, dem die billige Sklavenarbeit zu Gebote stand, nicht aber der freie Bauer. Die Sklavenarbeit ist so billig, weil der Unterhalt der Sklaven auf das Minimum hinabgedrückt wird, bei dem der Sklave noch am Leben und arbeitsfähig bleibt; auf ein solches Minimum läßt sich aber der freie Bauer nicht hinabdrücken. So ging es denn mit den Bauern abwärts, der Kapitalist kaufte ihn aus, bei der kapitalistischen Sklavenwirtschaft rentierte auch noch der zugekaufte Bauernacker. Die Bauernhöfe begannen in Italien zu verschwinden.

Im Zusammenhange damit begann auch die bürgerliche Bevölkerung Italiens abzunehmen. Die Censuszahlen zeigen uns, wie nach dem hannibalischen Kriege bis zum Jahre 164 v. Chr. die Bevölkerung noch anwächst; dann aber tritt infolge des agrarischen Niederganges auch ein Rückgang der Bevölkerung ein, der in weiterem Fortschritt schließlich auch die Wehrfähigkeit Italiens mindern und gefährden mußte. Im Jahre 136 erreicht die Bevölkerung ihren Tiefstand.

Italien und Rom beherrschten die Welt, und auch die Bauern gehörten zu den Weltbeherrschern, selbst noch dann, wenn sie schon ruiniert und aufgekauft waren. Aber wie sah es in Wirklichkeit aus, wie standen Theorie und Leben zueinander? „Die wilden Tiere", rief Tiberius Gracchus aus, „haben ihre Gruben, sie wissen ihre Lagerstätte, aber die freien Männer, die für Italien kämpfen und sterben, haben nichts als Luft und Licht. Sie heißen Herren der Welt und nicht eine Scholle Erde ist ihr Eigen."

Dieser innere Widerspruch kam den Bauern bereits zum Bewußtsein, und eine weitere Gefahr lag in den großen Sklavenmassen, in Etrurien, in Sicilien. Wie im Osten, kam es auch in Italien zu Sklavenunruhen, und in Sicilien brachen die Sklaven unter der Führung des Eunus los, eines Propheten der syrischen Göttin Atargatis: es ist Antiochos, der König der Syrer. Seit 134 v. Chr. müssen die Römer mit einem konsularischen Heere in Sicilien Krieg führen; von der Belagerung von Henna sind Schleuderbleie noch erhalten.

Die Gefahren, die aus der agrarischen Situation erwuchsen, konnten nur durch eine wirksame Durchführung des licinischen Ackergesetzes gehoben werden, einer solchen aber stand das eigensüchtige materielle Interesse des Senatorenstandes im Wege, der aus der Domäne ungesetzlichen Nutzen zog und nicht darauf verzichten wollte. Der jüngere Scipio war sich der Gefahren wohl bewußt, aber er fürchtete von einem Eingriff eine Verwirrung, ebenso schlimm wie das Übel selber. Etwas weiter ging C. Lälius, der ein Ackergesetz beantragen wollte, den aber seine Standesgenossen davon abbrachten und, weil er sich davon abbringen ließ, durch den Beinamen des Weisen ehrten. Wohl stand es schlimm um eine regierende Körperschaft, der jeder Versuch einer Reform für Frevel, und der impotente Verzicht auf politisches Handeln für einen Ausfluß von Weisheit galt.

Da trat Tiberius Gracchus auf, um den italischen Bauernstand zu retten; es war ein Ziel, das der Anstrengung wert war.

Tiberius Gracchus gehörte selber den vornehmsten Kreisen der senatorischen Aristokratie an, seine Mutter Cornelia war die Tochter des älteren Scipio Afrikanus, die als Witwe die Hand eines ägyptischen Prinzen und späteren Königs ausgeschlagen hat; seine Schwester war

mit ſeinem Vetter, dem jüngeren Scipio, vermählt. Die Not des Staates war es, die dies Mitglied der höchſten Ariſtokratie gegen ſeine Standesgenoſſen aufrief. Der Senat hatte es abgelehnt, die Reform von ſich aus zu leiten, nun ging Gracchus ohne den Senat an die Reform. Er ließ ſich zum Tribunen wählen, um auf dem Wege der Geſetzgebung zu helfen; am 10. Dezember 134 trat er ſein Amt an und er führte als Tribun ſein Werk im Jahre 133 durch. Es war in der Sache und auch in der Form geſetzlich, es war Reform und keine Revolution. Tief griff er freilich.

Der antike Staat hat oft genug zu energiſchen Mitteln gegriffen. Mit diskretionärer Vollmacht hat Solon die Schuldknechtſchaft abgeſchafft und durch Beſeitigung der Grenzſteine, auf denen die hypothekariſche Belaſtung offen aufgezeichnet war, die im Augenblick beſtehenden hypothekariſchen Verbindlichkeiten aufgehoben. Die kleinen Leute auf dem Lande, die mit ihren Leiſtungen an die Großgrundbeſitzer dauernd im Rückſtand geblieben war, die dadurch in Schuldknechtſchaft geraten waren und die Freiheit verloren hatten, werden ohne weiteres frei. Den Grundbeſitzern, die ſich ohnehin in einer Notlage befanden und die jetzt auch noch ihre Schuldknechte verlieren, wird, ſo unglaublich es klingt, damit geholfen, daß ſie ihre Hypothekenſchulden einfach nicht zu bezahlen brauchten. Das mobile Kapital indeſſen, das dieſe Hypotheken gegeben hatte, wurde nicht direkt entſchädigt; aber ſein Aufſchwung ſollte durch Solons Übergang von der peloponneſiſchen zur euböiſchen Währung, die den Weltmarkt beherrſchte, begünſtigt werden. Lange nicht ſo tief wie Solon griff Tiberius Gracchus ein: er ging lediglich auf die Durchführung des liciniſchen Ackergeſetzes hinaus, und dieſes war keine hiſtoriſche Antiquität, ſondern erſt 196 v. Chr. gegeben worden; wenn es übertreten wurde, ſo wiſſen wir aus den Worten des alten Cato vom Jahre 167, daß ſeine Übertreter das mit vollem Bewußtſein taten. Selbſt darauf, daß dieſe Übertretung doch tatſächlich geduldet worden war, nahm Gracchus in der maßvollen Formulierung ſeines Geſetzesantrages Rückſicht.

Die einfache Durchführung des liciniſchen Ackergeſetzes hätte dazu führen müſſen, daß jeder das herausgab, was er über 500 Morgen von der Domäne okkupiert hatte. Der Antrag des Gracchus war erheblich milder, indem er für zwei Söhne noch je weitere 250 Morgen Domäne preisgab, alſo im ganzen 1000 Morgen; damit war die volle Durchführung der Beſchränkung auf 500 Morgen auf die zweite Generation verſchoben und erleichtert. Ferner wurden dieſe 1000 Morgen freies Eigentum der Poſſeſſoren. Immerhin mußten große Maſſen von Domäne jetzt wieder zur Verfügung des Staates kommen, und aus ihnen ſollten neue Bauernſtellen geſchaffen werden, zu 30 Morgen; dieſe ſollten unverkäuflich ſein und eine kleine Abgabe zahlen, die aber mehr den Charakter einer Rekognitionsgebühr trug, formell wurden dieſe Bauernſtellen alſo in Erbpacht ausgegeben und nicht als völlig freies Eigen, dieſe Beſchränkung aber ſollte lediglich dem Schutze der neuen Bauern dienen, ſie ſollte verhindern, daß dieſe von den Kapitaliſten wieder ausgekauft wurden, ſie mußte den Bauern ihre Scholle ſichern. Okkupation von Domäne aber ſollte in Zukunft überhaupt nicht mehr geſtattet werden.

Es war vorauszuſehen, das Volk werde das Geſetz annehmen, und ſo blieb dem Senate, wenn er es verhindern wollte, nichts anderes übrig, als einen der zehn Volkstribunen zum Einſpruch gegen das Geſetz anzuſtiften; es gelang ihm, den M. Octavius für dieſe Interzeſſion zu gewinnen. Vergebens verſuchte Tiberius Gracchus den Octavius von ſeiner Interzeſſion abzubringen, und ſo ſah er ſich ſchließlich genötigt, den Octavius durch einen Beſchluß der Volksverſammlung abſetzen zu laſſen; an ſeine Stelle wurde ein anderer Tribun gewählt. Nun ging das Ackergeſetz ohne jede Schwierigkeit durch, zu Kommiſſaren für ſeine Durchführung wurden Tiberius Gracchus ſelbſt, ſein jüngerer Bruder Gaius und ſein Schwiegervater Appius Claudius gewählt.

Seit dem Altertum hat man behauptet, das Ackergeſetz ſei nur mit Hilfe der ungeſetzlichen, verfaſſungswidrigen Abſetzung des Tribunen Octavius zuſtande gekommen, alſo auf verfaſſungswidrige Weiſe, und daraus ergebe ſich ſein revolutionärer Charakter; bis in die neueſte Zeit hinein hat man dieſes Gerede wiederholt, aber es beruht ausſchließlich auf Unkenntnis des römiſchen Staatsrechts. Von dem Staatsrecht der älteren römiſchen Republik war die Amtsentſetzung vor Ablauf der Amtszeit allerdings nicht vorgeſehen, aber drei Jahre vor dem

Lex Acilia repetundarum

Gesetz aus der Gracchenzeit zum Schutz der Provinzialen gegen Erpressung

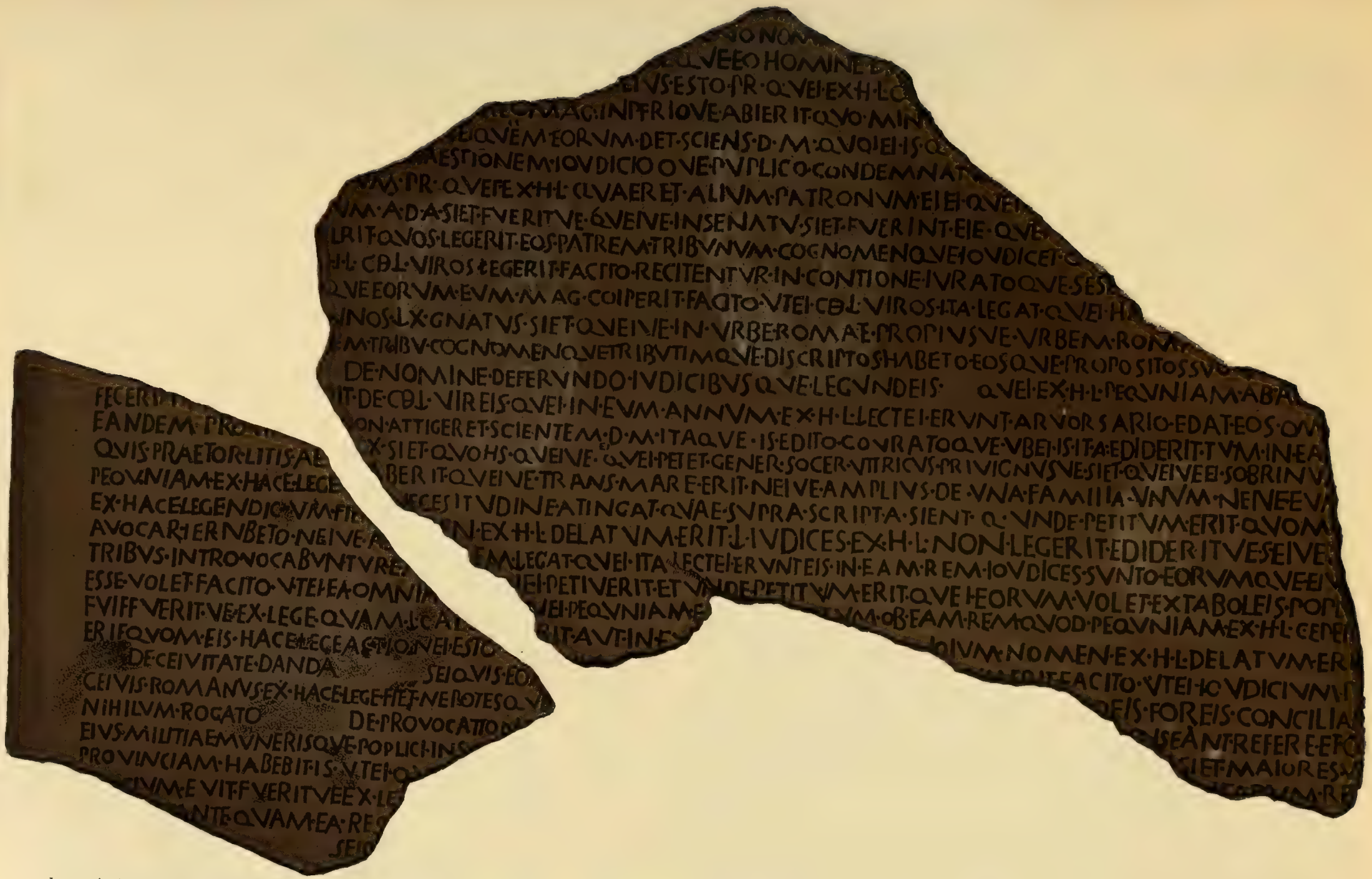
(Erläuterung zu nebenstehender Abbildung).

Die hier abgebildeten Stücke einer Bronzetafel wurden im Jahre 1521 in Rom publiziert. Aus dem Museum des (1547 †) Kardinals Pietro Bembo kamen sie nach mannigfachen Irrfahrten 1732 in das Neapler Museum, wo sie sich noch heute befinden. Reproduziert sind die Bronzen bei Ritschl, „Priscae latinitatis monumenta epigraphica", und hierauf beruht unsere Nachbildung.

Die Tafel enthielt eine lex repetundarum aus der Zeit der römischen Republik. Sie ist von Mommsen nach Möglichkeit rekonstruiert und mit einem klassischen Kommentar versehen worden (zuerst im Corpus inscriptionum latinarum Vol. I, jetzt auch in seinen „Gesammelten Schriften": Juristische Schriften, Bd. I, S. 1 ff.). Mommsen hat nachgewiesen, daß das erhaltene Gesetz die lex Acilia vom Jahre 123 oder 122 v. Chr. ist, also aus der Gracchenzeit stammt.

Das Delikt repetundarum begehen römische Beamte, die in den Provinzen ihre Amtsgewalt dazu benutzen, um zu Ungunsten der Provinzialen vermögensrechtliche Vorteile zu erlangen. Das erste Gesetz hiergegen erging im Jahre 149 v. Chr., die lex Calpurnia, eingebracht von L. Calpurnius Piso. Er schuf damit die erste der sogenannten quaestiones, den ersten Geschworenengerichtshof.

Als C. Gracchus durch die lex Sempronia die Geschworenengerichte den Rittern übertrug, wurde es nötig, auch das Verfahren repetundarum neu zu ordnen. Dies tat auf Veranlassung des C. Gracchus der Volkstribun M.'Acilius Glabrio mit dem vorliegenden Gesetze, das auch hier an Stelle der senatorischen Geschworenen ritterliche setzte.



Lex Acilia repetundarum. Bruchstücke einer Bronzetafel im Museum zu Neapel.

Erläuterung auf nebenstehendem Deckblatt.

Tribunate des Tiberius Gracchus war eine solche einem Prokonsul gegenüber vorgekommen, dem spanischen Prokonsul M. Aemilius Lepidus gegenüber im Jahre 136 v. Chr. Die Absetzung des Octavius war also nicht der erste Fall einer Amtsentsetzung, sondern der zweite, und ruht auf einem als verfassungsmäßig anerkannten Präcedenzfall. Die Gültigkeit des nach der Absetzung des Oktavius durchgegangenen Ackergesetzes ist daher auch nicht bestritten worden, während der Senat eine Handhabe für den Einspruch gegen seine Gültigkeit besaß: er konnte der Ackerkommission die Diäten verweigern. Aber er verweigerte sie nicht, sondern äußerte nur in kleinlicher Weise seinen Ärger, indem er der Kommission, es waren drei Männer senatorischen, fürstlichen Ranges, unter ihnen sogar ein Claudier, Diäten von anderthalb Denaren, von 1 Mark 5 Pfennigen bewilligte. Die Ackerkommission ging nun an die Durchführung des Gesetzes, stieß aber bald auf Schwierigkeiten, weil es nicht überall leicht war zu entscheiden, was Privateigentum, was Domäne war; zur Hebung dieser Schwierigkeiten gab Gracchus durch ein neues Gesetz der Ackerkommission darüber die jurisdiktionelle Entscheidung. Und als eben jetzt der Tod Attalus III dem Reiche die pergamenische Erbschaft brachte, bestimmte ein drittes Gesetz des Gracchus, das Geld aus dieser Erbschaft solle zur Beschaffung des Inventars für die neuen Bauern verwendet werden.

Für die weitere Durchführung der Reform war es wünschenswert, daß Tiberius Gracchus Tribun blieb und für 132 wiedergewählt wurde, dem stand aber die Bestimmung entgegen, man dürfe nicht im Amte kandidieren. Und hier beging Gracchus einen Formfehler: er versäumte es, vor seiner Bewerbung diese Bestimmung durch Gesetz aufheben zu lassen, wozu er durchaus den genügenden Einfluß, die genügende Macht besaß. So ist es bei der Tribunenwahl zu Irrungen und Wirrungen gekommen, und da der Konsul P. Mucius Scävola, der im Herzen ein Freund des Gracchus war, nicht bereit war, wie der Senat es von ihm verlangte, das Senatusconsultum ultimum für sich beschließen zu lassen und damit diktatorische Gewalt zu übernehmen, so stellte sich P. Cornelius Scipio Nasica an die Spitze der Senatoren, und mit Knitteln und Stuhlbeinen bewaffnet zogen diese Fürsten auf den Platz der Volksversammlung. Tiberius Gracchus wurde mit dreihundert seiner Anhänger erschlagen. In Rom begann das Jahrhundert der Straßenkämpfe, und der Senat hat es eingeleitet. Waren Knittel und Stuhlbeine in den Händen der Senatoren wirklich eine wirksame Waffe, um die Herrschaft des Senates auf die Dauer aufrecht zu erhalten?

21. Der Kampf zwischen Legislative und Verwaltung. Gaius Gracchus. Marius.

Dem toten Tiberius Gracchus warf man vor, er habe nach der Königskrone gestrebt; es war ihm nicht eingefallen, aber seine Nachfolger haben in der Tat nach dem Diadem gegriffen. Dem Tiberius Gracchus war es ausschließlich auf die agrarische Reform angekommen, nur weil der Senat versagte, hat er sie gegen den Senat durchgeführt; mit Gaius Gracchus aber trat die Wendung ein. Ihm lag im Grunde nicht gar viel an der Reform, sondern der Kampf gegen den Senat, der seinem älteren Bruder nur aufgedrängt worden war und den er gern vermieden hätte, wird für ihn zur Hauptsache und zum eigentlichen Ziel. In bewußter Klarheit hat er einen Weg beschritten, der am Ende zum Sturz der Herrschaft des Senates und zum Kaisertum geführt hat.

Scipio lag in Spanien vor Numantia im Felde, als ihm der Tod des Tiberius Gracchus gemeldet wurde, und wieder hatte er mit homerischen Worten seiner Stimmung Ausdruck gegeben, durch und durch Senator auch dem Unternehmen seines Schwagers gegenüber: Möchte doch jeder so fallen, der solche Taten beginnet! rief er aus. Aber nach Rom zurückgekehrt und genauer informiert, sah er die Sache doch in anderem Lichte, und jetzt erklärte er: Falls Gracchus nach der Krone gestrebt habe, sei er mit Recht getötet worden. Von dieser Voraussetzung aber ging man aus, als man jetzt an den Anhängern des Gracchus Rache nahm. Trotzdem blieb das Ackergesetz bestehen und die Kommission in Tätigkeit, Gaius Gracchus blieb dauernd in ihr, aber ihre Tätigkeit wurde nach einigen Jahren, 129 v. Chr., dadurch lahm gelegt, daß man ihr, auf Betreiben des Scipio, ihre jurisdiktionelle Befugnis entzog. Bald darauf erfolgte, unter rätselhaften Umständen, der Tod des Scipio; er war

Altrömiſches Ehepaar. Original im Capitoliniſchen Muſeum zu Rom. Photographie von Anderſon.

nur 56 Jahr alt geworden und es hatte ihm nichts gefehlt, eine Unterſuchung aber wollte keine Partei geſtatten, weil keine unbedingt davor ſicher war, das Ergebnis könne ſie kompromittieren.

Während man im jenſeitigen Spanien die Erhebung des Luſitaniers Viriathus zu bekämpfen hatte, wurde vom diesſeitigen Spanien aus der Krieg um Numantia geführt, zunächſt mit entſchiedenem Mißerfolge. Im Jahre 137 wurde ſogar der Konſul C. Hoſtilius Mancinus mit ſeinem ganzen Heere von den Numantinern eingeſchloſſen; das Heer war verloren, falls ihm nicht die Numantiner, im Vertrauen auf ſeinen Quäſtor, den Frieden bewilligt hätten. Dieſer Quäſtor war Tiberius Gracchus, der ſpätere Volkstribun, auf den die Numantiner dies Vertrauen von ſeinem Vater übertragen hatten, der es ſich als Statthalter der Provinz erworben. In Rom ratifizierte man den Frieden nicht und lieferte den Numantinern ſtatt des durch den verworfenen Frieden geretteten römiſchen Heeres den Konſul aus, ein Erſatz, auf den die Numantiner verzichteten, um nicht die Rechtmäßigkeit des römiſchen Verfahrens anzuerkennen. Erfolg gegen Numantia hatte erſt Scipio, der 133 die Stadt einnahm; ſein alter Freund Polybios hatte ihn nach Spanien begleitet, und er hat auch noch den Krieg beſchrieben. Nun war Scipio vorzeitig aus dem Leben geſchieden, mitten im politiſchen Kampfe, indeſſen auch perſönliche Gegner wurden ſeiner Perſon gerecht. Metellus Macedonicus gehörte nicht zu ſeinen Freunden, aber jetzt hieß er ſeine vier Söhne die Bahre des großen Patrioten tragen: Gehet und feiert das Leichenbegängnis, niemals werdet ihr die Leiche eines größeren Bürgers ſehen!

Die Agitation der Volkspartei war jetzt im weſentlichen darauf gerichtet, die Tätigkeit der Spezialkommiſſion wiederherzuſtellen, und große Hoffnung ſetzte ſie auf Gaius Gracchus, den neun Jahre jüngeren, glänzend begabten Bruder des Tiberius: er wurde für 123 Volkstribun und ebenſo für 122, das Hindernis, das der Wiederwahl der Tribunen im Wege ſtand, war ſchon vorher beſeitigt worden. Auch für 121 hat er ſeine Wiederwahl gewünſcht.

Gaius Gracchus war in den Gedanken seines Bruders aufgekommen und an sie mußte er zunächst anknüpfen, aber die wirtschaftlichen, die bäuerlichen Interessen waren es nicht, die ihm am Herzen lagen, ihm kam es auf etwas anderes an, auf den Kampf gegen den Senat und auf die Begründung der Demokratie unter der Herrschaft ihrer Führer; und er führte diesen Kampf als einen Kampf der Legislative gegen die Verwaltung. Wenn der Senat auch ein regierendes Parlament geworden war, so stand doch die Gesetzgebung nicht bei ihm, sondern bei den Volksversammlungen, die freilich kein Recht der Initiative hatten, sondern über Antrag des leitenden Magistrats abstimmten; die plebejischen Volksversammlungen über Antrag eines oder mehrerer Tribune. In der Hand des Senates aber lag die Verwaltung, und die Abgrenzung seiner Kompetenzen ruhte hier nicht sowohl auf rechtlicher, als tatsächlicher Grundlage, auf dem Herkommen und den Präcedenzfällen. So hatte sich seine Macht tatsächlich bereits fest ausgebildet, als sie im Jahre 232 v. Chr. den ersten Eingriff durch das Ackergesetz des Tribunen C. Flaminius erfuhr: die Verteilung des senonischen Ackers an Kolonisten erzwang er gegen den Willen des Senates durch Gesetz, durch Plebiscit. Vom senatorischen Standpunkte aus sieht der senatorisch denkende Polybius, der die Gracchenzeit noch erlebt hat, nicht mit Unrecht in ihm den Anfang des Übels. Flaminius war ein Vorläufer der Gracchen, und als solcher erscheint er auch in seiner Censur vom Jahre 220 v. Chr.; seine Reform der Centurienordnung diente den bäuerlichen Interessen. Ebenso wie Flaminius hat Tiberius Gracchus die Legislative gegen die Verwaltung, die Volksversammlungen gegen den Senat nur ausgespielt, weil er seine wirtschaftspolitischen Ziele anders nicht verwirklichen konnte, mit Gaius Gracchus aber tritt eine völlige Wandlung ein, für ihn ist nicht mehr die Wirtschaftspolitik, sondern der Kampf gegen den Senat die Hauptsache: worauf er hinausging, war die demokratische Herrschaft des Volkstribunen. Für seine Person ist Gaius Gracchus in diesem Kampfe unterlegen, aber er hat den Weg betreten, der die Herrschaft des Senats beseitigt und zum demokratischen Kaisertum geführt hat. Die Civilgewalt des Princeps hat Augustus für die Dauer auf die tribunicische Gewalt begründet, in Augustus ist der Volkstribun Kaiser geworden. Freilich konnte der Tribun zu dieser Macht weder durch die Gewalt der Rede noch durch Volksbeschlüsse gelangen und auch nicht durch Straßenkämpfe in der Hauptstadt, sondern nur durch die Gewalt des Heeres und der Waffen. Auch die Verleihung des Kommandos stand zur Kompetenz des Senates, aber es dauerte nicht lange, so griff auch hier die Legislative ein, durch Beschluß der Volksversammlung erhielt Marius im jugurthinischen Kriege sein Kommando. Das wird in der Folge Stil und Regel, seine großen Kommandos gegen die Seeräuber und gegen Mithradates erhielt Pompeius gegen den Willen des Senates durch Gesetz; auch für die gallische Statthalterschaft Cäsars war das Bestimmende der Wille des Volkes, wie er im Plebiscit sich kund gab. Auch die Träger der großen Kommandos stehen jetzt mit ihren Interessen im Gegensatze zum Senate: man sieht deutlich, sobald die Demokratie der großen militärischen Kommandos mit der civilen tribunicischen Demokratie sich eint und bindet, ist die Herrschaft des Senates, ist die aristokratische Republik verloren. Sie hat die asiatischen Siege des Pompejus noch überstanden, weil Pompejus zwar Militär war, indessen ungeschickt als Staatsmann, aber die Eroberung Galliens durch Cäsar konnte sie nicht mehr überwinden, jetzt brach sie zusammen gegenüber dem Bündnis von Demokratie und Militarismus. Und in der Folge gründet Augustus sein Kaisertum auf die dauernde Verbindung der civilen tribunicischen Gewalt mit dem militärischen prokonsularischen Imperium. Das sind die Fäden, die von Marius und Gaius Gracchus zum Kaisertum hinüberleiten, so erscheinen sie, Marius und Gaius Gracchus, sub specie aeternitatis, die Zeitgenossen sahen ihre Wirksamkeit aber noch nicht in solchem Lichte.

Gaius Gracchus nahm zunächst an denen Rache, die gegen die Anhänger seines Bruders vorgegangen waren; er ließ Verbannung über die Magistrate verhängen, die einen Bürger zu einer Kapitalstrafe verurteilt hatten, und verbot, ohne Befragung und Geheiß des Volkes über das Leben eines römischen Bürgers zu urteilen; mittelbar richtete sich dies Gesetz auch gegen das Senatusconsultum ultimum und bestritt ihm die Fähigkeit, die Magistrate, für die es beschlossen war, von Verantwortung zu befreien. Sodann folgte Gaius den Ideen der agrarischen Reform, die ihn emporgehoben hatte, und gab der Ackerkommission ihre juris-

diktionellen Befugnisse wieder. Aber daß die agrarischen Interessen für ihn nicht mehr entscheidend waren, zeigte schon ein weiteres Gesetz über Getreideverteilungen an das Volk, das jedem Bürger den Anspruch auf monatliche Lieferung eines bestimmten Quantums Weizen durch den Staat kaum für die Hälfte des üblichen Marktpreises gab, der ohnehin so niedrig war. Wenn der Staat den Weizen, der ihm als Grundsteuer aus den Provinzen zuging, so billig fortgab, so drückte er weiter auf die Getreidepreise, und Gracchus schlug mit diesem Gesetze der agrarischen Reform geradezu ins Gesicht. Seine eigentliche Absicht war dabei freilich eine andere, er wollte sich mit den Getreideverteilungen einen zuverlässigen Anhang in der Bevölkerung der Hauptstadt sichern. In Wirklichkeit hat er damit einen hauptstädtischen Pöbel geschaffen und großgezogen, auf den schließlich auch er selber sich nicht sicher hat verlassen können. Weiter organisierte er die nichtsenatorischen Kapitalisten, die seit geraumer Zeit zu Pferde dienten, zur Einheit des Ritterstandes und schloß sie dem Senate gegenüber zusammen. War der regierende Senat von den Staatspachtungen ausgeschlossen, so übernahm der kapitalistische Ritterstand die Steuerpacht in den Provinzen, so in dem jetzt organisierten Territorium der pergamenischen Erbschaft, in der Provinz Asia. Um die Provinzialen vor Erpressungen zu schützen, hatte ein Gesetz des Tribunen L. Calpurnius Piso im Jahre 149 v. Chr. einen Geschworenengerichtshof gegen Erpressungen geschaffen, dessen Richter aus den Senatoren genommen wurden. Jetzt legte Gaius Gracchus dies Geschworenengericht, auf das sich auch ein Gesetz seines Kollegen Acilius Glabrio bezog, in die Hände der Ritter, mit welcher Wirkung? Die senatorischen Provinzialstatthalter wurden damit von den Rittern abhängig, die den Überforderungen der Steuerpächter gegenüber nun durch die Finger sehen mußten. Taten sie dies, so durften auch sie selber ungestraft sich alle Übergriffe erlauben, paßten sie aber den Steuerpächtern auf, so mochten sie sich vorsehen. Dann drohte ihnen eine Klage wegen Erpressung, in der sie von dem ritterlichen Geschworenengericht auch unschuldig verurteilt wurden; die Folgezeit sah den Skandalprozeß der Rittergerichte, den des unschuldig verurteilten Rutilius Rufus. Freilich wurde es nicht besser, als Sulla die Gerichte den Rittern nahm und den Senatoren zurückgab, die Gerichte blieben ein Mittel der Macht im Kampfe der politischen Parteien und blieben parteiisch, nur wirkten sie jetzt in der entgegengesetzten Richtung: jetzt brauchte auch die Habsucht eines senatorischen Provinzialstatthalters das Gericht der Standesgenossen nicht zu scheuen, und auch die Senatorengerichte Sullas erlebten ihren Skandalprozeß, den Prozeß des Verres. Erst die Reaktion gegen die sullanische Ordnung brachte in dem aurelischen Gesetze der Prätors L. Aurelius Cotta vom Jahre 70 v. Chr. mit seiner aus Rittern und Senatoren gemischten Geschworenenliste Besserung, Gerechtigkeit und Sachlichkeit.

Fragen wir: Was hat Gaius Gracchus mit den Gesetzen geleistet, die er durchgebracht hat?

Er hat durch die Einführung der Getreideverteilung die Agrarreform geschädigt und ein hauptstädtisches Proletariat geschaffen, er hat die Provinzen der Ausbeutung der Steuerpächter preisgegeben und die Gerechtigkeit den Parteien ausgeliefert. Das Verderben, das er angestiftet, hat ihn erhoben und gehalten, aber was er Nützliches unternahm, ist ihm zum Verhängnis geworden. Es war die Erteilung des Bürgerrechts an die Bundesgenossen.

Welches Interesse hatten Latiner und Bundesgenossen am Bürgerrecht?

Die Provinzen hatte das Heer erobert, in dem Latiner und Bundesgenossen ebensogut wie die Römer dienten. Man sollte meinen, die Provinzen wären infolgedessen auch Provinzen des italischen Bundes geworden, aber sie kamen unter die Herrschaft nicht des Bundes, sondern Roms, es wurden römische Provinzen. Im Gegensatze zu den Normen der modernen Politik bedeutete Herrschaft im Altertum immer zugleich materielle Ausbeutung, in der Grundherrschaft über die unterworfenen Hörigen, in den Bünden zugunsten des führenden Staates; und die Ausbeutung der römischen Provinzen durch die Herrschaft der Republik war einer großen Steigerung nicht mehr fähig. Die Bundesgenossen, die an der Gewinnung der Provinzen tätigen Anteil genommen hatten, sahen sich also von der unmittelbaren Nutzung der Provinzen ausgeschlossen, soviel auch Handel und Verkehr ihnen Vorteil bringen mochte. Eben um an der vollen Nutzung der Provinzen teilzunehmen, streben Latiner und Bundesgenossen nunmehr nach dem römischen Bürgerrechte. Und hinzukam das Interesse an aller sonstigen materiellen Bürgernutzung, auch an der Domäne und

ihrer Verteilung. Man begreift es, daß eben jetzt das Verlangen nach dem Bürgerrechte zuerſt laut geworden war, und die Volkspartei kam ihm entgegen, der ihr angehörige Konſul M. Fulvius Flaccus beabſichtigte bereits im Jahre 125 v. Chr. den Bundesgenoſſen durch Geſetz das römiſche Bürgerrecht zu verleihen, aber ſchon damals zeigte es ſich, daß die römiſchen Bürger den Bundesgenoſſen ſchlechterdings nichts abgeben wollten, und mit am ſtärkſten waren dem diejenigen Elemente der Bürgerſchaft abgeneigt, auf welche die Führer der Volkspartei ſich ſtützen mußten. So hat denn Flaccus gegenüber der Unpopularität ſeines Antrags auf die Durchbringung ſeines Geſetzes verzichtet. In ſeinem zweiten Tribunate von 122 v. Chr. nahm Gaius Gracchus es wieder auf, aber jetzt wandte die Gunſt des in ſeinem nackten Egoismus getroffenen Bürgertums ſich von ihm ab. Der Senat beſtimmte den Tribunen M. Livius Druſus, gegen den Antrag zu intercedieren, und Gaius Gracchus war nicht imſtande, dieſer Interceſſion mit der Abſetzung des Druſus zu begegnen, wie ſein Bruder der des M. Octavius begegnet war; die Stimmen des Volkes hätten ihn einfach im Stich gelaſſen.

Gaius Gracchus hatte den großen Gedanken, das römiſche Bürgerrecht ſogar über die Grenzen Italiens hinauszutragen; ſo hatte er die Gründung der Kolonie Junonia an Stelle des zerſtörten Karthago beſchließen laſſen, und er begab ſich nach Afrika, um Junonia zu gründen. Seine Abweſenheit benutzte aber der Senat, um ihn aus der Volksgunſt zu verdrängen; er ließ die Anträge des Gracchus durch noch volksfreundlichere des Livius Druſus überbieten, als ob er den volksfreundlichen Anträgen des Gracchus nur wegen der Perſon des Gracchus widerſtrebt hätte. So fand denn Gracchus bei ſeiner Rückkehr aus Afrika die Volksſtimmung in dem Grade verwandelt, daß es ihm nicht mehr gelang, zum drittenmal, für 121, zum Tribun gewählt zu werden, ſeit dem 10. Dezember 122 war er wieder Privatmann. Die Gründung von Junonia ſollte wieder rückgängig gemacht werden, und darüber kam es zu Gewalttaten. Der Senat beſchloß das Senatusconſultum ultimum, und es kam zu Straßenkämpfen, in denen Flaccus, der Konſul von 125, erſchlagen wurde; Gaius Gracchus ließ ſich von ſeinem Sklaven töten. 3000 Anhänger des Gracchus brachte man zu Tode, und zur Erinnerung an die ſo begründete Einheit ſtellte man den alten Tempel der Concordia wieder her. Es war dem Senat gelungen, die Führer des Volkes zu verderben, jetzt galt es, ihr Werk rückgängig zu machen. Das traf die agrariſche Reform.

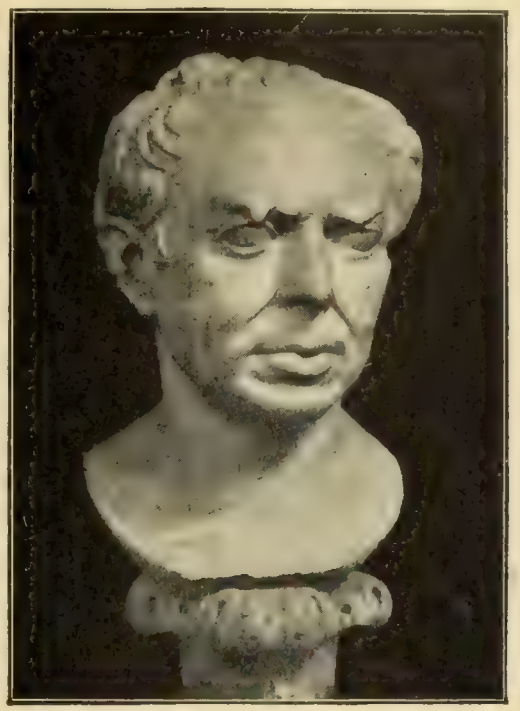
Sie war nicht auf dem Papier geblieben, ſondern wirklich durchgeführt worden, das zeigen die Cenſuszahlen von 124 v. Chr. verglichen mit denen von 131; jetzt aber kam die agrariſche Reaktion, mit drei Geſetzen, in den zehn Jahren von 121 bis 111 v. Chr. Das erſte dieſer drei Geſetze gab den neu angeſetzten Bauern die Erlaubnis, ihre Bauernſtellen zu verkaufen; das war die Erlaubnis ſich zu ruinieren, denn nun konnten ſie von den Kapitaliſten wieder aufgekauft werden. Mit dem zweiten Geſetze, dem des Tribunen Sp. Thorius vom Jahre 119, hörte jede weitere Ackerverteilung auf, fand alſo auch die Ackerkommiſſion ihr Ende. In der Form der Erbpacht, mit einer kleinen Abgabe, hatte Tiberius Gracchus die neuen Bauernſtellen begründet, um ihre Inhaber in ihrem Beſitz zu ſchützen; nun war das Verkaufsverbot gefallen, und im Jahre 111 fiel auch die kleine Abgabe, die den Bauern nicht drücken, ſondern ihn hatte ſichern ſollen. Jetzt hatte der Bauer völlig freies Eigentum, mit voller Freiheit, es an den Kapitaliſten raſch zu verlieren. So ging die Wirkung der Reform wenigſtens allmählich zum guten Teil wieder verloren, im beſten Zuge, den Bauernſtand Italiens zu erneuern, wurde ſie aufgehalten und gebrochen, und wenn Plinius in der Folge ſagen konnte, latifundia perdidere Italiam, ſo legte die Reaktion dazu den Grund. Zur Neubegründung des Bauernſtandes hatte die Reform die Domäne verwendet, die man den Okkupatoren abnahm; die Reaktion vereitelte die Regeneration der Bauern, jetzt war die Domäne nicht zweckmäßig aufgeteilt, ſondern verpulvert.

Die einzige Konzeſſion, die man in dieſen Jahren der Volkspartei machte, war die Ausſendung einer Bürgerkolonie nach Narbo. Die Reformer waren es, welche die Ausdehnung der römiſchen Herrſchaft über die Alpen hinaus in Ausſicht nahmen, für die Verſorgung der kleinen Leute, im Jahre 125 begann der Konſul M. Fulvius Flaccus die Eroberung der Provence, die den Namen der römiſchen Provinz noch heute trägt, jetzt wird Aquä Sextiä, Aix, und 118 Narbo Martius als Bürgerkolonie begründet. Übrigens ſaß die Nobilität wieder feſt

im Sattel, aber es fehlte ihr bedenklich an Kapazitäten. Zum höchsten Ansehen in ihr gelangte jetzt M. Aemilius Scaurus, ein Mann, der in seinem ganzen Leben nie einen politischen Gedanken gehabt hat, und dessen ganzes Verdienst in seinem würdevollen Auftreten bestand. Wenn seine Würde nur seine innere Hohlheit verdeckte, so war noch schlimmer, daß er mit seiner äußeren Korrektheit und mit dem Brustton der Überzeugung wenigstens lange seinen Mangel an Anständigkeit verbergen konnte: er war nicht ehrlicher als die andern, sondern nur teurer. So stand es mit der senatorischen Aristokratie zu Beginn des jugurthinischen Krieges: er kompromittierte die Nobilität und führte das Gestirn des Marius zum Aufgang.

Es ist keine unparteiische Quelle, die wir in dem Jugurtha des Sallust besitzen. Dieser Cäsarianer ist hier ebenso Parteimann, wie in seinem Catilina, das zeigt schon die Wahl seiner Stoffe; er sucht sich Zeiten, in denen die Optimaten sich bloßgestellt haben. Aber wenn er auch tendenziös ist, so reden doch die eigentlichen Tatsachen eine nicht mißzuverstehende Sprache.

Gegen Karthago und nach dem Falle von Karthago hatte das numidische Reich Masinissas seine riesige Ausdehnung gewonnen, von Mauretanien bis zu den Grenzen von Kyrene, das Gebiet der römischen Provinz Afrika im Süden umfassend und damit auch den Beduinen gegenüber den Grenzschutz leistend; ein Land, das unter dem Einfluß punischer Civilisation stand und seit Masinissa auch griechischer Kultur sich öffnete. Gemeinsames Regiment der Söhne und Enkel Masinissas wurde schwierig, als im Jahre 118 der fähige und ehrgeizige Jugurtha neben seine Vettern Adherbal und Hiempsal trat und im Streben nach der alleinigen Herrschaft über das ganze Reich den Hiempsal ermorden ließ und den Adherbal bekriegte, der aber nach Rom floh. Jugurtha kannte die Römer von Numantia her, wohin er numidische Hilfstruppen geführt hatte, er kannte ihre Untugenden und nicht zum mindesten ihre Schwachheit gegenüber der Macht des Geldes; so hat er von Anfang an mit Bestechung gearbeitet, er hielt den ganzen römischen Staat für käuflich, falls er nur einen Käufer fände, er wußte, daß auch Senatskommissionen zu haben waren, nur daß die Ehrbarkeit und Würde eines Scaurus einen höheren Preis besaß. So hat denn eine solche Kommission zunächst Numidien zwischen Adherbal und ihm geteilt, und zwei weitere Kommissionen haben den Adherbal nicht geschützt: Jugurtha hat ihn in Cirta belagert und nach der Eroberung von Cirta im Jahre 112 hinrichten lassen. Aber bei dem Fall von Cirta hatten auch Italiker, die dort Handel trieben, ihren Tod gefunden, und da nun die römische Volkspartei unter dem Tribunen C. Memmius die Sache in die Hand nahm, erfolgte im Jahre 111 v. Chr. die Kriegserklärung gegen Jugurtha, aber der Konsul und sein Legat Scaurus verkauften den Frieden. Um die Nobilität zu überführen, veranlaßten die Populären, daß Jugurtha unter freiem Geleit nach Rom zitiert wurde, aber hier wußte man Aussagen von ihm zu verhindern; er glaubte, er dürfe sich alles erlauben, und ließ in Rom selber einen möglichen Rivalen, seinen Vetter Massiva, ermorden. Daraufhin wurde endlich der Friede verworfen und Jugurtha ausgewiesen, aber auch die Kriegführung des Jahres 110 lag in den Händen eines der Bestechung zugänglichen Konsuls. In die Kommission zur Untersuchung der Bestechungen gelang es dem Scaurus selbst hineinzukommen, aber selbst sein Geschick hat eine Reihe wohlbegründeter Verurteilungen nicht verhindern können. Endlich übernahm ein besserer Mann, der Konsul Q. Cäcilius Metellus, im Jahre 109 die Kriegführung. Er sah von vornherein, daß ein gutes Ende nur dadurch zu erreichen sei, daß man sich der Person Jugurthas bemächtigte; das gelang aber noch nicht ihm selber, sondern erst seinem Nachfolger C. Marius, dessen Unterfeldherr L. Cornelius Sulla den zu seinem Schwiegervater, dem Könige Bocchus von Mauretanien, geflohenen Jugurtha in seine Gewalt brachte und gefesselt in das römische Lager



Porträtbüste des Marius. Original im Vatikan zu Rom. Alinari phot.

führte. Am erſten Tage ſeines zweiten Konſulates, am 1. Januar 104, zog Marius triumphierend in Rom ein, und Jugurtha, im Triumphe aufgeführt, wurde zu Rom im Kerker getötet.

Marius ſtammte aus Arpinum im Volskerlande. Unter Scipio hatte er vor Numantia gedient, er war Quäſtor, Volkstribun, Prätor geworden; aus geringer Familie, hatte er doch eine Frau aus altadeligem Hauſe, eine Julia, bekommen. Die Nobilität, die ihn ſo hoch hatte ſteigen laſſen, hätte gut daran getan, ihm auch das Konſulat nicht vorzuenthalten, aber ſeinem Legaten, der ſich um das Konſulat bewerben wollte, trat Metellus ſogar mit Hohn entgegen: ſo wurde die Kandidatur des Marius zu einer Angelegenheit des Volkes, für das Jahr 107 wurde Marius zum Konſul gewählt, das Volk übertrug ihm auch die Kriegführung gegen Jugurtha, und als Konſul löſte Marius im Kommando den Metellus ab. Der Sieger über Jugurtha wurde für das Jahr 104 zum zweitenmal Konſul, und neue große Kriegsaufgaben warteten ſeiner.

Bereits in das erſte Konſulat des Marius vom Jahre 107 fallen zwei große Neuerungen von tiefſtgreifender Bedeutung, die Verleihung des militäriſchen Kommandos durch Geſetz, und eine neue Heeresordnung. Das Kommandogeſetz hat den Untergang der Republik, und die Heeresordnung des Marius hat den Fall des abendländiſchen Reiches vorbereitet.

Das Kommando gegen Jugurtha führte Metellus, im Jahre 109 als Konſul und 108 als Prokonſul; der Senat vergab die großen Kommandos und hatte dem Metellus auch für 107 das Kommando in Numidien überwieſen. Aber inzwiſchen hatte die Volkspartei den Marius zum Konſul erhoben, und jetzt wandte ſie ihm auch das Kommando gegen Jugurtha zu, im Gegenſatze zum Senate. Der Volkstribun Manlius Mancinus brachte einen Geſetzesantrag ein und durch, der, im Gegenſatze zu dem Senatsbeſchluſſe für Metellus, den Oberbefehl gegen Jugurtha vielmehr dem Konſul Marius zuwies. Damit war ein Präcedenzfall von tiefgreifender Wirkung und entſcheidender Bedeutung geſchaffen.

Mit Plebisciten, mit Geſetzen hatte die Legislative in die Wirkſamkeit des Senates, in die Verwaltung zuerſt für die Domäne eingegriffen, 232 v. Chr. mit dem Ackergeſetze des C. Flaminius und 133 mit dem des Tiberius Gracchus; nun griff, und zwar jetzt zum erſten-mal, die Legislative der Tribunen auch in die Verleihung der militäriſchen Kommandos über, die bisher der Senat von ſich aus übertragen hatte. Das manliſche Geſetz vom Jahre 107 v. Chr., das dem Marius den Oberbefehl gegen Jugurtha übertrug, iſt ebenſo ein Markſtein der römiſchen Verfaſſungsgeſchichte, wie das flaminiſche und ſemproniſche Geſetz; es war praktiſch vielleicht noch von ſtärkerer Wirkung. Seit den Gracchen war das Tribunat dem Senate höchſt unbequem geworden, und mit Hilfe des hauptſtädtiſchen Proletariates hatte Gaius Gracchus wohl gehofft, die Straßen der Hauptſtadt zu beherrſchen: er hatte nicht einmal das erreicht, und mehr war auf dieſem Wege überhaupt nicht zu erreichen. Selbſt wenn der Senat die Stadt Rom nicht beherrſchte, ſo beherrſchte er doch das Reich, denn er verlieh die militäriſchen Kommandos und hatte damit das Heer in der Hand, und wer das Heer hat, hat die Entſchei dung. Es war alſo eine Neuerung von gar nicht zu überſchätzender Tragweite, als das manliſche Geſetz vom Jahre 107 die Verleihung des Kommandos an Metellus durch den Senat rückgängig machte und durch Volksbeſchluß dies Kommando auf den Konſul Marius übertrug: damit war ein Weg beſchritten, der in ſeinen Konſequenzen dem Senate die Verfügung über das Heer nahm. Jetzt konnten ehrgeizige Mitglieder auch des Senatorenſtandes ſich im Gegenſatz zum Senate der Volksverſammlungen bedienen, um durch ſie große Kommandos zu erhalten: ſo geſchah es in der Folge mit der Übertragung eines rieſigen, unrepublikaniſchen Kommandos an Pompejus im Seeräuberkriege durch das Gabiniſche Geſetz, von 67 v. Chr., gegen den Willen des Senates, ſo bei dem maniliſchen Geſetz, das ein Jahr ſpäter demſelben Pompejus das Kommando gegen Mithradates gab, ſo bei der Übertragung der galliſchen Statthalterſchaft an Cäſar. Dieſe großen militäriſchen Gewalten waren antiſenatoriſch. Das Tribunat für ſich allein konnte dem Senat die Herrſchaft im Reiche nicht entreißen, aber die Sachlage änderte ſich in dem Augenblick, in dem das große auf demokratiſcher Grundlage ruhende Militärkommando ſich mit dem Tribunat verband. Mit dem Abſchluß dieſes Bündniſſes mußte die Herrſchaft des Senates zuſammenbrechen, ſie brach zuſammen unter Cäſar, unter Auguſtus in dem Bündnis des prokonſulariſchen Imperiums mit

ROM

zur Kaiserzeit

Zeitalter der Republik

1:32,000

0 ½ 1 2 Kilom.

Regionen des Servius Tullius:
I Sucusana II Collina
III Esquilina IV Palatina

1 Ara Pacis
2 Atrium Vestae
3 Arcus Augusti
4 - Claudii
5 - Constantini
6 - Hadriani
7 - novus
8 - Septimii Severi
9 - Titi
10 - Valentiniani
11 Basilica Aemilia
12 - Iulia
13 Colossus Neronis
14 Columna Antonii Pii
15 - Marci Aurelii
16 Forum Boarium
17 - Holitorium
18 Pons Aemilius
19 - Cestius
20 - Fabricius
21 Porta Triumphalis
22 Porticus Pompei Eversus
23 - Philippi
24 Stagnum Agrippae
25 Tabularium
26 Templ. Aesculapii
27 - Apollinis
28 - Bellonae
29 - Cereris
30 - Flaviae
31 - Herculis Pompeiana
32 - Iovis Capitolini
33 - Iunonis Monetae
34 - Neptuni
35 - Portuni
36 - Vespasiani

Regionen des Augustus:
I Porta Capena
II Caelemontium
III Isis et Serapis
IV Templum Pacis
V Esquiliae
VI Alta Semita
VIII Via Lata
VIII Forum Romanum
IX Circus Flaminius
X Palatium
XI Circus maximus
XII Piscina publica
XIII Aventinus
XIV Trans Tiberim

Beilage zu „Dr. Pflugk-Harttung, Weltgeschichte"

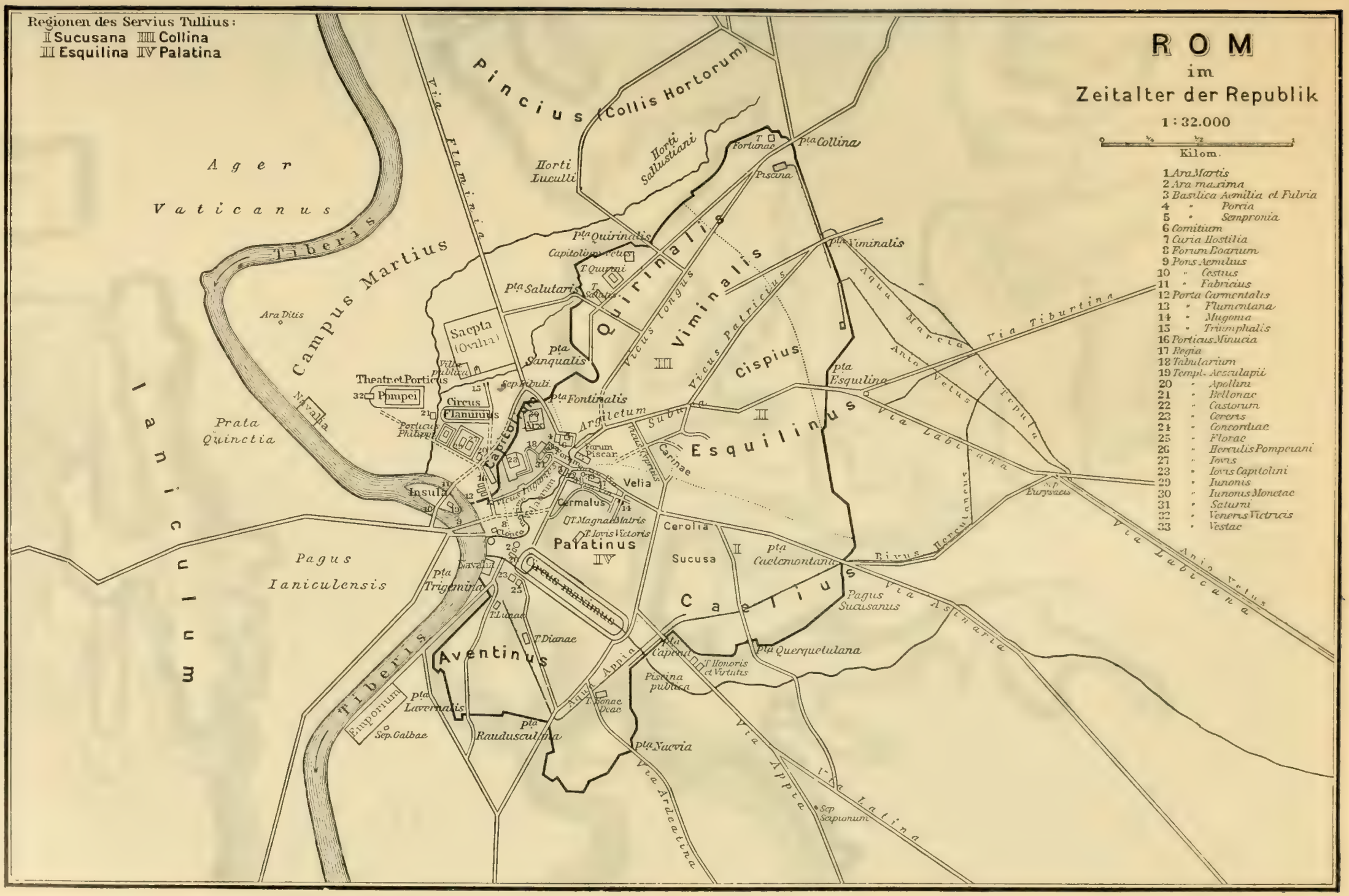
Verlag Ullstein & Co. Berlin

des ersten Tages seines zweiten Konsulates, am 1. Januar 104, zog Marius triumphierend [illegible] Numidien, im Triumphe aufgeführt, wurde zu Rom im Kerker getötet.

[illegible] Neptunus und Volkstribunat. Unter Sulla [illegible] er vor Numantia [illegible] Volkstribunat [illegible] Jahre 123 [illegible] hatte er, dem [illegible] Hause, eine Julia, heimgeführt. Die Nobilität, die ihn so hoch [illegible] getan, ihm auch das Konsulat nicht vorenthalten, aber seinem [illegible] der sich um das Konsulat bewerben wollte, trat Metellus sogar mit Hohn entgegen. [illegible] wurde die Kandidatur des Marius zur Angelegenheit des Volkes, für das Jahr 107 [illegible] Marius zum Konsul gewählt, das Volk übertrug ihm auch die Kriegführung gegen [illegible] gurtha, und als Konsul löste Marius im Kommando den Metellus ab. Der Sieger über [illegible] gurtha wurde für das Jahr 104 zum zweitenmal Konsul, und neue große Kriegsaufgaben [illegible] warteten seiner.

Bereits in das erste Konsulat des Marius vom Jahre 107 fallen zwei große Neuerungen von [illegible] eifgreifender Bedeutung, die Übertragung des militärischen Kommandos durch Gesetz, und eine neue Heeresordnung. Das Kommandogesetz hat den Untergang der Republik, und die Heeresordnung des Marius hat den Fall des abendländischen Reiches vorbereitet.

Das Kommando gegen Jugurtha führte Metellus im Jahre 109 als Konsul und 108 als Prokonsul. Der Senat verlieh die großen Kommanden und hatte dem Metellus auch für 107 das Kommando in Numidien übertragen. Aber inzwischen hatte die Volkspartei den Marius zum Konsul erhoben, und jetzt wurde sie ihm auch das Kommando gegen Jugurtha zu, im Gegensatze zum Senate. Der Volkstribun Manilius Mancinus brachte einen Gesetzesantrag ein und setzte ihn durch, der [illegible] dem Metellus, dem Überbringer [illegible] gegen Jugurtha [illegible] Konsul Marius [illegible] Heer [illegible] Dann [illegible] Erfolgsfall [illegible] [illegible] Vierteljahr [illegible] Besiegung [illegible] Regulativ in die Willkürlichkeit des Senates in [illegible] Jahre 222 v. Chr. mit dem Ackergesetze des Flaminius [illegible] Senate [illegible] Gracchus; nun griff [illegible] zwar jetzt zum letztenmal, die Legislative [illegible] Verteilung [illegible] militärischen Kommandos über, die bisher der Senat [illegible] Das [illegible] Gesetz vom Jahre 107 v. Chr., das dem Marius den [illegible] Bedeutung, ist ebenso ein Markstein der römischen Verfassungsgeschichte wie das [illegible] Gesetz des Gaius Gracchus; es war praktisch vielleicht noch [illegible] Gracchus [illegible] Senat [illegible] unbequem [illegible] Volkstribunen [illegible] des [illegible] Proletariates, hatte Gaius Gracchus wohl gehofft, [illegible] Hauptstadt [illegible] Heere [illegible] hatte nicht einmal das erreicht, und nicht [illegible] Selbst wenn der Senat die [illegible] nicht [illegible] hätte, das Volk [illegible] Heer, denn er hatte die militärischen Kommandos und hatte [illegible] in der Hand, und [illegible] Heer hatte die Entlassung [illegible] war alle [illegible] Sicherung vollgar nicht [illegible] übeschätzender Tragweite [illegible] maritime Gesetz vom Jahre 67. Die Übertragung des Kommandos an Metellus [illegible] der Zeit [illegible] machte und durch Volksbeschluß das Kommando auf den Konsul Marius [illegible] Gracchus: damit war ein Weg betreten, der [illegible] Konsequenzen, dem Senate die Verfügung über das Heer nahm. Jetzt konnten [illegible] Mitglieder [illegible] des Senatorenstandes sich im Gegensatz zum Senate [illegible] Volksversammlungen bedienen, um durch sie große Kommandos zu erhalten: so geschah es in der Folge mit der Übertragung eines [illegible] republikanischen Kommandos an Pompejus im Seeräuberkriege durch das Gabinische Gesetz, [illegible] 67 v. Chr., gegen den Willen des Senates, so bei dem manilischen Gesetz, das ein Jahr später demselben Pompejus das Kommando gegen Mithradates gab, so bei der Übertragung der gallischen Statthalterschaft an Cäsar. Diese großen militärischen Gewalten waren antisenatorisch. Das Tribunat für sich allein konnte dem Senat die Herrschaft im Reiche nicht entreißen, aber die Sachlage änderte sich in dem Augenblick, in dem das große auf demokratischer Grundlage ruhende Militärkommando sich mit dem Tribunat verband. Mit dem Schluß dieses Bündnisses mußte die Herrschaft des Senates zusammenbrechen, sie brach zusammen unter Cäsar, unter Augustus in dem Bündnis des prokonsularischen Imperiums mit


ROM
im
Zeitalter der Republik
1 : 32.000
Kilom.
1 Ara Martis
2 Ara maxima
3 Basilica Aemilia et Fulvia
4 " Porcia
5 " Sempronia
6 Comitium
7 Curia Hostilia
8 Forum Boarium
9 Pons Aemilius
10 " Cestius
11 " Fabricius
12 Porta Carmentalis
13 " Flumentana
14 " Mugonia
15 " Triumphalis
16 Porticus Minucia
17 Regia
18 Tabularium
19 Templ. Aesculapii
20 " Apollini
21 " Bellonae
22 " Castorum
23 " Cereris
24 " Concordiae
25 " Florae
26 " Herculis Pompeiani
27 " Iovis
28 " Iovis Capitolini
29 " Iunonis
30 " Iunonis Monetae
31 " Saturni
32 " Veneris Victricis
33 " Vestae
Regionen des Servius Tullius:
I Sucusana IIII Collina
III Esquilina IV Palatina
Ager Vaticanus
Campus Martius
Tiberis
Ianiculum
Prata Quinctia
Pagus Ianiculensis
Pincius (Collis Hortorum)
Horti Luculli
Horti Sallustiani
Via Flaminia
Pta Collina
Pta Quirinalis
Pta Salutaris
Pta Sanqualis
Pta Fontinalis
Pta Viminalis
Pta Esquilina
Pta Caelemontana
Pta Querquetulana
Pta Capena
Pta Nuevia
Pta Trigemina
Pta Lavernalis
Pta Raudusculana
Saepta (Ovilia)
Theatr. et Porticus Pompei
Circus Flaminius
Capitolium
Quirinalis
Viminalis
Cispius
Esquilinus
Caelius
Palatinus
Aventinus
Circus maximus
Forum Piscar.
Velia
Cermalus
Cerolia
Sucusa
Carinae
Pagus Sucusanus
Piscina publica
Emporium
Sep. Galbae
Sep. Scipionum
Via Tiburtina
Via Labicana
Via Asinaria
Via Appia
Via Latina
Via Ardeatina
Aqua Marcia et Tepula
Anio Vetus
Rivus Herculaneus
Aqua Appia
Vicus longus
Vicus Patricius
Argiletum
Subura
Insula
Navalia
Ara Ditis
Porticus Philippi
Sep. Tibuli
Villa publica
T. Fortunae
Piscina
T. Quirini
T. Salutis
T. Magnae Matris
T. Iovis Victoris
T. Lunae
T. Dianae
T. Honoris et Virtutis
T. Bonae Deae
Eurysacis

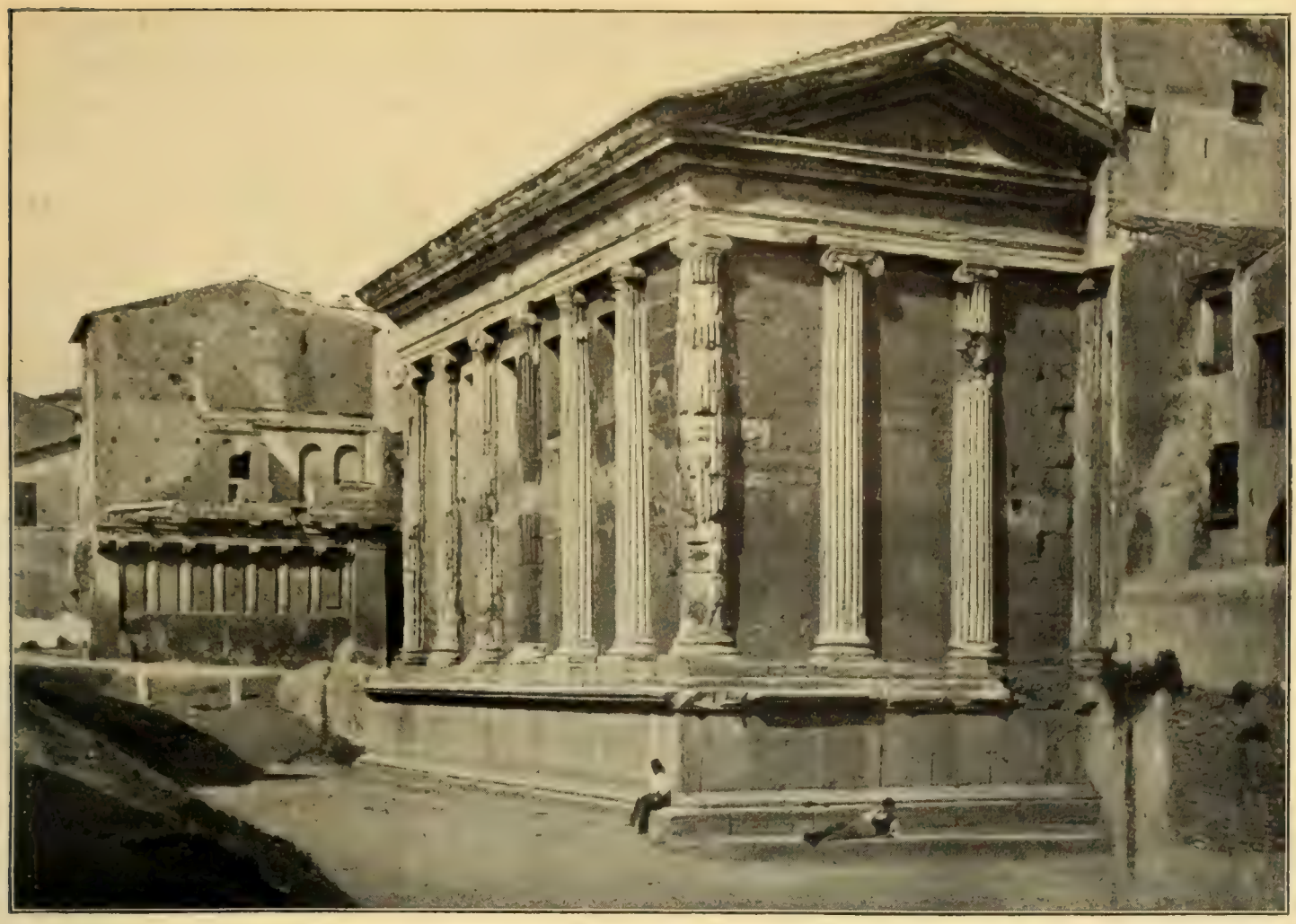
der tribuniciſchen Gewalt. Das war das Ende der ariſtokratiſchen Republik und die Begründung des demokratiſchen Kaiſertums: ſie gehen beide auf die Gracchen und auf Marius zurück.

Längere Zeit, um eine nicht vorhergeſehene Wirkung auszuüben, brauchte die neue Heeresordnung, die Marius bereits im erſten Jahre ſeines Kommandos gegen Jugurtha, auch in ſeinem erſten Konſulate vom Jahre 107, durchführte. Bis dahin war der Kriegsdienſt ein Ehrenrecht der beſitzenden Klaſſen, und der Cenſus bildete die Grundlage für die Aushebung: in der Ordnung des Marius hört das auf, Marius nahm auch die capite censi, die Proletarier, in das Heer auf. Die allgemeine Dienſtpflicht bleibt zwar beſtehen, aber nur auf dem Papiere, tatſächlich entziehen die Begüterten ſich mehr und mehr dem Kriegsdienſt. Die Legionen rekrutieren ſich zwar aus Bürgern, aber aus den ärmeren, und während bis dahin nach geleiſtetem Kriegsdienſt der ausgehobene Bürger zum Pfluge und ſeiner Hantierung zurückkehrte, blieb er jetzt für lange Jahre bei der Fahne, aus einem Bürgerheere wurde das römiſche Heer durch Marius in eine Armee von Berufsſoldaten verwandelt. Das hatte große techniſche Vorzüge, dieſe Soldaten beſaßen alle die militäriſche Ausbildung mindeſtens von Unteroffizieren. Dieſe techniſchen Vorzüge und die ſich nun noch ſteigernde Abneigung der Begüterten gegen den Dienſt hatten zur Folge, daß auch Auguſtus die Ordnung des Marius übernahm, aber wie wirkte ſie im Laufe der Jahrhunderte? Immer aufs neue nahm man aus Italien eine Menge junger Leute, die alt geworden und nicht mehr heiratsluſtig waren, wenn ſie mit dem Anſpruch auf Veteranenverſorgung das Heer verließen. Jahrhundertelang durchgeführt, hat dies Syſtem Italien entvölkert und der Möglichkeit beraubt, den Germanen gegenüber ſich zu behaupten. So kam die Barbariſierung Italiens, ſie war eine Notwendigkeit in mehr als nur in einer Hinſicht, dieſe Barbariſierung hat dem Reiche in Italien das Ende bereitet, aber ſie hat Italien auch vor dem Ausſterben gerettet, die Entvölkerung Italiens aber hat Marius, ohne es zu ahnen, eingeleitet.

Als er als Sieger über Jugurtha aus Numidien zurückkehrte, drohten Italien aber nähere, unmittelbare Gefahren, von den Teutonen und den Kimbern. Im Jahre 105 war ein römiſches Heer in der Nähe der unteren Rhone bei Arauſio, bei Orange, vollſtändig geſchlagen und vernichtet worden, von den Kimbern und Teutonen; man fürchtete ihr Erſcheinen in Italien, ein großer Schrecken ging durch Rom. Nur von Marius hoffte man Rettung.

Die Wanderung der Kimbern und Teutonen war nicht die erſte Völkerbewegung, die Italien bedrohte, dreihundert Jahre früher waren hier die Kelten erſchienen, getrieben von einer Wanderluſt, die ſie vom Rheine durch Frankreich bis nach Spanien, nach Oberitalien, nach Thrakien und Kleinaſien geführt hat. Aber mit der Wanderung der Kimbern ſetzten zuerſt die Germanen ein, die wiederum dreihundert Jahre ſpäter, unter Kaiſer Mark Aurel, an die Pforten des Reiches klopften, um die Sorge des Reiches zu bleiben. Vom Meere jenſeit der Elbe waren ſie gekommen und hatten im Jahre 113 den Konſul Cn. Papirius Carbo bei Noreja in Steiermark geſchlagen; niemand hätte ihren Einfall in Oberitalien gehindert, aber in ihrer Unberechenbarkeit zogen ſie zunächſt nach Weſten; ſie geſellten ſich die Teutonen zu, deren Zugehörigkeit zu den Germanen man bisher nicht mit entſcheidenden Gründen widerlegt hat. In Gallien verlangten ſie vergeblich von den Römern Land, um ſich dort niederzulaſſen, und da es ihnen abgeſchlagen wurde, kam es zum Kampfe und zu wiederholten Niederlagen der Römer, zuletzt zu der ſchweren bereits erwähnten von Arauſio vom Jahre 105 v. Chr. Niemand ſchien ihnen gewachſen zu ſein als C. Marius; eben darum hat man ihn für das Jahr 104 zum zweitenmal zum Konſul gewählt und wählte ihn in den folgenden Jahren immer wieder.

Zunächſt waren die Wandervölker wieder einmal weiter gezogen, ſie waren aus Gallien nach Spanien gegangen, aber im Jahre 102 kamen ſie wieder, um in Italien einzufallen, die Teutonen längs der liguriſchen Küſte und die Kimbern vom Norden her. In der Provence trat Marius den Teutonen unweit von Marſeille entgegen, bei Aquä Sertiä, bei Aix; ſeine behaglichen lauen Quellen taten ſchon unſeren Vettern wohl, und man begreift es, daß ihrer etliche über dem Baden den Kampf verſäumten und hier überfallen wurden. Dem Siege über die Teutonen folgte im nächſten Jahre der auf den raudiſchen Feldern bei Vercellä über die Kimbern, die inzwiſchen in Italien eingebrochen waren; ihn hat Marius in ſeinem



Tempel der Fortuna Virilis zu Rom aus dem letzten Jahrhundert der Republik. Anderson phot.

fünften Konsulate gemeinsam mit dem Prokonsul Q. Lutatius Catulus errungen. Der Retter Roms, der Sieger über Teutonen und Kimbern wurde auch für das nächste Jahr wieder zum Konsul gewählt; dies sechste Konsulat vom Jahre 100 wurde dem Marius zum Verderben.

Jetzt regte sich wieder die Volkspartei, die einen so ruhmvollen Führer hatte, der fünf Jahre hintereinander immer wieder zum Präsidenten der Republik gewählt worden war. Aber dieser Führer war ausschließlich als Militär bewährt und in der inneren Politik unerfahren, er mußte sich darauf beschränken, als der oberste Magistrat die Agitation der Popularen zu begünstigen; diese Agitation übernahmen der Prätor C. Servilius Glaucia und der Volkstribun L. Appuleius Saturninus. Mit seinen Gesetzesanträgen ging Appuleius Saturninus in den Bahnen des Gaius Gracchus, er beantragte ein Ackergesetz, Erweiterung der Getreideverteilung und Kolonialgründungen zur Versorgung der Veteranen des Marius; seit der neuen Heeresordnung mußten die Veteranen versorgt werden, in Militärkolonieen, deren Begründung die nächsten zwei Generationen hindurch der Schrecken von Italien wurde und die Sicherheit des Grundeigentums erschütterte, bis auf Augustus. Das Ackergesetz wollte den von den Barbaren in Gallien besetzten und ihnen von Marius abgenommenen Acker zu freiem Eigentum verteilen; die Proletarier der Hauptstadt sollten über die von Gaius Gracchus begründete Getreideverteilung hinaus dadurch gefördert werden, daß der Scheffel Weizen ihnen zu nicht ganz vier Pfennigen geliefert wurde, ihnen wurde die Anwartschaft auf Fütterung durch den Staat gegeben. Die Veteranen des Marius sollten jeder hundert Morgen Land erhalten. Die tribunicische Intercession, die die Nobilität versuchte, wurde jetzt nicht mehr, wie zur Zeit des Tiberius Gracchus, auf legalem Wege durch formelle Abstimmung beseitigt, jetzt hieb man sich in den Volksversammlungen und beseitigte so in wirksamer Weise den Einspruch vereinzelter Tribunen. Marius unterstützte die Popularen, aber wie?

Gewiß war seine Stellung eine schiefe, einmal war er als Konsul Präsident des Senates, aber innerlich stand er auf seiten der Popularen; und er war weder geschickt noch ein

Charakter. Der Senat sollte das Ackergesetz beschwören, war aber nicht dazu bereit; so erklärte denn auch Marius, er werde den Eid auf das Gesetz nicht leisten, leistete ihn aber schließlich doch mit einer Klausel, falls das Gesetz gültig sei. Den dadurch wertlos gewordenen Eid leisteten nun die Senatoren ohne jegliches Bedenken, nur der frühere Vorgesetzte des Marius im jugurthinischen Kriege, Metellus, war zu gut dazu und zog die Verbannung vor.

Für das folgende Jahr 99 war Appuleius Saturninus wieder zum Tribunen gewählt worden, indessen am Antrittstage seines zweiten Tribunates, am 10. Dezember 100, kam es zu neuen Straßenszenen. Glaucia wollte Konsul werden, sein Rival aber war C. Memmius, der in den ersten Jahren des jugurthinischen Krieges gegen die Nobilität aufgetreten war, aber längst seinen Frieden mit ihr gemacht hatte und in ihre Reihen übergegangen war, auch den Gesetzesanträgen des Saturninus hatte er opponiert. Jetzt ließ Saturninus ihn auf offener Straße erschlagen, aber das schlug dem Fasse den Boden aus. Saturninus und Glaucia sahen sich genötigt, das Kapitol zu besetzen, der Senat beschloß das Senatusconsultum ultimum, und im entscheidenden Moment verriet der Konsul Marius seine Parteigenossen, die in fortwährender Übereinstimmung mit ihm gehandelt hatten, und machte von dem Senatusconsultum ultimum Gebrauch. Saturninus und Glaucia wurden getötet, aber auch die politische Rolle des Marius war ausgespielt, er war heillos kompromittiert bei den Nobiles und bei dem Volke. Kein Hund nahm mehr ein Stück Brot von ihm.

22. Bundesgenossenkrieg und Italischer Einheitstaat.

Von Lebensläufen in aufsteigender Linie redet man zumeist, wo eine Familie emporkommt, an Wohlstand, Stellung und Ansehen zunimmt; seltener, aber bemerkenswerter ist ein Aufsteigen zu sittlicher Höhe. Es war ein dunkler Ehrenmann, jener M. Livius Drusus, der als Volkstribun im Jahre 122 den Sturz des Gaius Gracchus dadurch vorbereitet hatte, daß er dessen volkstümliche Pläne unehrlich überbot. Ganz anders geartet war sein gleichnamiger Sohn, der 91 Tribun wurde und mit den umfassendsten Plänen auftrat, in einer Zeit der egoistischen Klasseninteressen ein ernster und weitblickender Patriot im Dienste der allgemeinen Staatsinteressen, ohne jede andere Rücksicht als die auf das Wohl des Ganzen.

Die Rittergerichte, wie Gaius Gracchus sie begründet hatte, waren in den Händen der Ritter ein politisches Machtmittel, den ritterlichen Steuerpächtern jede Ausbeutung der Provinzialen zu ermöglichen, ungehindert von den senatorischen Provinzialstatthaltern; der Statthalter, der den Steuerpächtern auf die Finger sah, mochte sich vorsehen und sich vor den Rittergerichten hüten. Im Jahre 93 v. Chr. hatten sie ihren Skandalprozeß geführt und den Legaten des Statthalters von Asien, den Rutilius Rufus, einen Mann von notorischer Integrität, eben darum wegen Erpressungen unschuldig verurteilt. Diesem Unwesen wollte Drusus dadurch steuern, daß die Gerichte den Rittern genommen und dem durch dreihundert neue Mitglieder zu verstärkenden Senate gegeben werden sollten. Dem Widerstande, der von seiten der Ritter gegen einen solchen Gesetzesantrag zu erwarten war, suchte er dadurch zu begegnen, daß er dies Gesetz mit einem Getreideverteilungsgesetze und mit einem Ackergesetze verkoppelte, das die Aufteilung der gesamten in Italien noch vorhandenen Domäne in Aussicht nahm; er erzwang dadurch eine Koalition von Senat und Proletariat, die den Rittern gewachsen war, aber Verkoppelung von Gesetzen war seit einigen Jahren verboten. Trotzdem gingen die Gesetze in dieser Verkoppelung durch, indessen den Widerstand des Konsuls L. Marcius Philippus hatte er nur dadurch brechen können, daß er ihn verhaftete, und in der Folge erzwang der Konsul vom Senate, der froh war, die Rittergerichte loszuwerden, aber einen Staatstreich des Konsuls fürchtete, die Kassierung der Gesetze wegen ihrer Nichtbeachtung des Verkoppelungsverbotes.

Der größte Plan aber, mit dem sich Drusus von Anfang an getragen hatte, ging auf die Verleihung des Bürgerrechtes an Latiner und Bundesgenossen. Wir erinnern uns ihres Interesses am Bürgerrechte, von dem die volle Teilnahme an der materiellen Exploitierung der Weltherrschaft abhing, eben diese aber wollten die Bürger für sich allein, und eben darum versagten sie Latinern und Bundesgenossen das Bürgerrecht. Immer schärfer schlossen die

Bürger sich von ihnen ab, und während früher wenigstens dem Latiner bei der Übersiedelung nach Rom unter gewissen Bedingungen der Erwerb des Bürgerrechtes offen stand, hatte im Jahre 95 v. Chr. ein Gesetz der Konsuln L. Licinius Crassus und Q. Mucius Scävola Bundesgenossen und Latinern den Weg dazu völlig gesperrt In der Absicht, ihnen doch zum Bürgerrechte zu verhelfen, zeigt sich die gange Größe des Livius Drusus in ihrer vorurteilslosen, das Wohl der Gesamtheit ins Auge fassenden Politik und in der Weite ihres Blickes. Er war nicht gleich mit seinem Plane hervorgetreten, um nicht sofort alle gegen sich zu haben, aber jetzt beantragte er dies Gesetz. Indessen die egoistische Verblendung und Verhetzung griff dagegen zum politischen Meuchelmorde: noch ehe es zur Abstimmung kam, wurde Drusus in seinem Hause ermordet. Noch hätte das Gesetz des Drusus die Bewegung in Italien wieder zur Ruhe bringen können, aber seine Ermordung zeigte den Italikern, was sie von Rom zu erwarten hatten. Der Sturm brach los.

Noch gegen Ende 91 erhob sich Mittel- und Süditalien, und die abgefallenen Stämme organisierten sich politisch. An der Spitze des neuen Bundes standen zwei Konsuln und zwölf Prätoren, ihnen zur Seite ein Senat von 500 Mitgliedern. Corfinium im Pälignerlande, jetzt Italia genannt, wurde die Hauptstadt des neuen Bundes, Lateinisch und die Sprache der Samniten, das Oskische, standen als offizielle Sprachen nebeneinander. Zu Konsuln bestellten die Italiker den Marser Q. Pompädius Silo und den Samniten C. Papius Mutilus. Den Konsuln des Jahres 90

Münze der abgefallenen Bundesgenossen. Original im Königlichen Münzkabinett zu Berlin.

stellten in Rom sich Aristokraten und Demokraten ohne Unterschied zur Verfügung, sowohl Marius, der aus der Versenkung wieder auftaucht, als auch Sulla übernahmen ein Kommando. Eine Niederlage des Konsuls P. Rutilius Lupus hat zur Folge, daß die Erhebung nach dem Norden übergreift, daß auch Etrurien und Umbrien unsicher werden; die Tage von 310 v. Chr. schienen sich jetzt zu erneuern. Aber während das Bündnis von Etruskern und Samniten die Römer damals zur äußersten Kraftanstrengung anspornte, führte die gleiche Gefahr sie jetzt zur Einsicht des Fehlers, den ihre egoistische Kurzsichtigkeit begangen hatte; man schritt jetzt zu den Konzessionen, mit deren rechtzeitiger Gewährung man die Erhebung verhütet hätte. Noch im Jahre 90 gab ein Gesetz des Konsuls L. Julius Cäsar den Latinern und den treugebliebenen Bundesgenossen das Bürgerrecht und begegnete damit einer weiteren Ausdehnung des Aufstandes. Und im folgenden Jahre bot, ohne Rücksicht auf Treue und Abfall, ein Gesetz der Tribunen M. Plautius Silvanus und C. Papirius Carbo allen Bundesgenossen bis zum Po das Bürgerrecht; die Transpadaner erhielten noch im gleichen Jahre durch ein Gesetz des Konsuls Cn. Pompejus Strabo latinisches Recht und sind im Jahre 49 durch Cäsar auch zum Bürgerrecht gelangt. Noch hielt sich Pompädius Silo, aber er fiel 88 und der Krieg war jetzt beendet. Römisches Bürgerrecht erstreckte sich jetzt vom Faro von Messina bis zum Po und latinisches Recht bis an die Alpen. Der italische Bund bestand nicht mehr, der die Karthager überwunden und die Welt erobert hatte. Juristisch betrachtet reichte Rom jetzt von Sicilien bis zum Po, und politisch gebot nunmehr die Gesamtheit der Italiker über die Provinzen und hatte vollen Anteil an ihrer Nutzung. Die früher selbständigen, mit Rom verbündeten Staaten Italiens wurden jetzt römische Bürgergemeinden mit lokaler Selbstverwaltung, es sind die Municipien in der neuen Bedeutung des Wortes. Die italischen Municipalen sind nun durch keine Interessengegensätze mehr geschieden, sie gehören jetzt samt und sonders zum herrschenden Volke, sie sind Römer geworden; und da die Römer Lateiner sind, so werden sie alle jetzt Lateiner, es vollendet sich allmählich die Latinisierung Italiens. Die Dialekte sind geschwunden und die Einheit der lateinischen Nation hat sich gebildet.

Man hatte sich entschließen müssen, das Bürgerrecht den Latinern und Bundesgenossen zu gewähren: wenn man doch auch ganze Arbeit getan und bei der Verleihung nicht gekargt hätte! Aber man gab mit knapper Hand und wollte die neuen Bürger den alten im Stimmrecht nicht völlig gleichstellen; so schuf man einen neuen Gegensatz und den Anlaß zu neuen Wirren. Der Verleihung des Bürgerrechtes folgte der Kampf um volle Gleichheit des Stimmrechts auf dem Fuße, und an diesen Zwistigkeiten hat sich der Bürgerkrieg entzündet.

23. Sulla und die Reaktion.

Während des Bundesgenoſſenkrieges hatten die Römer auch im Oſten Schwierigkeiten, von den Wirren in Italien hatte König Mithradates von Pontos Nutzen gezogen.

Der Name des Schwarzen Meeres, des Pontos, hat ſich auf einen Teil von Kappadokien übertragen, auf Kappadokien am Pontos, im Gegenſatze zu dem Kappadokien des Tauros; es iſt die Nordoſtküſte Kleinaſiens nach Kolchis zu, deſſen Oleander- und Rhododendronhaine der deutſche Klaſſiker der Landſchaft, Fallmerayer, in ſeinen Fragmenten aus dem Orient ſo wunderbar geſchildert hat. Zwiſchen Phrygeern und Armeniern wohnend und beiden verwandt, waren die Kappadokier ebenſo wie die Armenier zeitig iraniſchem Kultureinfluß erlegen. Die Spaltung Kappadokiens in das binnenländiſche und in Kappadokien am Meer hat ſich in makedoniſcher Zeit vollzogen. Die Familie, die am Pontos zur Herrſchaft gelangte, läßt ſich bis auf Ariobarzanes zurückverfolgen, der um 360 v. Chr. über Kios in Myſien am Marmarameere herrſchte; ſein Enkel gründete ſich um 281 v. Chr. in Kappadokien am Pontos eine Herrſchaft, es iſt der Reichsgründer, Mithradates Ktiſtes; er führte zuerſt den Königstitel. Die Familie verfuhr nach dem Grundſatz: „Behalte, was du haſt und nimm, was du nicht haſt", ſie dehnte ihren Beſitz an der Küſte und im Binnenlande aus; als die Römer 133 v. Chr. die attaliſche Erbſchaft antraten und den Prätendenten Ariſtonikos zu bekämpfen hatten, unterſtützte ſie Mithradates Euergetes und erhielt dafür Großphrygien, das die Römer aber nicht auf ſeinen unmündigen Sohn Mithradates Eupator übergehen ließen, der um 121 ſeinem Vater gefolgt war, und der bis 111 v. Chr. unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter ſtand. Von Cherſoneſos in der Krim, in der Nähe von Sebaſtopol, gegen die Skythen zu Hilfe gerufen, hat Mithradates Eupator durch ſeinen Feldherrn Diophantos das boſporaniſche Reich von Pantikapäon ſeinem Reiche hinzugefügt und ſeine Eroberungen Schritt für Schritt ſo ausgedehnt, daß der Pontos faſt zu einem Binnenmeer ſeiner Herrſchaft wurde. Seinen Übergriffen nach Kappadokien wehrte im Jahre 92 Sulla als Statthalter von Pamphylien, und auch in Bithynien wich Mithradates vor den Römern, als aber der römiſche Geſandte Manius Aquillius den bithyniſchen König Nikomedes auf ihn losließ, entſchloß ſich Mithradates im Jahre 89 um ſo entſchiedener zum Kriege gegen Rom, als der Bundesgenoſſenkrieg Italiens ſein Unternehmen zu begünſtigen ſchien. Es war eine Reaktion des Orients gegen die römiſche Herrſchaft im Oſten, und der der helleniſtiſchen Kultur zugängliche König trat auch als Befreier der Hellenen von der verhaßten römiſchen Herrſchaft auf, er beſetzte die römiſche Provinz Aſien, und an einem Tage fielen hier Tauſende von Italikern ſeiner Veſper zum Opfer, er ſchlug ſeine Reſidenz zu Pergamon auf, ſein Heer ging nach Europa über und beſetzte Thrakien und Makedonien, und ſeine Flotte fuhr über das Ägäiſche Meer nach Griechenland. Hier hatte ſich Athen ihm angeſchloſſen und faſt ganz Griechenland fügte ſich ihm: da landete Sulla in Epiros, im Jahre 87 v. Chr.

Als Konſul ſtand Sulla im Jahre 88 in Campanien gegen noch nicht wieder befriedete vormalige Bundesgenoſſen im Felde. Der Senat hatte die Kriegführung gegen Mithradates einem der Konſuln überwieſen, und das Los hatte für Sulla entſchieden, aber das Volk entzog ihm das Kommando wieder; das hing mit den Wirren in Rom zuſammen, die die Frage nach dem Stimmrecht der Neubürger entfeſſelt hatte. Man hatte dieſe darin den alten Bürgern nicht gleichſtellen und ihnen nicht unterſchiedslos die Aufnahme in die vorhandenen 35 Tribus gewähren wollen, ſondern nur in eine kleine Zahl von ihnen, entweder in acht der alten oder in zehn neu zu ſchaffende, ſo daß die Geſamtheit der Neubürger trotz ihrer gewaltigen Anzahl ſich in dem Einfluß ihres Stimmrechts auf 8/35 oder 10/45 eingeſchränkt geſehen hätte. In ihrem Widerſtande gegen dieſe Zurückſetzung fanden die Neubürger Rückhalt bei einem reichen und vornehmen Manne, P. Sulpicius Rufus, einem Patrizier, der den Adel abgelegt hatte, um jetzt Volkstribun werden zu können; er beantragte die unterſchiedsloſe Aufnahme der Neubürger in alle 35 Tribus. Der Konſul Sulla erſchien in Rom, aber ohne Heer, und da Sulpicius Rufus die Maſſen und die Gaſſe beherrſchte, ſo konnte er nichts dagegen ausrichten und ging nach Campanien zurück; nun wurde das ſulpiciſche Geſetz angenommen, und ein Volksbeſchluß entzog dem Sulla den Oberbefehl gegen Mithradates und

übertrug ihn dem Marius. Aber es fiel dem Sulla gar nicht ein, sich dem zu fügen, sofort marschierte er mit seinem Heere gegen Rom, das seit der gallischen Katastrophe zum erstenmal feindliche Truppen sah, diesmal seine eigenen Bürger. Sulpicius Rufus und Marius wurden für vogelfrei erklärt, und Sulpicius Rufus wurde getötet, dem Marius gelang es, nach Afrika zu entkommen. Unterwegs war er nach Minturnä verschlagen und dort ins Gefängnis geworfen worden, ein kimbrischer Sklave sollte ihn töten, aber er erschrak vor der Frage des Gefangenen: Du wagst es, den C. Marius zu töten? Das sulpicische Gesetz über das Stimmrecht der Neubürger wurde durch Sulla aufgehoben. Und da auch diesmal, wie überhaupt seit der Zeit der Gracchen, die Agitation durch das Gesetzgebungsrecht der Tribunen wirksam und gefährlich geworden war, so wandte sich Sulla eben dagegen; schon bei diesem ersten Auftreten in der inneren Politik fällt der radikale Charakter seiner Reaktion ins Auge, die vor keinem Extrem zurückweicht und sich nicht scheut, um Jahrhunderte zurückzugreifen, aber auch nie daneben trifft, sondern Mittel findet, die sicher wirken. Auch jetzt trug er kein Bedenken, einen Rechtsstand zurückzuführen, wie er seit 200 Jahren beseitigt war. Seit dem hortensischen Gesetze vom Jahre 287 v. Chr. bedurften die Beschlüsse der plebejischen Volksversammlungen, die Plebiscite, zu ihrer Gültigkeit keiner Genehmigung des Senates, sondern standen ohne weiteres den Gesetzen des Gesamtvolkes, der patrizisch-plebejischen Volksversammlungen gleich. Jetzt machte Sulla das Recht der Tribunen, Plebiscite zu beantragen, von der vorherigen Zustimmung des Senates abhängig. Damit war jede Politik der Tribunen lahmgelegt, die sich gegen die Politik des aristokratischen Senates richtete, der ganze Kampf der Legislative gegen den Senat, wie er seit den Gracchen den Staat bewegte und erschütterte, wäre bei dieser Ordnung unmöglich gewesen. Das Mittel Sullas war das denkbar radikalste, aber es war unbedingt wirksam. Die unvergleichliche Schärfe seines Denkens tritt schon hier zutage.

Gemme mit Porträt des Königs Mithradates. (Eremitage zu St. Petersburg.)

Zu Anfang des Jahres 87 ging Sulla nach Griechenland hinüber. Rom und Italien waren nun zunächst sich selber überlassen, aber die Würfel der Entscheidung fielen im Kriege gegen Mithradates.

Zu Konsuln für 87 waren der Optimat Cn. Octavius und L. Cornelius Cinna gewählt worden, ein Demokrat und Marianer. Das durch Sulla aufgehobene Gesetz des Tribunen Sulpicius Rufus über das Stimmrecht der Neubürger nahm jetzt der Konsul Cinna auf und beantragte außerdem die Zurückberufung des Marius, aber sein Kollege Cn. Octavius ließ ihm intercedieren, und als seine Anhänger zur Gewalt schritten, verjagte er ihn aus der Stadt und ließ ihn seines Konsulates entsetzen; das Heer, das der Prokonsul Cn. Pompejus Strabo, der Konsul des Jahres 89, in Oberitalien kommandierte, zog heran und stand dem Octavius zur Verfügung. Dem Cinna aber gelang es, die noch in Campanien stehenden Truppen für sich zu gewinnen, und inzwischen war auch Marius von Afrika zurückgekehrt und in Etrurien gelandet; Tausende liefen ihm zu, und Cinna und Marius vereinigten sich jetzt im Heere. Sie zogen vor Rom und besetzten die Höhe des Janiculum, Octavius und Strabo besiegten sie zwar, aber in dem Heere des Siegers brach die Pest aus, an der Strabo selber starb. Nun zog Cinna in Rom ein, und Marius ließ sich erst noch förmlich aus der Verbannung

Krater der Eupatoristen, gestiftet von König Mithradates. Original im Capitolinischen Museum zu Rom.

zurückrufen, dann zog auch er ein. Sein Rachedurst war nicht zu stillen, fünf Tage und fünf Nächte dauerte ein Morden ohnegleichen in der Hauptstadt; einer der ersten, die getötet wurden, war der Konsul Octavius, auch der Redner M. Antonius und der vormalige Kollege des Marius, Q. Lutatius Catulus, der Besieger der Kimbern, fanden ihren Untergang. Sullas Gesetz über Tribunen und Plebiscite wurde aufgehoben und er selber wurde geächtet, Cinna und Marius geboten jetzt in Rom, in Italien und im Reiche, ausgenommen die Gebiete, die Mithradates besetzt hatte, und die, in denen Sulla den Krieg führte.

Im Jahre 86 gelangte Marius, als Kollege Cinnas, wiederum zum Konsulate. So hatte sich die Prophezeiung denn doch erfüllt, die ihm ein siebentes Konsulat verheißen hatte. Fünfmal war er Konsul gewesen als der gefeierte Held des Volkes und als der Retter Italiens, doch sein sechstes Konsulat hatte ihn politisch und moralisch begraben. Zwölf lange Jahre der Verachtung hatte er getragen, als ihn Sulla ächtete und eben dadurch wieder hob. Jetzt sah er endlich sich erfüllen, worauf er so lange gewartet hatte, aber in welcher Gemütsverfassung erlebte er die Erfüllung seiner Hoffnung! Sein einziger Gedanke war die Rache, wahnsinnige Wut ließ ihn am Tage und auch des Nachts nicht zur Ruhe kommen, im Trunke suchte er sich zu betäuben. Nach kaum einer Woche seines siebenten Konsulates ergriff ihn das Fieber, am 13. Januar 86 ist er gestorben. Niemand hat seinen Tod beklagt.

Drei Jahre lang haben die Marianer, haben Cinna und Carbo unangefochten, aber gedanken- und tatenlos sich behauptet. Nicht einmal die dringende Aufgabe der Einordnung der neuen Bürger fand ihre Lösung, erst nach der Ermordung Cinnas erhielten sie im Jahre 84 mit den alten definitiv das gleiche Stimmrecht. Und schon drohte die Rückkehr Sullas aus dem Osten. Zu Anfang 84 hatte Cinna sich mit seinem Heere zu Ankona einschiffen wollen, um an Sullas Stelle den Krieg zu führen, da erschlugen ihn seine meuternden Soldaten. Im Frühjahr 83 kehrte Sulla wirklich heim, er landete in Brundisium, und die Reaktion begann.

Den Krieg gegen Mithradates hatte er in Griechenland geführt. Er belagerte Athen, das durch den Feldherrn des Mithradates, Archelaos, und durch den epikureischen Philosophen Aristion verteidigt wurde, der sich unter dem Schutze des Archelaos zum Tyrannen von Athen emporgeschwungen hatte. Im Frühjahr 86 fiel Athen und wurde geplündert; namentlich der Piräeus hat sich aus der damaligen Verwüstung niemals wieder ganz erhoben. Noch im selben Jahre siegte Sulla über Archelaos in Boötien, bei Chäronea und bei Orchomenos. Er führte den Krieg unbekümmert um die römische Regierung. Der Gedanke, die Kriegführung gegen Mithradates zu übernehmen, hatte den Marius noch bis in die Fieberträume seiner letzten Tage begleitet. An seine Stelle war als Konsul L. Valerius Flaccus getreten; mit dem Kommando gegen Mithradates betraut ging er nach dem Osten, unter ihm sein Legat Fimbria. Er war durch Thessalien gezogen, er hatte auch Makedonien wiedergewonnen und war nach Asien hinübergegangen; hier war er auf Anstiften Fimbrias ermordet worden, der nun das Kommando übernahm. Als dann Sulla von Griechenland nach Asien hinüberging, wandte er sich gegen das Heer des Fimbria; von seinen Soldaten verlassen, tötete Fimbria sich selber, und Sulla übernahm seine Truppen. Eine persönliche Zusammenkunft Sullas mit dem Könige zu Dardanos in der Troas führte 85 zum Frieden; vorzeitig hat ihn Sulla abgeschlossen, um freie Hand für seine Rückkehr nach Italien und für die Rüstungen dazu zu gewinnen.

Als er im Frühjahr 83 in Italien landete, war er zunächst darauf bedacht, die Neubürger nicht von vornherein gegen sich zu entfesseln, er erkannte darum ihr Stimmrecht in allen 35 Tribus an. Von Brundisium zog er nach Campanien und schlug hier einen Teil des Regierungsheeres. Unter denen, die sich jetzt ihm anschlossen und Zuzug leisteten, befand sich der Sohn des Pompejus Strabo, der junge Cn. Pompejus. Im Jahre 82 besiegte Sulla in Latium bei Sacriportus den Adoptivsohn des Marius, den Konsul C. Marius, und als die Samniten für die Marianer Partei ergriffen und vor Rom rückten, überwand er sie an der Porta Collina in schwerem Kampfe. Nach diesem Siege war er unbestrittener Herr Italiens.

Nach seinem Einzuge in Rom begann ein Morden, das dem der Marianer vom Jahre 87 in nichts nachgab. Die Gegenpartei sollte durch Proskriptionen ruiniert werden; wessen

Name auf den Listen stand, war vogelfrei, seine Güter wurden konfisziert und seine Nachkommen des Rechtes beraubt, ein Amt zu bekleiden; die Proskriptionen trafen besonders den Ritterstand. Zur Neuordnung des Staates ließ sich Sulla Ende 82 zum Diktator ernennen.

Die Diktatur bestand in Rom dem Namen nach immer noch zu Rechte, wenn sie auch seit dem hannibalischen Kriege tatsächlich abgekommen war. An den Namen des alten Amtes wollte Sulla jetzt anknüpfen, aber er goß neuen Wein in den alten Schlauch. Die alte Diktatur war die Rückkehr zum Königtum auf Zeit gewesen, auf höchstens ein halbes Jahr; der Diktator war der Schranken der Kollegialität enthoben und von jeder Verantwortung befreit, aber er stand innerhalb der Verfassung. Die neue sullanische Diktatur, wie sie in der Folge auch Cäsar bekleidet hat, beruht, im Unterschiede von der alten, auf Gesetz; für Sulla begründete sie ein Gesetz des Interrex L. Valerius Flaccus. Sie war auch nicht befristet, wie die alte, und sie stand nicht innerhalb, sondern über der Verfassung; sie hatte vielmehr Recht und Aufgabe, die Verfassung neu zu ordnen und den Staat zu konstituieren. Sie schloß auch das Recht der Gesetzgebung ohne Befragung der Volksversammlung ein, ein Recht, von dem Sulla bei der unbedingten Gefügigkeit der Volksversammlungen ihm gegenüber freilich keinen Anlaß hatte, Gebrauch zu machen.

Porträtbüste des Pompejus.
Sammlung Jakobson, Kopenhagen.

Was Sulla erstrebte, war die Restauration der seit den Gracchen erschütterten Herrschaft des Senates, und dem Senate fiel das unerhörte Glück in den Schoß, daß der Ehrgeiz dieses genialen Staatsmannes kein persönlicher war, sondern in den Interessen seines Standes aufging. Sulla war in erster Linie Lebemann und dem Genusse hingegeben, die Ämterlaufbahn hatte er anfangs gerade nur so mitgemacht, aber bei seiner eminenten Begabung im Amte selber dann alle seine Kraft entfaltet. Jetzt konnte er sich auf die Dauer zum unumschränkten Herrn aufwerfen, aber ihn gelüstete nicht danach. Als er sein großes Verfassungswerk beendet hatte, ist er noch ein Jahr im Amte geblieben, um die neue Ordnung in die Praxis überzuführen, dann zog er sich ins Privatleben zurück, um die Muße zu genießen. Er hatte die Fülle der Gewalt nur übernommen, um den Senat wieder in den Sattel zu heben und den Staat daraufhin zu ordnen. Reaktionen leiden in der Regel an keiner Überfülle der Gedanken, aber Sulla war voller Ideen und wußte sie auf das wirksamste zu gestalten. Seine Reaktion war radikal und scheute vor keinem Extrem zurück, aber seine Mittel trafen sicher und erreichten ihr Ziel; er ist der genialste Reaktionär, den die Weltgeschichte kennt. Als Ganzes hat seine Reaktion keinen Bestand gehabt, weil der Senat zwar wieder im Sattel saß, aber verlernt hatte zu reiten, trotzdem ist die sullanische Ordnung in vielem grundlegend geworden und hat die Jahrhunderte überdauert. Das gilt von den Normen, die er der Obermagistratur zuwies, von der Provinzialverwaltung und von der Ordnung des Strafprozesses.

Wenn Sulla auf die Wiederherstellung der Senatsherrschaft ausging, so war vorher der Senat zu reorganisieren, der auch numerisch in der Zeit des Bürgerkrieges und der Wirren überaus gelitten hatte; Sulla ergänzte ihn aus den Leuten des Rittercensus und brachte ihn auf 600 Mitglieder; die von jetzt ab gültige Normalzahl von 600 bedeutete der bisherigen Norm gegenüber, die von Anfang der bekannten römischen Geschichte an gegolten hatte, eine Verdoppelung. Der gewesene Quästor trat jetzt ohne weiteres in den Senat ein, der nunmehr

mittelbar aus der Volkswahl hervorging. Die wegen ihrer diskretionären Gewalt dem Senat mißliebige Censur wurde zwar nicht aufgehoben, kam aber außer Brauch. Der reorganisierte Senat erhielt den maßgebenden Einfluß auf die Gesetzgebung und bekam die Gerichte in seine Hand. Die seit den Gracchen übliche Bekämpfung des Senates durch die Tribune hatte Sulla, wie wir gesehen haben, bereits im Jahre 88 dadurch unmöglich machen wollen, daß er das Recht der Tribune, ein Plebiscit zu beantragen, von der vorherigen Zustimmung des Senats abhängig machte. Und hatte Cinna dies Gesetz Sullas aufgehoben, so kehrte Sulla jetzt zu ihm zurück; das Mittel war in der Tat unbedingt wirksam, denn wie verblendet hätte der Senat sein müssen, um seine Zustimmung zu Gesetzesanträgen zu geben, die gegen ihn selber gerichtet waren. Aber Sulla schränkte damit nicht nur überhaupt die tribunicische Agitation ein, sondern er suchte die ehrgeizigen Leute vom Tribunate durch die Bestimmung fern zu halten, daß die Bekleidung des Tribunates für die der curulischen Ämter unfähig machte; die Karriere des Tribunen war mit dem Tribunate abgeschlossen. Wiederholte Bekleidung des Konsulates war verboten, aber Dispense waren üblich; so war Marius im Jahre 107 und 104—100 Konsul gewesen. Jetzt wurde für die wiederholte Bekleidung des Konsulates ein zehnjähriger Zwischenraum festgelegt, wodurch verhindert werden sollte, daß innerhalb der senatorischen Aristokratie einzelne Persönlichkeiten zu ungemessenem Einfluß gelangten. Die Konsuln sollten während ihres Amtsjahres in der Stadt bleiben und ebenso alle Prätoren, von denen bis dahin nur zwei in der Hauptstadt an der Spitze der Civiljurisdiktion gestanden hatten, während die anderen als Statthalter die Provinzen verwaltet hatten. Die Konsuln sollten wesentlich Senatspräsidenten werden, ihr Amt wurde, wenn auch nicht rechtlich, so doch der Absicht nach seines militärischen Charakters tunlichst entkleidet; darum wurde Gallia cisalpina, wo wegen der Alpenvölker das militärische Kommando nicht ruhen durfte, dem konsularischen Sprengel entzogen und zur Provinz gemacht, was es von 81—42 v. Chr. blieb, bis es nach der Schlacht von Philippi den Triumvirn bedenklich schien, einem einzelnen von ihnen die provinziale Waffengewalt in solcher Nähe Italiens zu überlassen und bis sie aus diesem Grunde die Verwaltung dieses Gallien mit der Italiens wieder vereinten und es damit entwaffneten. Auch die früheren Provinzialprätoren erhielten ihren Sitz in der Hauptstadt und wurden Präsidenten des Geschworenengerichts. Nach ihrem städtischen Amtsjahr gingen dann die gewesenen Konsuln und Prätoren mit militärischem Kommando als Statthalter, als Prokonsuln und Proprätoren, in die Provinzen.

Den Strafprozeß der Geschworenengerichte, der Quästionen, dessen Anfänge auf das Jahr 149 v. Chr. und die Einsetzung der Quästio wegen Erpressungen zurückweisen, hat Sulla ausgestaltet und organisiert, so daß für die einzelnen Verbrechen immer ein besonderer Geschworenengerichtshof kompetent war. Die Privatdelikte, deren Umfang nach römischem Rechte erheblich größer war als nach unserem und zu denen Vergehen gerechnet wurden, die bei uns strafrechtlicher Verfolgung unterliegen, gehörten vor den civiljurisdiktionellen Prätor und fanden sachgemäße Erledigung. Im übrigen aber fehlte es an einem normierten Strafprozeß und es galt das Zwangsrecht der Disziplinargewalt, der Coercition; nur daß im städtischen Gebiete des Friedensrechtes das Urteil über Leben und Leib der Provokation, der Berufung an die Volksversammlung unterlag. Erst seit 149 hat der Quästionenprozeß eine förmliche Anklage und ein formell geregeltes Verfahren, sowie gesetzliche Normierung der Strafe eingeführt, und es ist das bleibende Verdienst Sullas, diesen Geschworenenprozeß ausgebaut zu haben; er hielt sich bis ins dritte Jahrhundert der Kaiserzeit, bis auf Severus Alexander. Nur daß freilich bereits seit Gaius Gracchus die Geschworenen ihre Stellung als politisches Machtmittel mißbrauchten. Seit die Geschworenen aus den Rittern genommen wurden, waren die Gerichte ein Kampfmittel gegen den Senat; und eben darum nahm Sulla den Rittern die Gerichte und besetzte die Geschworenengerichte aus den Reihen der Senatoren. Damit brachte er, wie die Gesetzgebung, so auch die Strafgerichtsbarkeit in die Hand und Gewalt des Senats, aber dieser mißbrauchte die Justiz ebenso in seinem Klasseninteresse, wie die Ritter es getan hatten; hatten die Rittergerichte den Skandalprozeß des Rutilius Rufus auf ihrem Konto, so sollten die Senatorengerichte zu dem Skandalprozeß des Verres führen. Erst als man infolge des Anstoßes, den Verres gegeben hatte, zu gemischten Geschworenenlisten

überging und sowohl Senatoren als auch Ritter zu Geschworenen bestellte, trat der Strafprozeß endlich aus dem Kampfe der politischen Parteien in den Dienst des Rechtes und der Gerechtigkeit.

Der diametrale Gegensatz, in den Sulla zu der Politik des Gaius Gracchus trat, äußerte sich aber nicht nur in der Zurückdrängung des Ritterstandes, sondern auch in dem Versuche, den hauptstädtischen Pöbel einzuschränken, den Gaius Gracchus großgezogen hatte; darum hob er die Getreideverteilungen, die Frumentationen, auf. Ob freilich die 10 000 Cornelier, die von ihm freigelassenen Sklaven der Proskribierten, viel besser waren, ist die Frage. Als Stütze seiner Politik in Italien betrachtete er seine Veteranen; die Proskriptionen hatten hier massenhaft neue Domäne geschaffen, und Sulla hat diese zum guten Teil wieder aufgeteilt, um seine Veteranen in Militärkolonieen zu versorgen.

Bereits im Jahre 81 wurde die neue Verfassung fertig; um sie in die Praxis überzuführen und zu erproben, übernahm Sulla für das Jahr 80 das Konsulat. Er legte die Diktatur nicht nieder, machte von ihr aber keinen Gebrauch, er regierte konstitutionell als Konsul innerhalb der restaurierten Senatsherrschaft. Er hoffte, es werde nun auch ohne ihn gehen, und so dankte er Anfang 79 als Diktator ab, er zog sich ins Privatleben zurück und schrieb seine Memoiren, aber bereits im folgenden Jahre, 78, ereilte ihn zu Puteoli ein Blutsturz. Im 60. Jahre seines Alters ist der große Mann gestorben. Von den Staatsmännern der ausgehenden Republik überragt ihn nur sein Antipode Cäsar.

24. Pompejus und der junge Cäsar.

In dem Jahre, in dem Sulla als Konsul konstitutionell regierte, hatten sich die Geschäfte glatt abgewickelt, aber das war doch allein dem persönlichen Ansehen des gewaltigen Mannes zu verdanken. Kaum war er ins Privatleben zurückgetreten, so begannen sofort die Schwierigkeiten, und noch bei seinen Lebzeiten nahm einer der Konsuln des Jahres 78, M. Æmilius Lepidus, die Agitation gegen die sullanische Verfassung auf; der Streit begann bereits angesichts der Leiche Sullas, deren feierlicher Beisetzung Lepidus sich widersetzte. Bei dem Gegensatze des anderen Konsuls, des Sullaners Q. Lutatius Catulus, hatte die Agitation des Lepidus allerdings keinen großen Erfolg, nur die Frumentationen gelang es ihm wieder einzuführen, die aber unmittelbar nach seinem Sturze wieder abgeschafft wurden, um freilich im Jahre 73 wiederhergestellt zu werden, nun für die Dauer. Sein Sturz erfolgte, als er zu Anfang 77 als Prokonsul vor Rom marschierte und die Wiederherstellung der tribunicischen Gewalt forderte. Jetzt ächtete ihn der Senat, der Prokonsul Catulus schlug ihn in der Nähe Roms und Pompejus in Etrurien; in Sardinien fand er sein Ende. Sein Legat M. Perperna führte die Reste seines Heeres dem Sertorius nach Spanien zu.

Der Marianer Q. Sertorius, militärisch und politisch hoch begabt, hatte sich im Jahre 83 nach Spanien begeben, wo ihm seine prorätorische Provinz für 82 zugefallen war; er hatte sich hier gegen die Sullaner nicht behaupten können und war nach Mauretanien gewichen, im Jahre 80 aber war er nach Spanien zurückgekehrt und hatte hier die Führung der aufständischen Lusitanier übernommen. Er war allmählich Herr in Spanien geworden und behauptete sich gegenüber den römischen Heeren; sein Ruhm drang bis zum Orient, er trat mit den kilikischen Seeräubern in Verbindung, König Mithradates schloß mit ihm ein Bündnis. Sertorius organisierte in Spanien ein Gegenrom, auch mit einem eigenen Senate. Um ihn endlich zu überwinden, entschloß man sich in Rom dazu, den jungen Pompejus nach Spanien zu senden.

Cn. Pompejus, der Sohn des vom Bundesgenossenkriege her bekannten Cn. Pompejus Strabo, des Konsuls vom Jahre 89, war im Jahre 106 geboren; er war noch nicht 23 Jahr alt, als er im Jahre 83 dem nach Italien zurückgekehrten Sulla Zuzug leistete. Noch hatte er kein Amt bekleidet, noch nicht einmal die Quästur, da wurde er Ende 77 als Prokonsul gegen Sertorius gesandt. Sein Glück war hier die Eifersucht des Perperna gegen Sertorius und die Ermordung des Sertorius durch eine von Perperna angezettelte Verschwörung, im

Jahre 72. Mit Perperna wurde Pompejus fertig, nach der Wiederunterwerfung Spaniens konnte er im Jahre 71 nach Italien zurückkehren.

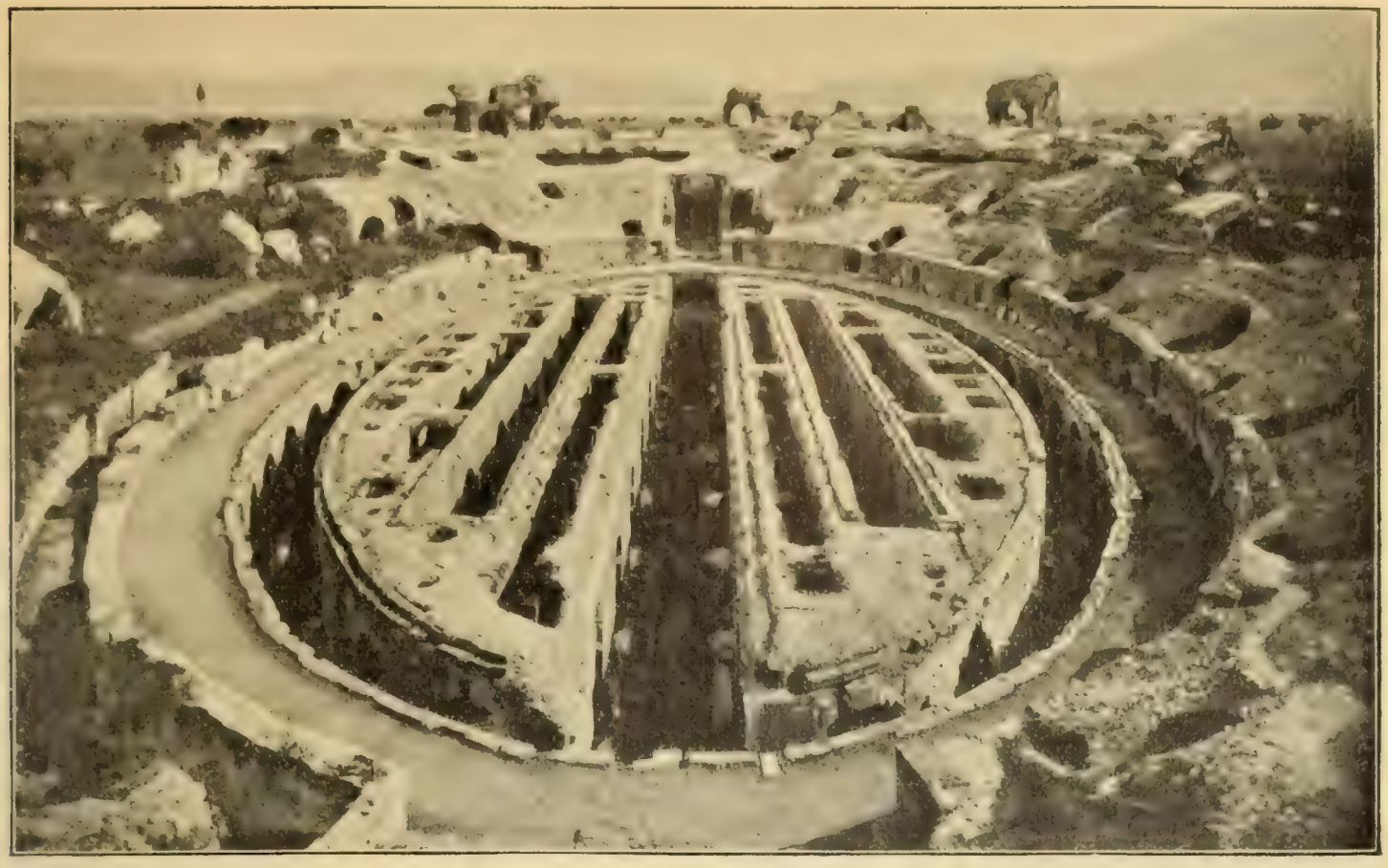
Bei ſeiner Rückkehr lief der Reſt der Gladiatoren und Sklaven in ſeine Hände, die ſeit zwei Jahren in Italien Krieg führten. Aus der Fechterſchule zu Capua entſprungene Gladiatoren, kriegsgefangene Thraker, Gallier und Germanen fanden ſtarken Zulauf von Sklaven und brachten es ſchließlich bis auf 70000 Mann. Der Krieg verheerte Süd- und Mittelitalien, man bedrohte einmal ſogar Rom. Zwar gelang es, den Gallier Krixus zu überwinden, aber der Thraker Spartakus beſiegte beide Konſuln des Jahres 72, denen der Senat dann ihr Kommando entzog und an deren Stelle er den deſignierten Prätor M. Licinius Craſſus mit prokonſulariſchem Imperium bekleidete. Ihm gelang die Vernichtung des Spartakus, den flüchtigen Reſt ſeines Heeres aber fing Pompejus ab und konnte ſo die Beendigung des Krieges für ſeinen Ruhm in Anſpruch nehmen.

Unterdeſſen war im Orient der Krieg mit Mithradates wieder ausgebrochen. König Nikomedes von Bithynien hatte ſein Reich teſtamentariſch den Römern vermacht, aber Mithradates machte ihnen die Erbſchaft ſtreitig. Den Oberbefehl gegen ihn erhielt einer der angeſehenſten Sullaner, L. Licinius Lucullus, der bereits unter Sulla gegen Mithradates kommandiert hatte, in ſeinem Konſulate vom Jahre 74 v. Chr.

Die Feldherren alle, Pompejus, Craſſus und Lucullus, waren als Sullaner bekannt, und auch in der Hauptſtadt hielt ſich die Senatsherrſchaft und die ſullaniſche Reaktion. Zwar verſtummte die Oppoſition nicht, und gemäßigte Leute, wie C. Aurelius Cotta gelangten ſogar zum Konſulate; ein Geſetz, das er als Konſul 75 v. Chr. einbrachte und durchbrachte, eröffnete den Tribunen wieder den Zutritt zu den curuliſchen Ämtern und legte damit die erſte Breſche in die ſullaniſche Verfaſſung. Beſonders leidenſchaftlich agitierte der Demagoge C. Licinius Macer in ſeinem Tribunate vom Jahre 73 für die volle Wiederherſtellung der tribuniciſchen Rechte; auch in die Geſchichtſchreibung trug er die Parteikämpfe der Zeit und verfälſchte die Geſchichte des 5. und 4. Jahrhunderts v. Chr., beſonders die Geſchichte des Ständekampfes durch Übermalung mit den Farben gracchiſcher und nachgracchiſcher Politik. Wirklichen Einfluß aber gewann die Bewegung gegen die ſullaniſche Verfaſſung erſt in dem Augenblicke, wo die mächtigſten Sullaner in ihren perſönlichen Intereſſen mit ihr kollidierten und beim Senate Schwierigkeiten fanden.

Mit großen Anſprüchen kam Pompejus aus Spanien heim. Ohne je ein Amt bekleidet oder im Senate geſeſſen zu haben, verlangte er für ſich das Konſulat, und auch Craſſus ſtrebte nach dem Konſulate, aber ſeine Erfolge im Gladiatorenkriege empfahlen auch ihn dem Senate nicht, der bereits anfing, ſiegreiche Feldherren für gefährlich zu halten. Inſofern in gleicher Lage, verſtändigten ſich Craſſus und Pompejus, ſie ſchwenkten und verhießen den Popularen die Wiederherſtellung der tribuniciſchen Gewalt, und den Männern gegenüber, die an der Spitze ſiegreicher Heere ſtanden, wagten auch die Gegner nicht mehr die Verweigerung der Präſidentſchaft. Am 1. Januar 70 traten Pompejus und Craſſus ihr Konſulat an, nach den Jahren der Reaktion begann jetzt eine neue Ära.

Die neuen Konſuln hielten, was ſie in Ausſicht geſtellt hatten: durch ein gemeinſam beantragtes Geſetz ſtellten ſie die tribuniciſche Gewalt in ihrem vollen Umfange wieder her, wie ſie vor Sulla beſtanden hatte. Und die Agitation gegen die ſenatoriſchen Gerichte wurde durch den Prozeß gegen C. Verres neu belebt. Dieſer hatte im Jahre 74 die Prätur bekleidet und dann als Proprätor die Provinz Sicilien verwaltet, wegen der Unruhen des Gladiatorenkrieges drei Jahre lang. Während dieſer Jahre hatte er ſich Erpreſſungen erlaubt, die ſogar über das Maß, das man von der römiſchen Provinzialverwaltung gewöhnt war, weit hinausgingen; um ihn deswegen zu belangen, wandten ſich die Provinzialen an den im Jahre 106 zu Arpinum geborenen M. Tullius Cicero, einen Landsmann des Marius, einen Volſker, der im Jahre 75 Quäſtor in Lilybäum geweſen war und ſich in Sicilien beliebt gemacht hatte. Er übernahm die Anklage, obwohl kein Geringerer als Q. Hortenſius, ſeit 25 Jahren als Redner bewährt und von ſeiner Zeit als der erſte Redner anerkannt, ſich der Verteidigung unterzog. Aber bei dem erdrückenden Beweismaterial, das Cicero beibrachte, vermochte ſelbſt ein ſolcher Verteidiger nichts, Verres wartete ſeine Verurteilung nicht erſt ab,



Das Amphitheater zu Capua. Photographie von Alinari.

sondern ging in die Verbannung. Jetzt betonten die Gegner der Senatsgerichte, Verres hätte seine Erpressungen nur darum gewagt, weil er von dem Gerichte seiner senatorischen Standesgenossen Freisprechung erwartet hätte. Und der Prätor L. Aurelius Cotta, ein Bruder des C. Aurelius Cotta, der als Konsul des Jahres 75 den ersten erfolgreichen Schritt zur Wiederherstellung der tribunicischen Gewalt getan hatte, brachte ein Gesetz ein, das die Unterstützung des Pompejus erhielt und durchging. Dies Gesetz ließ ein Drittel der Geschworenenstellen der Senatoren, gab aber das zweite Drittel den Rittern und ebenfalls ein Drittel den Ärartribunen, die dem Rittercensus am nächsten standen; es war ein ausgezeichnetes Gesetz, das, wie bereits oben bemerkt, durch seine gemischten Listen die Geschworenengerichte endlich der Parteipolitik entzog und zu Organen der Gerechtigkeit machte. Es war kein radikales Parteigesetz, es entfernte ja die Senatoren nicht aus den Geschworenengerichten, wie Gaius Gracchus es getan hatte, aber politisch bedeutete es doch die Beseitigung des Gerichtsmonopols, wie es Sulla in seiner dem Gracchus nicht nachstehenden radikalen und einseitigen Parteilichkeit, die sich nur in diametral entgegengesetzter Richtung bewegte, dem Senat gegeben hatte. Zehn Jahre lang hatte die sullanische Reaktion sich behauptet; mit der Wiederherstellung der tribunicischen Gewalt und der Aufhebung der reinen Senatsgerichte war sie gefallen. Der Senat hatte nicht die Fähigkeit besessen, die Position zu wahren, die das Genie Sullas ihm verschafft hatte; es bewährte sich der Satz, daß niemand sich in der Herrschaft halten kann, wenn er sie nicht mit eigener Kraft gewonnen. Der Senat, der die Welt erobert hatte, hatte sich auch seine Stellung selbst errungen, in der Kunst zu regieren war er Meister. Wie stand es jetzt darin mit dem Senate? Verstand dieser Senat es noch, den Staat zu lenken? Oder war die Führung in andere Hände geglitten?

Der erste Fall eines Bündnisses der Volkspartei mit dem militärischen Kommando war der des Marius gewesen, seine Bekleidung mit dem Oberbefehl gegen Jugurtha war nicht durch Senatsbeschluß, sondern durch tribunicisches Gesetz erfolgt. Und jetzt sollte ein solches Verfahren bei Pompejus sich erneuern, mit einer Steigerung ins Kolossale. Nach der sullanischen Verfassung war der Konsul in erster Linie Senatspräsident, Pompejus aber war Konsul geworden, ohne je im Senat gesessen zu haben; bei Antritt des Konsulates mußte er sich von

Varro eine Anweiſung entwerfen laſſen, wie man Senatsſitzungen leite. Um in Rom bleiben und einen maßgebenden Einfluß auf die Geſamtpolitik ausüben zu können, verzichtete er für das Jahr 69 auf die ihm zuſtehende prokonſulariſche Provinz. Bald aber bemerkte er, daß ſeine Fähigkeiten weder die des Parlamentariers noch die des Demagogen waren, und daß er beſſer ins Lager und für den Kriegſchauplatz paſſe. So ſuchte denn ſein Ehrgeiz ein militäriſches Kommando größten Stiles, ein ſolches konnte er aber niemals vom Senat erwarten, ſondern nur vom Volke und durch Plebiſcit; ſo trat der jugendliche Bewunderer Sullas auf den Weg des Marius über und verbündete ſich mit dem Tribunat: im Jahre 67 beantragte der Tribun A. Gabinius für ihn ein Kommando gegen die kilikiſchen Seeräuber, die das Mittelmeer unſicher machten. Es ſollte ein prokonſulariſches Imperium von dreijähriger Dauer ſein, über das ganze Mittelmeer und ſeine Küſten, zehn geographiſche Meilen landeinwärts und hier überall der Gewalt der Provinzialſtatthalter überlegen. Als Gabinius ſeinen Vorſchlag zuerſt im Senate erwähnte, hätte man ihn beinah totgeſchlagen; auch das Volk erhob ſich in der Beſorgnis vor unerhörter Tyrannei, aber es wurde dadurch umgeſtimmt, daß der bereits volksbeliebte C. Julius Cäſar für den Antrag des Gabinius eintrat.

Cäſar war im Jahre 100, im 6. Konſulate des Marius geboren, ſeine Mutter Aurelia war eine Schweſter des C. und des L. Aurelius Cotta, des Konſuls vom Jahre 75 und des Prätors vom Jahre 70. Die Schweſter ſeines Vaters, Julia, war die Gemahlin des Marius, und er ſelber war mit Cinnas Tochter Cornelia vermählt. Wegen ſeiner Gemahlin war er von Sulla proſkribiert, aber bald begnadigt worden. Im Jahre 68 war er Quäſtor in Spanien; vor ſeinem Abgange in die Provinz hatte er es gewagt, in den Leichenreden auf ſeine Tante Julia und ſeine Gemahlin Cornelia den Marius und den Cinna zu verherrlichen, unter dem Beifall des Volkes. Jetzt ſchloß er ſich gegen den Senat dem Pompejus an. Auch den Gedanken, den Antrag des Gabinius durch tribuniciſche Interceſſion zu Fall zu bringen, mußte der Senat aufgeben, um den intercedierenden Tribunen nicht dem Schickſal auszuſetzen, das Tiberius Gracchus dem M. Octavius bereitet hatte. So ging das gabiniſche Geſetz denn durch und gab dem Pompejus eine ungewöhnliche Gewalt; aber ſeine Leiſtungen blieben auch hinter den höchſten Erwartungen nicht zurück. Seit dem Siege über den Großkönig Antiochos und der Vernichtung der ſeleukidiſchen Flotte hatten die Römer ihre Marine verfallen laſſen, ſo daß ſie trotz ihrer Weltherrſchaft nicht einmal mehr die Seepolizei im Mittelmeer hatten aufrecht erhalten können. Der Ausgang der Piraterie war das rauhe Kilikien, und von dort aus machten die Seeräuber das geſamte Mittelmeer unſicher, ſie hatten zuletzt ſogar die Getreideverſorgung Roms bedroht; im Oſten war vor wenigen Jahren Cäſar ſelber einmal in ihre Hände gefallen. Jetzt ſäuberte Pompejus zunächſt in 40 Tagen das weſtliche Becken des Mittelmeeres, dann ging er über Rom nach dem Oſten, ſchlug die Piraten bei Korakeſion, und in 49 Tagen war auch das öſtliche Meer ſicher. Auf Grund dieſes Erfolges ſtrebte Pompejus danach, an Stelle des Lucullus den Oberbefehl gegen Mithradates zu übernehmen.

Den Krieg gegen dieſen hatte Lucullus zunächſt mit großem Erfolge geführt, er unterwarf ſogar Pontos ſelber und nötigte den Mithradates zur Flucht zu ſeinem Schwiegerſohne Tigranes von Armenien; er ſchlug den Tigranes bei Tigranokerta, aber eine Meuterei ſeiner Soldaten zwang ihn zur Umkehr, und nun ging alles wieder verloren. Da ließ Pompejus im Jahre 66 durch den Tribun C. Manilius ein Geſetz einbringen, das an Stelle des Lucullus ihm den Oberbefehl gegen Mithradates übertrug. Wieder ſprach Hortenſius dagegen, aber Cäſar war dafür, und der Prätor Cicero empfahl in der erſten Rede, die der bereits bewährte Sachwalter in Staatsangelegenheiten hielt, in ſeiner noch erhaltenen Rede für das Imperium des Cn. Pompejus, die Annahme des Geſetzes, das trotz dem Widerſtreben des Senates durchging. Pompejus ging nach Kleinaſien und ſchlug in der Nähe des Euphrat den Mithradates, der nach Kolchis und von dort aus in ſein bosporaniſches Reich floh. Auch jetzt waren ſeine Pläne noch gewaltig, er dachte daran, mit den Kelten an der Donau vom Nordoſten her Italien ſelber anzugreifen, da empörte ſich ſein Sohn Pharnakes gegen ihn, und nun ſchied der alte König freiwillig aus ſeinem tatenreichen Leben, von dem Urteil der

Römer selber allen Königen vorangestellt, mit denen das römische Volk jemals Krieg geführt, und als der größte König seit Alexander gewürdigt.

Nach dem Siege des Pompejus und der Flucht des Mithradates verständigte sich Tigranes mit Pompejus, und Pompejus mit den Parthern. Durch Armenien zog er nach Kaukasien, gegen die Iberer, die heutigen Georgier, und nach Kolchis, sein Zug gegen die Albaner führte bis dicht an die Ufer des kaspischen Meeres. Erst der mithradatische Krieg des Pompejus hat Griechen und Römern genauere Kenntnis Armeniens und Kaukasiens verschafft. Von den großen Seeen Südkaukasiens hatte zuerst um 400 v. Chr. Ktesias als Leibarzt des Großkönigs Artaxerxes II. zu Susa gehört und hat seine Kenntnis dem Aristoteles übermittelt; dann haben die 10000 Griechen mit Xenophon auf ihrem Rückzuge nach der Schlacht bei Kunaxa das armenische Alpenland auf ihrem Wege zum schwarzen Meere durchquert. Genauere Kunde von Armenien und Kaukasien aber brachte erst jetzt der Zug des Pompejus. Den Mann, der die Geschichte seiner Taten schreiben sollte, hatte Pompejus sich gleich mitgenommen, es war der Grieche Theophanes von Mytilene; dieser begleitete ihn auf seinem Zuge und hat unmittelbar nach Beendigung des Krieges, im Winter 63/62, als sich das Hauptquartier des Pompejus zu Ephesos befand, sein Werk verfaßt. Es sollte auf die Rückkehr des Pompejus vorbereiten und die großen Taten des Mannes, der den Mithradates und Tigranes besiegt hatte, der auf den Spuren Alexanders, des Jason und des Herakles in unerforschte Länder vorgedrungen war, Griechen und Römern vor Augen führen.

Römischer Gladiator. Original im Capitolinischen Museum zu Rom.

Nach Beendigung dieses Krieges drang Pompejus in Syrien ein und machte dem Seleukidenreich ein Ende. Mit dem Tode Antiochos VII Sidetes war die Macht dieses Reiches gebrochen; im Angriff auf den Arsakiden Phraates II hatte er im Jahre 129 in Parthien seinen Untergang gefunden, das Partherreich erfuhr in der Folge keinen seleukidischen Angriff mehr, die Niederlage des Antiochos Sidetes macht Epoche in der parthischen, wie in der syrischen Geschichte. Die zwei Menschenalter, in denen sich die Seleukiden in Syrien noch behaupteten, wurden durch Thronstreitigkeiten ausgefüllt, bis ihre Herrschaft zunächst im Jahre 83 durch die des Königs Tigranes von Armenien ersetzt wurde.

Die Armenier, die Hajkh, gehören mit Möſern, Thrakern, Myſern, Phrygern zu derſelben indogermaniſchen Völkergruppe und ſind aus Europa eingewandert, ſind aber in Sitte, Kultur und Religion ſchon zeitig iraniſchem Einfluſſe unterlegen, und ihre Sprache hat eine Fülle iraniſcher Lehnworte aufgenommen. Die Hajkh haben eine ältere, weder indogermaniſche noch ſemitiſche Bevölkerung in Armenien vorgefunden und haben ſich mit ihr verbunden; aus dieſer Verbindung iſt der Typus auf ſie übergegangen, den wir den ſemitiſchen zu nennen gewöhnt ſind, obwohl er urſprünglich nicht ſemitiſch war und bei reinen Semiten, wie den Arabern, ſich nicht findet. Dieſer ſogenannte ſemitiſche Typus ſtammt vielmehr von der in Armenien den Hajkh und in Nordſyrien den ſemitiſchen Aramäern, den Syrern, vorausgegangenen Bevölkerung, und von ihr haben ihn ſowohl Hajkh wie Aramäer durch die Blutsverbindung überkommen.

Wie zu dem der Achämeniden, ſo gehörte Armenien auch zum Reiche Alexanders und erhielt von ihm einen Satrapen, aber ſchon vor der Schlacht von Ipſos vom Jahre 301 v. Chr. beſaß es einen eigenen König. In der Folge beanſpruchten die Seleukiden, beanſpruchte der Großkönig Antiochos eine Oberhoheit über Armenien; als ſeine Strategen teilten Artarias und Zariadris unter ſich das Land, Artarias übernahm das öſtliche Großarmenien und Zariadris Kleinarmenien im Weſten; als Antiochos den Römern unterlegen war, nahmen ſie den Königstitel an. Nach hundert Jahren vereinigte Tigranes wieder beide Gebiete; den Streitigkeiten der fünf Söhne des Seleukiden Antiochos Grypos machte er dadurch ein Ende, daß er, von den Syrern ſelbſt herbeigerufen, ſich des Seleukidenreiches bemächtigte. Unter ihm erfreute Syrien ſich 14 Jahre lang der Ruhe, 83—69 v. Chr., aber der Sieg des Lucullus bei Tigranokorta nahm ihm wieder Syrien, das Lucullus noch einmal einem Seleukiden gab, dem Antiochos XIII Aſiatikos. Aber dieſer konnte ſich nicht behaupten und fiel in die Hände des Sampſigeramos von Emeſa; und als Pompejus im Jahre 64 nach Syrien kam, erfüllte er ihm nicht ſeine Bitte um Wiedereinſetzung in ſein Reich und machte Syrien zur römiſchen Provinz. Das war der Ausgang der Seleukiden; von den großen helleniſtiſchen Reichen beſtand jetzt nur noch das ägyptiſche der Ptolemäer.

Durch ſeine Mutter ſtammte von den Seleukiden König Antiochos von Kommagene. Er war mit Tigranes verbündet geweſen, und darum hatte ihn Lucullus in ſeiner Hauptſtadt Samoſata am Euphrat angegriffen; berühmter als durch dieſen Angriff iſt der Ort als die Heimat Lucians und des Paulus von Samoſata. Es war dem Könige gelungen, das Wohlwollen des Pompejus zu gewinnen, dieſer beließ ihn im Beſitze ſeiner Herrſchaft und erweiterte ſie noch. Das gewaltige Grabdenkmal, das ſich Antiochos von Kommagene auf der Spitze des Nemrud-dagh errichtet hat, iſt vor nunmehr bald 30 Jahren wieder aufgefunden worden.

Die Winterquartiere hatte Pompejus für 64/63 zu Antiochia bezogen und brach im Frühjahr 63 nach Süden auf; in Damaskos erſchienen vor ihm die ſtreitenden Parteien der Juden. Im Kampfe gegen Antiochos Epiphanes von Syrien hatte das Geſchlecht der Makkabäer, der Hasmonäer ſich erhoben. Im Jahre 142 v. Chr. gelang es dem Makkabäer Simon, Steuerfreiheit vom ſeleukidiſchen Reiche zu erlangen, das Joch der Heiden war von Israel genommen, und der Sohn des Simon, Johann Hyrkan I, machte im Jahre 129 v. Chr., nach dem Tode des Antiochos Sidetes das jüdiſche Land vollkommen unabhängig. In den Wirren des untergehenden Seleukidenreiches hat es ſeine Selbſtändigkeit behauptet. Simon war Hoherprieſter, Stratege und Ethnarch der Juden geworden, die geiſtliche und die weltliche Würde erbte im hasmonäiſchen Hauſe fort, und Ariſtobul I, der im Jahre 104 v. Chr. ſeinem Vater Johann Hyrkan folgte, nahm den Königstitel an. Beziehungen zu den Römern hatten die Juden bereits vor faſt 100 Jahren angeknüpft, bald nach dem Siege des Judas Makkabäus über Nikanor, den Feldherrn des Seleukiden Demetrios I Soter, hatten ſie im Jahre 161 v. Chr. eine Geſandtſchaft nach Rom geſchickt und ein Bündnis mit Rom erbeten, das die Römer ihnen freilich nicht gewähren konnten, weil die Juden keinen ſelbſtändigen Staat bildeten, ſondern dem Rechte nach Untertanen der Seleukiden waren, die in Freundſchaft und Bündnis mit Rom ſtanden; aber man hatte einen den Juden freundlichen Senatsbeſchluß gefaßt und ihren Geſandten Geleitsbriefe für die Heimkehr mitgegeben. Als Pompejus die Verhältniſſe

Gaius Julius Caesar
Büste im Brit. Muſ. zu London
Verlag Mansell & Co, London

in Syrien ordnete, regierte Aristobul II als hoher Priester und als König, er befand sich im Kriege mit seinem älteren Bruder Hyrkan II; die Brüder brachten ihre Streitigkeiten jetzt vor Pompejus und erschienen bei ihm zu Damaskos; eben dorthin kamen aber auch Abgesandte des jüdischen Volkes. Von den jüdischen Parteien hielten die vornehmen und weltförmigen Sadduzäer wohl im ganzen zu den Makkabäern, während die demokratisch-nationale Partei der gesetzlichen Pharisäer ihnen abgeneigt war, jetzt aber verlangten zu Damaskos die Abgesandten des jüdischen Volkes überhaupt die Abschaffung des Königtums. Pompejus gab noch keine Entscheidung, da aber Aristobul gegen ihn auftrat, rückte er gegen Jerusalem und nahm die Stadt. Die Neugier, was es denn eigentlich mit dem Gotte der Juden auf sich habe, ließ ihn die religiösen Empfindungen der Juden auf das empfindlichste dadurch treffen, daß er ins Allerheiligste des Tempels eindrang. Aus jener Zeit stammen die sog. Psalmen Salomos, die wir in griechischer Übersetzung noch besitzen. Daß Pompejus selbst in dem Allerheiligsten kein Götterbild antraf, gab den Anlaß zu der Meinung von der Gottlosigkeit der Juden, die, durch die Bildlosigkeit ihres Kultus befestigt, zu einem allgemeinen Vorwurfe der Griechen und Römer gegen sie wurde. Die Entscheidung, die Pompejus über das jüdische Land fällte, fiel endlich für Hyrkan II, dem er das jüdische Gebiet, wenn auch verkleinert, überließ, als Hohemprieſter ohne Königstitel, unter Oberaufsicht des Statthalters von Syrien. So wurde seit 63 v. Chr. das jüdische Land von den Römern mittelbar beherrscht. Freilich verlor Hyrkan II bereits im Jahre 57 seine politischen Befugnisse durch den syrischen Prokonsul A. Gabinius, der ihm nur die Sorge um den Tempel ließ und das jüdische Land der Provinz Syrien einverleibte; erst durch die Gunst Cäsars, der ihn in der Würde eines Ethnarchen und Hohenpriesters bestätigte, erhielt er seine politische Macht zurück. Für den schwachen Hyrkan regierte faktisch Antipater und nach seiner Ermordung im Jahre 43 sein Sohn Herodes. Es waren Idumäer, die erst Johann Hyrkan um 126 zur Annahme der Beschneidung und des Gesetzes gezwungen hatte. Im Jahre 40 führten die Parther den Hyrkan gefangen fort und erhoben den Antigonos, einen Sohn Aristibuls II, auf den Thron. Von 40—37 regierte er als jüdischer König und Hoherprieſter, ein Vasallenfürst der Parther. Antonius aber ernannte den Herodes zum Könige, der im Jahre 37 Jerusalem eroberte, Antigonos wurde hingerichtet. Mit dem makkabäischen Hause trat Herodes durch seine Ehe mit der Prinzessin Mariamme in Verbindung, aber eine Vereinigung der geistlichen Gewalt mit der weltlichen war für ihn unmöglich, Hoherprieſter konnte er nicht werden, weil er nicht von priesterlichem Geschlechte war. Jüdischer Abstammung war er nicht, und er stand innerlich dem Judentum fern, er paktierte mit dem Hellenismus und stand ihm näher, er hatte einen heidnischen Minister, den Nikolaos von Damaskos. Die Pharisäer hatte er demnach natürlich gegen sich, aber auch die Sadduzäer wegen ihrer makkabäischen Velleitäten. Seinen Rückhalt fand er bei den Römern, die besten Beziehungen zu ihnen aufrecht zu erhalten, war der unverbrüchliche Grundsatz seiner Politik.

Als Pompejus mit der Ordnung der jüdischen Angelegenheiten beschäftigt war, sandte der König von Ägypten, Ptolemäus XIII Neos Dionysos, genannt der Flötenspieler, Auletes, ihm Geschenke und erbat seine Hilfe zur Dämpfung eines Aufstandes der Alexandriner, aber den Sieger über Mithradates konnte diese Aufgabe nicht reizen, und andererseits war Ägypten mit seinen unermeßlichen Hilfsquellen nicht so nebenbei abzutun und dem römischen Reiche anzugliedern, wie Syrien und das jüdische Land. Den entscheidenden Einfluß zu Alexandria besaßen die Römer ohnehin, seit der Schlacht von Pydna und der berühmten Gesandtschaft des C. Popilius Länas. Auch in die Thronstreitigkeiten zwischen Ptolemäos VI Philometor und seinem Bruder Ptolemäos VIII Euergetes II, genannt der Dickwanst, Physkon, hatten sie wiederholt eingegriffen, und als Physkon, der seit 163 auf Kyrene beschränkt gewesen war, nach dem Tode des Philometor im Jahre 145 die Herrschaft über Ägypten wieder erlangte, hielt er die besten Beziehungen zu den Römern aufrecht. Als Scipio Ämilianus auf der Gesandtschaftsreise, die ihn während der Jahre 140—138 zur Inspektion der verbündeten Staaten in den Orient führte, Ägypten besuchte, nahm ihn Physkon mit den größten Ehren auf, und Scipio bekam von den Hilfsquellen des Landes den Eindruck, bei eines solchen Reiches würdigen Herrschern könne Ägypten sich zur größten Machtstellung erheben. Physkon

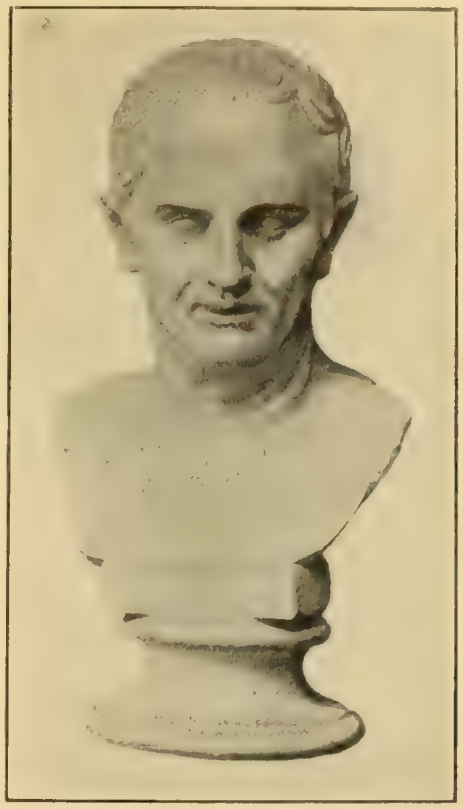
war nicht wähleriſch in den Mitteln gegenüber ſeinen Gegnern, zunächſt traf er die Anhänger Philometors. Damit hing es zuſammen, daß Grammatiker, Philoſophen, Geometer, Muſiker, Maler, Lehrer der Gymnaſtik, Ärzte und andere Leute, die eine Kunſtfertigkeit ausübten, in großer Anzahl Alexandria verließen und ihre Lehre nach den Inſeln und Städten trugen. Bei den Hellenen nicht beliebt, begünſtigte Phyſkon die Ägypter, und dieſe Gunſt kam auch der ägyptiſchen Kirche zugute, aber darum behielt er ſie doch in feſter Hand, ebenſo wie ſeine Nachfolger, die ſeinem Vorgange gefolgt ſind. Auf die Bedeutung ſeiner Verwaltung hat man neuerdings wieder hingewieſen, und bereits A. v. Gutſchmid charakteriſierte ihn zwar als einen verworfenen Menſchen, aber als einen muſterhaften Regenten. Er begünſtigte den Handel und die Anſiedelung auswärtiger Kaufleute. Man fuhr noch nicht direkt zu den Indern, ſondern die Sabäer vermittelten den Warenverkehr zwiſchen Indien und Ägypten, Phyſkon aber ſandte Leute direkt nach Indien, unter ihnen den Eudoros von Kyzikos. Und die Witwe des Phyſkon, die ihm in der Herrſchaft folgte, Kleopatra III, ſandte ihn dorthin zum zweitenmal, 116/115 v. Chr., aber die Stürme verſchlugen ihn über Äthiopien nach Süden. Zurückgekehrt wollte Eudoros durch eine Fahrt vom Weſten aus die Umſchiffung Libyens vollenden und ſuchte die großen Handelsſtädte des Weſtens dafür zu intereſſieren. Er konnte die Fahrt auch unternehmen, aber wie weit er gekommen iſt, ſteht dahin; er meinte irrig, die Umſchiffung vollendet zu haben.

Während Kleopatra Ägypten und Cypern beherrſchte, wurde ein natürlicher Sohn des Phyſkon, Ptolemäos Apion, König von Kyrene; er ſtarb im Jahre 96, ohne Kinder zu hinterlaſſen, und vermachte ſein Land teſtamentariſch den Römern. Dieſe traten die Erbſchaft an und nahmen die Domänen in ihren Beſitz, waren aber nicht bereit, die direkte Verwaltung und damit den Schutz des Landes zu übernehmen, der kyrenäiſchen Fünfſtadt gaben ſie die Freiheit. Erſt als es ſich zeigte, daß dieſe Städte nicht mehr imſtande waren, ſich ſelbſt zu regieren, organiſierten die Römer im Jahre 79 die Cyrenaica als Provinz.

In Ägypten regierte unterdeſſen Kleopatra mit ihrem Sohne Ptolemäos X, Soter II Lathyros, während ſie ihrem jüngeren Sohne Ptolemäos XI, Alexander I Cypern überwies. Das Jahr 108 aber führte vielmehr Soter II nach Cypern und Alexander I nach Ägypten; im Jahre 101 ließ dieſer ſeine Mutter Kleopatra ermorden, 89 aber wurde er durch eine Revolution aus Alexandria vertrieben und fand im folgenden Jahre ſeinen Tod. Jetzt vereinigte Soter II mit der Herrſchaft über Cypern wieder die über Ägypten. Nach ſeinem Tode folgte ihm als König von Cypern ſein Sohn Ptolemäos, und in Ägypten deſſen Bruder Ptolemäos XIII Neos Dionyſos, der Auletes; wie das Jahr 116 die Verbindung Ägyptens mit Kyrene für die Dauer gelöſt hatte, ſo löſte ſich im Jahre 80 auch Cypern ab. Unter dem Mißregimente des Auletes ſank Ägypten immer tiefer, und bereits im Jahre 65 dachte Craſſus daran, Ägypten zur Provinz zu machen, der curuliſche Ädil Cäſar ſollte nach Ablauf ſeines Amtes das Land als Provinz einrichten, und im Jahre 63 richtete das Ackergeſetz des Tribunen Q. Servilius Rullus ſeine begehrlichen Blicke auch nach Ägypten. Eben im Jahre 63 verſuchte Auletes es vergebens, die Hilfe des Pompejus gegen ſeine eigenen Untertanen zu gewinnen, und wenn dieſer ſie auch nicht gewährte, ſo erkannte er die Schwierigkeiten der ägyptiſchen Frage doch viel klarer, als die römiſchen Demokraten der Hauptſtadt. Und dem Pompejus kam in der Folge Cäſar entgegen mit ſeiner Behandlung Ägyptens und des Auletes, als Konſul beantragte er im Jahre 59 ein Geſetz, das ihn als König und als Bundesgenoſſen und Freund des römiſchen Volkes anerkannte; dem Ptolemäos von Cypern aber nahm im Jahre 58 ein Geſetz des Volkstribunen P. Clodius ſein Land und ſein Vermögen, das Cato beauftragt wurde einzuziehen. Eben dies Vorgehen der Römer gegen Cypern veranlaßte die Alexandriner zur Erhebung gegen Auletes, der nichts dagegen unternommen hatte, und Auletes ſuchte jetzt, im Jahre 58, in Rom ſeine Zuflucht, während zwei Töchter des Auletes die Regierung Ägyptens übernahmen; auf den Wunſch des Pompejus führte der ſyriſche Statthalter A. Gabinius ihn zurück und ſetzte ihn in die Herrſchaft über Ägypten wieder ein, wo er im Jahre 51 ſtarb. Ihm folgte ſein Sohn Ptolemäos XIV in gemeinſamen Regimente mit ſeiner Schweſter und Gemahlin Kleopatra VII, und als er, Anfang 47, im Nil ertrunken war, erſetzte ihn ſein jüngerer Bruder Ptolemäos XV, als Gemahl und Mitregent; nach

seiner Ermordung im Jahre 44 regierte Kleopatra allein, bis sie sich in der Folge den Antonius zum Gemahl und Mitregenten beigesellte.

Nach der Ordnung der jüdischen Angelegenheiten war Pompejus im Jahre 63 nach Kleinasien gegangen, im Sommer 62 trat er den Rückweg nach Italien an, und Ende 62 landete er zu Brundisium. Aus der hauptstädtischen Politik war er seit seinem Aufbruch zum mithradatischen Kriege ausgeschieden, und hier nahmen die Dinge ihren Lauf ohne eine Einwirkung des mächtigsten Mannes jener Zeit, der im Orient kämpfte und siegte. Hier war inzwischen Cicero, der in seiner Prätur des Jahres 66 die Übertragung des Kommandos gegen Mithradates auf Pompejus befürwortet hatte, für das Jahr 63 zum Konsul gewählt worden, zum erstenmal nach fast dreißig Jahren wieder ein Mann, der nicht bereits durch seine Geburt dem senatorischen Hochadel angehörte. Noch im Jahre 66 gehörte er zur Partei des Populären, wie ja eben sein Eintreten für das manilische Gesetz es zeigt, aber schon vor seiner Wahl zum Konsul bereitete er den Übergang zu den Optimaten vor, den er in seinem Konsulat vollzog, und ins Konsulat halfen ihm die Optimaten gegen L. Sergius Catilina. Die catilinarische Verschwörung ging von ruinierten vornehmen Leuten aus, die ihre Schulden los sein wollten, sie konnte in Rom und Italien wohl zu den lästigsten Störungen führen, aber das Reich schwerlich bedrohen; größere politische Bedeutung erhielt sie dadurch, daß aller Wahrscheinlichkeit nach Crassus und der junge Cäsar hinter den Kulissen mit ihr in Zusammenhang standen. Durch ihre Unterstützung Ciceros haben die Optimaten die Wahl Catilinas zum Konsul für das Jahr 63 vereitelt, und Catilina konnte seine Wahl auch für das folgende Jahr nicht erreichen. In seiner Unterdrückung der catilinarischen Verschwörung hat Cicero dauernd, aber mit Unrecht, die große Tat seines Lebens gesehen; in Wahrheit gelangte er zu politischer Bedeutung erst sehr viel später, nach Cäsars Tode, im Kampfe gegen Antonius. Seine Hinrichtung römischer Bürger ohne Volksbeschluß, auf ein Senatsurteil hin, entfremdete ihm für immer die Populären, und sie haben es ihm in der Folge heimgezahlt, als sie ihn 58 verbannten. Und auch die Optimaten, für die er doch immer der Emporkömmling geblieben ist, ließen ihn fallen; aus Parteirücksichten hätten sie ihn halten müssen, wenn er sich bei der Beseitigung der Catilinarier allein auf das Senatusconsultum ultimum gestützt hätte, das nach der, von den Populären bestrittenen, Auffassung der Optimaten von der Verantwortung befreite. So aber hat Cicero den Senat ein Urteil fällen lassen, zu dem dieser nicht befugt war, und in übergroßer Vorsicht setzte er sich zwischen zwei Stühle. Bedeutsame Momente in der Verhandlung gegen die Catilinarier waren die Rede des designierten Prätors Cäsar gegen die Hinrichtung und ihre Befürwortung durch den jungen M. Porcius Cato.



Marmorbüste des Cicero. Original im Museum zu Madrid.
Nach Bernoulli. Römische Ikonographie F. Bruckmann A.-G. (Vergleiche Archäologische Zeitung 43, 235.)

Nicht mit Cicero, sondern mit Crassus und mit Cäsar hatte Pompejus bei seiner Rückkehr aus Asien zu rechnen. Im Januar 61 kam er vor der Hauptstadt an und feierte am 28. und 29. September 61 einen glänzenden Triumph. Bei seiner Rückkehr nach Italien hatte er es in der Hand, er besaß die Macht dazu, sich zum unbedingten Herrn zu machen, auch gebrach es ihm nicht an Ehrgeiz, wohl aber an der Fähigkeit des Entschlusses. Er stand an einem Wendepunkte. Aufgekommen unter Sulla und der Reaktion, war er gestiegen durch die Begünstigung der Populären gegen den Senat, und durch die Demagogie, die persönlich auszuüben ihm die Fähigkeit freilich fehlte. Jetzt lag vor dem siegreich heimkehrenden Feldherrn der Weg zur demokratischen Allgewalt, ein Weg, wie ihn später Cäsar betrat, aber Pompejus ließ den Augenblick ungenutzt, er hatte in Brundisium sein Heer entlassen. Wie

hatten die Optimaten gebangt vor der Rückkehr des Pompejus: ſie hatten dazu keinen Grund. Mit der Entlaſſung ſeines Heeres hatte er ſeine Macht verloren, und nun ließ man ihn das fühlen; er konnte weder die Beſtätigung ſeiner Anordnungen für Aſien, noch die Verſorgung ſeiner Veteranen durchſetzen. Beides konnte er nur erreichen in Verbindung mit Craſſus und mit Cäſar, denen er ſich wieder nähern mußte.

Cäſar war im Jahre 63 Pontifex maximus und 62 Prätor geworden, im folgenden Jahre ging er nach Spanien und konnte jetzt ſeine Schulden bezahlen; er kämpfte hier auch mit Erfolg und erwarb das Anrecht auf den Triumph. Im Sommer 60 kehrte er aus Spanien heim und bewarb ſich um das Konſulat für 59; er verzichtete lieber auf den Triumph, vor dem er die Stadt nicht hätte betreten dürfen, als auf die Bewerbung, die er nur perſönlich in der Stadt anbringen konnte: die Macht ging ihm über die äußere Ehre. Mit dem deſignierten Konſul Cäſar und mit Craſſus verſtändigte ſich jetzt Pompejus: dies Triumvirat des Pompejus, Craſſus und Cäſar, nicht wie das des Antonius, Lepidus und Octavianus vom Jahre 43 ein Amt und eine Magiſtratur, ſondern ein Privatabkommen, hat der Politik der nächſten Jahre trotzdem ſeinen Stempel aufgedrückt und die Auflöſung der Republik eingeleitet.

Es war den Optimaten gelungen, dem Konſul Cäſar in M. Calpurnius Bibulus einen widerborſtigen Kollegen zu geben, aber er war ganz unfähig. In ſeinem Konſulate des Jahres 59 ſetzte Cäſar, unter Ignorierung des Senates, durch von ihm beantragte Geſetze die Beſtätigung der Einrichtungen des Pompejus in Aſien, ſowie die Verſorgung ſeiner Veteranen durch. Die Ackergeſetze Cäſars verteilten die campaniſche Domäne unter dieſe Veteranen, und noch heute zeigt die Flur von Caſerta die Spuren dieſer Aufteilung; in die Ackerkommiſſion trat Pompejus ſelber ein. Für das Jahr 58 ſtand dem Cäſar eine konſulariſche Provinz zu, und der Senat gedachte ihn durch die Verleihung einer wertloſen Provinz unſchädlich zu machen, aber er hatte ſeine Rechnung ohne Cäſar ſelbſt gemacht. Dieſer wandte ſich jetzt an das Volk, und wieder begann der demokratiſche Kampf der Legislative gegen die ariſtokratiſche Verwaltung des Senates. Ein Geſetz des Tribunen P. Vatinius überwies dem Cäſar die Provinz Gallien diesſeit der Alpen, und nun fügte der Senat auch noch das narbonenſiſche Gallien hinzu, aus Furcht, wenn er ſelber es nicht gebe, werde ein anderes Volksgeſetz dem Cäſar auch noch dieſe Provinz verleihen. Im Jahre 58 ging Cäſar nach Gallien ab. Seine Statthalterſchaft gab ihm den Anlaß, dem Reiche die wichtigſte Landerwerbung zuzuführen, die im Weſten möglich war, und in der Eroberung von Frankreich ſich ein ſicheres Heer zu ſchaffen. Bei ſeiner Heimkehr aber zeigte Cäſar ſich ganz anders, als Pompejus bei ſeiner Rückkehr aus dem Kriege gegen Mithradates; nach der Unterwerfung Galliens griff der Sieger nach der Krone.

25. Die Eroberung Galliens und die Anarchie der Hauptſtadt.

Die politiſche Verbindung des Pompejus und Cäſar war auch noch durch Familienbeziehungen befeſtigt worden, im Jahre 59 war Cäſars Tochter Julia die Gemahlin des Pompejus geworden; ein früher Tod hat ſie bereits im Jahre 54 weggerafft und die perſönlichen Beziehungen der beiden Machthaber gelockert. Neben Pompejus und Cäſar ſtand als Dritter im Bunde Craſſus, und als er im Kampfe gegen die Parther gefallen war, war damit das Triumvirat beendet, im Jahre 53 v. Chr. Nun ſtanden nur noch Pompejus und Cäſar nebeneinander, und die galliſchen Erfolge Cäſars mußten den Pompejus ihm entfremden. In den erſten Jahren des Triumvirates ſtrebte Pompejus noch nach einer unrepublikaniſchen Machtfülle im Gegenſatze zu den Tendenzen des Senates, aber der aufſteigende Gegenſatz zu Cäſar führte allmählich den Pompejus dem Senate zu, und der Senat kam in die Lage, den Pompejus gegen Cäſar auszuſpielen. Cäſar gelangte in Gallien zu einer Macht, die dem Senate bedrohlich ſchien, und der Senat hatte guten Grund, vor Cäſar auf ſeiner Hut zu ſein; in Pompejus gewann er ſich den Feldherrn, der ihn vor Cäſar ſchützen ſollte. So enden die Wandlungen des Pompejus damit, daß er zu ſeinen Anfängen zurückkehrt; von der Reaktion war er ausgegangen, und der Übergang zur Volkspartei führte

ihn zur höchsten Höhe, aber er endete wieder als ihr Gegner und als Vorkämpfer der aristokratischen Staatsordnung. Cäsar dagegen ging seinen Weg mit vollendeter Sicherheit und Klarheit, zu allen Zeiten folgerichtig. Den Populären hatte er sich von allem Anfang angeschlossen, er förderte die Volksinteressen und das Volk hob ihn empor, und in Gemeinschaft mit dem Volke unternahm er den Sturz der aristokratischen Republik und die Aufrichtung eines demokratischen Thrones. In ihm vollendete sich das Bündnis der Demokratie mit der Militärgewalt, wie es der altrepublikanischen Ordnung zum Verhängnis werden mußte.

Zunächst hatte das Gesetz des Volkstribunen Q. Vatinius dem Cäsar seine gallische Provinz auf fünf Jahre überwiesen, und er hat sie länger behalten dürfen; gegen Ende März 58 ging er in seine Provinzen ab. Er beschränkte sich von Anfang an nicht auf die friedliche Verwaltung, sondern erstrebte die Ausdehnung der römischen Herrschaft und die Ausbildung eines zuverlässigen, ihm unbedingt ergebenen Heeres. Bereits im Jahre 58 begann er mit der Unterwerfung des freien Gallien, die 55 beendet schien, indessen eine gefährliche Erhebung folgte in den Jahren 54—52, und erst im Jahre 52 war der Aufstand niedergeworfen und die Eroberung Galliens gesichert, vom Rhein bis zu den Pyrenäen. Das seiner Anlage nach der Romanisierung am meisten zudienstbar, für das Millionen zahlen. Der Aufruhr des Jahres 52 erhob den Vercingetorix zum König, aber mit seiner Überwindung war die Eroberung Galliens in der Hauptsache beendet, und im folgenden Winter konnte Cäsar in Oberitalien die Denkwürdigkeiten des gallischen Krieges schreiben, die, im Frühjahr 51 publiziert, in Rom politisch wirken sollten. Gegen den Eroberer Galliens und die Gefahren, die man von ihm fürchtete, rüstete man sich in Rom zum Kampfe.

Das Grab der Julier zu St. Remy in Südfrankreich. Denkmal aus cäsarischer oder frühaugusteischer Zeit.

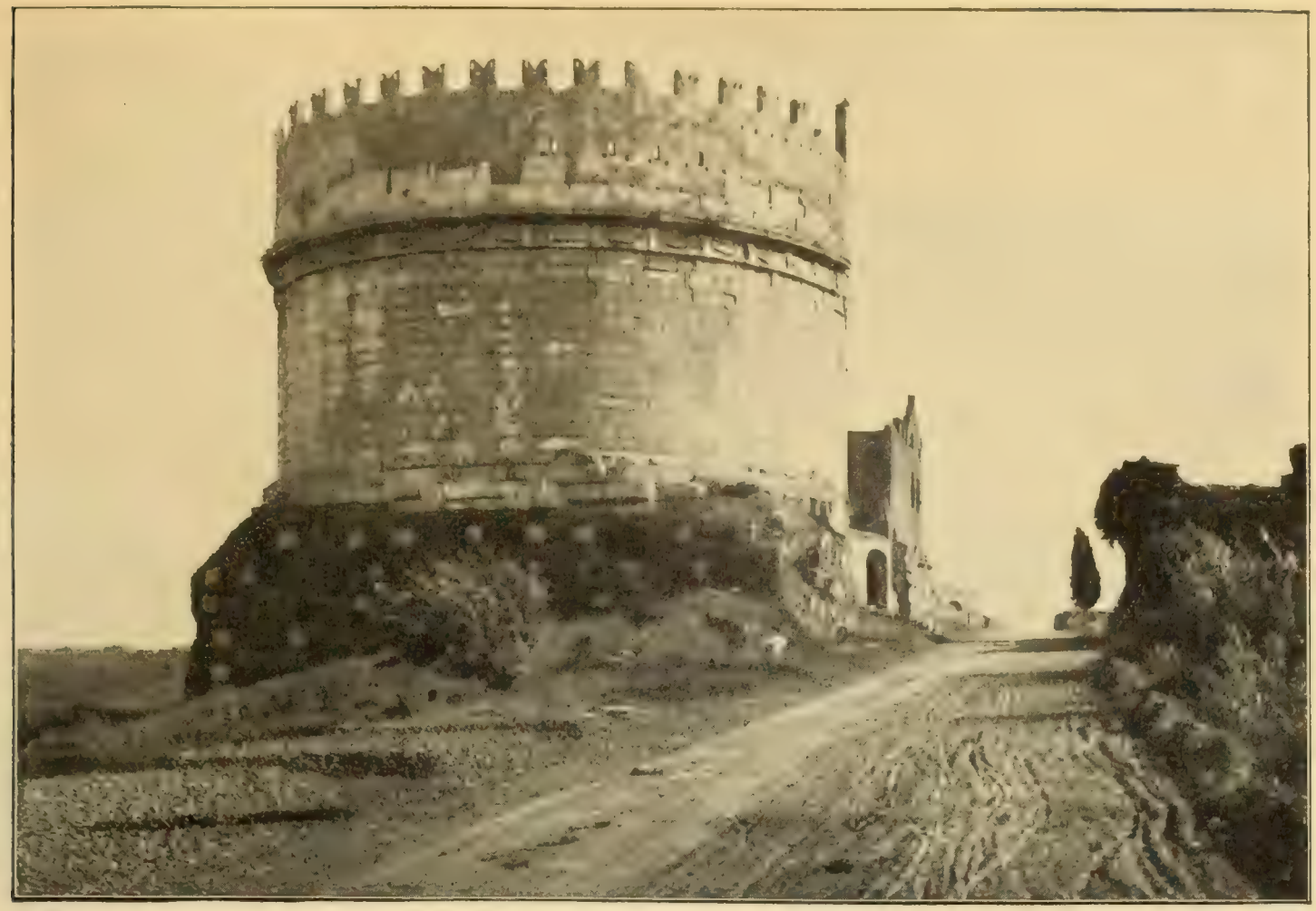
Schon das erste Jahr brachte den Kampf nicht nur mit den Kelten, sondern auch mit den Germanen, im Oberelsaß besiegte Cäsar den Ariovist. Er ist zweimal über den Rhein gegangen und zweimal hat er auch den Ozean überschritten und ist in Britannien gelandet; was er begonnen, hat die Kaiserzeit hier vollendet, ohne die Unterwerfung von Britannien war die Befriedung Galliens nicht zu erreichen. Auch den gallischen Goldreichtum machte er seiner Politik gängliche Volk ward so dem Reiche angeschlossen, es war die folgenschwerste Eroberung im Abendlande.

Im Anfange der gallischen Statthalterschaft nahm der Volkstribun P. Clodius in Rom die Interessen Cäsars wahr; dem alten Fürstenhause der Claudier entsprossen, hatte er sich seines Patriziats entäußert, um als Volkstribun die ihm zusagende Rolle spielen zu können. Der ungezogene Junge, dem die Aristokratie so vieles nachsah, weil er Bein von ihrem Bein

und Fleisch von ihrem Fleische war, hatte es vor allem auf Cicero abgesehen, den die großen Herren in Rom doch nicht als voll gelten ließen. Jetzt mußte er für sein Verfahren gegen die Catilinarier büßen, die Grundsätze des Populären hatte er dabei schwer verletzt, und als Clodius ihn jetzt angriff, fand er auch bei den Optimaten keinen Schutz, er ging ins Exil nach Dyrrhachium, nach Thessalonike; aber da Clodius, der mit seinen Banden die Gasse beherrschte, selbst den Pompejus nicht mehr respektierte, erleichterte dieser die Rückberufung Ciceros, die bereits im Jahre 57 erfolgte, freilich erst, nachdem Cicero sich verpflichtet hatte, für die Machthaber zu wirken. In der Tat unterstützte Cicero jetzt auch den Pompejus in seinem Bestreben, durch ein allgemeines Mandat der Getreideversorgung im ganzen Reiche eine Stellung zu gewinnen, wie sie über sein Kommando im Seeräuberkrieg noch hinausging, aber ein darauf zielendes Gesetz des Tribunen C. Messius, eine verbesserte Auflage des gabinischen Gesetzes vom Jahre 67, hatte keinerlei Aussicht durchzugehen, und das Mandat, das Pompejus auf den Antrag der Konsuln des Jahres 57 schließlich erhielt, war sehr viel geringer. Endlich wagte der Senat auch einen Vorstoß gegen Cäsar und griff sein Ackergesetz an. Das führte aber zum Gegenschlage der Machthaber, die sich aufs neue verständigten und im Jahre 56 zu Luca zusammenkamen. Die Konferenz zu Luca war eine imponierende Demonstration, an der Zusammenkunft des Pompejus, Crassus und Cäsars nahmen 200 Senatoren teil, und 120 Liktoren deuteten auf die Zahl der anwesenden hohen Beamten. Der Senat mußte sich wieder fügen, und die Verabredungen von Luca wurden im folgenden Jahre, 55, ausgeführt, in dem Pompejus und Crassus, die bereits im Jahre 70 gemeinsame Konsuln gewesen waren, zusammen ihr zweites Konsulat bekleideten. Durch ein Gesetz des Volkstribunen C. Trebonius wurden jetzt die beiden spanischen Provinzen dem Pompejus, und Syrien dem Crassus überwiesen, auf fünf Jahre. Auch die gallische Statthalterschaft Cäsars wurde durch ein von beiden Konsuln beantragtes Gesetz verlängert: vor dem 1. März des Jahres 50 sollte über die Nachfolge Cäsars im Senate nicht verhandelt werden dürfen. Nach Ablauf seines Konsulates ging Pompejus, um seine Stellung in der Hauptstadt besser zu wahren, nicht in seine Provinzen ab, sondern ließ sie durch seine Legaten Afranius und Petrejus verwalten, Crassus aber brach noch vor Ablauf seines Konsulates nach Syrien auf und führte hier mit den Parthern Krieg.

Phraates II, der im Jahre 129 den Seleukiden Antiochios VII Sidetes überwunden hatte, war im Kampfe gegen die Skythen gefallen, die noch unter seinem Nachfolger Artaban I Parthien verheerten. Zu neuer Macht erhob das Partherreich sich erst unter Artabans Sohne, Mithradates II, dem Großen. Er trat zuerst mit den Römern in Beziehung und schickte im Jahre 92 nach Kappadokien eine Gesandtschaft an den römischen Statthalter von Kilikien, an Sulla. Gegen den armenischen König Tigranes kämpfte der Partherkönig Sinatrukes, und sein Sohn Phraates III lehnte es in der Folge ab, ihn und Mithradates gegen die Römer zu unterstützen, er schloß vielmehr ein Bündnis mit Lucullus, um aber schließlich neutral zu bleiben. Dann verbündete er sich mit Pompejus und fiel 66 in Armenien ein, aber Pompejus versagte ihm den Titel eines Königs der Könige; er reizte die Parther, ohne sie doch mit Achtung vor der Macht Roms zu erfüllen. Als Phraates im Jahre 57 von seinen Söhnen ermordet wurde, folgte ihm von diesen Söhnen Orodes. Gegen ihn hat Crassus als Prokonsul von Syrien Krieg geführt. Zu diesem Kriege verführte ihn lediglich seine Geldgier, er hoffte ohne große Anstrengung reiche Kriegsbeute zu gewinnen und gab sich nicht einmal die Mühe, einen Vorwand für den Krieg zu suchen. So fiel er im Jahre 54 in Mesopotamien ein, erlitt aber bei seiner vollständigen Unbekanntschaft mit der parthischen Art zu kämpfen, im Jahre 53 bei Karrhä eine vollständige Niederlage und wurde auf dem Rückzuge getötet. Die Hälfte des römischen Heeres war gefallen, ein Viertel war in Gefangenschaft geraten und wurde von den Parthern in Merw angesiedelt, nur 10000 konnten sich aus der Katastrophe nach Syrien retten. In Syrien fielen nun die Parther in den folgenden Jahren ein, aber eine Erhebung seines Sohnes Pakoros veranlaßte den Orodes im Jahre 50, sein Heer aus Syrien zurückzuziehen.

In der Hauptstadt hatte die Anarchie bereits im Jahre 58, mit Cäsars Abgange nach Gallien begonnen, und die Machthaber gewährten dem Clodius mit seinen Banden eine weitgehende



Grabmal der Cäcilia Metella an der Appischen Straße aus der letzten Zeit der Republik.

Photogr. Aufnahme von Anderson, Rom.

Nachsicht; in den Straßen Roms hörte jede Sicherheit auf. Zu Anfang des Jahres 52 kam es auf der Via Appia zwischen den Banden des Clodius und den Gladiatoren des Milo zu offenem Kampfe, in dem Clodius ermordet wurde. Das Volk verbrannte die Leiche des Clodius in der Curie, und die Curie geriet dabei in Brand; den Milo hat selbst die Verteidigung Ciceros nicht retten können, er wurde verurteilt und ging nach Massilia ins Exil. Um Ordnung zu schaffen, entschloß der Senat sich zu einer Art von Diktatur: Pompejus wurde Konsul ohne Kollegen.

Aber wie man seit dem Jahre 63 in Rom die Rückkehr des siegreichen Pompejus aus dem Orient erwartet und gefürchtet hatte, so fing jetzt die Sorge vor der Rückkehr Cäsars aus Gallien an, auf den Gemütern der hauptstädtischen Politiker zu lasten. Nach den Bestimmungen der sullanischen Verfassung konnte Cäsar, der im Jahre 59 zum erstenmal Konsul gewesen war, sich erst für das Jahr 48 zum zweitenmal um das Konsulat bewerben; dazu aber war er entschlossen und er wünschte, bis dahin seine gallische Statthalterschaft zu behalten, mit seinem siegreichen Heere gedachte er die Präsidentschaft der Republik zu übernehmen. Eben das aber fürchteten seine Gegner, der Senat und die Partei der extremen Republikaner, Cato an der Spitze des Unentwegten. Von der größten Bedeutung war dabei das Verhalten des Pompejus, und diesen bestimmte der eigene Ehrgeiz und die Eifersucht gegen Cäsar. Diese Situation hat die Gegner Cäsars einander genähert und zu einer Verständigung gebracht. Als Konsul ohne Kollegen hat Pompejus im Jahre 52 seinen Frieden mit dem Senate, ja selbst mit M. Cato gemacht. Cäsar wünschte für 48 das Konsulat, als Konsul konnte er dann den Pompejus aus der Macht hinausmanövrieren oder einen unvermeidlichen Krieg mit den günstigsten Aussichten führen. Der Senat dagegen gedachte, den Pompejus gegen Cäsar auszuspielen und von seiner Kriegserfahrung Nutzen zu ziehen, er fußte auf den militärischen Erfolgen des Pompejus und kannte die Fähigkeiten Cäsars nicht zur Genüge. Über die politische Unfähigkeit des Pompejus wird der Senat wohl im Klaren

gewesen sein, aber die konnte ihm nur willkommen sein, nach einem Siege des Pompejus über Cäsar mochte er es sich wohl zutrauen, mit Pompejus fertig zu werden. Für das Jahr 51 bewarb sich M. Cato um das Konsulat, in der Absicht, die Abberufung Cäsars aus Gallien herbeizuführen, indessen war man noch nicht so weit, mit Cäsar brechen zu können; Cato fiel mit seiner Bewerbung durch. Aber schon stand in der Tat alles im Zeichen der Cäsarfrage; was auch geschah, es handelte sich jetzt stets darum, die Absichten Cäsars zu fördern oder zu vereiteln. Senat und Volksversammlungen nahmen zu dieser Frage Stellung: aus solchem Kampfe ist der Bürgerkrieg erwachsen.

26. Der Bürgerkrieg und die Monarchie Cäsars.

Für das Jahr 51 war zwar nicht Cato selber zum Konsul gewählt worden, wohl aber ein entschiedener Anhänger Catos, M. Claudius Marcellus, und dieser versuchte bereits die Frage der Wiederbesetzung der gallischen Statthalterschaften in Fluß zu bringen, obwohl das Gesetz des Pompejus und Crassus vom Jahre 55 eine solche Diskussion im Senate nicht vor dem 1. März 50 gestattete. Nach dem im Jahre 55 gültigen Herkommen war dem Cäsar damit seine gallische Statthalterschaft bis zum Antritt seines zweiten Konsulates, der am 1. Januar 48 erfolgen konnte, gesichert, da die konsularischen Provinzen vor der Wahl der Konsuln zu bestimmen waren, die sie nach Ablauf ihres Konsulates verwalten sollten; war die Diskussion über diese gallischen Provinzen also vor dem 1. März 50 verboten, so konnten für die Nachfolge Cäsars erst die Konsuln des Jahres 49 in Aussicht genommen werden, die also nicht vor Anfang 48 imstande gewesen wären, den Cäsar in Gallien abzulösen. Das hatte sich freilich alles durch das Provinzialgesetz des Pompejus vom Jahre 52 verschoben, wonach die Konsuln und Prätoren erst fünf Jahre nach ihrem Amte ihre Statthalterschaft erhielten; in der Übergangszeit sollte man auf Leute zurückgreifen, die eine ihnen zustehende Provinz tatsächlich nicht verwaltet hatten, und damit war die Möglichkeit gegeben, die Neubesetzung der gallischen Provinzen früher vorzunehmen und den Cäsar eher aus Gallien abzuberufen. Cäsar aber mußte darauf bestehen, sein zweites Konsulat unmittelbar an seine Statthalterschaft anzuschließen, weil ein amtfreier Zwischenraum seinen Gegnern die formelle Möglichkeit gegeben hätte, ihn wegen seiner Statthalterschaft zur Verantwortung zu ziehen, und weil sie eine solche Möglichkeit erstrebten, um ihn durch einen politischen Prozeß zu stürzen. So kam es, daß diese Frage den Konflikt herbeiführen mußte. Beide Teile rüsteten sich zum Kampfe und im Winter 50/49 waren die Legionen Cäsars aus Nordgallien her bereits im Anmarsch, ohne daß man in Rom davon eine Ahnung hatte.

Im Jahre 50 führte in Rom der Volkstribun C. Curio äußerst geschickt die Sache Cäsars, seit dem 10. Dezember 50 die neuen Tribunen M. Antonius und Q. Cassius. Sie interzedierten gleich am ersten Tage ihrer Amtsführung dem Versuche des Konsuls C. Claudius Marcellus, das Senatusconsultum ultimum gegen Cäsar beschließen zu lassen, trotzdem reiste der Konsul nach Campanien zu Pompejus und veranlaßte ihn, das Kommando zu übernehmen. Am 20. Dezember 50 langte in Rom die Nachricht von diesem Verfassungsbruche des Pompejus an, und sofort reiste Curio mit dieser Kunde zu Cäsar nach Ravenna ab; er brachte ein Ultimatum Cäsars zurück, das er am 1. Januar 49 den neuen Konsuln, die eben in den Senat gingen, übergab. Wenn Cäsar sich in diesem Ultimatum dazu verstand, eine Niederlegung seines Kommandos vor dem Antritt seines zweiten Konsulates anzubieten, so hat er die Annahme dieses Ultimatums nicht gewünscht und seine Ablehnung sicher erwartet, wie sie denn auch von seiten seiner Gegner, die den Krieg nicht hinausgeschoben wünschten, erfolgte. Am 7. Januar 49 beschloß der Senat nun wirklich das Senatusconsultum ultimum gegen Cäsar, und bereits in der folgenden Nacht reisten die Tribunen Antonius und Cassius zu Cäsar ab, nachdem sie noch vorher einen Kurier mit der Nachricht von diesem Senatsbeschlusse an Cäsar nach Ravenna abgesandt hatten. Am 10. Januar traf der Kurier bei Cäsar ein, und in der folgenden Nacht brach Cäsar auf, um mit seinem Heere in Italien einzufallen, er überschritt den kleinen Grenzfluß, der seine gallische Provinz von Italien schied, den Rubico, der Würfel war damit gefallen, die zu ihm geflohenen Tribunen traf er am 11. Januar

zu Ariminum. Am 14. Januar beantwortete der Senat die Kunde vom Einbruche Cäsars in Italien durch das decretum tumultus; zur Erklärung des Cäsar zum Feinde, zum hostis und zur offenen Erklärung des Krieges, des bellum, ist es aber nicht gekommen, denn zur Überraschung des Senates erklärte Pompejus am 17. Januar, er könne Rom nicht halten, noch am selben Tage verließ er die Hauptstadt, und die Regierung löste sich auf. Am 17. März 49 stieß Pompejus von Brundisium aus in See und verließ Italien, von Cäsar hinausmanövriert. Der Bürgerkrieg ist im wesentlichen außerhalb Italiens geführt worden.

Über das Meer hätte Cäsar jetzt dem Pompejus nicht folgen können, weil er keine Flotte hatte, und es wäre auch darum bedenklich gewesen, weil die spanischen Legaten des Pompejus, Afranius und Petrejus, im Rücken Italiens standen. So wandte sich denn Cäsar jetzt nach Rom, und bald ging es weiter, durch Südgallien nach Spanien; bereits am 2. August 49 war durch die Kapitulation des Afranius und Petrejus bei Ilerda, bei Lerida, dieser spanische Krieg entschieden. Auf seinem Hinwege nach Spanien hatte Massilia dem Cäsar den Eintritt verweigert, er hat es belagern lassen, und bei seiner Rückkehr aus Spanien ergab sich ihm Massilia. Hier erhielt er die Nachricht von seiner inzwischen in Rom erfolgten Ernennung zum Diktator, durch ein Gesetz, das der Stadtprätor M. Amilius Lepidus beantragt hatte: es handelte sich dabei nicht um die alte Diktatur, sondern um die neue, wie sie Sulla begründet hatte, wie sie nicht im Rahmen der Verfassung, sondern über der Verfassung stand, eine konstituierende Gewalt mit der Befugnis, den Staat zu ordnen. In den elf Tagen, die der Diktator Cäsar dann in Rom zugebracht hat, ließ er sich zum Konsul für das Jahr 48 wählen und gab den Galliern zwischen Po und Alpen, den Transpadanern, die im Jahre 89 latinisches Recht erhalten hatten, durch ein Gesetz das volle römische Bürgerrecht.

Während dessen lagerte Pompejus von Dyrrhachium bis Thessalonike, wo sich um ihn ein Gegensenat gebildet hatte; im Jahre 48 zog nun Cäsar gegen ihn, nicht mehr als Diktator, sondern als Konsul, den Krieg, den er am 10. Januar 49 in offener Empörung begonnen hatte, führte er jetzt als das ordentliche legitime Oberhaupt des Staates. Bei Dyrrhachium erging es ihm übel, aber am 9. August 48 überwand er den Pompejus in Thessalien, bei Pharsalos; Pompejus floh über Makedonien, Mytilene und Rhodos nach Ägypten, wo ihn König Ptolemäos XIV aber bei seiner Ankunft ermorden ließ, am 28. September 48. Cäsar dagegen erhielt jetzt die tribunicische Gewalt, die ihm persönliche Unverletzlichkeit geben sollte, und wurde zum zweitenmal Diktator, jetzt auf unbestimmte Zeit; M. Antonius wurde sein Magister equitum. Nach Rom ist Cäsar nach seinem Siege bei Pharsalos nicht gekommen, er ging vielmehr ebenfalls über Makedonien und Rhodos, zur See, nach Ägypten; Anfang Oktober 48 landete er zu Alexandria und blieb dort bis Juni 47. Hier träumte der Fünfziger einen Jugendtraum, hier hat die Königin Kleopatra ihm seinen einzigen Sohn geboren, der nach ihm den Namen Cäsarion trug. Von Ägypten zog dann Cäsar durch Syrien nach Kleinasien, wo er am 2. August 47 bei Zela den Sohn des Mithradates, Pharnakes, besiegte, der sich wieder in den Besitz seines väterlichen Reiches gesetzt hatte; die Rückkehr nach Italien erfolgte über Griechenland. Der Orient war überwunden, in Afrika aber hielten sich die Catonianer, König Juba von Numidien mit ihnen im Bunde. Am 28. Dezember 47 landete Cäsar bei Hadrumetum und am 6. April 46 siegte er bei Thapsus über König Juba, Cato tötete sich in Utica. Noch im April des Jahres 46 wurde Cäsar auf zehn Jahre Diktator, jetzt wurde Lepidus sein Magister equitum, Ende Juli 46 kehrte Cäsar nach Rom zurück. Aber in Spanien erhoben sich die Söhne des Pompejus, Cn. Pompejus und Sex. Pompejus, noch einmal zog Cäsar nach Spanien zu Felde, am 17. März 45 besiegte er bei Munda, n. ö. von Gades, den Cn. Pompejus, Anfang Oktober zog er triumphierend in Rom ein, er hat die Hauptstadt nicht mehr verlassen, zum Partherkriege ist es nicht mehr gekommen.

Nach seiner Rückkehr aus Afrika begann Cäsar mit der Neuordnung des Staates; der zweite spanische Krieg unterbrach sie, aber nach dem Siege über die Söhne des Pompejus nahm er sie energisch wieder auf. In Rom selber gedachte er das Marsfeld zu bebauen und durch eine Verlegung des Tiberbettes die Stadt vor Überschwemmungen zu schützen. Den Fucinersee wollte er trockenlegen und durch einen Tiberkanal nach Tarracina die pomptinischen Sümpfe entwässern. Vom Tiber aus sollte eine große Heerstraße den Apennin

überſchreiten und zum adriatiſchen Meere führen. Er gedachte den Iſthmos von Korinth zu durchſtechen. Er plante auch eine Reform des ius civile, und das Municipalweſen hat er wirklich durch ein allgemeines umfaſſendes Geſetz geregelt, deſſen Wortlaut uns noch erhalten iſt. Er ordnete auch den Kalender, der julianiſche trägt nach ihm den Namen. Vor allem aber handelte es ſich in der inneren Politik um die Stellung zum Senate, und hier gedachte Cäſar den Weg abzuſchließen und zu vollenden, den Gaius Gracchus und Marius eingeſchlagen hatten: das demokratiſche Bündnis des Tribunen und des vom Volke erhobenen Heerführers hatte in ſeiner Perſon ſich verkörpert, und jetzt ſchlug die Stunde für die Beſeitigung der Herrſchaft des ariſtokratiſchen Senates. Cäſar ſchädigte den Senat planmäßig und ſyſtematiſch durch Erhebung der disqualifizierteſten Subjekte zu Senatoren, dieſer Senat verlor alles Anſehen, er brauchte ja auch keines zu beſitzen, in dem neuen Regimente, wie es Cäſar plante, war für den Senat kein Raum, kein Raum für ſenatoriſche Mitregierung. Das neue Regiment erſchien zunächſt als eine demokratiſche Militärdiktatur, als ſolche hat ſie ähnlichen Erſcheinungen der Folgezeit den Namen Cäſarismus übermacht. Aber als letztes Ziel hatte Cäſar nicht bloß eine ſolche lebenslängliche Diktatur, ſondern das helleniſtiſche Königtum im Sinne. Es gibt keinen größeren Gegenſatz als ihn und Sulla, dieſe beiden genialen Männer der aufeinander folgenden Generationen, Sulla, ehrgeizig nicht für ſich perſönlich, ſondern für den Stand der Senatoren, und auf das Regiment verzichtend, ſobald er die Herrſchaft der Ariſtokratie geſichert glaubte: dagegen Cäſar, das perſönliche Regiment erſtrebend, aber auf demokratiſcher Grundlage, und vom Volke zu den höchſten Höhen getragen. Kaum war er, Ende Januar oder Anfang Februar 44, Diktator auf Lebenszeit geworden, da ging er auch bereits daran, der neuen Macht die endgültige äußere Form zu ſchaffen. Ihm genügte nicht der Beſitz der Macht ſelber, er wollte auch nicht auf ihren Glanz, auf ihren glänzenden Schein verzichten.

Am 1. Januar 44 fand man eine Statue Cäſars mit dem Diadem geſchmückt, zwei Tribunen entfernten es und ſie erklärten, Cäſar verlange nicht nach dem Diadem, ſie trafen damit ſchwerlich Cäſars Sinn. Am 26. Januar kehrte dieſer vom Albanerberg zurück, das Volk begrüßte ihn dabei als Rex, als König; die Anſtifter verhaften die Tribunen, aber dieſe läßt Cäſar durch Geſetz ihres Amtes entheben. Der Senat beſchließt für Cäſar die Königstoga, Cäſar empfängt ihn, ohne ſich von ſeinem Sitze zu erheben. Am Lupercalienfeſte des 15. Februar 44 ſuchte der Konſul M. Antonius, der vertrauteſte Freund Cäſars, das Diadem auf Cäſars Haupte zu befeſtigen, unter dem Applaus des Volkes; Cäſar lehnte ab, und das Volk applaudierte ſtärker: was wäre geſchehen, wenn der ſtärkere Applaus das Diadem ihm aufgedrungen hätte? Um die Niederlage des Craſſus zu rächen, rüſtete Cäſar ſich zum Partherkriege, am 18. März ſollte er zum Heere abgehen. Man hörte, in den ſibylliniſchen Büchern ſtehe, die Parther könnten nur von einem Könige überwunden werden, und es verbreitete ſich das Gerücht, der Quindecimvir L. Aurelius Cotta werde im Senate den Antrag ſtellen, Cäſar ſolle den Bürgern gegenüber Imperator und Diktator bleiben, indeſſen gegenüber den Provinzen und den auswärtigen Staaten den Königstitel führen.

Aber es waren bereits bedenkliche Zeichen eingetreten. An der Statue des Brutus, der nach der Sage die Könige vertrieben hatte, fand man eines Tages die Inſchrift: Wenn du doch lebteſt! Es bildete ſich eine Verſchwörung, von über ſechzig Mitgliedern der Ariſtokratie, ausgehend von den Prätoren C. Caſſius Longinus und M. Junius Brutus; den Cicero hatte man nicht ins Vertrauen gezogen. Für die Iden des März, für den 15. März 44, war auf dem Marsfelde in der Kurie des Pompejus eine Senatsſitzung anberaumt. Cäſar begab ſich in den Senat, aber er verließ ihn nicht als König: beim Eintritt in die Kurie wurde er zu den Füßen der Statue des Pompejus von den Verſchworenen ermordet.

Was Cäſar im Sinne hatte, war nicht die Erneuerung des alten römiſchen Königtums, wie die Tarquinier es beſeſſen hatten, es war vielmehr die moderne Form des helleniſtiſchen Abſolutismus, des helleniſtiſchen Königtums; als ein neuer Alexander hätte Cäſar den Völkern geboten. Die helleniſtiſchen Ideen, der Oſten hätte in dem Reiche Cäſars eine Schwerkraft ausgeübt, zu der zu gelangen nach Cäſars Ermordung die Geſchichte noch dreier Jahrhunderte bedurft hat. In Italien und Rom ſelber wäre der Einfluß des Hellenismus ſchwerlich gleich ſtark aufgetreten, aber die Möglichkeit und den Gedanken einer Dekapitaliſierung Roms läßt

bereits Cäsars Municipalgesetz erkennen. Die Herrenstellung der römischen Bürger gegenüber den Untertanen in den Provinzen aufzuheben, lag schwerlich bereits in der Absicht Cäsars: erst ganz allmählich hat das Kaisertum dazu geführt. In Italien und Rom blieb Cäsar der Mann des Volkes, der den Kampf der Gracchen gegen den Senat zum Siege führte, aber den Sieger stach der Besiegte in die Ferse.

27. Das Triumvirat und der Fall Ägyptens, der Sieg des Augustus und der Ausgang der römischen Republik.

Goethe hat die Ermordung Cäsars die abgeschmackteste Tat genannt, die jemals begangen worden, und weit verbreitet ist die Meinung, sie sei nicht nur ein Verbrechen gewesen, sondern ein Fehler. In Wirklichkeit aber hat die Aristokratie, von der der Mord ausgegangen war, von ihrem Verbrechen Nutzen gezogen, wenn auch keinen unmittelbaren, so doch dauernden und bleibenden. Die Beseitigung Cäsars lag in der Tat im Interesse der senatorischen Aristokratie, denn Cäsar war darauf ausgegangen, die politische Bedeutung des Senates zu beseitigen; nun hatte vielmehr ihn die Aristokratie beseitigt, mit vollendeter Skrupellosigkeit in der Wahl der Mittel, durch politischen Meuchelmord. Auch Cäsars Erbe hat in der Folge mit der Möglichkeit gerechnet, solchem Hasse zum Opfer zu fallen und er vermied es, an denselben Stein zu stoßen; auch erkannte die unvergleichliche Klarheit seines Urteils die große Macht, über welche die Aristokratie noch immer tatsächlich verfügte, vor allem als Stand der Großgrundbesitzer im Reiche. Und so gründete Augustus den neuen Staat nicht auf die Beseitigung des Senates, sondern auf ein Kompromiß mit ihm, auf eine Teilung der Gewalt. In der augusteischen Verfassung hat die senatorische Aristokratie weit bessere Bedingungen erhalten, als sie von Cäsar jemals hätte erringen können.

Büste des jungen Augustus. Orig. im Vatikanischen Museum zu Rom.

So war die Wirkung in der Folge und für die Dauer, im Moment und unmittelbar indessen war sie anders: es folgten Proskriptionen und Bürgerkrieg und die langen Jahre der Gewaltherrschaft der Triumvirn; von einer Wiederherstellung der Senatsherrschaft war keine Rede. Und der Verblendung hatten die Mörder sich in ihrem Wahne hergegeben, eine populäre Tat zu tun. Dem Volke lag gar nichts am Senate, volkstümlich und volksbeliebt war Cäsar.

Anstatt vom Jubel des Volkes begrüßt zu werden, mußten die Verschworenen sich vielmehr auf dem Kapitol in Sicherheit bringen; und auch der Senat konnte ihre Tat nicht offen billigen, weil er sonst die Amtshandlungen Cäsars hätte kassieren müssen und damit den ganzen Rechtszustand gefährdet hätte. Cäsars Kollege im Konsulate des Jahres 44 war Antonius, und er war nach Cäsars Ermordung sofort an die Spitze des Staates getreten. Er hielt die Leichenrede auf Cäsar und entflammte die Wut des Volkes gegen die Mörder. Vermögen und Papiere Cäsars hatte Cäsars Witwe Calpurnia ihm übergeben, und dadurch steigerte er noch seine Macht; nicht nur, was Cäsar angeordnet hatte, sondern auch, was er noch hätte anordnen wollen, erklärte der Senat für gültig, und im Besitze der Papiere Cäsars handelte Antonius, wie er wollte. Das politische Erbe Cäsars anzutreten, schickte Antonius sich an.

Nach dem Plane Cäsars hatten M. Brutus und C. Cassius für das Jahr 43 die bedeutendsten Provinzen des Ostens erhalten sollen, Makedonien und Syrien; aber Brutus und Cassius waren die schuldigsten unter den Mördern Cäsars, an Stelle Makedoniens und Syriens wurden ihnen jetzt die geringfügigsten Provinzen, Kreta und Kyrene, überwiesen. Ein

anderer der Mörder, Decimus Brutus, war bereits für das Jahr 44 Statthalter von Gallia cisalpina, von Oberitalien, geworden. Durch ſeine Lage konnte Gallia cisalpina den ſtärkſten Einfluß auf die Beherrſchung Italiens üben und war daher die wichtigſte Provinz. Da es dem Antonius darauf ankam, ſich nicht nur während ſeines Konſulates, ſondern auch ſpäter zu behaupten, ſo ließ ſich Antonius für das Jahr 43 dieſes Gallien und die von Cäſar eroberten Gebiete des jenſeitigen Gallien zuſprechen. Gallia Narbonenſis war in den Händen eines anderen Cäſarfreundes, des M. Lepidus, der im Jahre 44 der Magiſter equitum des Diktators Cäſar geweſen war.

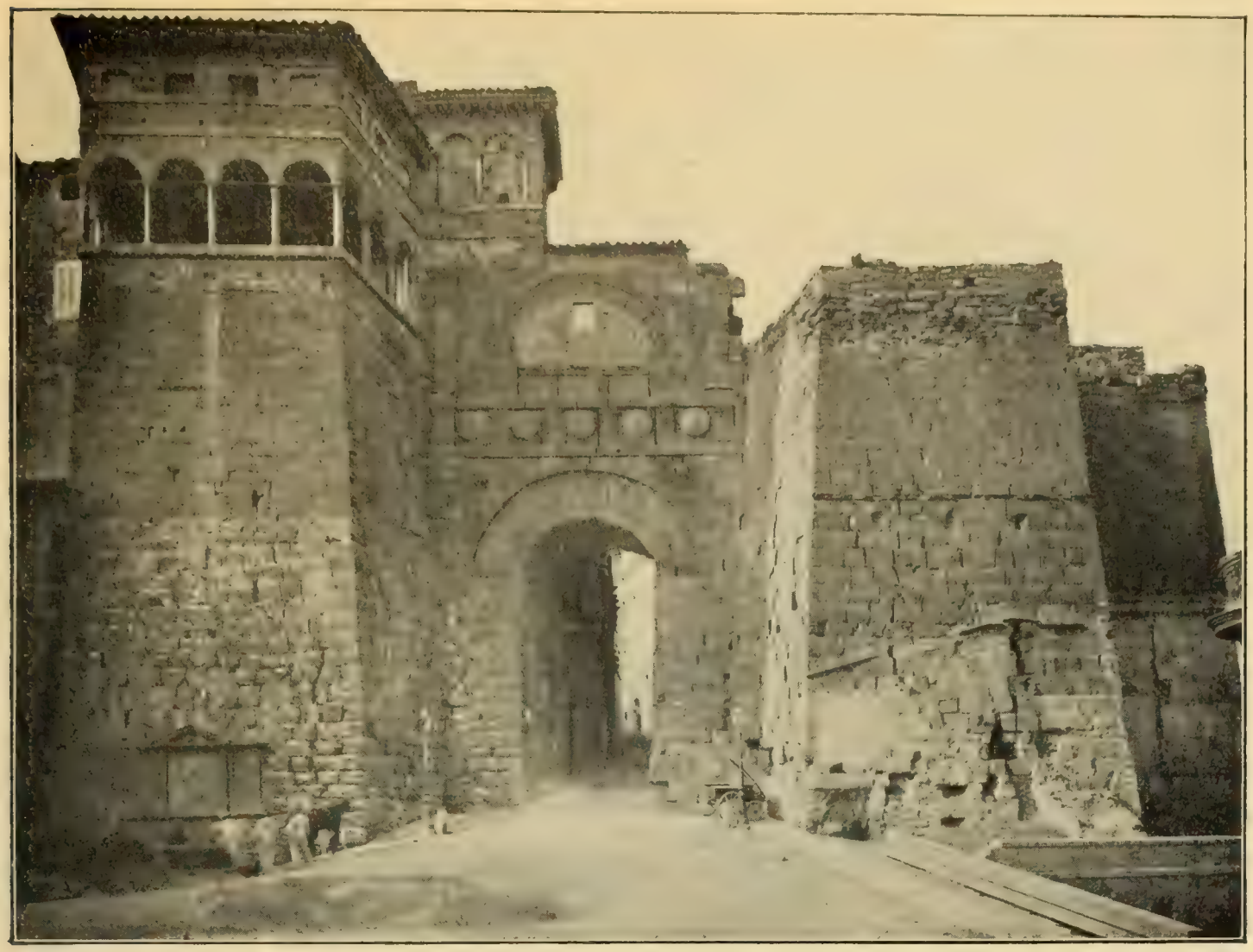
Aber indem Antonius das politiſche Erbe Cäſars für ſich in Anſpruch nahm, verletzte er die Intereſſen von Cäſars perſönlichem Erben, ſeinem Großneffen und Adoptivſohn C. Octavius. Um Cäſars Erbe kam es zum Streite zwiſchen dem Freunde Cäſars und Cäſars Sohne, und erſt die Schlacht von Aktium hat den Streit endgültig entſchieden.

Cäſars Großneffe C. Octavius, der Enkel von Cäſars Schweſter Julia, war im Konſulate Ciceros geboren, am 23. September 63 v. Chr., jetzt ſtudierte er zu Apollonia in Epiros; Cäſar hatte ihn teſtamentariſch adoptiert und zum Erben eingeſetzt, er heißt jetzt C. Julius Cäſar Octavianus, Octavian iſt Cäſar der Sohn. Er rüſtete ſich die Erbſchaft anzutreten und kam im Frühjahr 44 nach Rom; er war ein Jüngling von achtzehn Jahren, und noch ahnte niemand, was in ihm ſteckte, aber man ſollte es bald erfahren.

Er hielt zunächſt den Antonius für ſeinen Freund, aber Antonius kam ihm kühl entgegen, das politiſche Erbe Cäſars wollte Antonius für ſich ſelber; er verweigerte dem Octavian die Auszahlung von Cäſars Privatvermögen. Aber um trotzdem dem Volke der Hauptſtadt die Vermächtniſſe Cäſars auszuzahlen, bot in kühnem Entſchluſſe Octavian ſein eigenes Immobiliarvermögen, ſowie das ſeiner Mutter und ſeines Stiefvaters öffentlich zum Verkaufe aus und wurde mit einem Schlage populär. Spiele zu Ehren Cäſars ſtattete er glänzend aus, und als das Volk die Erſcheinung eines Kometen auf die Erhebung Cäſars in die Reihe der Götter deutete, errichtete er dem Cäſar eine Statue mit einem Sterne auf dem Haupte. So geriert er ſich als der wahre Erbe Cäſars und wird dem Antonius immer unbequemer. Auch der Senat begann allmählich, ſich gegen die Gewaltherrſchaft des Antonius aufzulehnen, und im September 44 beginnt im Senate Cicero gegen Antonius den Kampf auf Tod und Leben. Wie Demoſthenes gegen König Philipp, ſo hält Cicero ſeine philippiſchen Reden gegen Antonius. Es kam die Zeit, in der Cicero, anders als in ſeinem Konſulate vom Jahre 63, wirklich eine große Stellung einnahm, er ging unter, aber er fiel mit Ehren.

Für die Folge bot ſich dem Senate die Ausſicht auf eine Stütze in M. Brutus und in Caſſius, die im Herbſt 44 Italien verließen, nicht, um Kreta und Kyrene zu übernehmen, ſondern um doch in den Beſitz von Makedonien und Syrien zu gelangen. Indeſſen die Hauptſache und die nächſte Sorge war Italien, und hier traf es ſich günſtig für den Senat, daß auch Octavian in Antonius ſeinen Gegner erblicken mußte. Octavian hatte eben ſein neunzehntes Lebensjahr vollendet.

Seine politiſche Tätigkeit hat der ſpätere Kaiſer Auguſtus als Revolutionär begonnen, denn es war Revolution, wenn der Privatmann Octavian aus den cäſariſchen Veteranen in Campanien ein Heer von 10 000 Mann zuſammenbrachte und ſich an ſeine Spitze ſtellte, noch dazu gegen den legitimen Konſul, gegen Antonius. Hier zeigt ſich zum erſtenmal die vollendete Skrupelloſigkeit des jungen Mannes. Er war nicht böſe von Natur, denn er empfand niemals Freude an fremdem Schmerze, aber er ſtand jenſeit aller Moral; er war jeder Handlung fähig, deren er zu ſeinem Zwecke bedurfte, und ſein Ziel iſt immer die Macht geweſen und die Herrſchaft, aber nur die wirkliche Macht und nicht ihr Schein. Es trug in ſich den ganz großen Ehrgeiz, der wirken wollte, der aber nicht den geringſten Wert auf den äußeren Schein legte, der vielmehr, im Beſitz der Macht, den Schein dieſes Beſitzes eher mied als Odium weckend. Aber was er auf dem Wege zur Macht für notwendig hielt, das tat er, unbekümmert um jede Perſon und jede Rückſicht. Er war klüger als ſie alle und mit ſeinen neunzehn Jahren ſicherer, planmäßiger und zielbewußter; verſchloſſen trug er alles in ſich und mußte ſich allein beraten, wer hätte ihn beraten ſollen? Als er ſich mit Cicero verſtändigte, mochte Cicero ihn wohl unterſchätzen, wer wußte denn damals, was in ihm ſteckte?



Das Stadttor von Perusia. Photographische Aufnahme von Alinari, Florenz.

Aber den Vorwurf eitler Kurzsichtigkeit soll man dem Cicero nicht machen. Gewiß konnte der Erbe Cäsars kein aufrichtiger Freund der Republik und des Senates sein, aber unnatürliche Bündnisse von Männern und Parteien, die in ihren letzten Zielen differieren, kommen gelegentlich immer wieder. In solchen Fällen liegt momentane Interessengemeinschaft vor, in der Regel handelt es sich um den Sturz eines gemeinsamen Feindes. Der Augenblick des Sieges bringt dann die Krisis, den Preis des Sieges will dann jeder für sich allein, und mit dem Siege bricht das Bündnis auseinander. So sollte es auch diesmal kommen.

Im November 44 erschien Octavian in Rom und versicherte das Volk seiner republikanischen Absichten; dann zog er nach Nordetrurien, um, wenn möglich, sich mit D. Brutus von Gallia cisalpina zu vereinigen. Zwei von den Legionen des Antonius waren zu Octavian abgefallen, so wirkte der Name Cäsar. Als bald darauf auch Antonius in Rom erschien, wollte er den Octavian zum Staatsfeinde, zum Hochverräter, erklären lassen, nahm aber wegen der Stimmung der Legionen davon Abstand. Dann ging auch er nach Norden, nach Ariminum, um dem Brutus Gallien abzunehmen. Brutus erklärte, auch nach dem 1. Januar 43 Gallien zur Verfügung des Senates zu halten und dem Antonius übergeben zu wollen, der Senat sprach Gallien dem Brutus jetzt auch ausdrücklich zu, Antonius aber belagerte ihn in Mutina. Am 1. Januar 43 traten die alten Cäsarianer A. Hirtius und C. Pansa, die aber jetzt auf der Seite des Senates standen, das Konsulat an, Antonius war nicht mehr Präsident der Republik und im Kampfe gegen ihre Regierung, dem Octavian verlieh der Senat prokonsularisches Imperium und legitimierte damit sein Kommando. Von den Konsuln geht Hirtius zum Heere Octavians ab und Pansa veranstaltet eine Aushebung; mit dem neu ausgehobenen Heere zieht auch er nach Norden, wo Antonius noch immer den D. Brutus in Mutina belagerte. Kurz vor dem 20. April 43 schlug Antonius den Pansa bei Forum

Gallorum, wurde aber von Hirtius vor Mutina geſchlagen, während Octavian das Lager beſchützte. Wenige Tage darauf kam es zu einer zweiten Schlacht bei Mutina, in der Antonius von Hirtius und Octavian, ſowie dem aus Mutina ausfallenden D. Brutus vollſtändig geſchlagen wurde. Die Republik, der Senat hatte geſiegt, aber der Konſul Hirtius war in der Schlacht gefallen, und wenige Tage ſpäter ſtarb der Konſul Panſa an ſeinen bei Forum Gallorum erhaltenen Wunden.

Unmittelbar mit dem Siege trat in dem Bündnis des Senates und Octavians die Kriſis ein, jetzt ſuchte der Senat ſich ſeiner zu entledigen, der Mohr hatte ſeine Schuldigkeit getan, er konnte gehen. Nicht dem Octavian, ſondern dem D. Brutus überwies der Senat das Kommando über das Heer der gefallenen Konſuln. Nur der kleine Triumph wurde dem Octavian bewilligt.

Schwer verletzt, geht jetzt auch Octavian ſeine eigenen Wege, er verfolgt den Antonius nicht energiſch und läßt ihn ſich in Gallia Narbonenſis mit Lepidus vereinigen, er ſchafft dadurch die Möglichkeit einer Verſtändigung mit Antonius und bereitet andrerſeits ſeinen Bruch mit dem Senate vor. Nachdem eine Abordnung ſeines Heeres mit ihren Demonſtrationen und Forderungen keinen Erfolg in Rom gehabt hatte, zog Octavian ſelber mit ſeinem Heere Anfang Auguſt 43 nach der Hauptſtadt und erzwang ſich jetzt alles. Er ließ ſich jetzt zum Konſul wählen und trat am 19. Auguſt 43 das Konſulat an. Er war noch nicht volle zwanzig Jahre, als er die Präſidentſchaft der Republik übernahm, noch waren nicht anderthalb Jahre ſeit der Ermordung Cäſars vergangen, in wenigen Monaten war Cäſar der Sohn vom Revolutionär und Hochverräter zum legitimen Oberhaupte des Staates geworden. Die Frucht des unnatürlichen Bündniſſes mit dem Senat hatte er gebrochen.

Auf Grund eines Geſetzes, das ſein Kollege im Konſulat, Q. Pedius, beantragt hatte, unternahm er nun die Rache an den Mördern Cäſars; und ſodann hatte er den Krieg gegen Antonius und Lepidus zu führen. D. Brutus war inzwiſchen dem Antonius in die Hände gefallen, und dieſer hatte ihn töten laſſen. Aber der Präſident der Republik verſtändigte ſich jetzt mit ihren Feinden, gegen die er ins Feld zog; im November 43 kam man bei Bononia zuſammen, die drei Männer vereinigten ſich zu gemeinſamer Beherrſchung des Staates, und Octavian vermählte ſich mit Clodia, der Stieftochter des Antonius. Auf Grund eines Geſetzes des Tribunen P. Titius traten Antonius, Cäſar der Sohn und Lepidus als Triumvirn an die Spitze des Staates; dies Triumvirat war, anders als die Verabredung des Pompejus, Cäſar und Craſſus vom Jahre 60 zu gemeinſamer Beeinfluſſung des Staates, auch formell eine Magiſtratur, die noch über dem Konſulate ſtand. Am 27. Januar 43 traten die Triumvirn ihr Amt an, zunächſt auf fünf Jahre, bis Ende 38 v. Chr. Sie waren die alleinigen Herren über das Heer und die Provinzen.

Dem Einzuge der Triumvirn folgte die Publikation eines Proſkriptionsediktes auf dem Fuße; gegen 300 Senatoren und 2000 Ritter fielen der Proſkription zum Opfer, die Triumvirn verſtanden es, ſich ihrer Feinde zu entledigen. Der erlauchteſte unter den Proſkribierten war Cicero, Octavian hat ihn dem Haſſe des Antonius preisgegeben. Am 7. Dezember 43 wurde Cicero bei Gaëta getötet, er iſt mit Würde in den Tod gegangen. Den Cäſar nahm, zwei Jahre nach ſeiner Ermordung, der Senat in die Reihe der Götter des Staates auf, es iſt der Divus Julius, und Octavian war jetzt eines Gottes Sohn.

Die Triumvirn hatten Anſpruch auf das ganze Reich, auf alle Provinzen, aber auf dem Meere hielt ſich Sertus Pompejus, den der Senat im Frühjahr 43 zum Präfekten der Flotte und der Küſten erhoben hatte; auch er ſtand auf der Proſkriptionsliſte, aber man hatte ihn nicht, und bald ſetzte er ſich in den Beſitz Siciliens. Und im Oſten waren Makedonien und Spanien in den Händen des Brutus und Caſſius; neben und vor Sertus Pompejus waren ſie der Hort der Republikaner. Ihre Bekämpfung war die nächſte Aufgabe der Triumvirn; gegen ſie zogen jetzt Antonius und Octavian. Ende September 42 kam es bei Philippi zu einem Kampfe, in dem Antonius den Caſſius beſiegte, während Octavian von Brutus geſchlagen wurde; Caſſius gab voreilig alles verloren und tötete ſich. Nach zwanzig Tagen, Mitte Oktober 42, kam es zu einer zweiten Schlacht bei Philippi, in der Antonius und Octavian den Brutus beſiegten. Nun tötete ſich auch Brutus, die Niederlage der Republik war entſchieden.

Römische Schiffe. Wandgemälde aus Pompeji. Photographische Aufnahme.

Der Vertrag von Bononia vom Jahre 43 hatte dem Antonius Gallia cisalpina und Gallien jenseits der Alpen mit Ausnahme der Narbonensis überwiesen, dem Lepidus Spanien und die Narbonensis, dem Octavian Afrika, Sicilien und Sardinien mit Korsika. Jetzt, nach der Besiegung des Brutus und Cassius, verständigten sich Antonius und Octavian in dem Vertrage von Philippi; Lepidus war als Konsul in Italien zurückgeblieben, daß er am Kriege gegen Brutus und Cassius nicht ebenfalls teilgenommen hatte, hat ihn geschädigt, in dem Vertrage von Philippi wurde ohne ihn über ihn mit entschieden. Noch kam der Osten nicht zur Verteilung, und im Westen schied Gallia cisalpina aus der Reihe der Provinzen aus. Mit Italien vereinigt, sollte es dem konsularisch-senatorischen Regimente unterstehen, sonst hätte derjenige Triumvir, dem Gallia cisalpina zufiel, eine allzu starke Gewalt über Italien ausüben können. Lepidus mußte Spanien und die Narbonensis abgeben und erhielt dafür Afrika von Octavian; die Narbonensis kam an Antonius, unter dem jetzt also das ganze Gallien jenseits der Alpen stand. Octavian, der Afrika dem Lepidus abgab, und dem Sextus Pompejus Sicilien genommen hatte, erhielt Spanien.

Wenn der Vertrag von Philippi den Orient auch noch nicht berücksichtigt hatte, so fanden doch wenigstens tatsächlich schon jetzt Antonius im Osten und Octavian im Westen ihre Wirksamkeit, und Lepidus sah sich schon damals von der großen Politik ausgeschlossen. In Italien aber kam es im Jahre 41, als L. Antonius, der Bruder der Triumvirn, Konsul war, zu Schwierigkeiten und zum Kriege. Es handelte sich um die Versorgung der Veteranen durch Landanweisungen in Italien, und die dabei unvermeidlichen Wirren — sie bedrohten auch Virgil — wurden dadurch noch gesteigert, daß dem Octavian dabei L. Antonius, sowie seine eigene Schwiegermutter Fulvia, die Gemahlin des Antonius, die Mutter der Clodia entgegentraten; seine Ehe mit Clodia hat Octavian damals gelöst. Es kam zum Kriege, L. Antonius wurde in Perusia eingeschlossen und mußte im März 40 kapitulieren; von dieser Belagerung sind Schleuderbleie mit derben Soldatenscherzen noch erhalten. Die Spannung, die schon dieser Krieg zwischen Octavian und M. Antonius herbeiführen mußte, wurde dadurch nicht geringer, daß M. Antonius sich unterdessen im Orient festgesetzt und Octavian sich dafür Galliens jenseit der Alpen bemächtigt hatte. Als M. Antonius nach Italien kam und Octavian ihm Brundisium verschloß, brach der offene Zwist aus, dessen Beilegung indessen durch den Tod der Fulvia erleichtert und im September 40 durch den Vertrag von Brundisium erreicht wurde: er überwies dem Antonius den Osten und dem Octavian Westeuropa einschließlich von Illyricum. Antonius vermählt sich jetzt mit Octavians Schwester Octavia.

Sicilien war in den Händen des Sextus Pompejus, der im Jahre 40 dem Octavian auch noch Sardinien abnahm, und da er als Beherrscher des Meeres der Hauptstadt Rom die Zufuhr abschnitt, so sah sich Octavian zu einer Verständigung mit ihm genötigt. Im Jahre 39 nahmen Antonius und Octavian im Vertrage von Puteoli den Pompejus in ihre Gemeinschaft auf; außer Sicilien und Sardinien erhielt er noch den Peloponnes, ein wahrer See- und Inselkönig, und übernahm dafür die Sorge für die Getreidezufuhr nach der Hauptstadt. Aber der Friede zwischen Octavian und Pompejus war von kurzer Dauer, als ein

Admiral des Pompejus dem Octavian Sardinien verriet, nahm er an; auch löſte er ſeine Ehe mit Scribonia, einer Verwandten des Pompejus, mit der er ſich im Jahre 40 vermählt und die ihm im Jahre 39 ſeine Tochter Julia geboren hatte. Zur Überwindung des Pompejus war er aber nicht imſtande, falls Antonius ihn nicht mit Schiffen unterſtützte; und da Antonius ſeinerſeits der Legionen Octavians für ſeinen Partherkrieg bedurfte, ſo gab Antonius im Vertrage von Tarent vom Jahre 37 den Pompejus dem Octavian preis. Auch Lepidus unterſtützte den Octavian im ſiciliſchen Kriege, Pompejus wurde bei Mylä und entſcheidend bei Naulochos überwunden, 36 v. Chr., er verließ Sicilien und ging nach Kleinaſien, wo er im folgenden Jahre ſein Ende fand.

Lepidus aber forderte jetzt Sicilien für ſich, indeſſen verließen ihn ſeine Soldaten und er mußte ſich dem Octavian ergeben; dieſer entkleidete ihn, tatſächlich, des Triumvirates und nahm Afrika in Beſitz, er wies ihm Circeji als Wohnſitz an, ſpäter durfte oder mußte er wieder nach Rom. Lepidus wurde nicht formell des Triumvirates enthoben — das konnte durch Geſetz oder Senatuskonſult oder beides geſchehen, aber mit der formellen Abſetzung eines der Triumvirn hätte auch das Triumvirat aufgehört —, ſondern er wurde nur tatſächlich an der Ausübung ſeiner Rechte behindert. Nach dem Vertrage von Tarent war der Triumvirat, deſſen fünf Jahre Ende 38 abgelaufen waren, für weitere fünf Jahre durch Geſetz verlängert worden; Ende 33 waren auch dieſe zweiten fünf Jahre zu Ende, und eine weitere geſetzliche Verlängerung fand nicht ſtatt. Vom 1. Januar 32 an war alſo Lepidus auch von Rechts wegen nicht mehr Triumvir. Dagegen blieb ihm lebenslänglich die Stellung des Pontifex maximus, in der er 44 v. Chr. dem Cäſar gefolgt war; nach ſeinem 13 v. Chr. erfolgten Tode übernahm Auguſtus dieſe Würde, die nun bis auf Gratian mit dem Kaiſertum verbunden blieb.

Nach der Beſeitigung des Sextus Pompejus und des Lepidus im Jahre 36 ſtanden Antonius und Octavian ohne Puffer nebeneinander, wie Pompejus und Cäſar ſeit dem Tode des Craſſus, ſeit 53 v. Chr; Antonius im Oſten, Octavian im Weſten gebietend. Dies Jahr 36 gibt der Entwickelung beider die entſcheidende Wendung. Antonius geht im helleniſtiſchen Königtum auf, und ſeine Ziele gehen auf eine Erneuerung der Alexandermonarchie hinaus, das führte mindeſtens zu einer Dekapitaliſierung Roms, und der Schwerpunkt des Reiches wurde dann nach dem Oſten verlegt, falls überhaupt noch die Reichseinheit hielt und nicht gleich damals der Oſten und Weſten des Reiches ſich ſchieden, wie es 400 Jahre ſpäter wirklich geſchah. Demgegenüber vertrat Octavian vom Weſten, von Rom aus, die Intereſſen der Reichseinheit und Italiens, von jetzt ab fallen ſeine perſönlichen Intereſſen mit den traditionellen Intereſſen des römiſchen Staates und Reiches zuſammen, und das wird zum Wendepunkte auch in ſeiner inneren Entwickelung. Das ſchwere pſychologiſche Problem, das die Perſon des Auguſtus bietet, liegt in der Frage, wie aus der kalten Klugheit des jungen Mannes mit ihrer ſkrupelloſen Rückſichtsloſigkeit und unheimlichen Sicherheit die Weisheit des Kaiſers erwuchs, der das Heil und der Segen der Menſchheit wurde, den die Verehrung der ganzen Welt trug. Der Menſch ändert ſich nicht in ſeinem Weſen, er werde denn von neuem geboren, und von einer Wiedergeburt, die die Tiefen der Seele in gewaltigem Sturm aufrüttelt, iſt bei Auguſtus nichts zu ſpüren; aber neben der inneren Kataſtrophe ſteht die unmerkliche leiſe Wandlung:

Und ſolang du das nicht haſt,
Dieſes: Stirb und werde!
Biſt du nur ein trüber Gaſt
Auf der dunklen Erde.

Mit dem Jahre 36 begannen die perſönlichen Intereſſen Octavians ſich mit denen der Allgemeinheit zu decken, immer gewohnter wurde ihm ihr Zuſammenfallen und immer mehr empfand er die allgemeinen Intereſſen als ſein perſönliches Anliegen. Sein diametraler Gegenſatz iſt Ludwig XIV mit ſeinem l'Etat c'est moi: der römiſche Staat ging nicht in Auguſtus, ſondern Auguſtus ging im Staate auf. Er faßte ſein Amt als ſeine Pflicht und ſuchte ſein Recht in ſeiner Leiſtung; ihm ſtand es zu, von ſich zu ſagen: rei publicae inserviendo consumor.

Nach der Schlacht bei Philippi war Antonius im Orient geblieben und begann ihn ſeiner Herrſchaft einzufügen; in den erſten Jahren war in der Regel Athen ſeine Winterreſidenz.

Im Jahre 41 beschied er die ägyptische Königin Kleopatra zu sich nach Kilikien, nach Tarsos, zur Rechtfertigung ihres Verhaltens im Bürgerkriege. Die Begegnung mit Kleopatra wurde für Antonius verhängnisvoller als seinerzeit für den großen Cäsar. Als Cäsar im Jahre 48/47 einige Monate in Ägypten verträumte, wo Kleopatra ihm 47 seinen Sohn Cäsarion gebar, war er über fünfzig Jahr alt, Antonius stand im Jahre 41 im Anfange der vierziger. Wohl war Kleopatra, wie es scheint, nach Cäsars Rückkehr aus dem spanischen Kriege im Jahre 45 auf Cäsars Einladung nach Rom gegangen und ist hier mit der größten Auszeichnung aufgenommen worden, sie wohnte in Cäsars Garten in Trastevere, sie war noch zur Zeit seiner Ermordung in Rom anwesend, um es erst dann zu verlassen; aber einen entscheidenden Einfluß hat sie auf Cäsar nicht geübt, das ergibt sich aus seinem Testamente, in dem er seinen Großneffen C. Octavius adoptierte; hätte er seinen Sohn von Kleopatra adoptieren wollen, so hätten die juristischen Wege sich schon gefunden. Anders stand es mit Antonius, die Reize der 28jährigen Kleopatra wirkten auf ihn ebenso wie die der 21jährigen auf Cäsar, von Tarsos ging Antonius nach Ägypten und brachte den Winter 41/40 großenteils in Alexandria zu, im Jahre 40 gebar Kleopatra ihm die Zwillinge Alexander Helios und Kleopatra Selene. Nach dem Tode der Fulvia hatte Antonius sich zwar im Jahre 40 mit Octavia vermählt, trotzdem vermählte er sich im Jahre 36 formell mit Kleopatra und trat auch formell als Herrscher Ägyptens ihr zur Seite. Der Sache nach war er jetzt König von Ägypten, nur führte er, aus Rücksicht auf Rom, nicht den Königstitel. Seine Ehe mit Octavia bestand fort. Antonius war ein hellenistischer König geworden und machte von dem orientalisch-hellenistischen Königsrechte der Polygamie Gebrauch, wie schon Alexander der Große. Nach römischem Rechte war die Bigamie unzulässig, aber eine Bigamie des Antonius auch juristisch nicht vorhanden, denn seine Ehe mit Kleopatra war nach römischem Rechte nichtig.

Kleopatra. Ägyptisches Relief aus Dendera. Original im Louvre zu Paris.

Schon ehe er Herrscher von Ägypten wurde, hat Antonius einen Partherkrieg führen müssen, er führte ihn in der Defensive, als Herrscher von Ägypten aber ging er zur Offensive über, er lebte jetzt in den Ideeen des Hellenismus, er plante eine Erneuerung des Alexanderreiches.

Er hatte den Partherkrieg nicht gesucht, er mußte kämpfen, denn die Parther hatten angegriffen. Im Jahre 42 hatte der parthische Großkönig Orodes den Cassius gegen die Triumvirn unterstützt, als Abgesandter des Brutus und Cassius war Q. Labienus zu ihm gegangen und nach der Schlacht von Philippi bei den Parthern geblieben, er veranlaßte die Parther im Jahre 40 zu einem Einfalle in Syrien und Kleinasien, er führte sie bis nach Lydien und Jonien; erst im Jahre 39 vertrieb der Feldherr des Antonius, Ventidius Bassus, sie aus Kleinasien und Syrien, und als sie im folgenden Jahre, 38, wieder in Syrien einfielen, schlug er sie in Nordsyrien in der Schlacht bei Gindaros. Als Antonius im Jahre 36 seinen Rachezug unternahm und zur Offensive gegen die Parther überging, hatte sich der

armenische König Artavasdes ihm angeschlossen und es ihm dadurch ermöglicht, zunächst Kleinmedien anzugreifen. So brauchte er nicht direkt über den Euphrat zu gehen, er konnte dem gefährlichen Kampfe in der Ebene Mesopotamiens ausweichen und durch einen Umweg über Armenien die Parther täuschen, er zog den Euphrat aufwärts, aber wohl ist nicht an seinem nördlichen Quellflusse hinauf, sondern an seinem südlichen, dem Murad-Tschai. Wenn Antonius an der Belagerung der Hauptstadt von Kleinmedien scheiterte und den Rückzug durch Armenien antrat, so ist deutlich, daß es mit einer Wiederherstellung des Alexanderreiches noch gute Wege hatte, aber seine Machtstellung in Ägypten und in der Osthälfte des Reiches wurde damit nicht erschüttert. Dagegen lagen seit dem Jahre 36 die Schwierigkeiten darin, daß von den Machthabern nur Antonius und Octavian noch übrig waren.

Nach der Beseitigung des Sextus Pompejus und des Lepidus, jetzt allein dem Antonius gegenüberstehend, beginnt Octavian bereits im Jahre 36 jene Wandlung seiner inneren Politik, die ihn zum Principate geführt hat, zu der Stellung des ersten unter den Bürgern, im Gegensatze zu der Gewaltherrschaft, wie die Triumvirn sie bisher geübt, zu ihrer dominatio. Ihn bei solcher Stimmung festzuhalten, verlieh man ihm die tribunicische Gewalt, in der Hoffnung, sie werde an die Stelle des Triumvirates treten, und in der Tat wurde sie in der Folge, im Jahre 23 v. Chr., die Grundlage der Civilgewalt des Kaisers. Nicht lange vor seinem im Jahre 39 erfolgten Tode, wahrscheinlich eben im Jahre 36, denkt der Historiker Sallust, der Schützling Cäsars, an Cäsar den Sohn bei seinen Worten von dem Jünglinge so hohen Ruhmes, der die Vorrangstellung des Ersten, des Princeps, nach dem Wunsch und Willen des Volkes der Teilnahme an der dominatio vorzieht. Nach dem Jahre 36 war ein Konflikt zwischen Antonius und Octavian auf die Dauer nicht zu vermeiden, es fragte sich nur, unter welchen Formen und Vorwänden sich der Bruch vollzog und wann er ausbrach.

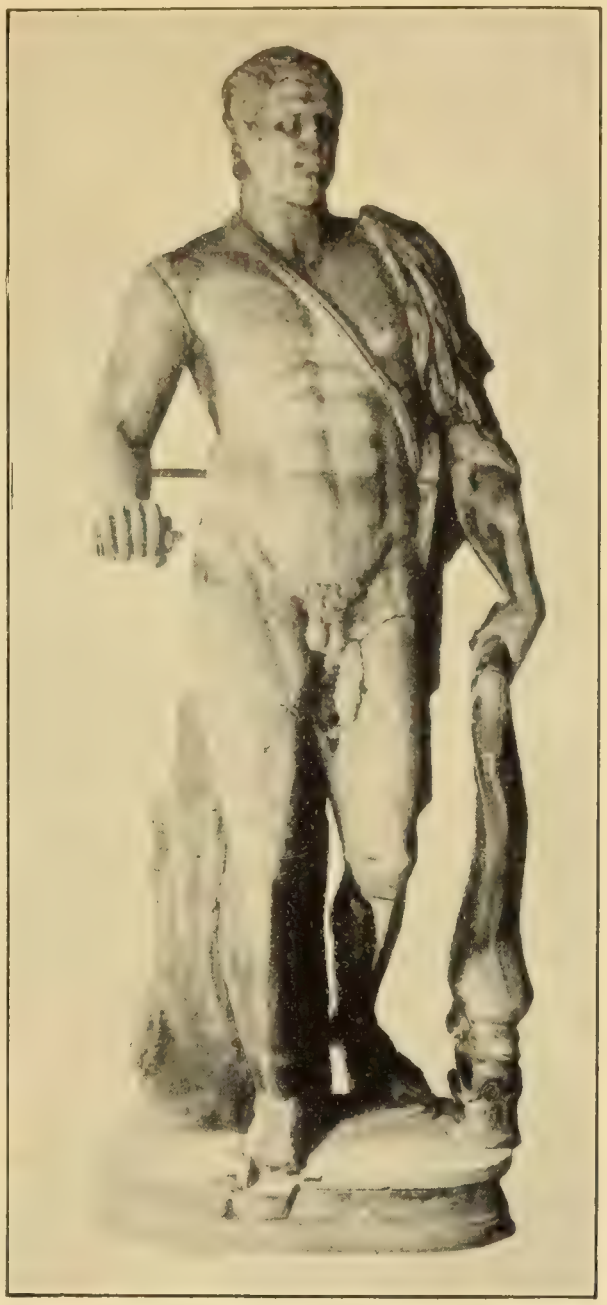
War der Bruch unvermeidlich geworden, so führte den Antonius sein Interesse zu einer Beschleunigung des Bruches, Octavian dagegen konnte warten, für ihn arbeitete die Zeit. Er sperrte dem Antonius die Rekrutierung aus dem Westen, und das bedeutete bei der anerkannten Überlegenheit des Westländers vor dem Soldaten aus den Osten die sichere allmähliche Verschlechterung des Heeres, das dem Antonius zu Gebote stand. Seine alten Leute wurden dienstunfähig und abgängig und fanden keinen gleichwertigen Ersatz, von Jahr zu Jahr wurde sein Heer schlechter; Octavian dagegen verfügte über den Westen und seine Rekruten. Wurde der Bruch unvermeidlich, so mußte Antonius losschlagen, sobald wie möglich, ehe die Minderwertigkeit seines Heeres vollständig geworden war.

Noch aber dachte Octavian nicht an eine Offensive des Antonius, sonst hätte er nicht mit großen Plänen in den Jahren 35 und 34 einen Krieg in Illyrien und Dalmatien unternommen, den er aber, nach Rom zurückgekehrt, im Jahre 33 wenigstens zu einem äußerlichen Abschluß bringen ließ; denn im Jahre 34 hatte, nach dem armenischen Feldzuge, das unerhörte Ereignis ihm Klarheit gegeben, daß Antonius außerhalb Roms und des Reiches, daß er in Alexandria triumphierte. Bereits am 1. Januar 33 hat Octavian, beim Antritt seines zweiten Konsulates, den Antonius im Senate angegriffen. Und mit Ende 33 liefen die zweiten, gesetzlich fundierten, fünf Jahre des Triumvirates ab. Die beiden Konsuln des Jahres 32 waren Anhänger des Antonius, und so erfolgte jetzt im Senate ein Angriff auf Octavian, den Octavian aber mit einem Staatsstreich beantwortete: die Konsuln flohen. Bereits im Winter 33/32 hatten Antonius und Kleopatra in Ephesos Heer und Flotte versammelt, über Samos gingen sie nach Athen. Alles bereitete sich zum Kriege, jetzt, im Sommer 32, schied sich Antonius förmlich von Octavia, und Octavian, der bereits den Verfügungen des Antonius gegenüber der Kleopatra und ihren Kindern stets die mißgünstigste Deutung gegeben hatte, erregte durch die, unbefugte, Eröffnung und Veröffentlichung des bei den Vestalinnen deponierten Testamentes des Antonius, in Rom die leidenschaftlichste Mißstimmung gegen Antonius: hatte dieser doch bestimmt, er solle in Alexandria bestattet werden. Der Krieg wird der Kleopatra erklärt, dem Antonius war das Triumvirat aberkannt worden. Die Königin und ihr Gemahl überwinterten zu Paträ, dann ging es weiter nach dem Norden Akarnaniens, zum Golfe von Ambrakia, nach Aktium. Hier kam es zum Entscheidungskampfe: der Kleopatra gelang es, die Blockade zu durchbrechen, und dem Antonius, ihr zu folgen. Sie

waren persönlich wohl gerettet, aber ihre Flotte und ihr Heer waren unterlegen: der Sieg von Aktium beendet am 2. September 31 das Zeitalter der Bürgerkriege und legt den Grund für das Kaisertum.

Wer hatte diesen Sieg errungen? M. Vipsanius Agrippa.

Agrippa, gleichen Alters mit Octavian, war sein Jugendfreund, von Apollonia her sein Studiengenosse, dem Octavian unbedingt ergeben, seiner Überlegenheit sich unterordnend, aber in einem entscheidenden Punkte ihn ergänzend und ihm überlegen, auf militärischem Gebiete. Seit dem Tage von Philippi war Octavian sich darüber klar, daß militärische Fähigkeiten ihm ganz abgingen; diese Klarheit über sich selber, dieser Mangel an Eitelkeit waren sein Glück. Seine Schlachten schlug seitdem der Freund, Agrippa, er erkämpfte seine Siege. Agrippa siegte im perusinischen Bürgerkriege, Agrippa besiegte den Pompejus, der Sieger von Aktium war Agrippa. Ohne Agrippa wäre Cäsar der Sohn nicht Kaiser geworden, ohne seine Feldherrenkunst und seine Treue. Der große Staatsmann Octavian konnte die Siege nicht erkämpfen, auf denen sich sein Kaisertum aufbaute; es ruht nicht nur auf den Siegen, sondern auch auf der Treue des Freundes, der nicht für sich selber siegte. Agrippa begnügte sich mit der zweiten Stelle, die er allerdings auch verlangte; er ordnete sich dem Augustus, aber auch nur dem Augustus unter. Er blieb zeitlebens das Schwert des Reiches, es entsprach seinen Leistungen und Verdiensten, wenn er für die letzten Jahre seines Lebens, 18—12 v. Chr., dem Augustus als Mitregent zur Seite trat, als zweiter Kaiser.



Statue des Agrippa. Orig. in Venedig. Nach Bernoulli, Röm. Ikon. F. Bruckmann A.-G.

Nach Aktium ließ Octavian in Italien die Geschäfte durch Agrippa und Mäcenas führen, er selber ging nach Griechenland und nach Asien hinüber. Als ihm in Samos die Nachricht von einer Erhebung der Veteranen in Italien zuging, nahm er sie, mit Recht, so ernst, daß er unverzüglich nach Italien zurückkehrte und die Veteranen befriedigte und zur Ruhe brachte, dann ging er nach Asien zurück, und über Syrien zog er gegen Ägypten. Antonius und Kleopatra waren inzwischen nach dem Peloponnes gegangen und nach Ägypten zurückgekehrt, Kleopatra unmittelbar und Antonius über Kyrene; in Kleopatra aber keimte jetzt der Plan, sich von Antonius loszulösen und den Octavian zu gewinnen, sie knüpfte mit ihm durch drei Gesandtschaften an, von denen die zweite und die dritte von Antonius und ihr gemeinsam ausgingen, und sie verriet dem Octavian die Grenzfestung Pelusium. Durch die Meldung, sie habe sich selbst getötet, brachte sie den Antonius zum Selbstmord, aber sie verrechnete sich in Octavian. Octavian war nicht unempfänglich für Frauenschönheit, und durch seine 32 Jahre war er vor der faszinierenden Frau, trotz ihrer 39, kaum geschützt, wohl aber durch das, was er wollte, und durch die Festigkeit seines Willens und seiner Pläne; nach ihrer Zusammenkunft mit Octavian wußte Kleopatra, was ihr bevorstand. Sie ist freiwillig aus dem Leben geschieden, falls sie nicht heimlich beseitigt worden ist; auch ihr und des großen Cäsar Sohn, Cäsarion, ist getötet worden. Ägypten nahm Octavian für sich in Anspruch als Rechtsnachfolger der Ptolemäer, als ab-

soluter Herrscher des Landes, nur daß er mit Rücksicht auf die römischen Anschauungen nicht den Königstitel führte; es wurde nicht römische Provinz, sondern durch Realunion mit dem Reiche verbunden, es trat in eine ähnliche Stellung zum Reiche, wie bis vor kurzem die Finnlands zu Rußland war. Am 1. Sextilis des Jahres 30 war er in Alexandria eingezogen, diesem Monat gab in der Folge der Senat nach dem Kaiser den Namen Augustus.

Über Asien und Griechenland kehrte Octavian im Sommer 29 nach Rom zurück, er triumphierte in drei Tagen über Illyrien, wegen des aktischen Sieges über Kleopatra, über Alexandria. Dann begann die Vorbereitung für die Neuordnung des Staates. Er hatte gelernt von den Fehlern des großen Cäsar, er dachte nicht wie dieser an eine politische Ausschaltung des Senates, er rechnete mit der immer noch großen tatsächlichen Macht dieser Aristokratie, es waren die Großgrundbesitzer des Reiches. So hat er mit ihr ein Kompromiß geschlossen und die Macht mit dem Senat geteilt. Die Teilung war vor allem eine örtliche, es war eine Teilung der Provinzen; die Provinzen mit militärischer Besatzung fielen ihm zu, er war der alleinige Herr des Heeres. Er gab seine außerordentlichen Gewalten an Senat und Volk zurück und empfing dafür seine neuen Kompetenzen; am 13. Januar 27 v. Chr. war die Reorganisation vollendet, und am 16. Januar verlieh der Senat Cäsar dem Sohne den Beinamen des Ehrwürdigen, des Heiligen: Augustus. Der 2. September 31 und der 16. Januar 27 sind die Geburtstage des Kaisertums.

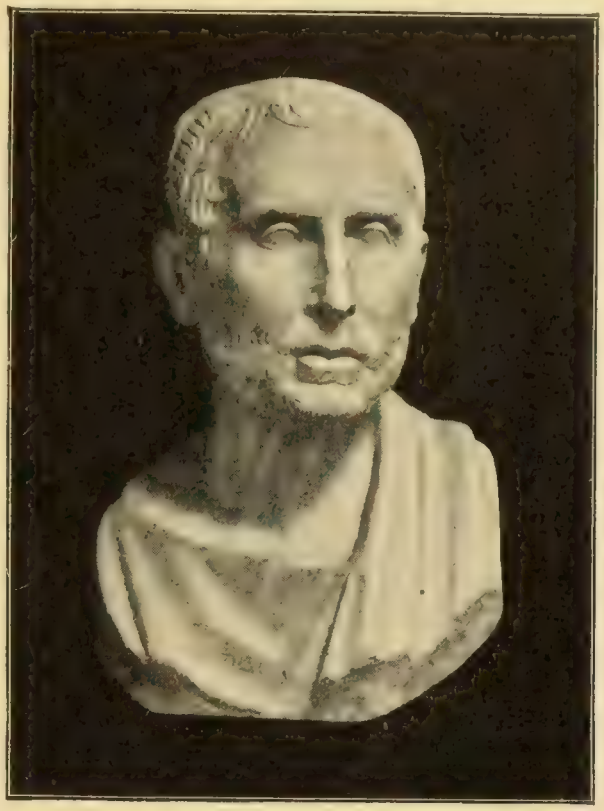
Der Form nach war die Republik nicht beseitigt, nach wie vor amtierten die Konsuln und trat der Senat zusammen, nach wie vor ließ der Senat seine Provinzen nach republikanischer Ordnung verwalten, Senat und Konsuln geboten in Italien und in Rom. Es war nur ein Beamter mehr da als in altrepublikanischer Zeit, und dieser Beamte äußerte seine Machtbefugnis auch in hergebrachten Formen; es war der erste der Bürger, es war der Princeps. Seine Militärgewalt ruhte auf dem prokonsularischen Imperium, die Civilgewalt übte er zunächst als Konsul, seit 23 v. Chr. auf Grund seiner tribunicia potestas. Aber darum entzog doch kein Einsichtiger sich der Erkenntnis, daß die Republik dahin war, daß etwas Neues gekommen war: eben darum ging jetzt Livius daran, die Geschichte Roms darzustellen, wie sie abgeschlossen vorlag. Es war eine Ironie der Weltgeschichte, daß der Senat in dem Augenblicke formell die Souveränität erhielt, in dem er sie tatsächlich für immer verlor. Augustus füllte neuen Wein in die alten Schläuche. Das Neue und seinem Wesen nach Unrepublikanische, das ihm die entscheidende Gewalt gab, war die Kumulation verschiedener Ämter in seiner Hand; und er allein war der Herr des Heeres.

So hatte sich in der Tat vollendet, war seit Gaius Gracchus, was sich seit Marius vorbereitet hatte: das Bündnis, die Vereinigung des prokonsularischen Imperiums mit der tribunicischen Gewalt hat die Senatsherrschaft überwunden und das Kaisertum begründet, der Kaiser vereinigt in seiner Person den Feldherrn mit dem Volkstribunen. Aber die Waffen sollten ruhen oder nur noch dazu dienen, dem Reiche gute natürliche Grenzen zu sichern: eine kolossale Verminderung des Heeres begleitete die Errichtung des Kaisertums, wohl niemals ist die Welt der Mittelmeerländer mit so wenig Truppen ausgekommen, wie in den Jahrhunderten des Principates. Die entsetzlichen Zeiten der Bürgerkriege waren vorüber mit ihrer Unsicherheit des Eigentums und der Personen, auch die Provinzen atmeten auf unter der geordneten Verwaltung des Kaisers. Es kamen die Zeiten des größten Wohlstandes, den die Länder am Mittelmeer je genossen; den müden Völkern kam die Ruhe. Der erste Princeps hat das Glück gehabt, in vier Jahrzehnten seiner Herrschaft seine Ordnungen fest ins Leben einzufügen, sie hielten stand und sicherten das Innere des Reiches und die Grenzen. Das Kaisertum des Augustus war der Friede, ein Friede von zweihundert Jahren; bisher war keine längere Friedenszeit der Welt beschieden, auch eine gleiche kam nicht wieder.

28. Das römische Geistesleben im letzten Jahrhundert der Republik und der Beginn einer Romanisierung des Hellenismus.

Die tiefgreifende Veränderung des staatlichen Lebens, wie das Kaisertum sie brachte, äußerte ihren Einfluß auch auf die geistige Struktur der Römer und ihre tägliche Betätigung:

für die politische Beredsamkeit bot die neue Zeit keinen Spielraum. Die leidenschaftlich erregten Kämpfe, die mit der Zeit der Gracchen begannen, fanden ihren Ausdruck auch im leidenschaftlich bewegten Worte, und wenn bereits Tiberius Gracchus die tiefe Erregung seiner Seele in zündenden Worten ausströmen ließ, so war sein Bruder Gaius ihm noch überlegen an Leidenschaft, Kraft und Gewalt der Sprache. Wenn in der folgenden Generation bei Q. Hortensius die Kunst der stilgemäßen Rede asianischen Musters mehr hervortrat, so war ihre politische Bedeutung der Rede der Gracchen nicht gewachsen; auch die Beredsamkeit des Cicero, der die rhodische Art der des Hortensius gegenüber zur Geltung brachte, ist nicht von der Politik ausgegangen, sondern hat dem Redner den Weg zur Politik erst bahnen helfen. Freilich standen schon die causes célèbres, die vor den Geschworenengerichten zur Verhandlung kamen, der Politik nicht eben fern, denn hier wurden in der Form des Rechtes oft genug Machtfragen entschieden; und gerade seine Reden gegen Verres hoben den Sachwalter Cicero empor zu politischer Bedeutung, mit seiner Rede für das manilische Gesetz trat er in die große Politik ein, er empfahl den Pompejus und sich ihm, und als Konsul meinte er mit seinen Reden gegen Catilina den Staat zu retten. Wirkliche Größe dagegen erreichte er nach Cäsars Tode in den Reden, in denen er den Antonius bekämpfte, wie Demosthenes den König Philipp: diese philippischen Reden waren Taten. — Ciceros Reden geben uns gewiß keinen vollen Eindruck von der lebendigen Art seines Geistes, er war der geistreichste, witzigste Mann in Rom und nicht imstande, ein bon mot oder eine Malice hinter dem Gehege der Zähne zu bewahren, sie mußte hinaus, und mochte es das Leben kosten. Dieser Beweglichkeit des Geistes gegenüber erscheint uns Cicero in seinen Reden vielmehr in pompösem Faltenwurfe, aber bezaubernd ist der Wohlklang seiner Sprache, er ruht auf dem Rhythmus seiner Prosa. Der Begründung des Triumvirates fiel auch Cicero zum Opfer, und die dominatio der Triumvirn hatte keinen Raum mehr für solche Redner. Der Germane ist der Rhetorik abgeneigt, er spricht von hohler, kalter, falscher Rhetorik, er hat keinen Sinn dafür, wenn der Romane sich an seinen eigenen Worten berauscht, aber solche Abneigung ist doch nicht berechtigt gegenüber der Rhetorik als Kunst der Rede, die sich dessen wohl bewußt ist, daß das gesprochene Wort bestimmt ist, durch das Ohr in die Seele einzudringen, und ebensowenig gegenüber einer Macht der Rede, die in leidenschaftlicher Erregung aus den Tiefen der Seele auflodert und den Hörer im Sturme fortreißt. Mit der Theorie der Kunst soll sich der Künstler selbst befassen, in Selbstbesinnung über seine eigene Praxis; die Grundlage der eigenen Erfahrung gibt hier der Theorie ihren Wert, und Ciceros Bücher vom Redner sind eben dadurch ein unvergleichliches Werk geworden, daß der Theoretiker wußte, wie es gemacht wird. Zu geradezu welthistorischer Bedeutung gelangte die Gewalt Ciceros über die Sprache in seinen philosophischen Schriften; so wenig er hier über Schärfe, Kraft und Originalität des Denkens verfügte, so bedeutsam ist es für die Kultur des Abendlandes geworden, daß er die philosophische Terminologie der lateinischen Sprache schuf.



Der Philosoph Posidonios von Rhodos.
Büste im Museum zu Neapel. Phot. Alinari.

Mit den Gracchen begann die Kunst der Rede und in der Zeit der Gracchen fing sie an, ihren Einfluß auf die Geschichtschreibung zu üben.

Der alte Cato hatte die römische Geschichtschreibung in lateinischer Prosa begründet, und Cassius Hemina die lateinische Annalistik, die gracchische Bewegung aber bot dem Fannius den Anlaß zu literarischer Behandlung der Zeitgeschichte. Es hatte keinen Zweck mehr, die

Hauptergebnisse des Jahres auf einer Tafel zu fixieren, wie das der Pontifex maximus seit dem Vejenterkriege getan; der Oberpriester P. Mucius Scävola stellte jetzt diese Aufzeichnungen ein und veröffentlichte zugleich, was er an Tafeln in seiner Amtswohnung bewahrte, er ergänzte es aus anderen Quellen und verlängerte es nach oben, für die Zeit vor dem Beginn des Vejenterkrieges. So kam die römische Priesterchronik zustande, die Annales maximi, als größte soziale Publikation, die sich den sakralrechtlichen Veröffentlichungen anschloß, wie sie seit der Mitte des Jahrhunderts erfolgten. Diese Priesterchronik verführte mit ihrem Stoffreichtum die Annalisten der Folgezeit zu unerträglicher Ausführlichkeit und Breite, auf Kunst der Rede konnte sie schon darum nicht hinwirken, weil sie ihr selbst vollkommen abging; Spuren solcher Kunst finden sich zuerst bei Cälius Antipater, der die Beredsamkeit des Gaius Gracchus auf sich hatte wirken lassen und in seiner Darstellung des hannibalischen Krieges zum erstenmal einem lateinischen Geschichtswerk kunstvolle Gestaltung gab. Neben die Zeitgeschichte eines Fannius und seiner Nachfolger traten die Memoiren Sullas; die Männer, die selber die Geschichte machten, suchten jetzt auch ihre eigene Auffassung der Geschichte durchzusetzen, mit der größten Sicherheit und in der schlichtesten, wirkungsvollsten Form der größte von allen, der große Cäsar, dessen Denkwürdigkeiten ihresgleichen erst durch den Fürsten Bismarck erhalten haben. Auf das Genie der Reaktionszeit war in Cäsar das der Demokratie gefolgt, und Cäsars Parteigänger Sallust suchte für seine Geschichtschreibung sich Stoffe und Zeiten, in denen die Aristokratie des Senates sich heillos kompromittiert hatte. Bereits der Demagoge Licinius Macer war im Kampfe gegen die sullanische Reaktion emporgekommen und trug die Farben der Gracchenzeit und der Catilinarier vor Catilina in die Geschichte des fünften und vierten Jahrhunderts v. Chr., die er damit bis zur Unkenntlichkeit entstellte; erst Mommsen und seine Nachfolger haben diese Übermalungen entfernt und das echte Bild ans Licht gebracht. Ihren größten Einfluß hatten diese Verfälschungen dadurch gewonnen, daß mit dem Ausgange der Republik Titus Livius daran ging, die bis dahin verflossene Geschichte Roms zu buchen, und daß er für jene Zeiten die nachsullanische Annalistik zugrunde legte. Das gleiche tat, ebenfalls unter Augustus, Dionys von Halikarnaß für die griechischen Leser altrömischer Geschichte. Besser dienten der Wissenschaft die antiquarischen Studien des M. Terentius Varro aus Reate, der Petrefakte der Geschichte in politischen und sakralen Institutionen ans Licht zog und zu deuten suchte.

Der Dichtung der gracchischen und nachgracchischen Periode gaben die Satiren des Lucilius die Signatur; in ihnen spiegelten sich diese Zeiten. Ihr Verlust gilt für den schwersten, den die römische Poesie erlitten; dagegen die horazischen Sermonen aus den Jahren des Überganges von der Republik zur neuen Ordnung hat die Gunst der Zeiten uns erhalten. In dem Liederbuch Catulls findet die Poesie der vorausgegangenen Generation ihre individuellsten Töne, trotz aller Anlehnung an Alexandrinisches, wie sie immer stärker auftritt, wie sie die Bukolika Virgils in ihrem Anschluß an Theokrit beherrscht. Dichtung und Wissenschaft zugleich erfüllt das Lehrgedicht des Lucretius vom Weltall, in den Versen eines begeisterten Verehrers findet die epikureische Philosophie ihre poetische Verklärung. Vor den Beunruhigungen des Götterglaubens hatte Epikur versucht, die Menschen zu schützen, und bei Lukrez ist seine Kritik zum Hasse der Religion geworden:

den Frevel erzeugte der Glaube
Oftmals schon, nichtswürdige Tat einflüsternd den Menschen.

Und von dem Opfer Iphigeniens heißt es:

Solch abscheuliche Tat vermochte der Glaube zu zeugen!

Griechen und Römer haben ihre Götter nach ihrem eigenen Bilde gestaltet und nach ihrem Geist geformt, und der Eigenart griechischen und römischen Wesens entsprechend führte die griechische Religion zum Mythos und die römische zum Kultus. Über die italische Religion der Römer aber legte sich früh eine griechische Schicht, griechische Gottheiten fanden Aufnahme in Rom und römische wurden griechischen gleichgesetzt und hellenisiert. Und seit den Tagen der Scipionen drang griechische Kritik und griechische Philosophie auch auf den römischen Glauben ein, den Rationalismus des Euhemeros übertrug Ennius nach Rom. Vom größten Einfluß aber war die Philosophengesandtschaft des Jahres 155 v. Chr., und auf die Römer

hat besonders der Stoicismus eingewirkt, der zwar die Religion zu halten suchte, aber durch Umdeutungen die Volksreligion preisgab. Um 150 v. Chr. rühmt Polybios die Römer, durch die Furcht vor den Göttern hielten sie den Staat zusammen. Sie ließen sich leiten durch die Rücksicht auf die große Masse, sie hielten die Menge durch die Furcht vor dem Unbekannten zusammen. Könnte man einen Staat aus lauter weisen Männern bilden, so wäre derartiges wohl nicht nötig, wenn man aber jetzt derartiges beseitige, so handele man ins Gelag hinein und unvernünftig. Dieselben religiösen Vorstellungen also, die er für sich als einen Weisen für entbehrlich hielt, erklärt er aus politischen Gründen für das Volk, zu seiner Bändigung, für unentbehrlich. Eine ähnliche, praktisch-politische Verstellung vertrat in der Folge sogar ein Pontifex maximus selber, Q. Mucius Scävola mit seiner Annahme einer dreifachen Götterlehre, der unwürdigen und kindischen der Dichter, der ebenfalls nicht fürs Volk geeigneten der Philosophen, und der den Staatsmännern unentbehrlichen, die zu halten sei, auch wenn sie falsch sei. Man übersah dabei, daß niemand dem Volke eine Religion erhalten kann, an die er nicht selber glaubt, und diesem Irrtum der ausgehenden Republik entsprachen in Rom auch die Erfolge. Die alte Religion wich Schritt für Schritt vor dem Indifferentismus und Skeptizismus, der jetzt seinen Höhepunkt erreichte, aber das religiöse Gefühl des Volkes suchte für seinen Verlust Ersatz und fand ihn vom Orient aus, im orientalischen Synkretismus. Es waren zunächst kleinasiatische und ägyptische Kulte, die auch nach dem Westen drangen, und die kilikischen Seeräuber verbreiteten bereits den iranischen Sonnengott, den Mithras, über die Gestade des Mittelmeeres. So begann der letzte große Gott des Heidentums, der erst dem Christengotte unterlag, bereits vor dem Ausgange der Republik seine Eroberung des römischen Reiches.

Hellas hatte sich Rom unterworfen, und der Orient begann auf das hellenisierte Rom seinen Einfluß auszuüben, aber Rom selber empfing nicht nur, es gab auch, und bereits um die Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. begann eine Romanisierung des Hellenismus. Wir handeln hier nicht von einer materiellen Kultur, von einem Ausgleich, wie der Weltverkehr ihn mit sich brachte, sondern von einer Wechselwirkung in der Welt der Ideeen und Ideale. Das Staatsgebilde des weltbeherrschenden Rom erfüllte mit seiner imponierenden Größe den empfänglichen Sinn der Griechen und gab den Griechen neue politische Ideale, es wies ihnen Aufgaben und Ziele. Keinen anderen hat die Größe Roms so gewaltig und tief ergriffen, wie den Sohn des achäischen Bundes, wie Polybios, dem der Unstern zum Segen wurde, und der im Verkehr mit den Großen Roms die Größe Roms zu würdigen lernte: so ging er denn daran, die Geschichte der römischen Weltherrschaft zu schreiben. Er ist der erste in der Reihe der großen stoischen Geschichtschreiber, die über Posidonios, den größten Gelehrten des Altertums zwischen dem Alexandriner Eratosthenes und dem Neuplatoniker Porphyrios, uns zu Strabon, den Zeitgenossen des Kaisers Augustus, führt, der unter Tiberius seiner hellenistisch-römischen Geschichte ihre Ergänzung in seinem Gemälde der alten Welt gab. Diese Erdkunde des Strabon zeigt uns, wie die Welt des Hellenismus sich mit dem Römertum, mit dem Kaisertum ausgesöhnt hat, als mit dem harten Druck der senatorischen Verwaltung auch der Bürgerkrieg aufhörte, und als der Weltfriede der Kaiserzeit den Provinzen Ruhe und Wohlstand wiedergab. Es kam jetzt über das Reich die Ruhe eines behaglichen, satten Alters, gewiß an innerer Befriedigung nicht zu vergleichen mit dem Kraftgefühl einer dürftigen Jugend, aber im Leben des Einzelnen wie der Völker so oft als Abschluß das beste mögliche Ergebnis. Und unter römischer Verwaltung lernten die Griechen jetzt die Selbstzucht, die ihre staatliche Tüchtigkeit erstarken ließ und sie dazu befähigte, im Osten das Imperium fortzuführen und zu behaupten, als das Abendland in Stücke brach. Aus dem Orient kam ein neuer Glaube, er ergriff zunächst die Hellenen und in der Folge auch die lateinisch redende Welt, er fügte sich ein in die staatlichen Formen und ordnete sich nach der Gliederung der Reiches: in der Weltkirche fand die Romanisierung des Hellenismus ihren Abschluß.

Kopf der Göttin Roma.
Original im Louvre zu Paris.

Titelblatt nach einer Photographie vom Triumphbogen des Drusus in Rom.

Römiſche Kaiſerzeit und Untergang der antiken Welt

von

Dr. Robert v. Poehlmann
Univerſitäts-Profeſſor in München.

Relief von der Ara Pacis des Augustus in den Uffizien zu Florenz.

1. Die Begründung des Prinzipats und das julisch-klaudische Kaiserhaus.

Der Sieg bei Aktium (31), die Einnahme Alexandrias und die Katastrophe des Antonius und der Kleopatra (30) bezeichnen in der Geschichte der Mittelmeerwelt einen Wendepunkt von universalhistorischer Tragweite. Nach einem Jahrhundert greuelvoller Revolutionen und Bürgerkriege tritt die antike Mittelmeerwelt in eine Ära des Friedens ein, die — abgesehen von einer einzigen rasch vorübergehenden Krisis (68/69) — mehr als 200 Jahre gewährt hat und in dieser Weise niemals wiedergekehrt ist. Zum ersten Male nach Jahrhunderten schlossen sich die Pforten des Janustempels, und die Bewahrung dieses römischen Friedens, der „Pax Romana", die später in dem großartigen Friedensaltar des Kaisers Augustus, der Ara Pacis, einen monumentalen Ausdruck fand, wird als der eigentliche welthistorische Beruf des neuen Regiments proklamiert.

Für Rom aber hatte diese Befriedung der Mittelmeerwelt noch eine besondere Bedeutung: sie entschied auf Jahrhunderte hinaus die schicksalsschwere Frage, ob Rom seine zentrale politische Stellung behaupten oder eine Machtverschiebung zugunsten des hellenistischen Ostens eintreten würde. Eine Frage, von der man nicht mit Unrecht gesagt hat, daß ihre glückliche Lösung durch Octavian eigentlich erst Rom zur „ewigen Stadt" gemacht habe. Jedenfalls hat sie die Stellung Roms als Welthauptstadt auf drei Jahrhunderte hinaus gesichert.

Und wie für die Weltstellung Roms, so bedeutet Aktium eine Entscheidung zugunsten des römischen Staatsgedankens insofern, als sie Rom noch auf lange hinaus vor der Orientalisierung, vor dem völligen Versinken in den orientalischen Absolutismus bewahrt hat. Wenn in der ehernen Ruhmesinschrift vor seinem Mausoleum Octavian darauf hinwies, daß in dem Daseinskampfe des römischen Staates der ganze Westen sich freiwillig unter seine Führung gestellt habe, so kommt in diesem Votum der öffentlichen Meinung neben dem nationalrömischen gewiß auch das republikanische Interesse zum Ausdruck, das nun fast ein halbes

Jahrtausend hindurch das Lebensinteresse dieses Staates selbst gewesen und in den Gemütern noch viel zu mächtig war, als daß eine nationale Regierung darüber ohne weiteres hätte hinweggehen können. Die blutigen Iden des März, die Ermordung des ersten Cäsar, hatten doch zu deutlich gezeigt, daß die Zeit für die offene Proklamierung des Absolutismus noch nicht gekommen war. Daher der berühmte Staatsakt des Jahres 27, mit dem Octavian „den Staat aus seiner Gewalt dem Regiment des Senates und Volkes übergab". Ein Akt, den die Zeitgenossen als die Wiederherstellung der Republik gefeiert haben.

Dies konnte natürlich nicht so gemeint sein, daß nun die alte Bürgerversammlung auf dem Forum, in der sich die Souveränität des römischen Volkes in höchster Instanz verkörperte, wieder zu einer entscheidenden Rolle berufen wurde. Ein Weltreich ließ sich eben nicht mehr in den alten Formen des Stadtstaates regieren; und wenn nun auch formell wieder die Comitien Gesetze beschließen und Beamte wählen konnten, wenn ihnen der neue Cäsar sogar eine prächtige Abstimmungshalle auf dem Marsfelde erbaute, mehr als dekorative Bedeutung hat das nicht gehabt. Wie schon in der Republik gegenüber der Tragikomödie der Forumswirtschaft das Schwergewicht der Entscheidung naturgemäß mehr und mehr der regierenden Körperschaft des Senates zugefallen war, so konnte von den alten republikanischen Gewalten auch jetzt im Ernste nur dieser als wirklich handlungsfähiges Organ der Volkssouveränität in Betracht kommen. Und als solches tritt er denn auch in der neuen Ordnung der Dinge alsbald sehr bedeutsam hervor.

Hatte der erste Cäsar, für den die Republik „nichts als ein Name ohne Körper und Gestalt" gewesen, alles getan, um den Senat zu demütigen und auf das Niveau eines abhängigen Staatsrates herabzudrücken, so erscheint der Senat jetzt wieder wenigstens ideell als der eigentliche Träger des republikanischen Regiments, seine Stellung ist eine verfassungsmäßig anerkannte und durch die Beseitigung vieler zweifelhafter und unwürdiger Elemente auch moralisch gehoben. Er übt die legislative Gewalt durch seine senatus consulta, verfügt selbständig über die Staatskasse, das Ärar, und vereinigt in seiner Hand die Verwaltung Italiens und der meisten Provinzen. Er übt die Gerichtsgewalt gegenüber seinen eigenen Mitgliedern und ist der höchste Kriminalgerichtshof für Italien und die Senatsprovinzen.

Eine völlige Wiederherstellung des alten Systems war freilich auch hier unmöglich. Den weltumspannenden Aufgaben des Imperium Romanum war eine derartige vielköpfige Körperschaft nicht entfernt mehr gewachsen. Die Weltlage selbst erheischte gebieterisch eine weitgehende Konzentration von Machtbefugnissen in einer Hand.

Diese staatliche Notwendigkeit fand ihren Ausdruck darin, daß Senat und Volk dem siegreichen Reorganisator des Staates, dem ersten Bürger oder „Princeps", zunächst auf zehn Jahre und dann periodisch immer wieder von neuem das militärische Kommando und — mit Ausnahme Afrikas — die Verwaltung derjenigen Provinzen überließ, in denen Heere standen (Syrien, Illyricum, Gallien, das „diesseitige" Spanien und Lusitanien). Eine Stellung, mit der sich zugleich das Recht der Ernennung der Offiziere und Beamten dieser Provinzen, die Kontrolle über die Klientelstaaten Roms, sowie das Recht über Krieg und Frieden und der Vertretung des Staates nach außen verband. Dazu kam das prokonsularische Imperium, das dem Princeps auch über die senatorischen Provinzen ein Oberaufsichtsrecht gewährte, sowie die ihm bereits früher auf Lebenszeit verliehene tribunizische Gewalt und mit ihr das Recht der gesetzgeberischen Initiative und der Interzession gegen die Akte aller anderen Faktoren des öffentlichen Lebens. Zugleich wurde die neue cäsarische Verwaltung finanziell gesichert durch die Einrichtung des „Fiscus Caesaris", in den die Einkünfte aus den cäsarischen Provinzen, aus dem Privatvermögen des Princeps und dem von Octavian ebenfalls in eigenem Besitz behaltenen Ägypten flossen.

Aber auch diese Organisation der neuen Gewalt reichte noch nicht aus, die Schwächen des kollegialen Regiments und des republikanischen Verwaltungsapparates auszugleichen, zumal seitdem Octavian das bis zum Jahre 23 alljährlich erneuerte Konsulat niederlegte. Immer wieder sah man sich durch das Versagen des veralteten Verwaltungsmechanismus genötigt, an das Eingreifen des Princeps zu appellieren, so daß sich allmählich eine ganze Reihe der verschiedenartigsten Befugnisse in seiner Hand konzentrierte, die in dem teilweise noch erhaltenen

Die sogenannte Gemma Augustea mit einer Darstellung der Rückkehr des Tiberius aus Germanien.
Das Original ist ein Sardonyx-Kameo und befindet sich im k. k. Hofmuseum zu Wien.

Bestallungsgesetz, der lex regia, für Vespasian im einzelnen aufgezählt sind. So gelangt z. B. die ganze Verwaltung und Polizei der Welthauptstadt, die Sorge für die Lebensmittelzufuhr, für Straßen, Wasserleitungen, öffentliche Bauten, Löschwesen usw. in die Hand des Princeps. Und was er hier in seiner langen Regierungszeit unter der Beihilfe hervorragender Talente, wie z. B. Agrippas, geschaffen, um — wie er selbst sagte — „aus der Lehmstadt eine Marmorstadt" zu machen, dem alten republikanischen ein neues glänzendes Rom auf dem Marsfelde an die Seite zu stellen und die zum Teil grauenhaften sanitären und baulichen Mißstände jenes älteren Roms zu verbessern, das zeigt die unbedingte Überlegenheit des cäsarischen Regimes, dessen wohltätige Wirkungen dann natürlich auch dem durch die bisherige Rechtsunsicherheit und die verheerenden Wirkungen der Veteranenansiedlung zerrütteten Italien, sowie den von der republikanischen Mißwirtschaft furchtbar mitgenommenen Provinzen zugute kamen.

Mommsen hat in seiner juristischen Konstruktion des Prinzipats das neue System als eine Zweiherrschaft und den Prinzipat als eine in den Rahmen des republikanischen Staatsrechts eingefügte Magistratur bezeichnet, welche die republikanische Verfassung im Prinzip unberührt gelassen habe. Das trifft ja formell zu. Denn die republikanische Form hat Octavian immer sorfältig zu wahren gesucht. Der Name Princeps, den er am liebsten hörte, war echt demokratisch; er war längst vor ihm Männern wie Scipio Africanus, Pompejus, Cicero beigelegt worden und gewährte nur eine gewisse moralische Auszeichnung vor den anderen Bürgern im Sinne des primus inter pares. Ebenso waren die äußeren Abzeichen des Prinzipats, der Lorbeerkranz und das Purpurgewand, nichts anderes als der festliche Schmuck, den alle

Feldherren der Republik trugen, denen die Ehre des Triumphes zuteil ward. Und wer hätte diesen Schmuck mehr verdient als der Mann, der dem römischen Erdkreis den heißersehnten Frieden erkämpft hatte?

Allein, so republikanisch all das aussah, wenn man auf den Inhalt der neuen Gewalt sieht, so ist unmöglich zu verkennen, daß dieselbe von Anfang an mächtig über diesen republikanischen Rahmen hinausstrebt. Und in der Tat hat ja auch schon Mommsen angenommen, daß für Octavian die von ihm wiederbelebten republikanischen Formen im Grunde eben nichts als Formen waren, die sein eigentliches und letztes Ziel, die tatsächliche Begründung der Monarchie verbergen sollten. Und so viel ist gewiß, wenn er in der genannten Inschrift von sich sagt, daß er als Princeps keine anderen amtlichen Befugnisse besessen habe, als die Magistrate der Republik, so ist das zwar dem Wortlaute nach richtig, aber es wird dabei die Tatsache ignoriert, daß die dauernde Vereinigung so vieler magistratischer Gewalten in einer einzigen Person etwas Neues war und dem Geiste der altrepublikanischen Verfassung doch recht wenig entsprach, mochte auch der Princeps die Formen so peinlich wahren, daß er z. B. als Konsul getreu der alten Sitte in der Führung der Faszes monatlich mit dem Kollegen Agrippa, dem Genossen seiner Siege, abwechselte! Was bedeutete z. B. noch das republikanische Volkstribunat gegenüber dem neuen Träger der tribunizischen Gewalt, welche die Gewalt aller zehn Tribunen in sich schloß und keiner Interzession eines Kollegen unterworfen war? Und was bedeuteten die durch den neuen kaiserlichen Beamten- und Offizierstand ohnehin in ihrer Wirkungssphäre gewaltig beschränkten republikanischen Magistrate gegenüber dem überragenden „Imperium" des Einen, auf dessen Amtshandlungen (Acta) sie sich alle und mit ihnen der Senat alljährlich eidlich verpflichten mußten, der sie alle weitaus in Schatten stellte, und dessen Macht und Einfluß die Unabhängigkeit jeder anderen Amtsgewalt illusorisch machte?

Aber auch äußerlich tritt die neue Macht sinnenfällig genug aller Welt vor Augen. Die prokonsularische Gewalt, die in der Republik an der Stadtgrenze ein Ende gehabt, nahm jetzt in Rom selbst eine Position ein, deren militärisches Zubehör, die Leibwache der in und um Rom stehenden „prätorischen Kohorten" bedenklich an die militärische Tyrannis der Griechen erinnerte. Und dazu die militärische Machtstellung überhaupt! Was bedeutete gegenüber den Legionen und Flotten, die dem Cäsar den Eid der Treue geschworen, und gegenüber den cäsarischen Provinzen, die die wehrlosen senatorischen wie ein eiserner Ring umschlossen und im Grunde schon eine militärische und administrative Monarchie darstellten, die rein bürgerliche Gewalt des Senates? Sie war tatsächlich ebenso in die Hand des Imperators gegeben, wie die Hauptstadt, deren Versorgung, die cura annonae, durchaus von ihm und seiner Herrschaft über die See und die für Rom unentbehrlichen Kornländer abhing. Ein Verhältnis, welches auch das „Volk von Rom", die hauptstädtische „Plebs", zu einer einzigen großen Klientel des Princeps machte. Wie schon Tacitus bemerkt hat, war die unentgeltliche Versorgung dieser Masse (150 000—200 000 Menschen) mit Brot auf Kosten der Untertanen der Preis, den der Cäsar zahlte, um das Volk von Rom an den Cäsarismus zu fesseln: die „Pension für den früheren Souverän" (Mommsen), die auch noch durch weitere Spenden und zahlreiche Volkslustbarkeiten wesentlich an Reiz gewann. Um „Brot und Zirkusspiele" (panem et circenses!) dreht sich das volkstümliche Interesse des cäsarischen Roms, die „Freiheit" ist der Masse Hekuba!

Wie wenig das Volk auf der politischen Bühne noch zu bedeuten hatte, zeigt allein die Tatsache, daß derselbe Cäsar, der als Inhaber der tribunizischen Gewalt zugleich der berufene Repräsentant der „Majestät" des Volkes und der Volksinteressen war, der einst die Waffen für die „von einer Minderheit unterdrückte Freiheit" ergriffen haben wollte, alsbald die ganze Regierung, Verwaltung und Justiz systematisch in aristokratisch-plutokratischem Sinne ausbaute und für die Besetzung der Senatoren-, Beamten- und Offizierstellen, sowie der wichtigeren Richterstellen einen Zensus von einer Million (Senatorenzensus), bzw. 400 000 Sesterzen (Ritterzensus) einführte, weil dieses Zugeständnis an die herrschende Amts- und Geldaristokratie und an die in der Gesellschaft längst übermächtige Tendenz zu ständischer Differenzierung im Interesse des ganzen Kompromißwerkes lag, das der emporkommenden Monarchie die Wege ebnen sollte.

Silberne Gefäße aus dem Schatze von Boscoreale mit Darstellungen des über die Barbaren siegreichen Augustus.

Originale im Besitze des Barons Rothschild in Paris.

Durch diese Privilegierung und Isolierung einer Minderheit wurde der Senat noch mehr als bisher zu einem Herrenhause, dem jede volkstümliche Basis und damit auch jeder repräsentative Charakter vollkommen fehlte. Was legitimierte diesen Kastenausschuß, sich als eine Art Volksvertretung aufzuspielen? In der Tat ist auch unter der langen Regierung des ersten Cäsar eine ernstliche Opposition kaum je hervorgetreten, und wo Ansätze dazu sich zeigten, konnten durch wiederholte Revisionen der Senatsliste und Neuernennungen, für die tatsächlich auch wieder der Wille des Princeps mehr oder minder entscheidend war, die unbequemen Elemente leicht unschädlich gemacht werden. Und wie die ideelle, so fehlte dem Senate auch die materielle Grundlage für eine wirkliche Selbständigkeit. Wenn Octavian ernstlich gewollt hätte, was man ihm zuschreibt, daß „der Senat das Regiment der Republik wieder selbst in die Hand nahm", so hätte dies Senatsregiment vor allem finanziell auf eigene Füße gestellt werden müssen. So aber hatte der senatorische Staatsschatz, das Ärar, in das ja jetzt nur noch die Steuern der Senatsprovinzen (und auch diese nicht alle) flossen, fortwährend mit Schwierigkeiten zu kämpfen, so daß der „Herr" der Republik wiederholt die Hilfe seines „Mandatars", des Princeps, zur Deckung des Defizits erbitten mußte! Eine ökonomische Abhängigkeit, die außerdem noch ihren finanzpolitischen Ausdruck darin fand, daß die Prägung der Gold- und Silbermünzen dem Princeps vorbehalten wurde, während dem Senat nur die Kupferprägung, also die Scheidemünze, blieb. In der Tat, nichts könnte die Situation treffender kennzeichnen als diese Regelung des Münzrechtes und das Bild des neuen Machthabers auf der Reichsmünze!

Nicht minder deutlich tritt das monarchische Moment im Prinzipat darin zutage, daß Octavian sich wohl für seine Person in eine formelle Befristung seiner Amtsgewalten fügte, aber über die Erblichkeit der Gewalt keinen Zweifel ließ. Die Art und Weise, wie er Gaius und Lucius Cäsar, die Söhne Agrippas und seiner Tochter Julia, und nach deren frühem Tode seinen Stiefsohn Tiberius, den Sohn seiner letzten Gattin Livia aus deren erster Ehe mit einem Klaudier, durch Adoption und Verleihung der imperatorischen und tribunizischen Gewalt unzweideutig als Nachfolger kennzeichnete, verriet eine so starke monarchische Auffassung und eine so systematische Fürsorge für die Gründung einer Dynastie, daß hier jedenfalls von republikanischem Empfinden keine Rede sein kann. Und nun vollends die Ehren, Gelübde und Opfer, die Senat und Volk für die Person des Cäsar beschlossen, und an denen sich alle Kreise der Gesellschaft wetteifernd beteiligten! Schon der offizielle Titel, „Imperator Cäsar, Sohn des Gottes Julius, der Erhabene" (Augustus d. h. der Gottgeweihte, Ehrwürdige), hebt den „ersten Bürger" weit über das Niveau des bloßen Bürgers hinaus. Sein Geburtstag wurde von Staats wegen gefeiert. Sein „Genius" wurde beim Eide angerufen und bei jedem öffentlichen und privaten

Mahle mit einer Weihespende geehrt, ja sein Name wurde sogar neben den Namen der Götter in das Gebet der salischen Priester, in das ehrwürdige Carmen Saliare aufgenommen. Eine Ehrung, die immerhin schon eine gewisse Annäherung an jene hellenistische Auffassung der Monarchie enthielt, für die der Inhaber der höchsten Gewalt weit über die Menschenwelt emporragt in den Bereich der Gottheit.

Allerdings hat Augustus den letzten Schritt, die göttliche Verehrung und den Kultus mit Priestern und Tempeln in Rom selbst nicht zugelassen, aber in Italien, besonders an den Orten, die durch überseeischen Verkehr der Einwirkung des Orients unterlagen, hat sich dieser Kultus schon frühzeitig eingebürgert, vielfach zunächst in der Form, daß der neue Gott gemeinsam mit älteren Göttern, wie Merkur, Herkules u. a., gefeiert wurde, bis dann zuletzt, wie z. B. in Pompeji, die alleinige Verehrung durchdrang. Bildeten sich doch in den Munizipien Italiens geradezu eigene Genossenschaften, die Augustales, welche die Pflege und Ausbreitung des Kaiserkultus zu ihrer besonderen Aufgabe machten!

Allerdings war diese Verehrung nur eine geduldete. Wohin aber im letzten Grunde der neue Kurs ging, das zeigt schon der Beschluß des Senates, der an die damalige Neubelebung des Larenkultes anknüpft und geradezu die gemeinsame Verehrung des Genius des Kaisers mit diesen alten Schutzgeistern von Haus und Stadt, die Verehrung des werdenden Gottes — wie man treffend gesagt hat —, mit der der gewordenen von Staats wegen vorschreibt. Und noch weiter ging man in den Provinzen, wo man nicht die Rücksichten zu nehmen hatte wie in Rom. Hier, besonders im Orient, wo die Untertanen ohne weiteres den alten Herrscherkult der Ptolemäer und Seleukiden auf den neuen Weltherrscher übertrugen, hat der „Gott dem Kaiser und Roma der Göttin" gewidmete Kult einen durchaus öffentlichen Charakter. Wie uns die durch eine paphlagonische Inschrift erhaltene Formel eines Treueides lehrt, wurde in den Tempeln der Provinzen vor den Altären des Gottes Augustus auf Befehl des Kaisers ein Treueid geschworen dem „Autokrator" (Selbstherrscher!) Cäsar, dem „Gottessohn", und zwar nicht nur von den Provinzialen, sondern auch von den römischen Bürgern, die in der Provinz Geschäfte trieben. Ein Eid, der gewiß nicht mehr republikanisch und bürgerlich, sondern rein monarchisch ist. Und man hat mit Recht bemerkt, daß derjenige, der römische Bürger in dieser Weise zwang, bei seiner Gottheit zu schwören, diese Bürger, und seien es auch Senatoren, eben nicht mehr als seinesgleichen anerkannte. Wenn er sie — zumal im Verkehr mit letzteren — persönlich als solche behandelte, so war das eben eine Fiktion, offizielles Blendwerk.

In der Begünstigung des Kaiserkultus tritt die innere Verwandtschaft der neuen Monarchie mit der Alexanders des Großen schon deutlich zutage. Hier wie dort soll durch den Kult des Monarchen der Glaube an die Göttlichkeit seiner Gewalt und seiner Person und ihre alles andere überragende Stellung zur Anerkennung gebracht werden. Wie Alexander, „wollte auch Augustus sein Werk als ein göttliches angesehen wissen, das er als ‚divi filius' (als Sohn des vergötterten Cäsar) schuf . . . wie der Göttersohn Romulus" (Mommsen).

Allerdings konnte er nicht wie dieser König von Rom sein. Seit dem Sturze der Monarchie, und seitdem das römische Volk sich feierlich verpflichtet hatte, nie wieder einen König über sich zu dulden, war der Name König in Rom verfemt. Wer ihn erstrebte, war vogelfrei, und jeder Bürger berechtigt, ja verpflichtet, ihn niederzustoßen. Aber was bedurfte es für den Mann, dem eine Welt huldigend zu Füßen lag, dieses gefährlichen Namens? Solange die Empfindungen lebendig waren, die diesen Namen gefährlich machten, konnte der Cäsar sehr wohl auf das Diadem verzichten. Der Glanz der Stellung, die er durch diesen Verzicht gewann, überstrahlte weitaus alles, was ihm eine Krone gewähren konnte. Zudem war er ja für die Untertanen, besonders für die Griechen, auch ohne das Diadem der Basileus; und was die Bürger betrifft, so haben sie unter der Wucht der veränderten Lage meist von selbst gelernt, sich tatsächlich dem Allmächtigen gegenüber so zu verhalten, wie wenn er König wäre. „Es war im Staate nicht anders" — sagt Tacitus —, „als wenn man schon einen Monarchen gehabt hätte." „Der Gleichheit hatte man entsagt, und alles wartete auf den Wink des Herrn."

Auch das literarische Rom hat in Augustus bereits den Monarchen gesehen, sei es, wie die unversöhnlichen Republikaner, mit innerem Widerstreben, oder wie der Dichterkreis, den der

Kaiſer Auguſtus. Statue von Prima Porta
Original im Vatikaniſchen Muſeum zu Rom. Verlag Alinari.

Mitarbeiter des Augustus, Mäcenas, um sich sammelte, in freiwilliger Ergebung. Man denke nur an die Huldigungen, welche Virgil in der vierten Ekloge und in der Äneis, sowie Horaz in seinen Staatsoden dem Augustus als dem Schöpfer eines neuen Zeitalters dargebracht haben! In der genannten Ekloge Virgils wird das herannahende goldene Zeitalter in einem Prophetentone gefeiert, der bekanntlich dazu geführt hat, das Gedicht mit den messianischen Weissagungen der Juden, ja sogar mit den Prophezeiungen auf Christus in Verbindung zu bringen. Für Virgil ist Augustus der Retter der Gesellschaft, der große Friedensfürst, der Leben, Freiheit und Eigentum sichergestellt hat. Und wie die Christen den Weltheiland, so feierten die Poeten Virgil, Horaz, Ovid, Properz den politischen Welterlöser geradezu als einen Gott, der zu den Menschen herniedergestiegen sei. Horaz fleht ihn an, daß er noch lange auf Erden weilen und erst spät in den „Himmel" zurückkehren möge. Was Jupiter im Himmel ist, ist ihm Augustus auf Erden!

Diese schon ganz in den Ideengängen der hellenistischen Theologie und alexandrinischen Hofpoesie sich bewegende Verherrlichung von seiten der ersten Dichtergrößen der Zeit ist charakteristisch für den Erfolg, den die Monarchie auch bei den Führern des geistigen Lebens gehabt hat. Ist doch der Cäsar selbst unter die Schriftsteller gegangen, um die in der Gesellschaft und in der Literatur noch immer lebendige Opposition, deren Ideal Cato und die Cäsarmörder Brutus und Cassius waren, mit geistigen Waffen zu bekämpfen. Er hat zu dem Zwecke gegen die Lobschrift, in der Brutus, der „letzte Römer", seinen Vorgänger, den Cato von Utica, verherrlicht hatte, eine Gegenschrift verfaßt, die dann von ihm selbst und von Tiber vor einem geladenen Auditorium vorgetragen wurde. Daher wird wohl auch ein gewisser Zusammenhang zwischen dieser Politik der literarischen Beeinflussung und dem Musenhof des Mäcenas bestanden haben, wenn es auch einseitig wäre, hier lediglich von einer Korruption der Geister zu reden. Was die Monarchie einer geistig angeregten Gesellschaft zu bieten hatte, die ihre Sehnsucht nach friedlichem Genuß der Kulturgüter durch den „Befreier der Welt" endlich befriedigt sah, war doch immerhin wertvoll genug, um selbst einen Virgil und Horaz an den Siegeswagen des Imperators zu fesseln.

Allerdings haben sie sich dabei in der Form bis zu einer Anbetung des Erfolges versteigen, die, zumal was die Anknüpfung an den Olymp betrifft, kaum ernst zu nehmen ist. Aber es dient zu ihrer Entschuldigung, daß dieser Kultus der Persönlichkeit und der durch sie repräsentierten Institution der vorherrschenden Richtung der Zeit entsprach und insofern auch durch die Lebensbedingungen der neuen Monarchie bis zu einem gewissen Grade gefordert war. Es lag im Wesen dieser Monarchie, daß sie eben in Wirklichkeit nicht das war, was sie scheinen wollte, ein republikanisches Mandat, sondern eine Macht, die ihre Beglaubigung und Begründung in sich selbst fand. Für eine solche auf eigenem Recht ruhende, durch sich selbst zur Weltherrschaft befähigte und berufene Macht war aber nach der ganzen Anschauungsweise der Zeit die nächstliegende und zugleich wirksamste Art der Legitimierung die Idee der Göttlichkeit.

Es war daher nur eine kluge Anpassung an die Massenpsyche, wenn der kühle Rechner auf dem Cäsarenthron, der trotz gewisser abergläubischer Anwandlungen auch in religiöser Hinsicht schwerlich mehr als ein Skeptiker war, das engste Bündnis mit der Religion einging, und — um mit Mommsen zu reden — die restaurierte Orthodoxie zum Fundament seiner Staatsreform gemacht hat. Selbst Mitglied aller großen Priesterkollegien, hat er sich vom Senat auch das Recht der Priesterernennung und später, im Jahre 13, von der zahlreich aus ganz Italien zusammengeströmten Bürgerschaft — eine Art Plebiszit für das Kaiserreich! — das Amt des obersten Priesters, des *pontifex maximus*, übertragen lassen. Eine Stellung, die er zu einer systematischen Reorganisation des Kultus, zur materiellen und moralischen Hebung des Priesterstandes und zur großartigen Förderung des Tempelbaues verwendet hat. Wie wenig republikanisch diese Religionspolitik gedacht war, zeigt besonders deutlich die Reform der uralten, nach der Legende von Romulus gestifteten ländlichen Bruderschaft der Arvalen. Sie sind durch ihn ein vornehmes Priesterkollegium geworden, dem er selbst, die kaiserlichen Prinzen und die Spitzen der aristokratischen Gesellschaft angehörten, und das — nach den erhaltenen Protokollen — jetzt nicht mehr bloß um den Segen der Götter für die Fluren zu

Geleit eines Senators. Relief von der Ara Pacis des Augustus.

Original in den Uffizien zu Florenz. Photogr. Brogi.

beten, sondern auch an bestimmten Tagen Gelübde zu tun hatte für die Ewigkeit des Reiches, für den Princeps und sein Haus. Eine Verbindung von Monarchie und Priestertum, die, so sehr sich Augustus gerade hier auf nationalrömischen Boden stellte, doch zugleich auch wieder eine gewisse Annäherung an die Tendenzen der hellenistischen Monarchie enthält.

Ihren Höhepunkt erreichte diese Politik im Jahre 17, als ein auffallend leuchtender Komet erschien, der „Stern der Julier", der den definitiven Anbruch des neuen Weltalters verkünden sollte. Das politische Seitenstück zu dem „Stern der Magier", der nach der christlichen Legende nicht lange darauf die Ankunft des Messias dem Orient verkündigte. Eine Analogie, die recht deutlich beweist, wie sehr die volkstümliche mythologische Denkweise selbst dem Cäsarismus entgegenkam. Im Anschluß an das ersehnte Götterzeichen und an ein gleichfalls zu rechter Zeit sich einstellendes sibyllinisches Orakel fand in demselben Jahre das Fest der Wiedergeburt Roms und die Feier der großen Säkularspiele statt, deren Verlauf wir aus den Überresten der Festakten kennen, die sich neuerdings gelegentlich der Tiberregulierung in der Nähe der Engelsbrücke auf Marmortafeln wiedergefunden haben. Diese Festakten sind ein wahres Kabinettstück der cäsarischen, auf dem Bund von Thron und Altar beruhenden Politik, welche die Religion mit schlauester Berechnung für ihre dynastischen Zwecke auszunutzen verstand.

Das Fest, das zunächst durch eine feierliche Entsühnung der Stadt und Bürgerschaft den Anbruch einer neuen Ära symbolisch zum Ausdruck brachte, versetzte ganz Rom in einen Taumel der Lust und Freude, und seinen Höhepunkt bildete die feierliche Prozession, die pompa, die — auch wieder sehr bezeichnend — nicht bloß nach dem Kapitol, der Stätte der altrepublikanischen Götter, sondern auch nach dem Palatin ging, dem Wohnsitz des Kaisers und der Stätte des unmittelbar mit dem Kaiserpalaste verbundenen Tempels der neuen cäsarischen Schutzgötter, des Apoll und der Diana. Wie der alte republikanische Markt durch die neuen cäsarischen Fora, so soll der alte Schirmherr der Republik, der Jupiter Capitolinus, durch die Götter des julischen Hauses und ihren prächtigen Tempel auf dem Palatin in den Hintergrund gedrängt, auch der religiöse Schwerpunkt vom Kapitol hierher verlegt werden. Der von Horaz verfaßte Festgesang oder Päan, der hier von einem Knaben- und Mädchenchor gesungen wurde, tat zugleich aller Welt kund, daß auch die geistige Elite der Nation der

Kaiser Augustus im Priesterkollegium.
Relief von der Ara Pacis des Augustus.

Original in den Uffizien zu Florenz. Photogr. Brogi.

neuen Sonne des Cäsarismus sich zugewendet hatte. Es mutet uns an wie eine Äußerung des Triumphes über diesen ideellen Erfolg des Cäsarismus, daß in den marmornen Säkularakten mit lapidaren Worten der Mit- und Nachwelt verkündet wird: Carmen composuit Q. Horatius Flaccus.

Ein weiterer wichtiger Unterschied gegenüber den älteren republikanischen Säkularfesten bestand darin, daß nicht mehr bloß wie früher nur römische Bürger, sondern alle freien Bewohner Roms ohne Unterschied der Nationalität und Rasse teilnahmen, Italier und Griechen ebenso wie Juden und andere Orientalen; ein bedeutsamer Hinweis darauf, daß der neue Staat nicht mehr der alte Stadtstaat, sondern ein Universalstaat sein wollte. Freilich nicht ein Weltstaat in dem Sinne, wie es die Dichter und andere Schwärmer für eine ausschweifende imperialistische Weltpolitik erträumten, die von Augustus nichts Geringeres erwarteten, als die Unterwerfung der Parther und Inder, der Briten und Germanen, der Goten und Skythen, ja sogar der afrikanischen Wüstenstämme, kurz eine Vereinigung der „Ökumene" bis zum indischen Ozean unter dem Szepter Roms!

Augustus war nichts weniger als gewillt, diese Hoffnungen zu erfüllen. Er war kein Alexander und kein Cäsar. Seiner ganzen Persönlichkeit entsprach vielmehr der Gedanke, daß das Kaiserreich der Friede sei. Auch rechnete er viel zu gut, um nicht einzusehen, daß das Interesse des Cäsarismus auf die Dauer eine gewisse Beschränkung nach der militärischen Seite unbedingt erheischte. Man hat im Hinblick auf die — übrigens meist erfolglose — augusteische Gesetzgebung zur Förderung des ehelichen Lebens und der Kinderzeugung, sowie zur Bekämpfung des Luxus viel Aufhebens gemacht, von einer Politik, die es auf nichts Geringeres abgesehen habe, als einen nationalen Erhebungsprozeß im größten Stil, auf eine physische und moralische Neuschöpfung des römischen Volkes. So sehr diese Tendenz offiziell betont und von den Literaten gefeiert wurde, man vermißt an dieser in der Hauptsache doch nur auf die höheren Stände berechneten Restaurationspolitik gerade das, was die Grundbedingung einer wirklichen Regeneration gewesen wäre, d. h. jeden eingreifenden Versuch zu einer sozialökonomischen Hebung der breiten Masse des Volkes, zu einer wenigstens teilweisen Regeneration des italischen Bauernstandes und damit der kriegerischen Kraft und Wehrhaftigkeit Italiens.

Mit der nationalen Ruhmeshalle auf dem Augustusforum, die dieser Restaurationspolitik einen glänzenden monumentalen Ausdruck geben sollte, mit den Gedichten der Hofpoeten, die das Lob des Landbaues sangen, war der italischen Bauernschaft nicht geholfen, waren die alten Bauernlegionen, auf denen einst die militärische Kraft des Staates beruht hatte, nicht wieder ins Leben zu rufen. Und das lag ja in der Tat auch gar nicht in der Richtungslinie, welche der Cäsarismus mit innerer Notwendigkeit einschlug.

Nicht um eine wehrhafte Nation war es ihm zu tun, sondern um eine an die Person des Imperators gebundene bezahlte Soldateska, deren Reihen man auch ohne einen zahlreichen italischen Bauernstand füllen konnte, da dieses Berufssoldatentum sich vorwiegend aus der armen städtischen Bevölkerung und dem Proletariat, ja mehr und mehr auch aus nichtbürgerlichen Elementen rekrutierte. Ein System, das im wesentlichen dem entspricht, welches der Geschichtschreiber Dio Cassius gelegentlich einer fingierten Ministerratssitzung dem Mäcen in den Mund legt. Eine solche Söldnerarmee, die auf möglichst hohen Sold und nach abgelaufener Dienstzeit auf eine Altersversorgung rechnete, bedeutete aber, wie schon die sofort mit dem Ableben des Augustus einsetzenden Meutereien der Legionen beweisen, immer eine gewisse Gefahr und zugleich eine schwere finanzielle Belastung. Sie mußte daher möglichst reduziert werden, und Augustus hat sich daher auch nach der Durchführung der notwendigsten militärischen Aufgaben, wie z. B. der Einnahme der Alpenlandschaften, in der Hauptsache darauf beschränkt, dem Reiche durch Gewinnung fester, womöglich natürlicher Grenzen den Frieden zu sichern. Der Euphrat im Osten, der Ozean im Westen, Donau und Elbe im Norden sollten diese Grenzen bilden; und auch dieses Programm ist nicht vollständig verwirklicht worden, da die ursprünglich verfolgte Kriegspolitik der Brüder Drusus und Tiberius, die in der Elblinie eine kürzere und von Italien entferntere Grenze zu gewinnen suchte, infolge der Niederlage des Varus im Teutoburger Walde (9 n. Chr.) aufgegeben und die Grenze an den Rhein zurückgezogen wurde. Ein Verzicht, der zugleich die bessere Sicherung der Donaugrenze ermöglichte und auch später festgehalten wurde, trotz der Erfolge, die nach Augustus' Tode des Drusus Sohn Germanicus im Wesergebiet gegen die Germanen und den Besieger des Varus, Arminius (bei Idisiavisus, bei Hameln?) vorübergehend erfochten hat. Und dieses System der Defensive ist dann mit einer Konsequenz durchgeführt worden, — 200 000 Mann mußten für das ganze ungeheure Reich genügen! —, daß auf die Dauer sogar die Defensive unzulänglich werden mußte, zumal bei der sehr langen Dienstzeit (durchschnittlich 20 Jahre) an geübte Reserven kaum zu denken war.

In dieser unvermeidlichen kriegerischen Schwäche zeigt sich auch wieder recht drastisch die Kompromißnatur des Cäsarismus und des Augusteischen Lebenswerkes. Eine Tatsache, die Tacitus völlig verkennt, wenn er den wohlüberlegten Rat des Augustus an seine Erben, sie möchten auf eine Erweiterung der Reichsgrenzen verzichten, „psychologisch" aus Feigheit oder Eifersucht auf die Nachkommen zu erklären sucht.

Daß ein solcher Kompromiß mit seinen zahlreichen Schwächen und Widersprüchen für die Nachfolger des Augustus die größten Schwierigkeiten heraufbeschwören mußte, liegt auf der Hand. Und wenn der sterbende Augustus mit einem griechischen Spruch die Freunde aufforderte, ihm Beifall zu klatschen, da er die ihm vom Schicksal zugewiesene Rolle gut gespielt habe, so ist schon sein Nachfolger an der Aufgabe, diese Rolle im Sinne des ersten Princeps weiterzuführen, gründlich gescheitert.

Die Schwierigkeit, die sich aus der ganzen Situation des Prinzipats für Tiberius (14—37) ergab, enthielt ein persönlich-dynastisches und ein republikanisch-politisches Moment. Da infolge des frühen Todes der älteren Söhne Agrippas und der Julia, und der Unfähigkeit des jüngsten, Agrippa Posthumus, das julische Cäsarenhaus einen für die Übernahme der höchsten Gewalt geeigneten Erben nicht besaß, hatte das strenge Legitimitätsprinzip durch die Adoption des militärisch und administrativ glänzend erprobten Tiberius durchbrochen werden müssen. Daß Tiberius dem Throne schon früher durch die von Augustus geforderte Scheidung von seiner ersten Gattin und die Vermählung mit der verwitweten Julia nähergetreten, war bedeutungslos, da diese Ehe wegen des skandalösen Lebenswandels der Prinzessin wieder geschieden werden mußte.

Der Triumph des Germanikus vor Tiberius und Livia im Jahre 17 n. Chr.

Sardonyx-Kameo in der Nationalbibliothek zu Paris.

Nun war es aber infolge der augusteischen Familienpolitik noch zu einer anderen Verbindung zwischen dem julischen und dem klaudischen Hause gekommen, durch die Ehe seiner Nichte Antonia mit dem jüngeren Bruder des Tiberius, dem früh verstorbenen Germanensieger Drusus, dessen Sohn Germanikus somit dem Begründer des Prinzipats näherstand, als der zum Throne gelangte Oheim. Ein Antagonismus, der noch dadurch verschärft wurde, daß der jugendliche Germanikus noch unter Augustus mit dessen Enkelin Agrippina, einer Tochter Julias, vermählt worden war und mit seiner blühenden Nachkommenschaft und dank seiner Popularität bei Volk und Heer recht eigentlich dazu berufen schien, der Erneuerer und Fortsetzer des Cäsarenhauses zu werden.

Dadurch entstand ein Konflikt zwischen Prinzipat und Erbrecht, der sofort mit einem politischen Mord begann und von Anfang an einen düsteren Schatten auf die neue Herrschaft warf. Das Erbrecht Agrippas war zwar nach Augustus' Tode durch dessen sofortige (wir wissen nicht vom wem verfügte) Hinrichtung beseitigt worden, aber die Verschwörung, die von einem falschen Agrippa angezettelt wurde, ließ doch sofort erkennen, daß es zahlreiche Elemente gab, welche Tiberius feindlich gegenüberstanden. Und diese Elemente fanden bald einen neuen Mittelpunkt, nachdem Germanikus während eines Kommandos im Orient (19) ein vorzeitiges Ende gefunden hatte, vergiftet von dem ihm feindlichen Legaten Syriens, wie die leidenschaftliche Witwe Agrippina — offenbar grundlos — glaubte, auf Veranlassung des Tiberius selbst. Die geheime und offene Agitation, welche sich ein volles Jahrzehnt hindurch mit dieser dynastischen Opposition verband, endete nach dem Tode der Kaiserin-Mutter Livia (29) mit einer Katastrophe der Familie des Germanikus. Agrippina wurde unter der Anklage hochverräterischer Umtriebe verbannt und hat im Exil (durch Selbstmord oder Hinrichtung) den Tod gefunden, ein Schicksal, in das auch ihre beiden ältesten Söhne verwickelt wurden.

Durch die Verkettung dieser Gegensätze im Cäsarenhause mit den feindlichen Strömungen in der Aristokratie entstand von Anfang an eine Atmosphäre des Mißtrauens, die auf das Verhältnis des Fürsten zur Aristokratie und ihrer Standesvertretung, dem Senat, ungünstig zurückwirkte.

Zwar zeigte sich Tiberius ernstlich bemüht, ein möglichst verfassungsmäßiges Regiment zu führen, so daß man ihn geradezu den konstitutionellsten aller Cäsaren genannt hat. Die von der Verfassung dem Princeps gesteckten Grenzen wurden sorgfältig respektiert und die Rechte des Senates gewahrt, ja durch die Beseitigung der zur Komödie gewordenen Komitien und die Verlegung der Beamtenwahlen in den Senat formell noch erweitert. Auch lehnte Tiberius die außerordentlichen, insbesondere göttlichen Ehren im Stile der augusteischen Zeit ab. Von dem göttlichen Helldunkel, in welches der erste Princeps seine Person zu stellen liebte, wollte er nichts wissen. Er sei zufrieden, wenn es ihm gelinge, die übertragene Gewalt im Dienste des Staates und zu dessen Besten zu gebrauchen! Eine Erklärung, die sich jedenfalls auf eine umfassende persönliche Tätigkeit, auf eine musterhafte Führung der Verwaltung und auf eine energische Fürsorge für das Wohl der Untertanenschaft berufen konnte, weshalb ja auch kein Geringerer als Mommsen Tiberius den tüchtigsten Herrscher genannt hat, der dem Reiche zuteil ward.

Allein es zeigte sich auch hier wieder sehr bald, daß eine reine Klassenvertretung und vielköpfige Körperschaft wie der Senat nicht das geeignete Organ für die einheitliche Durchführung einer solchen staatlichen Wohlfahrtspolitik war. Der Wille und die Initiative des Princeps mußte naturgemäß auch hier immer mehr in den Vordergrund treten, während der Senat so wenig inneren Halt besaß, daß ihm unter Umständen ein Schreiben des Tiberius genügte, um einen in aller Form gefaßten Beschluß rückgängig zu machen! Eine Entwicklung der Dinge, die bei dem harten und unbeugsamen Charakter des Mannes (einem echt klaudischen Familienzug!) und bei seinem nur zu berechtigten Mißtrauen gegen die Zuverlässigkeit der staatlichen Organe und die Gesinnungen der vornehmen Welt vielfach zu einer Verkennung seiner guten Absichten und zu gehässigen Unterstellungen geführt hat. Auch konnte es nicht ausbleiben, daß das beständige persönliche Eingreifen des Princeps bei der ganzen Eigenart des Mannes den Eindruck des Autokratischen nur verschärfte. Die Art, wie Tiberius z. B. im Interesse einer unparteiischen Rechtsprechung persönlich an den Gerichtssitzungen teilnahm, erschien nach dem Urteil seines größten Gegners, des Tacitus, als Beeinträchtigung der „Freiheit", trotz der Vorteile, welche daraus nach dem Zeugnis desselben Tacitus der „Wahrheit" erwuchsen.

Dazu kam, daß sich der alternde Tiberius infolge der bitteren Erfahrungen seines Lebens, infolge von Mißtrauen und Menschenverachtung immer mehr verdüsterte und der Welt entfremdete. Eine Stimmung, die zunächst darin zum Ausdruck kam, daß der Kaiser in der Öffentlichkeit möglichst in Begleitung von Truppen erschien und die ganze kaiserliche Garde in einem großen Standlager in Rom konzentrierte (23). Ein Akt der Vorsicht und der Furcht, dem aber die öffentliche Meinung die Absicht unterschob, Volk und Senat unter den Bann

Das Pantheon des Agrippa. Photogr. Anderson, Rom.

des Schreckens zu zwingen, zumal als dann das Unerhörte geschah und Tiberius sich in die Einsamkeit des Felseneilandes Capri zurückzog (26), ohne jemals wieder nach Rom zurückzukehren. Noch mehr verschärft aber wurden die Gegensätze dadurch, daß nun in Rom an Stelle des fernen Kaisers der Gardepräfekt Sejan als allmächtiger Minister eine politische Rolle spielen konnte, welche die ursprünglichen vortrefflichen Tendenzen der tiberischen Regierung stark verdunkelte und wesentlich mit zu der Auffassung beitrug, die durch Tacitus ihre klassische Formulierung gefunden hat, daß nämlich das ganze Regierungssystem des Tiberius von Anfang an darauf angelegt gewesen sei, alle anderen Faktoren des staatlichen Lebens zu willenlosen Werkzeugen einer despotischen Willkürherrschaft zu erniedrigen, und daß alles, was in den Handlungen und Reden des Tiberius dieser Voraussetzung widerspricht, nichts als Trug und Heuchelei gewesen sei.

So unhistorisch das ist, so gewiß ist andrerseits, daß die Ministerschaft Sejans mit ihren furchtbaren Begleiterscheinungen eine wesentliche Verschlimmerung der Lage verschuldet hat. Der abgefeimte Schurke erstrebte nämlich nichts Geringeres als die Krone, zu der ihm die systematische Beseitigung der überlebenden Mitglieder der Dynastie den Weg bahnen sollte. Den Ruin Agrippinas und ihrer Söhne hat er wesentlich mit beschleunigt, den Thronfolger Drusus, Tibers einzigen Sohn (aus erster Ehe), dessen Gattin er zum Ehebruch verführte, beseitigte er (23) durch Gift, und schon verfügte er über eine zahlreiche Anhängerschaft, als endlich im Jahre 31 Antonia, die Schwägerin Tibers, durch eine Botschaft nach Capri dem Kaiser die Augen öffnete und die Verhaftung und Hinrichtung des Gefürchteten herbeiführte.

Kein Wunder, daß die furchtbare Enttäuschung durch den einzigen Menschen, dem er ganz vertraut, sowie die Enthüllungen, die sich an die umfassenden und langwierigen Prozesse gegen die Anhänger Sejans knüpften, in dem Herzen des verbitterten Greises Argwohn, Verachtung und Haß ins Ungemessene steigerten und zu einer weiteren Verschärfung des Repressivsystems gegen alle feindlichen Regungen führte. Soweit die Härte dieser Strafjustiz überhaupt auf

Rechnung des Kaisers zu setzen ist und nicht durch den wetteifernden Servilismus des Senates oder durch tatsächliches Verschulden veranlaßt war, ist sie als die Reaktion eines verbitterten und verdüsterten Gemütes anzusehen und berechtigt nicht entfernt zu der Auffassung des Tacitus, die im Hinblick auf die Majestätsprozesse aus Tiberius einen blutdürstigen Tyrannen gemacht hat, dem das Morden Bedürfnis und Genuß ist! Schon die Abneigung Tibers gegen die blutigen Lustbarkeiten des vornehmen und niederen Pöbels, gegen Fechterspiele und Tierhetzen beweist zur Genüge, daß ihm der Hang zur Grausamkeit, die Freude an fremder Qual, wie sie für Caligula und Nero so bezeichnend ist, innerlich fremd war.

Die Kunst, mit der Tacitus die innersten Empfindungen des Fürsten zergliedert und alle Geheimnisse seines Herzens zu offenbaren weiß, darf uns über die tendenziöse Mache nicht hinwegtäuschen, die fast alles und jedes zuungunsten des Tiberius zu deuten versteht, mag er strafen oder verzeihen.

Mit der höhnischen Ironie, die ihn auszeichnete, hat später Caligula dem Senate an der Hand der Akten nachzuweisen gesucht, daß sich die Senatoren bei der Verfolgung der Majestätsverbrechen als Richter, Belastungszeugen, ja als Kläger kaiserlicher zeigten, als der Kaiser selbst, daß sie die Hauptschuld an den meisten Verurteilungen ihrer Standesgenossen gehabt hätten. Tiberius war von Natur keineswegs rachsüchtig. Das beweisen die Pasquille, von denen Sueton Proben gibt, und die an verleumderischer Bosheit das Menschenmögliche leisteten. Trotzdem hat er all dergleichen lange ungestraft gelassen! „Mögen sie mich hassen, wenn sie mir nur recht geben!“ (oderint dum probent). Ein Grundsatz, der freilich auf die Dauer nur dazu führte, daß Haß und Skandalsucht um so frecher sich breitmachte. Über das Privatleben des Kaisers wurden Dinge verbreitet, wie sie nur die verworfenste Phantasie ersinnen kann. Selbst Tacitus gibt zu, daß es diese fortgesetzten tückischen Angriffe waren, welche den Kaiser zuletzt so reizten, daß er seinem Grimme die Zügel schießen ließ.

Daß er dabei — allerdings unter eifriger Mitwirkung des Senates — mitunter zu weit ging, soll nicht geleugnet werden. Wenn Suetons Behauptung wahr ist, daß einzelnen Angeklagten der Trost wissenschaftlicher Beschäftigung und der Zuspruch von Freunden und Angehörigen versagt worden sei, so bleibt das ein Makel auf dem Andenken des Kaisers, obgleich man dabei nicht vergessen sollte, daß noch im 19. Jahrhundert unter christlichen Fürsten — man denke an Gottfried Kinkel u. a.! — politische Gefangene im Zuchthaus Wolle spinnen und ebenfalls weder Weib noch Kind sehen, noch den Zuspruch eines Freundes empfangen durften.

Allerdings ist unter Tiberius gegenüber Majestätsverbrechern insofern eine Verschärfung der Strafjustiz eingetreten, als wenigstens in seiner späteren Zeit statt der früher üblichen Strafe des Exils mehrfach die Todesstrafe verhängt wurde. Und eine weitere Wendung zum Schlimmeren bedeutet die Verschärfung der Zensur gegen die ernste literarische Produktion, besonders gegen die Geschichtschreibung. Ihr ist z. B. der republikanisch gesinnte Historiker Cremutius Cordus zum Opfer gefallen. Aber die taciteische Auffassung ist damit noch nicht gerechtfertigt, zumal Tacitus selbst gelegentlich zugestehen muß, daß Tiberius gewöhnlich in Majestätsprozessen eine maßvolle Milde gezeigt und diese Mäßigung nur dann verleugnet habe, wenn er sich einmal vom Zorne übermannen ließ! Noch in seinen letzten Lebensjahren hat Tiberius das Testament eines römischen Adligen, das die heftigsten Schmähungen gegen ihn enthielt, und das die Erben nicht zu publizieren wagten, trotzdem publizieren lassen, obwohl es darin hieß, daß er vor Alter halb kindisch geworden und sich durch sein Einsiedlertum gewissermaßen zu einem Exulierten gemacht habe.

Man sieht, wieviel man von dem Urteil abstreichen muß, wie es z. B. noch Gregorovius im ersten Bande der „Wanderjahre in Italien“ (Capri) über den „Dämon Tiberius“, über den „furchtbarsten Namen der Geschichte“ und Geibel in dem berühmten Gedichte über den „Tod des Tiberius“ ausgesprochen hat!

Gerade das Ende Tibers ist bezeichnend für den Charakter unserer Überlieferung. Wir haben keinen Grund, an der Behauptung Senecas zu zweifeln, daß Tiberius eines natürlichen Todes gestorben ist. Aber das schien kein Tod, wie ihn der „Tyrann“ verdiente. Und so erzählte man sich, daß er auf Befehl des Gardepräfekten Macro oder des Caligula beim

Das Forum Romanum
nach photographischer Aufnahme

Erwachen aus einer Ohnmacht mit Kissen erstickt worden sei, oder gar, daß Caligula dem Sterbenden eigenhändig den Siegelring vom Finger gerissen und die Kehle zugedrückt habe, während er ihn wieder nach anderen langsam durch ein schleichendes Gift getötet haben soll!

Der fünfundzwanzigjährige Gaius Cäsar oder Caligula, wie ihn die Soldaten nannten (nach dem Miniaturkommißstiefel der Legionare, in deren Uniform der Kleine im Lager herumgelaufen), wurde als Adoptivenkel Tibers, den dieser gemeinsam mit seinem Enkel Tiberius Gemellus als Erben des Privatvermögens eingesetzt hatte, vom Senat ohne weiteres als Princeps anerkannt (37). Er war der jüngste Sohn des Germanikus und der Agrippina und unter den Augen Tibers in Capri herangewachsen. Dem Verderben seines Hauses war er dank seiner Fügsamkeit und Verstellungskunst entgangen. Böse Zungen meinten, es habe nie einen besseren Bedienten, nie einen schlechteren Herrn gegeben.

Allerdings trat diese letztere Eigenschaft bei ihm nicht sofort zutage. Der Neuling auf dem Throne zeigte zunächst nur das lebhafte Bestreben, zu gefallen, durch glänzende Gnadenbeweise und liberale Verheißungen sich in der Gunst der öffentlichen Meinung festzusetzen. Die Majestätsprozesse wurden niedergeschlagen, eine allgemeine Amnestie verkündet, die verhaßten Delatoren ausgewiesen und eine Reihe von Zensurverboten aufgehoben mit dem Bemerken, daß der Kaiser das größte Interesse an der unverfälschten geschichtlichen Wahrheit habe! Das Volk erhielt vorübergehend die Beamtenwahlen zurück, und dem Senate wurde in einer feierlichen Programmrede die strengste Beobachtung der Verfassung, ehrliche Teilung der Gewalten und jährliche Rechenschaftsablage über die Finanzen versprochen. Es war, als ob durch diesen „Sohn und Schützling der Väter" (d. h. Senatoren), wie er sich nannte, eine neue Ära der Freiheit anbrechen sollte; und der begeisterte Senat beschloß, die Rede auf einem goldenen Schilde eingravieren zu lassen, der alljährlich in festlichem Zuge von den Priesterkollegien aus der Kurie aufs Kapitol getragen werden sollte, damit dort durch die öffentliche Verlesung der Rede der Sieg der von ihr verkündeten Freiheit immer wieder von neuem in feierlicher Form bestätigt werde. Dem jugendlichen Cäsar selbst lohnte die Verleihung der Eichenkrone, wie sie einst dem Augustus für die Beendigung der Bürgerkriege verliehen worden war, und der Titel „Vater des Vaterlandes".

Als dann bald darauf eine schwere Krankheit den Verlust eines solchen Fürsten befürchten ließ, steigerten sich die Loyalitätskundgebungen zu einer Überschwenglichkeit, die kaum mehr zu überbieten war. Der Servilismus verstieg sich sogar bis zu dem Gelübde, den Göttern als Opfer für die Rettung des geliebten Fürsten das eigene Leben hingeben zu wollen! Das berauschende Gefühl, eine Welt huldigend zu seinen Füßen zu sehen, hat daher kaum jemand so ausgekostet, wie damals dieser Knabe, der mit einem Schlage aus dem Nichts, aus der tiefsten Abhängigkeit zur höchsten Macht auf Erden emporgestiegen war und sich zum Gegenstande einer Verehrung gemacht sah, die ihn weit über Menschenmaß hinaushob.

Ist es da zu verwundern, daß die ursprüngliche Rücksichtnahme des Neulings auf die öffentliche Meinung sehr bald ins Gegenteil, in völlige Mißachtung umschlug, daß er den Zwang, den er den bösen Instinkten seines Innern so lange hatte auferlegen müssen, mehr und mehr abwarf und sich mit dem ganzen brutalen Zynismus, der für ihn recht eigentlich bezeichnend ist, den Antrieben eines schrankenlosen Allmachtschwindels überließ? Die Art, wie der Präfekt Macro als lästiger Mentor und Tiberius Gemellus als etwaiger Rivale aus dem Wege geräumt wurde, zeigte nur zu bald, was von einem Fürsten zu erwarten war, der das Gefühl hatte, daß ihm eigentlich „alles gegen alle zu tun erlaubt" sei. Man hat das die Logik eines Verrückten genannt; aber ist es nicht vielmehr die Logik eines brutalen Machtgefühls, das durch die tatsächlichen Machtverhältnisse und die allgemeine sklavische Ergebung nur zu nahe gelegt war?

Caligula selbst hat sich gerade auf die logische Konsequenz, auf die Unbeugsamkeit etwas zugute getan, mit der er sein letztes Ziel, die Umwandlung des Prinzipates in den reinen Absolutismus im Sinne des orientalisch-hellenistischen Gottkönigtums verfolgte. In der Tat, wenn schon für einen Virgil, Horaz und Properz Augustus ein Mensch gewordener Gott war, für den Agrippa ursprünglich sein Pantheon bestimmt hatte, und wenn später ein Lucanus einen Nero ebenfalls als präexistenten Gott feierte, der zum Segen der Menschheit auf die Erde

herabgekommen sei, aber später in die himmlische Heimat zurückkehren und dort als Jupiter oder Apoll thronen werde, so ist es nur durchaus folgerichtig, wenn Caligula im Gefühl der gesicherten Macht von dem göttlichen Helldunkel, mit dem sich einst Augustus notgedrungen begnügt hatte, den letzten verhüllenden Schleier wegzog und die ihm von der Schmeichelei ohnehin wetteifernd entgegengebrachte Proskynesis (Kniebeugung) und göttliche Verehrung wie einen schuldigen Tribut hinnahm.

Wenn dereinst schon sein „göttlicher" Ahnherr Julius Cäsar vom dienstbeflissenen Senat zum Jupiter Julius erhoben war, wenn sein anderer Ahnherr, Antonius, ein neuer Dionysos war und an der Seite der neuen Isis Kleopatra ein neuer Osiris sein wollte, wenn selbst ein Augustus sich darin gefallen hatte, für den auf Erden wandelnden Merkur zu gelten, wie konnte man sich da wundern, daß Caligula, der Göttersproß, den Anspruch erhob, als menschgewordener Jupiter die Welt zu beherrschen? Man durfte noch froh sein, daß der Senat wenigstens die Identifizierung mit dem höchsten Schirmgott des Staates, mit dem kapitolinischen Jupiter, zu hindern vermochte und Caligula das Zugeständnis abgewann, daß er statt aufs Kapitol auf den Albanerberg zog und sich nur zum Jupiter Latiaris, zum „Bruder des Capitolinus" proklamierte. Naive Gemüter, wie jener gallische Schuster, mochten lachen, wenn sich der Kaiser auf der Treppe des Kastortempels, zwischen den Dioskuren stehend, dem Volke als Jupiter zur Anbetung zeigte, oder wenn er im Kostüm des Herkules, Dionysos, Mars, Apoll u. a. sich verehren ließ; Leute, die Tibers Ablehnung der Konsekration als einen Beweis seines Dekadententums verhöhnt hatten, für die die „Hoffnung" des Augustus, nach Art des Herkules oder Quirinus zu den Göttern einzugehen, ein Zeichen seiner überlegenen Weisheit war, hatten wahrlich keinen Grund, von Narrheit zu reden, wenn der Sohn Agrippinas, in dessen Adern, um mit seiner Mutter zu reden, das himmlische Blut des „divus Augustus" rollte, in dem sein „göttlicher Geist fortlebte" nach solchen Vorbildern, wie ein hellenistischer König ebenfalls als eine Epiphanie, d. h. als eine Menschwerdung des Göttlichen, anerkannt sein wollte, und wenn er — auch wieder ganz konsequent — seine heißgeliebte, früh verstorbene Schwester Drusilla zur „Panthea" erhob, in der sich gewissermaßen die Gesamtheit der weiblichen Gottheiten verkörpern sollte, wie die Gesamtheit der männlichen in ihm. Fand sich doch auch zur Bestätigung der Apotheose sofort ein Zeuge, der es mit leibhaftigen Augen gesehen, wie die Seele Drusillas sich aus den Flammen zum Himmel emporschwang und sich dort zu den Göttern gesellte!

Nachdem man überhaupt einmal diesen Weg betreten, hatte man kein Recht, sich noch über irgend etwas zu wundern, auch nicht darüber, daß Caligula allen Ernstes den Befehl gab, seine Kolossalstatue im Tempel des Jahve in Jerusalem aufzustellen und das Haus Jahves in ein Heiligtum des Zeus Epiphanes Gaios umzuwandeln, ferner den Zeus des Phidias aus Olympia herbeizuschaffen, um ihn in seinem eigenen Tempel wieder aufzurichten, wo an die Stelle des Zeushauptes der Kopf Caligulas treten sollte! Befehle, deren Ausführung dann allerdings durch die dilatorische Behandlung von seiten der Behörden und durch den frühen Tod Caligulas verhindert wurde.

Wie zähe und konsequent Caligula die Ziele seiner Religionspolitik verfolgte, zeigt endlich auch die Art und Weise, wie er am Ende doch noch des Kapitols Herr zu werden suchte, indem er vom Palatin zum Kapitol eine Brücke hinüberschlug und dort den Grundstein zu einem Palast, sowie allem Anscheine nach auch zu einem Tempel für sich legen ließ. Und er ist in der Tat in der Depossedierung des göttlichen Schirmherrn der Republik schon so weit gekommen, daß ihm der völlig eingeschüchterte Senat — allerdings erst nach längerem Widerstreben — sogar den ausschließlich dem höchsten Gott zukommenden Beinamen Optimus Maximus zuerkannte!

Ebensowenig ist es nun freilich zu verwundern, daß die römische Gesellschaft sich an dem Despoten, den sie vergöttern mußte, weidlich rächte und aus Caligula den reinen Narren gemacht hat, auf dessen Namen die absurdesten Geschichten gehäuft wurden. Besonders die Literaten, die für seinen Nachfolger Claudius schrieben, haben die Tradition in diesem Sinne beeinflußt. Denn — wie mit Recht bemerkt worden ist — je mehr man sich über die Verrücktheit des Vorgängers ereiferte, um so eher konnte Claudius hoffen, das peinliche Gerede von seiner eigenen Narrheit verstummen zu sehen. Und Caligula selbst hat ja durch die vor nichts

Tiberius (14—37). Caligula (37—41). Klaudius (41—54). Nero (54—68).

Münzen mit den Bildnissen der römischen Kaiser aus dem julisch-klaudischen Hause.

zurückschreckende Logik seines Ichkultus, durch seine Neigung zu drastischen und brutalen Äußerungen und zynischen Witzen, durch die wunderlichen und grotesken Einfälle seiner selbstherrlichen Laune das Menschenmögliche getan, diese Auffassung zu fördern.

So soll der Caligula der Cäsarenlegende z. B. seine zahlreichen Ehebrüche und die angebliche Blutschande mit seinen Schwestern mit seiner Eigenschaft als Zeus motiviert haben, während ihm in Wirklichkeit Unzucht mit den Schwestern offenbar erst angedichtet wurde, weil er eben die Rolle des Zeus spielte. Auch gehörte ja Blutschande recht eigentlich zum Bilde eines richtigen Tyrannen. Man denke an Periander und an Nero, der sie mit der eigenen Mutter vollzogen haben soll! Da dies bei Caligula unmöglich war, mußten die Schwestern an die Stelle treten. Hat man doch sogar Cicero Blutschande mit seiner Tochter vorgeworfen! Dergleichen gehörte eben zu der verleumderischen Invektive der Zeit. Ähnlich erklärt sich aus der Konkurrenz, die der nach Rom verpflanzte Latiaris in der Person Caligulas dem Capitolinus machte, daß man die geistige Umnachtung Caligulas durch die Geschichte von einem wirklichen Kampf illustrierte, in dem Caligula seinem Gegner tatsächlich mit Donner- und Blitzmaschinen oder Steinwürfen zu Leibe gegangen sein soll! Einen zynischen Stallwitz über sein Leibroß, das er noch zum Konsul machen werde (offenbar, weil in Rom schon so mancher Esel Konsul geworden), hat man so ernst genommen, daß man sich erzählte, das Roß wäre wirklich Konsul geworden, wenn Caligula länger gelebt hätte! Tatsächlich äußert sich hier nur dieselbe bizarre Ironie, wie z. B. auch in dem bekannten Satz, es tue ihm leid, daß das römische Volk nicht einen Hals habe. Offenkundige Entstellung solch zynischer Witze ist es endlich, wenn es von ihm hieß, er habe die Bilder des Virgil und Livius aus den öffentlichen Bibliotheken entfernen und den Homer aus seinem Reiche verbannen wollen, wie Plato aus seinem Idealstaate. Auch das, was der boshafte Klatsch von den allerdings erfolglosen Feldzügen des Kaisers an den Rhein und die Nordsee zu erzählen wußte, ist zum Teil offenkundige Burleske und Karikatur, wie denn überhaupt die Karikatur in der Cäsarenlegende eine große Rolle gespielt hat. Mit solchem Material war es allerdings leicht, die Theorie vom „Cäsarenwahnsinn" als einer spezifisch pathologischen Erscheinung aufzubauen.

Nun ist ja so viel gewiß, daß die törichte Sucht nach Äußerlichkeiten, wie sie besonders die Vergötterung erzeugte, naturgemäß mit einer gewissen Verengerung des geistigen Horizontes Hand in Hand ging. Aber eine förmliche Geistesstörung läßt sich bei Caligula nicht nachweisen. Er wußte sehr wohl, was er tat. Wenn es für seine unbändige Macht- und Herrschgier ein unerträglicher Gedanke war, nur der erste Bürger des Staates zu sein und einen Teilhaber am Regimente neben sich zu haben, so gab es für ihn zur Überwindung dieses im nationalen Leben immer noch tief eingewurzelten Gedankens keinen anderen Weg, als die systematische Ausnutzung des Dogmas von der Göttlichkeit des Monarchen. Nach der Behauptung des Juden Philo, der als Führer einer Gesandtschaft der alexandrinischen Judengemeinde mit Caligula so üble Erfahrungen machte, soll der Kaiser ganz im Sinne dieses Dogmas von sich gesagt haben: Wie der Hirte, der über der Herde steht, von anderem Stoffe sei, als sie, so stehe auch er über den Menschen. Das war in der Tat das entscheidende Argument, mit dem sich alle republikanischen Velleitäten aus dem Felde schlagen ließen. Wenn der Herrscher sozusagen anderen Blutes ist, als alle anderen, und wenn Beruf und Talent zum Herrschen an dieses Blut gebunden ist, wie Caligula zu betonen liebte, dann muß dieser Höher-

berechtigung gegenüber alles andere Recht verblassen. Und was hatte auch eine Körperschaft noch zu bedeuten, deren Mitglieder sich bis zur Anbetung des Princeps erniedrigen mußten?

Die bewußte Folgerichtigkeit in dem ganzen Vorgehen Caligulas zeigt sich ferner auch darin, daß er, um den Senat unschädlich zu machen, systematisch die Stände in sein Interesse zu ziehen suchte, die dem Senate stets mit einer gewissen Eifersucht gegenüberstanden, Volk und Ritterschaft. Letztere wurde durch gewisse Vergünstigungen gewonnen, das Volk durch zahlreiche Spenden, Schaustellungen, Verlängerung der Saturnalienfeier, Wiederzulassung der lange verpönten Klubs, Aufnahme des in weiten Volkskreisen verbreiteten Isiskultes in die Staatsreligion u. dgl. m. Dagegen wurde der Senat systematisch zurückgesetzt oder ganz beiseite geschoben. Von der Zuziehung eines Staatsrates von Senatoren zu den Regierungsgeschäften, wie er unter Augustus und Tiberius bestanden hatte, war jetzt keine Rede mehr. Ebenso wurde die Gerichtshoheit des Senates, die ihm immer noch ein gewisses Maß von Unabhängigkeit sicherte, dadurch illusorisch gemacht, daß Caligula Appellationen gegen das Urteil des Senates an sein eigenes Gericht zuließ und so auch die Justiz zu einem Werkzeug des Absolutismus degradierte. Was aber von dieser Justiz zu erwarten war, wurde aller Welt dadurch kundgetan, daß die Majestätsgesetze nunmehr in Erz gegraben und öffentlich ausgestellt wurden!

Ein Moment freilich hat die radikale Logik Caligulas nicht genügend berücksichtigt: die materielle Fundierung der absoluten Gewalt. Das wüste Genußleben und der orientalische Prunk am Hofe, die maßlose Vergeudung der öffentlichen Mittel zum Amüsement und zur Fütterung der hauptstädtischen Massen hatten die großen von Tiberius angesammelten Reserven sehr bald aufgezehrt; und die Versuche, das chronische Defizit durch Herabsetzung der Dienstprämien der Veteranen, durch Steuern, Erpressungen und Konfiskationen zu decken, vermehrten nur die Zahl der Mißvergnügten, die ohnehin infolge der zunehmenden Brutalität des persönlichen Auftretens und der blutigen Grausamkeit des Despoten gegenüber den beständigen Konspirationen und Verschwörungen in rapider Zunahme begriffen war. Dieser zynischen Brutalität, die selbst die Offiziere der Garde mit ihrem ätzenden Hohn nicht verschonte, ist Caligula zum Opfer gefallen. Einer von diesen, Cassius Chärea, hat ihn gelegentlich einer festlichen Veranstaltung niedergestoßen (41).

Daß die Monarchie auch diese Krisis überdauerte, beweist mehr als alles andere, daß sie zu einer unabweisbaren Notwendigkeit geworden war. Wenn man im Senate den Moment zur Wiederherstellung der Republik gekommen glaubte, oder wenigstens zur freien Verfügung über den Thron, so erwies sich diese Hoffnung sofort als trügerisch. Die Garde der Prätorianer und die hauptstädtische Masse, deren Interesse unauflöslich mit dem Prinzipat verbunden war, dachte in dieser Frage ganz anders, als der Senat. Die Prätorianer proklamierten ohne weiteres den einzigen noch in Betracht kommenden Sprossen des Cäsarenhauses, den einundfünfzigjährigen Klaudius, den Bruder des Germanikus, als Imperator; und es blieb dem Senate weiter nichts übrig, als die vollendete Tatsache anzuerkennen.

Es ist, als ob die aristokratische Tendenzliteratur sich an dem Manne, der den Aristokraten eine so herbe Enttäuschung bereitet hatte, noch ganz besonders habe rächen wollen! Das Bild, das sie von ihm überliefert, ist ein Zerrbild. Man braucht nur das satirische Schmähgedicht des Philosophen Seneca, die „Verkürbisung des göttlichen Klaudius" zu lesen oder den Klatsch, den Sueton zusammengetragen hat, und man sieht sofort, daß unsere Literatur die ja unleugbar vorhandenen Schwächen des Mannes bis zur Karikatur übertrieben hat. Allerdings war Klaudius nichts weniger als zum Imperator geboren. Eine stille Gelehrtennatur und von wenig imponierendem Äußern, hatte er viel Zurücksetzung und Mißachtung erfahren. Die Familie schämte sich seiner, weil er schlecht repräsentierte, und hatte ihn von öffentlichen Geschäften möglichst ferngehalten, so daß er sich ganz seinen literarischen und antiquarischen Liebhabereien und den Arbeiten für die umfassenden Werke hingeben konnte, die er über etruskische, karthagische und römische Geschichte verfaßt hat.

Trotzdem hat die Regierung dieses Mannes mehr gehalten, als man sich von ihr versprach. Die Rechte des Senates wurden geachtet, die Provinzialverwaltung im Geiste der guten Traditionen des Prinzipats geführt, und durch eine rationelle Finanzwirtschaft die Mittel zu

Römische Campagnalandschaft mit den Ruinen der Aqua Claudia nach einer photogr. Aufnahme.

großen gemeinnützigen Unternehmungen gewonnen. So wurde für die Bedürfnisse des überseeischen Verkehrs und zur Sicherung des hauptstädtischen Zufuhrsystems an der Tibermündung ein neuer Hafen mit Leuchtturm (portus Claudius) angelegt. Die Wasserversorgung Roms wurde in großartiger Weise gefördert durch die vom oberen Anio hergeführte Aqua Claudia, deren malerische Bogen noch heutigentags zum typischen Bilde der römischem Campagna gehören. Ein Teil des Fuciner Sees wurde durch einen Stollen trockengelegt und für den Landbau gewonnen.

Sogar eine große kriegerische Unternehmung verherrlicht die Regierung des gelehrten Imperators, die Eroberung Britanniens (43). Nicht eine eitle Ruhmestat, sondern ein Werk, das sich offenbar als eine politische und kulturelle Notwendigkeit herausgestellt hatte, da bei der engen Verbindung zwischen dem gallischen und insularen Keltentum eine rasche und vollkommene Romanisierung Galliens wesentlich davon abhing, daß auch das nordische Keltentum unterworfen und möglichst romanisiert wurde. Daß hier Klaudius richtig gesehen, beweist der Umstand, daß dieses Problem auch die folgenden Regierungen beschäftigt hat, bis im Jahre 85 unter Domitian durch Agricola die römische Herrschaft bis nach Schottland hinauf sichergestellt war.

Eine große Schwäche allerdings ist für Klaudius bezeichnend: die Unselbständigkeit gegenüber den Freigelassenen des Kaiserhauses, Pallas und Narziß, welche die Geschäfte führten, und von den entarteten Weibern, von denen die eine, Messalina, durch ihre wollüstigen Launen sich zu unglaublichen Ausschreitungen, ja zuletzt sogar zu einer förmlichen Hochzeitsfeier mit einem ihrer Buhlen hinreißen ließ, während die nach dem gewaltsamen Ende Messalinas dem Kaiser angetraute Aprippina, eine Tochter des Germanikus, den alternden Kaiser so völlig beherrschte, daß er selbst die Interessen seines leiblichen Sohnes Britannikus ihren Machtgelüsten zum Opfer brachte. Sie hatte einen Sohn aus erster Ehe, den Klaudius als Nero Klaudius Cäsar adoptierte und mit seiner dreizehnjährigen Tochter Oktavia vermählte (53).

Die offenkundige Gewährung der Anwartschaft auf den Thron, der denn auch dem Siebzehnjährigen ohne weiteres zufiel, als Klaudius plötzlich im Jahre 54 starb — wie man sagte —, von der eigenen Gattin vergiftet!

Nero war der öffentlichen Meinung als Philosophenschüler präsentiert worden, da es der klugen Augusta gelungen war, den glänzendsten Geist der Zeit, einen Seneca für die hier besonders problematische Rolle eines Prinzenerziehers zu gewinnen. Und die Erwartungen, die sich an dieses Erziehungswerk knüpften, schienen sich auch in der Tat insofern zu verwirklichen, als der jugendliche Fürst die Regierung den bewährten Händen Senecas und des Gardepräfekten Burrus überließ. Das Reich sei niemals besser regiert worden — meinte ein kompetenter Zeuge, der nachmalige Kaiser Trajan —, als in den ersten fünf Jahren Neros!

Freilich fielen sehr bald düstere Schatten auch auf das neue Regiment durch die Konflikte, die Herrschgier und Leidenschaft im Cäsarenhause selbst entfachten. Agrippina wollte ihren Sohn nicht umsonst zum Herrn der Welt gemacht haben. Sie begehrte ihren Anteil an der Herrschaft, mußte aber sehr bald die Erfahrung machen, daß ihr Wille gegenüber dem, was Seneca die „angeborene Wildheit" Neros nannte, vollkommen ohnmächtig war. Als sie in ihrer Erbitterung die unglücklichen Waisen, den aus seinem Rechte verdrängten Britannikus und Oktavia gegen den Sohn ausspielte, beschleunigte sie nur deren Verderben. Britannikus wurde auf Befehl Neros bei einem Gastmahl vergiftet, eine Katastrophe, die Tacitus samt ihrem Schlußakt, der übereilten nächtlichen Bestattung, mit wunderbarer Kunst geschildert hat. Ein Edikt verkündete, daß der Fürst um so mehr auf die Gunst von Senat und Volk rechne, da er jetzt der letzte des zur höchsten Stellung geborenen Geschlechtes sei!

Was die unglückliche Kaisertochter betrifft, so sah sie sich bald ganz in den Hintergrund gedrängt durch das Verhältnis Neros zu einer Dame der Aristokratie, einer gewissen Poppäa Sabina, die den jungen Wüstling mit allen Künsten der Koketterie an sich fesselte, und in der auch Agrippina mit Recht eine gefährliche Rivalin erblickte. Der Versuch Agrippinas, die Scheidung Neros von Oktavia zu hintertreiben, steigerte nur den Haß und das Mißtrauen Neros, da ihm bei den zahlreichen, bis in die Reihen der Garde hineinreichenden Verbindungen der Kaiserin-Mutter ihre Opposition nicht ungefährlich erschien. So beschloß der feige Bube die Ermordung der eigenen Mutter! Nach einem ersten raffiniert ausgedachten, aber mißglückten Versuche ließ Anicetus, der Kommandant der Flotte von Misenum und einer der ehemaligen Erzieher Neros, Agrippina durch seine Soldaten in deren nahegelegener Villa niedermachen (59). In der offiziellen Mitteilung an den Senat hieß es, Agrippina habe einen Mordversuch gegen den Sohn geplant und sich nach der Entdeckung mit eigener Hand das Leben genommen. Eine Erklärung, die der Senat mit Glückwünschen und Dankfesten für die Rettung des Fürsten erwiderte!

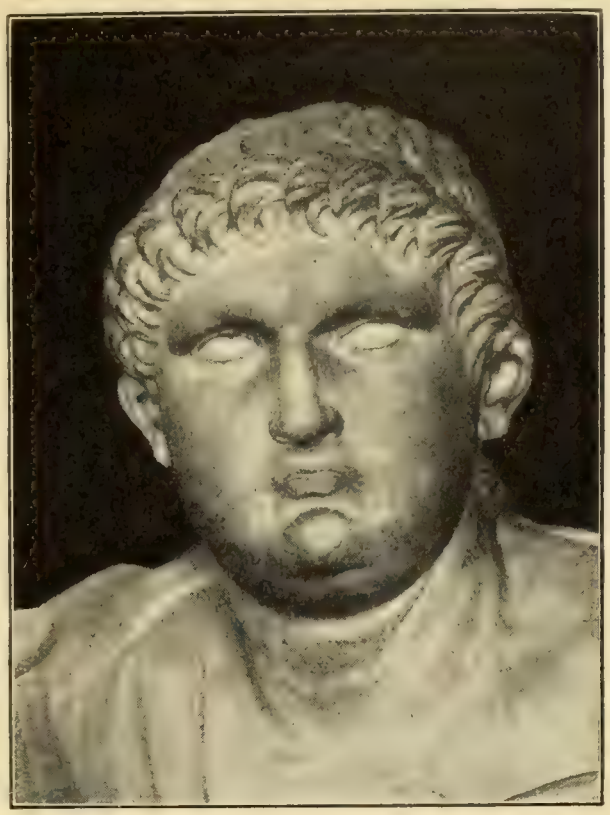
Angesichts dieser Haltung des Senates und des Jubels des Volkes, der ihn bei dem feierlichen Triumphzuge aufs Kapitol umbrauste, ist es sehr wohl denkbar, daß er wirklich die Äußerung getan hat, noch kein Cäsar vor ihm habe gewußt, was er wagen dürfe! Und dieses Machtgefühl steigerte sich, als die Lehrer und Ratgeber seiner Jugend, Burrus und Seneca, von seiner Seite schieden. Burrus starb im Jahre 62, und der neue Gardepräfekt Tigellinus, ein durchaus niedriger Charakter, gewann bald im Bunde mit seiner Gönnerin Poppäa einen solchen Einfluß, daß Seneca sich völlig beiseite geschoben sah und seinen Abschied nahm.

Das erste Opfer der neuen Machthaber war Oktavia. Nachdem ihre Ehe mit Nero wegen angeblicher Unfruchtbarkeit geschieden war und ein Kriminalprozeß wegen Buhlerei zu keinem Erfolg geführt hatte, war sie nach Kampanien verwiesen worden, und als ihre Nachfolgerin war Poppäa in den Cäsarenpalast eingezogen. Nun nahm aber diesmal die unberechenbare Volksmeinung Partei für die Verstoßene. Als sich das Gerücht verbreitete, sie sei zurückberufen, kam es zu förmlichen Volkstumulten. Die Bildsäulen Poppäas wurden von wütenden Volksmassen umgestürzt und zerschlagen, die Bilder Oktavias dagegen im Triumph umhergetragen und mit Blumen bestreut, bis Soldaten die Masse auseinandertrieben. Die Folge war, daß Oktavia mit Hilfe des Schurken Anicetus, der sich selbst als Mitwisser angab, hochverräterischer Pläne beschuldigt und hingerichtet wurde (62)!

In dieser Atmosphäre von Blut und Wollust und grenzenloser Verworfenheit gibt es wohl kaum noch etwas, was man in der Geschichte Neros für unmöglich halten könnte. Und es ist

vollkommen begreiflich, daß selbst die furchtbare Brandkatastrophe, der im Jahre 64 ein großer Teil Roms zum Opfer fiel, von der Volksstimme mit Neros verbrecherischen Gelüsten in Verbindung gebracht wurde. Hat man sich doch sogar von ihm erzählt, er habe seine Augen an dem großartigen Schauspiel des wogenden Feuermeeres geweidet und dabei in seinem Tragödenschmuck den Untergang Trojas besungen! Das ist wohl Erfindung, aber die Schuldfrage kann doch nicht so ohne weiteres verneinend beantwortet werden. Die scheußlichen Justizmorde an den Christen Roms, auf die der Verdacht der Brandstiftung abgelenkt wurde, bezeugen zur Genüge, wessen ein Nero fähig war. Und es fehlt durchaus nicht an Gründen, die ein Verbrechen des kaiserlichen Lotterbuben nicht so unwahrscheinlich machen.

Ein Symptom des cäsarischen Allmachtschwindels und der Gier nach Unerhörtem, nie Dagewesenem ist die wahnwitzige Bauleidenschaft. Um endlich „wie ein Mensch zu wohnen", errichtete Nero den Prachtbau seines „goldenen Hauses" mitten in der übervölkerten Stadt, der mit den dazu gehörigen Parkanlagen, Thermen, Fischteichen usw. einen Raum von 50 Hektar in Anspruch nahm, obwohl es, wie Martial ausdrücklich berichtet, als eine große Härte empfunden wurde, daß dadurch zahlreiche arme Leute aus der ohnehin schwergedrückten Mietbevölkerung um ihr Obdach kamen. Warum soll das gekrönte Scheusal, das die Quartiere der Armut rücksichtslos für die Befriedigung seiner maßlosen Genußgier in Anspruch nahm, vor dem Gedanken zurückgeschreckt sein, durch einen plötzlichen Akt der Vernichtung einfach tabula rasa zu machen und so mit einem Schlage den für die Verwirklichung seiner phantastischen Bauprojekte nötigen Raum zu gewinnen? Übrigens ist es auch möglich, daß der vielleicht spontan entstandene Brand von den Werkzeugen Neros ausgenutzt wurde, um das Zerstörungswerk noch gründlicher zu machen.



Büste des Kaisers Nero (Klaudius Cäsar).
Original im Museum des Louvre zu Paris.
Bernoulli, Röm. Ikonographie, Verlag F. Bruckmann, A.-G.

All das wäre psychologisch ebenso begreiflich, wie die bekannte Tatsache, daß Nero auch in der Befriedigung seiner Künstler- und Sporteitelkeit die Schranken seiner Stellung, ja die gewöhnlichste Selbstachtung völlig ignorierte; ein Benehmen, das zu der sonstigen eifersüchtigen Geltendmachung seiner erhabenen Stellung einen geradezu grotesken Gegensatz bildet. Von der törichten Begierde getrieben, auch als Virtuose anerkannt zu werden, sank der gekrönte Dilettant und Sportsmensch so tief, daß er sich selbst im Theater und Zirkus vor seinen Untertanen als Sänger, Kitharöde und Wagenlenker produzierte! Hier konnte man auf der Bühne den Imperator bald als Muttermörder Orestes, bald als rasenden Herakles, bald als geblendeten Ödypus bewundern! Und da seine Künstlereitelkeit nur dann völlig befriedigt werden konnte, wenn auch die feinsten Kenner auf diesem Gebiete, die Griechen, ihr Beifall gespendet, so unternahm er eine förmliche Kunstreise, um bei den nationalen Agonen der Hellenen zu Olympia und Delphi Kränze und Künstlerlorbeeren einzuheimsen, während in Rom an seiner Statt Freigelassene die Regierung führten. Ja, in seinem Kunstenthusiasmus ging er so weit, daß er zum Dank für die wohlfeilen Triumphe dieser Reise zu Korinth die Autonomie und Steuerfreiheit der Hellenen proklamierte, eine Freiheit, die ihnen übrigens wenige Jahre später von Vespasian wieder entzogen wurde, da sie es doch nicht verstünden, einen vernünftigen Gebrauch davon zu machen.

Daß dieser Komödiant auf dem Cäsarenthrone, der sich keine Laune versagte und das Geld mit vollen Händen ausstreute, am Ende ebenso finanziell Bankrott gemacht hat, wie moralisch,

lag in der Natur der Sache. Und was zur Abhilfe geschah, Münzverschlechterungen, Majestätsprozesse und Konfiskationen, diente nur dazu, die Situation zu verschärfen, zumal Mißtrauen und Furcht immer neue Opfer forderten. Schon im Jahre 65 wurde eine große Verschwörung entdeckt, an deren Spitze der Konsular Piso stand, und an der auch der Gardepräfekt und andere Offiziere der Prätorianer, sowie viele Angehörige der Aristokratie beteiligt waren. Die Folge waren zahlreiche Hinrichtungen und Prozesse gegen Mitwisser und Verdächtige, unter ihnen Seneca und Lucanus. Sie mußten sterben, und das gleiche Los traf auch solche, die an der Verschwörung nicht beteiligt waren, aber als Häupter der Opposition galten, wie der Stoiker Thrasea Pätus. Dann folgte Anfang 68 eine Empörung des Vinder, des Statthalters von Gallia Lugdunensis, die zwar von den obergermanischen Legionen unterdrückt wurde, dann aber auch diese in die revolutionäre Bewegung hineinzog, die sich — infolge des Abfalls der betreffenden Statthalter — sehr rasch über das diesseitige Spanien, Lusitanien und Afrika verbreitete. Nun wurden auch die Prätorianer in ihrer Treue wankend, und bald sah sich Nero von seiner ganzen Umgebung verlassen. Er floh und verbarg sich in der Nähe Roms, wo er sich mit Hilfe eines Getreuen den Tod gab, als er erfuhr, daß ihn der Senat als Feind der Republik erklärt und geächtet hatte. So endete der letzte legitime Sproß der Götterblut entstammten Dynastie!

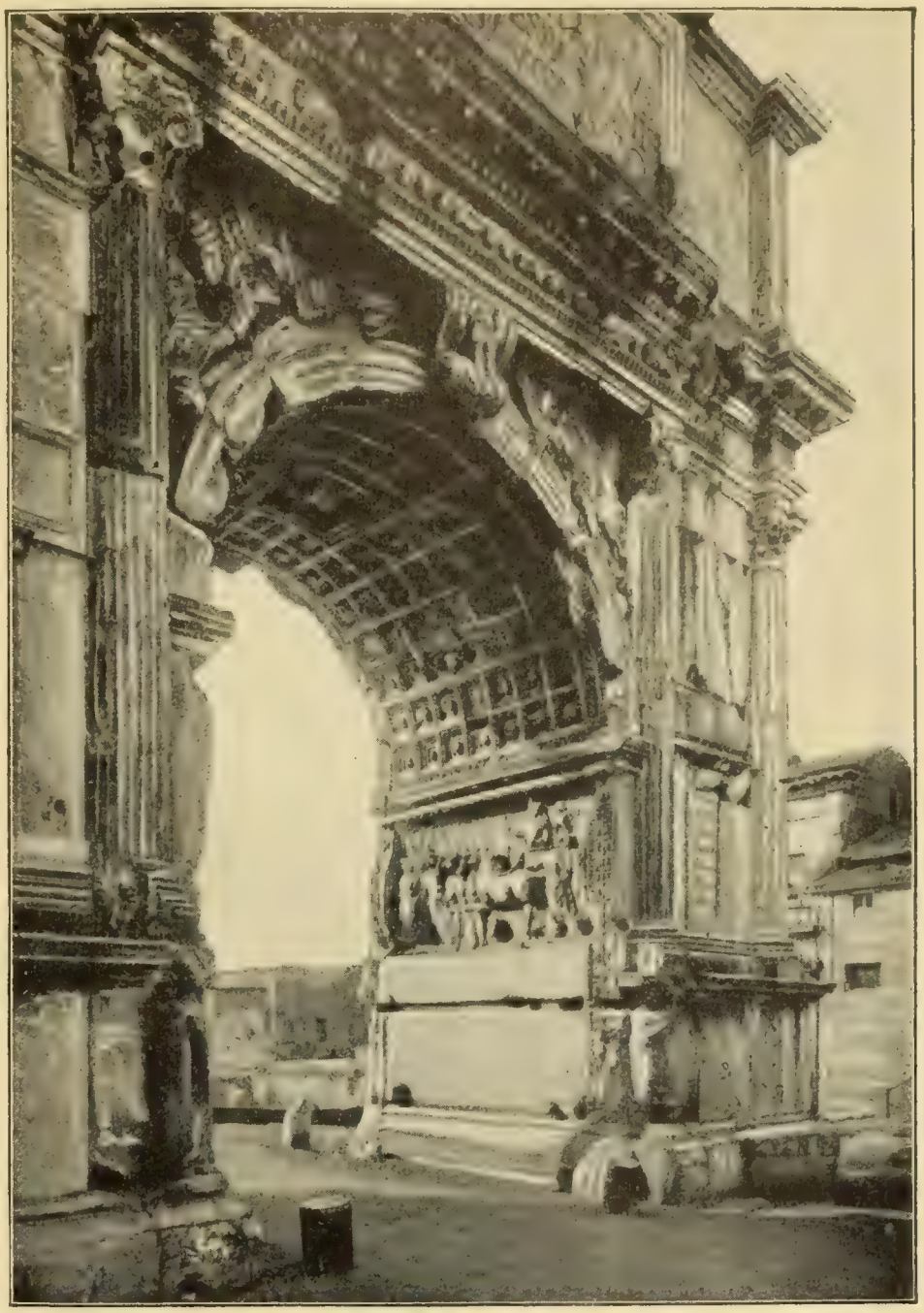
2. Der Bürgerkrieg und die Dynastie der Flavier.

Mit divinatorischem Geiste bemerkt Tacitus in der Einleitung zu seiner großartigen Schilderung des Vierkaiserjahres (69), daß die Katastrophe Neros das „Geheimnis des Imperiums" geoffenbart habe: die Möglichkeit, auch außerhalb Roms zur höchsten Gewalt zu gelangen, mit anderen Worten, daß jetzt wieder mit erschreckender Deutlichkeit der militärische Ursprung des Prinzipats zutage trat und die Gefahr einer künftigen Militärherrschaft. Zuerst wurde Galba, der spanische Statthalter, von der Garde in Rom zum Imperator ausgerufen, aber bald darauf, da er ihre Erwartungen nicht erfüllte, wieder gestürzt und Otho auf den Thron erhoben (Anfang 69), während andrerseits wieder die germanischen Legionen dem Prätorianerkaiser in der Person des Vitellius einen Gegenkaiser gegenüberstellten, dem Otho noch in demselbe Jahre erlag. Dem Senate blieb nichts übrig, als die Cäsaren, so wie sie ihm der Reihe nach von den Soldaten aufgedrängt wurden, zu bestätigen. Denselben Ursprung hat die folgende Regierung, die des Flavius Vespasianus. Er ist von den Legionen des Orients gegen Vitellius erhoben und mit Hilfe der Donaulegionen auch im Westen Sieger geblieben (Ende 69).

Auch insofern verkündigt sich in diesen militärischen Pronunciamentos die Zukunft des Reiches voraus, als die Schwächung der Staatsgewalt durch den Bürgerkrieg sofort eine Bewegung der Völker an den Reichsgrenzen, z. B. der Sarmaten und Geten an der Donau und der Germanen am Rhein, ja sogar Aufstände im Reiche selbst hervorrief. Besonders gefährlich wurde die Erhebung der Bataver am Niederrhein unter Julius Civilis und einer Reihe von gallischen Völkerschaften dadurch, daß sich an ihr nicht nur feindliche Germanenstämme, wie Friesen, Chatten und Brukterer, sondern sogar meuternde römische Truppenkorps beteiligten. Schon konnten die Druiden ein neues gallisches Reich, ein imperium Galliarum proklamieren! Schienen ihnen doch die Götter selbst den Völkern im Norden der Alpen das Signal zum Sturze der römischen Weltherrschaft zu geben, als in den Kämpfen zwischen Vitellianern und Vespasianern der Tempel des Jupiter auf dem Kapitol in Flammen aufging (Dezember 69); demselben Kapitol, das dereinst bei der gallischen Eroberung unversehrt geblieben! Nur der rasche Sieg Vespasians hat ein weiteres Umsichgreifen dieser nationalen Erhebungen verhindert und die Ruhe im Westen des Reiches wiederhergestellt, die dann später von Vespasian noch durch die Einverleibung und Besiedelung des Landes zwischen Rhein und Donau, des sogenannten Dekumatenlandes, und durch die festen Legionslager Straßburg, Vindobona und Carnuntum (an der Donaugrenze) gesichert wurde.

Auch im Osten, der schon seit längerer Zeit durch wilde Religions- und Rassengegensätze beunruhigt war, konnte erst jetzt Ruhe geschaffen werden. Der Haß gegen den Druck der

römischen Fremdherrschaft und der durch messianische Verheißungen und zahlreiche Propheten gesteigerte Fanatismus des orthodoxen Judentums hatte in Syrien und Palästina eine furchtbare Gärung hervorgerufen, die sich immer häufiger in gewaltsamen Ausbrüchen Luft machte und zuletzt zu offener Rebellion führte, als im Jahre 66 der Tempelschatz von Jerusalem auf Befehl Neros zur Zahlung der Reichssteuer mit herangezogen werden sollte. Die verräterische Niedermetzelung römischer Truppen, greuelvolle Judenverfolgungen in den Städten Syriens und Ägyptens, besonders in Alexandria, furchtbare Racheakte der Juden gegen die Heiden, endlich die blutige Schreckensherrschaft der Zeloten in Jerusalem, all das führte mit innerer Notwendigkeit dazu, daß die Bekämpfung der Juden den Charakter eines überaus hartnäckigen und langwierigen Vernichtungskrieges annahm, der nun noch dadurch verlängert wurde, daß die Kämpfe um den Cäsarenthron den Führer der römischen Armee, Vespasian, nötigten, die Belagerung Jerusalems aufzugeben und fast ein Jahr auf die Weiterführung des Krieges zu verzichten. Erst im Jahre 70 konnte Vespasians Sohn Titus das mit dem Heroismus der Verzweiflung bis aufs äußerste verteidigte Jerusalem bewältigen. Der Tempel Jahves ging in Flammen auf. Die Stadt wurde fast völlig zerstört und die Bewohner entweder getötet oder in die Sklaverei verkauft. Endlich wurde den Juden des ganzen Reiches statt der bisherigen Abgabe an den Tempel eine jährliche Kopfsteuer an den Jupiter des Kapitols auferlegt. Der später in Rom für Titus errichtete Ehrenbogen mit seinen Abbildungen heiliger Tempelgeräte und kriegsgeschichtlicher Szenen verkündete der Welt, daß die damals im Orient weitverbreitete Weissagung auf die Weltherrschaft, die von Juda ausgehen sollte, sich gegenüber der Allgewalt des Imperiums ebenso illusorisch erwiesen hatte, wie die Prophezeiungen der Druiden.

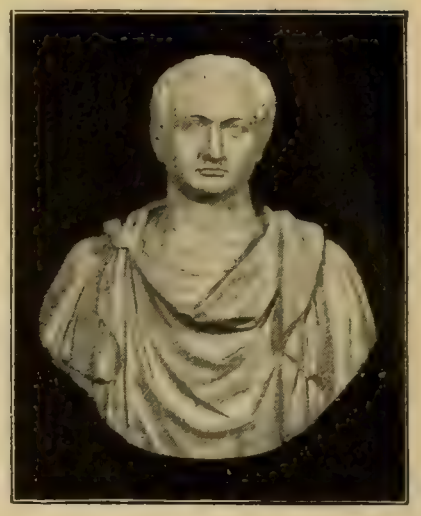


Der Titusbogen zu Rom mit dem Relief des triumphierenden Kaisers. Photograph. Aufnahme.

Kein Wunder, daß die Herrschaft Vespasians als eine förmliche „Restitution" gefeiert wurde. Und sie war es auch noch in anderer Hinsicht; einmal für die Hauptstadt durch den Wiederaufbau des Kapitols und andere glänzende Bauten, wie das Kolosseum oder flavische Amphitheater, den Friedenstempel u. a., und dann in gewissem Sinne auch für das innere Leben des Staates durch die Vereinbarung einer Art Verfassungsurkunde zwischen Senat und Princeps,

Büste des Kaisers Vespasian.
Original im Museo Capitolino.
Photographie-Verlag Anderson, Rom.

die „Lex de Imperio Vespasiani", welche in Form eines Senatus consultum die kaiserlichen Rechte im einzelnen feststellte und so zugleich eine gewisse Garantie gegen den Mißbrauch der cäsarischen Gewalt zu schaffen suchte. Die eherne Tafel, auf der das Gesetz eingegraben war, hat das merkwürdige Schicksal gehabt, daß aus ihr der „letzte Tribun" der Römer, Cola Rienzi, die unveräußerlichen Freiheitsrechte des römischen Volkes abgeleitet hat!



Büste des Kaisers Titus.
Original im Museo Capitolino.
Photographie-Verlag Anderson, Rom.

Freilich, wer konnte sich unterfangen, einer ihrem innersten Wesen und ihrer äußeren Machtstellung nach auf absolute Geltung angelegten Gewalt in dieser Weise durch Gesetzesparagraphen eine unüberschreitbare Grenze zu ziehen? Obgleich Vespasian sich bemühte, der Verfassung und dem Senate äußerlich gerecht zu werden, zeigt doch die Fortdauer einer gewissen Opposition auch in den Kreisen der Intellektuellen, die zur Verbannung der Lehrer der Philosophie, besonders der Stoiker, und zur Verurteilung des Führers der senatorischen Opposition, Helvidius Priscus, des Schwiegersohnes des Thrasea Pätus, führte, sowie mancher Akt von Kabinettsjustiz, daß auch dieser bedeutsame Versuch einer verfassungsmäßigen Beschränkung des Prinzipats die volle Verwirklichung des augusteischen Staatsgedankens nicht zu erreichen vermochte.

Es kam hier eben unendlich viel auf die Persönlichkeit des Herrschers an; und schon bei Titus (79—81) treten uns in der Literatur Bedenken entgegen, ob er bei längerer Herrschaft die Hoffnungen erfüllt hätte, welche die populären Anfänge seiner Regierung erweckten. Die glänzende Liberalität, die er z. B. bei der Vernichtung der Städte Pompeji, Herkulanum und Stabiä durch den Vesuvausbruch des Jahres 79, bei dem verheerenden Brande in Rom (80), durch seine großartigen Thermenbauten u. dgl. mehr bewies, kann nicht darüber wegtäuschen, daß er, den die Schmeichelei als die „Wonne des Menschengeschlechtes" feierte, bei längerer Regierung vielleicht in die Bahnen eines Nero eingelenkt hätte.

Statue des Kaisers Domitian.
Original im Vatikanischen Museum.
Photographie-Verlag von Anderson, Rom.

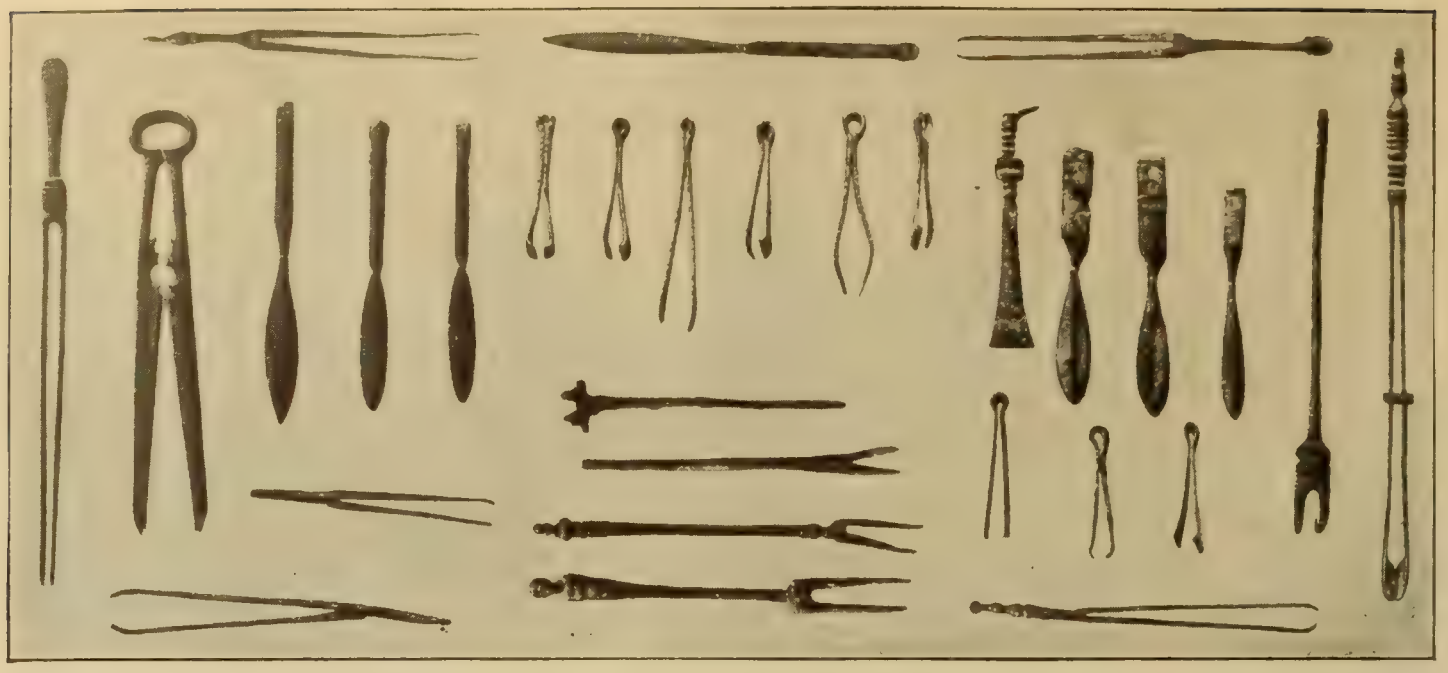
Ist doch das, was hier als Möglichkeit vorlag, nur zu bald traurige Wirklichkeit geworden durch seinen Bruder Domitian (81—96)! Zwar entspricht es nicht der historischen Gerechtigkeit, wenn gegenüber der Lichtgestalt des Titus in der aristokratischen Geschichtschreibung und in den Satiren Juvenals Domitian als vollendetes Ungeheuer erscheint; eine Auffassung, die auch bei Tacitus und teilweise bei Sueton wiederkehrt. Denn in bezug auf die Reichsverwaltung gehört seine Regierung jedenfalls zu den besten. Tiberius war hier sein Muster und Vorbild. An ihn erinnert die sorgfältige Finanzwirtschaft, die Sorge für gute Justiz, die strenge Kontrolle des Beamtentums und der Provinzialverwaltung. Wenn trotzdem Domitian zu den düstersten Erscheinungen des Cäsarentums gehört, so liegt das eben daran, daß auch er der spezifischen Cäsarenkrankheit, dem Allmachtsgefühl, erlegen ist. Dieses Allmachtsgefühl zeigt sich schon in der Überspannung

Das flavische Amphitheater, das sogen. Kolosseum zu Rom, nach einer photograph. Aufnahme.

der umfassenden Reformpolitik, die er auf den verschiedensten Gebieten des geistigen, religiösen, sozialen und wirtschaftlichen Lebens entfaltete, so z. B., wenn er zum Schutze des Getreidebaus und aus Gründen der Luxuspolizei jede Verwandlung von Kornfeldern in Rebenpflanzungen verbot und in den Provinzen geradezu die Beseitigung bereits bestehender Pflanzungen ins Auge faßte! So wohlgemeint vieles war, wie z. B. auf dem Gebiete der Sittenpolizei, der Religion und des Kultus usw., die Sucht, überall rücksichtslos mit polizeilichen Maßregeln und harten Strafen einzugreifen, wurde doch immer mehr als unerträglicher Zwang empfunden, zumal sich mit der Verschärfung des Polizeiregiments bald auch eine ausgesprochen autokratische Wendung in der Regierung verband. Was bei andern Cäsaren sich mehr im tatsächlichen Verhalten äußert, sucht Domitian auch formell und staatsrechtlich zum Ausdruck zu bringen.

Die verfassungsmäßige Gleichberechtigung des Senates sollte systematisch vernichtet werden. Daher ließ er sich im Jahre 84 die zensorische Gewalt übertragen, welche die Zusammensetzung des Senates völlig in seine Hand legte und den Senat auf das Niveau eines von der Krone ernannten Staatsrates herabdrückte. Denn, wenn auch die folgenden Kaiser dem Senate wieder insoweit entgegenkamen, daß sie formell auf die Zensur verzichteten, so haben sie doch das Domitian übertragene Recht, d. h. eben die Befugnis zur Ernennung der Senatoren, nicht wieder aufgegeben. Angesichts dieser Degradierung des Senates ließ sich auch die Unabhängigkeit gegenüber der kaiserlichen Gerichtsbarkeit nicht mehr aufrechterhalten. Wenn die senatorische Opposition von der Theorie ausging, daß der Kaiser unmöglich das Recht über Leben und Tod derjenigen haben könne, welche seine Kollegen seien, so entsprach diese Theorie jetzt auch der Rechtslage nicht mehr. Und in der Tat bestand Domitian auf dem Rechte des Schwertes über alle. Wie das auf den Geist der Beratungen und Beschlüsse einwirken mußte, liegt auf der Hand. Sie wurden zur reinen Form, wie das der jüngere Plinius in seinen Briefen und in dem Panegyrikus auf Trajan drastisch geschildert hat.

Auch in Äußerlichkeiten tritt die Umbildung des Prinzipats zur Tyrannis klar zutage. Für eine staatsrechtliche Auffassung, wie die Domitians, war es undenkbar, daß der Fürst bloß Princeps, bloß der erste Mann des Staates sein solle. Er wollte Herr des Staates sein. Und wenn er es auch noch nicht wagte, den Namen in die offizielle Titulatur aufzunehmen, so ließ er sich doch von den Hofbeamten als „Herr und Gott" anreden und in den Erlassen der kaiserlichen Beamten so bezeichnen. Eine Phraseologie, die dann natürlich die Schmeichelei in Prosa und Poesie, z. B. in Inschriften, die Dienerschaft und Kanzlei ohne weiteres nachäffte.

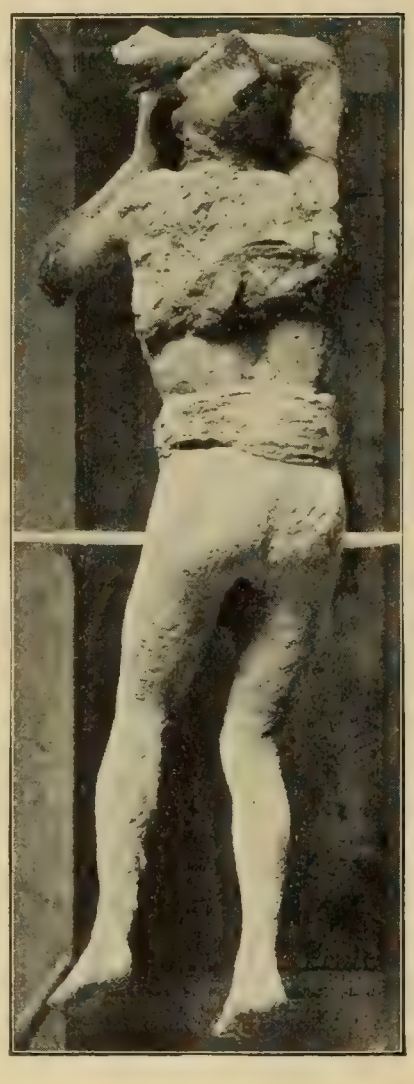


Ärztliche Instrumente.
Funde aus Pompeji.

Originale im Antiquarium des Königl. Museums zu Berlin.

Freilich blieb auch jetzt noch die Reaktion nicht aus. Die trotz aller Schläge keineswegs ausgestorbene aristokratisch-republikanische, zum Teil durch die philosophischen Ideale der Stoa genährte Opposition erhob noch einmal ihr Haupt. Schon die wiederholte Ausweisung der Philosophen zeigt, wie lebhaft die Gegenströmung in der Geistesaristokratie gewesen sein muß. Dazu kam die nie rastende Verschwörung in der Armee und eine von dem Statthalter Niedergermaniens, Saturninus, veranlaßte bewaffnete Erhebung, die für den Kaiser um so gefährlicher werden konnte, als die kriegerischen Erfolge unter Agricola in Britannien und seine erfolgreichen Maßregeln zur Erweiterung und Sicherung der Reichsgrenzen am Rhein, im Taunus- und unteren Maingebiet, wo die Anlage der Saalburg und der Grenzsperre des „Limes" von Rheinbrohl bis zum Odenwald in diese Zeit fällt, durch eine Reihe von Mißerfolgen an der Donau gegen die Daken (unter Decebalus), gegen Sueven (Markomannen) und Sarmaten (Jazygen) stark verdunkelt wurden.

Zwar gelang es Domitian zunächst, aller gegnerischen Bewegungen Herr zu werden, aber ihre Nachwirkungen dauerten fort. Sie hinterließen in ihm ein beständiges Gefühl der Unsicherheit und Furcht, das durch die wachsende Zahl der Kriminaluntersuchungen und Bluturteile nur gesteigert wurde. Der Schrecken, den der unverhüllte Absolutismus nach unten hin verbreitet, fällt in verstärktem Maße auf ihn selbst zurück. Dazu kam, daß er Autokrat, in dessen Brust mit dem Allmachtsgefühl das der Furcht in beständigem Widerstreit lag, durch die Feindschaft der Aristokraten sich verführen ließ, die abschüssige Bahn der Demagogie zu betreten. Um sich der Treue der Soldateska zu versichern, verfügte er eine bedeutende Erhöhung des Soldes der Legionen und der Garde; und die hauptstädtische Masse wurde durch Spenden, Lustbarkeiten und kostspielige Bauten bei guter Laune erhalten. Die Kosten des Systems aber wurden durch Justizmorde und Konfiskationen auf die verhaßte Aristokratie abgewälzt.



Leichenfund aus Pompeji.
Original im Museum zu Pompeji.
Photographische Aufnahme von Brogi.

Photogr. Brogi.

Das Forum von Pompeji.

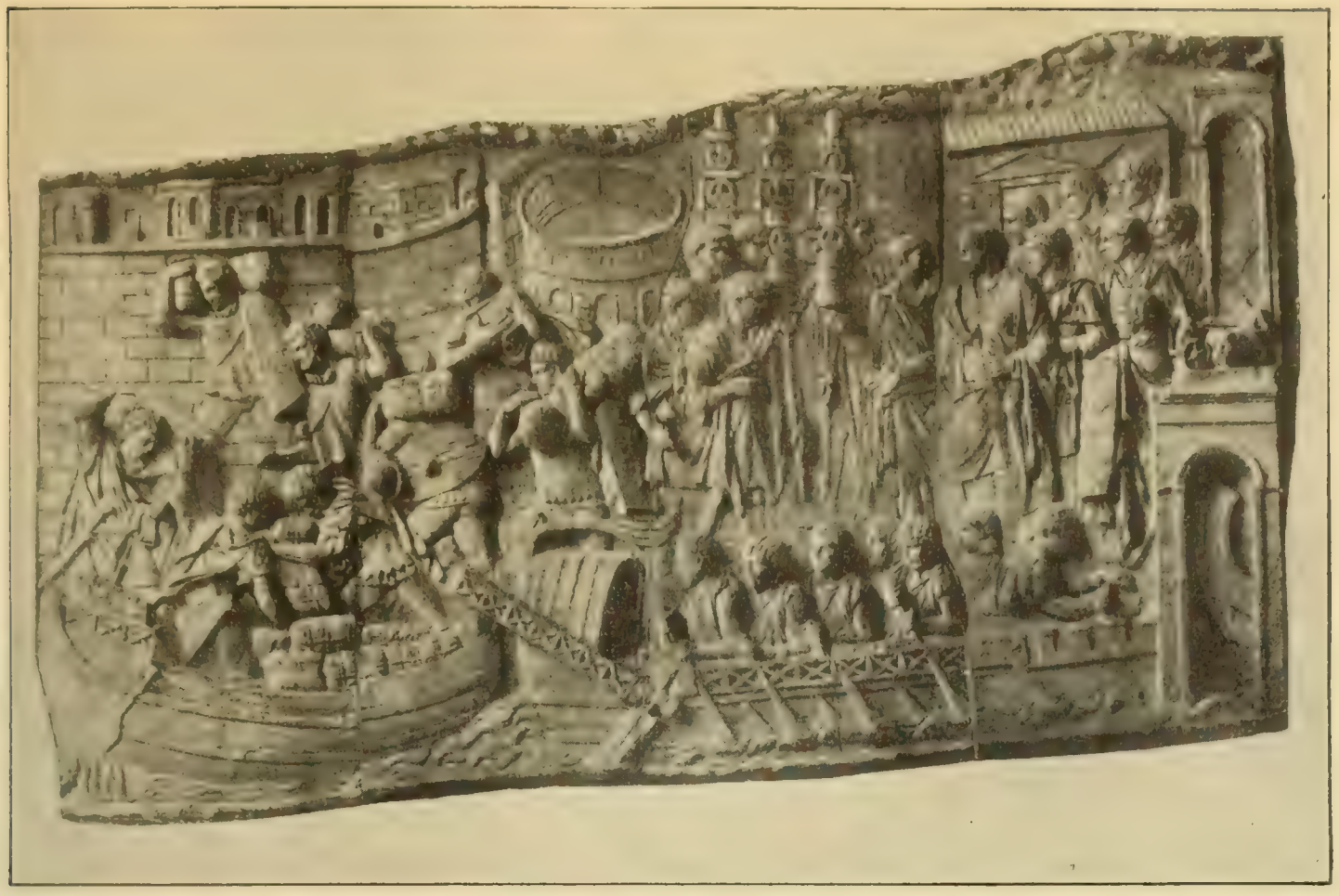
So entartete die Autokratie zur reinen Schreckensherrschaft, die bis in die unmittelbare Umgebung des Kaisers, ja bis in die kaiserliche Familie hinein ein Gefühl beständiger Todesfurcht erzeugte, das mit psychologischer Notwendigkeit zu einer Katastrophe führen mußte. Im Jahre 96 erlag Domitian einer Verschwörung der Gardepräfekten und Hofleute. Über den Ermordeten sprach der Senat die feierliche Acht aus, ließ seine Statuen umstürzen und seine Staatsakte für null und nichtig erklären.

3. Nerva, Trajan, Hadrian und die Antoninen.

Es schien, als wenn die Reaktion gegen die Überspannung des Absolutismus, die — nach einer allerdings schon konventionell gewordenen Formel — als „Wiederherstellung der Freiheit" gepriesen wurde, eine neue Entfaltung der guten Kräfte und Triebe bringen sollte, die noch im Römertum vorhanden waren. Der aus den Reihen der senatorischen Opposition hervorgegangene greise Imperator Nerva (96—98) leitet eine Reihe von Fürsten ein, die den Thron nicht dem Zufall der Geburt und nicht der Erhebung durch die Truppen verdankten, sondern der — meist mit Adoption verbundenen — Wahl durch den Vorgänger. Es fand eine Art Auslese statt, aus der nur Männer von erprobter Tüchtigkeit als die Erkorenen hervorgingen. „Unter den Juliern und Claudiern" — sagt Tacitus im „Agricola" — „waren wir gewissermaßen im erblichen Besitze einer Familie." „Jetzt dagegen" — heißt es in seinen „Historien" — „bietet einen gewissen Ersatz für die unmöglich gewordene republikanische Freiheit die Wahl des Fürsten, die jedesmal den besten Mann trifft."

Statue des Kaisers Trajan.
Original in den Uffizien zu Florenz.
Photographische Aufnahme von Brogi.

Der Geist des neuen Systems zeigt sich schon darin, daß Nerva und sein Nachfolger Trajan (98—117) durch den Verzicht auf die Ausübung der kaiserlichen Justizgewalt über den Senat und Trajan durch die Einführung der geheimen Abstimmung bei den Beamtenwahlen dem Senate eine größere Unabhängigkeit einräumten und auch sonst eine weitgehende Freiheit in Rede und Schrift gestatteten. Selbst die Cäsarmörder Brutus und Cassius durften wieder ungestraft verherrlicht werden. Kein Geringerer als Tacitus spricht von dem „seltenen Glück der Zeiten", wo man wieder denken dürfe, was man wolle, und sagen, was man denke. Ja, Tacitus erhebt sich sogar — im Agricola — zu der enthusiastischen Behauptung, daß Nerva zwei Dinge, die längst als unversöhnliche Gegensätze gegolten, den Prinzipat und die Freiheit, miteinander verbunden habe! Niemand wird das Doktrinäre an dieser Formulierung verkennen. Aber daß eine große und nachhaltige Wendung zum Bessern eingetreten war, beweisen eben die Werke des Tacitus. Sie sind nach einem schönen Worte Rankes „gleichsam ein zwischen verschiedenen Epochen



Handelsverkehr zur Zeit Trajans.
Relief von der Trajanssäule zu Rom.

Nach C. Cichorius,
„Die Trajanssäule".

aufgerichteter Markstein". Der Hauptgegenstand seiner Geschichtschreibung, der Antagonismus zwischen Monarchie und bürgerlicher Freiheit, wird eben im Sinne dieser neuen Ära dargestellt und im Hochgefühl der neu gewonnenen Freiheit der Rede der souveränen Willkür der absoluten Gewalt das Recht der Unterdrückten gegenübergestellt.

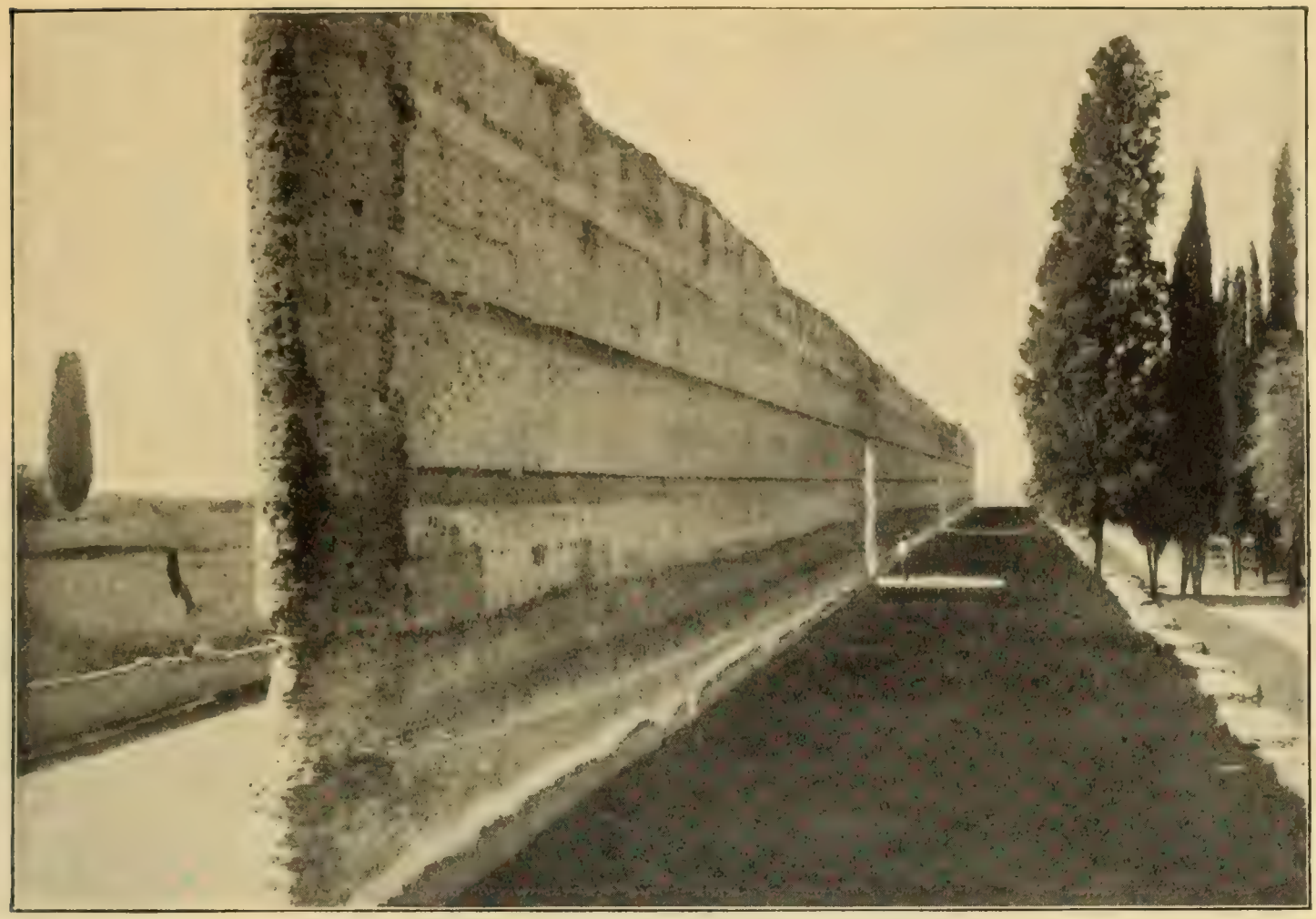
In der Tat! Wenn die Regierung des Nerva und Trajan auch keinen andern Ruhmestitel aufzuweisen hätte, als den, daß sie die Geschichtschreibung eines Tacitus möglich gemacht hat, sie würde allein schon dadurch unsterblich sein. Dieses Geistesdenkmal gibt der Regierung Trajans einen noch höheren Glanz als selbst die stolze Siegessäule auf seinem großartigen Forum, die bis auf den heutigen Tag der Stadt Rom und der Welt seinen kriegerischen Ruhm verkündet.

Die Prunkrede, in der der jüngere Plinius im Jahre 100 beim Antritt des Konsulats das trajanische System verherrlicht hat, enthält ja viel schönfärberische Rhetorik, aber nach all dem Vorausgegangenen erscheint es immerhin bedeutsam genug, wenn es ein Konsul als Willensmeinung des Fürsten verkündigen konnte, daß das Gesetz über ihm stehe, daß er eben nur Princeps, nicht Herr des Staates sei, und daß er sich nicht den Göttern gleichstelle, sondern ein sterblicher Mensch sein wolle, wie alle andern! Als schönes Zeugnis für den Geist des neuen Regiments rühmt Plinius besonders die Alimentarinstitution, die schon von Nerva ins Leben gerufen war und von Trajan beträchtlich erweitert wurde. Während bis dahin nur die hauptstädtische Masse sich der Armenfürsorge des Princeps zu erfreuen hatte, wurde jetzt diese Fürsorge in Form einer milden Stiftung auf Italien ausgedehnt, indem in verschiedenen Kommunen Kapitalien hypothekarisch angelegt wurden, aus deren Zinsen man die Erziehung armer Kinder beiderlei Geschlechtes bestritt, um der Abnahme der freien Bevölkerung Italiens entgegenzuwirken. Eine Politik, die auch in einem bekannten Relief verherrlicht wird, das Italia mit ihren Kindern darstellt, der der Kaiser huldvoll die Hand entgegenstreckt. — Die bürgerliche und politisch maßvolle Haltung Trajans erscheint um so sympathischer, je glänzender der Nimbus war, mit dem seine Erfolge als Feldherr und Organisator die Person des Fürsten umgaben.

Ruinen von der Villa des Kaisers Hadrian zu Tivoli (Badeanlagen). Phot. Anderson.

Die Regierung Trajans charakterisiert sich durch ein weltumspannendes System der Sicherung und Erweiterung der vielfach bedrohten Reichsgrenzen, das dann von Hadrian und den Antoninen weiter ausgebaut wurde. Im Anschluß an die bereits unter den Flaviern errichteten Grenzwerke im Taunus-, unteren Main- und Neckargebiet wurde jetzt der obergermanisch-rätische Grenzschutz systematisch ausgebaut; der Limes, der mit seinen Wällen, Wachttürmen und Standlagern in einer Länge von nahezu 550 Kilometern die gewaltige Linie vom Niederrhein bis zur Donau (bei Kehlheim) deckte und auf lange hinaus die friedliche Entwicklung und Romanisierung der von ihm umschlossenen Gebiete sicherte. Zugleich wurde durch die Anlage der großen Militärstraße von Mainz, der „Ausfallsburg der Römer aus Gallien nach Germanien", eine engere Verbindung zwischen Gallien und der Donaulinie hergestellt, und auch die untere Donau durch die Eroberung und Kolonisation Dakiens, d. h. der niederungarischen Ebene, Siebenbürgens und Rumäniens, sowie durch die Anlage von Grenzwehren und Kastellen in ihrer ganzen Ausdehnung bis zum Schwarzen Meere hin gesichert. Hauptstadt Daciens wurde Zarmizegethusa in Siebenbürgen als römische Kolonie, Colonia Ulpia Traiana. Die stark entvölkerten Donauprovinzen Pannonien und Mösien wurden durch Heranziehung zahlreicher Einwanderer, durch die Anlage von Straßen, Städten usw. systematisch organisiert. Noch heute verkündet das Tropaeum Traiani bei Adamklissi in der Dobrutscha unweit von dem durch Ovids Verbannung berühmt gewordenen Tomi, und das Denkmal für die Krieger Trajans den Ruhm dieser Erfolge.

Auch im Orient, an der Südostgrenze Palästinas, wurden durch die Auflösung des von der arabischen Halbinsel bis nach Damaskus reichenden und für den Handel mit Indien wichtigen römischen Klientelstaates Nabat weite Gebiete als Provinz Arabia für die Kultur, d. h. hier für den Hellenismus gewonnen und ebenfalls durch ein ausgedehntes System der Grenzverteidigung geschützt. Dagegen konnten allerdings die von Trajan in den Kämpfen mit den Parthern gewonnenen Provinzen Mesopotamien und Assyrien nicht behauptet werden. Das überstieg die militärischen Kräfte des Reiches, zumal gleichzeitig eine furchtbare Empörung des



Ruinen von der Villa des Kaisers Hadrian zu Tivoli (die „lange Mauer“). Phot. Anderson.

von neuem durch messianische Hoffnungen fanatisierten Judentums in Vorderasien, in Ägypten und Kyrene ausbrach, der Trajan vor seinem Ende nicht mehr Herr ward.

Erst Hadrian (117—138) hat die für die Orientpolitik Roms noch immer nicht unwichtige jüdische Frage ihrer Lösung entgegengeführt. Um das Judentum in Palästina vollends zu entwurzeln und alle Hoffnungen auf eine Wiederherstellung des nationalen Heiligtums für immer zu begraben, wurde die auf dem Boden des zerstörten Jerusalems im Anschluß an das Legionslager entstandene Lagerstadt zur römischen Kolonie, Aelia Capitolina, erhoben, und der Kolonie durch den Bau eines Jupitertempels auf Morijah, sowie durch die Ansiedlung von Veteranen, Phöniziern, Syrern usw. ein durchaus heidnisches Gepräge gewährleistet. An Stelle Jahves ist Jupiter und Merkur, Apoll und Dionysos, Astarte und Serapis getreten. Auch gibt es seitdem keine Provinz Judäa mehr. Es heißt seitdem Syria Palaestina. Älia Capitolina aber war den Juden verschlossen, nur einmal im Jahre durften sie die Stadt betreten.

Zwar erhob sich dagegen das verzweifelnde Judentum noch einmal unter dem Rabbi Eleazar und dem letzten großen Volkshelden Israels, Barkochba, in dem ein Teil der Gläubigen geradezu den endlich erschienenen Messias sah. Aber das konnte das Schicksal der Juden nicht ändern, wenn es ihnen auch nochmals gelang, sich vorübergehend in den Besitz Jerusalems zu setzen. Ihr Land ist in dem greuelvollen Religions- und Rassenkriege vollends zur Wüste geworden. Durch die verödeten Gefilde und zerstörten Ortschaften schweifte seitdem der Schakal und die Hyäne.

Abgesehen von diesen Kämpfen war die Regierung Hadrians eine fast durchaus friedliche. Sie beschränkte sich in der Hauptsache darauf, den Grenzschutz durch befestigte Linien im Stile der Limesanlagen am Rhein und an der Donau zu vervollständigen. Wie diese unter seiner Regierung vollendet wurden, so wurde im Norden Britannien durch die großartige Grenzwehr des Piktenwalles militärisch gesichert: ein System von Wällen, Gräben, Türmen und Kastellen, das die ganze Breite der Insel von der Mündung des Tyne bis zum Solway Firth durchzog

und durch eine Militärstraße verbunden war. Auch Afrika erhielt gegen die Barbarenstämme durch die Konzentration der afrikanischen Armee und die Anlage eines großen befestigten Lagers Lambaesis einen verstärkten Grenzschutz.

Hand in Hand mit dieser Befriedung nach außen geht eine lebhafte organisatorische und reformierende Tätigkeit auf dem Gebiete des Heerwesens und der Verwaltung. Wie die Schlagfertigkeit der Armee durch umfassende Reformen zur Verbesserung der Disziplin, der Taktik usw., so wurde auch die Wirkung der kaiserlichen Verwaltung gesteigert durch die weitere Ausgestaltung des kaiserlichen Beamtenkörpers, der zugleich durch die Ausschließung der bisher im Haus- und Hofdienst zahlreich verwendeten Freigelassenen und durch die Vergebung aller höheren Stellen — mit Ausnahme des senatorischen Legaten vorbehaltenen Legionskommandos — bis hinauf zu denen des Präfekten von Ägypten und des Gardepräfekten, des Stellvertreters des Kaisers, an Bewerber aus dem besitzenden Mittelstand (aus den sog. Rittern) vielfach auf eine neue Grundlage gestellt wurde.

Büste des Kaisers Hadrian.
Original im Nationalmuseum zu Athen.
Nach einer Photographie von Alinari, Florenz.

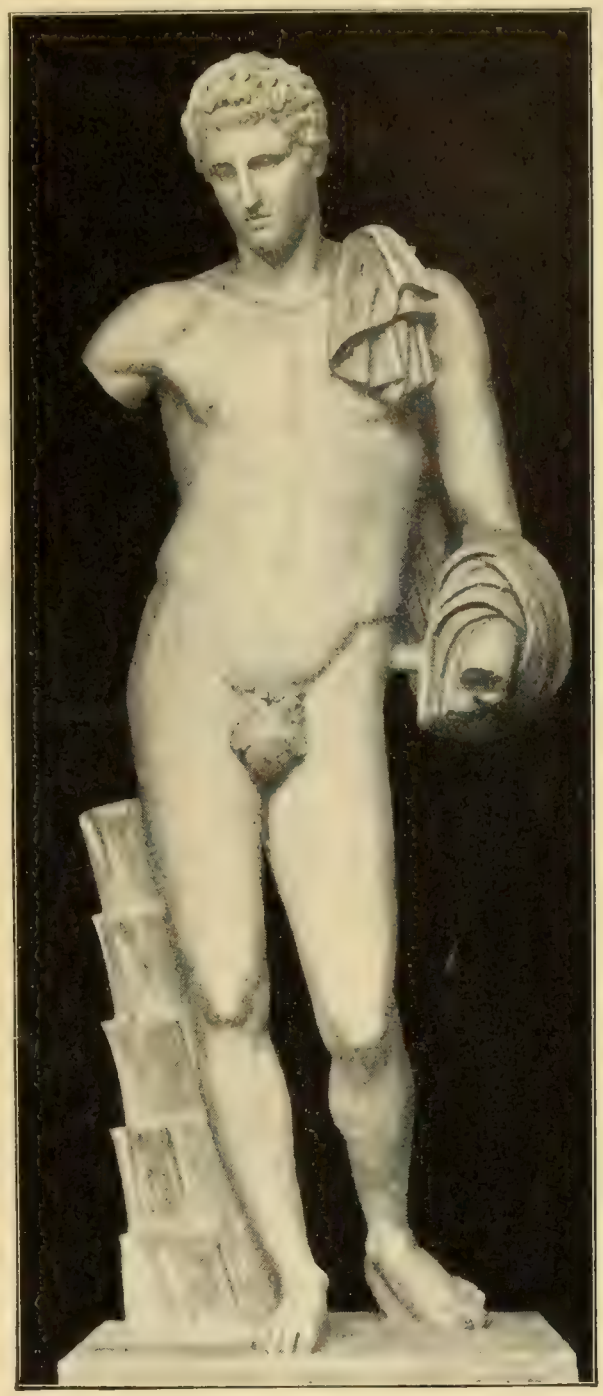
Dabei tritt jedoch die persönliche Initiative des Kaisers in keiner Weise hinter einem Beamtenregimente zurück. Im Gegenteil! Selten war ein Fürst so mit allen Einzelheiten der Verwaltung vertraut und so um eine persönliche Kenntnis der Regierten, um eine persönliche Anschauung von Land und Leuten bemüht, wie Hadrian. Eine ganze Reihe von Jahren hat er der Bereisung des weiten Länderkreises des Imperiums gewidmet von den Grenzen Schottlands bis nach Mauretanien und zum Roten Meere, vom Atlantischen Ozean bis nach Palmyra in der syrischen Wüste: überall schaffend, ordnend, richtend, Wohltaten zurücklassend; wie die Überschwenglichkeit der Zeitgenossen meinte, ein wandernder Herakles, ein zweiter Dionysos!

Auch insofern sind diese Reisen Hadrians bedeutsam, weil sie von einer neuen Auffassung in bezug auf das Verhältnis des untertänigen orbis terrarum zu Rom zeugen. Hatte bis dahin Rom und Italien für den Römer sozusagen eine Welt für sich bedeutet, um derentwillen allein die Provinzen da waren, so erscheint das Reich von jetzt an immer mehr als ein einheitliches Ganzes, in dem sich mit innerer Notwendigkeit eine allmähliche Gleichstellung der Provinzen mit Italien vollzog, wenn auch erst Caracalla diese Gleichstellung zum Abschluß gebracht hat. Es ist eine in gewissem Sinne kosmopolitische Auffassung der Reichspolitik, mit der sich dann auch ein ganz universelles kosmopolitisches Kulturinteresse verband.

Die Art und Weise, wie Hadrian Athen als die Hauptstadt des Geistes Rom als die Hauptstätte der materiellen Macht gegenübergestellt hat, die begeisterte Liebe zum Hellenentum, der unwiderstehliche Drang, alles Wissens- und Sehenswerte kennen zu lernen, all das charakterisiert Hadrian als den typischen Vertreter einer wahrhaft universalen Kulturepoche, als einen „Mann der allgemeinen Kultur". Bezeichnend für diese persönliche Richtung des Kaisers, wie für die Zeit überhaupt ist die großartige Villenanlage bei Tibur, der Lieblingssitz seines Alters, wo er sich mit Vorliebe in die Erinnerungen seines Wanderlebens versenkte. Das weite Gebiet, über das sie sich erstreckte, enthielt eine Fülle interessanter Bauten und Kunstwerke, Nachbildungen bedeutender Werke des Orients, Ägyptens und Griechenlands. Eine Art Mikrokosmos der Kunst und eine überreiche Fundgrube für die Nachwelt, aus der sich Vatikan

und kapitolinisches Museum, die Farnesina und die Villa Albani, die Villen der Este auf dem Quirinal und in Tivoli bereichert haben. Allein die letztere hat an 100 Statuen und Reliefs aus der Villa Hadrians!

Allerdings wird man derartigen Schöpfungen fürstlicher Laune nur mit gemischten Gefühlen gegenüberstehen. Ein derartiger Verbrauch enormer Mittel für den Genuß eines Einzelnen wird immer als eine Extravaganz empfunden werden, zumal wenn man gleichzeitig an das kolossale Monument denkt, das Hadrian seiner eigenen Größe gesetzt hat, das in seinen Dimensionen an orientalische Grabesbauten erinnernde Mausoleum, die heutige Engelsburg, oder an die Stadt Antinoopolis, die das Andenken seines früh verstorbenen Lieblings, des schönen Knaben Antinous, verewigen sollte, aus dem die griechische Kunst eine Idealgestalt, die Orientalen eine Gottheit gemacht haben.

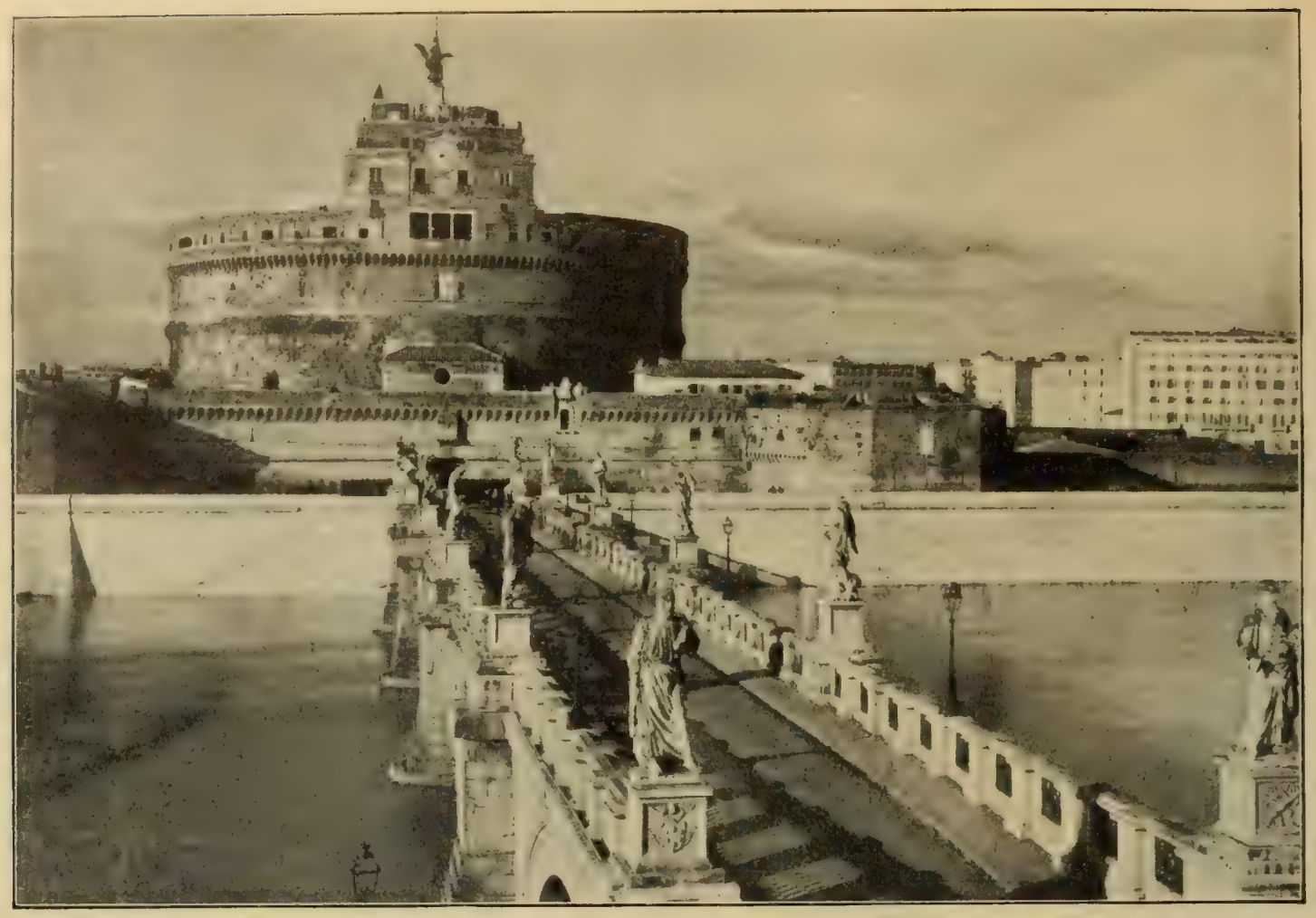


Der Antinous vom Belvedere.
Statue im Vatikanischen Museum.
Photographie-Verlag von Anderson, Rom

Allein, so bedenklich in diesen Erscheinungen das rein persönliche Moment hervortritt, auf der andern Seite darf doch nicht vergessen werden, daß hier den Schöpfungen selbstherrlicher Laune zugleich eminent gemeinnützige Leistungen gegenüberstehen, und daß sich auf den verschiedensten Gebieten die Regierung Hadrians als eine wohltätige erwiesen hat, so z. B. im Sozialrecht, dessen Reformen besonders der gedrückten niedersten Schicht der Bevölkerung, den Sklaven, zugute kam. Von neuem ward die Bestimmung eingeschärft, welche die Tötung eines Sklaven durch den Herrn verbot. Mißhandlungen von Sklaven wurden bestraft, und das gerade in der Kaiserzeit wiederholt rigoros angewandte Gesetz, das bei der Ermordung des Herrn die Hinrichtung aller Sklaven des Hauses befahl, auf diejenigen beschränkt, welche dem Herrn hätten Hilfe leisten können. Ferner wurde der Verkauf von Sklaven in die Arena, von Sklavinnen an gewerbsmäßige Kuppler, sowie die willkürliche Anwendung der Folter gegen Sklaven verboten und endlich das frühere Verbot der Eunuchisierung erneuert. Eine Humanisierung des Rechtes, die dann unter den Antoninen weitere Fortschritte gemacht hat.

Eine glückliche Hand hat der kinderlose Hadrian auch in der Erwählung dieser seiner Nachfolger bewiesen, des von ihm adoptierten Antoninus Pius (137—161) und des von Antoninus noch auf seine Veranlassung hin adoptierten Marcus Aurelius (161—180).

Die fast ein halbes Jahrhundert umfassenden Regierungen der beiden Männer zeigen insofern gewisse gemeinsame Züge, als in ihnen der Prinzipat ein patriarchalisches, bürgerliches und — im Vergleich mit dem temperamentvollen Wesen Hadrians — nüchternes Gepräge annimmt, das übrigens, besonders bei Mark Aurel, eines gewissen idealen Momentes keineswegs entbehrt. Der platonische Gedanke, daß die Philosophen Könige oder wenigstens die Könige Philosophen seien, die Verbindung von politischer Macht und philosophischer Weltanschauung ist in der Person Mark Aurels in gewissem Sinne zur Wirklichkeit geworden. Daher tritt die Wohlfahrtspolitik, in deren Dienst sich Mark Aurel gestellt hat, aus dem Rahmen des staatlichen Interesses sozusagen heraus. Sie entnimmt ihren Maßstab

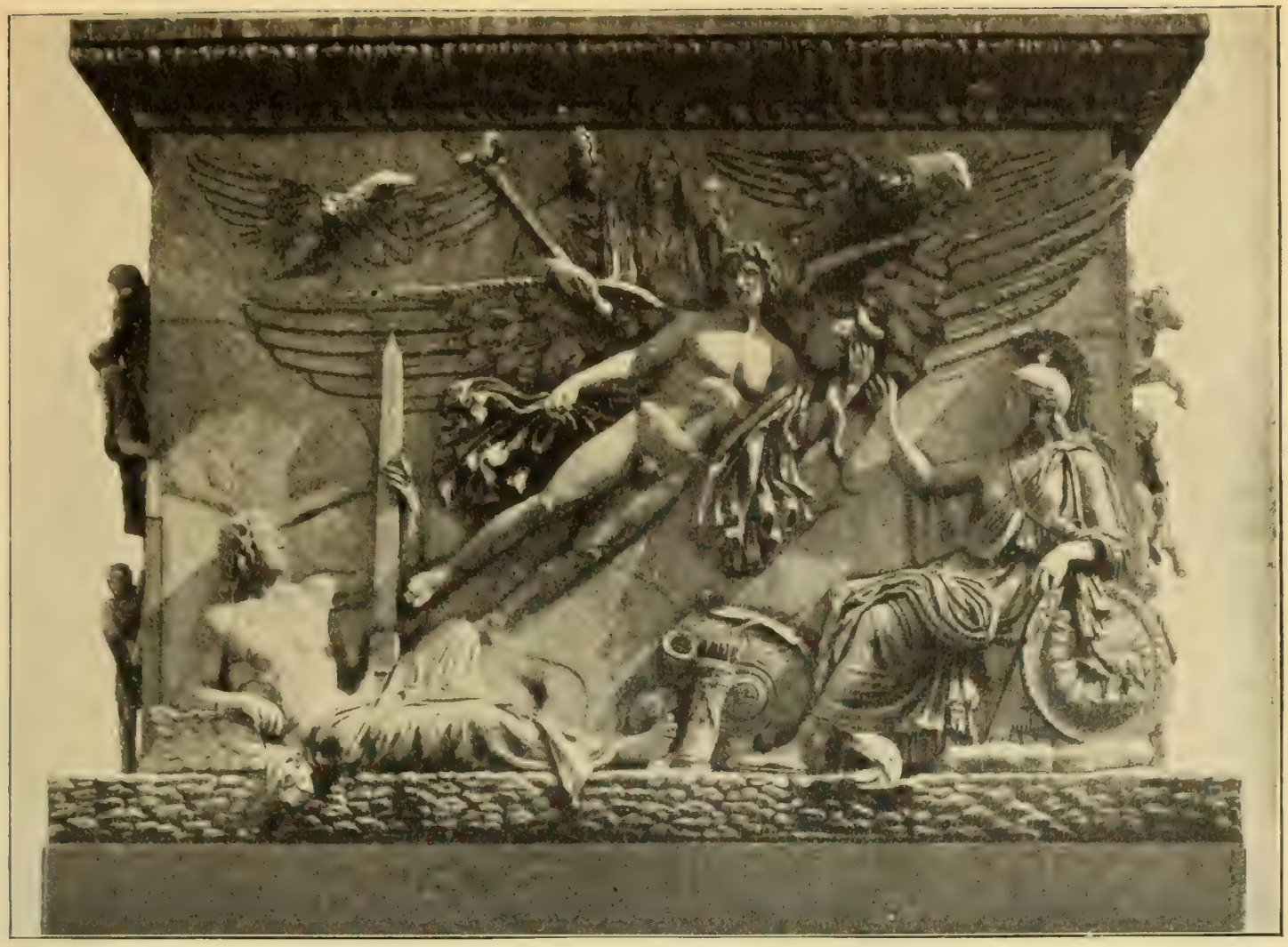


Das Mausoleum des Kaisers Hadrian. Die heutige Engelsburg zu Rom. Photograph. Aufnahme.

einem höheren, umfassenderen, der philosophischen Ethik, dem Begriffe der Humanität. Der Staat als das höchste Organ menschlicher Kultur erscheint für Mark Aurel dazu bestimmt, die „Leiden der Menschheit" zu mildern. Und insofern gilt besonders von ihm, was der Reiseschriftsteller Pausanias schon von Antoninus Pius gesagt hat, indem er ihn als „Vater der Menschen" feiert.

Bezeichnend für diese neue Geistesrichtung ist der Einfluß, den die Lehre des freigelassenen Sklaven und Popularphilosophen Epiktet auf Mark Aurel gewonnen hat, und das merkwürdige Buch der „Selbstgespräche", das uns von diesem selbst erhalten ist. Es macht angesichts der Vergangenheit des Cäsarismus einen ergreifenden Eindruck, wie hier der Imperator von Cato und Brutus, von Thrasea und Helvidius spricht und im Anschluß an diese Märtyrer der Freiheit die Idee eines Staates entwickelt, in welchem Isonomie (Gleichheit vor dem Gesetz) und Isegorie (Freiheit der Rede) herrscht, das Ideal eines Königtums, welches „die Freiheit der Beherrschten über alles liebt". Ein gewisser doktrinärer Zug ist hier ja nicht zu verkennen, aber es ist doch eine groteske Übertreibung, wenn ihn einer seiner Generale, der im Orient ohne Erfolg als Prätendent gegen ihn auftrat, einen Schreiber und Schwätzer genannt hat, oder wenn manche seiner Offiziere über das „philosophische alte Weib" höhnten, das im Feldlager die Zeit mit der Abfassung philosophischer Abhandlungen vergeude.

Es kann sein, daß Mark Aurel vielleicht philosophischen Fragen und den Velleitäten des am Hofe weilenden afrikanischen Rhetors Fronto mehr Aufmerksamkeit geschenkt hat, als sich mit den Aufgaben des Imperators zu vertragen schien; aber bei seinem eminenten Pflichtgefühl und hingebendem Arbeitseifer ist es ihm doch in hohem Grade gelungen, auch diesen Aufgaben gerecht zu werden, die gerade damals durch furchtbare Krisen, durch gefährliche Kriege am Euphrat und Tigris, wie an der Donau, durch Rebellionen in Gallien und Ägypten, durch Seuchen, Mißwachs, Hungersnot und finanzielle Bedrängnis äußerst erschwert waren. Seine philosophisch-literarischen Neigungen haben ihn nicht abgehalten, einen großen Teil seiner Regierung im Feldlager zuzubringen und die Kriege gegen die andringenden Völker an der Donaugrenze persönlich zu leiten.



Apotheose des Antoninus Pius. Relief von der Colonna Antonina zu Rom. Photograph. Aufnahme.

Eine ganze Reihe von Stämmen: Markomannen, Quaden, Sarmaten, teilweise auch Hermunduren, Vandalen, Langobarden erscheinen damals in einer mächtigen Vorwärtsbewegung gegen das Reich begriffen, unter der Noricum, Pannonien, Dakien schwer zu leiden hatte, und die in ihren Ausläufern sogar bis nach Oberitalien sich erstreckte. Es hat jahrelanger schwerer Kämpfe bedurft, bis diese gewaltige Völkerbewegung siegreich abgewehrt war. Aber es ist dies doch ganz wesentlich mit das Verdienst der zähen und zielbewußten Ausdauer Mark Aurels. Und insofern ist die Marcussäule in Rom, deren Reliefs uns die Ereignisse des großen Völkerkampfes schildern, durchaus kein Werk persönlicher Eitelkeit oder höfischer Schmeichelei.

Allerdings hat der römische Staat zur Befriedigung der Barbaren seit dieser Zeit einen Weg eingeschlagen, der unter den gegebenen Verhältnissen ja wohl unvermeidlich war, aber sich später für ihn verhängnisvoll erwiesen hat. Es ist das die Ansiedlung von Germanen und anderen Barbaren in den verheerten und entvölkerten Grenzgebieten des Reiches. Diese Ansiedler (Kolonen) waren in der Regel schollenpflichtig, d. h. an den Boden gebunden und zugleich zum Kriegsdienst verpflichtet. Eine Einrichtung, die — zunächst in den Donaulandschaften — zu einer fortschreitenden Barbarisierung der Armee und mehr und mehr auch weiter Grenzgebiete geführt hat.

Und dabei wurde eine dauernde Befriedung der Grenzen doch nicht erreicht. Wenn auch der Sohn und Nachfolger Mark Aurels, Commodus (180—192), eine formelle Unterwerfung der Markomannen und Quaden erreichte, so erwies sich dies bald als ein Scheinerfolg, zumal dieser erste im Purpur geborene Kaiser nicht entfernt der Mann war, irgendeine größere Aufgabe mit Ernst und Nachdruck durchzuführen. Er hatte nach dem in Vindobona erfolgten Tode seines Vaters keinen sehnlicheren Wunsch, als dem Barbarenlande, wo die Leute — wie der Leibarzt Galen sagte — „so bretterne Gesichter hatten", möglichst bald den Rücken zu kehren und sich in das Genußleben der Hauptstadt zu stürzen.

Es ist ein ungeheuerer jäher Absturz, der sich hier in der Geschichte des Prinzipats vollzieht. Auf den philosophischen Kaiser folgt ein elender Komödiant, der mehr Gladiator und Athlet war, als Regent. Er ließ sich sogar auf Münzen als Tierkämpfer und als Herkules darstellen und trat öffentlich als Fechter auf, wie denn die Gladiatorenkaserne sein liebster Aufenthaltsort war.

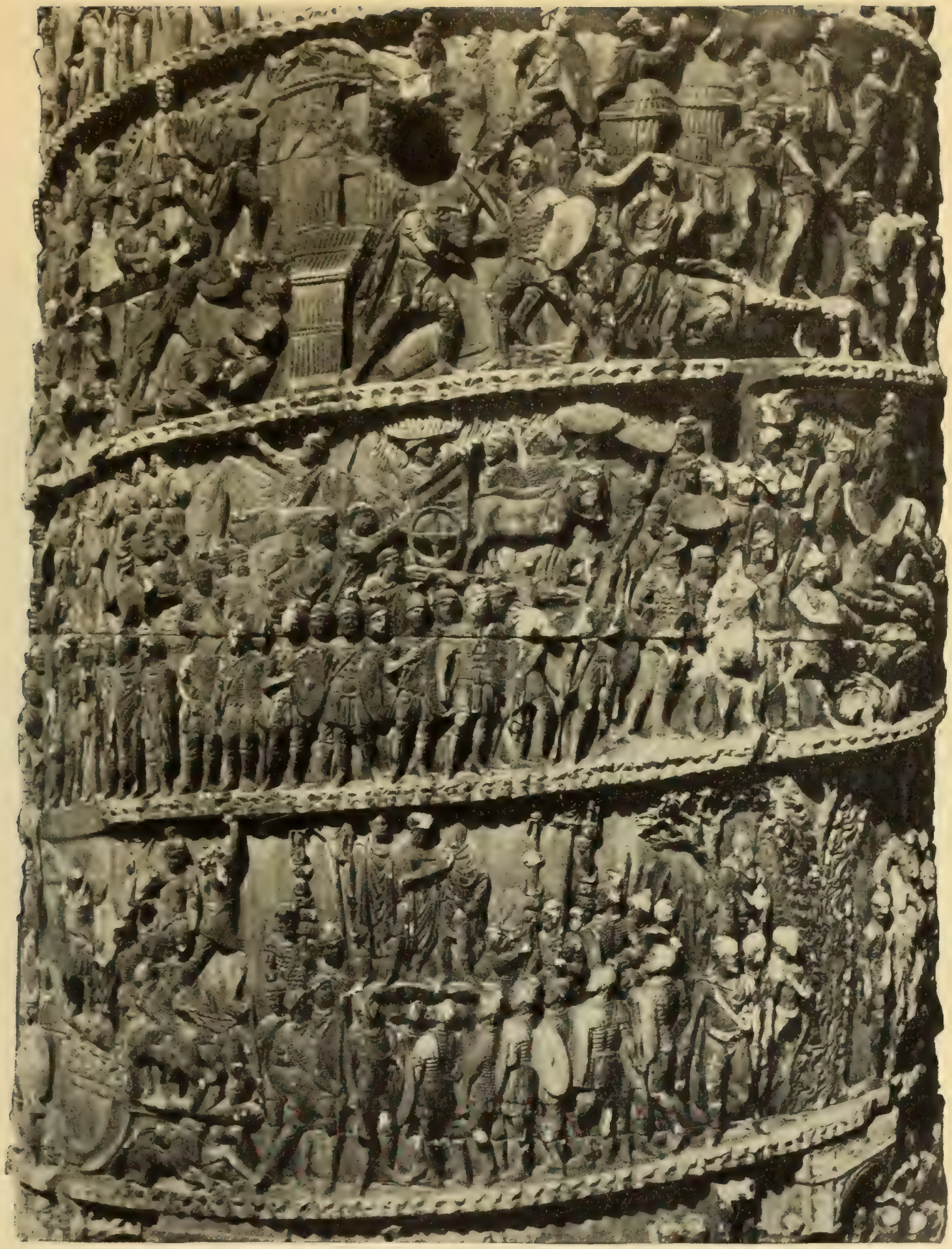
Die Regierungssorgen überließ er anderen, zuerst dem Gardepräfekten Perennis, dann nach dessen Sturz einem freigelassenen und nun auch zum Gardepräfekten beförderten phrygischen Sklaven Kleander. Es ist die echte und rechte Günstlings- und Bedientenwirtschaft, die den Staat durch ein schamloses Raubsystem ausbeutete und zum Verkauf von Ämtern und Würden und allen möglichen Erpressungen geführt hat. Wo der Fürst selbst eingreift, geschieht es immer häufiger, um durch Justizmorde und Konfiskationen die Folgen seiner Verschwendung auszugleichen oder um Mißtrauen und Furcht zu beschwichtigen, die auch jetzt wieder die unvermeidliche psychologische Begleiterscheinung der Tyrannis sind. War doch diese feige Angst bei Commodus so stark, daß er einem durch Teuerung veranlaßten Pöbeltumult ohne weiteres seinen Günstling Kleander geopfert hat, an dessen Stelle dann ein Ägypter, der Kämmerer Eklektus und die Konkubine des Kaisers, Marcia, den entscheidenden Einfluß gewannen. Dabei steigert sich der Allmachtsschwindel bei Commodus ganz wie bei Caligula zu grotesken Formen. Wie er sich auf den Münzen als Gott darstellen ließ, so nahm er die absurdesten, von der niedrigsten Schmeichelei ausgedachten Ehrungen hin, wie z. B. gelegentlich eines verheerenden Brandes in Rom, nach dem Rom fortan zu Ehren seines kaiserlichen „Wiederherstellers" zur Colonia Commodiana werden sollte!

Büste eines Prinzen aus dem Hause der Antoninen in den Uffizien zu Florenz.
Nach einer photographischen Aufnahme. Verlag von Brogi.

Das Ende ist dann aber auch hier, daß die gerade mit dem Gefühl der schrankenlosen Macht zunehmende Angst vor den Neidern dieses Glückes den feigen Schwächling zu immer neuen Bluttaten treibt, die auch die Nächststehenden nicht verschonten und eine Atmosphäre des Schreckens und der Unsicherheit um ihn verbreiteten, die für die Bedrohten unerträglich wurde. Als selbst Marcia und die nächsten Vertrauten am Hofe sich ihres Lebens nicht mehr sicher fühlten, ließen sie, im Einverständnis mit dem Gardepräfekten, Commodus in der Nacht vor dem 1. Januar 193, an dem er von der Gladiatorenkaserne aus in Fechtertracht das Konsulat anzutreten gedachte, durch einen Athleten erdrosseln.

4. Das Soldatenkaisertum und seine Bedeutung für die Reichseinheit und die Entwicklung der absoluten Monarchie.

Da nach dem Tode des Commodus ein legitimer Thronerbe fehlte, so trat — ähnlich wie nach dem Tode Neros — sofort wieder die Soldateska in Aktion. Als der mit Hilfe des Gardepräfekten auf den Thron gelangte greise Pertinax den Versuch machte, ein bürgerliches Regiment im Sinne des Senats zu führen und der unter Commodus eingerissenen Zuchtlosigkeit der Garde ein Ende zu machen, erhoben sich die Prätorianer in offener Meuterei, ermordeten den Kaiser nach kaum dreimonatlicher Regierung und vergaben den Thron gegen das Versprechen eines enormen Geschenkes an den reichen Senator Didius Julianus, der freilich sofort Widerstand



Kaiſer Mark Aurel im Krieg gegen die Germanen.
Reliefs von der Siegesſäule des Kaiſers zu Rom.

beim Senat und bei der römischen Plebs, wie bei den Legionen fand, die nicht geneigt waren, das Recht und den Vorteil der Cäsarenernennung allein der Garde zu überlassen. Die Legionen im Orient, in Britannien, an der Donau erhoben je für sich ihre eigenen Imperatoren, von denen dann naturgemäß der Führer der stärksten und Italien am nächsten stehenden Armee, der Statthalter von Oberpannonien, L. Septimius Severus, den Sieg davontrug (193).

Mit diesem von romanisierten Afrikanern abstammenden und zuletzt mit einer Syrerin, Julia Domna aus Emesa, vermählten Kaiser beginnt jener große Prozeß der Ausgleichung und Nivellierung, der den Überlieferungen der augusteischen Verfassung und der traditionellen Stellung Roms und Italiens definitiv ein Ende bereitet hat.

Dies zeigt sich schon gleich bei Beginn seiner Regierung in der Umgestaltung der Garde. Diese bis dahin überwiegend aus Italikern bestehende Truppe wurde von jetzt an größtenteils aus den Veteranen der Legionen zusammengesetzt und damit allen Untertanen der Zugang zu dieser Elitetruppe eröffnet. Zugleich wurde, um Rom und Italien desto sicherer in der Hand zu haben, eine Legion als Garnison nach Albano gelegt und unter den Befehl des Gardepräfekten gestellt. Ein weiterer Schritt auf der Bahn der Gleichstellung Italiens und der Provinzen, mit der ihm dann auch sein Sohn Caracalla, der Verleiher des Bürgerrechts an die Provinzialen, gefolgt ist, war die Ausdehnung des italischen Rechtes (der Grundsteuerfreiheit) auf asiatische und afrikanische Städte, wie Karthago, Utica, Tyrus u. a., und die Verleihung des Stadtrechtes an Alexandria, während freilich sonst unter Severus die Tendenz zur Beschränkung der Gemeindeautonomie besonders stark hervortritt.

Übrigens ist auch dies Vorgehen gegen die Autonomie der Gemeinden symptomatisch für die Gesamtrichtung der Zeit, für den Bruch mit der augusteischen Verfassung, für die systematische Umbildung des Prinzipats zur reinen Autokratie. Wie der Einfluß des Senats auf die Verwaltung dadurch zurückgedrängt wurde, daß der Stand, auf dem sich der spezifisch kaiserliche Beamtenorganismus aufbaute, der Ritterstand, zu den meisten Stellen Zugang erhielt, die bis dahin noch dem senatorischen Beamten- und Offiziersstand vorbehalten gewesen, so ist auch der Anteil des Senats an der Staatsleitung durch das Regierungssystem des Severus durchaus illusorisch geworden. Wie er bei seiner Thronbesteignng keine Bestätigung des Senats erbeten, sondern sich mit der einfachen Mitteilung der vollendeten Tatsache begnügt hatte, so tritt er auch später immer mehr als der Herr auf, der alles in letzter Instanz entscheidet, als der „dominus", wie ihn die Ehrendenkmäler der Gemeinden und Korporationen regelmäßig bezeichnen. Daher ist auch fortan von einer Beamtenernennung durch den Senat nicht mehr die Rede. Ja sogar im Strafrecht findet die veränderte Stellung des Kaisers ihren Ausdruck: in Majestätsprozessen soll fortan kein Stand mehr vor der Anwendung der Folter geschützt sein. Dem „Herrn" gegenüber ist ja auch der Höchststehende ebenso ein Dienender geworden, wie alle andern. Überaus bezeichnend ist endlich die systematische Heranziehung der Juristen, z. B. des Papinian, sowohl zur Gardepräfektur, wie zum kaiserlichen Rat. Sie sind es, welche die Staats- und Rechtstheorie ausgestalten, die fortan die juristische Grundlage des monarchischen Staatsabsolutismus bildet.

Für die Theorie der Juristen ist die traditionelle Ableitung des Prinzipats aus der Volkssouveränität lediglich eine historische Reminiszenz. Die Organe der Volkssouveränität, Komitien und Senat, haben nach der in den Pandekten rezipierten Auffassung Ulpians durch das Gesetz, durch welches dem Princeps das Imperium übertragen wurde, zugunsten des letzteren definitiv abgedankt. Der Wille des Kaisers ist ohne weiteres Gesetz. Er ist „König" und „Herr" des Staates. Daher heißt auch das Gesetz, durch welches ihm das Volk alle seine Souveränitätsrechte übertragen hat, ein Königsgesetz (lex regia).

Es ist ganz im Geiste dieses Systems, wenn nach einem zeitgenössischen Geschichtschreiber, Cassius Dio, Severus seinen beiden Söhnen, Caracalla und Geta, sterbend den Rat gegeben haben soll: „Seid einig, macht die Soldaten reich; um alle andern kümmert euch nicht." Wenn auch Caracalla (211—217) den ersten Rat mißachtete und den Bruder und Mitregenten ermordete, so hat er doch um so mehr im Sinne des zweiten regiert. Neben dem brutalen Gefühl der Macht verstummen alle andern Rücksichten; und es kennzeichnet ihn treffend, wenn man in Hinblick auf seinen afrikanischen Vater, seine syrische Mutter und seinen Geburtsort Lyon

Reiterſtandbild des Kaiſers Mark Aurel
auf dem Kapitol in Rom. Photographie Anderſon

gesagt hat, daß er die Laster dreier Stämme in sich vereinigt habe: die gallische Leichtfertigkeit, die afrikanische Wildheit und die syrische Spitzbüberei.

In demselben Geiste regierte der nach der Ermordung Caracallas gegen den Mörder und Nachfolger Macrinus von einer syrischen Legion zum Imperator ausgerufene vierzehnjährige Priester des Sonnengottes von Emesa, Elagabal oder Heliogabal (218—222). Zugleich nimmt mit diesem Buben die Autokratie ein rein orientalisches Gepräge an. Wie der ohnehin tiefgesunkene Senat durch massenhafte Aufnahme von Orientalen sein römisches Gepräge vollends verlor, tritt auch der Kaiser nicht mehr wie ein römischer Imperator, sondern ganz wie ein orientalischer Sultan auf. Er erschien mit dem Diadem und forderte die Adoration. Die Senatoren waren für ihn nichts als Sklaven in der Toga. Ebenso nahm der Hof ein orientalisches Gepräge an. Eunuchen- und Haremswirtschaft machte sich breit, und am Ende mußte es Rom erleben, daß sein eigener Pontifex Maximus allen nationalen Traditionen so sehr ins Gesicht schlug, daß er den Staatskult zugunsten seiner asiatisch-afrikanischen Gottheiten, des syrischen Sonnengottes und der Astarte, der Venus Caelestis oder Urania förmlich depossedierte. Rom erlebte das groteske Schauspiel einer „Vermählung" des Sonnengottes und der aus Karthago herbeigeholten Himmelskönigin, zu der aus allen Provinzen Hochzeitsgeschenke gesandt werden mußten. Jetzt strömten die Asiaten nach Rom, um die Erhöhung ihres Gottes in der Weltbauptstadt mitzufeiern, wie jener Verehrer des phrygischen Sonnengottes Attis, Aberkios aus Hieropolis, von dessen Romreise die berühmte Inschrift berichtet, die jetzt im Lateran als angebliche Grabinschrift eines christlichen Bischofs gezeigt wird.

Gegen diese Orientalisierung Roms hat sich dann allerdings noch einmal das nationalrömische und das vom Senat repräsentierte bürgerliche und konstitutionelle Interesse aufgelehnt. Und die Regierung des nach der Ermordung Elagabals auf den Thron gelangten Alexander Severus (222—235) hat dieser Strömung auch gerecht zu werden und sich zugleich der Prätorianer- und Präfektenwirtschaft durch Konzessionen an den Senat zu entziehen gesucht. Ein System, das durch den genannten Senator und Historiker Cassius Dio in der bekannten, dem Mäcenas in den Mund gelegten Programmrede seine literarische Verherrlichung gefunden hat.

Allein schon diese Regierung zeigt, daß die Zeit für ein derartiges konstitutionelles Regiment vorüber war. Wiederholte Meutereien der Garde, denen z. B. der Gardepräfekt, der Jurist Ulpian, zum Opfer fiel, und vor denen auch Dio aus Rom weichen mußte, ferner zahlreiche Militäraufstände und Erhebungen von Thronprätendenten durch die Truppen, endlich der Sturz des unsoldatischen Kaisers durch den kriegstüchtigen Maximin, einen thrakischen Bauernsohn, der sich von der Pike emporgedient hatte, all das ließ — kurz vor dem tausendjährigen Jubiläum des römischen Staates — keinen Zweifel mehr darüber, daß die alte Verfassung tot und die auf die Provinzen und mehr oder minder barbarisierte Truppen gestützte reine Militärherrschaft nicht mehr abzuwenden war.

Das Recht der Armee, Kaiser einzusetzen, ist seit Septimius Severus anerkannt; freilich ein Recht, das für die Monarchie und die von der Monarchie repräsentierte Reichseinheit die gefährlichsten Konsequenzen hatte. Da an eine gemeinsame Wahl der Armeen nicht zu denken war, konnte jeder beliebige Truppenteil, den die Lust zum Kaisermachen ankam, die Rolle der Armee spielen und seinen Führer als Imperator proklamieren, was dann freilich die unvermeidliche Folge hatte, daß solche Regierungen — Mommsen nennt sie monarchische Karikaturen — nie von langer Dauer waren, da sie sofort den Widerspruch anderer Truppenkörper und anderer Provinzen hervorriefen. So trat schließlich ein allgemeines Chaos ein, in welchem sich die verschiedenen Armeekorps, die Generale, Kaiser, Gardepräfekt und Senat und die zahlreichen Gegenkaiser untereinander befehdeten. Ja, es ist in der allgemeinen Verwirrung so weit gekommen, daß die durch den Steuerdruck und das allgemeine Elend zur Empörung getriebenen Bauern Galliens, die „Bagauden", sich ebenfalls einen Kaiser erkoren, während andrerseits in Ägypten ein reicher Großindustrieller, Firmus, der sich rühmte, aus Papier und Leim eine Armee unterhalten zu können, die Hand nach der Krone ausstreckte.

Es ist ein Zustand, den man treffend als ein beständiges Hin- und Herschwanken zwischen despotischer Monarchie und einer anarchischen bewaffneten Demokratie bezeichnet hat, wie sie sich eben in der Armee verkörperte. Damit hängt es ferner zusammen, daß nun auch die letzten

Die Ruinen der Thermen des Caracalla. Phot. Anderson.

Reste der Traditionen des Prinzipats in der Armee verschwanden, daß z. B. von dem Kaiser Gallien die senatorische Aristokratie von den militärischen Ämtern überhaupt ausgeschlossen und diese überwiegend mit Leuten besetzt wurden, die sich vom gemeinen Soldaten emporgedient hatten, ein Parvenütum, dem jetzt selbst der Cäsarenthron nur zu oft als Beute zufiel.

Dazu kam, daß infolge des Fehlens einer starken Zentralgewalt die einzelnen Provinzen im Interesse ihrer Selbsterhaltung oft geradezu genötigt waren, durch die Aufrichtung eines provinziellen Kaisertums sich selbst zu helfen und eine militärische und administrative Autorität zu schaffen, welche den gerade jetzt stetig wachsenden Anforderungen der Landesverteidigung gewachsen war. Infolge der Entblößung der Reichsgrenzen und der Schwächung der Reichsverteidigung durch die zahllosen inneren Kämpfe sehen wir nämlich gerade in dieser Zeit die Völker im Norden, Osten und Süden des Reiches in einer gewaltigen Vorwärtsbewegung begriffen, welche überall die Grenzen überflutete und zur Verwüstung und Ausplünderung ganzer Länder führte.

Während das römische Reich sich in seine Bestandteile aufzulösen drohte, tritt umgekehrt in der feindlichen Völkerwelt jenseits der Grenzen eine starke Tendenz zu engerem Zusammenschluß hervor. Zunächst im Osten, wo bis dahin das große Partherreich durch seine politische Zersplitterung und ewige Prätendentenkämpfe in einen ähnlichen Schwächezustand verfallen war, wie nunmehr das römische Reich. Jetzt vollzog sich hier in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts von der Landschaft Persis aus unter der Führung der aus einem Priestergeschlecht hervorgegangenen Dynastie der Sassaniden ein Prozeß der Konsolidierung des Reiches, der einerseits eine Reaktion im Sinne der alten Zarathustrareligion gegen die hellenistischen Tendenzen der bis dahin herrschenden Arsakiden, andrerseits geradezu die Wiederaufnahme der imperialistischen Großmachtspolitik des alten Perserstaates des Cyrus bedeutete. Schon unter Alexander Severus war die Angriffskraft des geeinigten Perserstaates so weit wiederhergestellt, daß die Perser in Mesopotamien, Syrien und Kappadozien einrücken konnten. Und wenn auch damals noch die

Abwehr gelang, so mußte ihnen doch schon ein paar Jahrzehnte später ein großer Teil des Orients überlassen werden. Städte wie Antiochia und Tarsos sind damals persisch geworden; und ein besiegter römischer Kaiser, Valerian, ist in persischer Gefangenschaft gestorben (260?).

Andrerseits sind es im Westen, an den germanischen Grenzen, nicht mehr einzelne Stämme, die in Aktion treten, sondern größere Volksverbände. So erscheinen unter Caracalla am obergermanischen Limes die Alemannen, am mittleren und unteren Rhein die Franken und an der Nordsee die Sachsen. Wie diese mit ihren Wikingerschiffen die Gestade Galliens und Britanniens heimsuchten, so durchbrachen Alemannen und Franken den Limes und nahmen das ganze römische Gebiet rechts des Rheines in Besitz. Ja, die Alemannen sind sogar über Rätien wiederholt bis nach Italien (bis Ravenna) vorgedrungen (261 und 271), die Franken bis nach Tarraco (Spanien).

Gruppe von Prätorianern (Soldaten der kaiserlichen Leibwache).
Relief im Louvre zu Paris.

Weiter im Osten am Schwarzen Meere und an der unteren Donau waren Markomannen, Goten, Alanen, Vandalen, Langobarden u. a. im mächtigen Vorwärtsdringen begriffen. Die zahlreichen Raub- und Wanderzüge der Goten z. B. erstreckten sich bald tief hinein nach Mösien und Thrazien, Mazedonien und Achaja, ja sogar bis nach Kleinasien. Und mit diesen Wanderungen verbanden sich auch hier große Seezüge. Die Goten, Heruler u. a. fuhren vom Nordufer des Pontus über das Meer, plünderten die Gestade Kleinasiens, nahmen Städte, wie Trapezunt, und gelangten zuletzt durch die Meerengen bis ins Ägäische Meer. Ephesos (263), Athen (267) u. a. wurden erobert und viele Teile Griechenlands, die Küsten und Inseln des östlichen Mittelmeeres bis nach Kreta, Rhodos und Cypern hin verheert und ausgeraubt. Und ähnliche Zustände wiederholen sich um dieselbe Zeit auch in Afrika, wo die Provinz Numidien von den vordringenden mauritischen Stämmen hart bedrängt wurde.

Bezeichnend für die allgemeine Auflösung ist die Art und Weise, wie damals im Osten ein fremder Dynast, ein Araberfürst Odenathus, der Beherrscher der großen Handelsstadt Palmyra, an der Karawanenstraße zwischen Syrien und Arabien (262), und nach seinem Tode (267)

seine Witwe, die geniale Zenobia, die Herrschaft über einen großen Teil der östlichen Reichshälfte gewinnen konnten und wohl oder übel als Mitinhaber der cäsarischen Gewalt anerkannt werden mußten, bis zuletzt der kriegsgewaltige, von den Donaulegionen erhobene Imperator Aurelian (ein geborener Illyrier) durch die Eroberung Palmyras die Herrschaft über Asien wiederherstellte, überhaupt den geschilderten anarchischen Zuständen ein Ende machte (270).

Mit Aurelian beginnt eine Periode der Wiedererhebung des Reiches, die auf längere Zeit hinaus die geschilderte Völkerbewegung zum Stehen brachte. Den Goten wurde Dakien, den Alemannen der Besitz des Dekumatlandes und der rätischen Nachbargebiete überlassen und durch umfassende Ansiedlung von kriegsgefangenen Barbaren in den Grenzgebieten friedlichere Zustände hergestellt, eine Politik, die auch dann, als Aurelian einer Militärverschwörung zum Opfer fiel, und nach der ephemeren Zwischenregierung des greisen Tacitus (275—276) der kriegstüchtige Kaiser Probus (276—282) gegen neue Angriffe von Alemannen und Franken in Gallien, von Burgundern und Vandalen in Rätien erfolgreich weiterführte. Sogar die zerstörten Limesanlagen konnten teilweise wiederhergestellt werden, Erfolge, die freilich die Kehrseite hatten, daß die auch von Probus in großem Umfang durchgeführte Ansiedlung von Germanen in Form des militärischen Kolonats weite Gebiete dauernd der römischen Kultur entfremdete und der völligen Germanisierung entgegenführte. Und wer bürgte dafür, daß diese zunächst friedliche Barbareninvasion nicht im Laufe der Zeit der Ausgangspunkt für weitere Angriffe werden würde?

Das haben in der Tat auch schon die damaligen Cäsaren gefühlt. Nachdem einmal germanische Streifscharen bis nach Ravenna gekommen waren, mußte der Glaube an die Unnahbarkeit Roms immerhin ins Wanken geraten; und der monumentale Ausdruck dieser Sorge ist der Bau der gewaltigen von Aurelian begonnenen und von Probus vollendeten Ringmauer, die in einer Ausdehnung von 16 Kilometern die Welthauptstadt umschloß.

Was die innere Entwicklung betrifft, so tritt die Richtung auf den Absolutismus auch bei Aurelian klar zutage. Der Gebrauch des Diadems, die mit Gold und Edelsteinen geschmückten Gewänder, das orientalische Zeremoniell des Hofes, die Bezeichnung des Kaisers als „Herr und Gott" auf den Münzen reden in dieser Hinsicht eine deutliche Sprache. Und wenn dann auch noch einmal von Tacitus und Probus ein Versuch gemacht wurde, diese Entwicklung wenigstens teilweise rückgängig zu machen, den Senat wieder zur Mitarbeit heranzuziehen und damit zugleich dem Prinzipat wieder eine freiere Stellung gegenüber der Armee zu verschaffen, so hat das nur eine ganz vorübergehende Bedeutung gehabt. Schon der im Jahre 284 von der Armee im Orient auf den Thron erhobene und nach der Ermordung eines Gegenkaisers, Carinus (285), auch im Westen anerkannte Illyrier Diocletian hat den Absolutismus durch eine systematische Neuorganisation des ganzen Staatswesens auf eine Basis gestellt, die nicht mehr erschüttert werden konnte und auch den äußeren Bestand des Staates noch auf längere Zeit hinaus sicherte, während freilich andrerseits gerade der Absolutismus den inneren Verfall wesentlich beschleunigen half.

Doch bevor wir diese Bahn des Niedergangs weiterverfolgen, mit dem zugleich der Verfall der gesamten Kultur des Weltreiches Hand in Hand geht, müssen wir uns die Eigenart und die geschichtliche Bedeutung dieser Kultur der Kaiserzeit wenigstens in allgemeinen Umrissen vergegenwärtigen.

Elagabal (218–222).

Alexander Severus (222—235) mit seiner Mutter Mammäa.

Probus (276—282).

Münzen mit den Bildnissen römischer Kaiser.

DIE KULTUR DER RÖMISCHEN KAISERZEIT

Nach einem pompejanischen Wandgemälde.

5. Die materielle und geistige Kultur.

Was sich im Laufe der ersten Jahrhunderte n. Chr. immer deutlicher als das Ergebnis der Kulturentwicklung der Kaiserzeit herausstellt, ist ihr universaler, ja in gewissem Sinne kosmopolitischer Charakter. Schon der äußere Rahmen, in dem sich diese Kultur entfaltet, ist recht eigentlich der eines Weltreiches. Von dem fernen Schottland im Norden bis zum afrikanischen Atlas und den Kataraften des Nils im Süden, vom Atlantischen Ozean bis zum Kaukasus, zum Euphrat und zu den Gestaden des Arabischen und Persischen Meerbusens über mehr als 100 000 Quadratmeilen sich erstreckend, die verschiedenartigsten Völker und Nationalitäten und zahlreiche Stätten uralter und zum Teil höchster Kultur umspannend, erschien dies römische Reich den „Herren der Welt" gewissermaßen wie der Erdkreis, der „orbis terrarum", selbst. Der römische Staat wurde offiziell dem „Erdkreis" gleichgestellt, eine Auffassung, die vom Standpunkte der damaligen Weltkenntnis aus begreiflich erscheint, seitdem das Mittelmeer ein römischer Binnensee und der ganze Länderkreis ringsumher weithin römisch geworden war. Und da dieser Weltstaat — abgesehen von der Euphratgrenze — überall von kulturlosen Gebieten umgrenzt war, im Norden von Wald- und Steppengebieten, im Westen vom Ozean, der für die Alten das Ende der Welt bedeutete, im Süden von glühenden Sandwüsten, so erschien dieser Weltstaat zugleich so sehr als eine nach außen abgeschlossene wirtschaftliche, politische und kulturelle Einheit, daß sich für Rom ganz ähnlich wie einst für die Alexandermonarchie aus der Weltstaatsidee der Gedanke des Weltkulturreiches ergab, der Gedanke, die „Ökumene", soweit man sie beherrschte, auf eine gemeinsame Kulturbasis zu stellen und so auch innerlich zu einigen.

Hatte doch das Imperium gleichzeitig für die Realisierung dieser Kulturidee eines einheitlichen Menschengeschlechtes eine einzigartige Grundlage geschaffen in dem großen Weltfrieden, dessen Begründer, Augustus, in einer Inschrift von Halikarnaß als „Heiland des ganzen Menschen-

geschlechtes" gepriesen wird, durch den „Land und Meere befriedet sind und die Städte in Gesetzlichkeit, Eintracht und Wohlstand blühen". Noch unter Mark Aurel hat Aristides von Smyrna in seiner Lobrede auf Kaiser und Reich gesagt: „Die Besiegten beneiden und hassen nicht mehr die Siegerin Roma. Sie haben vergessen, daß sie einst selbständig gewesen, da sie sich im Genuß aller Güter des Friedens befinden. — Die Städte des Reiches strahlen in Anmut und Schönheit. — Können nicht alle unbesorgt gehen, wohin sie immer wollen? Sind nicht alle Häfen voll Geschäftigkeit! Haben nicht die Gebirge dieselbe Sicherheit für die Wanderer, wie die Städte für ihre Bewohner? Welche Bahnen der Ströme sind für den Übergang gehemmt, welche Furten des Meeres verschlossen? Die ganze Erde hat ihre alte Tracht, das Eisen, abgelegt und erscheint nun im Festgewande. — Es genügt, Römer zu sein, um sicher zu sein. Das Homerische, „die Erde ist allen gemeinsam", habt Ihr zur Wahrheit gemacht. Ihr habt die Erde vermessen, die Ströme überbrückt, Fahrwege in die Berge gehauen (man denke an die Donaustraße Trajans am ‚eisernen Tor'), die Wüsten bewohnbar gemacht und alles durch Ordnung und Zucht veredelt. Ihr habt durch die gegenseitige Verbindung der Völker die Welt gleichsam zu einer Familie gemacht."

Der Borghesische Fechter. Original im Louvre zu Paris.
Nach Brunn „Denkm. griech. u. röm. Kultur". (F. Bruckmann A.-G.)

Selbst ein noch späterer Zeuge, der der römischen Kultur in gewisser Hinsicht feindlich gegenüberstand, der Kirchenvater Tertullian, hat gegen Ende des zweiten Jahrhunderts dieser Kultur einen begeisterten Hymnus gewidmet. „Alles" — sagt er — „ist zugänglich, alles bekannt, alles von Verkehr erfüllt. An die Stelle berüchtigter Einöden sind lachende Kulturen getreten, Kornfelder haben die Wälder, Herden die wilden Tiere verdrängt. Sandwüsten werden bepflanzt, Felsen durchbrochen, Sümpfe getrocknet. Schon gibt es so viel Städte, wie einst nicht einmal Hütten. Die Inseln starren nicht mehr in Unfruchtbarkeit, die Klippen schrecken nicht mehr. Überall Anbau, Bevölkerung, staatliche Ordnung, Leben."

Ein Haupthebel dieses Kulturfortschrittes war neben der Sicherheit des Verkehrs die bewunderungswürdige Entwicklung des gesamten Kommunikationswesens, dessen Leistungen im großen und ganzen erst das Zeitalter des Dampfes hat übertreffen können. Während der Seeverkehr durch die Schnelligkeit und Größe der Transportschiffe extensiv und intensiv eine gewaltige Steigerung erfuhr, entwickelte sich auf der andern Seite ein reger Überlandverkehr durch das unvergleichlich großartige System von Kunststraßen, welches das ganze Reich umspannte und mit seinen bis in die fernsten Gegenden sich verzweigenden Seitenlinien alle wichtigeren Punkte durch ein dichtes Netz von Verkehrswegen planmäßig verband. Dazu kamen als weitere verkehrssteigernde Momente die Einheit der Verwaltung und Rechtspflege, die Fürsorge für eine gewisse

Vereinheitlichung von Maß und Gewicht, die Erleichterung der Geldzirkulation durch die Prägung einer goldenen und silbernen Reichsmünze, eine weitgehende Freizügigkeit und Handelsfreiheit, überhaupt eine Wirtschaftspolitik, welche die Beziehungen zwischen den einzelnen Reichsteilen möglichst förderte. Kurz, das römische Reich schuf einen Weltmarkt, wie er in solcher Ausdehnung und Konsumfähigkeit niemals vorher bestanden hatte. Eine wirtschaftliche Situation, die z. B. in der bedeutsamen Tatsache zum Ausdruck kommt, daß der Zinsfuß, der in der letzten Zeit der Republik 12% betragen hatte, schon unter Augustus auf 4% herabsank und noch unter Claudius und Nero nicht höher als 6% stand.

So erklärt es sich, warum die Kaiserzeit zugleich eine Epoche des Welthandels und einer Weltindustrie geworden ist. Es war eine Zeit, die recht eigentlich unter dem Zeichen des Verkehrs stand. Eine typische Erscheinung wurde hier der Kaufmann, der „der ganzen Welt die Güter der ganzen Welt verkauft"; und von der größten Industrie- und Handelsstadt des Reiches, von Alexandria, hat man gesagt, daß hier außer Schnee alles zu haben sei. Von Rom behauptet Plinius in der Naturgeschichte, daß hier die Produkte und Waren aller Zonen, aller Länder und Meere zu Markte kämen, was die Arbeit von Hellenen und Barbaren nur immer erzeuge. Insbesondere mit dem Orient nahm der Handel Dimensionen an, daß nach Plinius allein für orientalische Luxuswaren (Seide, Edelsteine, Wohlgerüche usw.) jährlich über 100 Millionen Sesterzen ins Ausland gingen. Welches Marktgebiet sich einzelne Zweige der Industrie zu erobern vermochten, beweist allein der Handel Alexandrias, wo Ägypter, Juden, Griechen, Italiker mit Arabern und Phöniziern, und die Waren aus dem Innern Afrikas mit denen aus Indien sich begegneten. Die Webstühle und Wirkereien dieses größten „Emporiums der Ökumene", wie es der Geograph Strabo nennt, arbeiteten für Britannien wie für Indien und Arabien, seine Glas- und Papierindustrie, und seine offizinellen Techniken beherrschten den Weltmarkt vom Indischen bis zum Atlantischen Ozean.

Der Apollo vom Belvedere im Vatikanischen Museum, Rom.
Nach Brunn „Denkm. griech. u. röm. Kultur". (F. Bruckmann A.-G.)

So geht mit dem Welthandel Hand in Hand ein mächtiger Aufschwung der gewerblichen Produktion, wie er auch sonst, so z. B. in einer weitgetriebenen Spezialisierung der Gewerbe und der technischen Arbeitsteilung, in der Blüte des gewerblichen Assoziations- und Vereinswesens u. dgl. m. zum Ausdruck kommt. Die durch Inschriften bezeugten zahllosen Innungen und Vereine, die nicht nur geselligen Bedürfnissen dienten, sondern auch mit ihren Krankenunterstützungs- und Sterbekassen wichtige sozialökonomische Funktionen erfüllten, die ebenfalls inschriftlich bezeugten zahlreichen Stiftungen der Mitglieder für Zwecke der Genossenschaft, all

Arbeiten des Kunstgewerbes aus der Kaiserzeit. Bronze-Kandelaber und -Statuetten (Satyr und Silen) aus Pompeji. Originale im Nationalmuseum zu Neapel.

das beweist, welch eine Fülle von lebendigen Kräften das soziale und wirtschaftliche Leben der Kaiserzeit besonders im Mittelstand und in den unteren Volksklassen noch in sich barg.

Und dabei verbindet sich, je mehr in dieser Zeit auch der Westen sich dem Einfluß des Hellenismus erschließt, mit der materiellen Produktion eine bedeutsame Nachblüte des künstlerischen und kunstgewerblichen Schaffens. Trotz des ausgesprochen plutokratisch-aristokratischen Gepräges der bürgerlichen Gesellschaft war hier doch die Kunst keineswegs ein Monopol des Reichtums. Die Freude am Schönen war vielmehr so in allen Volksschichten verbreitet, daß auch das Haus des Armen vielfach von einem Hauch der Kunst berührt erscheint und die gewöhnlichsten Geräte oft durch Schönheit und Anmut der Form überraschen. Selbst die Begräbnisstätte der Sklaven hat des malerischen Schmuckes nicht entbehrt. Man vergegenwärtige sich nur an dem Beispiel Pompejis, was dank dieser „Kunst und Bilderlust eines ganzen Volkes" (Goethe) selbst das bescheidene Kunstleben einer Provinzialstadt, das hier ja meist nur Kunsthandwerk war, zu leisten vermochte. Wie lebhaft muß der geistige Kontakt dieser kleinen Welt mit dem Gesamtleben der Zeit gewesen sein, wenn in der Weise, wie wir das an der Baugeschichte und in der Malerei Pompejis beobachten, jede bedeutendere Wandlung des Kunstgeschmackes ihre Spuren hinterlassen konnte. Es wäre ja ungerecht, an die Kunst der Kaiserzeit den klassisch-hellenischen Maßstab anzulegen. Die Zeit höchster schöpferischer Originalität war nun einmal für die Kunst ebenso vorbei wie für die Literatur. Allein, wenn auch die Kunst der Kaiserzeit sich wesentlich an den hellenischen Mustern genährt und gebildet hat, so ist sie doch keineswegs bloß Nachahmung gewesen. Die hellenische Kunst hat hier eine Art Renaissance erlebt; und wir dürfen nie vergessen, daß die antiken Kunstwerke, an denen ein Raffael, ein Winckelmann und Goethe sich begeistert haben, Werke, denen das heutige Italien einen großen Teil seiner kunstgeschichtlichen Bedeutung verdankt, meist Erzeugnisse der römischen Kaiserzeit sind.

Wenn auch schon in der ersten Hälfte der Kaiserzeit die Anzeichen des Verfalles nicht fehlen, eine gewisse Neigung zu Überladung und Übertreibung, zu konventioneller, durch die Massenhaftigkeit der Produktion allerdings stark begünstigter Mache, ein unsicheres Hin- und Herschwanken des Geschmackes, ein gewisser Mangel an eigener Beobachtung, an selbständigem künstlerischem Empfinden und origineller Erfindungsgabe, so zeigen doch die besseren Schöpfungen in Architektur und Plastik, in der ornamentalen Kleinkunst, besonders in der Stempelschneidekunst auf den Münzen eine Meisterschaft der Technik, eine Formenschönheit und zum Teil auch eine Feinheit der Beobachtung und Erfindung, die immerhin noch von einem starken eigenen Können zeugen. Man denke an die entzückenden dekorativen Motive der Ara Pacis, an den „Hildesheimer Silberfund", an die Schönheit der Münzen, besonders der neronischen Zeit, an die reizenden pompejanischen Kunstwerke, den sog. Narziß (Bacchus), Silen und den tanzenden

Meisterwerke der Kleinplastik aus der römischen Kaiserzeit im Hause der Vettier zu Pompeji.

Satyr, an die hohe Entwicklung der Porträtkunst, an den Apoll von Belvedere und den borghesischen Fechter, die beide neronischen Bauten in Antium entstammen, an das herrliche Bronzegespann auf der Markuskirche in Venedig und die Nike in Brescia, beide ebenfalls aus dem ersten Jahrhundert der Kaiserzeit, an die Antinousdarstellungen der hadrianischen Zeit und den barberinischen Faun in München, an die Reliefs der Trajanssäule in Rom, endlich an die Überreste von Wandmalereien in Rom, Pompeji und in ägyptischen Gräbern und vieles andere.

Was die Architektur betrifft, so seien hier nur genannt: das Pantheon Agrippas, Kolosseum, Titusbogen und Vespasianstempel aus der flavischen Zeit, die Porta nigra in Trier, die hadrianischen Bauten, besonders der Tempel der Venus und Roma, Grabmal und Tiberbrücke, der von Hadrian vollendete olympische Zeustempel in Athen usw., der allerdings schon eine gewisse Überladung und Vergröberung der Formen zeigende Tempel des Antoninus und der Faustina in Rom, endlich die durch die geniale Kühnheit der Deckenkonstruktion noch immer bewunderungswürdigen Thermen Caracallas, wie denn überhaupt die Architektur noch in sehr später Zeit — man denke an den gewaltigen Bau der Aja Sophia und an San Vitale in Ravenna! — Werke von originaler Größe aufzuweisen hat, während Malerei und Plastik längst in ein Kindheitsstadium der Kunst zurückgesunken sind.

Aber nicht bloß die Leistungen an sich sind bedeutsam genug; auch die unermeßliche Fülle des Geleisteten erregt Erstaunen und Bewunderung. Wenn man von der künstlerischen Ausstattung des kleinen Pompeji, von seinem Reichtum an plastischem und malerischem Schmuck auf die größeren Städte und das Reich überhaupt zurückschließt, so eröffnet sich der Blick auf eine Kunstwelt und einen Kunstverbrauch, der eine Bildung und einen Wohlstand, eine Lebens- und Schaffensfreude voraussetzt, wie sie nur ein hochentwickeltes Kulturleben zu erzeugen vermag.

Diese Kultur ist nun aber zugleich eine ausgeprägt städtische. Aus der Weltkultur und dem Weltverkehr erwachsen die Groß- und Weltstädte, die ja zum Teil schon der hellenistischen und noch mehr der Kaiserzeit ihr eigentümliches Gepräge geben. Wenn man die heutigen Weltstädte riesige Enzyklopädien der allgemeinen Zivilisation genannt hat, so ist es etwas ganz Ähnliches, wenn es damals von Rom hieß, es sei eine „Epitome der Ökumene", d. h. gewissermaßen ein Kompendium der Welt, eine „Weltherberge", ein „Versammlungsort des Erdkreises". Man denke ferner an die phänomenale Entwicklung Alexandrias und des erst durch Julius Cäsar neuerstandenen Karthago und Korinth, von denen das erstere bereits im zweiten Jahrhundert gewissermaßen als das afrikanische Rom erscheint. Und wie die großen „Metropolen", so haben sich dann natürlich auch zahlreiche andere Städte in mehr oder minder

großstädtischer Weise entwickelt. Sie haben auf den verschiedensten Gebieten der öffentlichen Wohlfahrtspflege Leistungen aufzuweisen, welche zum Teil kaum die Gegenwart hat übertreffen können, wenn auch auf der anderen Seite dieser glänzenden Großstadtkultur das materielle und moralische Elend. die wirtschaftlichen und sozialen Übelstände nicht erspart blieben, wie sie nun einmal mit der Anhäufung der Menschen in großen Bevölkerungszentren unvermeidlich verbunden sind und damals durch die endemischen Zeitkrankheiten des Mammonismus und Pauperismus noch wesentlich verschärft wurden.

Die großen Städte aber stellen nur den Höhepunkt der über alle Provinzen verbreiteten städtischen Kultur überhaupt dar. „Die Städte — sagt der genannte Aristides — suchen sich gegenseitig förmlich zu überbieten. Alles ist voll von Gymnasien, Wasserleitungen, Thermen, Propyläen, Tempeln, Werkstätten, Schulen. Die Städte strahlen in Glanz und Lieblichkeit." Ein kommunaler Wetteifer, der seinerseits wieder nicht möglich gewesen wäre, wenn nicht ein anderes kulturförderndes Element, eine gewisse Freiheit der Bewegung, die städtebildende Kraft der Epoche mächtig unterstützt hätte. Dieses weitverbreitete System der städtischen Selbstverwaltung gewährte den betreffenden Gemeinden eine eigene Vertretung in Stadtrat und Bürgerversammlung, sowie eigene Kommunalbeamte für Verwaltung und Rechtspflege. Eine Freiheit, die für das Fehlen großer politischer Ziele und Interessen wenigstens einen gewissen Ersatz bot und das Interesse des Einzelnen am Gemeinwohl und die Opferfreudigkeit für gemeinsame Zwecke lange lebendig erhielt. Die Wahlaufrufe an den Häusern Pompejis sind noch jetzt sprechende Beweise dafür, wie groß im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit das Interesse an den Gemeindewahlen war, wie die Besitzenden sich förmlich zu den Ehrenämtern drängten. Und zahllose Inschriften und Denkmäler bestätigen, welch gewaltigen Umfang die gemeinnützige Verwendung des Privateigentums dank diesem munizipalen Ehrgeiz angenommen hat.

Pompejanisches Wandgemälde: Poseidon und Nymphe.
Nach Hermann, „Denkmäler der Malerei des Altertums". Im Verlage der F. Bruckmann, Aktien-Gesellschaft zu München.

Träger der Stadtfreiheit waren ursprünglich die Gemeinden römisch-italischer und zum Teil auch hellenischer Nationalität. Aber naturgemäß machte sich von Anfang an auch außerhalb dieses Kreises das lebhafte Streben geltend, ebenfalls eine derartige Gemeindeverfassung und mit ihr das Bürgerrecht zu erlangen. Ein Streben, das um so erfolgreicher war, je mehr man seine nationalen Besonderheiten in Sprache und Sitte aufgab und sich der herrschenden römisch-hellenistischen Kultur assimilierte. Daher geht überall mit der Verbreitung der Stadtverfassung und des Bürgerrechtes die Romanisierung Hand in Hand. Aber auch sonst hat das Städtewesen als ein mächtiger Hebel der Nivellierung und Ausgleichung gewirkt. Justiz und Verwaltung zentralisierten sich in den größten Städten der Provinz. Hier war der Sitz des Statthalters, hier versammelten sich die aus den Vertretern der einzelnen Gemeinden bestehenden Provinziallandtage, hier war der Sitz des Kaiserkultus, welcher alljährlich die Delegierten

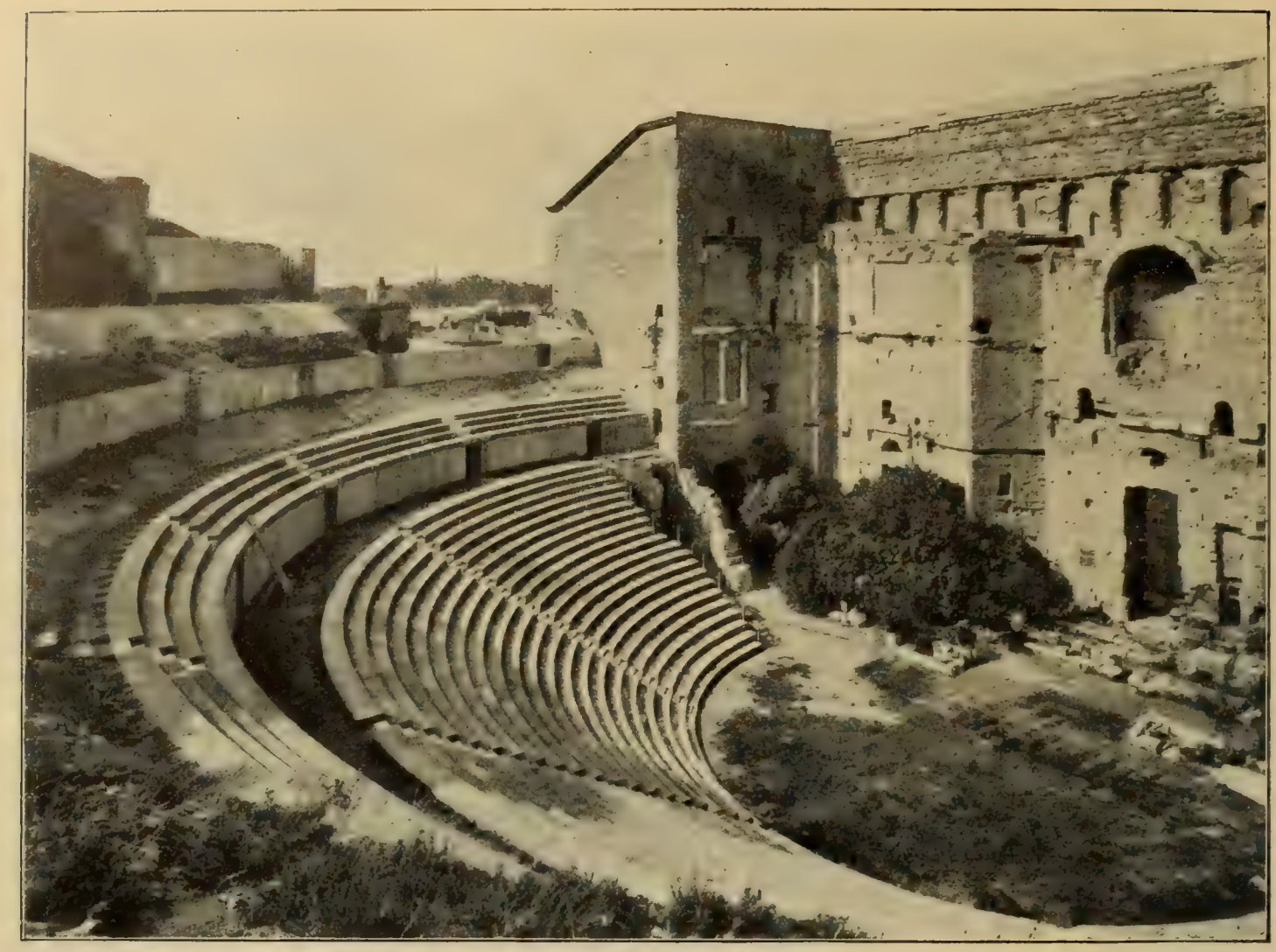
der ganzen Provinz zu gemeinsamer Festfeier vereinigte, hier gab es glänzende Spiele und Theater, aber auch Pflegestätten der Wissenschaft, Philosophen- und Rhetorenschulen usw. Kurz, es gab überall Zentren, von denen aus römische und hellenische Sprache und Kultur sich in tausend Kanälen über das Reich verbreitete.

Auch die Wehrverfassung des Reiches hat zu dieser Entwicklung des Städtewesens beigetragen. Indem sich neben den Standlagern der Truppen die zum Lager gehörige Zivilbevölkerung, Frauen und Kinder, Händler, Lieferanten, Handwerker usw. niederließen, entstanden förmliche Lagerstädte, die dann auch im Laufe der Zeit mit Stadtrecht ausgestattet wurden, wie z. B. Mainz, Straßburg, Belgrad, Lambäsis in Afrika und viele andere. Und da einerseits infolge der Zusammensetzung der Truppenkörper aus Angehörigen der verschiedensten Völkerschaften eine beständige Entnationalisierung zahlreicher Provinzialen erfolgte und anderseits die Lagerstädte auf die eingeborene Bevölkerung, die nicht selten mit der römischen Ansiedlung zu einem Ganzen verschmolz, in Sprache, Sitte und Kultur eine starke Assimilationskraft ausübten, so hat auch diese Art der Städtebildung die Romanisierung mächtig gefördert. Endlich wurde dieser Prozeß noch dadurch beschleunigt, daß zur Begründung oder Verstärkung vieler Bürgergemeinden in den Provinzen die Veteranen in Masse herangezogen wurden, mit denen dieselben von Anfang an eine zahlreiche römisch sprechende Bevölkerung erhielten, wofür z. B. Merida (Emerita Augusta) in Spanien ein typisches Beispiel ist.

Pompejanisches Wandgemälde: Perseus und Andromeda.
Nach Hermann, „Denkmäler der Malerei des Altertums". Im Verlage der F. Bruckmann, Aktien-Gesellschaft zu München.

Überhaupt können wir in Spanien besonders deutlich verfolgen, welche Fortschritte Städtegründung, Stadtverfassung und mit ihr die Romanisierung gemacht hat. Das südliche und östliche Spanien war schon im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit fast völlig romanisiert. Ersteres, die Provinz Baetica mit der Hauptstadt Corduba zählte nach Plinius 115 Städte, darunter 17 mit römischem Bürgerrecht, so z. B. die reiche Seestadt Gades, und 29 mit latinischem, d. h. jenem Übergangsrecht, das wenigstens den zu einem Gemeindeamt Gelangten das volle Bürgerrecht gewährte und für die betreffenden Gemeinden häufig die Vorstufe zum Emporsteigen in jene erste Städteklasse bildete. Das „diesseitige" Spanien mit der Hauptstadt Tarraco zählte zu derselben Zeit 179 Städte, darunter 25 mit römischem Bürgerrecht und 18 mit latinischem Recht. Die Gaue mit rein ländlicher Verfassung erscheinen in stetiger Abnahme begriffen, und bereits unter Vespasian war römische Sprache und Kultur so verbreitet, daß er sämtlichen spanischen Gemeinden — in der Form des latinischen Rechtes — eine freie Stadtverfassung gewähren konnte.

Was Gallien betrifft, so war die Romanisierung naturgemäß am intensivsten im Süden, in der Provinz Narbonensis, wo neben dem älteren Narbo (Narbonne) schon seit Cäsar und Augustus eine Reihe römischer Bürgerkolonien wie Arelate (Arles), Forum Julii (Frejus), Aquae



Das Theater zu Arauſio (Orange). Photographiſche Aufnahme.

Sextiae (Aix) und latiniſche Gemeinden, wie Nemauſus (Nimes) u. a. begründet wurden und ein reiches Kulturleben ſich entwickelte, von dem noch heute eine Fülle von Denkmälern, wie das Amphitheater und der Sarkophag von Arles, das Theater von Arauſio (Orange), die Tempel und Brücken in und bei Nimes, das Juliergrabmal bei Avignon uſw. Zeugnis ablegen. Dagegen iſt allerdings das übrige Gallien von dieſer Entwicklung des römiſch-latiniſchen Städteweſens nur ausnahmsweiſe berührt worden, ſo daß ſich hier die keltiſche Stammesverfaſſung auch als Grundlage der römiſchen Verwaltung behauptete, was z. B. darin zum Ausdruck kommt, daß ſelbſt alte ſtädtiſche Mittelpunkte der Stämme vielfach an Stelle ihres bisherigen Namens den des Stammes annahmen, wie z. B. Lutetia den Namen der Pariſier. Doch hat ſich auch hier römiſche Kultur und römiſche Sprache raſch verbreitet und rein keltiſches Weſen mehr auf den Weſten und Nordweſten beſchränkt, zumal das ſonſt gegen fremde Kulte ſo tolerante Rom ſyſtematiſch gegen das einheimiſche Prieſtertum der Druiden und ſeine barbariſchen Kulte (Menſchenopfer!) vorging und ſo den Verfall der Landesreligion weſentlich beſchleunigen half.

Neben der alten Griechenſtadt Maſſalia, von der die Gallier zahlreiche Lehrer der griechiſchen und römiſchen Sprache und Literatur bezogen, erſcheinen als weithin wirkende Kultur- und Bildungszentren Burdigala (Bordeaux), Sitz des römiſchen Staatskultus in Aquitanien und einer Lehranſtalt, die ſpäter den erſten Platz unter den galliſchen Univerſitäten einnahm; ferner Auguſtodunum (Autun), ebenfalls ein hervorragender Studienſitz, und ganz beſonders das ſchon 43 v. Chr. als römiſche Bürgerkolonie begründete Lugudunum (Lyon), die Hauptſtadt und der Sitz des vereinigten Landtages der drei Gallien. Hier brachte an der Stätte des Zuſammenfluſſes von Saone und Rhone der Prieſter der drei Gallien alljährlich die Opfer für den Kaiſer dar an dem Altare der Göttin Roma und des Genius des Kaiſers, deſſen Baſis die Statuen der 60 galliſchen Kantone ſchmückten. Hier leitete er die zur Feier des Kaiſertages abgehaltenen Feſtſpiele.

Der Tempel zu Nîmes, die ſogenannte Maison carrée. Photographiſche Aufnahme.

Beſonders raſch vollzog ſich der Prozeß der Romaniſierung im Oſten, an Moſel und Maas, wo ſchon der Zuſammenhang mit den großen Rheinlagern und die Rekrutenſtellung für die Rheinlegionen römiſcher Sprache und Kultur raſcher und allgemeiner Eingang verſchaffte, als an Loire und Seine. Die Stadt der Ubier (Köln), wo der Altar für das römiſche Germanien ſtand, erhielt auf Veranlaſſung der dort geborenen Agrippina, der Tochter des Germanikus und nachmaligen Gattin des Klaudius, als Colonia Agrippina latiniſches Stadtrecht. Dieſelbe Gunſt erfuhr in derſelben Zeit Augusta Trevirorum (Trier), die Stadt der Trevirer, von deren Blüte noch heute die Porta nigra und die Überreſte der Thermen, der Baſilika, des Amphitheaters, Moſaiken und vieles andere Zeugnis ablegen. Was Rom durch die Hebung des geſamten Wirtſchaftslebens, beſonders durch die Kultur der Rebe, aus dieſer herrlichen Landſchaft gemacht hat, preiſt noch im vierten Jahrhundert in begeiſterten Worten in ſeiner „Moſella“ der Poet Auſonius, den die rebenbepflanzten und villengeſchmückten Ufer der Moſel an die heimatlichen Ufer der Garonne erinnern. Dazu kamen die Einflüſſe der griechiſchen Kunſt, die dem Moſellande durch das Rhonetal von Maſſilia her vermittelt wurden und eine außerordentliche künſtleriſche Betriebſamkeit hervorriefen, von der noch jetzt zahlreiche Überreſte zeigen, wie vor allem die Grabdenkmäler, z. B. der berühmte Igelſtein, der Grabſtein von Neumagen bei Trier u. a., deren Reliefs Handel und Wandel im Moſellande mit köſtlicher Friſche und Lebendigkeit veranſchaulichen. Auch die griechiſchen Inſchriften ſeien nicht vergeſſen, deren Namen eine ſtarke Miſchung der Bevölkerung mit orientaliſchen Elementen erkennen laſſen, unter denen z. B. die ſyriſchen Kaufleute als Vermittler des Warenhandels eine wichtige Rolle geſpielt haben. Kurz, eine Provinzialkultur, die im kleinen den univerſellen Charakter der Weltkultur getreu widerſpiegelt.

Auch jenſeits des Kanales, in Britannien, drang die römiſche Kultur ſiegreich vor. Im ſüdlichen England war Camalodunum (Colcheſter) die erſte Bürgerkolonie, Sitz des Kaiſerkultus und Legionslager, während ſchon damals Londinium (London) als römiſche Flottenſtation und Mittelpunkt eines lebhaften Handels- und Verkehrslebens der wirtſchaftlich bedeutendſte und

Unterricht in der Schule. Relief von einem Grabdenkmal aus Neumagen. Original im Museum zu Trier.

volkreichste Platz war. Später mit der Verschiebung der Grenzen nach Norden wurde Eboracum (York) der militärisch wichtigste Ort der Provinz, die zugleich durch ein dichtes Straßennetz nach allen Seiten hin der Kultur erschlossen wurde. Schon in der hadrianischen Zeit wird Britannien als ein Gebiet bezeichnet, das der gallische Schulmeister erobert habe. Und wenn sich auch hier die keltische Sprache, wie z. B. in Wales und Cumberland, vielfach zähe behauptet hat, so erscheinen doch später die Briten nach den vergeblichen Aufstandsversuchen des ersten Jahrhunderts, wie z. B. dem der Fürstin Budicca in neronischer Zeit, als getreue Untertanen Roms, die erst im fünften Jahrhundert durch die Invasion der Angelsachsen gewaltsam vom Reiche getrennt werden konnten. „Nicht Britannien hat Rom aufgegeben, sondern Rom Britannien."

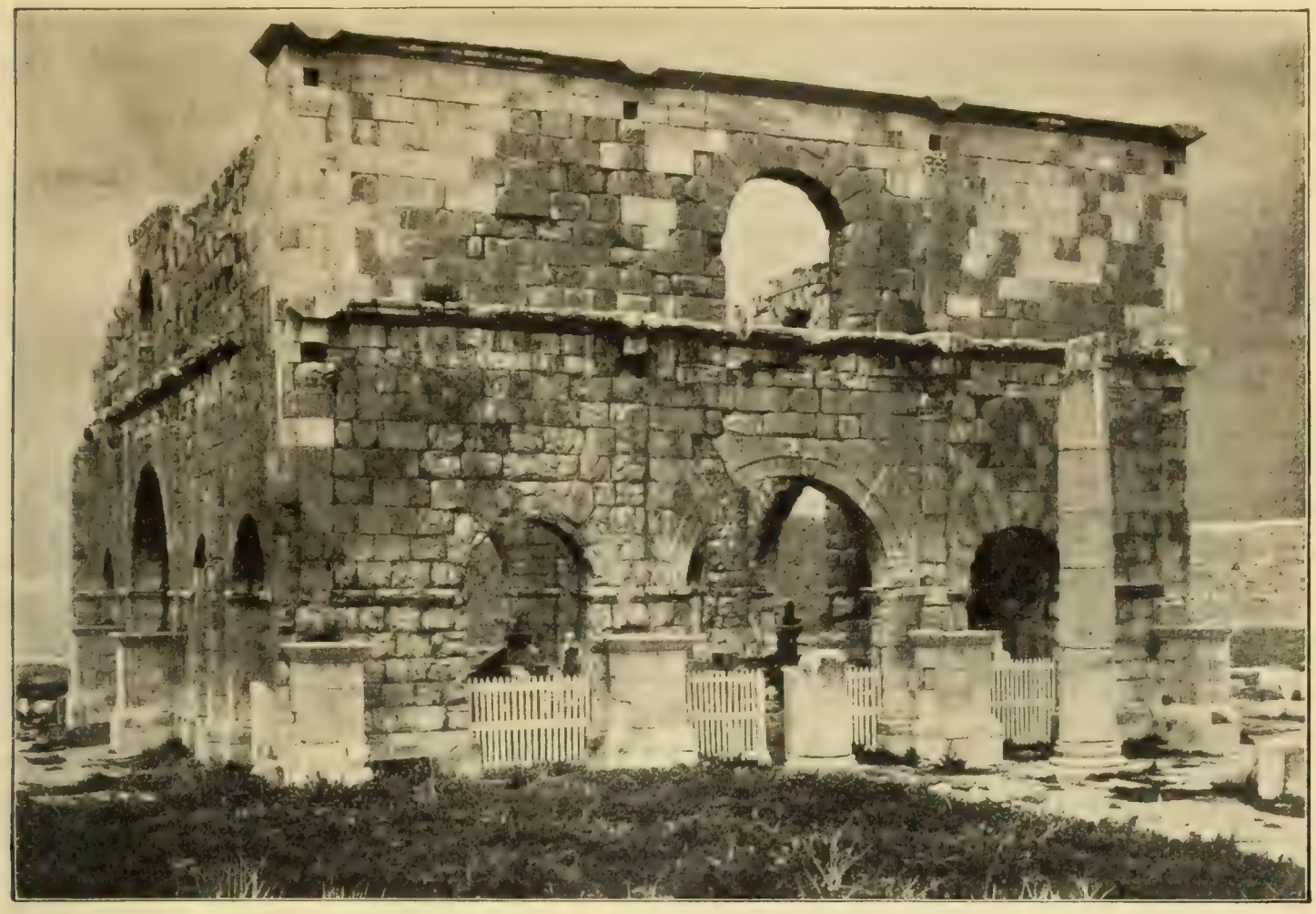
Wie sich in Britannien die friedliche Zivilisation unter dem Schutze der nordischen Grenzwälle des Hadrian und Pius entwickelte, so an Rhein, Main und Donau im Schutze des Limes und der großen Ströme. Und zwar schließen sich auch hier die bürgerlichen Ansiedlungen vor allem an die Truppenlager an; so in Nieder- und Obergermanien: Vetera Castra (bei Wesel), Novaesium (Neuß), Bonna (Bonn), Mogontiacum (Mainz), Argentorate (Straßburg), Vitodurum (Winterthur), Vindonissa (Windisch a. d. Aar), Augusta Rauracorum (Augst bei Basel), Aventicum (Avenches); wozu dann eine Reihe weiterer städtischer Gründungen kam, wie z. B. Noviomagus (Speier), Borbetomagus (Worms), Bingen, Boppard, Andernach, Remagen u. a. — Aber auch jenseits des Rheines entwickelte sich eine reiche städtische Zivilisation in dem von den Römern zu einer herrlichen Kulturlandschaft umgeschaffenen Rheingau, im Main- und Neckargebiet. Ich nenne nur Aquae Mattiacae (Wiesbaden), Aquae Aureliae (Baden-Baden), Lopodunum (Ladenburg bei Heidelberg), Arae Flaviae (Rottweil) „Flavische Altäre", so genannt nach dem Hause Vespasians, dem sie geweiht waren, u. a.

Eine römische Dame bei der Toilette.
Relief von einem Grabdenkmal aus Neumagen. Das Original befindet sich im Museum zu Trier.

Für Rätien und Vindelicien (d. h. Ostschweiz, Tirol und schwäbisch-bayrische Hochebene bis zur Donau) bildete das wichtigste Kultur- und Verkehrszentrum das von Drusus gegründete Augusta Vindelicorum (Augsburg), das Hadrian als Colonia Aelia Augusta zur römischen Bürgerkolonie erhob. Hier mündete die erste römische Alpenstraße, welche unter Klaudius von Verona über den Brenner und über Innsbruck-Partenkirchen hierhergeführt wurde und dann

auf der einen Seite nach Donauwörth sich fortsetzte, auf der andern nach den Lagerstädten Castra Regina (Regensburg) und Castra Batava (Passau). Eine Verkehrsstellung, der Augsburg jene hohe Blüte verdankte, der schon Tacitus in der Germania ein literarisches Denkmal gesetzt hat, und von der noch heute zahlreiche Überreste römischen Lebens zeugen. Von den anderen Römerorten Rätiens seien hier nur noch genannt Vipitenum (Sterzing an der Brennerstraße), Innsbruck (Pons Aeni), Kempten (Campodunum) und Brigantium (Bregenz), der Ausgangspunkt der Alpenstraße, die von Mailand über den Splügen und über Chur an den Bodensee führte, die Kastelle und Lagerorte Lauriacum (Lorch) und Aquileia (Aalen in Württemberg), Serviodurum (Straubing) und Biriacis (Weißenburg), endlich Abusina (bei Eining an der Donau), das bayrische Seitenstück zur Saalburg.

Noch intensiver als in Rätien war infolge der starken Einwanderung von Italien her die Romanisierung in Noricum (zwischen Inn und Donau). Hier erscheinen als Mittelpunkte



Das Prätorium zu Lambäsis in Algier. Photographische Aufnahme.

römischer Kultur Juvavum (Salzburg), Ceja (Zilli), Aquontum (Lienz) und die — wie das benachbarte Vindobona — später mit der Provinz Pannonien vereinigte Lagerstadt Carnuntum (bei Haimburg in der Nähe Preßburgs) am Ausgangspunkte der großen Alpenstraße, die von Aquileia an die Donau führte und von hier ihre Fortsetzung in der großen Militärstraße fand, die Donau aufwärts über Regensburg und dann über Augsburg, Kempten, Bregenz nach Windisch an der Aar führte, dem großen Legionslager, dessen zwei Legionen die letzte Reserve für den Schutz der Donaulinie bildeten. — In dem als wertvolles Vorwerk Italiens besonders stark mit Truppen belegten Pannonien (zwischen Inn, Donau und Save) ist die Kolonie Julia Aemona (Laibach), Poetovio (Pettau), Aquincum (Ofen) und das von den späteren Kaisern häufig als Residenz benutzte Sirmium (Mitrovica) zu erwähnen, ferner in dem angrenzenden Mösien Singidunum (Belgrad), an das sich stromabwärts eine Reihe von festen Plätzen anschloß, welche die Romanisierung dieser Donaulandschaft sicherten.

Mehr noch als die meisten Länder im Norden war ein ergiebiges Feld der Romanisierung die Provinz Afrika (Tripolis, Tunesien und östliches Algier). Hier hat die Kolonialpolitik und die intensive Kulturarbeit der Römer ein zivilisatorisches Werk allerersten Ranges vollbracht. Sie hat durch ein großartiges Irrigationssystem und intensiven Anbau weite Einöden in üppige Saatfelder, Ölhaine und Rebengelände umgeschaffen, hat das Land mit Straßen, Dörfern, Villen, Städten förmlich übersät; und man hat angesichts der zum Teil hochbedeutsamen Überreste all der verschwundenen Herrlichkeit mit Recht gefragt: „Was sind die armseligen Städte der Gegenwart gegen die alten Römerstädte mit ihren säulenumgrenzten Foren, ragenden Kapitolen, marmorschimmernden Tempeln, Triumphbogen, Theatern, Bädern?" Man denke nur an die großartigen Ruinen des afrikanischen Pompeji, des von Trajan erbauten Theveste (Timgad)! Und dabei war auch dieser afrikanischen Kultur die Möglichkeit friedlichen Auslebens gegeben durch ein bewunderungswürdiges System der Defensive gegen die Angriffe der wilden Barbarenstämme, gegen die überall an den Pforten der Wüste und des Atlasgebirges schützende Kastelle errichtet waren, deren Reste noch in der Gegenwart den Franzosen die Wege der Landesverteidigung gewiesen haben. Diese Kastelle waren durch treffliche Straßen unter sich und mit dem von Hadrian zum Legionslager erhobenen Lambäsis verbunden, von dessen Lagerstadt noch heute interessante Reste erhalten sind.

Mit dieser reichen Kulturentwicklung ging auch hier Hand in Hand die Verbreitung der Stadtverfassung und eine so intensive Latinisierung, daß das Phönizische auf die Stufe eines Lokaldialektes herabgedrückt und auch das Berbersche stark zurückgedrängt wurde. Die lateinische Sprache verbreitete sich hier, wie die zahlreichen Inschriften in Vulgärlatein beweisen, bis in die unteren Schichten der Gesellschaft; und damit hängt es wohl auch teilweise zusammen, daß gerade in der afrikanischen Literatur die tiefgehendste religiöse Bewegung der Zeit, das Christentum, einen besonders lebhaften Ausdruck gefunden hat. Hier in Afrika, wo man ja dem aus dem Orient stammenden Christentum innerlich näher stand, als sonst im römischen Westen, sind die christlichen Schriften zuerst in das überall den Massen verständliche Latein des allgemeinen Verkehrs übertragen worden. Eine Latinisierung, durch die allein das Christentum zu einer Weltreligion werden konnte. Überhaupt ist bis zum Ende des dritten Jahrhunderts die christliche Literatur, soweit sie lateinisch ist, eine afrikanische. Für die literarische Auseinandersetzung mit dem alten Glauben hat Afrika weitaus die meisten und zugleich hervorragende Kämpfer gestellt: Männer wie Tertullian und Cyprian, Arnobius, Lactantius und — den größten von allen — Augustin, dessen „Konfessionen" im höchsten Sinne der Weltliteratur angehören.

Was den hellenistischen Osten betrifft, so fand hier Rom die städtische Selbstverwaltung bereits in weitem Umfange verwirklicht, aber es hat doch auch hier durch die weitere Ausbreitung der griechischen wie der römischen Stadtverfassung, durch Verleihung des Bürgerrechtes und Förderung jeglicher Kulturarbeit das Bestehende mit Erfolg weiterentwickelt und ausgebaut. Nach der republikanischen Mißwirtschaft und den zerrüttenden Kriegen des letzten Jahrhunderts v. Chr. bedeutete die Kaiserherrschaft auch hier eine neue Ära bürgerlicher Wohlfahrt. Besonders ist es „Asia", die „Provinz der fünfhundert Städte", welche sich durch regen munizipalen Wetteifer, ein blühendes Vereinswesen und opferfreudigen Bürgersinn der Privaten, Gemeinden und Provinziallandtage auszeichnete, die ja auch hier, abgesehen von ihrem Beschwerderecht gegen den Statthalter und der Verleihung von Ehrenrechten, eine politische Funktion nicht hatten, aber für die Landeskultur vielfach eine segensreiche Tätigkeit entfalteten. Zahllose Inschriften, Münzen, sowie literarische Zeugnisse, z. B. die Reden des bekannten Wanderredners Dion von Prusa (unter Vespasian und Trajan) lassen auf diese glänzende Blüte des Städtewesens ein helles Licht fallen. Weithin in Kleinasien und Syrien nehmen heute wüste Einöden oder elende Dörfer und Ruinen die Stätte herrlicher Fruchtlandschaften ein, die einst von Tausenden blühender Gemeinwesen belebt waren. Und mit Recht hat Mommsen gesagt, daß man angesichts dieses ungeheuren Zerstörungswerkes mit einem Gefühl des Entsetzens und der Scham erfüllt wird, wenn man vor den Trümmern der alten Kulturstätten, wie sie in Lykien, im Orontestal in Syrien, ja sogar im nördlichen Arabien sich finden, den Kontrast zwischen der elenden und jammervollen Gegenwart mit dem Glanz und Glück der vergangenen Römerzeit vergleicht.

Die Weltkarte des Beatus

(Erläuterungsblatt zu nebenstehender Tafel.)

Die umstehende Karte bildet die verkleinerte Wiedergabe der im Jahre 776 von dem spanischen Mönch Beatus gezeichneten mappa mundi, von der durch ein günstiges Geschick zehn Kopien bezw. Bearbeitungen auf uns gekommen sind. Von den letzteren bildet, wie K. Miller, mappae mundi I, Stuttgart 1895, nachgewiesen, diejenige, die in der Mitte des 11. Jahrhunderts im Kloster St. Sever in der Gascogne angefertigt wurde — die Kirche des Klosters ist auf der Karte selbst in hervorragender Weise eingetragen — wenn auch nicht eine vollkommen getreue, so doch die getreueste Nachbildung des Originals. Sie haben wir deshalb dem umstehenden Blatt zugrunde gelegt. Um ihre Lesbarkeit hat sich K. Miller ein großes Verdienst erworben.

Auf den ersten Blick scheint die Karte für die Wissenschaft nur einen geringen Wert zu besitzen. Die Länder des Mittelmeeres zeigen sich ungeheuer verzeichnet. Die Küste Europas bildet von der Straße von Gibraltar, die ebenso breit erscheint wie das übrige Mittelmeer, bis zum Eingang des Adriatischen Meeres eine gerade von Westen nach Osten sich hinziehende Linie. Die Balkanhalbinsel ist zwar als Halbinsel gezeichnet, und der Peloponnes von ihr durch einen Isthmus getrennt, aber das ganze Bild ist so verzerrt, daß die wahre Gestalt des Landes kaum zu erkennen ist. Die Insel Ceylon erstreckt sich von Ostindien bis zu den Mündungen des Euphrat, die westlich des Persischen Meerbusens gedacht sind. In ähnlicher Weise sind alle andern Länder verstümmelt.

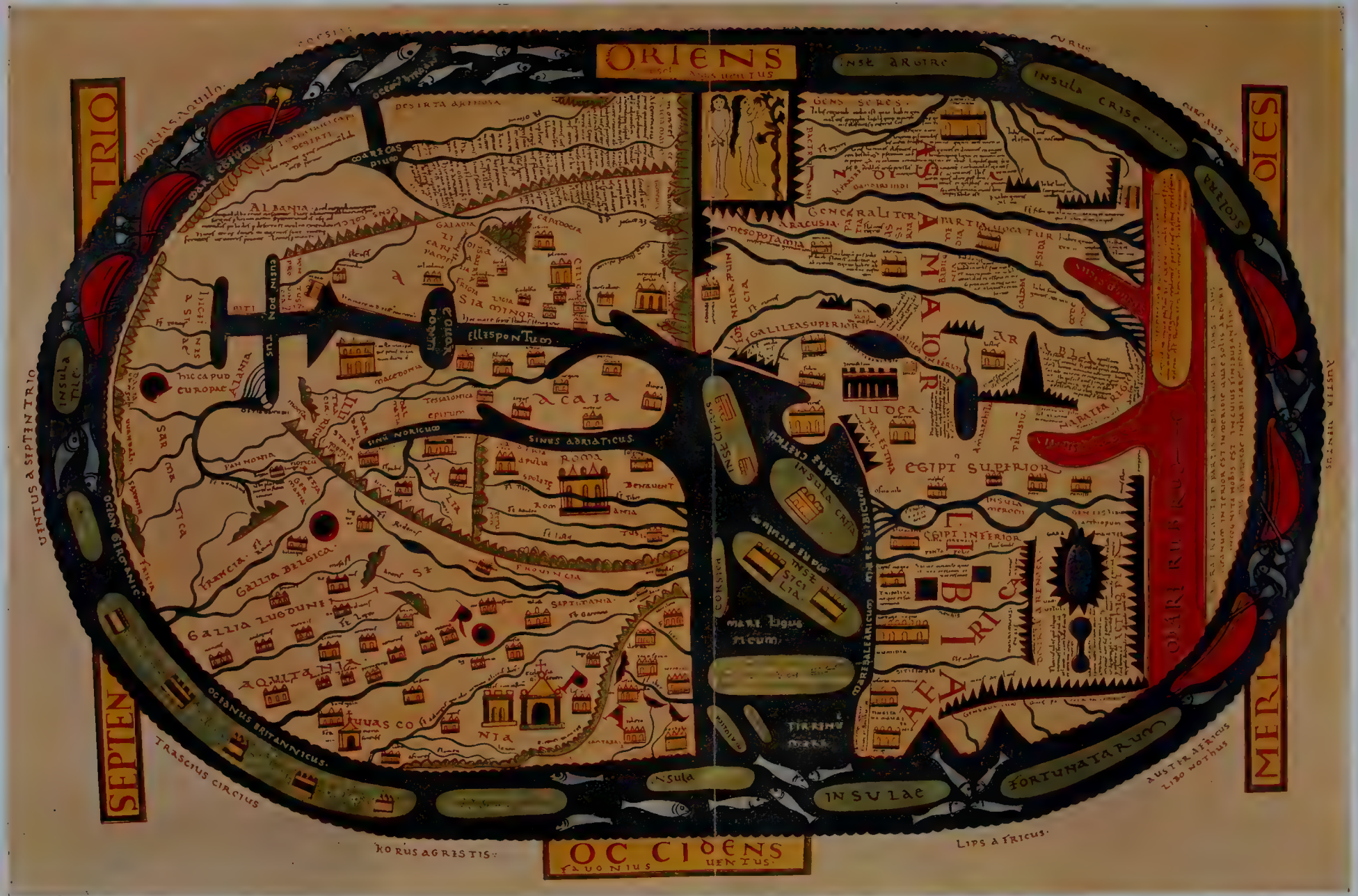
Aber bei näherer Untersuchung sehen wir, daß der Wert der Karte doch ein recht erheblicher ist. Von den Legenden, die sich auf ihr finden, ist zwar der größte Teil den Origines Isidors entnommen, aber andere finden sich wörtlich in der Peutingerschen Tafel, und wieder andere decken sich so stark mit Orosius, dessen Erdbeschreibung von einer römischen Reichskarte abgelesen ist, daß an der Verwandtschaft der Beatuskarte mit der letzteren nicht zu zweifeln ist. Von den Städten, die Beatus bringt, ist ein kleiner Teil, wie leicht zu ersehen, von dem spanischen Mönche selbst in die mappa eingetragen worden. Weitaus die Mehrzahl aber deckt sich mit denjenigen Ortschaften, die auf der Peutingerschen Tafel durch eine Vignette ausgezeichnet sind. Die Peutingersche Tafel ist nun in folgender Weise entstanden: Agrippa, der Schwiegervater des Kaisers Augustus, begann kurz vor seinem Tode eine Karte der zu seiner Zeit bekannten Erde in Rom aufzustellen. Nach seinem Tode vollendete Augustus das Werk. In der Form schloß sich die Karte griechischen Vorbildern an; die Oekumene, die als Insel gedacht war, hatte eiförmige Gestalt; die Langseite ging von Osten nach Westen. Norden war natürlich oben. Anfang des 3. Jahrhunderts wurden nun von verschiedenen Autoren die Straßenrouten, die das römische Reich durchzogen, mit allen ihren Stationen und den Entfernungen, die zwischen den einzelnen Orten waren, in Buchform zusammengestellt. In der Zeit Diocletians wurden diese Straßen zugleich mit denen des Partherreichs in die Agrippa-Karte, die in zahlreichen Abschriften verbreitet war, eingetragen. Unter Theodosius II. ward die so gestaltete Karte neu redigiert, unter anderem auch mehrere die jüdische Geschichte betreffende Legenden in sie eingesetzt. Da die Karte wegen ihres großen Formats für die Benutzung unbequem war, ward sie bald darauf — die Idee ist nach unsren Begriffen ungeheuerlich — in der Art in Streifenform gebracht, daß sie in übertriebener Weise in die Länge gezogen, in der Breite aber ebenso verkürzt wurde. Eine Reihe von Straßen, namentlich solche, die von Norden nach Süden gingen, fanden jetzt keinen Platz mehr. Die Mehrzahl der Barbarenländer, von denen keine Straßen bekannt waren, insbesondere diejenigen, die am Nordrand der Erde lagen, büßten den ihnen zukommenden Raum ein. Natürlich hörten die

einzelnen Länder jetzt auf, diejenige Gestalt zu bewahren, die ihnen nach den Anschauungen der Geographen des früheren Altertums zukam. Diese so verballhornisierte Karte ist die sogenannte Peutingersche Tafel, die auf uns gekommen ist. Die Ovalkarten blieben aber natürlich neben ihr weiter im Gebrauch, sie erduldeten immer neue Bearbeitungen, und bei dem geringen Verständnis, das die spätere Kaiserzeit für geographische Dinge bewahrte, schlichen sich zahlreiche Fehler in sie ein. Die Nomenklatur einer solchen Ovalkarte schrieb der sogenannte Geographus Ravennas Ausgang des 7. Jahrhunderts ab. Man wird es nach dem Vorausgehenden verstehen, warum das Buch des Ravennaten eine außerordentliche Uebereinstimmung mit der Peutingerschen Tafel aufweist, gleichzeitig aber eine in der Form von dieser völlig abweichende Karte voraussetzt. Der Wert der Beatus-Karte besteht nun darin, daß der Verfasser eine Ovalkarte, die aus der Zeit des Kaisers Theodosius II. stammte, reduzierte und neu zeichnete. Obgleich er eine Reihe einschneidender Veränderungen vornahm, und durch Flüchtigkeit und Torheit schwere Fehler beging, erleichtert uns sein Werk dennoch das Verständnis der Karte des Theodosius und damit auch des Agrippa nicht wenig.

Von Beatus ist das Paradies im Osten der Erde eingesetzt. Während bisher der Norden auf der Karte oben war, erhielt jetzt das Paradies und der Osten diese Stelle. Infolge des Formats des Kodex, dem die Karte beigegeben war, ward die Gestalt der Tafel etwas geändert; die Länge der Oekumene geht nicht von Westen nach Osten, sondern von Norden nach Süden. Eine Reihe von Ortsnamen wurde modernisiert, einige Städte und Klöster eingesetzt; selbst das Langobardenreich fand eine Stelle. Die Küsten des Mittelmeers wurden nur roh wiedergegeben, mehrere Provinznamen aus Platzmangel an falscher Stelle eingesetzt. Trotzalledem ist die römische Reichskarte an zahlreichen Stellen noch deutlich zu erkennen.

In Spanien enden die Pyrenäen nicht an der aquitanischen Grenze, sondern in Uebereinstimmung mit Mela 2,85; Plin, 4,110, der Ebstorfer Karte und Edrisi in Gallicien und Asturien.

Polybius, Strabo und die Mehrzahl der römischen Geographen waren der irrigen Meinung, daß die Ostküste Spaniens nach ONO., die Westküste Italiens nach WSW. sich erstrecke, daß demgemäß der von beiden Halbinseln gebildete tiefe Meerbusen ganz flach sei. Wenn Beatus die Küste von Gades bis zum adriatischen Meere in gerader Linie von Westen nach Osten zeichnet, hat er nur den Fehler seiner Vorlage etwas übertrieben. Die Ausdehnung des Namens „Italien“ ist bei ihm wie auf der Peutingerschen Tafel, der Dimens. Provinc. 14 p. 11 R., der Exposit. tot. mundi 55 p. 119 R. auf Oberitalien beschränkt. Achaia bedeutet bei ihm wie bei Plin. IV, 12; 22; Ampel. 6 den Peloponnes. Epirus nennt er wie die Peut. Tafel Epirum. Auf Irland kennt er noch die Scoti wohnend; zwischen den Inseln Brittia und Brittannia unterscheidet er ebenso fehlerhaft wie Prokop. Indem er die Insel Tule gegenüber von Dania ansetzt, identifiziert er sie, auch hier mit Prokop übereinstimmend, mit Scandinavien. In Indien kennen die rätselhafte Stadt Antiochia Tharmata außer ihm nur die Tab. Peut. und der Geogr. Rav. p. 41,15. Auch in der Ansetzung der Euphratmündungen westlich des Persischen Meerbusens stimmt er mit der Tab. Peut. überein, ebenso in der Zeichnung des Nil. Die Garamanten wohnen bei ihm am Ozean, wie bei Timosthenes und Virgil; die hohen Berge, die Aethiopien im Süden abgrenzen, erinnern an die ähnlichen Anschauungen des Aristoteles und Polybius. Der Atlas mons dehnt sich, von Mauretanien, in gerader Linie nach Süden sich erstreckend, bis zu diesen aethiopischen Bergen aus, in rechtem Winkel sich mit ihnen schneidend. Am Westabhang des Atlas sind die Autololen richtig angesetzt; woher Beatus aber den Zusatz genommen, „quae panem non comedunt“, ist unbekannt.



Die Weltkarte des Beatus
(Erläuterung auf dem Deckblatt)

Welch eine mächtige kulturelle Kraft zeigt allein die Schöpfung der Provinz Arabia seit Trajan! Die alten Erbfeinde aller Kultur, die schweifenden Stämme der Wüste, wurden auch hier durch das bewährte System der Grenzwehr, durch zahlreiche Militärstationen in Schach gehalten, die Stämme innerhalb dieses Rayons mußten sich zu friedlichem Hirtenleben bequemen; und wo der Anbau lohnte, wurden zahlreiche Kolonisten angesiedelt. Selbst die Straße, die durch die Wüste von Damaskus nach Palmyra führt, wurde durch Kastelle gesichert. Ein Kulturwerk, mit dem sich dann natürlich auch hier bedeutsame Leistungen hellenistisch-römischer Zivilisation verbanden. Die mächtigen Aquädukte aus der Zeit Trajans, die von dem Gebirge des Haurân die Wasser in die Ebene leiteten, dürfen nach Mommsens Urteil wohl neben Schöpfungen wie dem Hafen von Ostia und dem Forum von Rom genannt werden. Nicht minder charakteristische Überreste des damaligen Kulturlebens sind die Ruinen von Petra, einem Orte mit griechischer Stadtverfassung, der für den Verkehr aus dem Osten nach dem Mittelmeere von großer Bedeutung war, und ganz besonders die Bauten der ebenfalls mit griechischem Stadtrecht begabten Provinzialhauptstadt Bostra, des großen Handelszentrums für die syrische Wüste, das arabische Hochgebirge und die Peräa. Angesichts dieser blühenden Gemeinden und der großen Städtewüste am Haurân, wo allein an die 300 verödete Städte und Dörfer in Trümmern liegen, mag es nicht übertrieben erscheinen, wenn man von diesem Grenzgebiete hellenistischer Kultur gesagt hat, daß es den Vergleich mit dem romanisierten Rheinlande nicht zu scheuen brauchte.

Wenn man sich diesen gewaltigen, materiell und ideell geeinigten Kulturkreis in seiner Totalität vergegenwärtigt, so leuchtet ohne weiteres ein, wie sehr durch die geschilderte Expansion römisch-hellenistischer Kultur die kosmopolitischen und universellen Tendenzen der Kaiserzeit, die Völkermischung, die Überwindung der völkertrennenden nationalen Schranken, die Entwicklung einer Weltliteratur und Weltreligion gefördert wurden.

Wie im Osten die alten Studiensitze neu emporblühten oder neue hinzutraten — man denke an die hohen Schulen von Athen, Rhodos und Tarsos! —, so wetteiferten im Westen schon sehr frühe die romanisierten Provinzen durch ihre Bildung, durch die Menge heimischer Talente und durch den Glanz ihrer Studiensitze selbst mit Rom und Italien. Wie wir den Provinzialen überall in der Verwaltung, im Senat, ja — seit den Spaniern Trajan und Hadrian — selbst auf dem Cäsarenthrone begegnen, so treten auf allen Gebieten der Wissenschaft und Literatur die Provinzialen hervor, Spanier wie Hygin, die beiden Seneca, Lucan, Columella, Martial, Quintilian, Pomponius Mela; Gallier wie Petronius und Trogus Pompejus; Afrikaner wie Fronto und Apuleius, Syrer wie Ulpian u. a.

Es ist überraschend, wie schnell es den Römern gelang, „soviel zwieträchtige und barbarische Zungen durch den Verkehr zu einen" und damit der Literatur einen Weltmarkt und ein Weltpublikum zu schaffen. Schon Horaz prophezeit, daß ihn die fernsten Völker kennen lernen würden; und das erste Buch seiner Episteln sendet er hinaus mit dem Geleitwort, daß es entweder der Vergessenheit anheimfallen oder, wenn es von den Händen der römischen Leser abgegriffen sei, „im Bündel" nach Afrika und Spanien verschickt werden würde. Der von Augustus an die äußerste Nordgrenze des Reiches, an die öden Gestade des schwarzen Meeres verbannte Ovid ist überzeugt, daß seine Klage gehört werden würde vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne. Und wie Ovid von sich rühmen konnte, daß er in der ganzen Welt gelesen werde, so war es gewiß auch keine Übertreibung, wenn Properz erklärt, daß sein Ruhm bis zu den Anwohnern des winterlichen Borysthenes gedrungen sei.

Freilich bedeutet diese Entwicklung der Weltliteratur nicht zugleich auch eine Steigerung ihres inneren Gehaltes. Im Gegenteil! Mit der geistigen Nivellierung und mit der Verbreitung der Kultur geht Hand in Hand eine zunehmende Verflachung und Veräußerlichung. Je universeller die allgemeine Bildung wird, um so mehr verliert sie an tieferem Gehalt. Wie die herrschende römische Nationalität durch die Völker- und Blutmischung mehr und mehr zersetzt wird — hat man doch von Rom gemeint, es sei schon am Ende des ersten Jahrhunderts mehr griechisch und semitisch, als römisch gewesen! —, so bedeutet auch für die Provinzen Romanisierung und Hellenisierung eine nationale Zersetzung und Uniformierung, welche die Frische und Ursprünglichkeit des geistigen Schaffens schwächte, zumal diese literarische Kultur das eigentliche

Volk kaum oberflächlich berührte. Mochten sich schließlich auch Briten und Afrikaner, Hellenen und Ägypter den Barbaren gegenüber als Römer oder Rhomäer fühlen, so fehlte doch der auf diesem Boden erwachsenen Kultur meist das Wertvollste, der eigentliche Lebensnerv: die Volkstümlichkeit und damit die Möglichkeit, sich aus dem unerschöpflichen Born des Volkstums zu verjüngen und zu erneuern. Ein Schicksal, das je länger je mehr auch die literarische Produktion Italiens geteilt hat, das noch in der ersten Kaiserzeit an der augusteischen Dichtung, an Virgil, Properz, Livius eine populäre Poesie besaß.

Es fehlt ferner im Bereiche dieser nivellierten Kultur die anregende Spannung und gegenseitige Befruchtung der geistigen Kräfte, wie sie nur durch das Nebeneinander eigenartiger Volksindividualitäten und Kultursphären möglich wird. Und zu diesem Mangel an nationalem und volkstümlichem Gehalt kam dann noch als weiteres lähmendes Moment das Fehlen der politischen Freiheit, die fast mehr noch als durch die Cäsaren, durch den Servilismus und die allgemeine Kriecherei gesteigerte Gefährdung der freien Schrift und Rede und als Endergebnis von alledem das Fehlen volkstümlicher Ideale, größer, die ganze Volksgemeinschaft bewegender Gedanken, die des Ringens wert gewesen wären.

Musikalische Szene.
Pompejanisches Wandgemälde im Nationalmuseum zu Neapel. Photogr. Brogi.

Daher das zunehmende Unvermögen dieser literarischen Kultur, das Denken und Empfinden der Völker mit einem neuen Inhalt zu erfüllen, es schöpferisch zu befruchten, und im engsten Zusammenhange mit diesem Unvermögen eine pedantische Überschätzung der formalen, schulmäßigen Bildung, eine reine Wort- und Stilkunst, die zuletzt jede Fühlung mit dem wirklichen Leben verliert, eine sklavische Nachahmung der alten Muster predigt und zuletzt nur noch von der Vergangenheit zehrt.

Mit der augusteischen Epoche setzt ja zunächst eine neue Ära poetischen Schaffens ein; aber bei allem Wohllaut der Sprache, aller Schönheit der Form, aller Feinheit der Gedanken und Empfindungen, tritt doch schon hier der Mangel an innerer Kraft und genialer Ursprünglichkeit klar zutage. Wie bezeichnend ist es, daß der Mann, in dessen nationalem Epos die Zeit die erhabenste Verklärung des neuen Regiments sah, als Nachahmer des theokritischen Idylls mit der erkünstelten Schäferpoesie der Eklogen begann, die uns fast wie die des Rokoko anmutet! Es ist eine romantisch-sentimentale Sehnsucht nach dem erträumten stillen Glück eines friedlichen Naturlebens, die eine gewisse Decadencestimmung nicht verkennen läßt. Zwar hat Virgil später in seinen Georgica — trotz der verfehlten Form wohl das Beste, was er schuf, — weitaus kräftigere Töne gefunden und zugleich eine Feinheit poetischer Empfindung und sinniger Naturbeobachtung gezeigt, die der Natur wirklich innerlich nahekommt. Allein dieses echte und warme Gefühl tritt dann doch wieder sehr zurück in der großen Epopöe, mit der er sich in den Dienst des Cäsar gestellt hat. Die Art und Weise, wie er da — ganz im Geiste der Zeitmode — die sentimentale Idylle eines frommen, biederen Heldentums in die römische Vorzeit zurückprojiziert und mit dieser Utopie und dem angeblichen Stammvater Roms den Imperator und

sein Haus verknüpft, hat doch etwas überaus Gekünsteltes an sich. Ebenso ist der Held des Epos recht eigentlich ein Geschöpf der Reflexion; und es dürfte kaum zu hart sein, wenn man von ihm gesagt hat, er sei im Grunde nur eine Marionette in der Hand der göttlichen Mutter! Schwächen, über welche auch die virtuose Technik, der Glanz der Sprache, die Kunst des Versbaues, die Schönheit der Bilder und so mancher dramatisch höchst wirksamer Szenen nicht hinwegtäuschen kann.

Was den zweiten poetischen Herold der neuen Ära, Horaz betrifft, so zeigt ja seine Lyrik trotz der Anlehnung an die Formen des Alkaos und der Sappho ein wahrhaft nationales Gepräge. Es ist wirklich das echt römische Denken und Leben der Zeit, das uns hier in seinen Oden und später in seinen Satiren und Episteln in überaus fein durchdachten und fein empfundenen Bildern entgegentritt. Auch ist der ganzen Art und Weise, wie sich hier die Zeitstimmung und das Leben einer geistig angeregten Gesellschaft in einer gereiften und abgeklärten Persönlichkeit widerspiegelt, Originalität ebensowenig abzusprechen, wie der eminenten Kunst, mit der Horaz Sprache und Vers handhabt. Aber auf der anderen Seite ist ebenso gewiß, daß selbst da, wo diese Poesie den höchsten Flug nimmt, in der Lyrik, der Verstand mindestens ebenso beteiligt ist, wie das Gefühl. Daher reicht auch die Gabe dichterischer Erfindung, die ja Horaz unleugbar in hohem Maße besitzt, nicht bis zu jener Höhe empor, wo die große, freischaffende Phantasiekunst beginnt.

Komische Szene.
Pompejanisches Mosaik des Dioskurides. Nach photographischer Aufnahme.

Ebensowenig hat diese Höhe die Lyrik eines Tibull und Properz erreicht. So wenig es dieser Liebeselegie, besonders derjenigen Tibulls, an Phantasie und feinem Stimmungsgehalte fehlt, sie bleibt doch wesentlich Epigonenpoesie. In Tibull lebt die sentimentale Idylle der virgilischen Bukolik wieder auf, und Properz ist bereits geschmacklos genug, durch den gelehrten Ballast der alexandrinischen Buchweisheit und des mythologischen Apparates im Stile der hellenistischen Elegie die Wirkung dessen, was bei ihm wirklich poetisch empfunden ist, möglichst abzuschwächen.

In dieser Hinsicht steht Ovid weit über beiden. Seine Liebeselegien verzichten auf das Schäferidyll und auf die hellenistische Gelehrsamkeit. Sie atmen durchaus wirkliches Leben und führen uns mitten in das — freilich höchst frivole — Getriebe der hauptstädtischen Gesellschaft hinein, der der Dichter selbst — man denke an seine Liebeskunst! — nur zu geistesverwandt ist. Es ist ein Evangelium der Lust, dessen verführerischer Reiz durch den Zauber der blendenden Anmut und graziösen Leichtigkeit der Sprache und Darstellung noch wesentlich gesteigert wird. Eine spielende Eleganz, die übrigens auch da nicht versagt, wo Ovid, wie in den Metamorphosen und in den Fasten, d. h. der Darstellung des römischen Festkalenders und der zugehörigen Gründungsgeschichten, das Gebiet der Legende und des Mythus, der Götter- und Heldengeschichte betritt. Die hier unvermeidliche Gelehrsamkeit wird förmlich absorbiert durch

die an immer neuen Motiven und immer neuen überraschenden Wendungen unerschöpfliche Kunst des Dichters. Eine Kunst, die freilich auch hier nicht aus den Tiefen der Seele quillt, sondern wesentlich in der virtuosen Handhabung einer Technik besteht, wie sie eben in der Zeit des Augustus durch die aus Kleinasien stammende Schulrhetorik systematisch ausgebildet war. Diesen rhetorischen Stil hat Ovid in die Poesie eingeführt.

Eine für das freie poetische Schaffen verhängnisvolle Wendung, die wesentlich dazu beigetragen hat, den Verfall der Poesie und den gewaltigen Absturz, der auf die augusteische Dichtung folgt, zu beschleunigen. Welch ein Abstand besteht schon zwischen der Feinheit und Grazie horazischer Satire und der rhetorisierenden und moralisierenden Satire eines Persius (34—62), sowie dem perfiden und bosbaften Pasquill Senecas: der „Verkürbisung des vergötterten Klaudius", oder der pathetisch-deklamatorischen Sittenpredigt eines Juvenal († etwa 130), der bei all seinem Talent zur Beobachtung und Schilderung menschlichen Tuns und Treibens, bei all seinem Sentenzenreichtum doch von der hohen Bildung und von der weitherzigen Unbefangenheit eines Horaz schon sehr weit entfernt ist und in seiner persönlichen Verbitterung und Verärgerung in der Welt nichts als einen Sündenpfuhl zu sehen vermag. Welch ein Abstand ferner zwischen der Epik Virgils und dem hohlen Pathos und rhetorischen Schwulst des Epos „Pharsalia" von Lucan (39—65), oder gar den versifizierten Chroniken, wie sie in der Zeit der Flavier Valerius Flaccus in seinen „Argonautica", Statius in seiner „Thebais" und Silius Italicus in seinen „Punica" geschaffen hat!

Nicht minder verfehlt und epigonenhaft waren die Versuche, mit den tausend Mittelchen der Rhetorik die in Rom längst versiegte dramatische Poesie wieder zu beleben. Wie die Tragödien des Seneca zur Genüge beweisen, konnte das Ergebnis auch hier kein anderes sein, als ein leeres Wort- und Phrasengeklingel, ein beständiges Haschen nach Sensation, nach rohen und äußerlichen Effekten, pompösen Tiraden und schwülstigen Deklamationen und die Ausstaffierung des Dialoges mit dem ganzen schulmäßigen Handwerkszeug von tönenden Sentenzen und Gleichnissen, von Antithesen und Wortspielen; kurz, lauter Erzeugnissen, die mühselig einem klügelnden Verstande abgerungen sind, der trotz heißen Bemühens doch keine wirklichen Menschen von Fleisch und Blut, sondern nur konventionelle Typen zu schaffen vermochte. Und wenn diese Tragödien trotz alledem auch auf die Nachwelt, so z. B. auf das französische Drama, gewirkt haben, so ist es eben die für verwandte Geistesströmungen bestechende Technik, die solche Wirkungen ermöglichte, nicht echte schöpferische Kunst.

Diese findet sich nur noch da, wo ausnahmsweise ein starkes Talent die Schranken der Schulrhetorik durchbricht, wie vor allem Petronius, der geniale, freilich auch durch und durch frivole maître de plaisir des neronischen Hofes. Das Wenige, was uns von seinem großen Zeit- und Sittenroman erhalten ist, zeigt eine solche Kraft der Erfindung und plastische Anschaulichkeit der Darstellung, eine solche Fülle feinen Humors und geistvoller Ironie, daß selbst die Schilderung der niedrigen grobmateriellen Sphäre, in die uns der Haupthelb des Fragmentes, der unsterbliche Trimalchio und seine Gesellen führen, den Leser unwiderstehlich anzieht. Schade, daß die hohe Bildung des Mannes und sein offener Sinn für alles Schöne, wie sie besonders in seinen treffenden Urteilen über Literatur und Kunst zum Ausdruck kommen, gleichzeitig mit so viel sittlichem Nihilismus verbunden ist!

In diesem Punkte ähnelt ihm übrigens auch Martial, der Meister des polemisch-satirischen Epigramms, ein echter Dichter und glänzender Menschenschilderer, der auf die Krücken der Rhetorik ebenso verzichtet, wie Petronius, der aber freilich mit seinem Behagen am Obszönen dem Zeitgeschmack in anderer Hinsicht nicht minder frönt, als dieser. Dazu kommt eine Gemeinheit der Gesinnung, die Martial zum Typus des käuflichen Literaten und Bettelpoeten macht, der, wie er selbst mit zynischer Offenherzigkeit erklärt, mit seinen Versen jedem zu Diensten stand, der ihm den „Preis der Unsterblichkeit" bezahlte, dem Imperator ebenso, wie dem gemeinen Höfling, dem kaiserlichen Tafelaufseher und Mundschenken. Eine Verfallserscheinung, die freilich für das auf Broterwerb angewiesene Literatentum der Zeit typisch ist. Man denke nur an Martials Zeitgenossen und Rivalen, den Neapolitaner Statius, der sich in seinen Gelegenheitsgedichten, den „Silven", trotz seines weit feineren Gefühles für die Würde der eigenen Persönlichkeit und die Würde der Kunst doch auch zu recht demütigen und übertriebenen

Theaterprobe. Wandgemälde aus der casa del poeta tragico in Pompeji. Original im Museum zu Neapel. Nach Hermann, „Denkmäler der Malerei des Altertums". Verlag F. Bruckmann, A.-G.

Schmeicheleien gegen den „allerheiligsten Imperator" Domitian ebenso, wie gegen kaiserliche Freigelassene und Eunuchen hergegeben hat. Eine Schwäche, der allerdings auf der anderen Seite als Vorzug gegenübersteht, daß er sich dem lasziven Zeitgeschmack durchaus versagte. Insofern hinterlassen die liebenswürdigen Bilder, in denen er uns durch die Häuser der vornehmen Welt, in das Kabinett des kaiserlichen Geheimsekretärs, in die Schule, ins Amphitheater, durch die Villen und Landschaften Tiburs und Neapels führt, einen erfreulicheren und reineren Eindruck, als die Poesie Martials, wenn er auch an Talent hinter diesem zurücksteht.

Ein überaus geistvoller Schriftsteller ist der der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts angehörende Afrikaner Apuleius, dessen Roman von den Abenteuern des in einen Esel verwandelten Lucius stofflich zwar nicht originell, sondern einem griechischen Vorbilde nacherzählt ist und auch der Zeitmode durch allerlei Sprachkünsteleien und Archaismen und durch eine eigentümliche Verquickung von Romantik und Sinnlichkeit entgegenkommt, aber für all das durch eine Fülle lustigen Humors, durch eine köstliche Phantasie und brillante Darstellungsgabe entschädigt. Und mit Recht hat man von der berühmten, in den Novellenkranz des Romans verflochtenen Geschichte, welche die alte Räubermagd der geraubten Jungfrau zum Troste erzählt, von dem Märchen „Amor und Psyche", gesagt: „Es hat die ewige Jugend"!

So bedeutsam nun aber all das ist, darüber kann es nicht hinwegtäuschen, daß es mit der Poesie unaufhaltsam bergab geht, daß die Dichtung höheren Stiles, Epos und Drama, für immer versiegt ist. Wird doch selbst in der Lyrik der poetische Gehalt immer mehr durch das gelehrte und mythologische Beiwerk erstickt! Echte und tiefe Empfindung finden sich zuletzt nur noch in den kleinen lyrischen und epigrammatischen Gedichten, wie sie uns die lateinische

Amoretten als Apotheker. Fries einer Wandmalerei aus dem Hause der Vettier zu Pompeji.

und griechische Anthologie aufbewahrt hat, besonders in den Grabinschriften, in denen die Innigkeit eines ungebrochenen Familienlebens und der verschiedensten persönlichen Beziehungen zwischen Mensch und Mensch, Liebe, Treue, Anhänglichkeit und Dankbarkeit in rührender Weise zum Ausdruck kommt.

Was die Prosaliteratur betrifft, so hat sie recht eigentlich von Anfang an ihr Gepräge durch das intensive Streben nach möglichst glänzender rhetorischer Stilisierung erhalten. Ein Bestreben, aus dem ja zunächst Werke von hoher künstlerischer Vollendung hervorgingen, das aber auf die Dauer den Nachteil hatte, daß es einerseits die Grenze zwischen poetischer und prosaischer Ausdrucksweise immer mehr verwischte und andrerseits eine künstliche Entfremdung zwischen Literatur und Volkssprache herbeiführte, durch welche eine fruchtbare Wechselwirkung zwischen beiden auf die Dauer unmöglich wurde.

Es ist überaus bezeichnend für diese ganze Zeitrichtung, daß Quintilian die Geschichte „gewissermaßen ein aufgelöstes Gedicht" nennt. In der Tat beruht der schriftstellerische Wert des großen nationalen Geschichtswerkes des Livius, welches die ganze Folgezeit beherrscht, wesentlich in der Meisterschaft, mit der Livius aus dem vorhandenen literarischen Material ein neues künstlerisches Ganzes zu formen verstand, und in der Kunst, mit der er zu erzählen weiß. Eine Kunst, die aber freilich das wissenschaftliche Interesse völlig überwuchert und wirkliche Forschung, Kritik und tieferes pragmatisches Verständnis nicht aufkommen läßt. Auch dem genialsten Geschichtschreiber der Cäsarenzeit, einem Tacitus, wird man nur gerecht, wenn man ihn eben als Künstler, ja in gewissem Sinne als Dichter zu verstehen sucht.

Diese Eigenart bestimmt bei ihm schon die Auswahl des Stoffes, die ja von einem anderen, wissenschaftlichen Standpunkte aus als ein Mangel und eine Einseitigkeit erscheint. Das Zuständliche in Volks- und Staatsleben, Verfassung, Verwaltung, der Stand der Kultur, die Verhältnisse der Provinzen, all das tritt in seiner Darstellung weit zurück hinter dem Interesse an dem wechselvollen Lauf des Geschehens und des Menschenschicksals, an dem Handeln und Leiden der geschichtlichen Persönlichkeiten inmitten der alle menschlichen Absichten so oft erbarmungslos durchkreuzenden Zufälligkeit der Dinge. Die ungeheure Tragik des menschlichen Daseins, wie sie in dieser Verflechtung des Menschenschicksals mit einem nur zu oft als rein vernunftwidrig empfundenen Getriebe liegt, und das Ringen der menschlichen Individualität mit dieser furchtbaren Irrationalität des Daseins, das „Verhältnis zwischen Zufall und Charakterbildung", wie es Goethe im Wilhelm Meister darstellt und Tacitus als „ein gegenseitiges Sichmessen" zwischen dem geschichtlichen Helden und der „Fortuna" bezeichnet — nach Seneca ein Schauspiel für Götter —, das ist es, was Tacitus mit der Meisterschaft des tragischen Dichters zur Darstellung bringt, und was einen Hauptreiz seiner Erzählung ausmacht. Echt dramatisch ist die Art und Weise, wie die Irrationalität des Geschehens gewissermaßen zu einer wirkenden Kraft hinter der Geschichte hypostasiert und die Wandelbarkeit der Dinge — für ihn natürlich nur symbolisch — in der Fortuna personifiziert wird, der hellenistischen Tyche, der — ein bezeichnendes Zusammentreffen! — eben damals Trajan in Rom einen Tempel errichtet hat.

Spielt sich doch die Geschichte der römischen Aristokratie, wie sie sich bei Tacitus aufs engste mit der Cäsarengeschichte verflicht, durchaus im Bannkreis jener dämonischen Macht ab,

Amoretten im Zuge des Bacchus. Fries einer Wandmalerei im Hause der Vettier zu Pompeji.

von deren Träger der Servilismus eines Seneca gesagt hat, daß durch seinen Mund Fortuna künde, was sie jedem Sterblichen gönnen wolle; einer Macht, die in jedem Moment wie eine blinde Naturkraft über den Einzelnen hereinbrechen konnte, Besitz, Ehre, Leben vernichtend! Eine Lage der Dinge, deren ungeheuren Druck niemand tiefer empfunden und erschütternder dargestellt hat, als Tacitus. Und nun erst die Tragödien auf der Höhe des Thrones selbst, wie sie uns die wunderbare taciteische Kunst in den Lebensbildern eines Tiberius, Nero und der Imperatoren des Vierkaiserjahres vor Augen stellt: in großartigem dramatischen Aufbau, wie von Akt zu Akt unter stetiger Steigerung der dramatischen Wirkung bis zur erschütternden Katastrophe! Welch ein unersetzlicher Verlust, daß uns gerade für den höchsten tragischen Moment im Leben Tibers, für den Sturz Sejans, und für den Untergang Neros die taciteische Darstellung verloren ist!

Mit der Kunst des Dramatikers verband sich hier aber auch die des Schilderers. Ranke hat Tacitus den größten Maler von Situationen genannt, Racine den größten Maler des Altertums überhaupt. Welche Meisterschaft malerischer Darstellung zeigt z. B. die großartige Schilderung des neronischen Brandes, der Zerstörung Cremonas und der Erstürmung und des Brandes des Kapitols! Man hat Tacitus in dieser Hinsicht mit den größten Koloristen späterer Zeiten, mit Macaulay und Treitschke, verglichen, aber sie haben ihn nicht erreicht. Welch unvergleichliche Kunst zeigt allein die berühmte Szene: Agrippina mit der Asche ihres Gemahls in Brundisium landend, oder die Schilderung des Aufruhrs der pannonischen und germanischen Legionen! Hier zeigt sich auch jene hochgesteigerte Fähigkeit der Stimmungsmalerei und der Wiedergabe seelischer Empfindungen, wie sie uns dann in den großartig konzipierten psychologischen Charakterbildern, besonders in den unsterblichen Seelengemälden der Cäsarentypen in vollstem Glanze entgegentritt.

So hoch nun freilich der Künstler Tacitus steht, soviel fehlt ihm als Historiker und als Forscher. Obwohl er, soweit die Vergangenheit in Betracht kommt, meist aus zweiter Hand, aus Geschichtswerken und Memoiren schöpft, berichtet er mit souveräner Sicherheit über die verborgensten Motive und Absichten der Cäsaren, über die geheimsten Verhandlungen und Vorgänge, von denen er ein wirkliches Wissen unmöglich haben konnte. Daher beruht seine psychologische Analyse und historisch-politische Beurteilung der geschichtlichen Persönlichkeiten in weit größerem Umfange auf bloßer Konstruktion, als es bei der plastischen Anschaulichkeit seiner historischen Porträts den Anschein hat. Ja, manche Züge derselben sind unverkennbar den konventionellen Typen der Philosophen- und Rhetorenschule nachgezeichnet. Und Ranke hat gewiß recht, wenn er das „Ideal des heuchlerischen Despotismus", wie es bei Tacitus Tiberius repräsentiert, als ein „Gedankenbild" bezeichnet, dem volle Realität nicht zukommt. „Wie ein guter dramatischer Dichter seine Charaktere zu behaupten weiß, so hält auch Tacitus die einmal gefaßte Ansicht von dem heuchlerischen Wesen des Gewalthabers bis zu dessen letztem Augenblick streng aufrecht und beseitigt alles, was dieselbe stören könnte."

Dazu kommt, daß die vielbewunderte „magische" Fähigkeit, in die Seelen der Menschen zu schauen, durch die düstere Gesamtauffassung des Geschichtschreibers bis zu einer pessimistischen Hellseherei gesteigert wird, die stets geneigt ist, das Schlimmste zu sehen und trotz der ehrlichen Absicht, ohne Haß und Gunst zu schreiben, nicht selten die historische Gerechtigkeit verleugnet.

„Ihn lehrte der Schmerz der Zeit", sagt Niebuhr mit Recht. Der Schmerz aber ist kein unbefangener Führer zur Gerechtigkeit. Ranke hat einmal von Tacitus gesagt, er sei dann und wann wie ein Richter der Totenwelt anzusehen. Aber dieser unterirdische Totenrichter ist ein allwissender Gott, vor dem sich die tiefsten Falten des Menschenherzens offenbaren, während der Historiker nur zu oft im Dunkeln wandelt und als „Richter" um so mehr Grund zur Selbstbescheidung hat, je mehr ihm durch die Anteilnahme eines leidenschaftlich erregten Gemütes dies Richteramt erschwert wird.

Neben der Glut verhaltener Leidenschaft ist eine weitere Irrtumsquelle die psychologische Abhängigkeit von Stimmungen und Vorurteilen, die in der Klassenstellung des Tacitus wurzeln. Er ist Aristokrat vom Scheitel bis zur Sohle, so daß er es z. B. in hohem Grade anstößig findet, daß eine Enkelin des Augustus einen Gatten wählen konnte, dessen Großvater nur römischer Ritter gewesen, und daß die ehebrecherische Liebe der Schwiegertochter Tibers einem Manne galt, der nicht zur höchsten Aristokratie gehörte! Mit welchem Hochmut sieht er vollends auf die gemeinen Sterblichen herab, z. B. auf die Ärmsten, die in der Arena zum Ergötzen des niederen und vornehmen Pöbels ihr Blut verspritzten — Gladiatorenblut wohlfeiles Blut! — und auf die Masse des Volkes überhaupt, dessen inneres seelisches Leben ihm höchst gleichgültig ist. Man denke nur an die Art und Weise, wie er das in Rom bereits ziemlich verbreitete Christentum lediglich als eine kriminelle Krankheitserscheinung des Massenlebens beurteilt, als ein Symptom der verbrecherischen Instinkte und des wüsten Aberglaubens des in der Welthauptstadt zusammengeströmten Völkergesindels.

Übrigens ist Tacitus nicht immer Pessimist. Er kann auch idealisieren, wobei er freilich der Gefahr, unhistorisch zu werden, ebensowenig entgehen konnte. Man denke nur an die für die Zeit ja überhaupt charakteristische Neigung zur romantischen Verklärung der Vergangenheit und einfacher Kulturzustände, wie sie in der einseitigen Verherrlichung der republikanischen Zeit, in der Idealisierung der Germanen in der Schrift über Deutschland, sowie in den Vorstellungen über die Anfänge der Geschichte zum Ausdruck kommt, die an die Ideen Rousseaus und Tolstois erinnern. Es ist eine romantisch-sentimentale Stimmung, die sich inmitten der Dissonanzen der Gegenwart mit der Sehnsucht nach einem verlorenen Paradies erfüllt und den Maßstab für die objektive Wertung des weit überschätzten Glückes der Vergangenheit ebenso verloren hat, wie für die der Gegenwart.

Und doch, welch ein ungeheurer Absturz, wenn wir uns von Tacitus zu Sueton, dem Geheimschreiber Hadrians, wenden, der eine Reihe von Kaiserbiographien von Cäsar bis Domitian geschrieben hat. Ein Stubengelehrter ohne jeden Schwung und ohne jedes tiefere geschichtliche Interesse und Verständnis, gliedert er seine Lebens- und Charakterbilder fein säuberlich nach Rubriken, in denen er den völlig kritiklos zusammengetragenen Stoff nach ganz mechanischen, schablonenhaften Gesichtspunkten unterbringt. Mit demselben Interesse, mit dem er als Antiquar manches gute und authentische Material verzeichnet hat, registriert er als Kuriositätensammler und Anekdotenkrämer den ganzen Schmutz der Chronique scandaleuse, den der Hofklatsch und die Medisance der vornehmen Gesellschaft um den Thron der Cäsaren aufgespeichert hatte. Und diese Bastardhistorie ist dann in der ganzen Folgezeit Muster und Vorbild für die römischen Darstellungen der Kaisergeschichte geblieben, die daher auch ohne allgemeineres Interesse sind. Nur einer macht eine Ausnahme: Ammianus Marcellinus, ein Grieche aus Antiochia, der im vierten Jahrhundert in lateinischer Sprache eine Geschichte der Cäsaren von Nerva bis zum Tode des Valens (96—378) geschrieben und für uns vor Livius und Tacitus das voraus hat, daß von seinem Werke der selbsterlebte Zeitgeschichte behandelnde Teil (353 bis 378), die Darstellung des Zeitalters Julians erhalten ist. Er schreibt vollkommen frei von der gezierten rhetorischen Kunstsprache, im Sinne der großen griechischen Muster und gibt Charakterzeichnungen der Cäsaren, deren Lebendigkeit und psychologische Feinheit an die besten historiographischen Leistungen der Antike erinnert.

Aber dieser Spätling ist, wie gesagt, eine vereinzelte Erscheinung. Denn auch die hellenistische Historiographie der Zeit hat den Verfall nicht aufhalten können. Schon in Dionys von Halikarnaß, der unter Augustus eine Geschichte der alten Republik schrieb, tritt uns der typische Schönredner entgegen. Und sein Zeitgenosse, der ebenfalls in Rom lebende Strabo von Amasea,

Publius Virgilius Maro zwischen den Musen Klio und Melpomene

Mosaik, gefunden im Jahre [illegible] in einer römischen Villa zu Hadrumetum (Nordafrika)

zeigt zwar in seinem erhaltenen geographischen Werke einen weiten und freien Blick — ich erinnere nur an seine feinsinnige Verbindung von Erdkunde und Geschichte, die an Alexander v. Humboldt und H. Ritter erinnert —, aber sein Geschichtswerk, in welchem er Polybios fortsetzte (bis 27 v. Chr.), erhob sich kaum über das Niveau einer Kompilation, wenn sie auch wesentlich höher stehen mochte, als die oberflächliche, in usum Delphini verfaßte Weltgeschichte des Hofphilosophen des Königs Herodes: Nikolaos von Damaskus. Oberflächlich und zugleich höchst tendenziös sind ferner die Schriften des jüdischen Renegaten Josephus, seine jüdische Geschichte, seine Geschichte des jüdischen Krieges und der Eroberung Jerusalems, seine Autobiographie und die Streitschrift gegen Apion, die eine Apologie des Judentums gegen seine zahlreichen Widersacher enthält.

Eine ungleich anziehendere Erscheinung ist Plutarch von Chäronea (etwa 40—120); aber freilich auch kein Forscher und kein Historiker. Schon der Grundgedanke des großen Sammelwerkes der „parallelen Biographien", je zwei Persönlichkeiten der griechischen und der römischen Geschichte nach Charakter und Schicksalen miteinander zu vergleichen, führt zu ungeschichtlichen Konstruktionen und erschwert die unbefangene Würdigung der individuellen Eigenart seiner Helden. Allerdings ist gerade dieses Individuelle Hauptgegenstand seines Interesses; und in diesem Sinne hat er selbst von sich gesagt, er schreibe nicht Geschichte, sondern Biographien. Allein auch hier ist es wieder ein einseitiger Maßstab, der an die geschichtliche Persönlichkeit angelegt wird und den Wert seiner an sich ja meist recht anziehenden Lebensläufe und Charakterbilder stark beeinträchtigt. Was ihn an seinen Helden interessiert, ist nicht eigentlich ihr Tun, sondern ihr Wesen, ihre geistig-sittliche Beschaffenheit, wie sie nach seiner Ansicht oft in einer ganz unbedeutenden Handlung, einem Wort, einem Scherz, deutlicher zutage trete, als in großen Taten und Kämpfen. Eine Auffassung, die von vornherein darauf verzichtet, eine historische Persönlichkeit im Zusammenhang mit ihrer Zeit und aus den besonderen Voraussetzungen, in denen ihr Dasein wurzelt, geschichtlich zu begreifen.

Immerhin steht der liebenswürdige Erzähler, der einem Shakespeare Stoff und Charaktere für die Tragödie geliefert, der hochgebildete Geist, der einen Montaigne und Goethe gefesselt hat, weit über der flachen Historie der Folgezeit, über einem Arrian, der die stilistische Zeitmarotte so weit trieb, wie ein zweiter Xenophon in attizistischem Stil eine Alexandergeschichte als „Anabasis" und in jonisierendem, Herodot nachahmenden Stil ein Buch über Indien zu schreiben: Werke, die lediglich insoweit einen Wert haben, als die benutzten Quellen verloren sind. Letzteres gilt auch von dem Alexandriner Appian (gest. nach 160), der in recht oberflächlicher Weise und in manierierter, herodoteischen und thukydideischen Stil vermengender Sprache eine Geschichte der römischen Welteroberung kompilierte, sowie für den größten Teil der römischen Geschichte des Cassius Dio von Nicäa (gest. um 235), der schon durch seinen toten thukydideischen Attizismus und seine breitspurige Rhetorik seiner Darstellung alle Frische und Lebendigkeit genommen hat. Originalen Wert würde für uns nur der Teil seines Buches haben, der die Zeitgeschichte (bis zum Tode des Alexander Severus 229) behandelte, wozu er als hoher Staatsbeamter und Militär besonders berufen war. Allein gerade dieser Teil ist nur noch sehr fragmentarisch erhalten.

Wie dieser Entwicklungsgang der Historiographie zeigt, liegt ihre Schwäche wesentlich mit darin, daß sie mehr und mehr eine tote Sprache redete, durch die notwendig auch der Inhalt verkümmerte. Im römischen Westen wie im hellenistischen Osten verschwand die lebendige Sprache immer mehr aus der Literatur. Der römische Archaismus, den man sehr treffend als Rokoko bezeichnet hat, und der unter Hadrian durch den Lehrer Mark Aurels, Fronto, einen „Typus der Nichtigkeit", seinen Höhepunkt erreichte, trieb die Altertümelei so weit, direkt die Sprache des Cato, des Ennius und Plautus nachzuahmen, während in der hellenistischen Welt der schon bei dem Historiker Dionys hervortretende Attizismus und die seit dem zweiten Jahrhundert tonangebend gewordene sogenannte zweite Sophistik die Wiederbelebung der klassischen Literatur und Kunst des alten Hellenentums auf ihr Panier schrieb und die altattische Sprache — „das feinste, klangreichste Instrument, auf welchem der menschliche Geist je gespielt hat" — wieder zur Literatursprache zu machen suchte.

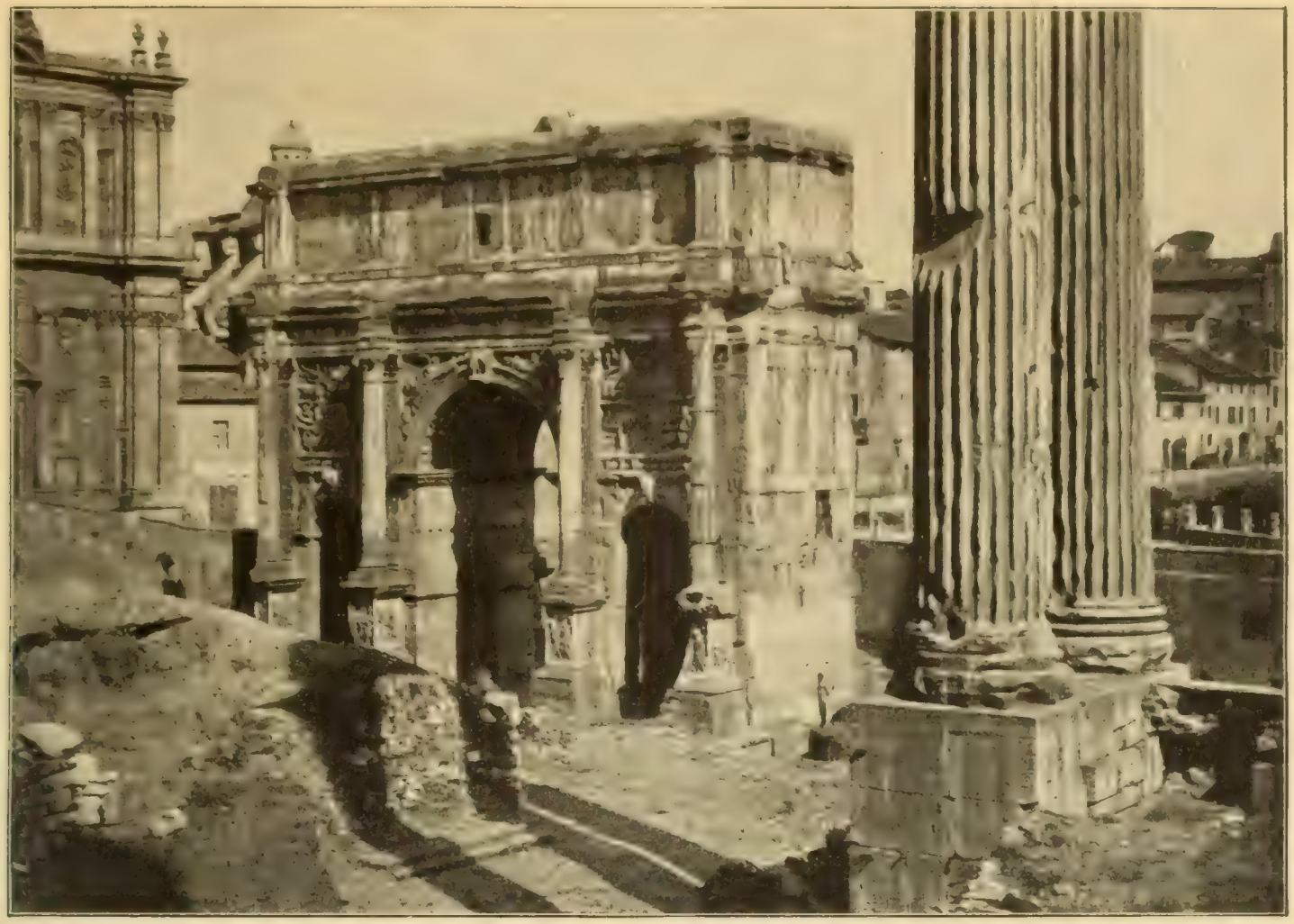
Die großen Redekünstler, welche dieser Klassizismus erzeugte, wollten wieder die edle attische Sprache reden, wie sie vor einem halben Jahrtausend ein Demosthenes geredet hatte!

Ein Bestreben, dem ein noch immer sehr lebendiges ästhetisches Bedürfnis — man denke an die schöne Schrift „vom Erhabenen"! — und besonders ein lebhaftes Verlangen nach künstlerischer Ausbildung der Rede überall entgegenkam. Ohne rhetorische Schulung war in dieser Zeit eine höhere Bildung so wenig mehr denkbar, daß zahlreiche Gemeinden, ja der Staat selbst besoldete Lehrstühle für die rhetorische Ausbildung der Jugend errichteten. Ein öffentliches Unterrichtssystem, das dann seit Antoninus Pius auch auf die Philosophie und später auf einzelne Fachwissenschaften ausgedehnt wurde. Überall, wo das gesprochene Wort eine Rolle spielte, nahmen die Vertreter dieser Rhetorik eine hervorragende Stellung ein, als Vorsitzende bei den Festversammlungen, als hohe städtische Beamte, als Abgeordnete der Städte an den Kaiser, als berühmte und gefeierte Wanderlehrer, die überall in den Städten des Reiches das Evangelium des Hellenismus verkündeten.

Hier sei nur genannt: Herodes Atticus, der größte athenische Lehrer, zu dessen Füßen fast alle bedeutenden „Sophisten" des zweiten Jahrhunderts saßen, der dank seinem fürstlichen Vermögen in der Ausschmückung Athens mit einem Hadrian wetteifern konnte; Philostrat, der in seinen „Sophistenleben" interessante Bilder aus dem [illegible] und Treiben dieser Literaten gibt, und in seiner romanhaften, im Auftrag [illegible] geistigen Kaiserin Julia Domna verfaßten Biographie des orientalischen Wanderpredigers Apollonius von Tyana das Idealbild eines Apostels der griechischen Renaissance, eines Vorkämpfers altgriechischer Sprache, Sitte und Religion gezeichnet hat, in dem man vielfach das heidnische Gegenstück zur Christusbiographie hat finden wollen —; Dion von Prusa genannt „Goldmund" (Chrysostomos), einer der erfolgreichsten Vertreter der klassizistischen Kunstprosa und begeisterter Wanderprediger, der „vollkommene Romantiker", der ganz und gar in der Welt des alten Hellas lebte und nicht ermüdete, an ihrem Glanze und ihrer Größe seine Zuhörer zu erbauen; und endlich Aristides, dessen Worten der Landtag von Asien und die Festgemeinde an den Isthmien ebenso, wie die gebildete Gesellschaft Athens und Roms und der Kaiser Mark Aurel gelauscht hat, und der in seinen Schriften, von denen hier der an den Thron gerichtete Sendbrief für Smyrna, die Lobreden auf Rom und Athen, die Rede auf Eleusis genannt seien, entschieden den Höhepunkt dieser Rhetorik bezeichnen. Neben ihm verdient aus der Folgezeit nur noch der durch sein treues Festhalten an Julian für uns besonders interessante Rhetor Libanios von Antiochia (gest. 393) genannt zu werden.

Porträtgemme des Kaisers Septimius Severus und seiner Gemahlin Julia Domna.
Original in der Nationalbibliothek zu Paris.

Zu einer Stellung in der Weltliteratur hat es übrigens nur einer aus diesem Kreise gebracht, der freilich auch über den konventionellen Rahmen der ganzen Gattung weit hinausgegangen ist: Lukian aus dem syrischen Samosata. Auch er hat anfänglich als Rhetor ein Wanderleben geführt und sich in Antiochia, Athen, Olympia, Rom und in Gallien hören lassen, aber bei seinem scharfen kritischen Verstand und seiner ausgeprägten satirischen Begabung konnte er dieser Wanderrednerei und der konventionellen Schulrhetorik überhaupt auf die Dauer keinen Geschmack abgewinnen. So glänzend er das Formale beherrschte, die unvermeidlichen Begleiterscheinungen der ganzen Richtung, die Phrasenhaftigkeit und Gedankenarmut, das unwahre Pathos und der geschmacklose Pedantismus stießen ihn ab; und so sagte er den Deklamationen Valet, um sich dem seiner Natur so recht entsprechenden satirischen Essay zuzuwenden, der seinen Namen unsterblich gemacht hat. Es steckt eine Fülle von Geist und Witz, von echt hellenischer Grazie in diesen Dialogen und Satiren, in denen er die vollen Schalen seines Spottes über die Torheiten der Zeit ausgegossen hat: über den stetig wachsenden Aberglauben, über die krasse Wundersucht, den mystischen Schwindel der religiösen Geheimbünde, den Göttermythus, die Afterweisheit der Philosophen und philosophischen Sekten, die



Der Triumphbogen des Septimius Severus zu Rom. Phot. Anderson

Renommisterei des Literatentums, das liederliche Treiben der Halbwelt, die phantastische Reisefabulistik und andere Ausgeburten des Lügengeistes der Zeit. Allerdings bleibt er in seiner Satire häufig an der Oberfläche, wie z. B. in der Kritik des Christentums im „Peregrinus", einer Satire auf den bekannten kynischen Schwärmer, der sich in Olympia wie ein zweiter Phönix dem Flammentode geweiht hat! Eine Schrift, die im Zeitalter der Aufklärung das seltsame Schicksal erfahren hat, auf den römischen „Inder der verbotenen Bücher" gesetzt zu werden, wie Gibbon, Kant und Friedrich der Große! Eine besondere Tiefe wird man ja bei dieser Art von Schriftstellerei nicht suchen, — Lukian ist eben nur der Geist, der stets verneint, — und der kaustische Witz über die Schwächen anderer kann über die eigene Frivolität nicht hinwegtäuschen; aber ein echter und tiefer Trieb ist doch auch in diesem Spötter lebendig gewesen: das lebhafte Bedürfnis, die heitere Klarheit und Schönheit des Hellenentums gegen die Dunkelmänner, Heuchler und Halbbarbaren zu schützen, wie es kein Geringerer als Erwin Rohde von ihm gerühmt hat. Das sichert ihm die Unsterblichkeit!

Und eben das ist es ja auch, was die griechische Renaissance der Kaiserzeit bei all ihren Schwächen als bleibendes Verdienst für sich in Anspruch nehmen darf, daß sie in Beispiel und Lehre ihre ganze Kraft eingesetzt hat, den geistigen Zusammenhang mit dem Höchsten, was die Antike geleistet, aufrecht zu erhalten und die unvergänglichen Schätze der klassischen Literatur von Hellas treu zu behüten und von Geschlecht zu Geschlecht zu überliefern. Ihr Werk ist es, daß uns die drei großen Meister der attischen Tragödie, und die attischen Redner gerettet sind, daß wir heute statt Menander Aristophanes, statt der Epigonen Ephoros und Theopomp einen Herodot und Thukydides besitzen! Sie hat damit in einer Zeit, in der die griechische Gesundheit und Klarheit des Denkens immer mehr in der Umarmung des Orients zu verkommen drohte, dem gesamten höheren Unterricht ein ideales Ziel gesteckt und eine einheitliche höhere Bildung geschaffen, die alles in ihren Bannkreis zog, was den Anspruch erhob, sich über das Banausentum zu erheben, und die daher auch die spezifisch heidnische Kultur überdauert hat.

Denn das Christentum hätte von vornherein darauf verzichten müssen, zu einer Bildungsreligion zu werden, wenn es nicht diese Organisation des „sophistischen" Bildungswesens und die darauf beruhende Bildung selbst wenigstens bis zu einem gewissen Grade übernommen hätte. Es ist also eine historische Ungerechtigkeit, wenn man ein Verdienst, das im letzten Grunde dem Schulwesen des Klassizismus der Kaiserzeit zukommt, die teilweise Erhaltung der klassischen Literatur, immer wieder einseitig der Kirche zuschreibt. Die Kirche konnte sich ohne schweren eigenen Schaden der Fortführung dieser Aufgabe gar nicht entziehen, die sie übrigens mangelhaft genug gelöst hat. Denn wie vieles von dem, was die Kirche rettete, wird aufgewogen durch die Verluste, welche das edle Erbe der antiken Schule von derselben Seite durch Unwissenheit, Gleichgültigkeit oder Fanatismus erlitten hat!

Freilich, so bedeutsam die griechische Renaissance der Kaiserzeit von diesem Gesichtspunkte aus erscheint, eines hat sie der alternden Kultur nicht geben können: die schöpferischen Antriebe und Kräfte zu einer neuen Blüte des geistigen Lebens, wie es die Renaissance des 15. Jahrhunderts getan hat. Man konnte wohl die alten Kunstformen bis zu einem gewissen Grade wieder beleben, aber nicht den Geist der alten Zeit, ganz abgesehen davon, daß der einseitige Kultus der Form und die Überschätzung der formalen Bildung dem Gehalte des geistigen Schaffens auf allen Gebieten Abbruch tat.

Das zeigt schon der rapide Verfall der Kunst, der schon unter den Antoninen und dann in abstoßendster Gestalt auf dem Severusbogen hervortritt. Und wie die Kunst dem Schicksal aller nachahmenden Kunst verfiel, daß die Vorbilder und Muster dem Künstler den Weg zur Natur und Wirklichkeit verlegten und am Ende eine allgemeine Verflachung der Kunst eintrat, so ging es auch in der Literatur, z. B. in der Geschichtschreibung, wo das Phrasenwerk und die Stilisierung den stofflichen und Gedankengehalt immer mehr überwucherte, und ebenso in der rein wissenschaftlichen Produktion, in der schon sehr früh alles eigene Leben, alle Fähigkeit zu neuen Beobachtungen, Ideen und Erkenntnissen zu erlahmen beginnt. Man zehrte von den Schätzen der Bibliotheken, die sich seit Cäsar und Augustus auch der Fürsorge der Regierung erfreuten, und begnügte sich mehr und mehr mit der Reproduktion und der Zurechtmachung des Überlieferten für die Bedürfnisse der Zeitbildung, die weiter nichts verlangte, als daß ihr der alte Stoff möglichst bequem präpariert dargeboten wurde. Es ist die Zeit der Polyhistorie, der enzyklopädischen Sammelwerke und Kompendien, deren Verfasser selbst auf eigenes Nachdenken verzichteten und es auch in ihren Lesern systematisch ertöteten.

Wie bezeichnend ist es, daß man, wie Columella (unter Nero) ein Buch über Landwirtschaft schreiben konnte, von dem man mit Recht gesagt hat, daß es von dem frischen Duft der Natur keine Spur, um so mehr aber von dem Geruch der Studierlampe verrate; eine tote Kompilation, die an der Hand fleißig zusammengetragener Exzerpte den Weg zeigen will, wie man dem Verfall der Landwirtschaft begegnen könne! Auch die große „Naturgeschichte" seines Zeitgenossen, des älteren Plinius (23—79), ein Werk gewaltigen Fleißes, ist weiter nichts, als eine im Zeitgeschmack stilisierte Materialsammlung, die kritische Schärfe, Klarheit, Präzision des Denkens und selbständiges Urteil in hohem Grade vermissen läßt. Und das Gleiche gilt für die „naturwissenschaftlichen Untersuchungen", welche der Philosoph Seneca aus seinen Exzerpten zusammengeschrieben hat. Ist doch selbst ein Mann der strengen Wissenschaft, wie Ptolemäos von Alexandria (unter den Antoninen), dessen Lehrbücher über Astronomie und Geographie die ganze Folgezeit beherrscht haben, in der Hauptsache nicht über eine Zusammenfassung der Resultate der älteren griechischen Wissenschaft, wie z. B. des Hipparch u. a., hinausgekommen! Und dabei hat er noch den verhängnisvollen Irrtum begangen, daß er die bereits von dieser älteren Wissenschaft, d. h. von Aristarch, dem Lehrer Hipparchs errungene Erkenntnis der Umdrehung der Erde um die Sonne nicht zu fassen vermochte und so den geozentrischen und anthropozentrischen (d. h. Erde und Mensch in den Mittelpunkt des Weltplanes stellenden) Wahnideen der mittelalterlich-scholastischen Weltansicht eine pseudowissenschaftliche Grundlage verschaffte. Auch der Träger eines anderen berühmten Namens, der Arzt Galen (gest. nach 200), ein echter Polyhistor, der neben seinen medizinischen Arbeiten Schriften über Logik und Grammatik, Philosophie und Ethik verfaßte, ist kein Forscher, der neue selbständige Bahnen eingeschlagen hätte. Auch sein Wissen ist ausgesprochen rezeptiv und kompilatorisch.

Sehr charakteristisch für diesen geistigen Habitus der Zeit, für ihre Gedankenarmut und ihre Gelehrsamkeitskrämerei sind endlich die vielgelesenen „Attischen Nächte" des Gellius: auch wieder eine Sammlung von Lesefrüchten aus den verschiedensten Wissensgebieten, in der die literarisch-philologischen Tendenzen der Antoninenzeit, besonders ihre archaistischen Schrullen zum Ausdruck kommen, sowie das „Sophistenmahl" des Athenäos (gegen 200), der den grotesken Einfall gehabt hat, die Unmasse des von ihm exzerpierten antiquarisch-literarischen Materials in Form von Tischgesprächen vorzulegen. Freilich eine Form, ohne die — auch wieder bezeichnend für den Zeitgeschmack! — dieses als Stoffsammlung unschätzbare Werk schwerlich erhalten geblieben wäre.

Arzt einen Verwundeten verbindend.
Pompejanisches Wandgemälde im Museum zu Neapel. Photographie Brogi.

Auch der feinste geistige Niederschlag des Kulturlebens, die Philosophie, läßt die allgemeine Verflachung des wissenschaftlichen Denkens deutlich erkennen. Zwar hat man schon unter dem Einfluß des Klassizismus der Geschichte der alten Philosophie und der Erklärung ihrer Meisterwerke ein lebhaftes Interesse gewidmet. Aber das Zurückgehen auf die alten Muster ist doch auch hier zugleich ein Symptom des Erlahmens der eigenen schöpferischen Kraft. Da die geistige Spannkraft zur Stellung neuer Probleme, zur Produktion neuer Gedanken immer mehr erschlafft, kanonisiert man die alten Meister und ihre Lehren, besonders die des Platonismus und der Stoa, ähnlich wie die antiken Religionen ihre heiligen Schriften kanonisiert haben. Man begnügte sich mehr und mehr mit der Auslegung kanonischer Lehren, mit einer effektvollen Umstilisierung alter Gedanken und der Popularisierung philosophischer Gemeinplätze im Sinne einer flachen Allgemeinbildung, die alle Schärfe und Klarheit der Begriffe durch Scheinwissen und Phrase ersetzt und sich in einem bequemen Eklektizismus und Synkretismus gefällt, mit dem ein konsequentes und selbständiges Denken unvereinbar ist.

Kein Wunder, daß in diesem Prozeß der Auflösung rein wissenschaftlichen Denkens das Interesse an der Gewinnung rein wissenschaftlicher Resultate mehr und mehr durch eine Richtung zurückgedrängt wurde, welche sich mit ihrem populären Räsonnement vor allem den Fragen des praktischen Lebens zuwandte. Wie ein echter Vertreter dieses Typus, der Verfasser von etwa siebzig solcher populärphilosophischer Schriften, der Historiker Plutarch, treffend bemerkt hat, erscheint es jetzt als der spezifische Beruf der Philosophie, „die Schwäche und Krankheit der Seele zu heilen". Man treibt Philosophie, wie ein politischer Märtyrer der Stoa, Helvidius Priskus, sich ausdrückt, „um gegen Schicksalsschläge gerüstet zu sein". Man denke nur an den

ungeheuren Erfolg des phrygischen Sklaven und Freigelassenen Epiktet, dessen Philosophie des Duldens und Entsagens auf jede wissenschaftliche Begründung von vornherein verzichtete.

Vom allgemein menschlichen Standpunkte aus ist ja diese besonders durch die mächtige Zeitphilosophie der Stoa vertretene Richtung von großem Interesse. Hat doch derselbe Epiktet das große Wort ausgesprochen, daß alle Menschen Brüder seien, die alle in gleicher Weise Gott zum Vater haben! Der Universalismus und die allgemeinen Humanitätsideen der Zeit kommen hier in überaus sympathischer Weise zum Ausdruck. In diesem Sinne haben die Stoiker, diese „Christen unter den Heiden", wie sie Goethe nannte, unermüdlich allgemeine Menschenliebe, die Pflichten des Menschen gegen den Mitmenschen und gegen die Gemeinschaft gepredigt. Sie verwerfen die Rache, die Vergeltung des Bösen mit Bösem und fordern eine Gesinnung, welche lieber Unrecht leidet, als Unrecht tut. Ihr glänzendster Wortführer in dieser Zeit, Seneca, will auch den verachteten Paria der antiken Gesellschaft, den Sklaven, in seine Menschenrechte eingesetzt wissen und hält der Brutalität der Gladiatorenspiele das herrliche Wort entgegen, daß der Mensch dem Menschen ein Heiliges sei (homo res sacra homini), wohl das Höchste, was über das Verhältnis zwischen Mensch und Mensch gesagt werden kann.

Allein so bedeutsam all das ist, es läßt sich doch auf der andern Seite nicht verkennen, daß auch diese praktische Tendenz der Zeitphilosophie eine starke Gefahr für ihre Wissenschaftlichkeit enthielt: Sie verminderte ihre kritische Widerstandsfähigkeit gegen jene metaphysischen Bedürfnisse des Menschenherzens, die allein die Phantasie und der Glaube zu befriedigen vermag. Die Illusion, Glauben und Wissen innerlich „versöhnen" zu können, erstickte jedes Gefühl für die tiefgehende Verschiedenheit zwischen beiden Sphären und ließ die Philosophie teilweise zu einer Art Theologie verkümmern, welche die Erzeugnisse des religiösen Phantasielebens mit pseudowissenschaftlichen Gründen stützen zu können glaubte.

6. Das religiöse Leben.

In einer Zeit, welche der freien politischen, sozialen und geistigen Betätigung des Einzelnen immer mehr Schranken zog und seinem Denken und Wollen keine großen idealen Ziele mehr steckte, in einer Zeit, welche mit ihren jähen Schicksalswechseln und ihren immer drückender empfundenen Gegensätzen von Mammonismus und Massenelend immer neue Zweifel an der Dauer und der inneren Berechtigung des Bestehenden wachrief, für die je länger je mehr alles Große und Schöne in der Vergangenheit lag und der Gedanke an die Zukunft kaum mehr Hoffnungen erweckte, in einer solchen Zeit drängten sich Unzähligen mit übermächtiger Gewalt die alten Fragen der Menschheit auf: Gibt es eine göttliche Weltregierung? Gibt es für die arme Menschenseele nur dies eine irdische Dasein oder winkt ihr eine Unsterblichkeit, welche alle Disharmonien dieses Lebens löst? Gibt es für das heiße Sehnen des Menschenherzens, den Schleier der Zukunft zu lüften, nirgends eine Erfüllung? Es ist ein übermächtiges Verlangen nach dem, was Nietzsche treffend als das Wesen aller Religion und Kunst bezeichnet hat, nach einer „Weltkorrektion". „Wie muß die Welt erscheinen, um lebenswert zu sein?"

Leicht begreiflich, daß eine Philosophie, die den Anspruch erhob, die „Krankheit der Seele zu heilen", auch für diese Frage eine Lösung suchen mußte, und daß diejenige Richtung, welche sie längst im Sinne weiter Kreise beantwortet hatte, die Philosophie oder vielmehr Theologie der Stoa, den mächtigsten Einfluß auf die Weltanschauung der Kaiserzeit gewann.

Die Theodicee der Stoa ist ausgesprochen teleologisch und anthropozentrisch. Aus der „Zweckmäßigkeit und Schönheit" des Kosmos schließt sie auf das Dasein eines allweisen und allgütigen Gottes und im Mittelpunkte der göttlichen Fürsorge steht ihr die Menschheit, die Gott wie ein Vater liebt. Der Mensch selbst hat in seiner Vernunft Anteil am Göttlichen, mit dem allerdings in der menschlichen Natur zugleich ein vernunftwidriges und ungöttliches Element verbunden ist. Ein Dualismus, den in der Kaiserzeit mit besonderem Erfolg Seneca vertreten hat.

Für ihn ist der Sitz dieses Ungöttlichen die Leiblichkeit, das „Fleisch". Es ist das Gefängnis der Seele; eine Fessel, von der sie erst befreit werden muß, um in die „Heimat"

zurückzukehren. Insofern ist der letzte Tag dieses Lebens für Seneca „der Geburtstag der Ewigkeit", die Erhebung zu einem jenseitigen besseren Leben, zur seligen Gemeinschaft der vollendeten Geister. Der Gedanke an dieses Jenseits, welches Freiheit und Friede und die Lösung aller Rätsel verheißt, stärkt die Kraft, schon hienieden den Antrieben des Göttlichen in der Seele zu folgen. Denn der Tod ist zugleich ein Tag des Gerichtes, an dem über jeden das Urteil gesprochen wird. Alles stoische Gedanken, die zugleich lebhaft an Plato erinnern. Echt platonisch ist es auch gedacht, wenn Seneca annimmt, daß die Seelen der Guten vor dem Eintritt in das Reich der Seligen eine Läuterung und zwar durch Feuer durchmachen müßten. Eine Ansicht, die als Lehre vom Fegefeuer, wie so vieles aus dem Heidentum in das Christentum eingedrungen ist und von Gregor dem Großen zum Dogma erhoben wurde.

Diese Weltanschauung Senecas hat die christliche Legendendichtung veranlaßt, den Philosophen ohne weiteres zum Christen zu stempeln. Er soll von keinem Geringeren als dem Apostel Paulus selbst bekehrt worden sein, der in Korinth dem Bruder Senecas, dem damaligen Prokonsul Achaias, bekannt geworden war, vor dessen Tribunal ihn die Juden geführt hatten. Wenn der Bruder den Apostel freisprach, warum soll er eine so bedeutsame Persönlichkeit nicht auch an den Bruder in Rom empfohlen haben? Grund genug für die glaubenseifrige Fälschertätigkeit, einen Briefwechsel zwischen Seneca und Paulus zu erdichten, den schon der Kirchenvater Hieronymus gekannt hat.

Bildnis des Philosophen Seneca.
Porträtherme im Kgl. Museum, Berlin.

Die Naivität, mit der die fromme Lüge einen großen Namen ohne weiteres für sich in Anspruch nahm, verkannte den grundsätzlichen Gegensatz, der neben jenen Anklängen zwischen einem Seneca und der Weltanschauung des damaligen Christentums bestand. Die geistige Welt Senecas ist doch immer noch ein Reich der Freiheit! Bei allem Dogmatismus denkt er nicht daran, sich sein Urteil über die letzten Fragen durch einen fremden Willen, durch eine Lehrautorität vorschreiben zu lassen. Er gehört noch zu denen, die sich ihre Meinung „wählen", zu den „Hairetikoi", wie der senil gewordene Mensch der Antike vom Standpunkte einer eng umgrenzten Weltansicht aus solche Leute genannt hat. Die Energie des kritischen Intellekts der antiken Vollkultur ist in ihm doch noch nicht ganz erstorben, wie schon die schönen Worte beweisen, in denen er sich über das Verhalten des denkenden Menschen gegenüber denjenigen Leuten ausspricht, die eine Antwort auf die höchsten Fragen zu besitzen glauben: „Fälle dein Urteil als Richter und sage, wer nach deiner Ansicht das Wahrscheinlichste, nicht wer das Wahrste lehrt. Denn das steht so hoch über unserm Vermögen, wie die Wahrheit selbst." Das klassische Wort Epicharms „Lerne zweifeln", das große Kulturprinzip, dem die antike Wissenschaft den Antrieb zu ihren gewaltigsten Leistungen verdankt, war für Seneca noch kein toter Buchstabe. Daher ist z. B. sein Unsterblichkeitsglaube so wenig ein absoluter, daß er ihn z. B. einmal als einen hübschen Traum bezeichnet und noch in seinen letzten Schriften die ganze Frage ebenso als eine unentschiedene behandelt, wie Sokrates in der platonischen Apologie. In einer Tragödie nennt er den antiken Höllenglauben, wie er in den Hadesvorstellungen zum Ausdruck kommt, nichtiges, leeres Gerede, einen Spuk, der uns ängstigt, wie im Fiebertraum. Welch ein Gegensatz zu dem damaligen Christentum, für das der letzte Schluß aller Weisheit das entgegengesetzte Prinzip war: „Du sollst glauben", und das vom Standpunkte einer absoluten, auf übernatürliche „Offenbarung" zurückgeführten Wahrheit der Wissenschaft vorschreiben zu dürfen glaubte, an welchem Ziel sie ankommen müsse, und welche Ergebnisse sie unter allen Umständen zu meiden habe. Ein Dogma, das einfach geglaubt sein wollte, und eine Autorität, die einfach Gehorsam forderte, hätte Seneca so wenig anerkannt, wie das wissenschaftliche Denken der Antike überhaupt.

Nachdem man freilich von seiten der philosophischen Spekulation die Bahn der reinen Forschung verlassen und die Pfade des religiösen Phantasielebens betreten hatte, war eine zunehmende Verdunkelung der kritischen Position, auf der der genannte Satz Senecas beruhte, unvermeidlich. Der kritische Agnostizismus des echten Denkers wurde immer mehr durchkreuzt durch eine Gefühlswertung, die am Ende nur noch in einer gefühlsmäßigen Beleuchtung der Dinge ihre Befriedigung finden konnte. Je mehr die Kraft und der Mut des rein wissenschaftlichen Begreifens erlahmte, um so williger überließ man sich seinen Stimmungen. Ein für die Decadence der Antike überaus charakteristischer Zug! Ist doch schon im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit eine auf den Namen des Pythagoras und seiner Schüler gefälschte pseudophilosophische Literatur verbreitet, die dem Dämonenglauben, dem theurgischen Zauberwahn und dem sonstigen ekstatischen Treiben aller möglichen Schwarmgeister das Bürgerrecht in der „Philosophie" zu verschaffen suchte: Die „pythagoräischen Geheimnisse", deren Kenntnis wir schon bei den Dichtern der augusteischen Zeit finden. Zugleich tritt in dieser neupythagoräischen Literatur, wie ja auch sonst jenes ausgesprochene Decadence-Denken entgegen, welches seine Formulierungen mit Autoritäten, statt mit Gründen zu stützen sucht.

Damit ist die abschüssige Bahn betreten, auf der zuletzt der antike Geist jede Widerstandsfähigkeit gegen den Autoritätsglauben und die von neuem übermächtig um sich greifende mystische und mythologische Denkweise verlor, die er in seinen höchststehenden Vertretern bereits vor einem halben Jahrtausend überwunden hatte. Willenlos läßt sich der antike Decadencemensch in das Netz übernatürlicher Beziehungen verstricken, welches Theologie und Mystik über das irdische Leben breitete. Sein des nüchternen und klaren Denkens entwöhntes Gehirn verwandelte schließlich die absurdesten Sätze in Axiome und Glaubensartikel und erfüllte sich immer mehr mit metaphysischen Trugbildern, mit wesenlosen Schemen, die der philosophischen und theologischen Literatur der sinkenden Kaiserzeit zum guten Teil fast ein pathologisches Gepräge geben.

So haben schon die Stoiker seit Posidonius und dann auch die Platoniker in dem Bestreben, ihre Weltanschauung mit dem Volksglauben auszugleichen, den obengenannten Dämonenglauben aufgegriffen und zwischen die eine absolute Gottheit und den Menschen Mittelswesen eingeschoben, denen dann die mit der Idee der höchsten Gottheit unvereinbaren Volkskulte und Götterlegenden gelten sollten. Dies Zwischenreich der Dämonen machte die in der Stoa auch vertretene künstliche allegorische Deutung des Mythus überflüssig und ermöglichte es selbst dem „Philosophen", wieder an die Wundergeschichten zu glauben, von denen einst Strabo gesagt hatte, daß ihrer nur noch das Weib und die Masse bedürfe.

Wie schon der Platoniker Celsus in seiner Streitschrift gegen das Christentum bemerkt hat, haben diese Dämonen eine auffallende Ähnlichkeit mit den Engeln des jüdischen und christlichen Volksglaubens. Sie sind geradezu symptomatisch für die zunehmende Annäherung des Hellenismus an die Vorstellungswelt des Orients. Ein weiteres wichtiges Symptom für diese Annäherung ist der auch wieder besonders von der Stoa vertretene Glaube an alle möglichen Offenbarungen. Im Gegensatz zu anderen Richtungen, die in dieser Hinsicht die Traditionen einer besseren Zeit zu retten suchten, hat die Stoa ihr möglichstes getan, um den Glauben an Orakel und Weissagungen und andere „Offenbarungen" in Vorzeichen, Träumen Inspirationen und Visionen, im Sternenlauf usw. zu fördern. Indem man die Vorstellungen des altbabylonisch-ägyptischen Sternen- und Schicksalsglaubens und zum Teil auch des altgriechischen Mantikwahnes mit der Begriffswelt der griechischen Wissenschaft zusammenmengte, entwickelte sich jene von den sogenannten Chaldäern massenhaft verbreitete Afterwissenschaft, deren ungeheure Macht über die Gemüter schon durch die eine Tatsache genügend gekennzeichnet wird, daß ein Mann der exakten Wissenschaft wie Ptolemäos ein Lehrbuch der Astrologie geschrieben hat! Ist doch die — förmlich zur Religion gewordene — Astrologie mit der herrschenden Weltanschauung so eng verwachsen, daß man die von der müden Zeit ersehnte „Erlösung" als eine Befreiung der Seele aus der durch die Sterne bestimmten Welt des Zwanges ansah! Daher auch die zunehmende Bedeutung der gleichzeitig zur Verbreitung philosophischer Lehren und als pseudophilosophische Erkenntnisquelle benutzten Orakelliteratur, wie der chaldäischen Logia und der sogenannten Sibyllen, welche mit der chaldäischen Astrologie die Weissagung von einem Zusammenbruche der bestehenden Weltordnung verbanden.

Durch diese Verquickung der Philosophie mit den religiösen Offenbarungsvorstellungen trat neben die Vernunft als anerkannte Erkenntnisquelle die „Offenbarung", in der nun die Denkschwäche der Zeit die Sicherheit zu finden glaubte, die ihr die Vernunfterkenntnis nicht bieten konnte. Dadurch sinkt die Philosophie auf das Niveau der Scholastik herab. Ja, sie wird geradezu Theologie, und daher der ausgesprochen mystische Charakter der Philosophie, wie er seit dem dritten Jahrhundert im Neuplatonismus bei Plotin, Porphyrios, Jamblichos usw. zum Ausdruck kommt. Es ist ein „Gottschauen", eine „Einigung mit Gott", was der Neuplatonismus auf dem Wege der Ekstase und des Enthusiasmus zu erzwingen hofft; und er glaubt dieses Versinken der Seele in Gott am besten zu erreichen durch eine intensive geistige Vorbereitung oder „Heiligung" und Kasteiung, durch vegetarische Diät und Abstinenz oder auch durch die rituellen Weihungen und Sühnungen, welche die damals so zahlreichen Geheimkulte oder Mysterien ihren Gläubigen auferlegten, um sie der „Erlösung" durch die den Geweihten sich offenbarende Gottheit teilhaftig zu machen. Mit dieser Verbindung von Philosophie, Mystik und Mysterienglauben ist der Bankerott, die Selbstauflösung der Philosophie entschieden.

Und was für die Philosophie, das gilt für die Geistesbildung überhaupt. Jenes starke und freie Geschlecht, das der Vernunft und Wissenschaft und keinen „Autoritäten" seine Ideen und Inspirationen verdanken wollte, war völlig im Aussterben begriffen, wenn auch vereinzelt immer noch Proteste gegen den wüsten Dogmatismus und Supranaturalismus vorkamen, wie z. B. bei dem „Empiriker" Sextus (um 200) u. a. Wir sehen das recht deutlich an der Geschichtschreibung. Hier hatte sich der freie hellenische Geist schon vor einem halben Jahrtausend von allem Autoritäts- und Traditionsglauben emanzipiert und zur vollen Höhe wissenschaftlichen Denkens erhoben. Er hatte erkannt, daß Welt und Menschendasein von einer allgemeinen Gesetzmäßigkeit beherrscht werden, die eine in sich geschlossene, d. h. nirgends durch sog. Wunder durchbrochene ist. Und diese streng kausale, thukydideische Auffassung, die sich grundsätzlich innerhalb der Grenzen des Begreiflichen hält, hat trotz bedenklicher Rückfälle in der hellenistischen Geschichtschreibung bis in die christliche Ära nachgewirkt. Man denke an die geistige Freiheit eines Cäsar und Sallust, an die Skepsis gegen die „Prodigia", die „Vorzeichen", die noch Livius als eine Eigentümlichkeit der bisherigen Geschichtschreibung bezeichnet. Auch Tacitus spricht noch im Vollgefühl der Aufklärung von der Wundersucht „ungebildeter" Jahrhunderte. Er wird nicht müde, die supranaturalistische Erklärung historischen Geschehens als subjektiven Wahn, als Reflex der durch die Ereignisse erzeugten seelischen Stimmung und Disposition zur Gläubigkeit, besonders als Massensuggestion zu erweisen. Schöne Proben historisch-psychologischer Beurteilung des religiösen Phantasielebens, welche die geschichtlichen Erscheinungen lediglich aus sich selbst und durch die Vernunft erklärt.

Aber ganz und gar hat sich doch selbst ein Tacitus dem übermächtigen Zug der Zeit nicht zu entziehen vermocht. Wir begegnen schon bei ihm wenigstens da und dort einem gewissen Schwanken, einer Unsicherheit, die nur zu sehr geeignet ist, die einst von Thukydides so scharf gezogene Grenzlinie zwischen Wissen und Glauben zu verwischen. Wenn es für einen Thukydides völlig ausgeschlossen war, daß eine dem Naturgesetz widersprechende Nachricht historisch, d. h. die richtige Wiedergabe eines realen Vorganges sein könne, mochte sie äußerlich noch so gut „beglaubigt" sein, erscheint diese feste kritische Position bei Tacitus immerhin schon so weit geschwächt, daß er sich wenigstens gelegentlich nicht mehr ganz des Gedankens erwehren kann, es könnte vielleicht an solchen Dingen doch etwas sein! Gegenüber dem angeblichen Wunder z. B., welches man beim Tode des Kaisers Otho erlebt haben wollte, verstummt seine sonst so scharfe Kritik des Volksglaubens völlig. Er wagt es nicht, „dem Glauben an eine so allgemein verbreitete Überlieferung entgegenzutreten"! Was hier die angebliche gute Beglaubigung, das ist bei gewissen Vorzeichen und Weissagungen die sog. Erfüllung, die bei ihm die Kritik gelegentlich zum Schweigen bringt. Auch der Astrologie gegenüber, die er sonst als Aberglauben behandelt und rein psychologisch aus der Leichtgläubigkeit der Menschen gegenüber dem Geheimnisvollen erklärt, zeigt er stellenweise, z. B. in der Geschichte des sternengläubigen Tiberius, eine bedenkliche Neigung, zu glauben.

Wenn sich selbst ein Tacitus nicht ganz dem Einfluß einer Zeitstimmung entziehen konnte, die den einzelnen immer unwiderstehlicher in ihren Bannkreis zog, so kann man sich vorstellen,

welche Fortschritte Aberglaube, Wundersucht und mystische Schwärmerei bei minder starken Geistern gemacht haben. In der Tat begegnen wir schon in den Kaiserbiographien Suetons einem Vorbedeutungs- und Wunderglauben, der uns geradezu kindlich anmutet. Selbst ein so gebildeter Mann wie Plutarch glaubt es „nicht so leichthin verwerfen zu dürfen", daß Götterbilder schwitzen, seufzen, reden, sich abwenden und die Augen zudrücken können; und seine Wundergläubigkeit kennt daher auch trotz einzelner rationalistischer Anwandlungen kaum mehr eine Grenze. Auch er fügt sich, wenn „uns die Geschichte durch viele gültige Zeugnisse zum Glauben nötigt". Wer sich von dem Übernatürlichen „nichts nehmen lassen mag", hat nach seiner Ansicht an der göttlichen Allmacht, welche das Unmögliche möglich machen kann, eine „kräftige Stütze des Glaubens". Wessen ein solcher Glaube fähig war, dafür haben wir ein drastisches Beispiel an dem Rhetor Aristides, der doch für die Zeit eine geistige Größe ersten Ranges war und dabei an göttliche Erscheinungen, Inspirationen, Eingebungen im Traum und an die wunderbarsten Heilungen seines „Heilands" (Soter) und „Herrn", des „heiligen" Asklepios mit einer Inbrunst glaubt, die auch beim Einfältigsten nicht größer sein konnte.

Und doch wird auch dies noch überboten durch das, was die fromme Legende von andern Zeitgrößen zu erzählen wußte, deren „Weisheit" oder Frömmigkeit den Wundergläubigen ein besonderes Maß von „Göttlichkeit" zu verraten schien. Wie man das Leben älterer Denker, z. B. des Pythagoras und Plato, zu einer Wundergeschichte umgestaltet hatte, wie Plato — der Jungfrauen- und Gottessohn! — gottgeoffenbarte Wahrheiten gelehrt haben sollte, so scheute man auch nicht davor zurück, kürzlich verstorbenen, oder gar noch lebenden „Weisen" einen förmlichen religösen Kultus zu weihen. Man denke nur an den Zeitgenossen Jesu Apollonius von Tyana, aus dem die schwärmerische Begeisterung seiner Jünger einen förmlichen Gottmenschen gemacht hat, der von einem Dämon gezeugt sein sollte, alle Vergangenheit und Zukunft kennt, Dämonen entlarvt, Exorzismen vornimmt, ein totes oder scheintotes Mädchen erweckt u. dgl. m. Ja, man hat ihn geradezu als einen Gott angesehen und ihm in Tyana einen Tempel errichtet. Und ganz ähnlich hat man auch dem durch die Satire Lukians berühmt gewordenen Alexander von Abonuteichos (2. Jahrh.) u. a. göttliches Wesen und alle möglichen Wundertaten im Leben oder nach dem Tode zugeschrieben. Ja, es hat nicht an Propheten gefehlt, welche ihren Nimbus und die Beweiskraft ihrer Lehren dadurch zu erhöhen suchten, daß sie sich selbst göttlicher Abkunft oder sonstiger enger Beziehungen zur Gottheit rühmten, die sie zum Heile der Welt gesendet haben sollte.

Diese Apotheose entsprach so recht dem übermächtig gewordenen Autoritäts- und Inspirationsglauben, der sich durch die Kanonisierung gefeierter Lehrer und ihrer Schriften ähnliche heilige Bücher und unfehlbare Lehrautoritäten schuf, wie die Religionen des Orients, andrerseits dem Erlösungsbedürfnis eines müden Pessimismus, der durchdrungen von der absoluten Schlechtigkeit des Bestehenden sich mit dem Gedanken einer Änderung aller Dinge erfüllte. Ein Gedanke, der sich mit der in der orientalischen und griechischen Mystik verbreiteten Idee der periodischen Welterneuerung, mit der eschatologischen und apokalyptischen Literatur der Juden und der sibyllinischen Weissagungen aufs engste berührte. Der Träger dieser Welterneuerung und Welterlösung sollte aber ein von der Gottheit selbst erweckter Gottmensch, ein Retter-Gott sein, dessen Erscheinen oder „Ankunft" nach altorientalischer Weissagung sich durch den Aufgang seines Sternes am Himmel ankündigen werde! Hatten sich doch, um diese Weissagungen in ihrer Person als erfüllt hinzustellen, schon Ptolemäos Soter von Ägypten als „Heiland", Antiochos Epiphanes von Syrien als „den zum Heil erschienenen Gott" bezeichnet; und die Landtage und Städte Asiens haben den Begründer der Weltmonarchie Augustus ebenfalls als „Heiland" gefeiert! Je weniger aber die weitere Geschichte der Cäsaren diesen Anspruch rechtfertigte, um so näher lag es, die von dem „Gott und Herrn" auf dem Thron nicht erfüllten Hoffnungen auf andere Gottmenschen und Erlöser zu übertragen.

Es ist bezeichnend, daß diese Idee der Welterneuerung durch einen göttlichen Erlöser von Virgil im Anschluß an die kymäische Sibylle entwickelt wird, und daß diese Sibylle vieles mit Lehren gemein hat, die als solche der „Magier" bezeichnet werden, also im Orient wurzeln. Ein bedeutsames Symptom des Umsichgreifens von Empfindungen und Vorstellungen, welche die fortschreitende Assimilierung des antiken Geistes an die Ideenwelt des Orients erkennen lassen.

Tisch mit mystischen Inschriften, Zaubergerät aus Pergamon. Im Kgl. Museum zu Berlin.

Diese Orientalisierung Europas ist eine der wichtigsten massenpsychologischen Erscheinungen der Kaiserzeit, die zugleich aufs engste mit dem Universalismus des Weltreiches zusammenhängt. Der außerordentlich gesteigerte Weltverkehr mit seinen zahllosen Ab- und Zuwanderungen, die Vermischung der verschiedensten Rassen und Völker, der Austausch der Ideen und seine typischen Vertreter, der allgegenwärtige Kaufmann und der allgegenwärtige Soldat, ja man kann sagen der allgegenwärtige Professor, der Ausgleich zwischen Bürgern und Provinzialen, zwischen Griechen und Römern einerseits und Barbaren andrerseits, all das hat eine Verbreitung und Verschmelzung der heterogensten religionsphilosophischen und religiösen Anschauungen und Kulte herbeigeführt, die in ihrer Art einzig dasteht. Und zwar sind es eben die Religionen des Ostens, deren Verbreitung über das gesamte Weltreich rapide Fortschritte gemacht hat, so der Kult des Attis und der großen Mutter, des Sabazios, der Isis und des Osiris, des Baal und der Astarte, des Serapis und Mithras, des Jahve und Christus.

Träger dieser Kulte sind zunächst die zahllosen Asiaten selbst, besonders die semitischer Abkunft, „chaldäische" Astrologen, Priester, Kaufleute, wie sie vor allem in den Seestädten des Mittelmeeres angesessen waren, Sklaven, welche durch den Handel und durch Kriege, z. B. durch die jüdischen Kriege, die Kriege mit den Parthern, die Feldzüge Trajans usw. auf die Märkte und von da auf die Güter und in die Häuser der Großen kamen, die aus dem Sklavenstand sich rekrutierenden Subalternbeamten im Dienste der Gemeinden, des Staates und des kaiserlichen Fiskus, nicht minder zahlreiche aus der Unfreiheit zu Bürgerrecht und Wohlstand emporgestiegene Freigelassene und ganz besonders Soldaten, Offiziere und Veteranen der Armee, in der uns Asiaten in den fernsten Festungen und Lagern, in Britannien, am Rhein und an der Donau, wie in Afrika begegnen. Ihr verdankt vor allem der Mysterienkult des persischen Sonnengottes Mithras seinen Siegeszug durch das Reich. Die meisten seiner Heiligtümer und Kultusgegenstände haben sich in den Rhein- und Donauländern gefunden, die ja am stärksten mit Truppen belegt waren.

Aber auch die einheimischen Bevölkerungen wurden durch diese orientalische Invasion schon sehr früh und dann immer stärker beeinflußt. Die asiatischen Kulte fanden in allen Volksschichten Eingang bis hinauf zu dem ja schließlich auch von Asiaten besetzten Kaiserthron. So war schon Domitian ein Verehrer der ägyptischen Isis und des Serapis; und ein Priester des delphischen Apoll, der Historiker Plutarch, hat in seiner, einer Isispriesterin zu Delphi gewidmeten Schrift über Isis und Osiris auch diesen Göttern gehuldigt. Alexander Severus soll in seiner Hauskapelle Apollonius von Tyana, Orpheus, Abraham und Christus gleichzeitig verehrt haben. Und ganz besonders ist es der Mithraskultus, der überall Eingang fand und in Rom selbst seit dem zweiten Jahrhundert eine ganze Reihe von Heiligtümern besaß.

Schon der Kaiser Commodus ließ sich in die Mysterien einweihen; und der durch Aurelian zum Reichsgott gewordene „Allsieger Sol" (Sonne) war im Grunde nichts anderes, als Mithras und ist später ausdrücklich mit ihm identifiziert worden, da ja dieser Kult recht eigentlich der neuen, orientalischen Form der Monarchie des „Gottkönigs" entsprach. Wie die Pharaonen und die hellenistischen Fürsten Ägyptens Inkarnationen des strahlenden Beherrschers der Planeten und die Sassaniden Brüder der Sonne und des Mondes waren, so tritt auch bei den späteren Cäsaren, so z. B. bei Diokletian und Julian, immer deutlicher das Bestreben hervor, den Weltherrscher mit dem mächtigsten Gestirngott, der das Universum erhellt und seine Geschicke bestimmt, in mystische Beziehung zu setzen. Als die „Unbesiegbaren" und „Ewigen", wie die Cäsaren seit dem dritten Jahrhundert offiziell sich bezeichnen, nahmen sie teil an der Gottheit dieses Planeten. Sie sind seine Repräsentanten auf Erden. Und der Volksglaube hat nur die letzte Konsequenz dieses theokratischen Hirngespinstes gezogen, indem er den bei der Geburt vom Sternenhimmel herabgestiegenen Cäsar-Gott nach dem Tode ganz wie Mithras am Ende seiner Laufbahn von Helios auf seiner glänzenden Quadriga wieder dorthin entrückt werden ließ, um als Gott unter Göttern ewig zu leben.

Ein weiteres Symptom der Fortschritte des Orientalismus sind die Erfolge, welche im Laufe des ersten Jahrhunderts — trotz des weitverbreiteten Antisemitismus — die Propaganda des Judentums und später des Christentums aufzuweisen hatte. Das Judentum nahm damals in der Diaspora einen bemerkenswerten Anlauf, sich aus einer Volksreligion zur Weltreligion zu entwickeln, zu einer Art „philosophischer Religion", wie sie Josephus und der alexandrinische Jude Philo auffaßten, der mit seiner Verschmelzung von Moses, Platonismus und Stoa als ein typischer Vertreter des herrschenden Synkretismus erscheint. Wenn das Christentum sich lange Zeit ohne allzu starke Anfechtung verbreiten konnte, so lag dies zum Teil eben daran, daß es gewissermaßen „im Schatten des Judentums" heranwuchs und so ursprünglich als Sekte einer anerkannten Religionsgemeinschaft galt. Allerdings ist dann im Judentum infolge der furchtbaren nationalen Katastrophe eine radikale Rückbildung im Sinne starrster Exklusivität erfolgt, aber um so erfolgreicher hat das Christentum, das seit dem Wirken des Paulus die „ganze Welt" als Missionsgebiet ins Auge faßte, die universale Bahn weiter verfolgt.

Schon um das Jahr 170 hatte ein hervorragender Christ in Rom den Eindruck, daß die Christen zahlreicher geworden seien, als die Juden. Und etwas später erscheint in Karthago und Afrika das Christentum bereits so sehr verbreitet, daß Tertullian mit der großen Zahl der Christen geradezu drohen konnte! Im Anfang des dritten Jahrhunderts weist im hellenistischen Osten Origenes mit Genugtuung darauf hin, daß das Christentum, das bis in die Zeit Mark Aurels vorwiegend eine Religion der kleinen Leute gewesen war und meist aus Sklaven, Freigelassenen und Handwerkern bestanden hatte, immer größere Verbreitung auch unter den höheren und gebildeteren Klassen fand. Am Ende des Jahrhunderts vollends, unmittelbar vor der letzten großen Verfolgung, erscheinen die christlichen Gemeinden nach der allerdings übertreibenden Schilderung des Eusebius so angewachsen, daß überall die Kirchen zu klein wurden und neue gebaut werden mußten. Wir begegnen den Bekennern der als Weltkirche organisierten neuen Religion auf allen Lebensgebieten bis hinauf zu den höchsten Stellungen am Hofe, in der Verwaltung, ja, — besonders seit Gallien — selbst unter den Offizieren der Armee. Sie hat alle anderen Mysterienkulte überflügelt. Wie im dritten Jahrhundert der Mithrasdienst seinen Höhepunkt erreichte, so hat dasselbe Jahrhundert auch den Sieg des Christentums entschieden.

Es ist die Zeit, in der der wachsende politische und administrative, soziale und wirtschaftliche Druck und tausendfältiges Elend in Gestalt von verheerenden Seuchen, Barbareneinfällen, äußeren und inneren Kriegen die pessimistische und fatalistische Stimmung der Völker des gealterten Cäsarenreiches gewaltig gesteigert hatten. Es geht ein unendliches Sehnen durch diese verfallende Welt, aus den ungeheuren Widersprüchen des Daseins herauszukommen, ein hochgesteigertes krampfhaftes Trostbedürfnis, das sich nach einem Narkotikum sehnte, um die schmerzlichen Zuckungen des ungeheuren Krankheitsprozesses einer dahinsiechenden Welt möglichst zu übertäuben. Und da die harte, immer hoffnungsloser und düsterer werdende Wirklichkeit diesen Trost nicht gewähren konnte, so ist es psychologisch vollkommen begreiflich, daß sich der unausrottbare Glückseligkeitstrieb des Menschen in die Welt der Phantasie flüchtete und sehnsuchtsvoll nach einer Erlösung ausfah, die der müden Welt von obenher kommen sollte. Es ist eine förmliche Sucht, das wachsende Defizit in der Rechnung der Lebenswerte mit transzendenten Werten zu decken und durch sie der Welt und dem Leben einen Sinn abzugewinnen, bei dem man sich beruhigen konnte.

Statue der Isis.
Original im k. k. Hofmuseum zu Wien.

Mit dieser eigentümlich passiven Stimmung, wie sie für das Herabsinken der antiken Kultur auf das Niveau der orientalischen Halbkultur recht eigentlich bezeichnend ist, hängt auch das immer mehr überhandnehmende Gefühl sittlicher und geistiger Ohnmacht zusammen, welches an der eigenen Kraft und der Leistungsfähigkeit der Vernunft verzweifelnd alles Heil von übernatürlichen Kräften erwartet, während die antike Vollkultur mit ihrer aktiven Denkweise der Überzeugung gelebt hatte, daß der Mensch selbst sich über das sittliche und materielle Elend der Welt innerlich erheben und durch eigene Kraft und Erkenntnis gut werden könne. Welch ein Gegensatz vollends zwischen der künstlerischen Freude des klassischen Hellenentums an der Harmonie des Kosmos und der Schönheit der Natur und des Menschenleibes einerseits und dem asketischen Pessimismus dieser Verfallszeit mit seiner Vorstellung von dem sündhaften Charakter der Natur und der Sinnenwelt, welche die Welt in zwei feindliche Hälften auseinanderriß: ein „Reich des Lichtes" und ein von bösen „Geistern beherrschtes Reich der Finsternis"!

Daher der unaufhaltsame Siegeszug der orientalisch-hellenistischen Mystik und der aus dieser Mystik hervorgegangenen Mysterienkulte und Erlösungsreligionen, die auf Grund göttlicher Offenbarung den Weg zu zeigen versprachen, wie die Menschenseelen vom Drucke des Reiches der Finsternis befreit werden und eingehen können in das Reich des Lichtes.

Diese orientalisch-hellenistische Mystik, die sich in zahllosen Gemeinden über Vorderasien und Ägypten und von da über Europa verbreitete, ging von der Vorstellung aus, daß ein bestimmter Gott herniedersteigt, die Gestalt eines bestimmten Menschen annimmt und dann nach Entsühnung der Erde zum Himmel zurückkehrt. So ist z. B. Osiris als Weltheiland in Menschengestalt zur Erde gesandt und steigt als Gott wieder zum Himmel empor, nachdem er die rechte Gottesverehrung geoffenbart; ebenso der von der Mystik als König, Prophet und Philosoph, als Trismegistos gefeierte Hermes, der Offenbarungsgott der in der Kaiserzeit weit verbreiteten Gemeinden der ägyptischen Hermesreligion, der in dieser Religion als Menschenhirte, als der

dem Licht entstammte „Logos", Gottessohn und Gottmensch, als Vermittler zwischen Gott und Menschheit erscheint. Und so kehrt dieser Offenbarungs- und Erlöserglaube in den verschiedensten Mysterienreligionen wieder, so z. B. in dem Mysterium der Mithrasreligion. Es ist von Mithras, dem Gott des Lichtes, der Wahrheit und Gerechtigkeit dem ersten der Mysten durch seinen Erzengel geoffenbart, wie überhaupt die Engelsbotschaft ein in den damaligen mystischen Kulten weitverbreitetes Motiv war, im Christentum z. B. so sehr, daß seine Offenbarung geradezu „Euangelion" hieß. Jener Erstling der Mysten ist der „Mittler" der Mithrasreligion, hier Helios genannt, der als Sohn des Mithras in das Reich des Vaters aufgenommen wird, und dessen Weihe eben das Vorbild der Weihe war, die dem Gläubigen den Weg zeigte, wie er durch bestimmte kultische Akte, d. h. Sakramente in ein besonderes Verhältnis zur Gottheit, zur „Gemeinschaft" mit Gott gelangen konnte.

Ferner haben diese mystischen Religionen ihre Propheten, Lehrer, Priester, die von Gott selbst berufen sein sollten, die Erlösung zu predigen, und die zum Teil von einem bis zur Ekstase gesteigerten Bewußtsein ihrer überirdischen Natur erfüllt waren. Und so mancher von ihnen ist in der Tat durch den Totenkult der Ehre teilhaftig geworden, von den Gläubigen als Gott, Gottessohn oder als Inkarnation eines Gottes anerkannt zu werden, so z. B. ganz besonders in Ägypten, wo man von jeher geneigt war, in der historischen Person die Wirkung oder Verkörperung eines Gottes zu sehen, und wo seit ältester Zeit die Zauberer sich als den oder jenen Gott zu bezeichnen liebten, der in ihnen wohne, und von dem sie nur ein Abbild (Eidolon) seien! Ist hier doch z. B. in den Hermesgemeinden die menschliche Persönlichkeit des Religionsstifters vielfach so verdunkelt worden, daß ohne weiteres an seine Stelle der göttliche Spender der Offenbarung selbst, der „gute Dämon" trat.

Sehr bezeichnend ist endlich auch die Art und Weise, wie hier dem Offenbarungsgott ein dem Dunkel entsprossener böser Dämon entgegengestellt wird. Alles Vorstellungen, die so oder ähnlich auch in anderen Mysterienreligionen wiederkehren, ganz besonders in der entwickelten Christusmystik des Christentums. Man denke nur an das Evangelium Johannis, in dem sich die Begriffswelt und die Formelsprache der hellenistisch-ägyptischen Mystik und Mysterienreligion getreu widerspiegelt.

Die Aufnahme in die Mysteriengemeinde, die Weihe, in welcher sich die Gottheit dem Gläubigen verbindet, vollzieht sich in sakramentaler Form durch eine Art Taufe d. h. Besprengung mit Weihwasser, Bad oder Waschung, oder auch durch Bekränzung, Salbung, Trinken von Wasser, Milch oder Wein, dem heiligen Trank des Dionysos, Darreichen von Brot u. dgl. m. So wird in den Isismysterien das geweihte Wasser, durch dessen sakramentale Mitteilung die Erlösung vom Hades erfolgt, Wasser des Lebens genannt, das unmittelbare Seitenstück zur christlichen Taufe. Eine besondere sakramental-magische Wirkung hatte das heilige Mahl, über das gewisse Zauberformeln gesprochen wurden; ein Nachklang jener uralten Religionsanschauung, nach der sich der Mensch dadurch mit einem Gott vereinigen und göttliche Kraft gewinnen kann, daß er ihn, oder Teile von ihm ißt, ganz wie der Naturmensch glaubt, durch dasselbe Mittel sich die Klugheit des weisen Mannes oder die Stärke des Tieres aneignen zu können. So begegnen wir dieser Auffassung des Essens als einer Einigung mit Geistigem in einer liturgischen Formel des Attisgottesdienstes, bei dem der Einzuweihende eben durch die sakrale Speise zum Mysten des Attis „wiedergeboren" wird.

Wenn gegenüber diesem Sakrament der heidnischen Mysterienkulte von christlicher Seite als „wahre Speise des Lebens" das Brot und der Kelch Christi empfohlen wurde, so erkannte man eben damit an, daß das Christentum auch den Glauben, durch leibliches Essen Göttliches aufnehmen zu können, mit den übrigen Mysterienkulten geteilt hat. Daher hat es auch die sakramental-physische Aufnahme seines Gottes rituell in derselben Weise vollzogen, wie diese. Wie die Agapen der Mysten, so war auch die Abendmahlsfeier der Christen die sakramentale Vereinigung mit dem göttlichen Stifter, durch die es eben ein Mahl des Lebens und der Unsterblichkeit ward. Wie die Gläubigen des Dionysos-Zagreus den Gott selbst zu essen meinten, so ward Christus von seinen Gläubigen gegessen und getrunken und war dadurch in ihnen. Wer daher unwürdig aß und trank, der frevelte am wirklichen Leib und Blut des Herrn, weil er eben tatsächlich Leib und Blut genossen hatte. Es war also — zwar nicht Lehre

Das Mithras-Relief von Heddernheim. Original im Museum zu Wiesbaden. Photographische Aufnahme.

Jesu, — aber doch echte, schon in der paulinischen Sakramentslehre hervortretende altchristliche Anschauungsweise, wenn noch Luther dem Sakrament der „Darbietung des Leibes des Herrn" eine mystisch-magische Wirkung zuschrieb, freilich ohne zu ahnen, daß er damit nur eine Vorstellung der antiken Mysterienreligionen wiederholte, die aufs engste mit den Naturformen der Religion überhaupt zusammenhängt.

Eine andere Form der Vereinigung des Mysten mit Gott ist die Mitteilung des „heiligen Geistes", des „Pneuma". Ein bedeutsamer Versuch, die primitive Versinnlichung dieses Vorganges, wie sie die Vorstellung von dem leiblichen Eingehen enthielt, durch eine „geistigere" Auffassung zu ersetzen. Nach dieser Auffassung, die freilich eines sinnlichen Substrates auch noch nicht entbehren konnte, ging das Pneuma des Gottes in den Gläubigen ein als ein feuriger Hauch, wie er z. B. bei dem Einweihungsritual des Mithrasdienstes den Einzuweihenden umwehte. Durch das Einatmen dieses Feuerhauches wird er eben mit dem „heiligen Geist" erfüllt und emporgehoben zu Gott. Er wird ein anderer und der Unsterblichkeit teilhaftig, weil er durch das göttliche Pneuma, das von nun an in ihm wohnt, Anteil an der Unsterblichkeit des Gottes hat, der in ihm ist. Insofern bedeutet dieses Sakrament eine „Neugeburt" oder „Wiedergeburt", d. h. den Tod des irdischen Menschen und die Geburt eines neuen unsterblichen und göttlicheren Menschen. „Auf ewig wiedergeboren" nennen sich die Gläubigen der großen Göttermutter in Rom, die am vatikanischen Hügel ihr Heiligtum hatten.

Auch für das Christentum ist es das Pneuma, welches die Vereinigung des Gläubigen mit Gott vermittelt. In und mit dem heiligen Geist, den Jesus auf die Jünger überträgt, erhalten sie die Fähigkeit zur Ausübung der göttlichen Macht, die er selbst besaß. Als flammendes Feuer, in feurigen Zungen strahlt dieses Feuer von ihnen aus, ganz so wie die antike Kunst den feurigen Orgiasmus des Dionysos darstellt, dessen Haupt sein „heiliges Pneuma" ebenfalls in flammenden Zungen umlodert. Man begreift bei dieser Vorstellung der antiken Mysterienreligionen, wie sich hier eben dieser „heilige Geist" einerseits zu einem eigenen göttlichen Wesen differenzieren und andrerseits doch wieder als identisch mit der Gottheit selbst gedacht werden konnte, wie es z. B. im Christentum geschah. Höchst bezeichnend für diese Zusammenhänge ist auch die Erzählung von der Jordantaufe, bei der der Geist des Lichtes auf Jesu in Gestalt der Taube herniederkommt, d. h. des heiligen Vogels der auch mit Isis identifizierten Istar. Zu den geheimen Kräften, die das christliche Bad der Wiedergeburt, die Taufe, verlieh, kam eben auch der Empfang des Pneuma.

Ein anderes Bild, unter dem die antike Mystik die ersehnte Vereinigung mit der Gottheit angeschaut hat, ist die der Liebesgemeinschaft. Eine Vorstellung, die auch wieder in der christlichen Bildersprache und in der mittelalterlichen Mystik, z. B. in der ehelichen unio mystica, in dem Seelenbräutigam und den Christusbräuten ihre Analogien hat. Auch die Idee der Gotteskindschaft gehört hierher, die ursprünglich auch sehr real d. h. als wirkliche Zeugung oder Geburt durch die Gottheit aufgefaßt wurde. Eine Vorstellung, die noch in den Mithrasmysterien nachklingt, deren Gläubige sich als „heute von Gott neugezeugt" bezeichnen. Mithras ist der Vater seiner Gläubigen, sie sind seine Söhne, seine Kinder und als solche untereinander Brüder; ähnlich wie die Christen untereinander „Brüder im Herrn" waren. Und wie der Gott, so heißen die an seiner Statt Stehenden ebenfalls Väter, die Oberen des Mithrasklerus und der Erstling der Geweihten, der „Mittler" Helios. Eine Vaterstellung, mit der auch die — allerdings schon durch die Einheit von Licht (Mithras) und Sonne (Helios) nahegelegte — mystische Gedankenverbindung zusammenhängt, für die derselbe Helios, der sonst, wie die Mysten, Sohn des Mithras ist, zugleich wieder Vater des Mysten und so eins mit dem Vater ist: Helios Mithras. Eine unio mystica, wie sie auch in den Dionysosmysterien bei Dionysos-Zeus, in der stoischen Lehre von dem Äther- und Sonnengott, der Vater und Sohn zugleich ist, und in der christlichen Theologie wiederkehrt. Der Satz des Johannesevangeliums: „Ich und der Vater sind eins" ist also echt antiker Mysterienglaube.

Übrigens ist die Gottheit, zu der der einzelne durch das Sakrament in ein besonderes persönliches Verhältnis tritt, in manchen Mysterienkulten auch als Mutter gedacht worden. Man denke an die weithin in der hellenistisch-römischen Welt verehrte asiatische „Große Mutter" und an die Muttergottheit der Eleusinischen Mysterien, die Allmutter, die sogar als Mutter des Zeus selbst, als Gottesmutter erscheint. In gewissen Mysterienkulten, wie sie uns z. B. in Unteritalien entgegentreten, verschafft sich eben der Myste durch einen sakramentalen Akt die Gewißheit, daß er noch einmal von der Allmutter geboren ward „als unsterblicher Gott", d. h. daß ihm als einem Kind dieser göttlichen Mutter die Neugeburt zu einem künftigen seligen Leben verbürgt ist.

Man sieht auch hier wieder, wie die Gotteskindschaft zugleich als ein magischer Wunderakt der Neugeburt oder Wiedergeburt aufgefaßt wurde, bei der ein Mensch stirbt und ein anderer geboren wird. Daher spielen auch in den Einweihungsriten der Mysterienkulte die Bilder vom Tode und von der Wiedergeburt des Gläubigen eine Hauptrolle. So kam z. B. in den Einweihungsriten des Attis- und Isiskultus ein Gang zum Lande des Todes und zurück zum Licht, eine Höllen- und Himmelfahrt zur Darstellung; und ebenso waren es Bilder des Sterbens und der Wiedergeburt, die der Myste des Mithraskultes bei seinem „Aufstieg der Seele" erschaute, und die dann auch in den christlichen Vorstellungen von dem „alten" und „neuen" Menschen wiederkehren.

Diese Bilder wurden aber besonders eindrucksvoll und der Glaube an die im Bilde erschaute Auferstehung und Unsterblichkeit ein besonders fester, wenn Bild und Glaube anknüpfen konnten an einen bestimmten realen oder vielmehr als real gedachten Vorgang, an einen für das antike Denken so charakteristischen prototypischen Mythus, nach welchem sich das, was die

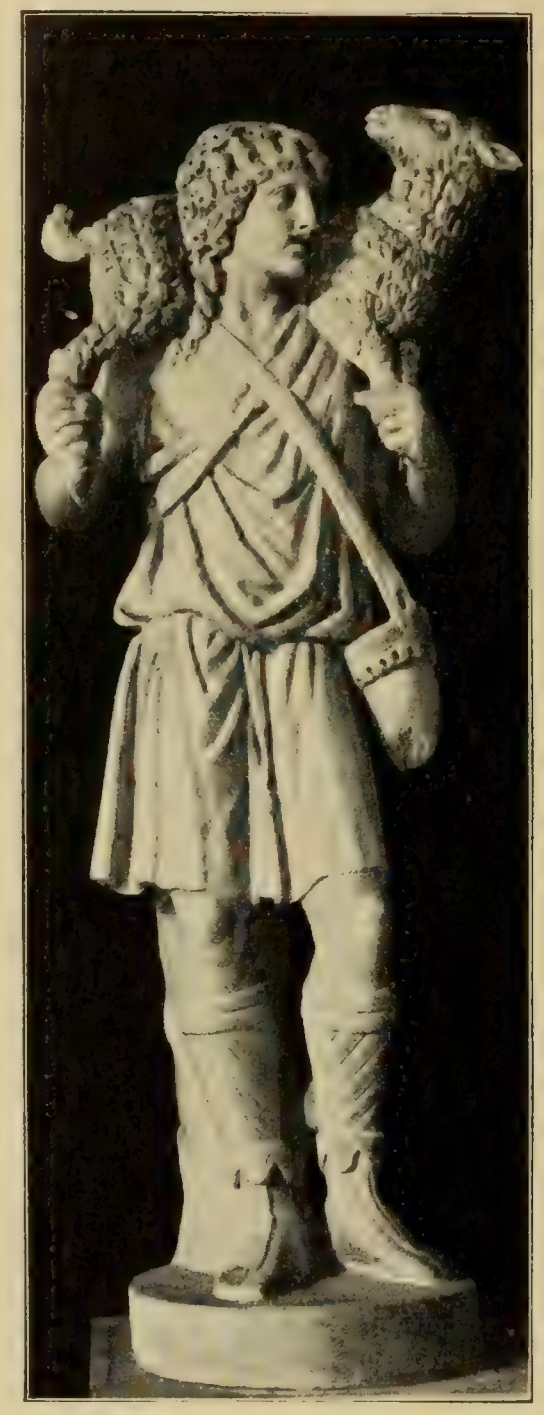
Gegenwart ersehnte, schon einmal gewissermaßen im Vorbild, also hier im Sterben und in der Wiederauferstehung einer bestimmten vorbildlichen Persönlichkeit verwirklicht haben sollte. Daher steht im Mittelpunkt des Glaubens der meisten Mysterienkulte ein Gott, der leidet und triumphiert oder, — was die Regel, — der stirbt und wiederauferstanden ist, der niedergefahren ist zum Totenreich und dann aufgefahren gen Himmel. Man denke an die Klage um Osiris im Isiskult und an das Fest, welches die Mysten des Attis im März feierten: zuerst eine Trauerklage um den Tod und dann die jubelnde Verkündigung seiner Auferstehung am dritten Tag, ferner an die Geschichte des Leidens, Sterbens und der Neugeburt des Dionysos, endlich an die Kämpfe und Leiden, die Mithras bis zu seiner Rückkehr in den Himmel zu bestehen hatte, und deren Ende er vor seiner Himmelfahrt mit den Genossen seiner Mühsale in einem letzten Mahle feiert, dem Vorbild der von den Gläubigen zur Erinnerung gefeierten Liebesmahle. Für die Christen knüpften sich dieselben Hoffnungen an die Leidensgeschichte Jesu, an die prototypische Tradition von seinem Tod und seiner Auferstehung. Durch das Sakrament werden auch hier die Gläubigen eins mit dem Gott, um mit ihm zu sterben und wiederaufzustehen zu einem ewigen Leben. Weil, wie es bei Paulus heißt, Christus in ihnen ist, weil sie mit ihm Gotteskinder sind, und weil nach ihrem Glauben dieser Christus auferstanden ist, haben sie dieselbe Hoffnung auf Unsterblichkeit, wie sie die Gläubigen der andern Mysterienkulte auf Grund derselben Vorstellung von ihrem Gott besaßen. Es ist also auch wieder echt antiker Mysterienglaube, wenn Paulus den Römern sagt, daß die Gläubigen mit Christus leben werden, weil sie mit ihm gestorben seien.

Wie in den anderen Mysterienreligionen die mystische Handlung, der Aufstieg der Seele des Mysten zum Himmel, ihren notwendigen Hintergrund in dem vorbildlichen göttlichen Drama hat, so ist zweifellos das eigentliche Evangelium des antiken Christentums, d. h. das einer antiken Mysterienreligion allein entsprechende Evangelium, die Botschaft von der Auferstehung. Hat doch das Christentum diesen Charakter der Mysterienreligion, zu der bereits seit Paulus die Lehre Jesu umgestaltet wurde, immer entschiedener ausgeprägt! Wenn schon die Mysterien der Taufe und des Abendmahles und das sakramentale Wasser, Brot und Wein (Leib und Blut) und die ebenfalls Sakramente erzeugende Vorstellung, daß dem bloßen Aussprechen des Namens Jesu und dem Kreuzeszeichen eine magische Gewalt, besonders über die „Dämonen" innewohne, die zeitgeschichtliche Stellung des Christentums klar zum Ausdruck bringen, als unvermeidliche Reflexe des intensiven Begehrens jener Zeit nach Symbolen mit geheimnisvollen Kräften und nach sinnlichen Unterpfändern, die dem Gläubigen das Heilige leibhaftig vorstellen sollten, so zeigt die spätere Hinzufügung weiterer Sakramentalien, Salbung, Handauflegung, heiliges Öl usw., das schon im 3. Jahrhundert ausgebildete feierliche und strenge Ritual des Gottesdienstes, die Entwicklung einer an den Mithraskult erinnernden priesterlichen Hierarchie, daß das Christentum aus dem Bannkreis der Mysterienkulte nicht herausgetreten ist und bei der geschilderten religiösen Zeitstimmung auch nicht heraustreten konnte. So ganz und gar ist es dieser Zeitströmung zum Opfer gefallen, daß es bereits im 3. Jahrhundert — wie Harnack treffend bemerkt hat —, mit seinen Priestern, Opfern und heiligen Zeremonien mit dem pompösesten heidnischen Kultus rivalisieren konnte.

Wenn nun aber die „Erlösung" und der „Aufstieg der Seele zu Gott" das höchste Ziel aller Mysterien war, so leuchtet ein, daß in dem Wettbewerb der verschiedenen Mysterienkulte derjenige siegen mußte, der die Heilsbotschaft von der Erlösung und Auferstehung am wirksamsten zu verkündigen verstand und zugleich die sicherste Bürgschaft für ihre Verwirklichung zu gewähren schien.

Dies war aber zweifellos das Christentum. Keine antike Religion war in dem Grade auf die Weltmission und auf eine energische, ja leidenschaftliche Propaganda angelegt, wie die Religion Jesu. Auch unterschied sich der Erlöser, den sie predigte, wesentlich von den anderen Mysteriengöttern. Während diese meist Gestalten einer mythischen Vorzeit waren, war dieser am Kreuze geopferte Christengott vor nicht gar langer Zeit leibhaftig unter den Menschen gewandelt und hatte selbst die Knechtsgestalt eines niedrigen Provinzialen nicht verschmäht, um die frohe Botschaft vor allem den Armen und Elenden zu bringen. Und dann die ergreifende Geschichte seines Leidens! Man kann sagen: Sie ist in gewissem Sinne typisch für das Leiden

und Dulden der Klasse, der er angehörte. Die Gestalten des Evangeliums, das endlich einmal wieder abseits vom Pfade der Rhetorik in ergreifender Schlichtheit und mit wahrhaft ursprünglicher poetischer Kraft zu den Massen redete, waren jedermann im Reiche verständlich und vertraut. Die aristokratische Priesterschaft, die den gefeierten Volksmann mit ihrem unversöhnlichen Haß verfolgt, und der Statthalter, der selbst vor einem Justizmord nicht zurückschreckt, beides echte Repräsentanten der üblichen drakonischen Strafjustiz gegen die kleinen Leute, die „humiliores", das scheinheilige Pharisäertum, die geldgierigen Wechsler und Händler im Tempel, der bestechliche Denunziant, der den eigenen Wohltäter verrät, die barbarischen Söldner, die für den Dulder nur grausamen Hohn übrig haben, die verzweifelnden Frauen, die das Werk des Henkers umstehen, die saduzäischen Epikuräer, die dem Heiland den Unsterblichkeitstrost vergällen wollen u. a. m.! Und nun all diese Gestalten in eine Erzählung von erschütternder Tragik verwoben, die ganz von selbst in den Mühseligen und Beladenen das Gefühl der gemeinsamen Not und des gemeinsamen Leides und damit der innigsten seelischen Gemeinschaft hervorrief mit dem, der der Held dieser wahrhaft vorbildlichen Leidensgeschichte war und durch sie zugleich allen Verzweifelnden das tröstende Vorbild der Erlösung aus aller Not vor Augen stellte!



Marmorstatue des guten Hirten.
Original im Christl. Museum des Lateran zu Rom. Photograph. Aufnahme von Altinari.

Was in den Herzen von Tausenden und Abertausenden gärte und nach Entäußerung rang, hier fanden sie es mit hinreißender Gewalt zum Ausdruck gebracht. Welch eine unerschöpfliche Quelle der Erhebung, des Trostes, der Erbauung, der bewundernden Hingebung und Liebe, wie sie in dieser Weise keinem Gläubigen des Mithras fließen konnte! Wenn die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, nach Goethe ein Letztes ist, wozu der Mensch gelangen konnte und mußte, so war es ein ungeheurer Fortschritt, daß Leben und Kreuz Jesu eben diese Ehrfurcht vor Niedrigkeit und Armut, vor Elend und Leiden predigte und so die Gemüter mit jener unüberwindlichen Kraft erfüllte, die im Leiden den Weg zu Gott sah und in Elend, Schmach und Not nur den sicheren Sieg und Triumph!

Die Wunder, welche für das Zeitempfinden dieses Evangelium legitimierten, konnten ja nach derselben Zeitansicht auch andere Götter und Propheten tun und haben sie reichlich getan. Ebenso sind auch sie — man denke an Apollonius und Peregrinus! — gen Himmel gefahren. Das war damals bei jedem Religionsstifter selbstverständlich. Aber was bedeutete jedes andere Gottes- und Prophetenleben gegen den faszinierenden Zauber des Lebens Jesu! Man vergleiche nur die Geburtsgeschichte Jesu mit der des Mithras oder die schöne Legende von der Anbetung der Hirten vor dem Jesuskind mit der von den Hirten und dem Mithraskind! Wie ungleich tiefer ist die Wirkung, durch die das Evangelium Phantasie und Gemüt in seinen Bannkreis zwingt! Es hätte in der Tat nicht erst des Mythus von der Anbetung der Magier bedurft, um die Überlegenheit Christi über Mithras darzutun! Selbst der Mythus von dem göttlichen Plato, — auch einem Jungfrauen- und Gottessohn, wie wir sahen, — den als Kind die Bienen des Hymettus mit ihrem Honig nährten, oder der

Der gute Hirte. Altchristliche Wandmalerei in der Katakombe von S. Domitilla zu Rom.

vom Buddha, dessen Geburt ja auch von Scharen lobsingender Geister begrüßt wurde, können gegen diese hohe Poesie nicht aufkommen.

Und was für das Evangelium gilt, gilt bis zu einem gewissen Grade für das Neue Testament überhaupt. So unendlich reich die religiöse Literatur dieser Zeit war, so viel Tiefes und Ergreifendes sie enthalten haben mag, mit der gewaltigen Missionspredigt eines Paulus und mit der sonstigen christlichen Literatur konnten sich weder die heiligen Bücher der ägyptisch-griechischen Hermesreligion, noch die des Mithras, noch auch des persischen Manicheismus messen, weder die chaldäischen Orakel, noch die gnostischen und orphischen Schriften, noch auch die Spekulationen des Neuplatonismus. Keine andere Heilsverkündigung enthielt so viel urwüchsige Volksüberlieferung, keine redete so eindrucksvoll in der Sprache des Volkes zum Volke, keine war so sehr auf die Bedürfnisse und die Phantasie des Volkes gestimmt, wie die christliche.

Daher auch die wesentlich vereinfachte Form, in der hier das Heil geboten ward. Das, was die Zeit nun einmal nicht missen wollte, das sinnliche Unterpfand des Heils, das Sakrament, nahm zwar auch das Christentum von den Mysterien herüber; aber das, wodurch diese den Empfang des Heils mehr oder minder komplizierten, das eitle Blendwerk heiliger Maskeraden, die umständlichen, da und dort zu förmlichen Peinigungen gesteigerten Prüfungen und Kasteiungen, das lange Noviziat, die mehrfache Abstufung der Gläubigen, welche die vollständige Kenntnis der Glaubenslehren und heiligen Gebräuche zu einem Privileg der höchsten Grade machte, all das fiel im Christentum entweder weg oder war wenigstens sehr beschränkt. Daher auch die große Aufnahmefähigkeit für die Schwachen und für die Frauen, während gerade die mächtigste Mysterienreligion, die des Mithras, als echte Männerreligion die Frauen von ihren Mysterien ausschloß. Wohl standen den Frauen andere Mysterien zu Gebote, wie die der großen Göttermutter. Aber die Dürftigkeit ihres religiösen Gehaltes, von der das rauschende Gepränge ihrer Feste nur zu grell abstach, konnte das tiefere religiöse Bedürfnis der Zeit nicht befriedigen.

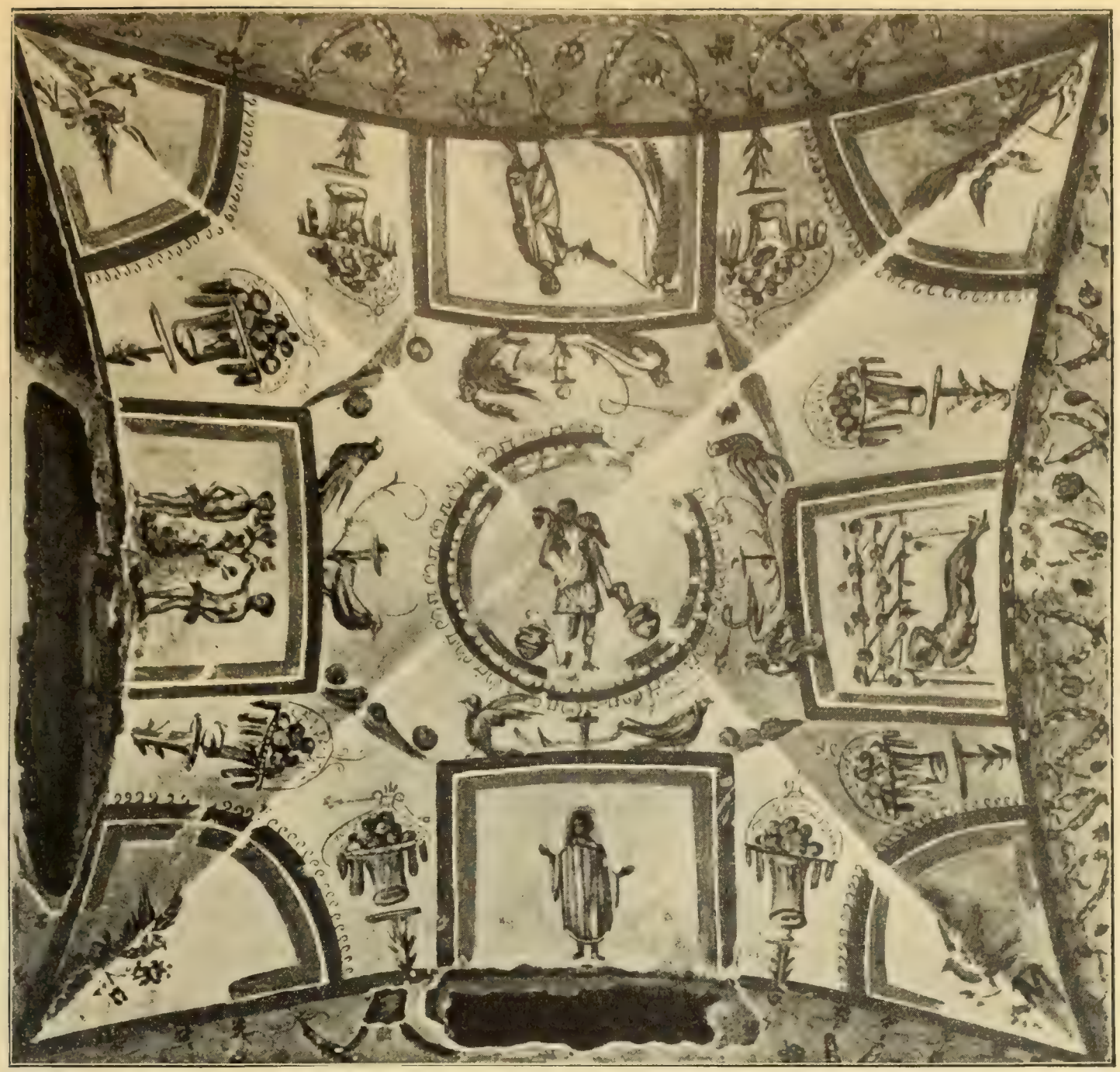
Kein Wunder, daß die Lichtgestalt des Heilands, dessen allerbarmende Liebe auch ihrer seelischen Not sich annahm, wie kein Gott zuvor, vor allem die Herzen der Frauen gewann, und daß die Frauen von Anfang an in den christlichen Gemeinden und bei der Propaganda eine so bedeutsame Rolle gespielt haben! Schon Jesus selbst hatte neben seinen Jüngern einen Kreis von Frauen um sich; und Frauen sind es, die alsbald der Weltmission große Dienste leisteten als Missionarinnen und Lehrerinnen, als Mitbegründerinnen und Leiterinnen der Gemeinden, als „Witwen" und Diakonissen im Gemeindedienst, als Prophetinnen und ganz besonders als Märtyrerinnen. Es wird ausdrücklich berichtet, daß die christliche Predigt

Eucharistisches Mahl. Altchristliche Wandmalerei in der Katakombe S. Kallistus zu Rom.

einen größeren Erfolg beim weiblichen Geschlecht gehabt habe als beim männlichen, und daß in den Christengemeinden die Zahl der Frauen, besonders in den höheren Ständen, größer war als die der Männer. Verhältnisse, die durch gewisse bedenkliche Nebenerscheinungen geradezu eine Art von christlicher Frauenfrage entstehen ließen und gelegentlich zu einer scharfen Reaktion gegen das Überwuchern des weiblichen Elements geführt haben, zumal als die Frauen anfingen, auch in den großen „häretischen" Bewegungen, wie z. B. in dem seit der Mitte des 2. Jahrhunderts von Phrygien aus verbreiteten Montanismus und bei den Gnostikern eine Rolle zu spielen. Aber es waren das eben unvermeidliche Hemmungserscheinungen, die weitaus aufgewogen wurden durch den unermeßlichen Wert, den die leidenschaftliche Beteiligung der Frauen für die Ausbreitung des christlichen Glaubens und besonders für die agitatorische Kleinarbeit von Haus zu Haus gehabt hat.

Indem so die christliche Predigt für die eine Hälfte der Menschheit eine besondere Bedeutung gewann, wurde sie aus einer Heilsbotschaft zugleich zu einer sozialen Botschaft. Sie wurde es aber auch noch in einem anderen Sinne für die große Mehrheit überhaupt. Wie in dem Leidensweg des Erlösers selbst sich das Leiden und Dulden der Masse wiederspiegelt, so gilt seine Predigt auch diesem Leiden mit. „Da er die Massen sah," — erzählt der Evangelist —, „erbarmte es ihn ihrer, daß sie mißhandelt und preisgegeben waren wie Schafe, die keinen Hirten haben." „Den Armen frohe Botschaft zu verkünden", war er gekommen und er verhieß ihnen in dem bevorstehenden „Reiche Gottes", von dem er eine baldige Beseitigung des damaligen Weltzustandes erhoffte, eine Erlösung aus all ihrer Not, wobei allerdings die Armen zugleich als die Frommen gedacht sind. Daher ist auch seine Lehre eine unermüdliche Mahnung zur Brüderlichkeit, zur dienenden Liebe und Hilfeleistung, in der sich eben die wahre Religiosität, die Liebe zu Gott betätigen soll, weil Gott selbst als Gott der Liebe verkündigt wird. „Selig sind die Barmherzigen", das ist eine Verkündigung, wie sie mit solcher zu Herzen gehenden Eindringlichkeit und solchem Erfolg bei aller Brüderlichkeit in keiner anderen Religionsgemeinschaft gepredigt wurde. Wie wäre im Munde eines Attis- oder Mithraspriesters das gewaltige Wort denkbar gewesen, mit dem jener unsterbliche Hymnus des Paulus beginnt: „Wenn ich mit Menschen- oder mit Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle!"

So sehr für das Christentum, wie für die anderen Mysterienkulte das Heil der eigenen Seele, also ein ausgeprägt individualistisches Moment, im Mittelpunkt des Interesses steht, darin unterscheidet es sich doch wesentlich von diesen letzteren, daß von ihm gleichzeitig die Idee der Brüderlichkeit und die Pflege der Solidarität in einer Weise zur Bedingung des Heils selbst gemacht und das Heil auf eine sozialethische Basis gestellt wurde, wie nirgends sonst. Selbst der Spötter Lukian muß in seinem Leben des Peregrinus zugeben, daß die Christen eine „unglaubliche Rührigkeit" entwickelten, sobald „sich etwas ereignete, was ihre



Deckenmalerei im Coemeterium maius. (Guter Hirt, Quellwunder, Sündenfall, Oranten und Jonas.)

gemeinschaftlichen Interessen berührte." Daher war, wie Tertullian mit Recht bemerkt, das spezifische Merkmal, welches für das heidnische Bewußtsein die Christen von der übrigen Welt unterschied, ihre Liebestätigkeit, ihre Fürsorge für die Hilflosen, das „unstillbare Verlangen nach Übung der Wohltätigkeit", wie es ein Schreiben der römischen Gemeinde an die von Korinth (96) als Grundstimmung einer wahren Christengemeinde preist. „Wahre Barmherzigkeit," — sagt Tertullian —, „gibt auf den Gassen mehr Geld aus, als eure Religion in den Tempeln." So erhob sich inmitten des ungeheuren sozialen, politischen, wirtschaftlichen und moralischen Druckes, mit dem der absolutistische Staat und die plutokratische Gesellschaftsordnung auf breiten Schichten des Volkes lastete, überall eine von hohen sittlichen Idealen erfüllte, volkstümliche Gemeinschaft, ein „neues Volk", ein „neues Geschlecht", wie die Christen sagten, welches allen Bedrückten die Bruderhand entgegenstreckte, welches den Kranken, Schwachen und Arbeitsunfähigen, den Witwen und Waisen Hilfe und Trost versprach, selbst den verachteten Sklaven zum Bruder machte und diese Bruderliebe selbst über den Tod hinaus betätigte durch die Fürsorge für ein ehrliches Begräbnis und die Fürbitte für das Seelenheil der Verstorbenen, eine für das antike Bewußtsein besonders wertvolle Leistung, die nach dem Zeugnis des Kaisers Julian die Anziehungskraft des Christentums auf die Massen außerordentlich erhöht hat.

Indem die Christengemeinden diese Liebestätigkeit nicht bloß den Privaten überließen, sondern von Gemeinde wegen organisierten, indem sie das „Kirchengut zum Armengut" machten, entwickelten sie sich zu förmlichen Wirtschaftsgenossenschaften, die alles, was das damalige Vereinswesen an Sterbe- und Unterstützungskassen je geleistet hatte, weit überholten. Wer sich einer Christengemeinde anschloß, erwarb sich damit eine gewisse ideelle Anwartschaft auf ein Existenzminimum, das ihm die Gemeinde entweder durch Arbeitsnachweis oder im Falle von Arbeitsunfähigkeit durch Unterstützung zu verschaffen suchte. „Dem Arbeitsfähigen Arbeit, dem Arbeitsunfähigen Mitleid", d. h. Brot, das war das sozialpolitische Ziel, das echte Christengemeinden, wenigstens in den ersten Jahrhunderten, mit mehr oder minder Erfolg zu erreichen strebten. Jedenfalls gab es keine andere Gemeinschaft im Reich, welche den Mammonismus und seine Unbarmherzigkeit in jeder Gestalt so systematisch bekämpfte wie das Christentum. Man denke nur an den Jakobusbrief!

Der Apostelfürst Petrus auf einem Wandgemälde.
In der Katakombe des H. Petrus und Marcellinus zu Rom.

Und zu alledem kam dann die gleichfalls als Gemeindesache behandelte Fürsorge für die Fremden, für die zugereisten Brüder, für die Gefangenen, besonders die um des Glaubens willen Eingekerkerten und die in Schuldhaft Befindlichen, ferner für die in den Bergwerken Schmachtenden und für andere arme oder notleidende Gemeinden des großen Bruderbundes. Fürwahr, eine Religion der Tat und nicht nur des Wortes, die schon als solche den Christengott vielen als wahren Gott, die Christen als die wahrhaft Frommen erscheinen ließ, ganz abgesehen von der unermeßlichen Anziehungskraft, die dieses gewaltige, die Welt umspannende Unterstützungssystem selbst auf die Massen ausübte. Und man kann es nur zu gut begreifen, daß Julian in dem künstlichen Gebilde seiner heidnischen Staatskirche dieses Unterstützungssystem nachzubilden suchte, und daß dieser Versuch notwendig scheitern mußte.

Ebenso liegt es auf der Hand, daß eine Religion, die so wie das Christentum Erlösung und Hilfe in seelischer und leiblicher Not versprach, ganz besondere psychische Kräfte auslösen mußte. Was die Missionare in der Vision, im Traume und in der Ekstase zu erleben glaubten, was bei der Missionspredigt und im Gottesdienst in plötzlichen, oft ganze Massen ergreifenden Erweckungen und in Ausbrüchen von Angst und Schrecken, wie von jubelnder Begeisterung zutage trat, die wunderbaren Krankenheilungen und Teufelsaustreibungen, die oft kaum minder pathologischen Gestalten der „Propheten", die die Zukunft weissagten, und der sonst „vom Geist Erfüllten", die das Bewußtsein verloren oder nur noch in geheimnisvoller Weise zu stammeln vermochten, die „den Duft der Unsterblichkeit rochen und seine Süße schmeckten", die himmlische Personen sahen und „unaussprechliche Worte" hörten, die in der Ekstase oder in Momenten höchster seelischer Anspannung nach dem Diktat des „Geistes" redeten und schrieben, die Akte heroischer Selbstaufopferung im Martyrium, all das sind Erscheinungen, die sich mit den heidnischen Leistungen auf diesem Gebiete, mit den Erweckungen, Visionen, Träumen, Beschwörungen und Zaubersprüchen von Gnostikern und Neuplatonikern, Mithras- und anderen Mysteriengläubigen sehr wohl messen konnten, ja sie zum Teil noch übertrafen. Und sie haben jedenfalls bei der Empfänglichkeit der Zeit für Massensuggestionen, bei der Illusionsfähigkeit und dem Wunderaberglauben des antiken Dekadencemenschen die Suggestivkraft der

Christusmystik gewaltig gesteigert. Dieser Verfallsmensch, dem die ganze Welt förmlich erfüllt war von Orakeln und übernatürlichen Ahnungen, fand hier dieselbe Massenproduktion religiösen Wahnes wieder, der für ihn längst ein unentbehrliches Lebenselement war.

Dazu kam, daß gerade im Christentum trotz seiner monotheistischen Grundtendenz die unausrottbare polytheistische Denkweise der Masse ihre volle Befriedigung fand. War hier doch der reine Monotheismus im Sinne hellenischer Philosophie schon durch die dualistische Weltanschauung ausgeschlossen, die aus der persischen Religion in das Judentum, und aus ihm auch in das Christentum eingedrungen und gerade in der Kaiserzeit mit der Mithrasreligion über das ganze Reich verbreitet war. Eine jener religionsgeschichtlichen Tatsachen, welche die gewaltige Pionierarbeit erkennen lassen, die die Mysterienkulte unbewußt für den Sieg des Christentums geleistet haben. Wie in der Mithrasreligion Ahuramazda und dessen Repräsentant Mithras mit den himmlischen Heerscharen dem Gott der Finsternis gegenüberstanden, der aus der Tiefe der Hölle seine Daêvas auf die Erde emporsendet, so stand hier Gott und sein Mittler Christus in dem gleichen Kampf gegen Satan und die Mächte der Finsternis. Ein Kampf, der ganz wie im Mazdakismus gleichzeitig von zahllosen halbgöttlichen Mittelwesen ausgefochten ward. Auch die christliche Phantasie sah in der Welt ein ungeheures Kampffeld böser und guter Geister, der „Dämonen" des Satans einerseits und Scharen von „Engeln" und „Nothelfern" andrerseits. Schon Paulus glaubte an ein förmlich nach Rangstufen gegliedertes Engelreich, an Elementar- und Sterngeister, an teuflische Scharen, ja sogar an eine geschlechtliche Vereinigung böser Geister mit menschlichen Weibern! Und diese ganz auf dem Boden des antiken Polydämonismus erwachsenen Scharen vermehrten sich für den Christen auf der guten Seite immerfort durch die beständig wachsende Masse von sogenannten „Heiligen" aus den Reihen wirklicher oder vermeintlicher Märtyrer. In ihnen besaß er allezeit hilfsbereite Schutzherren und Vorkämpfer, welche die dämonischen Mächte abwehrten, die ihm in allen Nöten zur Seite standen, Krankheiten heilten, Wohlstand, Kinder- und Ernteſegen förderten, über die christlichen Gemeinden wachten, von Stadt und Provinz Seuchen, Hungersnot und andere Plagen fernehielten, kurz dem Gläubigen alles das leisteten, was dem Heiden seine kleinen Gottheiten, Heroen, Lokalgötter, Heilgötter, Feld- und Hausgötter leisteten. Der zum Christentum übertretende Heide brauchte nur den Kult eines Heiligen an Stelle dieser Kulte zu setzen, und er hatte dieselben gütigen Helfer, wie zuvor. Sind doch so manche Heilige, wie die moderne Religionswissenschaft erwiesen hat, ursprünglich nichts anderes gewesen als Heidengötter, die man christianisierte, ähnlich wie man z. B. die sieben Planetengötter in die sieben Erzengel verwandelte!

Der Apostelfürst Paulus auf einem Wandgemälde.
In der Katakombe des H. Petrus und Marcellinus zu Rom.

Zwar sah die Kirche selbst in den Heiligen keine Götter. Aber die populäre Vorstellung von ihrer Macht wurde dadurch kaum beeinträchtigt, zumal diese Vorstellung beständig neue Nahrung erhielt durch die sichtbaren Unterpfänder, die der Gläubige an den Grabstätten und den Überresten ihres leiblichen Daseins besaß. Mit diesen Überresten, mochten sie noch so verstreut sein, blieb ja nach christlicher Ansicht ihr verklärter Leib beständig in Verbindung, und sie galten deshalb als Träger derselben übernatürlichen Kräfte, durch welche die Heiligen bei

Lebzeiten die Mächte der Hölle überwunden hatten. Daher die dämonenbezwingende Gewalt der Reliquien und ihre Fähigkeit, Krankheiten zu heilen und alles sonstige Unheil fernzuhalten, das ja für den heidnischen, wie für den christlichen Glauben der Zeit meist das Werk böser Geister war. Kein Wunder also, daß die an der Phantasie des Orients genährte Legendendichtung von der wundertätigen Kraft der Heiligen und ihrer Reliquien Dinge zu erzählen wußte, die auch auf diesem Gebiete den heidnischen Volksglauben womöglich noch überboten haben. Gegenüber der phantastischen Zauber- und Wunderwelt des Märtyrer- und Reliquienkultus, wie sie besonders seit der konstantinischen Zeit aufs üppigste emporwucherte, mußte sein heidnisches Muster- und Vorbild, der Kult griechischer Heroen und Heroenreliquien zu einem Schemen verblassen! Also auch hier wieder dieselbe Erscheinung, daß der neue Glaube den alten überwindet, indem er unter anderen Namen und in anderen Formen dem Gläubigen dasselbe und zugleich wirksamer gewährte wie der alte! Wie viel Paganismus verbirgt sich hier in christlichem Gewande!

Dabei ist es für den ungeheuren Niedergang des geistigen Lebens bezeichnend, daß es keineswegs bloß die ungebildete Masse war, welche hier die Ausgeburten maß- und sinnlosen Aberglaubens kritiklos hinnahm. Auch auf die „Gebildeten" wirkte derselbe Wahn mit der Gewalt unwiderstehlicher Zwangsvorstellungen, und die christliche Apologetik, welche gerade das Reliquienwunder zur Verteidigung und Verherrlichung des neuen Glaubens verwandte, verfehlte ihren Eindruck sogar bei den Höchststehenden nicht.

Selbst ein so feiner und tiefer Geist, der aus einem heidnischen Rhetor zum christlichen Bischof gewordene Augustin, ward diesem Wahn gegenüber zum unmündigen Kinde. Er gibt in seinem Hauptwerke, dem „Gottesstaat", eine ganze Reihe der krassesten Wunderberichte und erzählt die wunderbarsten Krankenheilungen, ja sogar Totenerweckungen durch Reliquien als beglaubigte Geschichte! In diesem Werk, in welchem die gesamte kirchliche Weltansicht der Zeit zu einem großen universalhistorischen System zusammengefaßt wird, erscheint die natürliche Welt bereits in einer Weise mit einer übernatürlichen verflochten, daß die Geschichte förmlich in eine Aufeinanderfolge von Wundern aufgelöst wird. Das Endresultat auf diesem Wege konnte eben kein anderes sein, als eine Mär der Weltgeschichte, die mit ihrer kindlichen Hilflosigkeit gegenüber orientalischer Mythendichtung, mit ihrer krassen Wundersucht und ihrem phantastischen Supranaturalismus jedes wissenschaftliche Begreifen der Natur und Geschichte auf ein Jahrtausend hinaus nahezu unmöglich machte. Man braucht diesem Hauptwerk der damaligen christlichen Geschichtsphilosophie nur den Namen eines Thukydides entgegenzustellen, um den ganzen ungeheuren Verfall des kritischen Genius der Antike und die Tiefe der Kluft zu erkennen, die den Schöpfer der klassisch-hellenischen und zugleich echt modernen Historiographie von dem Begründer der mittelalterlichen Geschichtsauffassung trennt.

Wenn dem Herabsinken ins Mittelalter selbst ein so reicher Geist, wie Augustin, wehrlos gegenüberstand, so kann man ermessen, wie es mit der Durchschnittsbildung stand. Wir haben an der Entwicklung der Philosophie und der überall zunehmenden Neigung zum Traditionalismus und Autoritätsglauben gesehen, daß sich auch in dem geistigen Habitus des antiken Bildungsmenschen immer entschiedener eine Rückbildung zur Halbkultur, zum Typus des mittelalterlichen Menschen vollzog. Auch dieser Tendenz kam der neue Glaube weit entgegen, indem er dem Autoritätsbedürfnis einer müden Zeit eine Offenbarung darbot, welche keinen Zweifel und keine Widerrede zuließ, und indem er diese Offenbarung durch einen Wahrheitsbeweis zu stützen suchte, wie ihn eben die herrschende Traditionsgläubigkeit verlangte. Gleichwie die Mitglieder der heidnischen Mysterienkulte glaubten, die bevorzugten Besitzer einer uralten aus dem Orient stammenden Weisheit zu sein, so stützten sich die Christen auf die für das Zeitbewußtsein uralten heiligen Schriften des Judentums, die seit der griechischen Übersetzung des Alten Testaments durch ihren Monotheismus, ihre Ethik und die gewaltige Sprache der Propheten und Psalmisten bereits eine starke Wirkung ausübten und auch von den Gebildeten vielfach als bedeutsame Erzeugnisse einer „Urweisheit" und „Uroffenbarung" anerkannt wurden. Dadurch, daß die Christen dieses heilige Buch für ihren Glauben in Anspruch nahmen und mit Hilfe kühner Interpretationen seine Weissagungen auf sich und ihren Religionsstifter bezogen, schufen sie ihrer Religion eine „historische" Basis, wie sie kein anderer Mysterienkult aufweisen konnte, obwohl

Madonna mit dem Jesusknaben

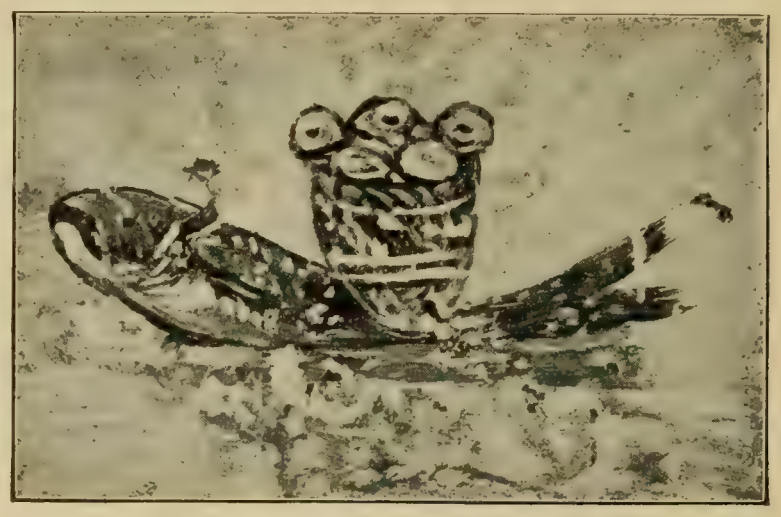
man auch sonst, z. B. in der ägyptisch-hellenistischen Hermesreligion, teilweise auf Moses zurückging. „Bei euch" — sagt Tertullian — „geht die Geschichte nur bis zu den Assyrern, wir sind im Besitz der Weltgeschichte", d. h. die Christen beriefen sich auf eine Geschichtsphilosophie, die ihre Religion mit dem Anfang aller Dinge, mit der Weltschöpfung selbst verknüpfte und das Christentum in den Mittelpunkt der Menschheit rückte, ja es geradezu als den eigentlich entscheidenden Faktor der Weltgeschichte proklamierte.

In der Kosmologie und Theodicee dieser Geschichtsphilosophie besaß das Christentum ferner ein Argument für den weiteren Anspruch, die „wahrhaft vernünftige" Religion und die „wahre Philosophie" zu sein. Eine Auffassung, die von den Apologeten, besonders von Justin, Clemens und Origenes eifrig vertreten ward und für die Propaganda unter den Gebildeten von der höchsten Bedeutung war. Denn dieses Bestreben, das Christentum auch vor der Vernunft zu rechtfertigen, führte zu einer Auseinandersetzung mit der griechischen Philosophie, bei der man sich vor allem um den Nachweis bemühte, daß man — bei allem Trennenden — in vielen Dingen doch auf einem gemeinsamen Boden vernünftiger Welterkenntnis stehe, daß — wie schon Justin behauptete — das Beste, was Homer und die Tragiker, Sokrates, Plato und die Stoa gesagt, im Grunde christlich sei. Eine Argumentation, die in der kühnen Behauptung gipfelte, daß dieser ganze „christliche" Bestandteil der heidnischen Literatur aus jener alttestamentlichen Urweisheit stamme und durch Plagiat aus jener uralten Literatur in die griechische übergegangen sei. So grotesk diese — übrigens schon von alexandrinischen Juden ausgeheckte — Logik war, sie fand ebenso Glauben, wie der Weissagungsbeweis und hatte zudem den Vorteil, daß die literarischen Vorkämpfer des Christentums der heidnischen Philosophie ihre schärfsten Waffen dadurch entwinden konnten, daß sie sich zum Teil auf ihren eigenen Boden stellten. Wie man im Kultus Polytheismus und Volksglauben christianisierte, so christianisierte man die Philosophie, indem man, neben anderen z. B. stoischen Elementen, in das theologische System des Christentums den Platonismus aufnahm, der mit seinen aus der orphischen Mystik stammenden Vorstellungen von Sündenfall, Buße und Erlösung, vom Totengericht und den Straforten unter der Erde in der Tat schon wesentliche Elemente des neuen Glaubens enthielt.

Durch diese systematische Verwertung platonischer Gedanken für den Ausbau der kirchlichen Glaubenslehre als eines supranaturalistischen Rationalismus, durch den man sich freilich vom Standpunkt Jesu auch wieder sehr weit entfernte, schuf man sich eine Metaphysik, die es damals wenigstens mit jeder anderen aufnehmen konnte. So entschieden die Neuplatoniker die christliche Heilsgeschichte als „fremde Mythen" verwarfen, der christlichen „Philosophie", in der ja ihr eigener Meister wiederauflebte, konnten sie eine gewisse Zustimmung nicht versagen. Ihr großer Vorkämpfer Porphyrios, der an der Christologie und an dem von der Kirche als „Weissagung auf Christus" aus dem Alten Testament zusammengetragenen Stoff die denkbar schärfste, zum Teil ganz moderne Kritik geübt hat, bekennt doch ohne weiteres, daß ein Origenes über Gott und die Welt „wie ein Hellene" denke.

Freilich wurde dabei verkannt, daß das, was bei einem Plato wesentlich Gleichnis und „Mythus" war, von der vergröbernden kirchlichen Anschauungsweise fälschlich als Dogma aufgefaßt wurde, daß die echt hellenische Philosophie auf ihrer Höhe eine Wissenschaft der Erkenntnis und der kritischen Selbstbesinnung der Vernunft gewesen war, die „Philosophie" der Kirche also ebenso, wie die des Neuplatonismus in wissenschaftlichem Sinne auf diesen Namen überhaupt keinen Anspruch erheben konnte und endlich, daß die hellenische Wissenschaft dieser Pseudophilosophie längst ihre Grundlagen entzogen hatte. Echt hellenische Wissenschaft hatte vor Jahrhunderten die Erde aus ihrer zentralen Stellung im Weltall verdrängt und die vulgäre geozentrische Weltansicht durch die heliozentrische beseitigt, für welche die Erde lediglich ein in der unendlichen Fülle der Weltkörper verschwindendes Sternchen im unermeßlichen Weltenraum ist, das sich um eine Nebensonne dreht. Damit war eine Weltanschauung unvereinbar, welche umgekehrt die Erde in den Mittelpunkt des Weltalls stellte und den ganzen Weltplan nur auf diesen Mittelpunkt orientiert sein ließ. Das ganze damalige theologische Lehrgebäude mit seiner Topographie von Himmel, Erde, Fegefeuer, Hölle war also durch die griechische Wissenschaft bereits im Moment seines Entstehens überholt und veraltet!

Was aber vom Standpunkte der wissenschaftlichen Vollkultur des Hellenentums ein Phantom war, war es nicht für die senile Wissenschaft der hellenistischen Decadence. Zwar für einen Celsus war diese Weltansicht ein anthropomorphistischer Mythus, über den er sich in seinem „wahren Wort" ironisch genug geäußert hat. Aber das war offenbar nicht die Meinung der Mehrheit. Und vom Standpunkte des herrschenden ptolemäischen Systems ließ sich ja auch gegen jenes Lehrgebäude kaum etwas Entscheidendes einwenden. Im Gegenteil! Auch die „philosophische" Religion des „Gebildeten" und die ganze Theologie der heidnischen Mystik sah schon seit Poseidonios (gest. 46 v. Chr.) ganz ebenso, wie die Kirche, den Kosmos als einen großen Stockwerkbau an, in dem die verschiedenen „Regionen" des „Äthers" und Luftraumes mit Geistern, Dämonen, Engeln, Helfern, Mittlern und Boten Gottes erfüllt waren und auf der „höchsten Himmelssphäre" die oberste Gottheit thronte, deren Beziehungen zu den „unteren" Regionen durch beständigen „Auf-" und „Abstieg" dieser Geister oder auch durch „Gottmenschen" vermittelt wurde, die zur Erde herabkamen, um später durch eine „Himmelfahrt" wieder zu jener „Höhe" emporgetragen zu werden. — Alles Vorstellungen, die also der zum Christentum übertretende Heide ohne weiteres aus seiner bisherigen Religion und „Philosophie" in die neue mit hinübernehmen konnte.



Symbol des Fisches mit den eucharistischen Gestalten.
Aus einem Wandgemälde in der Lucina-Katakombe zu Rom.

Kein Wunder, daß in einer Zeit, in der auch die Bildungsreligion ein derartiges Gemisch von Monotheismus und Polydämonismus, die Philosophie Mystik und die Wissenschaft Nachsprechen und Tradieren war, die kirchlichen Apologeten auch bei den Gebildeten mit ihren „Beweisen" immer geringeren Widerstand fanden. Dazu kam, daß der große, das ganze Reich umspannende Bruderbund, zu dem sich das Christentum mit der fortschreitenden Organisation und Ausbreitung seiner Gemeinden immer mehr ausgestaltete, auf die Dauer auch die Gebildeten mit unwiderstehlicher Gewalt in seinen Bannkreis zog. Daß Organisation Macht bedeutet hat sich selten glänzender gezeigt als hier. Und wenn die Anziehungskraft einer solchen Organisation an und für sich schon groß genug war, so wurde sie hier noch besonders gesteigert durch die ganze Art und Weise, wie sich in dieser Organisation der gemeinsame Gottesdienst gestaltete, dessen weihevolle Erhabenheit kaum von einem anderen Kult erreicht, geschweige übertroffen wurde und der durch die Kombination von Gebet, Gesang und Schriftverlesung mit einer den höchsten ethischen Interessen dienenden Predigt auch den idealen Bedürfnissen der Gebildeten eine tiefere Befriedigung gewährte als irgend ein anderer Kultverein.

Und dann! Welche Stellung winkte gerade hier den Gebildeten! Je mehr sich mit dem Wachstum der Gemeinden das Christentum zu einer Massenkirche entwickelte, um so mehr bedurfte es einer Aristokratie von geistigen Führern und einer Organisation, welche die Verwaltung und Regierung der Kirche in die Hände dieser Aristokratie legte. Hier erschloß sich bedeutenden Talenten ein Feld der Betätigung, welches mit der Stellung eines Rhetors oder Lehrers der Literatur nicht zu vergleichen war. Die Kanzel des Bischofs, das Einsetzen der Persönlichkeit in den großen Geisteskämpfen mit dem alten Glauben, wie in den Parteikämpfen der Kirche selbst und in dem „parlamentarischen Leben" der Synoden und Konzilien, die seit dem zweiten Jahrhundert stetig wachsende hierarchische Machtstellung der Führer, die als Träger des „apostolischen Amtes" als Lehrer, Oberpriester und Richter ihrer Gemeinden sozusagen zu Kirchenfürsten wurden, all das schuf eine Situation, von der man mit Recht gesagt hat, daß hier das Lebensideal Ciceros und der attischen Demokratie, der redegewaltige politische Mensch in einer neuen verinnerlichten Form auftrat.

Christus mit den Aposteln. Aus einem Wandgemälde in der Katakombe S. Domitilla zu Rom.

Daher die schon seit der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts stetig zunehmende Menge von Talenten auf christlicher Seite, durch welche schon im dritten Jahrhundert die christliche Literatur und Wissenschaft, soweit hier von Wissenschaft überhaupt noch die Rede sein konnte, ein entschiedenes Übergewicht über die heidnische gewann. Ich nenne hier nur den Apologeten Justin, der unter Mark Aurel den Märtyrertod starb, den aus der Katechetenschule von Alexandria hervorgegangenen Klemens (gest. vor 215), der mit unermüdlichem Eifer das Erbe der alten Kultur für das Christentum zu retten suchte, und seinen Gesinnungsgenossen und Nachfolger Origenes, der für uns besonders durch seine Bemühung um den Text des alten Testamentes und seine allerdings meist recht unglückliche Streitschrift gegen das „wahre Wort" des Celsus von Interesse ist; ferner den Bischof Eusebios von Cäsarea (gest. 340), der sich durch seine Kirchengeschichte und seine auf wertvollen Auszügen aus verlorenen Quellen und umfassendem chronologischen Wissen beruhende Universalgeschichte bleibende Verdienste um die Überlieferung erwarb, wenn er auch ebensowenig ein Historiker war, wie die heidnischen Rhetoren, deren Geist die tendenziöse Mache und die salbungsvolle, innerlich durchaus unwahre Rhetorik seines Lebens Konstantins getreulich wiederspiegelt; freilich zugleich auch ein typisches Beispiel jener in der Kirche seitdem so furchtbar um sich greifenden ethischen Minderwertigkeit, die, wo priesterliche Interessen in Frage kamen, Ehrlichkeit und Wissenschaftlichkeit nicht mehr aufkommen ließ.

Auch eine Reihe glänzender Kanzelredner des vierten Jahrhunderts gehört dieser literarischen Richtung der hellenistisch-orientalischen Kirche an: der Kappadozier Gregor von Nazianz, Basilios von Cäsarea, der gewaltige Vorkämpfer der von Athanasius begründeten Orthodoxie und Organisator des rechtgläubigen Kirchentums; Johannes Chrysostomos, der kühne Sittenprediger von Antiochia und spätere Patriarch von Konstantinopel, als Mensch und Schriftsteller eine wahrhaft bedeutende Persönlichkeit.

Noch wichtiger als im Osten war eine würdige literarische Vertretung des Christentums in Italien und im Westen. Die großen nationalen Erinnerungen, mit denen hier der neue Glaube zu kämpfen hatte, gewährten seinen Gegnern einen stärkeren Rückhalt, als die Schule von Athen und der Neuplatonismus im Osten. Man denke nur an jenen römischen Stadtpräfekten Symmachus, der als Führer der heidnisch gesinnten Senatsminderheit im Jahre 384 die berühmte Denkschrift an den Kaiser gerichtet hat, die in ergreifender Weise für die Freiheit des ererbten Glaubens eintrat. Ein Dokument, das auch für den modernen Menschen von besonderem Interesse ist, weil es in wahrhaft vorbildlicher Weise für die Sache der Gewissens- und Glaubensfreiheit eintrat. „Wir schauen auf zu denselben Sternen. Gemeinsam ist uns der Himmel, dieselbe Welt umfängt uns. Was liegt daran, auf welchem Wege ein jeder die Wahrheit sucht. Das Geheimnis ist zu groß, als daß ein Weg zu ihm führen könnte!" Daß diese Sprache damals

in Italien noch verstanden wurde und immer noch starken Widerhall fand, ist bezeichnend für das Nachwirken der edelsten Traditionen einer hohen Kultur, aber ebenso bezeichnend ist es, daß dieser Eindruck weitaus überboten wurde durch die Wirkung der Gegenschrift, mit welcher der gewaltige Kirchenfürst Ambrosius von Mailand auf den Plan trat.

In ihm besaß die Kirche einen Vorkämpfer, der — ein ebenbürtiger Genosse der großen Kanzelredner des Ostens — die Sprache zu reden verstand, die einem anders gestimmten Geschlecht zu Herzen ging. Was bedeutete alles Pathos der heidnischen Rhetorik gegenüber der hinreißenden Gewalt seiner Predigt und der mächtigen Wirkung der ambrosianischen Hymnen, die in der Kirche von Mailand erklangen und einen Augustin ebenso in innerster Seele ergriffen, wie den Niedersten aus dem Volke! Und dem großen Prediger trat in derselben Zeit in der Gestalt des Dalmatiners Hieronymus, des Sekretärs des römischen Bischofs Damasus, ein universeller Gelehrter zur Seite, der dann seit dem dritten Jahrhundert dem der griechischen Sprache immer mehr entfremdeten Abendlande durch seine lateinischen Bearbeitungen die Kenntnis eines Origenes und Eusebios vermittelte und deren Werk durch eigene Leistung, wie z. B. in seiner Weltchronik, mit Erfolg weiterführte. Er war es auch, der durch seine, alle Vorgänger weit übertreffende Übersetzung der griechischen Bibel dem Abendlande die heilige Schrift gab, die das Volk verstand und auch die Gebildeten befriedigte, während er sich zugleich um die Verbreitung der antiken Literatur, selbst unter dem Mönchtum bemühte und noch im Greisenalter im Kloster zu Bethlehem profanen Literaturunterricht erteilte und seine Schüler in den Virgil, in die Komödie, Lyrik und Geschichtschreibung der Alten einführte. In der Tat, wie er von sich selbst sagt, Philosoph, Rhetor, Hebräer, Grieche und Lateiner in einer Person!

Amor und Psyche. Wandgemälde in S. Domitilla, Rom.

Mehr freilich als irgend ein anderes Land des Westens hat die Provinz Afrika für die literarische Propaganda des Christentums geleistet. Während hier aus der heidnischen Literatur kaum mehr etwas zu nennen ist, als das wunderliche, im Mittelalter allerdings sehr beliebte Schulbuch des Marcianus Capella über die sieben freien Künste, ist das Christentum durch eine ganze Reihe bedeutsamer Persönlichkeiten vertreten. Schon am Ende des zweiten Jahrhunderts hat Minucius Felix in Form eines Zwiegespräches den Gegensatz zwischen Christentum und Hellenismus wirksam zur Darstellung gebracht. Ihm ist das Christentum eine „philosophische" Religion: Ein Standpunkt, den nach ihm in tieferer Weise Lactantius (gest. um 325) in seinen „göttlichen Institutionen" vertrat, der „christliche Cicero", wie ihn die Humanisten genannt haben, freilich ein Cicero, der — obgleich er das ganze Rüstzeug der Zeitbildung beherrschte — zugleich schon ein so mittelalterlicher Kopf war, daß er die Naturwissenschaft für Wahnsinn hielt und die Bibel als einzige Norm für alles Wissen erklärte! Der Vorläufer der Henker und Kerkermeister eines Roger Bacon, Giordano Bruno und Galilei! Auf dem Boden der Zeitbildung steht auch Cyprian, Bischof von Karthago, der uns in seiner Schrift „an Donat" ein interessantes Bild der Sitte und Kultur des dritten Jahrhunderts hinterlassen hat, während allerdings wieder andere, wie der Pamphletist Arnobius durch höhnische Verlästerung des Alten oder, wie Tertullian (gest. um 230), durch maßlosen Fanatismus auf unser Empfinden abstoßend wirken. Immerhin hat aber auch Tertullian trotz seines Eiferns gegen Philosophie, Literatur und Kunst einen mächtigen Einfluß gehabt durch die schöpferische Kraft, mit der er aus der lateinischen Sprache ein ausdrucksfähiges Organ der christlichen Ideenwelt gemacht hat.

Tauben mit Kantharus. Aus einem Wandgemälde in der Katakombe des Prätextat zu Rom.

An universalgeschichtlicher Bedeutung freilich überragt alle diese Männer weitaus Augustin (gest. 430), ohne Zweifel der sprachgewaltigste Dichtergenius der sterbenden Antike, der mit seinen „Bekenntnissen" einen Petrarca zu Tränen gerührt und einen Rousseau zu gleichen Schöpfungen inspiriert hat, der noch heutigen Tages durch die unmittelbare Wirkung des Menschlichen, oft allzu Menschlichen seiner unvergleichlichen Seelengeschichte auch den modernen Menschen unwiderstehlich anzieht: Der große Herzenskündiger, der für all das, was die Zeit im Innersten bewegte, den ergreifendsten Ausdruck fand, für die zartesten, weichsten, ja weiblichen Regungen ihrer hochgesteigerten seelischen Sensibilität, für die leidenschaftliche Glut ihrer Liebe und ihres Hasses, für ihr heißes Glücksverlangen und ihre unendliche Sehnsucht nach Erlösung von dem äußeren und inneren Elend einer verfallenden Welt, nach Rettung aus Irrtum und Zweifel durch übernatürliche Hilfe und Gnade, nach der Gewißheit einer jenseitigen Seligkeit und des Vollbesitzes einer untrüglichen göttlichen Wahrheit. Daß die Einseitigkeit, mit der er sein ganzes Sinnen und Trachten auf das religiöse Interesse konzentrierte (sursum corda!) und alles Heil von übernatürlicher Erleuchtung erwartete, zugleich eine gewisse kulturfeindliche Tendenz enthielt, zu einer übertriebenen Vorstellung von der sittlichen und geistigen Ohnmacht des Menschen und zur Verkennung des selbständigen Wertes der Kultur, des geistigen und künstlerischen Schaffens und zu einer törichten Unterschätzung der „allerhöchsten Kraft" des Menschen, der Vernunft und Wissenschaft führte, welche das freie, unabhängige Streben nach Erkenntnis der Welt als „eitle Neugier" ablehnte und den Anspruch der Vernunft auf selbständige Erkenntnis als hochmütige Überhebung brandmarkte, — das konnte in einer Zeit, die in dieser Hinsicht fast ebenso senil dachte, der Wirkung Augustins keinen Eintrag tun. Man denke nur an den ungeheuren Erfolg seines Hauptwerkes „über das Gottesreich", das mit einer aller kritischen Vernunft hohnsprechenden Gewaltsamkeit die Geschichte unter das Dogma, die Realität der Dinge unter den Zwang phantastischer Wahngebilde beugte.

Die Forderung Augustins, die Vernunft zu verabschieden und sich einfach an die Autorität zu halten, entsprach eben durchaus dem Herdengeiste einer Zeit, der die Wahrheit einer Lehre um so sicherer feststand, je autoritativer sie auftrat, und andrerseits gerade das Paradoxe,

aller Erfahrung und Vernunft Widersprechende als ein Merkmal „übernatürlicher" Weisheit erschien. Das credo quia absurdum, das bewußt eine Ungereimtheit auf die andere häuft, um immer für die eine durch die andere Glauben zu finden. Nichts könnte für die allgemeine Verbreitung dieser geistigen Disposition bezeichnender sein als die Tatsache, daß selbst eine so übermächtige, ich möchte sagen dämonische Persönlichkeit, eine so schrankenlose Subjektivität, wie die Augustins nicht mehr den Mut und die Kraft der eigenen Überzeugung hatte, sondern der Stütze einer äußeren Autorität bedurfte! „Ich würde dem Evangelium nicht glauben, wenn mich nicht die Autorität der katholischen Kirche bewöge", — das ist die Abdankung der Vernunft, verkündet von dem größten Geist, den die Antike in ihrem Verfall noch zu erzeugen vermochte. Welch ein Abstand von jenem kantischen Wahlspruch, den man zugleich als den der griechischen Wissenschaft bezeichnen könnte: „Habe den Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!" — Und wie er den Menschengeist erniedrigte, so hat Augustin auf der anderen Seite die Autorität, der sich die erniedrigte Vernunft in blindem Glauben fügen soll, auf eine ideale Höhe gestellt, an deren Erhabenheit für ihn und seine Gläubigen kein Zweifel mehr heranreicht. Das göttliche Reich, das er dem Reiche dieser Welt, dem irdischen Staate gegenüberstellt, war ihm nicht bloß jenes himmlische Reich, das am Ende der Tage kommen sollte, sondern es war ihm bereits in gewissem Sinne vorhanden in der weltumspannenden Anstalt des Heiles, die schon hier auf jene vollkommene Welt vorbereitete, in der Kirche als dem sicheren Ruheport der Seele!

Daß eine Religion, die so wie das damalige Christentum nicht bloß die Massen, sondern auch die führenden Geister anzuziehen verstand, alle anderen Religionen aus dem Felde schlagen mußte, ist für jeden geschichtlich denkenden ohne weiteres klar. Eine Religion, die so ganz und gar aus den seelischen Bedürfnissen der Zeit herausgewachsen und der seelischen Verfassung der Zeit angepaßt war, die als eine ausgesprochen synkretistische Religion eine Fülle von religiösen und spekulativen Ideen in sich vereinigte, die der Vorstellungswelt der verschiedensten Völker des Orients und Okzidents und der verschiedensten Bildungssphären entnommen waren, eine solche Religion mußte die Religion des ausgehenden Altertums werden, weil sie die wesentlichen Formen annahm, welche die Religion damals überhaupt hatte. Und zu alledem kam als Letztes, daß das Christentum, nachdem es einmal zu einer gewaltigen Geistesmacht geworden war, naturgemäß auch die politische Macht in seinen Bannkreis zog und — allerdings wieder in schroffem Widerspruch mit der Lehre Jesu — als ausgesprochen politische Religion mit allen Mitteln der äußeren Gewalt seinen endgültigen Sieg durchzusetzen vermochte. Wenn also eine ungeschichtliche theologische Auffassung in diesem Sieg ein „Wunder" sieht, so kann man umgekehrt sagen: Es wäre ein Wunder gewesen, wenn dieses Christentum einen solchen Erfolg nicht gehabt hätte!

Altchristliche Gemme mit den zwölf Aposteln.
Original im Königlichen Münzkabinett zu München.

Relief vom Obelisken des Theodosius zu Konstantinopel.

7. Die diokletianisch-konstantinische Monarchie.

Während so in dem verfallenden heidnischen Staate eine neue Macht siegreich um sich griff, raffte dieser Staat noch einmal alle Kräfte zusammen, um seine Existenz gegen alle äußeren und inneren Angriffe zu sichern. Die Erfahrungen der fünfzigjährigen Anarchie und der militärischen Ohnmacht nach außen forderten in erster Linie eine Reorganisation der Armee und eine Reform der Wehrverfassung. So wurde von Diokletian die Armee auf das Vierfache ihres Bestandes vermehrt und zugleich mit dem bisherigen System gebrochen, das Reich nur durch Grenzgarnisonen zu verteidigen, die, zum größten Teil mit Weib und Kind und mit Grundbesitz angesessen, der nötigen Beweglichkeit durchaus entbehrten und ohne Gefährdung des Grenzschutzes meist auch nicht anderwärts verwendet werden konnten. Ihnen trat daher jetzt eine Feldarmee (exercitus praesentialis) zur Seite, die zur beliebigen Verwendung an den meistbedrohten Punkten zur Verfügung stand. Eine Reform, welche die Widerstandsfähigkeit des Reiches gegen die Anstürme der Barbaren noch auf lange hinaus erhielt, wenn sie auch daran nichts ändern konnte, daß gerade durch die Heeresverstärkung die Barbarisierung der Armee weitere Fortschritte machte und in der Armee selbst angesiedelte oder geworbene Ausländer, im Norden Briten, Franken, Sachsen, Vandalen, im Osten Perser und Sarazenen, in Afrika Mauren womöglich noch zahlreicher Eingang fanden, als bisher.

Ein gleich dringendes Bedürfnis, wie die Verstärkung der Armee, war eine erhöhte Aktionsfähigkeit der militärischen Leitung, die Wiederherstellung der zerrütteten Manneszucht, die Reorganisation der Finanzen und der ganzen Verwaltung.

Der diokletianisch-konstantinische Verwaltungsorganismus, der diese große Aufgabe lösen sollte, stellt ein raffiniert ausgedachtes System dar, alle Organe des Staates in unbedingter Subordination einer absolut einheitlichen Regierungsgewalt zu unterwerfen. Wie sich — nach

rein administrativen Gesichtspunkten — die einzelnen Verwaltungssprengel übereinander erhoben, über den etwa hundert, durch Zerschlagung der alten historischen Statthalterschaften gebildeten Provinzen die sogenannten Diözesen und über ihnen die Präfekturen, so erhob sich über einem komplizierten Apparat von Bureau- und Subalternbeamten eine nach Rang, Titel und Gehalt sorgfältig abgestufte Beamtenhierarchie von den Provinzialbehörden hinauf zu den Vikaren, d. h. den Präsidenten der Diözesen und von diesen empor zu den vier prätorischen Präfekten, den Kanzlern der vier großen Reichsteile, in deren Hand sich die ganze Justiz und Verwaltung in derselben Weise konzentrierte, wie der ganz analog gegliederte militärische Apparat in der Hand des Reichsfeldherrn, des magister equitum.

Und dieses System absoluter Unterordnung setzt sich dann naturgemäß in verstärktem Maße nach unten hin fort. Gegenüber dem bureaukratischen Absolutismus eines zu unheimlichen Dimensionen anschwellenden Beamtenheeres, das sozusagen mit tausend Polypenarmen in alle Verhältnisse des Volkslebens hineingriff, konnte von kommunaler Selbständigkeit nicht mehr die Rede sein. Ja, die Entwicklung geht schließlich dahin, daß aus den ehemaligen Organen freier Selbstverwaltung rein staatliche Zwangsinstitute wurden, welche dem Staate vor allem dazu dienten, aus den Untertanen die ungeheuren Kosten des Systems mit allen Mitteln herauszuwirtschaften.

Die Mitglieder der Gemeinderäte, die Dekurionen, welche zugleich als die Klasse der Meistbesitzenden eine städtische Aristokratie bildeten, waren ja dem Staate von jeher bis zu einem gewissen Grade für die Aufbringung der Grundsteuer haftbar gewesen. Aber so drückend diese Haftpflicht werden konnte, sie war doch so lange erträglich gewesen, als der Wohlstand und damit der Gemeingeist und Opfersinn noch ungebrochen war. Wie ganz anders jetzt, wo der Fiskalismus die Besteuerung bis zu einer förmlichen Raubwirtschaft überspannte, wo infolge der zunehmenden Verödung des Landes der steuerfähige Boden und die steuerfähige Bevölkerung immer mehr zusammenschmolz und die unglücklichen Dekurionen mit brutaler Rücksichtslosigkeit zur Deckung der Ausfälle an dem Steuersoll der Gemeinde herangezogen wurden! Und dabei nahm die Zahl derer, denen man die kommunalen Lasten aufbürden konnte, fortwährend ab, da ja auch die für den Gemeinderat „Geeigneten" massenweise der Verarmung anheimfielen, und andrerseits der Staat selbst ihre Zahl dadurch verminderte, daß er den Inhabern hoher Ämter und Titel, sowie den Veteranen und ihren Söhnen die Befreiung vom Dekurionat gewährte. Alles Verhältnisse, durch welche für den übrigbleibenden Rest die Last nur eine um so drückendere wurde. Kein Wunder, daß das, was ursprünglich so viel begehrt war, die Beteiligung an Gemeinderat und Gemeindeamt, immer mehr als ein harter Zwang empfunden wurde, dem man sich möglichst zu entziehen suchte! Freilich vergebens! Denn unerbittlich hielt der Fiskus daran fest, daß die, welche den entsprechenden Zensus hatten, auch die Pflichten der Dekurionen übernahmen, von denen sie nur der völlige wirtschaftliche Ruin befreien konnte, und auch dies nicht selten erst dann, wenn das letzte Mittel des Fiskus, die Folter, versagt hatte.

Ja, der Staat ging noch weiter! Um den Stadträten ihren Mitgliederbestand zu sichern und der Verödung der Rathäuser zu steuern, vernichtete er den letzten Rest staatsbürgerlicher Freiheit, indem er den Dekurionat erblich machte! Eine Entwicklung, deren Anfänge auch schon in das zweite Jahrhundert zurückreichten, die aber jetzt zu immer schärferen Zwangsmaßregeln führte. Kein Nachkomme eines Dekurionen kann sich jetzt mehr der verhaßten Pflicht entziehen. Er mußte unweigerlich in die Stelle des Vaters einrücken und seine Lasten übernehmen.

Der Bürger wird wie ein Sklave an die Korporation gefesselt (corpori obnexus).

Und diese Tendenz zur Erblichmachung von Beruf und Lebensstellung greift dann auf alle möglichen anderen Lebensgebiete über. Wenn die Söhne von Beamten und Offizieren nicht ihre Standesprivilegien verlieren und dem furchtbaren Dekurionatszwang verfallen wollten, wenn die Veteranensöhne nicht denselben Vorzug und außerdem die ihren Vätern zugewiesenen Grundstücke aufgeben wollten, mußten sie wieder den Beruf des Vaters ergreifen. Daher wurde die Dienstpflicht der Soldatensöhne tatsächlich obligatorisch, und seit Alexander Severus ist diese Erblichkeit des Waffendienstes geradezu ein Rechtssatz. Indem so die Armee

durch die „Lagerkinder" (castrenses) sich fortwährend zum großen Teil aus sich selbst rekrutierte, wurde sie noch mehr wie bisher zu einer gegenüber der Zivilbevölkerung sich abschließenden Kaste. Ja, der Staat glaubte diese erbliche Fesselung an den Stand so wenig mehr entbehren zu können, daß er sie in weitestem Sinne auch auf das städtische und bäuerliche Gewerbe anwandte!

Münze mit dem Bildnis des Kaisers Diokletian.

Vor allem wurden von dieser kastenmäßigen Erstarrung der Gesellschaft diejenigen Gewerbe betroffen, deren Mitwirkung der Staat für das verwickelte Naturalsteuersystem bedurfte, durch welches die Bedürfnisse der Heeres- und Zivilverwaltung gedeckt wurden. So war z. B. die Gilde der römischen Kornschiffer zum unentgeltlichen Transport der Güter verpflichtet, für die sie zugleich mit ihrem Besitze hafteten; und schon unter Marentius wurde das Gewerbe erblich gemacht. Eine Erblichkeit, die von ihm dann auch auf die Innung der Bäcker ausgedehnt und durch spätere Gesetze noch erheblich verschärft wurde, so z. B. durch das des Konstantius, wonach sogar derjenige, der eine Bäckerstochter heiratete, in die Bäckerzunft eintreten und an ihren öffentlichen Lasten und Leistungen teilnehmen mußte. Auch ist dieses Zwangssystem allmählich auf alle möglichen anderen Gewerbe und Korporationen ausgedehnt worden, an deren Erhaltung der Staat irgendwie interessiert war.

Noch wichtiger, als die Fronden der bürgerlichen Gewerbe war für den Staat die Arbeit des Bauern, von der der Ertrag der Grund- und Kopfsteuer, sowie das Ergebnis der Rekrutierung abhing. Eine Volksschicht, deren Lage nichts weniger als eine günstige war. Wurde doch das Land zum großen Teil nicht mehr von bäuerlichen Eigentümern bestellt, sondern von den Kolonen großer Gutsherrschaften.

Dieses Latifundienwesen, das schon in der Zeit der Republik in Italien und Sizilien übermächtig emporgewachsen war, erscheint in der Kaiserzeit so sehr als die vorherrschende Wirtschaftsform auf dem platten Lande, daß auch in der Verwaltung die Einteilung in Gutsbezirke geradezu typisch wird. Berichtet doch schon Plinius, daß die halbe Provinz Afrika sechs Herren gehört habe, bis Nero sie umbrachte und ihren Besitz zur kaiserlichen Privatdomäne machte! Ein drastischer Kommentar zu dem berühmten Satze des Plinius: „Die Latifundien haben Italien ruiniert, schon ruinieren sie auch die Provinzen!" Die Landarbeiter dieser Grundherren waren ja meist nicht mehr Sklaven, wie früher, da mit dem Aufhören der Eroberungskriege das Angebot von unfreiem Menschenmaterial so abgenommen hatte, daß man den alten plantagenmäßigen Großbetrieb mit kasernierten, ehe- und eigentumslosen Sklavenmassen wesentlich einschränken und einen großen Teil des Grund und Bodens parzellenweise an kleine Pächter (Kolonen) vergeben mußte, die gegen Zins selber wirtschafteten und zur Ergänzung der ungenügenden Arbeitskräfte des von dem Herrn zur eigenen Bewirtschaftung zurückbehaltenen Gutsareals (der villa) mit Hand- und Spanndiensten bei der Ernte, bei Wegearbeiten usw. herangezogen wurden.

Aber damit war freilich an dem rein kapitalistischen Charakter des Systems der Bodenwirtschaft nichts geändert. Auch der Kolone war lediglich Spekulationsobjekt, aus dem man

Kaiser Diokletian, auf den Rostra eine Ansprache haltend. Relief vom Konstantinsbogen zu Rom.

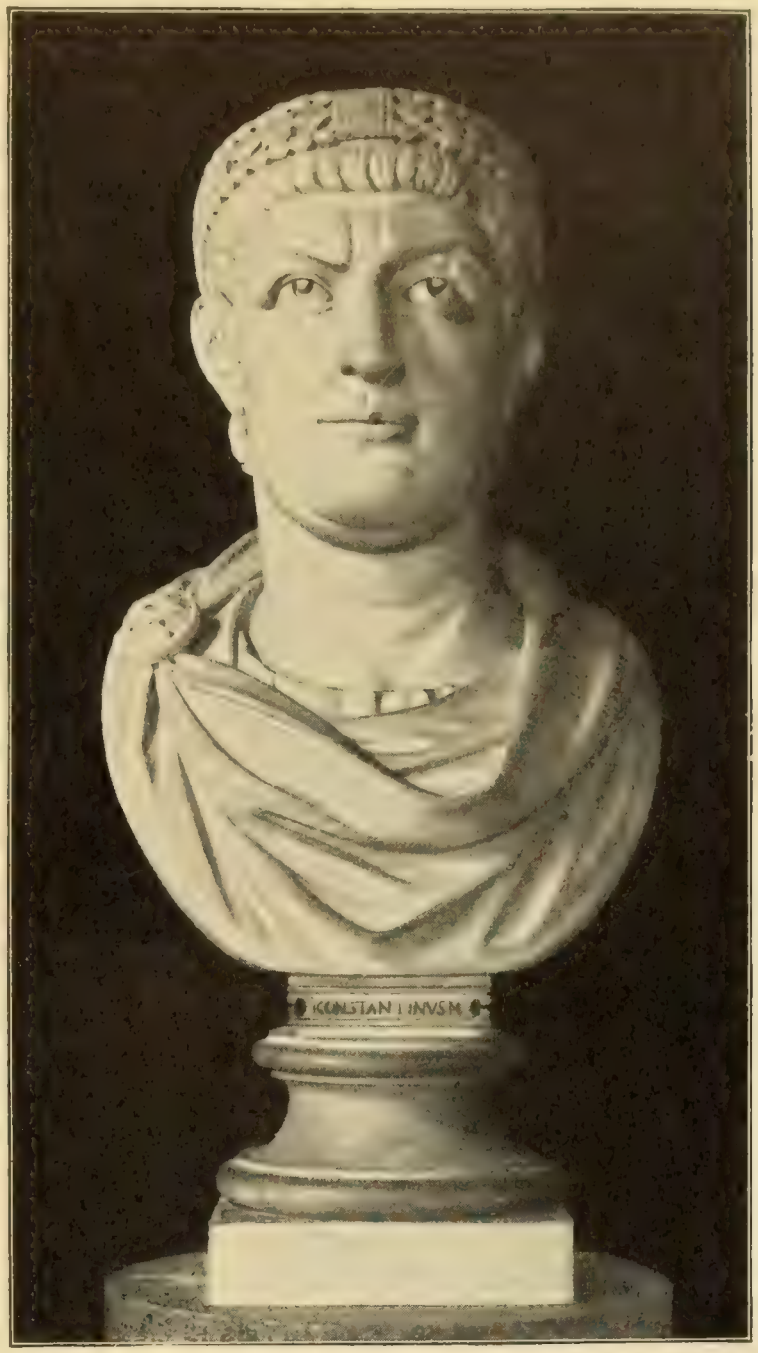
möglichst viel herauszuwirtschaften suchte, so daß die Klagen über zunehmende Ausbeutung, über Vermehrung der Frondienste usw. schon frühzeitig begannen und immer häufiger wurden. Schon am Ende des ersten Jahrhunderts ironisiert Martial dies bäuerliche Elend in der fingierten Grabschrift eines Kolonen. „Bitte, begrabt mir nicht den kleinen Kolonen. Ist die Erde ihm doch, wenn sie noch so klein ist, zu schwer!" Einen sprechenden Kommentar dazu liefert die Tatsache, daß schon seit derselben Zeit die Kolonen immer weniger imstande waren, eine Geldpacht aufzubringen, und daß daher der Teilbau immer allgemeiner wurde, d. h. die Abgabe eines bestimmten Teiles des Bruttoertrages der Früchte, wie ja überhaupt die Rückbildung der Geldwirtschaft zur Naturalwirtschaft immer mehr der Zeit ihr Gepräge gibt. Noch mehr verschlechtert aber wurde die Lage der Bauern dadurch, daß der Staat die Gutsbezirke zu Verwaltungsbezirken und die Gutsherren zu Ortsobrigkeiten machte, die von ihren Hintersassen für den Staat die Steuern einzuziehen und aus ihren Reihen ein bestimmtes Rekrutenkontingent

Die sogenannte Basilika vom Kaiserpalast des Diokletian zu Salona.

Photographie von Beer, Klagenfurt.

zu stellen hatten. Ein Verhältnis, welches die Kolonen der Willkür der Herren vollends preisgab. Kein Wunder, daß unter ihnen immer mehr die Neigung um sich griff, den Pflug zu verlassen und sich der blutsaugerischen Ausbeutung durch Gutsherrn und Fiskus für immer zu entziehen, selbst wenn man darüber zum Bettler und Vagabunden oder gar zum Räuber wurde. Eines der bedenklichsten Symptome der allgemeinen sozialen und ökonomischen Zerrüttung, das sich auch für den Kaiser als den größten Possessor in der zunehmenden Leutenot der Landwirtschaft und für den Staat in der beständigen Abnahme der Rekrutenzahl und des Steuerwertes von Grund und Boden immer schwerer fühlbar machte. Und so griff die Regierung denn auch hier zu dem einzigen Mittel, das ihr solchen Erscheinungen gegenüber zu Gebote stand, zur politischen Zwangsgewalt. Wenn Gemeinderäte, Beamte, Soldaten, Gewerbsleute zu erblichen Ständen wurden, warum nicht auch die Bauern? Das lag so sehr in der ganzen bisherigen Entwicklung, daß man sich um die Wende des dritten und vierten Jahrhunderts (zwischen 247 und 332) entschloß, Hunderttausende freier Bürger der primitivsten persönlichen Freiheitsrechte zu berauben und sämtliche Kolonen mit ihren Nachkommen für immer an die Scholle zu binden, ähnlich wie man es bis dahin mit kriegsgefangenen Barbaren gemacht hatte! Von jetzt an konnte dieser doch persönlich freie Bürger, wenn er fluchtverdächtig war,

vom Gutsherrn sogar in Bande gelegt und gezwungen werden, den Boden wie ein Sklave gefesselt zu bearbeiten! Kurz, der Kolone ist dauernd unter die Gutsherrschaft gebannt, ein „der Scholle zugeschriebener" Fronbauer; der Unterschied zwischen ihm und dem Besitzer ist ein ständischer geworden. Es ist daher vollkommen zutreffend, wenn man von dieser Gutsherrschaft der späteren Kaiserzeit gesagt hat, daß wir in ihr bereits den Typus des mittelalterlichen Fronhofes und die ersten Ansätze zur Entwicklung der feudalen Gesellschaft vor uns haben. Ist es doch schon ganz der Ton feudaler Hofsärtigkeit, wenn die späteren Gesetzbücher von dem unglücklichen Kolonen sagen: „Er ist ein Sklave des Stück Landes, für das er geboren und an das er durch ein ewiges Recht gefesselt ist!"



Porträtbüste des Kaisers Konstantin des Großen. Original in den Uffizien zu Florenz.

Die Unterwerfung des gesamten Arbeitslebens unter einen ungeheuren Zwangsorganismus wäre aber nun keine vollständige gewesen, wenn man dem einzelnen die Freiheit gelassen hätte, den Preis seiner Arbeit von sich aus zu bestimmen. Daher hat schon Diokletian durch das Edikt von 301 für das ganze Reich einen Maximaltarif für Arbeitslöhne und Warenpreise aufgestellt, der ohne weiteres durch staatliches Machtgebot das Verhältnis festzustellen unternahm, in welchem Waren und Arbeitsleistungen gegen das damals durch eine ungeheuere Münzverschlechterung außerordentlich entwertete Kreditgeld ausgetauscht werden sollten. Eine Regulierung des Geldwertes durch kaiserlichen Machtspruch, die natürlich nicht sowohl der Allgemeinheit und der Sache der Gerechtigkeit, wie das Edikt salbungsvoll verkündet, als vielmehr dem größten Abnehmer, dem Staat und seiner Verwaltung zu gute kommen sollte. Vor allem sind es Soldaten, Offiziere, Beamtentum, die man auf diese Weise gegen die schlimmen Wirkungen der Geldkrisis zu schützen und zufriedenzustellen gedachte: freilich nicht mit dem gewünschten Erfolg, da die Verkäufer ihre Waren lieber verbargen, als unter dem Werte hingaben. Allein, wenn sich auch die Regierung infolgedessen zu Modifikationen herbeiließ und später wenigstens der wechselnden Konjunktur, dem Ausfall der Ernten usw. mehr Rechnung trug, eine weitgehende Fesselung von Arbeit und Warenverkehr durch Lohn- und Preistaxen blieb doch fortan immer bestehen.

Wenn man sich diese ganze Entwicklung vergegenwärtigt, so kann man sagen: In diesem despotischen Kastenstaat ist der Bürger überhaupt zum Knecht geworden, wenn auch nicht überall des Landes, wie der Kolone, so doch dessen, der als „Herr und Gott" über dem Lande waltete. Was schon ein Kaiser vor Diokletian ganz offen als das Grundprinzip der letzten Entwicklungsphase des Cäsarismus proklamierte, daß das überlieferte römische

Kaiser Konstantin der Große bei der Belagerung von Verona. Relief vom Konstantinsbogen zu Rom. Photographische Aufnahme von Anderson.

Staatsrecht durch das persisch-orientalische ersetzt werden müsse, das ist jetzt durch die diokletianisch-konstantinische Staatsordnung in klassischer Form verwirklicht oder vielmehr zum Abschluß gebracht worden. Der Monarch ist, wie es die Titulatur dominus besagt, in vollem Sinne Staatseigentümer geworden. Er hat ein unbedingtes und unbeschränktes Herrenrecht über Hab und Gut und über die Personen der Untertanen. Die prunkvolle orientalische Königstracht, das durchaus orientalische Zeremoniell, das den Vorstehern der kaiserlichen Schlafgemächer den Rang vor den höchsten Staatsstellen einräumt, das Eunuchentum in der Hofdienerschaft, die göttliche Verehrung des lebenden Monarchen, dem man sich nur kniend nahen darf, um den Zipfel des Pupurgewandes zu küssen, die hündische Schmeichelei, die seine „heiligen, himmlischen, göttlichen" Willensentscheidungen wie unfehlbare Äußerungen einer Gottheit hinnimmt und daher jedes Widerstreben wie ein Sakrileg verfemt, all das bezeichnet einen Höhepunkt des Allmachtsschwindels und der Verknechtung des Staates, der kaum mehr zu überbieten war. Und Diokletian hatte in der Tat alle Ursache, wenn er sich im Vollgefühle seines Meisterwerkes absolutistischer Herrscherkunst den Beinamen Jovius, der Jupitergleiche, beilegte!

Auch insofern hatte ja Diokletian Anlaß zu einem Gefühl stolzer Genugtuung, als es mit Hilfe seines ungeheuren Zwangsapparates in der Tat gelang, aus dem alternden Organismus des Reiches die letzten materiellen Kräfte herauszuholen, mit denen er sich noch auf längere Zeit hinaus äußerlich aufrechterhalten ließ. Freilich war es nur noch ein Koloß auf tönernen Füßen! Die lebendigen politischen Kräfte: Gemeingeist, Staatsgefühl, Initiative sind in der allgemeinen Gewöhnung der Knechtschaft systematisch ertötet. Sozusagen die Seele des Staates ist entwichen. Wohl beansprucht der absolute Despot, der im Zentrum der gewaltigen Staatsmaschine sitzt, selbst diese Seele des Staates zu sein, das „lebendige Gesetz", wie Justinian sich ausdrückt; allein diese zentrale Kraft vermag dem seelenlosen Räderwerk des Staates kein wirkliches Leben mehr einzuhauchen. Sie kann das Ganze nur noch durch das eiserne Band des Gehorsams zusammenhalten.

Freilich stellte das Übermaß der Konzentration solche Anforderungen an den Inhaber der Zentralgewalt, daß das System ohne eine gewisse Teilung der Funktionen auf die Dauer nicht durchzuführen war. Daher entschloß sich Diokletian, im Jahre 285 in der Person seines Freundes Maximinian für den Westen einen „Cäsar" und Mitregenten aufzustellen, der 293 geradezu zum „Augustus" aufrückte, während zwei weitere kriegserprobte Generale Konstantius Chlorus und Galerius den nunmehrigen zwei Augusti oder eigentlichen Kaisern als „Cäsares" an die Seite traten. Dabei wurde das Reichsgebiet in der Weise geteilt, daß Diokletian den Orient mit Thrazien und Ägypten behielt, Galerius die übrige Balkanhalbinsel und die Donauprovinzen, Konstantius Gallien und Britannien, Maximinian Italien mit Rätien, Afrika und Spanien übernahm.

Die Einheit des Reiches sollte durch diese administrative Teilung nicht angetastet werden, und in gewissem Sinne blieb

Rom noch immer die ideelle Hauptstadt, der man mit ihren „suburbikarischen Regionen" immer noch eine Sonderstellung und Sonderverwaltung beließ. Allein in Wirklichkeit ist Rom seit dieser Zeit als Reichskapitale depossediert. Diokletian residierte mit Vorliebe in dem durch seine Lage an den Grenzen des Orients und Okzidents militärisch und politisch weit wichtigeren Nicomedia, das durch seine glänzende Bautätigkeit ganz den Charakter einer Hauptstadt erhielt. Und eine ähnliche Bedeutung gewann für die illyrischen Provinzen Thessalonich, für den Westen Augusta Trevirorum (Trier) als Hauptstadt Galliens, und Mailand, das neue Regierungszentrum Italiens. Das politische Schwergewicht Italiens ist nach Norden verlegt, weil gegen den Ansturm der Germanen vor allem die Verteidigung Oberitaliens organisiert werden mußte und von hier aus auch an Rhein und Donau rascher und erfolgreicher eingegriffen werden konnte. Und später, seit dem Anfang des fünften Jahrhunderts ist dann eben wegen der leichteren Verteidigungsfähigkeit an Stelle Mailands das fast uneinnehmbare Ravenna als Residenz des Westreiches getreten. Natürlich hat jetzt auch die bevorzugte Stellung Italiens, z. B. seine Grundsteuerfreiheit, definitiv ein Ende. Wie es jetzt mit einer Provinz, wie Afrika, zu einem Verwaltungssprengel verbunden war, so war es auch in bezug auf die Staatslasten den Provinzen gleichgestellt.

Allerdings hat diese diokletianische Organisation der Reichsregierung durch den Widerstand persönlicher Aspirationen gewisse Veränderungen erfahren. Als die beiden Augusti sich 305 freiwillig ins Privatleben zurückzogen, Diokletian in seine Heimat, nach Salona, Maximinian nach Unteritalien, und als dann bald darauf (306) der eine der beiden neuen Augusti, Konstantius zu Eboracum (York) starb, erhoben sich dessen Sohn Konstantin und der Sohn des alten Maximinian Maxentius, die man beide bei der Ernennung neuer Cäsaren übergangen hatte, gegen die bestehende Ordnung. Konstantin ließ sich von seinen Truppen zum Kaiser ausrufen und Maxentius von Prätorianern und Volk in Rom. Dadurch wurde die Situation eine so verwickelte, daß auch eine Monarchenzusammenkunft in Carnuntum, dem Hauptlager der germanischen Legionen, an der auch der Altkaiser Diokletian teilnahm, eine befriedigende Lösung nicht brachte. Erst nach dem Tode des Augustus Galerius (311) begann sich die Lage insofern zu klären, als damals neben Konstantin und Maxentius im Westen nur noch zwei Regenten im Osten übrig waren: Licinius, als Herr der illyrischen Provinzen, und Maximin, als Herrscher der orientalischen, von denen der erstere sich mit Konstantin, der letztere mit Maxentius verbündete. In dem allgemeinen Kampf, der darüber ausbrach, erfocht Konstantin einen entscheidenden Sieg über Maxentius, der auf der Flucht an der milvischen Brücke im Tiber seinen Tod fand (312), während im Osten Maximin dem Licinius erlag (313), in demselben Jahr, in dem Diokletian starb. Aber auch die Sieger vermochten sich auf die Dauer nicht zu verständigen, und die Gegensätze kamen nicht eher zur Ruhe, als bis Konstantin nach der Überwindung des Licinius die Herrschaft über das ganze Reich in seiner Hand vereinigte (324).

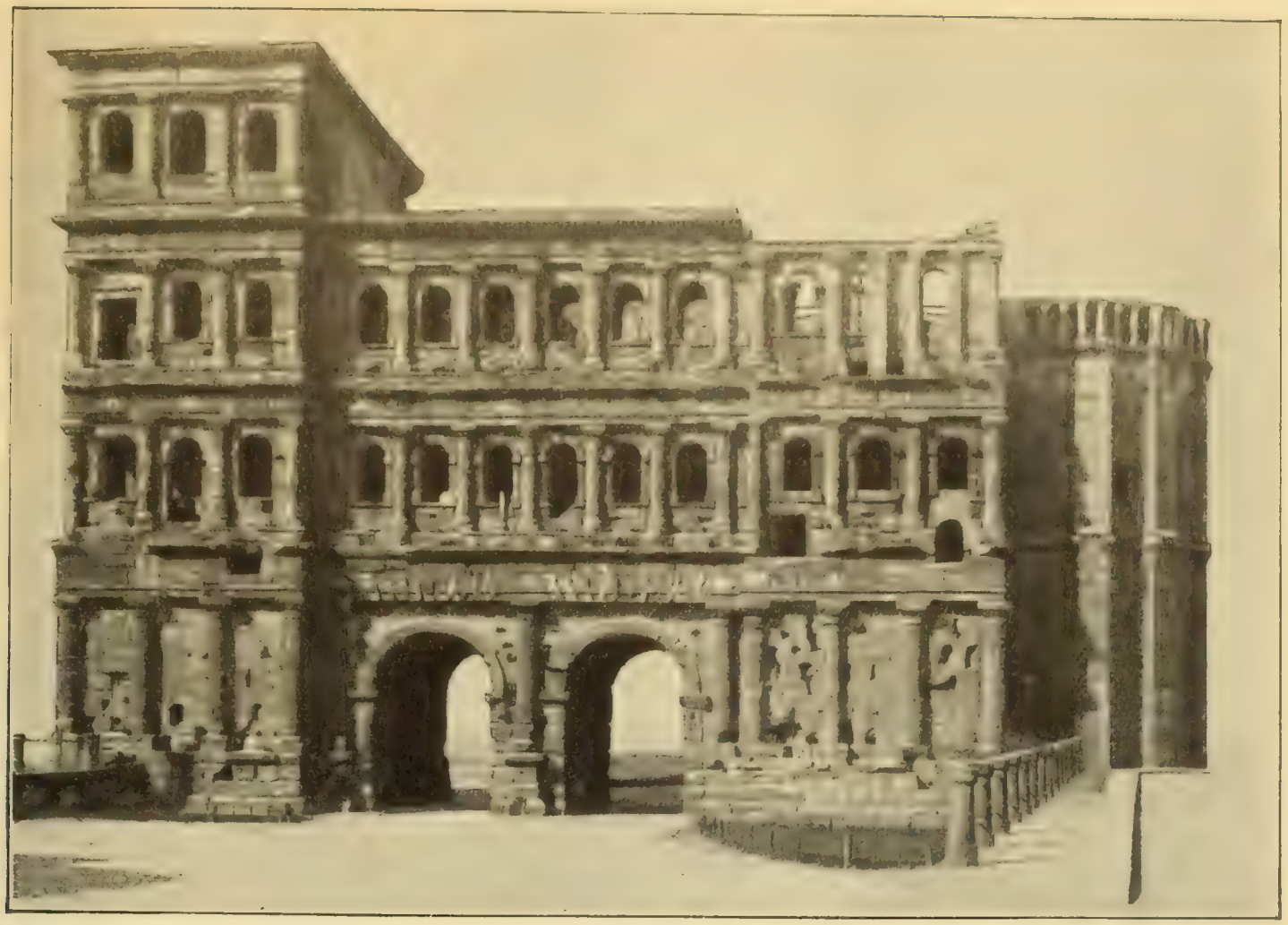
Die Schlacht an der milvischen Brücke. Relief vom Konstantinsbogen zu Rom. Nach einer photographischen Aufnahme. Verlag von Anderson.

Allein auch diese Entwicklung der Dinge hat das wichtigste Ergebnis des diokletianischen Systems, die Deposſedierung Roms und die Scheidung zwischen dem hellenistischen Westen und dem römischen Osten, nur bestätigt. War es doch gerade Konstantin, der im Jahre 330 auf der Stelle von Byzanz eine zweite Reichshauptstadt schuf, Konstantinopel, das als ein neues Rom dem alten ebenbürtig zur Seite treten sollte und zum Teil geradezu auf Kosten des alten ausgestattet wurde. Auch hat Konstantin an der Sonderverwaltung der vier großen diokletianischen Präfekturen durchaus festgehalten, für die er wiederholt seine Söhne als Cäsares bestellte. Daher konnte auch nach Konstantins Tod (337) die ohnehin durch neue Teilungen unter seinen Söhnen wieder längere Zeit durchbrochene Reichseinheit nur vorübergehend hergestellt werden: unter der kurzen Alleinherrschaft seines Sohnes Konstantius (353—361) und unter dessen Vetter und Nachfolger Julian (361—363). Als mit dem Tode Julians das Haus Konstantins erlosch und 364 mit dem im kaiserlichen Hauptquartier zu Nicäa von den anwesenden hohen Beamten und Offizieren gewählten Valentinian eine neue Dynastie emporkam, wurde die Teilung des Reiches in eine östliche und westliche Hälfte zu einer dauernden, indem Valentinian den Westen übernahm und für den Orient einen zweiten Augustus in der Person seines Bruders Valens bestellte.

Zwar wurde auch jetzt noch an dem imperium Romanum als einer politischen Einheit offiziell festgehalten, aber die Teilung der cäsarischen Funktionen erwies sich nur um so mehr als eine Notwendigkeit, zumal schon die zunehmende Überflutung der Reichsgrenzen durch die Barbaren die Übernahme der höchsten militärischen Macht durch einen Träger der cäsarischen Gewalt im Osten wie im Westen unvermeidlich machte. Dabei wurde, als Valens bei Adrianopel in einer großen Schlacht gegen die Goten den Tod fand (378), in der Person des bewährten Feldherrn Theodosius ein Augustus für den Osten ernannt, während im Westen der Nachfolger Valentinians I. (375), sein zu Trier regierender Sohn Gratian die römische Herrschaft gegen die Westgermanen, besonders gegen die Alemannen zu verteidigen hatte und Italien und Afrika seinem jüngeren, vom Heere zum Augustus ausgerufenen Bruder Valentinian II. überließ. Und wenn dann auch noch einmal, als Gratian (383) und später Valentinian (392) einer Militärverschwörung zum Opfer fielen, der Augustus des Ostreiches Theodosius durch die Unterwerfung des Westens die Einheit der Regierung wiederherstellte (394), so war das nur eine ganz kurze Episode. Nach seinem bald darauf erfolgten Tode trat sofort wieder unter seinen Söhnen Arcadius und Honorius eine Teilung des Regimentes ein (395), die infolge der Differenzen der leitenden Minister, des Galliers Rufinus im Osten und des Heermeisters des Honorius, des Vandalen Stilicho, über die Abgrenzung der beiden Reichshälften zu einer gewissen Entfremdung, wenn auch noch immer nicht zu einer förmlichen Trennung führte. Denn auch jetzt noch sollte das Reich nach außen als eine Einheit gelten, und durch eine gewisse Gemeinsamkeit der Gesetze und gegenseitige Thronfolgeberechtigung sollte auch im Innern die Zusammengehörigkeit aufrechterhalten werden. Auf die Dauer hat aber freilich auch dies den Zusammenbruch nicht verhüten können, zumal inzwischen in dem Organismus des Reiches ein neues Element der Zersetzung zur vollen Wirksamkeit gekommen war, das Christentum und die christliche Kirche.

8. Der Staat und das Christentum.

Für den höheren Kulturwert einer Weltanschauung ist es mit von grundlegender Bedeutung, ob sie die geistige Freiheit und die sittliche Kraft besitzt, das Recht anderer auf die Vertretung ihrer eigenen Weltanschauung anzuerkennen. Und es ist eine der größten Errungenschaften der Antike, daß sie trotz der mancherlei Hindernisse, die auch hier politische Interessen oder religiöser Wahn der reinen Verwirklichung dieses großen Kulturprinzips entgegenstellten, dem Ziele doch schon verhältnismäßig recht nahe gekommen ist. Was dereinst der lichte hellenische Geist schon durch den Mund Herodots verkündet hatte, daß „alle Menschen von göttlichen Dingen gleich viel (d. h. gleich wenig) wissen", hat bis an das Ende der Antike nachgewirkt, und gerade die römische Kaiserzeit hat zahllosen Kulten eine Toleranz gewährt, wie sie die Welt erst seit dem Zeitalter der Aufklärung allmählich zurückerobert hat. Mit den Worten des Nikolaos von



Die Porta nigra zu Trier. Photographische Aufnahme.

Damaskus rühmt es der Jude Josephus als eine der größten Segnungen der Weltherrschaft Roms, daß es allen Völkern ungestörte Freiheit der Religion und des Kultus gewährt habe!

Diese Toleranz war von dem Moment an in Frage gestellt, wo eine Religionsgemeinschaft auf den Plan trat, welche für die Weltansicht einer Menschengruppe ein Monopol beanspruchte und der übrigen Menschheit das Recht auf die Betätigung ihrer Überzeugung grundsätzlich versagte. Es kann keine furchtbarere Kriegserklärung gegen alle Andersdenkenden geben, als die Stelle des Galaterbriefes, wo alle Religionen des Polytheismus und alle zu „Schisma" und „Häresie" führenden Glaubensmeinungen als „Werke des Fleisches" und seiner Gelüste gegen den Geist erklärt und auf ein und dieselbe Linie gestellt werden wie „Fressen und Saufen, Ehebruch und Unzucht, Haß, Neid und Mord"; eine Auffassung, die in der christlichen Polemik immer wieder durchklingt und zwar nicht bloß bei den extremsten Fanatikern, wie Tertullian, für den der Götterglaube an sich schon das „Hauptverbrechen des Menschengeschlechtes" ist und der Göttergläubige die Strafe des Mörders verdient hat, sondern selbst bei einem Augustin, für den jede vom kirchlichen Dogma abweichende Ansicht gleichfalls dieselbe gewaltsame Repression verdient wie Mord und Ehebruch! Kein Wunder, daß selbst Augustin der Gedanke einer friedlichen Gesinnung der Christen gegen Andersdenkende so unfaßbar erscheint, daß er da, wo sie geäußert wird, lediglich Heuchelei sieht! Wenn „ketzerische" Minoritäten innerhalb des Christentums für Duldung seien, so seien sie es eben nur, weil ihnen die Macht fehle! Man könne eine wilde Bestie nicht deshalb zahm nennen, weil ihr Zähne und Krallen fehlen! Wenn so bei Glaubensdifferenzen die Christen gegenseitig von sich dachten, wie mag man da von Anfang an gegen Nichtchristen empfunden haben! Und wie kann man sich da noch wundern, daß schon ein Tacitus bei den Christen dieselben gewaltsamen Instinkte voraussetzte, die sie sich später gegenseitig selbst zuschrieben und rücksichtslos gegeneinander betätigten, daß er ganz ebenso wie Augustin in der ohnmächtigen christlichen Minderheit nur die Bestie sah, der die Zähne und Krallen fehlten?

Es leuchtet ja ohne weiteres ein, daß der Fanatismus einer solchen Anschauungsweise sich schon frühzeitig in gewaltsame Handlungen umsetzen mußte. Wenn auch, solange die Staatsgewalt dem neuen Glauben noch übermächtig gegenüberstand, eine kluge Zurückhaltung im allgemeinen unvermeidlich war, so hat es doch an Beschimpfung und Verhöhnung Andersgläubiger, an Attentaten auf Kultusbilder, an Störungen des sozialen und Familienfriedens durch agitatorische Verhetzung „der Gläubigen" gegen die „Heiden" nicht gefehlt; Herausforderungen, die mit psychologischer Notwendigkeit eine mehr oder minder heftige Reaktion hervorrufen mußten.

Schon die erwähnten Stellen aus der christlichen Literatur, die sich beliebig vermehren ließen, enthalten eine Herabwürdigung und Verächtlichmachung der Staatsreligion und der anderen anerkannten Religionsgemeinschaften, welche auch das Strafrecht des modernen Staates empfindlich ahnden würde. In ihnen wurzeln ja im letzten Grunde alle die Greuel, welche die sog. Rechtgläubigkeit im Namen des Christentums gegen Andersdenkende verübt hat, und welche die Greuel der Arena noch weit überboten haben. Kann man sich gegenüber der Gefährlichkeit und Rechtswidrigkeit eines solchen Standpunktes darüber wundern, daß die Andersgläubigen den damaligen Christen eine ausgeprägt gesellschaftsfeindliche Gesinnung, einen „Haß gegen das Menschengeschlecht" zum Vorwurf machten und ihnen die schlimmsten Verbrechen zutrauten, wie sie ja später auch tatsächlich, wenn auch in anderer Form, infolge dieser Gesinnung an der Menschheit verübt worden sind? Die Nichtchristen standen eben vielfach unter dem Eindruck, daß sich hier in den Tiefen der Gesellschaft gegen die höchsten Errungenschaften der Bildung und des geistigen Lebens eine Bewegung staats- und kulturfeindlicher Elemente erhob, die am liebsten mit allem, was ihnen im Wege war, in derselben radikalen Weise aufgeräumt hätten, wie einst die hebräischen Horden im Lande Kanaan. Eine Ausrottungspolitik, die in der Tat schon Tertullian geradezu als vorbildlich für das Verhalten der Christen gegen die Heiden gerühmt hat!

Man sieht: dieses mit dem Frieden der Gesellschaft und mit jeder höheren Kultur unvereinbare Prinzip absoluter Intoleranz, dessen Gehässigkeit durch das tatsächliche gesetzliche Verhalten der großen Mehrheit der Christen nicht aufgehoben werden konnte, enthielt allein schon Zündstoff genug zu einem Konflikt mit dem Staate. Und dazu kam die mehr oder minder offene, durch noch so loyale Erklärungen und Gebete für den Kaiser nicht zu beseitigende Herausforderung des Staates selbst! War es doch schon für den Stifter des Christentums eine unumstößliche Gewißheit gewesen, daß die Cäsarenherrschaft, in der er mit seinem Volk nur die Herrschaft des Satans sah, in Bälde durch die Gottesherrschaft vernichtet werden würde! Und wie viele Christenherzen mögen sich an den furchtbaren Bildern des Zusammenbruches aufgerichtet haben, in denen ihnen die erste heilige Schrift des Christentums, die „Offenbarung Johannis", die Zerstörung der Stadt Rom weissagte, dessen verödete Stätte unreine Vögel, unreine Geister und Teufel zu ihrem Quartier machen würden, während im Himmel eitel Jubel herrscht! Wie mögen sie sich an dem Triumphgesang der Engel über den Fall des großen „Babylon" berauscht haben, an dem schmachvollen Tod der „großen Buhlerin im Scharlachgewand", die „trunken ist von dem Blute der Heiligen", an dem schrecklichen Mahl der Vögel des Himmels, die das Fleisch der Kaiser und Könige und ihrer Heere fressen, wenn sie vom Zorne Gottes erschlagen am Boden liegen!

„Unser Staatswesen ist im Himmel, von wo wir auch den Heiland erwarten"; dieser Satz des Paulus enthält in gewissem Sinne ein politisches Bekenntnis, d. h. der Christ fühlte sich zugleich als Angehöriger einer neuen politischen Gemeinschaft, und da diese von Anfang an der bestehenden feindlich gegenüberstand, als Glied einer kriegerischen Genossenschaft, einer „Miliz" (militia) des wahren Gottes und Christi. Christus wird seit Tertullian geradezu als Imperator der Christen bezeichnet, die Taufe als sacramentum im Sinne des militärischen Fahneneides. Wenn sich ferner die hellenistischen Fürsten nnd die Cäsaren König und Kaiser, Herr und Heiland (Soter) nennen ließen, so nahmen die Christen dieselben Bezeichnungen für den in den Wolken kommenden Begründer „ihres" Gemeinwesens in Anspruch. Sie erzählten sich daher auch die Geschichte seines Eintrittes in die Welt zum Teil in ähnlicher Weise, wie es die Heilandskönige des Hellenismus und der Kaiser Augustus für sich getan: sie übertrugen das von Cyrus bis Augustus in diesen Geburts- und Kindheitsgeschichten immer wiederkehrende Motiv der von der herrschenden Macht beabsichtigten Ermordung und andere stehende

Der Konstantinsbogen zu Rom
Nach einer photographischen Aufnahme

Motive der Art, die Magier, das Orakel, den Stern ohne weiteres auf die Kindheitsgeschichte Jesu. Insbesondere ist es die Anbetung der Magier, die in diesem Zusammenhang von größter Bedeutung erscheint, weil an ihr die Christen ein Gegenstück gegen die Geschichte von der Huldigung der persischen Magier und ihres Priesterkönigs vor Nero, sowie gegen den Kaiserkult überhaupt gewannen.

Und es bleibt nicht bei dem bloß literarischen Protest. In der berühmten Erzählung, die Jesus den Weg revolutionärer Selbsthilfe betreten und mit Gewalt die Händler aus dem Tempel vertreiben läßt, ist es so deutlich wie möglich ausgesprochen, daß der Streiter Gottes befugt ist, sich über jedes bestehende Recht hinwegzusetzen, das ihm dem göttlichen zu widersprechen scheint. Wenn daher die Christen die Altäre und Gotteshäuser der Andersgläubigen nicht schon eher vernichtet haben, so lag dies lediglich daran, daß ihnen die Macht dazu fehlte. Um so entschiedener haben sie dann aber ihren Standpunkt zur Geltung gebracht in einer Frage, in der sie sich dem Staate allerdings nicht fügen konnten, ohne mit ihrer religiösen Überzeugung in einen unlösbaren Konflikt zu geraten, in der Frage des Staatskultus.

Wenn der römische Staat von seinen Untertanen den Kaiserkult, d. h. die Verehrung der Kaiserbilder forderte, so wollte er damit ja nicht einen Glauben an die Wahrheit der Staatsreligion, ein positives religiöses Bekenntnis erzwingen. Er verlangte lediglich eine durch „Zeremonien" rein äußerlich sich betätigende Ehrfurcht vor den Kaiserbildern als den Symbolen der Allgewalt des römischen Staates. Der Kaiserkult bedeutete also für ihn weiter nichts als eine Huldigung vor der Majestät des Staates, bei der der Kaiser eigentlich nicht als Person, sondern als Repräsentant einer „göttlichen" Institution in Betracht kam. Der Staat sah daher in der grundsätzlichen Verweigerung dieses Kultus weniger ein Sakrileg, als vielmehr ein politisches Verbrechen, Hochverrat (maiestas). Und selbst Christen, wie z. B. sogar Tertullian, haben zugeben müssen, daß man das Christentum höchstwahrscheinlich hätte gewähren lassen, wenn es sich auf die Opposition gegen die Götter des Olymps beschränkt und einen Kompromiß mit dem Kaiserkult gefunden hätte.

Daher war auch der Kaiserkult für die Sache der religiösen Freiheit nicht entfernt so gefährlich wie die Religionspolitik späterer, christlicher Kaiser und ihrer priesterlichen Nachfolger in der Herrschaft über Rom. Diese haben die antike Vergötterung irdischer Gewalten noch in ganz anderer Weise auf die Spitze getrieben und kraft ihrer „göttlichen" Legitimierung und eines „göttlichen", absolute Unterwerfung heischenden Rechtes eine Gewalt über die Gewissen beansprucht, gegen die der Kaiserkult geradezu harmlos erscheint, eine Gewalt, — wie es in einem modernen römischen Erlaß heißt, — „nicht nur über den Willen, sondern auch über den Verstand" der Menschen! Wenn aber eine solche Politik systematischer geistiger und religiöser Knebelung, deren Endergebnis in bezug auf das höhere geistige Leben die Herabdrückung des europäischen Menschen auf das Niveau eines Herdendaseins gewesen wäre, nicht von den heidnischen Cäsaren, sondern erst von den christlichen Herrschern und Hierarchen der Menschheit auferlegt wurde, so kann man auch nicht behaupten, daß der Kampf der Christen gegen den heidnischen Staat von ihrem Standpunkt aus und grundsätzlich ein Kampf um die Freiheit des Glaubens und der Gewissen und gegen die Verquickung von Religion und Politik war. Im Gegenteil! Sie würden den Cäsaren zugejubelt haben, wenn sie die Staatsgewalt dem Christentum gegen die Andersgläubigen zur Verfügung gestellt hätten! Gegenüber dem Prinzip der Vergewaltigung der religiösen und geistigen Persönlichkeit des Menschen, wie es die siegreiche Kirche handhabte, war der Standpunkt des heidnischen Staates ein freiheitlicher zu nennen! Und was die heidnische Gesellschaft betrifft, so war für die Gebildeten der Staatskult längst nichts mehr als eine Formalität. Ihr Innenleben war doch schon entwickelt genug, als daß sie in der wirklichen Religion etwas anderes gesehen hätten, als eine Sache freier Wahl und individueller Selbstbestimmung. Die christlichen Apologeten selbst appellieren an diesen Liberalismus. So z. B. Tertullian, der geradezu den ketzerischen Satz ausspricht, daß „Religion erzwingen irreligiös" sei (non religionis est cogere religionem). Ein Satz, der freilich im Munde dieses Fanatikers seltsam genug klingt und unwillkürlich an den Ausspruch jenes modernen Klerikers erinnert: „Solange wir in der Minderheit sind, fordern wir die Duldung auf Grund Eurer Prinzipien, wenn wir die Mehrheit haben, verweigern wir sie Euch auf Grund der unsrigen."

Altchristlicher Sarkophag mit Darstellungen aus der Passion Christi.

Original im Christlichen Museum des Lateran zu Rom.

Wenn der heidnische Staat diesem Grundsatz gemäß gehandelt hätte, hätte sich die christliche Gemeindebildung und der christliche Gottesdienst unmöglich zwei Jahrhunderte hindurch mit so wenig Störungen über das ganze Reich verbreiten können, wie es eben dank der tatsächlichen weitgehenden Duldung von seiten des Staates der Fall war. Selbst der Zwang zum Kaiserkult ist nicht so rigoros durchgeführt worden, wie man erwarten sollte. Wo der Widerstand politisch unbedenklich erschien und altheilige nationale Traditionen Schonung verlangten, wie bei den Juden, hat der Staat überhaupt darauf verzichtet und selbst gegen die Christen, deren Propaganda die Staatsreligion in ihren Fundamenten bedrohte, ist man nur zögernd und gelegentlich vorgegangen. Wenn daher die „Akten der Heiligen" d. h. der Märtyrer von einer fast die ganze Geschichte der ersten drei Jahrhunderte mit Blut und Mord erfüllenden Verfolgung fabeln, so sind das zum größeren Teil Ausgeburten einer Phantasie, die in der Erfindung immer neuer Märtyrer und wahnwitziger Wundergeschichten förmlich schwelgte und die Überlieferung zum Ruhm der Kirche und ihrer Streiter in wahrhaft ungeheuerlicher Weise verfälschte; eine Fälschung, die in dem Pamphlet des Lactantius über den Untergang der Christenverfolger auch auf die Geschichte der Cäsaren selbst zurückgewirkt hat. Hat es doch noch im dritten Jahrhundert sogar ein Kirchenvater, Origenes, offen ausgesprochen, daß die Christen, die bisher für den Glauben gestorben seien, sich leicht zählen ließen. Und wenn dies Urteil vielleicht auch zu optimistisch ist, so kann doch kein Zweifel darüber bestehen, daß die Christenverfolgungen der heidnischen Cäsaren, was die Massenhaftigkeit der Opfer und der verhängten Leiden und Qualen betrifft, nicht entfernt mit der christlichen Kirche und ihren Ketzergerichten sich messen können.

Sehr im Gegensatz zu jenem Kirchentum, welches sogar Kinder und Eltern, Geschwister und Ehegatten zu gegenseitiger Denunziation verpflichtet, hat noch Trajan in der berühmten Instruktion an den Statthalter von Bithynien, Plinius den Jüngeren, den Grundsatz aufgestellt, daß die Christen von den Behörden nicht „aufgesucht" und anonyme Denunziationen gegen sie nicht angenommen werden sollten; wie denn überhaupt die Behörden im allgemeinen nichts weniger als geneigt waren, den christenfeindlichen Petitionen überloyaler Landtage oder der über angebliche christliche Verbrechen erregten Volksstimme ohne weiteres nachzugeben. Wenn einzelne Regierungen schärfer vorgingen, wie Mark Aurel, Septimius Severus, Maximinus Thrax, so ist das immer nur von ganz vorübergehender Bedeutung gewesen. Erst um die Mitte des dritten Jahrhunderts ist es zu zwei allgemeinen und schweren Verfolgungen gekommen: unter Decius und Valerian; aber sie haben nur je ein Jahr gedauert, und ihre Wirkungen wurden bald dadurch ausgeglichen, daß ihnen eine lange Periode des Friedens folgte (259—303), in der die Verfolgung so gut wie aufhörte, und die Kirche ungescheut fast wie eine anerkannte Religionsgemeinschaft auftreten konnte. Damals ist das Christentum vollends zur Massenkirche geworden und hat seine weltumspannende Organisation in einer Weise ausbauen können, daß die Kirche als mächtige bischöfliche Konföderation förmlich einen Staat im

Altchristlicher Sarkophag mit dem Bildnis der Verstorbenen und biblischen Darstellungen. Original im Christlichen Museum des Lateran zu Rom.

Staate bildete. Kein Wunder, daß sich damals besonders der lateinischen Christenheit eine kriegerische Stimmung bemächtigte, die in der Erbauungsliteratur des Abendlandes sehr charakteristisch in einem gesteigert fanatischen Ton einerseits, in einem bramarbasierenden andrerseits zum Ausdruck kommt. „Der Christ drohte zum miles gloriosus zu werden"; und an geradezu aufrührerischen Reden hat es nicht gefehlt.

Das mußte in einer Zeit wie derjenigen Diokletians, die eben im Begriff war, die despotische Allgewalt des absoluten Staates systematisch auszubauen, notwendig zum Konflikt führen (303). Doch lagen jetzt freilich die Dinge bereits so, daß Diokletian einen großen Teil der besten Volkskraft hätte opfern müssen, wenn er auch auf diesem Gebiete die äußersten Konsequenzen seines Systems hätte ziehen wollen. Er machte die Erfahrung, daß trotz vielfachen Abfalles an dem zähen Zusammenhalt jener gewaltigen Organisation und an dem furchtlosen Bekennermut ihrer Gläubigen selbst die Energie eines brutalen Despotismus und seiner barbarischen Strafjustiz auf die Dauer erlahmte; ganz abgesehen davon, daß selbst die diokletianische Verfolgung an Intensität und Nachhaltigkeit nicht mit den Greueln eines Torquemada, Peter Arbues und Alba zu vergleichen ist. Daher war es nur die unvermeidliche Anerkennung der ganzen bisherigen Entwicklung, daß in dem Mailänder Toleranzedikt des Konstantin und Licinius die Gleichberechtigung des Christentums mit der alten Religion zugestanden wurde (313).

Es ist begreiflich, daß die Kirche den Mann, der den Kampf zwischen dem alten und dem neuen Glauben definitiv zugunsten des letzteren entschieden hat, Konstantin den „Großen", als einen „zweiten Moses" feierte, daß ihn die anatolische, armenische und russische Kirche zum „Heiligen" gemacht hat. In Wirklichkeit hat die hieratische Stilisierung niemand weniger verdient, als dieser skrupellose Gewaltmensch, dessen mörderischer Egoismus kein höheres Ziel kannte, als die Macht, der in der rücksichtslosen Verfolgung dieses Zieles Ströme Blutes vergossen hat und selbst an den Nächststehenden, seinem Sohn Crispus, seiner Gattin Fausta und — trotz feierlichen Eidschwurs! — an seinem Schwager Licinius, sowie an seinem Neffen, einem elfjährigen Knaben, zum Henker geworden ist! Ein ethischer Indifferentismus, der im Grunde jenseits von Gut und Böse stand und daher auch ein wirklich inneres Verhältnis zur Religion von vornherein ausschloß. Was man die Religiosität Konstantins genannt hat, ist nichts als die Anbetung des Erfolges, die in dem Erfolg die Wirkung einer übernatürlichen Macht sieht, der vulgäre Glaube

an Träume und Vorzeichen und besonders der Fetischwahn, der jene übernatürliche Macht auch an Bild und Abzeichen der Gottheit gebunden glaubte. Daß aber der Christengott ein mächtiger sein müsse, stand ihm fest und wurde ihm durch die Niederlage des heidnischen Marentius bestätigt. Daher ließ er auch das Monogramm Christi als „heilbringendes Zeichen" an den Schilden seiner Soldaten, an den Feldzeichen und an seinem Helm befestigen und Nägel vom Kreuze Christi in sein Diadem und die Zügel seines Rosses einfügen, weil er darin magische Zeichen und Zaubermittel sah, an deren Wunderkraft er und seine Soldaten glaubten. Und wie er überzeugt war, auf diese Weise einen starken Gott an seinen Siegeswagen zu ketten, so war es auch wesentlich die von der Kirche Christi repräsentierte Macht, welche ihn bestimmte, an die Spitze dieses Staates im Staate sich selbst zu stellen, um dessen gewaltige geistige und moralische Machtmittel seiner Politik der staatlichen Konzentration dienstbar zu machen.

Als Werkzeug der Macht aber schien ihm die Kirche um so brauchbarer, als sie sich in dem Episkopalsystem eine Verfassung gegeben hatte, die der zentralisierenden und absolutistischen Tendenz des weltlichen Staates durchaus verwandt war. Abgesehen von dem Rechte der Wahl oder Bestätigung ihrer Geistlichen, hatten die christlichen Gemeinden ihr ursprünglich demokratisches Gepräge längst aufgegeben. Ihre Führer waren aus Helfern zu Herren geworden und hatten sich — ähnlich wie die staatliche Bureaukratie — als eigene Kaste, als „Klerus" organisiert, der sich den Besitz übernatürlicher Kräfte zuschrieb und sich infolge dieses vermeintlich näheren Verhältnisses zur Gottheit von den sog. Laien förmlich isolierte. Auf Kosten der Volksreligion hatte sich auch hier eine scharfe Rückbildung ganz im Sinne einer Mysterienreligion, wie der des Mithras mit ihren mystischen Weihen und hierarchischen Graden vollzogen. Zugleich hatte sich jene Kaste, auch wieder wie die Bureaukratie, in verschiedene Rangstufen gegliedert und über sich eine mächtige und zahlreiche Oligarchie von Bischöfen und „Metropoliten", erhoben, denen gegenüber die Masse der „Laien" in religiösen, ja zum Teil auch in weltlichen Dingen eine beherrschte untertänige Masse, eine „Herde" bildete, wie sie es ja auch im absoluten Staate dem Imperator gegenüber waren. Welch ein Machtzuwachs für sich und seine Dynastie, wenn es Konstantin gelang, dieses gewaltige Priesterheer und die Millionen, über die es gebot, innerlich an sich zu fesseln, von ihnen als das Haupt der Hierarchie, als ihr „gemeinsamer Bischof", wie er selbst sich in seinen Erlassen bezeichnet, anerkannt zu werden!

Ausdruck dieser Politik ist die Liberalität, mit der er die Freiheiten, Rechte und Immunitäten der heidnischen Priester nun auch auf die christlichen übertrug, und die ganze Art und Weise, wie in seinen Gesetzen und Erlassen die Göttlichkeit des neuen Glaubens anerkannt und christlichen Anschauungen Rechnung getragen wurde. Auch hatten die Christen die Genugtuung, daß jetzt gegen all das, was an dem Götterkult als „Ärgernis" erregend oder sittlich anstößig verfolgt werden konnte, mit rücksichtsloser Schärfe vorgegangen wurde, und daß unter diesen und anderen Vorwänden zahlreiche Tempel geschlossen und mit dem gesamten Tempelgut für den Staat eingezogen wurden, ein Akt der Säkularisation, der ja zugleich einem fiskalischen Interesse entsprach, wie denn in der Tat die ungeheueren Kosten der Gründung Konstantinopels zum Teil aus den eingezogenen Tempelschätzen bestritten wurden. Zahlreiche Tempel wurden des kostbaren Metallschmuckes und einer Fülle von Bildwerken beraubt, um sie in die fiskalischen Schmelzöfen oder in die Münze zu schicken, oder um statuarischen Schmuck für die neue Welthauptstadt zu gewinnen. Die Altgläubigen mußten es voll Ingrimm mit ansehen, wie die ehrwürdigen Statuen mit Stricken aus den Tempeln gezogen wurden, und wie schließlich zahlreiche Tempel und Tempelgüter in den Besitz der Christen übergingen.

Allein, wenn auch Konstantin das Interesse der Krone tatsächlich immer mehr mit dem der Kirche identifizierte und am Ende die Verschmelzung von sacerdotium und imperium so weit trieb, daß er zuletzt die schlimmsten Auswüchse des kirchlichen Jargons in den Amtsstil aufnahm und z. B. alle anderen Kulte und Religionen als „Lügenkulte" bezeichnete, so konnte er doch auf der anderen Seite nicht umhin, gegenüber den in Verwaltung, Heer und Volk noch immer zahlreichen Anhängern des Alten den Schein der Toleranz möglichst aufrechtzuerhalten, zumal dadurch die Krone eine Stellung über den Religionsparteien gewann, welche es ihr ermöglichte, alle zu benutzen, ohne sich einer völlig hinzugeben. So brachte es Konstantin fertig, gleichzeitig als oberster Bischof christlichen Synoden zu präsidieren und als heidnischer Pontifex Maximus

Goldmünze mit dem Labarum. Bronzemedaillon des Kaisers. Zu seinen Füßen der dionysische Panther, das Symbol des Heidentums. Konstantin als Kaiser, in senatorischer Tracht. Goldmedaillon mit der Porta nigra zu Trier.

Münzen von Kaiser Konstantin dem Großen. Originale in den Münzkabinetten von London und Paris.

heidnische Priester zu ernennen! Und selbst dann, als er sich am Ende seines Lebens entschloß, durch die Taufe in die Gemeinschaft der Kirche einzutreten, hat er sich nicht etwa die heidnische Konsekration, die Versetzung unter die Götter verbeten! Dieser als getaufter Christ gestorbene Kaiser ist unter seinen als Christen erzogenen Söhnen in derselben Weise vom römischen Senat als Divus erklärt und eines Kultus teilhaftig geworden wie die heidnischen Imperatoren, weil eben, solange das Heidentum noch nicht gebrochen war, für Konstantin und seine Dynastie die Apotheose fast ebenso wichtig war wie die Taufe. Um der Christen willen und um seiner schuldbeladenen Seele die „rettende Versiegelung" zu verschaffen, ließ er sich taufen, für die Heiden ließ er sich vergöttern. Daher haben auch bei den Gründungszeremonien seiner neuen Hauptstadt der heidnische Hierophant und der Weihepriester nicht gefehlt; und wie die Göttertempel der Altstadt Byzanz fortbestanden, so erhielt die neue Stadt gleich jeder anderen hellenischen Stadt ihre eigene Stadtgöttin, ihre Tyche. Sie erscheint auch auf den Münzen, wie sich ja auf den Münzen Konstantins auch sonst heidnische Embleme neben den christlichen oder neutralen erhalten haben. Wie bezeichnend ist endlich die absichtlich zweideutig gehaltene Ausdrucksweise, wo es ihm darauf ankam, seinen Erlassen eine Färbung zu geben, die nach keiner Seite hin Anstoß erregte, d. h. weder ausgesprochen christlich noch heidnisch war!

Und wie er sich hier durchaus als der kühle politische Rechner erweist, so war er es auch gegenüber den verschiedenen Glaubensparteien, die innerhalb der Kirche selbst entstanden waren. Innerlich ließen ihn die Spitzfindigkeiten der theologischen Begriffsdichtung höchst gleichgültig. Er sah darin einen „müßigen Streit über unerforschliche Dinge"; aber dieser Indifferentismus hatte eine Grenze an seinem politischen Interesse, dem eine Auflösung der Kirche in eine Reihe feindlicher Sekten nicht entsprochen hätte. Hatten sich doch diese dogmatischen Streitigkeiten der Priester und ihrer Parteien im Volk durch den Starrsinn der Orientalen und die sophistische Dialektik der Griechen, ja zum Teil auch schon durch blutige Gewalt in einer Weise verschärft, daß sie den Hohn der Heiden herausforderten, und — wie Eusebius berichtet — „die heiligen Geheimnisse der göttlichen Lehre von den Ungläubigen sogar von der Bühne des Theaters herab schmählichem Spott preisgegeben wurden". Mit Recht sah Konstantin darin eine Schwächung und eine Gefahr für die Einheit des Reiches. Er trug daher kein Bedenken, in das innere Leben der Kirche im Sinne seiner Einheitspolitik einzugreifen, selbst auf die Gefahr hin, mit seinen feierlichen Toleranzerklärungen in Widerspruch zu geraten, in denen er doch jedermann das Recht zugesprochen hatte, nach seiner eigenen Fasson selig zu werden. Toleranz oder Intoleranz hing für ihn eben lediglich von den Erwägungen der Politik ab.

Dies zeigt schon sein Verhalten in dem Streit um die Besetzung des Bischofstuhles von Karthago, der durch den leidenschaftlichen Fanatismus der Parteien, besonders des Bischofs Donatus und seiner Anhänger, in einer Weise auf die Spitze getrieben wurde, daß die Streitenden selbst an einer Lösung verzweifelten und an den Kaiser appellierten (313). Dieser entschied gegen die Donatisten und ließ, da sie sich nicht fügten, mit Gewalt gegen sie vorgehen. Als dies aber zu einer förmlichen Rebellion führte und diese Rebellion durch das Übergreifen der Bewegung auf das schwer gedrückte bäuerliche Proletariat unter Führung wütender Schwärmer, der sog. Cirkumcellionen, den Charakter eines fanatischen Klassenkampfes annahm, lenkte er

sehr bald wieder ein und ermahnte in salbungsvollen Proklamationen zur Duldsamkeit. Den Donatisten wurde tatsächlich Religionsfreiheit gewährt.

Überaus bezeichnend für diesen wesentlich politischen Standpunkt ist auch die Art und Weise, wie er zu dem theologischen Gezänk über das Verhältnis von Vater und Sohn in der Dreieinigkeit Stellung nahm, das der alexandrinische Presbyter Arius entfacht hatte, und das infolge der fanatischen Agitation seines Gegners, des alexandrinischen Diakonen Athanasius, eine leidenschaftliche Bewegung in der Kirche hervorrief. Mit der feinen Ironie, in der die Überlegenheit des nüchternen Staatsmanns gegenüber den zelotischen Sophisten zum Ausdruck kommt, weist er darauf hin, wie gleichgültig die Stellung zu solchen Fragen für das Leben sei. Die Theologen sollten sich ein Beispiel an der heidnischen Philosophie nehmen, in der ja auch verschiedene Richtungen nebeneinander beständen!

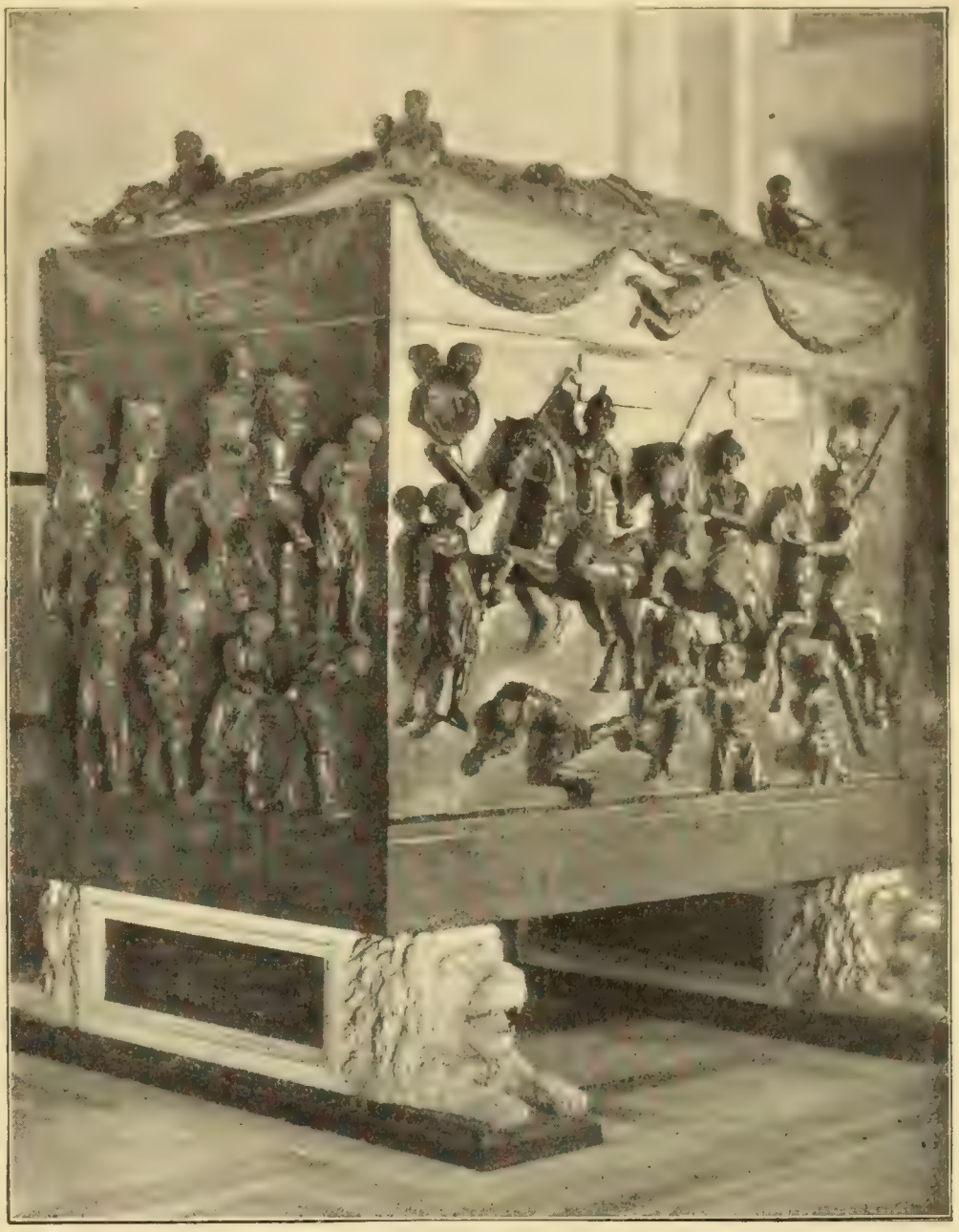
Da dieser Apell natürlich ungehört verhallte, so sollte der Friede durch eine allgemeine Versammlung der Bischöfe hergestellt werden, welche der Kaiser nach dem bithynischen Nicäa berief (325). Eine Abstimmung sollte über Fragen entscheiden, die doch nimmermehr durch Majoritätsbeschlüsse entschieden werden können. Und dabei war die Abstimmung nicht einmal frei! Denn nachdem man einmal entschlossen war, zu dem mechanischen Zwangsmittel der Majorisierung zu greifen, scheute man auch nicht vor der Anwendung anderer äußerlicher Mittel zurück. Intrigen, Schmeicheleien, Versprechungen und Drohungen wurden nicht gespart, um den erwünschten Majoritätsbeschluß durchzusetzen. Es war ein Triumph der Politik und Gewalt, wenn so schließlich die Mehrheit des Konzils gegen ihre Überzeugung für eine „rechtgläubige" Formel stimmte, für die der Kaiser nach anfänglichem Schwanken seine ganze Autorität einsetzte. Die Aussicht auf den kaiserlichen Zorn und auf Amtsentsetzung ließ fast jeden Widerspruch verstummen. Nur Arius selbst und zwei ägyptische Bischöfe blieben fest. Sie wurden ohne weiteres abgesetzt und verbannt und die Schriften des Arius mit der Strafe der Vernichtung belegt. Ja man ging in der Vergewaltigung der Gewissen so weit, diejenigen, die bei der Abstimmung ihren Glauben verleugnet hatten, eine Erklärung unterschreiben zu lassen, in der sie ihre eigene Ansicht feierlich verfluchen mußten! — eine Herabwürdigung, gegen die nur zwei Bischöfe zu protestieren wagten, die dann natürlich auch ins Exil gehen mußten. Es ist — in seinem Munde — die reine Blasphemie, wenn Konstantin nach diesem Siege der Gewalt verkünden ließ: „Was dreihundert Bischöfen gefallen hat, ist nichts anderes als der Wille Gottes!"

Er hatte vor diesem Willen, der ja tatsächlich sein eigener Wille war, so wenig Respekt, daß er angesichts der immer allgemeiner hervortretenden Opposition gegen die Gewalttat von Nicäa schon wenige Jahre später eine entschiedene Schwenkung zugunsten jener Bischöfe vollzog, die, wie jetzt auch Arius, bereit waren, einer allgemeiner gehaltenen, verschiedenen Standpunkten Rechnung tragenden Formel zuzustimmen. Er berief Arius und die anderen Verbannten zurück und forderte die Wiedereinsetzung des Arius in sein geistliches Amt!

Er entfesselte damit freilich einen Sturm unter den Orthodoxen, dem gegenüber er es nicht für geraten fand, seine Forderung mit Gewalt durchzusetzen. Athanasius, jetzt Bischof von Alexandria, wagte es, dem Kaiser offen Trotz zu bieten. Erst als die Synode von Tyrus, auf welcher die Arianer die Mehrheit hatten, die Absetzung über ihn aussprach und den „Erzbösewicht" Arius, wie der „rechtgläubige" Bischof von Konstantinopel ihn nannte, wieder in die kirchliche Gemeinschaft aufnahm, entschloß sich der Kaiser, den streitbaren Kirchenfürsten nach Trier ins Exil zu schicken, was freilich nur die Folge hatte, daß dank der mächtigen Persönlichkeit des Athanasius nun der Westen um so entschiedener für ihn und die „Rechtgläubigkeit" in die Schranken trat, und nach Konstantins Tod der den Westen beherrschende ältere von dessen Söhnen, der rechtgläubige Konstanz, den jüngeren arianisch gesinnten Konstantius, den Kaiser des Ostens, nötigte, die Rückkehr des Athanasius auf seinen Bischofsstuhl zuzulassen. Eine Lösung, die aber natürlich auch nur eine vorübergehende war, da Athanasius für die Mehrheit der orientalischen Kirche als Ketzer galt und die Richtung, welche im Osten überwiegend als „rechtgläubige" galt, infolge der Wiedervereinigung der getrennten Reichsteile durch Konstantius auch politisch das Übergewicht erhielt.

Es ist eine eigentümliche Ironie der Geschichte, daß die Orthodoxen, welche zu Nicäa die Vergewaltigung der Arianer durch Konstantin mit Jubel begrüßt hatten, jetzt, wo das Blatt sich

gewendet, für Neutralität des Staates und Duldung eintraten. Solange ihnen der Kaiser zu Willen war, war er für sie der Nachfolger Davids und Salomos. Sie nahmen keinen Anstoß an einem Cäsaropapismus, der ihn geradezu zum Hohenpriester der Kirche machte, da ja die Kirche im Staate sei, nicht der Staat in der Kirche. In dem Moment jedoch, wo die Wege von Staat und Orthodoxie sich schieden, predigten sie das diametrale Gegenteil. Aber es widerfuhr ihnen jetzt das gleiche, was sie früher selbst gebilligt hatten. Arius hätte sich keine drastischere Sühne wünschen können, als die klägliche Katastrophe der Orthodoxen auf der Synode von Mailand (355), die fast in allem das Widerspiel von Nicäa war. Statt der orthodoxen Glaubensformel wurde jetzt vom Kaiser eine mehr arianische vorgelegt, statt der Verdammung des Arius die seines Antipoden Athanasius gefordert, über den dann der Kaiser, als er auf Widerspruch stieß, ohne weiteres von sich aus das Urteil sprach. Ebenso wurde die Opposition gegen die vorgelegte Glaubensformel dadurch gebrochen, daß der Kaiser jeden Widerstand mit den schwersten Strafen bedrohte und den versammelten Vätern erklärte, daß sein Wille für die Kirche ebensogut Gesetz sei wie für den Staat! Wie zu Nicäa, so unterschrieb auch jetzt die große Mehrheit eine Formel, die für sie eine ketzerische war. Die wenigen, die fest blieben, traf dasselbe Schicksal wie die standhaften Arianer in Nicäa.



Der Sarkophag der heiligen Helena mit einer Darstellung vom Triumphzug Kaiser Konstantins des Großen.
Original im Museum des Vatikans zu Rom. Photographie von Alinari.

Der ungeheure Widerspruch, der damit in das Leben der Kirche hineingetragen wurde, liegt auf der Hand. War das vom Kaiser erzwungene Symbol von Nicäa für die Athanasianer ein Ausspruch des heiligen Geistes, warum sollte für die Gegner das von Mailand etwas anderes sein? Und mit welchem Recht konnte sich jetzt Athanasius gegen den Staat auflehnen, nachdem er in gleichem Falle von Arius unbedingte Unterwerfung verlangt hatte? Aber was galt diesen Priestern die Logik? Die Truppen, die den Bischof verhaften sollten, fanden in Alexandria heftigen Widerstand bei den von Klerus, Mönchen und Nonnen fanatisierten Massen. Der Bischof selbst wich von seinem Sitz in der Kathedrale erst dann, als die Kirche von den Truppen mit Gewalt besetzt wurde. Da entzog er sich dem weltlichen Arme durch die Flucht zu den mönchischen Anachoreten der oberen Thebais. Es sind

Szenen, die schon durchaus an die mittelalterlichen Kämpfe zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt, zwischen Kaisertum und Papsttum erinnern. Und solche Szenen der Gewalt sind mit der zunehmenden Erbitterung der Glaubensstreitigkeiten immer häufiger geworden. Die maßlose Streit- und Herrschgier suchte überall die Andersdenkenden um jeden Preis unschädlich zu machen. Die zahlreichen Kirchenversammlungen selbst, die wenigstens äußerlich eine gewisse Einheit schaffen sollten, bieten ein abstoßendes Bild der Entartung alles gesunden Denkens und moralischen Empfindens. Sind doch die versammelten Bischöfe mitunter geradezu handgemein geworden! Es ist nur zu wahr, was der Geschichtschreiber Ammian gesagt hat, daß die wilden Bestien einander nicht so feind seien wie die Christen. Einen drastischen Kommentar zu diesem Satze liefern die Glaubenskämpfe in Afrika, wo die Sekte der Donatisten durch die gewaltsamen, von Konfiskationen, Foltern und Geißelungen begleiteten Unionsbestrebungen der Kaiser Konstans und Konstantius II. wieder zu offener Rebellion getrieben wurde und von neuem einen furchtbaren Klassenkampf entfesselte, da der Staat sich so weit vergaß, die katholischen Grundherren mit der Ketzerverfolgung zu betrauen. Von seinem eigenen Gutsherrn sollte der widerspenstige Bauer durch Geißelhiebe und sonstige Körperstrafen in die Kirche hineingezwungen werden, die natürlich auch dazu ihren Segen gab. Fand es doch Augustin ganz selbstverständlich, daß der Staat die Rolle des „Hirten" übernehme, der „mit der Geißel das verirrte Vieh wieder zur Herde treibt", und daß er die „Diebe" unschädlich mache, „die das Vieh auf die Seite gelockt haben"! Den von der Herde Abgefallenen aber bedeutet er, daß sie sich über die Auspeitschung nicht beklagen könnten, da sie ja „mit Liebe und nicht aus Haß gegeißelt würden"!

Nichts könnte bezeichnender sein für den ungeheuren Verfall des antiken Geisteslebens, als die noch lange nicht genug gewürdigte Tatsache, daß selbst ein Augustin auf das Niveau dieser Anschauungs- und Sprechweise herabsinken konnte. Es ist der rohe Naturalismus der Halbkultur, in den diese drastische, mit Vorstellungen aus dem Tierleben operierende Polemik gegen Andersdenkende zurückfällt. Und sie knüpft ja in der Tat mit vollem Bewußtsein an die Barbarei der Halbkultur an, indem sie die brutale Vergewaltigung des Glaubens anderer ohne weiteres mit den angeblichen Vorbildern aus dem jüdischen Orient rechtfertigt. Auch findet sich schon hier bei Augustin die berüchtigte, später auch in der Behandlung der Heiden durch den römischen Bischof wiederkehrende Logik, welche die um ihres „Unglaubens" willen Mißhandelten, um Hab und Gut Gebrachten, von Haus und Hof Vertriebenen auffordert, in dieser schnöden Mißhandlung eine Mahnung zum „Nachdenken" zu sehen. In Wirklichkeit hatte freilich diese Art Bekehrungspolitik nur den Erfolg, daß die Greuel des Glaubenskampfes maßlos gesteigert und die unter Julian vorübergehend zum Siege gelangten Donatisten nun ihrerseits den Rechtgläubigen in gleich brutaler Weise Gelegenheit zum „Nachdenken" gaben. Auch die scharfe Reaktion unter Gratian hat den Widerstand des afrikanischen Ketzertums so wenig brechen können, daß es noch gegen Ende des 4. Jahrhunderts durch eine mächtige Kirche vertreten war.

Erfolgreicher als auf dem heißen Boden Afrikas war die Ketzerpolitik der orthodoxen Cäsaren im übrigen Reich. Diese Ketzerpolitik suchte das, was sie „katholische Heiligkeit" nannte, den Untertanen um jeden Preis aufzuzwingen. Durch die Edikte Gratians (seit 376) wurden — offenbar unter dem Einfluß des Ambrosius — „alle Zusammenkünfte der häretischen Anmaßung" verboten. Den „Häretikern" wurden ihre Kirchen mit Gewalt genommen und den „katholischen" Gemeinden übergeben. Und als die ihrer Gotteshäuser Beraubten, um nicht auf jeden Gottesdienst verzichten zu müssen, sich im Verborgenen versammelten, wurde auch dieser Privatkultus mit den härtesten Strafen bedroht. Noch schärfer ging im Osten Theodosius vor, in dessen Person zum ersten Male der spanische Katholizismus in seiner ganzen Furchtbarkeit den Andersgläubigen entgegentrat. Obwohl damals noch im Orient die Mehrheit der Christen arianisch dachte, wurde von diesem Spanier, den die Kirche den „Großen" nannte, durch das Edikt von 380 die Lehre von Nicäa als die „katholische" erklärt, der sich die gesamte Christenheit ohne weiteres unterwerfen sollte. Der absolute „rechtgläubige" Monarch dekretiert seine Herrschaft nicht nur über die Leiber und Güter, sondern auch über die Seelen und Gewissen der Untertanen — unter dem Beifall der Kirche. Alle Nichtkatholiken werden in dem Edikt als „Irrsinnige und wahnwitzige Ketzer" bezeichnet, die ein „infames" Dogma behaupteten! Das ganz überwiegend arianische Konstantinopel mußte im Handumdrehen „katholisch" werden und der

BREITUNG
DES
STENTUMS
UM 325
GERMANIA
SARMATIA
NORICUM
PANNONIA
DALMATIA
MOESIA
THRACIA
MACEDONIA
ACHAIA
PONTUS EUXINUS
BITHYNIA ET PONTUS
PISIDIA
CAPPADOCIA
CILICIA
ARMENIA
MESOPOTAMIA
CYPRUS
CRETA
CYRENAICA
Libya
Mare Adriaticum
Mare Tuscum
Mare Sardoum
SARDINIA
CORSICA
SICILIA
Mare Siculum
Palus Maeotis
Alexandria
Tyrus
Cyrenaica
Narmarica

DAS RÖMISCHE REICH IN SEINER GRÖSZTEN AUSDEHNUNG

Beilage zu „J. von Pflugk-Harttung, Weltgeschichte."

Verlag Ullstein & Co, Berlin.

arianische Bischof die Stadt verlassen, worauf ein Konzil das feierliche Anathem über die Arianer und alle sonstigen Häretiker aussprach, denen jetzt ebenso wie schon im Westen alle Kirchen weggenommen und durch schwere Strafen, wie Exil und Konfiskation, jede gemeinsame Gottesverehrung unmöglich gemacht wurde. Die „Einheit", d. h. die Kirchhofsruhe, welche der ertötende Absolutismus auf weltlichem Gebiete anstrebte, war nun auch auf geistig-religiösem in weitem Umfange hergestellt.

Nur eine Macht gab es in Europa, vor der die kirchliche Zwangspolitik zurückweichen mußte, das waren die Germanen. Bei den Goten, die unter dem früheren arianischen Kaisertum zum Teil Arianer geworden waren, fanden die vertriebenen arianischen Geistlichen eine Zufluchtsstätte, und so hat sich der Arianismus noch weiter unter den Goten und von ihnen über die meisten germanischen Stämme verbreitet. Eine Wendung der Dinge, die das feindselige Verhältnis zwischen den katholischen Römern und den Germanen vielfach sehr verschärft hat.

Natürlich konnte es nicht ausbleiben, daß der gewaltsame Geist der cäsarischen Ketzerpolitik sich sehr bald auch gegen die noch außerhalb des Christentums Stehenden wendete. Schon unter den Söhnen Konstantins wird gegen den alten Glauben ein förmlicher Vernichtungskampf proklamiert. Der „Aberglaube" soll aufhören, der „Wahnsinn der Opfer" ausgerottet und damit „den Verlorenen(!) die Möglichkeit des Sündigens(!)" genommen werden. Daher wird der heidnische Kultus direkt untersagt und die Schließung der Tempel befohlen. Wer opfert oder Götterbilder verehrt, den soll das „rächende Schwert" treffen, sein Vermögen dem Fiskus anheimfallen. Der Gedanke der Toleranz wird von Konstantius geradezu als eine Verruchtheit (nefaria licentia) bezeichnet. Man sieht: Schon ganz und gar der mittelalterliche Kirchenjargon, wie er uns damals auch sonst, so z. B. besonders drastisch in einer christlichen Flugschrift über den „Wahn der unheiligen Religionen" entgegentritt, in der die Cäsaren gegen die „Ungläubigen" durch den Hinweis auf Deuteronomium 13, 6, scharfgemacht werden, wo dem „Frommen" befohlen wird, den eigenen Bruder und Freund, ja den Sohn und die Gattin zu ermorden, wenn sie versuchen würden, ihn für einen fremden Glauben zu gewinnen! Es sei besser, die Ungläubigen wider ihren Willen zu retten, als sie mit ihrem Willen verloren gehen zu lassen!

Diese widerliche pfäffische Sophistik konnte allerdings damals noch nicht mit dem furchtbaren Radikalismus in die Wirklichkeit umgesetzt werden, wie später in dem völlig christianisierten Europa. Die Praxis des Beamtentums und der geheime oder offene Widerstand der noch immer zahlreichen Anhänger des Alten hat auch hier vielfach noch zu einer faktischen Schonung besonders der Personen geführt, wenn auch der Vernichtungskrieg gegen die äußeren Symbole des alten Glaubens, die Zerstörung und Profanation der Tempel, die Zertrümmerung der Götterbilder große Fortschritte gemacht hat. Der alte Glaube wurzelte eben doch noch zu fest in zahllosen Herzen und hatte gerade damals den gewonnen, der dem Thron am nächsten stand: den von den Truppen zu Paris im Jahre 360 zum Augustus ausgerufenen und durch seine glücklichen Kämpfe gegen die Franken und seinen großen Alemannensieg (bei Straßburg) mit Ruhm bedeckten letzten Konstantinssproß Julian, dem nach dem Tode des Konstantius die Herrschaft über das ganze Reich zufiel (361).

Schon in jungen Jahren für die Ideale des Hellenismus gewonnen, hatte sich Julian längst gegen die ihm aufgedrängte engherzige kirchliche Dogmatik innerlich aufgelehnt. Aber er hatte sich dem verhaßten Zwange gefügt, weil — wie er selbst mit Recht bemerkt — ein offenes Bekenntnis ihm bei dem Zelotismus des regierenden Kaisers und des allmächtigen Pfaffenregiments sofort den Kopf gekostet hätte, und die heilige Mission, zu der er sich durch die Götter selbst berufen glaubte, die Wiederaufrichtung der alten Religion von vornherein unmöglich geworden wäre. Daß ihn dieselbe Kirche, deren System eine derartige Vergewaltigung hochstehender Geister ermöglichte, als „Abtrünnigen" (Apostata) brandmarken zu dürfen glaubte, lediglich darum, weil er sich das Recht wahrte, den dem Kinde beigebrachten Glauben als Mann durch seine eigene Überzeugung zu ersetzen, ist ein trauriges Symptom der Verwirrung der sittlichen Begriffe, welche der fanatische Dogmatismus in dieser Kirche großgezogen hatte, und zeigt zugleich, mit welcher Vorsicht die Aussagen aufzunehmen sind, welche sich in der kirchlichen Tendenzüberlieferung über den Verhaßten finden.

Was Julian dem herrschenden Christentum entfremdete, war die Überzeugung von seiner Unvereinbarkeit mit dem Kulturideal der hellenischen Antike. Der Sieg der Kirche war für

ihn ein Sieg orientalischer „Barbaren" über das Hellenentum, weshalb er sich und die Seinen mit Vorliebe „Hellenen", die Christen Galiläer und Christus den „toten Juden" nannte. Völlig unhellenisch erschien ihm die — der passiven Stimmung der orientalischen Halbkultur entsprechende — Selbsterniedrigung und Selbstentäußerung des Menschen, welche mit den Vorstellungen des klassischen Hellenentums über die Autonomie der Vernunft und Sittlichkeit in schroffem Widerspruch standen. Er meinte, auf diesem Standpunkte sei wahre sittliche Größe im hellenischen Sinne und römische Mannhaftigkeit unmöglich. Eine Kirche, die eine zwingende Autorität über den Verstand und den Willen der Menschen beanspruchte, schien ihm nur geeignet, „Sklaven" zu erziehen. Ganz besonders aber stieß ihn ab die ja recht eigentlich in der Barbarei der orientalischen Halbkultur wurzelnde Intoleranz der Kirche, deren geisttötende Wirkungen er zur Genüge kannte. Dieser Barbarei setzte er das Prinzip der „Philanthropie", der Humanität, entgegen, welche die kirchliche Vergewaltigung der geistigen und religiösen Persönlichkeit schon deshalb verwarf, weil sie des Kulturmenschen unwürdig ist. Auch darin ist er ein treuer Schüler des Hellenismus, dessen hervorragendste und Julian so nahestehende Vertreter Libanios und Themistios gerade damals die Sache der religiösen Freiheit mit aller Entschiedenheit verfochten und — wie besonders der letztere — in ganz moderner Weise darauf hinwiesen, daß hier die Macht jeder „Autorität" eine Grenze habe, weil Glaube sich nicht erzwingen lasse, daß eine erzwungene Glaubenseinheit den Tod wahrer Religion bedeute und eine fortschreitende Entwicklung des religiösen Lebens ebenso wie die der Kunst und Wissenschaft nur im freien Kampfe der verschiedenen Meinungen und Richtungen möglich sei.

Indem so Julian das Prinzip edelster Menschlichkeit dem in der Kirche verkörperten barbarischen Zwangsprinzip entgegenstellte, erscheint er in einem Haupt- und Grundproblem der Kultur als Vorkämpfer einer höheren Sittlichkeit gegen ausgesprochene sittliche Minderwertigkeit. Selbst wenn an seiner Toleranz mehr die kühle Erwägung des Staatsmannes als seine Philosophie Anteil gehabt haben sollte, wäre es noch immer von höchstem Werte gewesen, daß ein antiker Imperator sich mit solcher Entschiedenheit zu einem großen Kulturprinzip bekannt hat. Und wie hier in einer Grundfrage der Ethik, so ist auch auf dem Gebiete der Politik sein Kampf gegen die Kirche ein echter Kampf um die Kultur. Er sah klar voraus, daß von dem Moment an, wo die Kirche der größte Machtfaktor im Staate sein würde, sie auch schon kraft ihres „göttlichen" Rechtes den Anspruch erheben würde, eine Macht über dem Staate zu sein. Er erkannte die grundsätzliche Unvereinbarkeit von Staat und Kirche, und indem er dieser Erkenntnis gemäß handelte, hat er als der Erste den welthistorischen Kampf aufgenommen, den die Menschheit durchkämpfen mußte, wenn sie sich aus der dumpfen Atmosphäre des hierarchisch gebundenen Staates zu Licht, Luft und Freiheit emporarbeiten wollte. Von diesem Gesichtspunkte aus erscheint also Harnacks Ansicht irrig, daß die Geschichte darauf verzichten werde, Julian als Vorläufer einer neuen Zeit zu feiern.

Auch literarisch hat Julian den Kampf gegen die Kirche geführt in dem — auf seinem letzten Feldzuge verfaßten — Buche gegen die Christen, in dem er — besonders im Anschluß an die große Streitschrift des Porphyrius — die inneren Widersprüche der jüdisch-christlichen Tradition darzulegen sucht und zugleich ihren Inhalt an dem Maßstabe der Sittlichkeit und Vernunft prüft. Er verwirft vor allem die historische Legitimierung des Christentums und erklärt es für unkritisch, die Prophezeiungen des Alten Testaments, z. B. Jesaias 7, 14, auf Christus zu beziehen. Zwischen Moses und dem Christentum klaffe eine unüberbrückbare Kluft, da Moses das Gesetz für ewig erklärt habe, während die Christen vom Gesetz abgefallen seien und Christus bei Paulus „des Gesetzes Ende" genannt werde. Gegen die Vergottung Jesu wendet er ein, daß die Synoptiker Christus nie Gott nennen und erst durch Johannes die Gleichstellung von Christus und Logos künstlich in die Tradition hineingetragen sei. Auch die Genealogie des Josef sei falsch, da sich hier schon Matthäus und Lukas widersprechen. Die Wundererzählungen des Alten und Neuen Testamentes seien kindliche Mythen, so z. B. schon der Schöpfungsbericht, dem er die großartige Kosmogonie des platonischen Timäus gegenüberstellt, die Geschichte von der redenden Schlange und der Verführung Adams durch Eva im Paradiese, bei der ihm das Verhalten Gottes nicht der Würde der Gottheit zu entsprechen scheint, der Mythus von der Völkertrennung und dem babylonischen Turmbau, dem er die Bedeutung

der geographischen Ursachen der ethnographischen Differenzierung entgegenhält, die Erzählungen von der ungöttlichen Rachsucht des hebräischen Jahve, z. B. die Geschichte von Pinehas, der durch die abscheuliche Ermordung eines Baal verehrenden Ehepaares den Grimm dieses Gottes von Israel abwendet; wozu Julian bemerkt, daß es aller Vernunft widerstreite, die Handlungen weniger an einem ganzen Volke zu rächen. Eine Vernunftwidrigkeit, die übrigens auch christliche Theologen bedenklich gemacht und z. B. schon im zweiten Jahrhundert einen Reformer wie Marcion zu der Ansicht bestimmt hatte, daß der Gott des Alten Testaments unmöglich der Vater Jesu sein könne!

Standbild des Kaisers Julian.
Original im Cluny-Museum zu Paris.

Wenn man sich vergegenwärtigt, was die Kirche unter einem Konstantin und Konstantius geworden war, kann man sich ungefähr vorstellen, welch leidenschaftliche Erregung der „Apostat" hervorrief, als er die Göttertempel wieder öffnete, die vertriebenen Priester wieder in ihre Würden einsetzte, die geraubten Tempelgüter zurückforderte und die christlichen Zerstörer von Gotteshäusern, einzelne und Gemeinden, zum Wiederaufbau oder Schadenersatz nötigte, während andrerseits die Privilegien des christlichen Klerus, die Freiheit von Steuer- und Dekurionenpflicht, das Recht der Gerichtsbarkeit, der Testamentsausfertigung, der Annahme von Erbschaften, sowie die bisherigen Unterstützungen aus Staatsmitteln aufgehoben wurden! Es ist darüber an verschiedenen Orten zu blutigen Revolten der von Geistlichen und Mönchen aufgehetzten christlichen Massen gekommen, die keinen Zweifel darüber ließen, daß eine allgemeine und durchgreifende Verwirklichung der kaiserlichen Restaurationspolitik zu einem Kampf auf Tod und Leben, zu Anarchie und Bürgerkrieg geführt hätte. Schon jetzt machte sich die Wut in heftigen Schmähungen, in Hohn- und Spottreden Luft, die allerdings Julian selbst gelegentlich durch die beißende Ironie herausforderte, die er gegen die „Galiläer" herauszukehren liebte.

Kein Wunder, daß diese unausbleiblichen Erfahrungen sehr bald den „philosophischen Gleichmut" erschütterten, den er gegenüber den Christen als Regierungsprinzip festzuhalten gedachte. Er mußte sich nur zu bald überzeugen, wie unendlich schwierig es war, Toleranz gegen eine Macht zu üben, die grundsätzlich die Intoleranz vertrat und jeden Augenblick bereit war, alles, was er in heiliger Begeisterung auf religiösem Gebiete schuf, wieder gewaltsam zu zerstören. Angesichts dieser grundsätzlichen kirchlichen Intoleranz ist es in der Tat nur zu begreiflich, wenn er in den „Feinden des Zeus" zugleich seine Feinde sah und in dem Bestreben, seinen Glaubensgenossen einen Platz an der Sonne zu verschaffen, den ihnen der christliche Haß grundsätzlich verweigerte, nicht immer die Grenzen einhielt, welche die reine Durchführung des Toleranzprinzips erfordert hätte. Es war eben ein Kriegszustand, über den sich am wenigsten diejenigen beklagen konnten, welche selbst niemals gewillt waren, den Kampf bloß mit geistigen Waffen zu führen.

So hat es Julian als eine Hauptaufgabe betrachtet, die Christen aus dem öffentlichen Leben

und aus dem gelehrten Unterricht möglichst zu verdrängen. In der Ämterlaufbahn galt das Bekenntnis zum alten Glauben als Empfehlung, der Göttergläubige wurde den christlichen Bewerbern vorgezogen. Julian erklärte es für eine Torheit, die Verächter des Götterglaubens die Schriften der Klassiker auslegen zu lassen, deren Inhalt für ihn zum Teil religiöse Glaubenssache war, die er nicht dem Hohn der Gegner aussetzen wollte. Diese sollten lieber in die Kirche gehen und den Matthäus und Lukas auslegen! Eine Äußerung, deren Ton bezeichnend ist für die Gereiztheit, die mit den Schwierigkeiten der Lage stetig wuchs. Hat ihn doch diese Gereiztheit und sein impulsives Naturell gelegentlich auf die Würde des Imperators so sehr vergessen lassen, daß er sich — wie z. B. in der gegen die Antiochier gerichteten Spottschrift „Der Barthasser" — in einen literarischen Streit mit seinen eigenen Untertanen einließ!

Kein Wunder, daß die christlichen Untertanen die Empfindung hatten, daß ihnen gegenüber mit zweierlei Maß gemessen würde! Man beklagte sich über die Beamten, daß sie bei Ausschreitungen des heidnischen Pöbels, der natürlich jetzt die Zeit der Rache für alle von den Christen erlittene Unbill gekommen glaubte, nicht die nötige Energie bewiesen. Und gegen den Kaiser selbst erhob man den Vorwurf, daß er in seinen richterlichen Entscheidungen öfter die Gerechtigkeit gegen die christlichen Parteien vermissen lasse, daß sein Eintreten für die von der herrschenden arianischen Kirche verfolgten Bischöfe, z. B. die Zurückberufung des Athanasius, lediglich eine gehässige Maßregel zur Schwächung des Christentums gewesen sei u. dgl. m. Und es kann in der Tat nicht zweifelhaft sein, daß an den christlichen Klagen manches berechtigt ist. Ich erinnere z. B. an das Edikt Julians an die Alexandriner nach der Ermordung des Bischofs Georgius. Aber ebenso gewiß ist vieles tendenziöse Entstellung und Erfindung. Hat doch Julian selbst ausdrücklich die Überschreitung seiner Befehle durch liebedienerische oder christenfeindliche Beamte beklagt und die Behörden wiederholt angewiesen, ja „keine Märtyrer zu machen". Und er selbst hat bei sehr starken Herausforderungen, so z. B. gegenüber der Impertinenz der christlichen Bevölkerung Antiochias gelegentlich seines dortigen Aufenthaltes eine außerordentliche Langmut bewiesen. Es fehlt daher auch nicht an christlichen Stimmen, welche seine tolerante Haltung anerkennen. Wenn sie darin lediglich Heuchelei sahen, so erklärt sich das eben daraus, daß sie selbst den Gedanken der Toleranz als unsittlich verwarfen. Eine seltsame Logik, welche die bei einem christlichen Herrscher löbliche Intoleranz bei einem heidnischen als unsittlich brandmarkt und die bei jenem verwerfliche Toleranz von letzterem als etwas Selbstverständliches fordert! Wieder ein Symptom der Verwirrung der sittlichen Begriffe, die uns in den christlichen Urteilen über Julian bereits entgegentrat.

Daß Julian seine Restaurationspolitik nicht durchführen konnte, ohne gelegentlich mit seinem religiösen Freiheitsprinzip in Widerspruch zu geraten, gehört mit zu dem tragischen Verhängnis, das auf seinem Lebenswerk überhaupt ruht. So wie die Dinge lagen, war ja das Problem selbst, das er sich gestellt, ein unlösbares! Es war ein schwerer Irrtum, wenn er glaubte, den Kult der alten Götter neu beleben zu können. Die Götter Griechenlands trennte eine Welt von dem religionsphilosophischen Lehrgebäude, an das Julian glaubte, von dem Himmel des Neuplatonismus und der religiösen Mystik, in dem wie in einer großen Götterdämmerung die leuchtenden Gestalten der Olympier zu abstrakten Schemen verblaßt waren. Zeus, Apoll, Dionysos, Ares, Hermes, Aphrodite, Athene, kurz alle die hehren Gestalten, die einst helle Poetenaugen erschaut, sie erscheinen in der metaphysischen Begriffsdichtung des julianischen Neuplatonismus aller lebendigen Anschaulichkeit beraubt. Sie sollen — so spekuliert dieser Spiritualismus ganz ähnlich wie die christliche Trinitätstheologie — eine „Vielheit ohne Teilung und eine Einheit ohne Vermischung" darstellen! Zugleich werden sie mehr oder minder von jenem allgemeinen Sonnenmonotheismus aufgesogen, zu dem Julian ebenso hinneigte, wie die Zeit überhaupt. Sie gehen alle sozusagen als Teilkräfte in Helios auf, dem Urbild der sichtbaren Sonne. Und andrerseits ist dieser Helios selbst nichts weniger, als der alte hellenische Gott. Er ist der Mithras des großen Mysterienkultus, in den Julian allem Anscheine nach selbst eingeweiht war, wie er denn auch sonst als Gesinnungsgenosse der Mysterienreligionen, so z. B. der der großen Göttermutter erscheint. Er, der ein echter Hellene sein wollte, feierte in begeisterten Hymnen auf den Himmelskönig und die Himmelskönigin ausgeprägt orientalische Gottheiten und warb für die orientalischen Mysterien, ohne zu ahnen, daß die Bedürfnisse

der Seele, welche die Mysterienreligionen befriedigen wollten, nicht entfernt mehr die des echten Hellenen der hellenischen Vollkultur waren, sondern recht eigentlich Gegenwartsbedürfnisse, und zwar solche, die das Christentum weit vollkommener befriedigte. Es war ein geradezu grotesker Gedanke, durch den dem Helios als Soter (Heiland) beigesellten Asklepios den Christenheiland und durch die „mutterlose Jungfrau und Göttermutter" die schmerzenreiche Mutter Jesu aus den Herzen der Menschen verdrängen zu wollen. Ein Gedanke, den nur ein blinder Doktrinär fassen konnte, der von dem gewaltigen religiösen Gehalt der Idealgestalten eines Christus und einer Maria keine Ahnung hatte. Ebensowenig war daran zu denken, daß die Art und Weise, wie er den Götterkult und seine Priester im Sinne der Mysterienreligion einer asketisch-pietistischen und mystisch-hierarchischen Disziplinierung und Ordnung zu unterwerfen suchte, nun dieselben religiösen und sittlichen Kräfte zur Entfaltung bringen würde, auf denen die innere Überlegenheit des Christentums beruhte; ganz abgesehen davon, daß diese julianische Reformation eine völlige Umgestaltung der alten Volksreligion bedeutet hätte und daher auch auf heidnischer Seite vielfach ausgesprochener Gleichgültigkeit, ja zum Teil direktem Widerstand begegnete.

Und wie Julians Religion als vermeintliche Hellenenreligion ein Phantom war, so war auch seine Philosophie durch eine tiefe Kluft von echt hellenischer Philosophie getrennt. Ihr Erkenntnismittel war das logische Denken gewesen, er suchte die Erkenntnis in der mystischen Intuition und Ekstase. Und dabei war er andrerseits wieder in der Konservierung und Wiederbelebung dessen, was wirklich alt war, wie z. B. der Orakel, und des von ihm persönlich mit eigensinnigem Pedantismus gehandhabten umständlichen Apparates kultischer Verrichtungen, der Opfer und der abstrusen Eingeweideschau, nichts weniger als glücklich. Denn gerade die Beseitigung dieser Dinge gehört zu den religiösen Fortschritten, welche die Welt dem Christentum verdankte. So hat Julian in seinem Altes und Neues bunt durcheinandermengenden Glauben an vermeintlich alte Ideale und in seinem heißen Bemühen um ein Altes, das nicht mehr lebensfähig war, in der Tat etwas von dem Wesen des Romantikers an sich, trotz des klaren Blickes, den er in anderer Hinsicht bewiesen hat. Und es ist daher für ihn, der bei längerem Leben nur Enttäuschungen erfahren hätte, im Grunde ein Glück gewesen, daß er nach kurzer Regierung auf einem von ihm persönlich geleiteten Feldzuge gegen die asiatischen Erbfeinde des Reiches durch einen persischen Speer den Tod fand (363). Es ist eine Tendenzlüge, wenn die christliche Überlieferung dem sterbenden Julian den verzweifelten Ausruf in den Mund legt: „Du hast gesiegt, Galiläer"! Ebenso ist gewiß die Behauptung erfunden, daß der Todesstoß nicht von einem Feinde, sondern von einem christlichen Soldaten kam. Eine Version, die übrigens von christlichen Autoren begierig aufgegriffen wurde, so z. B. von dem Kirchenhistoriker Sozomenos, der die Stirne hat, diesen ihm hocherwünschten Meuchelmörder und meineidigen Hochverräter als christlichen Helden zu verherrlichen!

Gemme mit den Bildnissen des Kaisers Julian und seiner Gemahlin, der Kaiserin Helena.
Nach Bernoulli, Röm. Ikonographie. Verl. F. Bruckmann, A.-G.

Mit dem Falle Julians war der Untergang des Heidentums entschieden. Schon ein Jahr nach seinem Tode war alles, was er zu ungunsten des Christentums verfügt hatte, wieder rückgängig gemacht. Und wenn die Regierung auch zunächst noch den alten Glauben gewähren ließ, so wurde doch schon unter Valentinian und Valens ein Edikt erlassen, welches die Darbringung von Opfern — ausgenommen Weihrauchopfer — untersagte. Ein Verbot, welches den

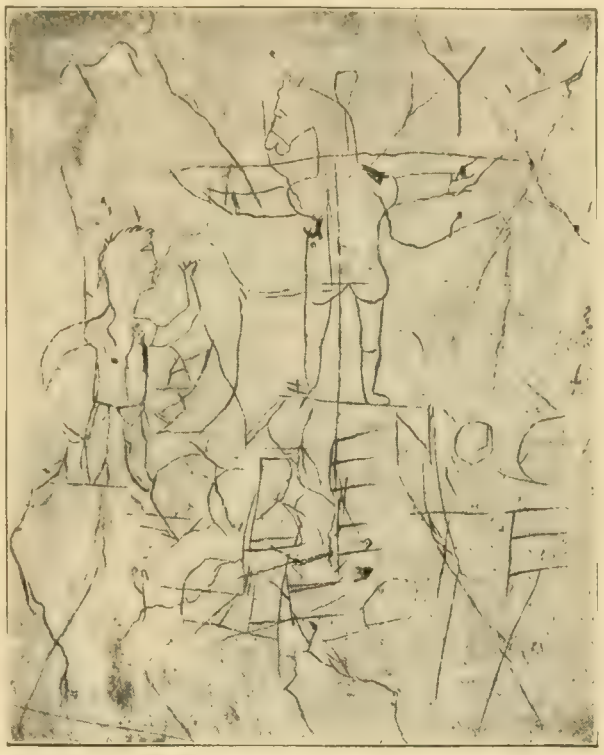
Götterkultus, der nun einmal wesentlich Opferkultus war, an der Wurzel zu vernichten und seine Priester in ihren wichtigsten Funktionen lahmzulegen suchte. Noch schärfer wurden die Angriffe, als mit Theodosius die Orthodoxie zur Herrschaft gelangte. Da erfolgte das berüchtigte Edikt von 380, in welchem der Kaiser befahl, daß alle Untertanen die katholische Religion annehmen, die „Wahnsinnigen" und „Toren" aber, die anderen „schändlichen" Lehren folgten, zur Rechenschaft gezogen werden sollten!

Der Staat stellte sich damit auf einen Standpunkt, der in seinen Folgen ein Meer von Blut und Tränen gekostet hat. Er vergaß seine Würde so weit, daß er sich zum Organ jenes Priesterjargons erniedrigte, der in blindem Haß zur Beschimpfung und sittlichen Verdächtigung Andersdenkender greift. Die Sprache, die dieser pfäffisch inspirierte Imperatorenerlaß redet, atmet schon durchaus den Geist, der die Sprache so vieler priesterlicher Nachfolger der Cäsaren kennzeichnet bis herunter zu jenem abscheulichen Satze des neuesten römischen Katechismus, der den Protestantismus als „ketzerisches Gift" bezeichnet, das „die Seelen mordet, die Moral und jede Autorität zerstört". In Wirklichkeit ist nie ein furchtbarerer Seelenmord verübt, nie an der Sittlichkeit schwerer gefrevelt worden, als durch die Religionspolitik, welche der Cäsaropapismus des verfallenden Imperiums dem römischen Priestertume und der Welt als verhängnisvollstes Erbe hinterließ. Der Begriff der „Katholizität", wie er jetzt von der Staatsgewalt festgesetzt wurde, duldete keine andere Form religiösen Glaubens mehr; und die Machthaber erhoben den ungeheuerlichen Anspruch, mit äußeren Zwangsmaßregeln den Glauben der von ihnen abhängigen Menschen inhaltlich zu bestimmen. Die stärkere Partei, deren Organ jetzt die Cäsaren geworden, die „Kirche der Rechtgläubigen", wird zugleich als Richterin in eigener Sache anerkannt; und es ist nur die natürliche Konsequenz der auch hier wieder überall hervortretenden Verwirrung der sittlichen Begriffe, daß ihr schließlich ein förmliches Recht der Verfolgung gegen Andersgläubige eingeräumt wurde. Was aber von diesen „Hirten", die nach dem erwähnten Ausspruche Augustins das „verirrte Vieh mit der Geißel wieder zur Herde zurücktreiben" sollten, die „Ketzer" und Heiden unter Umständen zu befürchten hatten, dafür sei nur auf die hetzerische Mahnung hingewiesen, die Hieronymus milderen und duldsameren Priestern zuruft, man solle das unnütze Gefäß mit eiserner Rute zerbrechen und nach der Vorschrift des Alten Testaments die „Gottlosen" ausrotten, damit durch den Untergang des Fleisches wenigstens die Seele gerettet werde, die ja sonst verlassen und nackt in der tiefsten Finsternis des Tartarus hausen müßte! Daß ein solcher Appell an den rohesten Fanatismus nur allzu willige Ohren fand, dafür mag der römische Bischof Damasus als Beispiel dienen, für den die Heiden nur „tolle Hunde" sind, und der den traurigen Mut hat, die Vergewaltigten und Mißhandelten zur Dankbarkeit zu mahnen, weil sie durch den Zwang zur „Erkenntnis" gelangt seien!

Das Heidentum wurde an der Wurzel getroffen durch die Entziehung der staatlichen Unterstützungen, die Konfiskation der Tempelgüter, die Schließung der Tempel und das mit schweren Strafandrohungen verbundene Verbot des bloßen Betretens der Tempel, ja des bloßen Emporblickens zu den Götterstatuen. Selbst aus dem Sitzungssaale des Senats ist unter Gratian, dem ersten Imperator, der den Titel des pontifex maximus ablegte, Altar und Bild der Viktoria, das altheilige Bild römischer Größe, entfernt worden. Massenweise sanken die Tempel, die nicht in Kirchen verwandelt wurden, und die Götterbilder in den Staub, da der Staat die barbarische Zerstörungswut der von Klerikern und Mönchen fanatisierten Pöbelhaufen entweder gewähren ließ oder das Vernichtungswerk selbst in die Hand nahm. So hat der Bischof von Alexandria, der durch die öffentliche Ausstellung der heiligen Symbole eines der Kirche geschenkten Dionysostempels das religiöse Gefühl des heidnischen Volkes schwer verletzte und dadurch einen Volksaufstand hervorrief, die Gelegenheit benutzt, um die Zerstörung sämtlicher Tempel Alexandrias durchzusetzen! Damals fiel das weltberühmte Heiligtum des Serapis, das Serapeion, der Vernichtung anheim. Eine Barbarei, die Chrysostomos als Vernichtung der „Tyrannei des Teufels" in Ägypten bezeichnete. Und dieses Beispiel fand an zahlreichen anderen Orten Nachahmung. „Alles wurde vernichtet und dem Boden gleichgemacht", rühmt ein christlicher Autor von einer solchen Stadt, und triumphierend meldet ein anderer, daß in den drei größten Städten des Ostreiches, in Alexandria, Antiochia und Konstantinopel kein Tempel und kein Altar mehr aufrecht stehe! Wie man sonst im Lande gehaust

hat, dafür haben wir ein beredtes Zeugnis an dem Edikt (v. 397), welches befahl, aus dem Material der zerstörten Tempel die fiskalischen Straßen, Brücken, Wasserleitungen und Mauern auszubessern!

Aber auch im Westen, wo im allgemeinen das Vernichtungswerk nicht so gründlich war wie im Orient, hat die Zerstörungswut schlimme Orgien gefeiert, besonders in Afrika, wo die Zerstörung des berühmten Tempels der Himmelsgöttin von Karthago einen ähnlichen Eindruck gemacht hat wie die des Serapeions, und das heiße afrikanische Blut sich vielfach zu gewaltsamer Gegenwehr erhob. Die Afrikaner konnten es nicht ruhig mit ansehen, wie man mit roher Faust ihre Götterstatuen zerschlug, und sie haben wiederholt den Frevlern bewaffneten Widerstand entgegengesetzt. Daß es bei einem solchen von den Christen provozierten blutigen Handgemenge zahlreiche Tote gab, darunter natürlich auch christliche, nennt Augustin, der auch hier der moralischen Begriffsverwirrung der Zeit unterliegt, ein „berüchtigtes Verbrechen der Heiden"! Auch in Gallien gab es heftige Kämpfe dank vor allem dem heiligen Martin von Tours, Bischof von Cäsarodunum (seit 375), der in seinen Halluzinationen den leibhaftigen Teufel in der Gestalt Jupiters und Merkurs, der Venus und der Minerva zu sehen glaubte und nicht eher ruhte, als bis in seiner Diözese sämtliche Tempel und Heiligtümer niedergerissen waren, trotz des verzweifelten Widerstandes, dem er in einzelnen Gegenden, besonders bei den altgläubigen Bauern, begegnete. Was bedeutete freilich der Widerstand armer Bauern, wenn ein Hieronymus schon im Jahre 393 triumphierend verkündigen konnte, daß die vorzur Ausschmückung öffentlicher Bauwerke und öffentlicher Plätze in so unendlich reicher Fülle geschaffen hatte. Diese Statuen und Bildwerke in Reliefs und Farben erregten bei der blöden Beschränktheit Anstoß, weil sie Gestalten und Szenen der Mythologie darstellten, und so fielen auch sie in Masse dem Untergange anheim, obwohl Arcadius und Honorius dem Wüten Einhalt zu tun suchten und im Jahre 399 verordneten, daß den öffentlichen Bauten ihr Kunstschmuck erhalten bleiben solle. Unter den Augen der Regierung, in Rom und Konstantinopel, gelang es ja, die Götterstatuen und mythologischen Reliefs der öffentlichen Bauwerke und Plätze noch länger zu schützen, aber in der Provinz, besonders in Gallien und Spanien, hat der Vandalismus um so schlimmer gehaust.



Spottbild gegen die Christusverehrung.
Die auf einem Wandstück eingeritzte Karikatur befindet sich jetzt im Museo Kircheriano zu Rom.

nehmste Stätte des alten Glaubens, das Kapitol, wüst liege, und wenn selbst diese ehrwürdige Stätte so wenig Schonung fand, daß der von dem christlichen Poeten Prudentius als Streiter Christi besungene Minister des Honorius, Stilicho, den goldenen Zierat an den Türen des kapitolinischen Jupitertempels herunterreißen und die heiligen sibyllinischen Bücher den Flammen übergeben konnte!

Übrigens richtete sich die christliche Barbarei nicht bloß gegen Kultusgebäude und Kultusbilder der Tempel, sondern auch gegen das, was eine hohe Kultur

Am längsten erhielten sich der alte Glaube und die Denkmäler der alten Kunst im eigentlichen Hellas, wo die Traditionen einer großen Zeit, die in diesen Schöpfungen ja noch überall fortlebte, doch noch allzu tief in den Gemütern wurzelten. Wenn man auch immer wieder zusehen mußte, wie kostbare Werke der Kunst aus den Tempeln und öffentlichen Gebäuden nach der neuen Hauptstadt und anderswohin verschleppt wurden, wenn man ferner auch seit 393 darauf verzichten mußte, sich in Olympia zum nationalen Feste zu vereinigen, so standen doch damals noch viele Tempel aufrecht, und selbst der Götterkult dauerte an manchen Orten

noch fort. Da erfolgte im Jahre 395 ein Schlag, der für die hellenische Kultur und ihre Denkmäler geradezu vernichtend war. Was der christliche Fanatismus nicht durch Staat und Kirche erreicht hatte, das erreichte er jetzt durch die Roheit christlicher Barbarenhorden, der arianischen Goten, die unter Alarich in Hellas einbrachen (395) und sofort einen systematischen Vernichtungskrieg gegen die Denkmäler des alten Glaubens begannen. Zahllose Kunstwerke wurden zertrümmert, Tempel und andere Bauten niedergerissen oder verbrannt. Man schaudert, wenn man an die Möglichkeit denkt, daß auch Athen von diesem Vernichtungswerk betroffen wurde! Aber es hat sich glücklicherweise gegen die Goten zu halten vermocht und den Sturm überstanden. Dagegen hat Athen freilich das geistige Kulturerbe, das es als gefeierter Studiensitz noch immer bewahrte, auf die Dauer gegen den christlichen Staat nicht behaupten können. Je mehr Staat und Kirche sich barbarisierten, und je mehr mit dem Umsichgreifen des mönchischen Geistes die Zahl derer zusammenschmolz, die den Zusammenhang mit der hellenischen Literatur und Philosophie noch aufrecht zu erhalten suchten, um so schwerer vermochte man sich auf christlicher Seite in den Gedanken zu finden, daß zwar der heidnische Kultus abgetan sein sollte, daß aber nach wie vor die heidnische Wissenschaft und Philosophie das Recht haben sollte, den Kampf gegen das siegreiche Christentum weiterzuführen. Jetzt mehren sich die Stimmen, die da meinten, daß, „wer in der Ruhe der Philosophie des Herrn sitzt", der heidnischen Gelehrsamkeit und Poesie entraten könne, daß die „falsche" heidnische Weisheit wesentlich mitschuldig sei am Unglück der Zeit, weil sie das Christentum verhindere, seine volle Wirksamkeit an den Menschen zu entfalten u. dgl. m. Hat doch einer dieser Gottesstreiter die Entdeckung gemacht, daß die beiden größten Übel der Zeit das Weib und das klassische Studium seien! Nur wenige dachten mehr, wie jener aufgeklärte Bischof Synesios von Kyrene, der begeisterte Schüler der edlen alexandrinischen Philosophin Hypatia, der sich über die Unvereinbarkeit von Philosophie und kirchlichem Dogma mit der Erwägung hinwegsetzte, daß die volle Wahrheit doch nicht für die blinde Masse sei, und der daher für sich das Recht in Anspruch nahm, „zu Hause Philosoph" zu sein und draußen „Mythenerzähler". Die Mehrzahl dachte gewiß wie Johannes Chrysostomos, der seiner Freude über den Verfall der heidnischen Wissenschaft mit den triumphierenden Worten Ausdruck verlieh, daß „die Fischer, Zöllner und Zeltmacher den Philosophen den Mund gestopft und die Zunge der Rhetoren stumm gemacht" haben!

Am gründlichsten freilich konnte die Kirche dieses Verstummen dadurch erreichen, daß man die Vertreter der heidnischen Wissenschaft und Philosophie durch die Vernichtung ihrer Schriften in ähnlicher Weise mundtot machte wie die Ketzer. Daher verfügte schon im Jahre 448 der Kaiser Theodosius II., daß alles, was Porphyrios, von Raserei getrieben, oder irgendein anderer gegen die heilige christliche Religion geschrieben habe, den Flammen übergeben werde. Es „sollten keine Schriften zu Ohren der Leute kommen", die geeignet seien, „den Zorn Gottes hervorzurufen und die Seelen zu schädigen"! Ein weiteres unausbleibliches Verbot traf den heidnischen Unterricht, indem es durch ein Edikt des oströmischen Kaisers Justinian einfach untersagt wurde, bei Personen, „die am Wahnsinn der Hellenen kranken", irgendeinen Unterricht zu nehmen, damit nicht „die bereits in den göttlichen Wahrheiten unterrichteten Seelen unter dem Vorwande der Erziehung verdorben werden". Ein Verbot, das zugleich die Folge hatte, daß allen heidnischen Lehrern ihr Gehalt entzogen wurde! Auch das Schicksal der philosophischen Schule von Athen war damit besiegelt. Zwar beruhte ihre Existenz auf uralten Stiftungen. Aber das Stiftungsvermögen wurde jetzt ohne weiteres eingezogen, und die Lehrstühle, die fast alle mit heidnischen Neuplatonikern besetzt waren, wurden aufgehoben. Fortan — so lautete der unglaubliche Befehl — „sollte niemand mehr in Athen Philosophie lehren" (529?). Ein Teil der Professoren wanderte nach Persien aus und ist erst zurückgekehrt, als ihnen bei dem Friedensschluß zwischen Persien und Ostrom für ihre Person Duldung zugesichert wurde (533).

Wenn man sich diesen Feldzug gegen Kunst, Literatur und Wissenschaft in seiner ganzen Brutalität und in seinen Wirkungen vergegenwärtigt, so kann man es Julian nachempfinden, wenn er von einem Sieg der Kirche die schwersten Verluste an Kulturgütern edelster Art befürchtete.

Natürlich ist es nun aber nicht dabei geblieben, das Heidentum nur in seinen idealen Gütern zu treffen. Vielmehr arbeitete Gesetzgebung und Verwaltung systematisch darauf hin,

In der Katakombe des Petrus und Marcellinus

In der Katakombe des Pontianus

In der Katakombe der Nunziatella

Christusbilder der Katakomben Roms

aus dem dritten bis sechsten Jahrhundert n. Chr.

dasselbe auch im bürgerlichen Leben, im Staat und in der Armee mundtot zu machen. Es erfolgten immer schärfere Edikte, die alle Nichtkatholiken von jedem Staatsdienst ausschlossen. Selbst die Armee und damit auch die Offizierslaufbahn wurden ihnen immer schwerer zugänglich. Es wurde den Heiden gewissermaßen der Makel der Infamie aufgeprägt, der auch ihre ganze übrige Existenz auf das ungünstigste beeinflußte. Infolge der strengen Strafbestimmungen gegen alles, was Götterkultus hieß, waren sie beständig in Gefahr, auf irgendeine Denunziation oder den geringsten Verdacht hin, von Haus und Hof vertrieben zu werden. Nicht einmal Leib und Leben war mehr sicher, wenn sich die Wut des Pöbels oder der herumziehenden Mönchsbanden gegen sie wandte. „Wie Bergströme" — klagt Libanios — „überschwemmen sie das Land und ruinieren es samt den Tempeln." „Den Priestern aber bleibt nur die Wahl zwischen Schweigen und Tod." Muß doch selbst Augustin seine mahnende Stimme gegen Christen erheben, die sich so weit vergaßen, heidnische Mitbürger auszuplündern! Ein drastischer Beweis dafür, daß letztere nicht einmal mehr auf ausreichenden Rechtsschutz gegen die Vergewaltigung von Person und Habe rechnen durften. Es ist ein ununterbrochenes stilles Martyrium, das durch diese Zustände den Resten der heidnischen Bevölkerung auferlegt wurde, ein latenter oder auch offener Kriegszustand zwischen Unterdrückern und Unterdrückten, der mit psychologischer Notwendigkeit auf beiden Seiten zu blutigen Taten führen mußte. Besonders in Alexandria, wo die von fanatischen Mönchshaufen unterstützte Ausrottungspolitik streitbarer Kirchenfürsten die Erbitterung des altgläubigen Volkes aufs äußerste gesteigert hatte, ist der Todeskampf des alten Glaubens von blutigen Straßenkämpfen und furchtbaren Verbrechen begleitet gewesen. Als edelstes Opfer fiel hier die von ihren zahlreichen Schülern und Freunden schwärmerisch verehrte neuplatonische Philosophin Hypatia, die im Jahre 415 von christlichen Fanatikern überfallen, in eine Kirche geschleppt, entkleidet und mit Scherben zu Tode gemartert wurde!

Und so schreitet die Verfolgung mit unheimlicher Folgerichtigkeit weiter, bis auch die Gesetzgebung den Charakter blutiger Gewaltsamkeit annimmt. Unter Justinian ward im Ostreich verordnet, daß jeden, der getauft ist und trotzdem sich des „Wahnsinns der Hellenen" schuldig macht, die Todesstrafe treffen soll, diejenigen aber, welche noch nicht getauft sind, sich selbst anzeigen und mit Weib und Kind die Taufe empfangen sollen. Die Widerspenstigen sollen aller Wohltaten der staatlichen Gemeinschaft verlustig gehen, weder bewegliches noch unbewegliches Vermögen besitzen können; d. h. sie werden zu rechtlosen Parias degradiert und einfach dem Hunger und dem Elend preisgegeben!

Aber auch im Westen hat der Geist absoluter Intoleranz triumphiert, und zwar ist es besonders die römische Kirche, welche die ihr durch den Zerfall des Westreiches zuteil gewordene Macht mißbrauchte, um zunächst in den Gebieten, die unter die Gerichtsbarkeit des römischen Bischofs geraten waren, die letzten Bekenner des antiken Glaubens in die Kirche hineinzuzwingen. So wurden von dem Papste Gregor „dem Großen" zunächst die mächtigen Gutsherren Sardiniens auf die armen Kolonen gehetzt, die sich ihre Religion nicht nehmen lassen wollten. Die Herren sollten schleunigst durch die „Bekehrung" der „ihnen Anvertrauten" Abhilfe schaffen! Wie diese „Bekehrung" gedacht war, zeigt die scheußliche Behandlung der altgläubigen Bauern, die auf den Gütern der Kirche saßen. Wenn sie sich gegen die Taufe widerspenstig zeigten, sollten sie — so befahl Gregor — „mit um so größeren Lasten beschwert werden, auf daß sie durch die Strafe der Bedrückung (!) angetrieben werden, den rechten Weg zu suchen!" Hunger und Elend als Wegweiser zum „rechten" Glauben! Der Ärmste, der den Jammer von Weib und Kind nicht länger mit ansehen kann und zähneknirschend zur Kirche wankt, der hat den rechten Weg gefunden! Wenn man nicht wüßte, welche Verwüstungen Wahn und Fanatismus in den Köpfen anrichten können, müßte man diese päpstliche Logik als frivolen Zynismus betrachten.

Kann man es angesichts dieser ganzen Entwicklung einem Manne wie Eunapios, dem begeisterten Anhänger Julians, verdenken, wenn er mit der ungeheuren Vergewaltigung von Sittlichkeit und Religion, von Wissenschaft und Kunst, welche diese erzwungene „Katholisierung" des Reiches zur Folge hatte, eine „scheußliche Finsternis" und den Untergang des „Schönsten" hereinbrechen sah, was die antike Kultur geschaffen?

9. Der Zerfall des weströmischen Reiches.

Daß ein Staat, in welchem das höhere geistige Leben hoffnungslos dahinsiechte und die kümmerlichen Reste der Kultur mittelbar oder unmittelbar der ertötenden Zwangsgewalt eines entarteten Kirchentums unterworfen waren, auch nicht mehr die nötige Spannkraft besaß, um mit nachhaltigem Erfolg dem materiellen Verfall zu begegnen, an dem Kriege, Seuchen, Hungersnöte, Erdbeben, Steuerdruck und Ausbeutung durch Plutokratie, Bureaukratie und Hierarchie wetteifernd arbeiteten, das liegt auf der Hand.

Die ersten Symptome dieses Verfalles treten schon seit dem 1. Jahrhundert der Kaiserzeit im Rückgang der Bevölkerung und dann später immer mehr besonders in der Verödung des platten Landes zutage. Selbst das zentrale Kulturland Italien nähert sich in dieser Hinsicht Zuständen, wie sie nach den Schilderungen des Geographen Strabo bereits im Anfang der Kaiserzeit in dem verarmten und entvölkerten Hellas und Sizilien bestanden. Wenn auch die Klage Plutarchs über die Menschenarmut der Zeit durch die besonderen Verhältnisse seiner hellenischen Heimat beeinflußt ist, so reden doch schon die Stiftungen der trajanisch-hadrianischen Zeit zur Auferziehung freigeborener Kinder eine deutliche Sprache. Und wie die Alimentartafeln zugleich einen Beweis für die starke Verminderung der freien Eigentümer liefern, so zeigen die schon bei Plinius d. J. auftretenden Klagen über die zunehmende Entwertung der Güter und über die Schwierigkeit, geeignete Pächter zu finden, daß die landbauende Bevölkerung überhaupt stark zurückging. Am Ende des 2. Jahrhunderts war in Italien und anderwärts bereits so viel unbebautes Land vorhanden, daß es der Kaiser Pertinax im Jahre 193 jedermann freistellte, unbebaute Äcker zu freiem Eigentum an sich zu nehmen. Während noch Strabo Latium, mit Ausnahme einiger sumpfiger Strecken, als eine gesegnete Kulturlandschaft bezeichnet, war schon am Ende des 1. Jahrhunderts die Versumpfung der latinischen und etruriſchen Küste so weit fortgeschritten, daß sie wegen der Malaria verrufen war. Aus einem Edikt vom Jahre 395 geht vollends hervor, daß damals in der Provinz Campanien, die das alte Latium mitumfaßte, über eine Million Morgen Ackerlandes (24 Quadratmeilen) versumpft und verlassen waren.

Und wie in Italien, so ist auch in den Provinzen der Verfall von Land und Volk ein unaufhaltsamer. Das hochkultivierte Spanien wird in einer Biographie Mark Aurels am Ende des 2. Jahrhunderts als ein Land bezeichnet, welches „erschöpft" sei, und im 4. Jahrhundert beklagt es Lactantius als eine typische Zeiterscheinung, daß die gedrückten Kolonen die Äcker verließen und das Kulturland Wald wurde. Mit der Verödung des Landes aber geht bald auch Hand in Hand die der mittleren und kleineren Städte. Auch sie sind vielfach völlig verödet, wofür die römische Campagna ein drastisches Beispiel bietet. Dio Chrysostomos schildert den Verfall einer solchen Stadt auf der Insel Euböa in einer Weise, die man wohl als typisch bezeichnen darf. Das Land schon unmittelbar vor den Toren verödet, das städtische Terrain selbst zum großen Teil Feld oder Weide! Im Gymnasion wächst Korn, so daß Götter- und Heroenstatuen im Sommer im Getreide versteckt sind. Auf den Markt läßt man Vieh treiben und vor dem Rathaus weiden. Überall in der Stadt Armut, Arbeitslosigkeit, leerstehende Häuser! Aber auch größeren Städten ist es so ergangen, so z. B. der blühenden Handelsstadt Gades, von der im 4. Jahrhundert Avien in seiner Landesbeschreibung sagt, daß es „jetzt arm und klein, von Einwohnern verlassen, ein Ruinenhaufe" sei. Selbst Rom beginnt seit dem 5. Jahrhundert menschenleer zu werden und hat am Ende noch eine Zeit erlebt, in der man Paläste, öffentliche Bauwerke und zahlreiche Privathäuser leerstehen und rettungslos verfallen und auf Forum und Kapitol Viehherden weiden sah!

Ein weiteres Symptom des allgemeinen Verfalles ist der Pauperismus, das Massenelend, das uns besonders in den großen Städten entgegentritt, und das hier noch dadurch gesteigert wurde, daß eine irrationelle staatliche und kirchliche Almosenwirtschaft die in der bäuerlichen Bevölkerung ohnehin vorhandene Neigung zur Abwanderung nach den großen Städten in ungesunder Weise verstärkte. Man denke z. B. an die Schilderung, welche Chrysostomos von Antiochia von den die Straßen zu den Kirchen füllenden Bettlerscharen gibt, und an die Klage des Ambrosius von Mailand über die Scharen des frech sich herandrängenden arbeitsscheuen

Münzen von Rom und Konstantinopel mit den Stadtgöttinnen und Wahrzeichen beider Städte.

Vagabundengesindels, welches freilich die Kirche selbst durch ihr prinziploses Almosengeben ins Ungemessene vermehrte. Sind doch für einen Paulus von Nola die langen Züge des nach der Basilika von St. Peter wallenden Volkes der Almosenempfänger Roms, der „Patrone unserer Seelen" (!), geradezu ein schönes Schauspiel! Der Staat konnte sich freilich unmöglich auf diesen Standpunkt stellen; er ordnete seit Valentinian (382) und Justinian wiederholt förmliche Razzias gegen das Bettelproletariat der Hauptstädte an und suchte die Arbeitsfähigen mit Gewalt zur Arbeit und zum Pfluge zurückzuführen.

Übrigens ein vergebliches Beginnen, da die Zustände, deren Symptom die Landflucht war, nur immer schlimmer wurden. War doch selbst der ungeheure Druck, mit dem der Staatsabsolutismus auf dem Volke lastete, nicht mehr imstande, gegenüber den verzweifelnden Massen auch nur die staatliche Ordnung aufrechtzuerhalten! Seit dem Ende des 3. und im 4. Jahrhundert wütete in Afrika und in Gallien die agrarische Revolution, die dann im 5. Jahrhundert auch auf Spanien hinübergreift. Freie Landarbeiter und Sklaven, Kolonen und Pächter verlassen den Pflug und greifen zu den Waffen, um an ihren Bedrückern blutige Rache zu nehmen. Es sind förmliche Bauernkriege, die, wie die furchtbare, an die Jacquerie erinnernde Bagauda in Gallien zum Teil überhaupt nicht mehr unterdrückt werden konnten. Ganze Provinzen füllten sich mit Bewaffneten, die, wenn sie an einer Stelle auseinandergesprengt waren, sofort an einer andern wieder auftauchten und überall unter den Besitzenden Angst und Schrecken verbreiteten.

Es ist wohl eine der schlimmsten Krankheitserscheinungen, wenn selbst der Bauer, das konservativste Element der Gesellschaft, an dem Bestehenden verzweifelt und sich zum Bannerträger des Umsturzes macht. An dieser Wirkung gemessen erscheint es kaum als eine allzu große Übertreibung, wenn Salvian behauptet, die vom Staate übertragene Gewalt scheine nur noch der Plünderung wegen da zu sein und zwar der Plünderung der Armen. Kein Wunder, daß sich nicht bloß die soziale, sondern auch die moralische Kluft zwischen arm und reich immer mehr vertiefte.

Und wie die sozialen Bande, so lösten sich auch die, welche den Bürger mit dem Staat verknüpften. Wo der Staat gar kein Ideal mehr befriedigte, wo Millionen von armen und verkümmerten Menschen das Gefühl hatten, daß der Staat und die herrschenden Klassen ihrem Elend teilnahmlos gegenüberstanden, ja es noch vermehrten, da konnte von einem Vaterlandsgefühl keine Rede mehr sein. Daher das erschreckende Umsichgreifen einer ganz vaterlandslosen Gesinnung in einer Zeit, wo das Reich kaum noch durch den opferfreudigsten Patriotismus zu halten war! Zu fürchten hatte die Barbaren eigentlich nur noch die besitzende Minderheit. Die große Masse hatte kaum mehr ein Interesse am Bestand des Reiches. Im Gegenteil. Sie hat vielfach den Sieg der Germanen herbeigesehnt und, wie z. B. die Bagauden, die Eindringlinge geradezu unterstützt. Salvian berichtet, daß die römische Bevölkerung Galliens massenweise zu den Barbaren abfiel, „bei den Barbaren römische Humanität suchend, weil sie die barbarische Inhumanität der Römer nicht länger ertragen konnte". Ganz ähnlich hören wir aus Spanien, daß die dortigen römischen Untertanen lieber unter den Goten in Armut leben, als die römische Steuerlast noch länger ertragen wollten. Und in dem Bericht über eine oströmische Gesandtschaft an den Hof des Hunnenkönigs Attila (446) erzählt der Grieche Priscus

von einem Landsmann, den er dort traf, und der ihm offen erklärte, daß er das Leben im Hunnenland dem in der Heimat weit vorziehe, weil dort der Arme gegen den Reichen kein Recht finde und der Staat die Schwachen den Starken schutzlos preisgebe!

Und wie die Massen, so dachten vielfach auch ihre geistlichen Führer. Wo das Interesse des Glaubens in Betracht kam, paktierten sie ohne weiteres mit den Germanen, besonders die als „Ketzer" Verfolgten, die ihre Religion nur noch durch die Barbaren retten konnten. So haben sich z. B. die Donatisten den über Gallien und Spanien bis nach Afrika vorgedrungenen arianischen Vandalen angeschlossen (429). Aber auch unter den Orthodoxen zeigt sich dieselbe politische Indifferenz. „Was kümmert es uns — sagt Orosius, der Schüler Augustins, — wenn die Barbaren die Grenzen des Reiches überfluten? Hat das nicht den Vorteil, daß im Osten und Westen die Kirchen sich füllen mit Hunnen, Sueven, Vandalen, Burgundern und zahllosen Gläubigen anderer Nationalitäten? Ist das nicht geradezu als eine Gnade der göttlichen Vorsehung zu preisen? Denn wie hätten diese Völker sonst zur Bekanntschaft mit dem wahren Glauben gelangen können? Daß dabei der Staat zu Schaden kommt, kann uns, die wir nur nach dem ewigen Leben verlangen, vollkommen gleichgültig sein!"

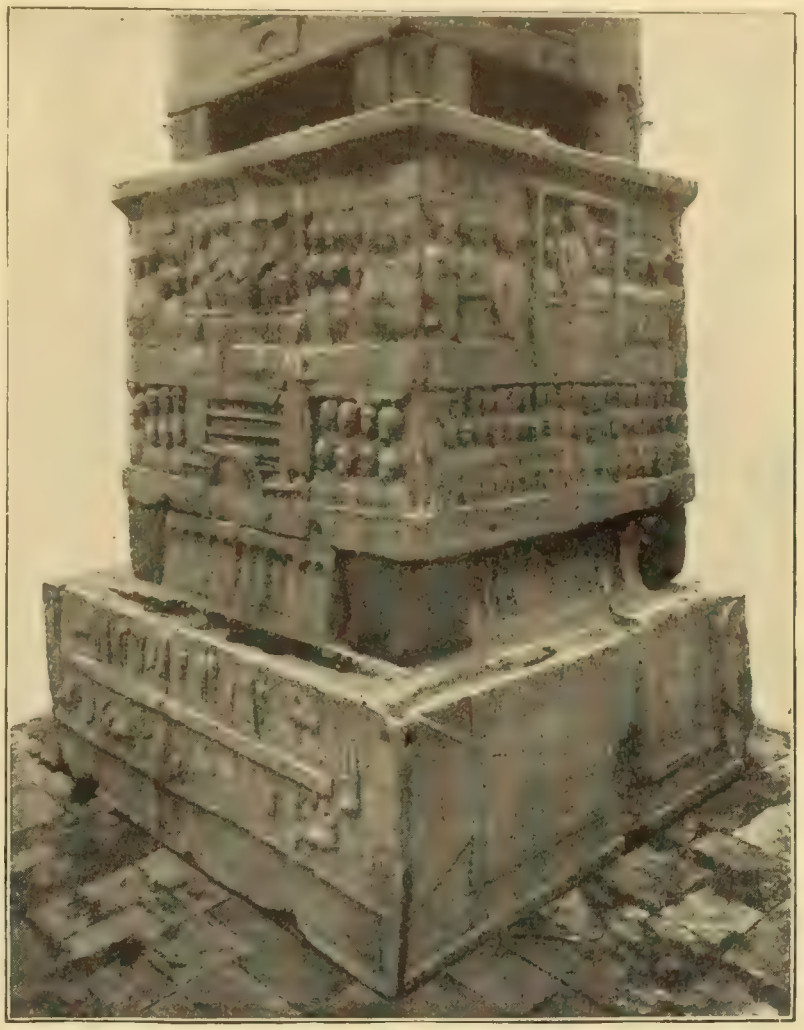
Bei der völligen Unhaltbarkeit solcher Zustände kann man sich nur über den Optimismus wundern, mit dem sich ein Teil der höheren Klassen noch immer über den Ernst der Lage hinwegtäuschte. So kann sich — kurz vor der Einnahme Roms durch Alarich! — der Stadtpräfekt Symmachus in seinen Berichten über Rom nicht genug tun, die Fortschritte der Kultur zu preisen, die Pflege der Wissenschaften, die Wunder der Technik und Zivilisation und — man sollte es nicht für möglich halten! — die Moral der herrschenden Klassen seiner Zeit! „Wir leben in einem Zeitalter, welches der Freund alles Guten ist, und wenn irgendwo Schäden sind, ist es Schuld einzelner, nicht der Zeit." Andere haben allerdings pessimistischer gedacht. Aber der Pessimismus hat hier oft nur die Begier gesteigert, den Genuß des Augenblicks noch möglichst auszukosten. Après nous le déluge, das wird auch hier die Parole einer sinkenden Gesellschaft, eine Stimmung, die auf Salvian den Eindruck machte, als habe die römische Welt von dem bekannten („sardonischen") Giftkraut gekostet. „Sie stirbt und lacht."

Wie kann man nach alledem noch immer den endlichen Zusammenbruch einseitig als Werk der Germanen ansehen, während es sich doch hier in erster Linie um eine Auflösung von innen heraus handelt! Daher auch das völlig Verfehlte einer Theorie, welche den Untergang der antiken Kultur damit erklären zu können glaubt, daß die Alten infolge ihres Zurückbleibens in Naturwissenschaft und Technik nicht die Herrschaft über die Naturkräfte gewonnen hätten, welche ihnen eine unbedingte Überlegenheit über die rohe Kraft der Barbarenvölker gewährt hätte. Wären die Legionen — so sagt diese Theorie — statt mit dem Pilum, auch nur mit Steinschloßmusketen bewaffnet gewesen, hätte man statt der Katapulten und Ballisten auch nur die Geschütze des sechzehnten Jahrhunderts gehabt, so wären die wandernden Völker mit blutigen Köpfen heimgeschickt worden. Die beiden Völkerelemente des Nibelungenliedes, nordische Recken und asiatische Steppenreiter, wären gleich ohnmächtig geblieben gegen das römische Reich, trotz der zum Himmel stinkenden Fäulnis! — Als ob es nur auf die Waffen angekommen wäre und nicht vielmehr darauf, in wessen Händen diese Waffen waren!

Nun ist aber doch ohne weiteres klar, daß in einem Staat, der Jahrhunderte hindurch seine Armeen durch Werbung von Freiwilligen ergänzt und nur im Notfall zu einer Aushebung gegriffen hatte, die Wehrhaftigkeit der ungeheueren Mehrheit des Volkes völlig verfallen mußte; und daß man jetzt den Söhnen von Soldaten und Veteranen den Kriegsdienst als eine erbliche Last auferlegte und außerdem noch den Paria der Gesellschaft, den Bauer zur Rekrutierung heranzog, konnte den inneren Wert der Armee kaum erhöhen. Das Gros der bäuerlichen Bevölkerung wurde in der Weise herangezogen, daß die Rekrutenlieferung wie eine Steuer auf die Grundbesitzer umgelegt wurde. Sie steuerten „in menschlichen Körpern", indem sie aus ihren Kolonen das bestimmte Kontingent stellten, und zwar nach ihrer Wahl, die bei der Bestechlichkeit der Beamten natürlich häufig so ausfiel, daß sie die tüchtigsten Leute zurückhielten und die Minderwertigen an die Armee ablieferten. Noch öfter freilich konnten sie bei dem Arbeitermangel die Blutsteuer überhaupt nicht aufbringen, ohne die Äcker unbestellt zu lassen, weshalb der Staat notgedrungen zahlreiche Ausnahmen gewährte und die Pflicht mit Geld ablösen ließ. Kein

Wunder, daß das Menschenmaterial, das so für die Armeen übrig blieb, an Zahl und Tauglichkeit nicht entfernt den Anforderungen entsprach, daß Desertionen an der Tagesordnung waren und der Rekrut durch Tätowierung gekennzeichnet werden mußte, um ihm die Flucht zu erschweren und ihn bei der Fahne festzuhalten, wenn man es nicht vorzog, auf solches Material zu verzichten und mit den Ablösungssummen der Grundherren kriegstüchtige Barbaren anzuwerben!

Und das ist überhaupt das Endergebnis: die beständige Vermehrung der barbarischen Elemente im Heere. Eine Barbarisierung, die übrigens die Schlagfertigkeit desselben keineswegs immer steigerte. Von der sorgfältigen Ausbildung, Disziplin und kunstvollen Taktik der alten Legionen war in diesen Barbarenheeren keine Rede mehr. Nicht einmal die Bewaffnung des römischen Legionars ließen sich die germanischen Söldner mehr gefallen. Helm, Panzer und Beinschienen wurden als lästiger Ballast aufgegeben. Auch Hacke und Schanzpfahl wollten sie nicht mehr tragen, ja nicht einmal den Brotsack, in dem der römische Legionar die Nahrung für mehrere Tage mit sich geführt hatte. Sie mußte auf Wagen und Saumtieren nachgeführt werden, so daß sich der Troß unmäßig vermehrte und, wenn er irgendwie gefährdet wurde oder zurückblieb, die Truppe dem Hunger ausgesetzt war. An die Stelle der kunstmäßig gegliederten und einheitlich geschlossenen taktischen Körper der alten Armee sind plumpe Massen getreten, die sich von den Heerkeilen der Germanen nur noch wenig unterschieden. Jetzt konnte es vorkommen, daß bei einer Änderung der Standquartiere ein römischer Heerkörper, dem auf zahlreichen Ochsenwagen Weiber, Kinder und Habseligkeiten nachgefahren wurden, in seiner Schwerfälligkeit mehr einer wandernden germanischen Völkerschaft glich, als einer marschierenden Armee. Dazu kam, daß die nationalen Verbindungen mit den feindlichen Germanen und die Stammesinteressen bei diesen germanischen Truppen Roms oft stärker waren als der Fahneneid. So haben z. B. am Anfang des fünften Jahrhunderts barbarische Truppen die Pyrenäenpässe, welche sie gegen die Germanen verteidigen sollten, freiwillig preisgegeben! Nicht minder gefährlich als die Barbarisierung der Truppe war die des Offizierkorps bis hinauf in die höchsten Stellungen — man denke an Stilicho! —, die stets die Möglichkeit in sich schloß, daß alle reale Macht in germanische Hände kam und dem Imperator nur der leere Schein der Macht übrigblieb, eine Gefahr, die sich steigerte, wenn man es mit den Führern großer Volksheere zu tun hatte, die — wie unter Theodosius die Westgoten auf der Balkanhalbinsel — innerhalb der Reichsgrenzen gegen die Verpflichtung zum Kriegsdienst als besoldete „Föderierte" (foederati) angesiedelt waren.



Reliefs vom Sockel des Theodosiusobelisken zu Konstantinopel mit Darstellungen aus den Gotenkriegen.
Photographische Aufnahme von Sebah & Joaillier, Konstantinopel.

Wie rasch aus diesen Föderierten Rebellen werden konnten, zeigt das Vorgehen des im römischen Kriegsdienst emporgekommenen und dann von seinen Stammesgenossen zu ihrem

Heerfürsten erhobenen Westgoten Alarich, der, um seine Ansprüche durchzusetzen, zuerst Griechenland verheerte, dann wiederholt in Italien einfiel und, als Honorius die von Stilicho gemachten Konzessionen mit dessen Hinrichtung beantwortete, direkt auf Rom losging und in der Person des Stadtpräfekten Attalus sogar einen Gegenkaiser aufstellen ließ (409)! Auch hier erlebte man das Schauspiel, daß die germanischen Truppen Roms zu den Germanen abfielen, so daß sich Honorius gezwungen sah, hinter den Mauern Ravennas Schutz zu suchen. Allerdings erreichte Alarich sein Ziel nicht, obwohl er seinen Kaiser wieder fallen ließ, Rom einnahm (410) und allen Ernstes Miene machte, Sizilien und Afrika zu erobern. Er starb plötzlich in Unteritalien und soll von seinen Goten im Flußbett des Busento bestattet worden sein. Aber auch unter seinem Nachfolger Athaulf, der nach Gallien abzog und sich mit der bei der Einnahme Roms gefangenen Schwester des Honorius, Placidia, vermählte, kam es zu keiner definitiven Verständigung mit dem Imperium. Sie erfolgte erst unter Wallia (seit 415), der Placidia herausgab, in den Dienst des Reiches trat und die Bekämpfung der in Gallien eingedrungenen Vandalen, Alanen und Sueben übernahm; wofür dann freilich Honorius den Goten einen großen Teil Aquitaniens, das Land zwischen Toulouse und Bordeaux, einräumen mußte.

Seitdem greift die Zersetzung des Reiches durch Barbarenansiedlungen immer weiter um sich, und das prophetische Wort des Tacitus: „Dräuend naht das Verhängnis des Reiches" beginnt sich zu vollenden. Wie die Westgoten, so mußten jetzt auch die Burgunder und Franken in Gallien aufgenommen werden. Zwar gelten sie als Föderierte, als Soldaten des Kaisers, und die Ansiedlung erfolgte in der Form der römischen Einquartierung, bei der dem Soldaten der dritte Teil des Hauses zufiel, nur daß hier, da die Einquartierung eine dauernde war, noch der dritte Teil des Bodens hinzukam. Auch ihre Führer und Könige sollten nur kaiserliche Generale sein. Aber diese Form wurde auch hier immer wieder nur zu leicht durchbrochen, und die Föderierten verwandelten sich in Feinde, sobald die Finanznot des Reiches die Befriedigung ihrer vertragsmäßigen Ansprüche nicht gestattete. Wenn trotzdem unter Valentinian III., dem Sohne Placidias (aus deren zweiter Ehe) die Superiorität des Reiches gegenüber Goten, Franken und Burgundern noch notdürftig aufrechterhalten wurde, so war dies nur der Diplomatie des Reichsfeldherrn Aëtius, der gegenseitigen Rivalität der Stämme selbst und dem weiteren Umstand zu verdanken, daß Aëtius gegen die Germanen einen äußerst gefährlichen Feind, die damals bis zum Rhein vorgedrungenen mongolischen Hunnen ausspielen konnte. Mit ihrer Hilfe hat er die in der Gegend von Worms und Speier angesiedelten Burgunder fast bis zur Vernichtung niedergeworfen; eine Katastrophe, die noch in der Nibelungensage nachklingt, die aber doch nicht verhindert hat, daß die Burgunder später immer noch zahlreich genug waren, um bei Aëtius ihre Ansiedlung in Savoyen durchzusetzen (443), wo sich nahezu ein Jahrhundert hindurch ein eigener Burgunderstaat erhalten hat.

Allerdings führte dann die durch Attilas Eroberungsgier für Germanen und Römer gleich bedrohlich gewordene Hunnengefahr nochmals die Föderierten zu ihrer Bundespflicht zurück; und Aëtius konnte gemeinsam mit Westgoten, Franken, Burgundern und Sachsen dem Attila eine gewaltige Feldschlacht liefern (bei Troyes 451), die den Gefürchteten zum Abzug veranlaßte. Als dann aber Attila bald nach einem ergebnislosen Einfall in Italien starb (453) und das Hunnenreich zerfiel, war kein Halten mehr. Von der Donau her breiteten sich die als Föderierte in Pannonien aufgenommenen Ostgoten aus, Rätien und Noricum ging an Alemannen, Thüringer, Heruler, Rugier u. a. verloren; ein Zusammenbruch, von dem wir aus der Lebensbeschreibung des heiligen Severin eine anschauliche Vorstellung gewinnen. An der Rhone griffen die Burgunder um sich, im südlichen Gallien und in Spanien die Westgoten, endlich im nördlichen Gallien die Franken, die unter ihrem König Chlodwig den letzten noch von einem Römer, Syagrius, behaupteten Rest Galliens (zwischen Somme, Seine und Loire) in Besitz nahmen und damit der römischen Herrschaft jenseits der Alpen definitiv ein Ende bereiteten (486).

Nicht einmal in Italien vermochte das zum leeren Schemen gewordene Kaisertum der allgemeinen Desorganisation zu steuern. Ein Zustand völliger Ohnmacht und Zerrüttung, der zur Genüge durch die eine Tatsache beleuchtet wird, daß der Vandalenkönig Geiserich

nicht nur das letzte Bollwerk des Reiches in Afrika, Karthago, unterwarf, sondern sogar Rom selbst widerstandlos besetzen und mit reicher Beute abziehen konnte! Die Kaiserkrone selbst war nach der Ermordung Valentinians (455) ein Spielball in der Hand der Germanenkönige und germanisch-hunnischer Truppen und ihrer Führer. Nacheinander wurden in raschem Wechsel von dem Westgotenkönig, von den germanischen Generalen und „Patriziern", dem Sueben Ricimer und dem Burgunder Gundobad, sowie von dem aus hunnischen Diensten zum römischen Heermeister und Patricius emporgestiegenen Pannonier Orestes Kaiser ein- und abgesetzt oder auch an Kaisers Statt regiert, bis der letzte dieser Schattenkaiser, der von seinem Vater Orestes auf den Cäsarenthron gesetzte Knabe Romulus, genannt Augustulus (d. h. Kaiserlein), von den germanischen Soldtruppen, von Herulern, Skiren, Turcilingen, Rugiern und ihrem General Odovakar seiner Würde entsetzt und auf ein kampanisches Landgut verwiesen wurde (476). Der letzte Imperator, Sohn eines ehemaligen Sekretärs des Hunnen Attila und Pensionär eines germanischen Troupiers, Italien in der Hand der germanischen Soldateska, die nun auch hier das erreichte, was die Föderierten in der Provinz längst durchgesetzt und was sie von dem Kaiser vergeblich gefordert hatte: die feste Ansiedlung der bis dahin nur Einquartierten und die Überlassung eines ganzen Drittels des Landes!

Allerdings war auch jetzt noch der Reichsgedanke stark genug, um Odovakar zur formellen Anerkennung des in Byzanz fortdauernden Imperiums zu bestimmen. Er war für Byzanz nur der im Namen des Reiches eine Provinz verwaltende Beamte („patricius"), und der Staat dieses italischen Germanenkönigs war ebenso, wie der später an seine Stelle tretende Ostgotenstaat des Theodorich und die anderen Germanenreiche ein germanisch-römischer Staat, in welchem das Römertum in der Verwaltung und in der Kirche ebenso fortlebte, wie in der Sprache und Literatur. Eine Fortdauer, auf der allein ja die Möglichkeit eines Wiederauflebens der Kultur beruhte. Nur so konnte es geschehen, daß in derselben Zeit, in der Germanenkönige in Paris, Toulouse, Ravenna und Karthago geboten, die Grundlagen gelegt wurden zu einer neuen germanisch-romanischen Kultur. Wohl zerschlugen die Fäuste der Barbaren die äußere Form des Cäsarenstaates, aber was er an unsterblichem Inhalt noch in sich barg, rettete sich hinüber in eine neue Epoche der Geschichte.

Dekoratives Relief vom Forum Traiani zu Rom.

Zeit-Tafel

Vor Christi Geburt.

12 000 Ende der älteren Steinzeit.
5000 Ende der jüngeren Steinzeit in Vorderasien und Ägypten. Die Bronzezeit beginnt (—ca. 1500).
5000 (—2500) Ältere neolithische Periode in den Schweizer Pfahlbauten.
2500 Die altägäische Kultur. (Zweite Stadt in Troja.)
— (—1800) Jüngere neolithische Periode in den Schweizer Pfahlbauten.
2100 Beginn der Bronzezeit in Italien und Westeuropa.
2000 (—1500) Ältere kretische Kultur. Polychrome Töpferei (Kamares-Stil). Paläste in Knosos und Phästos. Hieroglyphenschrift.
— Ende der Steinzeit in Europa.
1600—1200 Mykenische Kultur. Bauten in Mykenä und Tiryns.
1500 (—1300) Höhepunkt der kretischen Kultur. Umbau der Paläste in Knosos und Phästos. Linearschrift.
1300 (—1100) Ausbreitung der Griechen über das Ägäische Meer.
1200 Völker der ägäischen Kultur fallen in Ägypten ein.
1000 Übergang von der Bronze- zur Eisenzeit in Mitteleuropa.
— (—500) Die Hallstadt-Kultur. (Ältere Eisenzeit.)
— Beginn der Eisenzeit am Ägäischen Meere. Der geometrische (Dipylon-) Stil kommt auf.
900 Die Buchstabenschrift kommt nach Griechenland.
800 (—700) Entstehung des Homerischen Epos.
776 Beginn der Olympiadenära.
750 Die Ephoren werden in Sparta eingesetzt.
736 (ca.) Gründung von Naxos, der ersten griechischen Ansiedlung auf Sicilien.
700 (—600) Zeitalter der griechischen Kolonisation.
— Der Name „Hellenen" kommt auf.
700 Das Königtum in Athen durch die Archonten zurückgedrängt.
— Sparta erobert unter König Theopompos Messenien.
— Ende des Dipylonstils in der Keramik.
— Gründung der griechischen Kolonien Kyme, Syrakus, Lokroi, Tarent.
— Erfindung der Münzprägung in Kleinasien.
670 Gründung von Abydos und Kyzikos.
660 Griechische Söldner dienen bei König Psammetichos von Ägypten.
658 Gründung von Byzantion.
650 Die ältesten korinthischen Vasen.
— Gyges begründet die lydische Großmacht.
— Demokratische Bewegung in der griechischen Welt, aus der vielfach die Tyrannis hervorgeht.
— Archilochos von Paros, der erste individuelle Dichter der Griechen. Kriegslieder des Kallinos von Ephesos.
— (zwischen 700 und 600) Gründung Roms.
650 (—550) Die milesischen Kolonien an der Nordküste des Schwarzen Meeres gegründet.
640 (ca.) Gründung von Himera und Selinus auf Sicilien.
630 (ca.) Gründung von Kyrene.
600 Das genealogische Epos Hesiods.
— Kypselos stürzt die Aristokratie in Korinth.
— Die Kriegslieder des Spartaners Tyrtäos. Politische Lieder Solons. Liebeslieder des Mimnermos aus Smyrna.
— Erfindung der Notenschrift.
— Die schwarzfigurigen Vasen kommen auf.
— Gründung von Massalia (Marseille).
— Die orphische Mystik. Thales von Milet, der erste Philosoph (sagt die Sonnenfinsternis des Jahres 585 voraus).
594 Solon als Archon in Athen. Schuldenerlaß, Aufhebung der Schuldknechtschaft, Kodifizierung des Privatrechts.
590 (—560) Kleisthenes Tyrann von Sikyon.
— Der thessalische Bund gewinnt entscheidenden Einfluß auf Delphi. (Erster heiliger Krieg.) Die Amphiktionie.

580 Die Poroskunst in Athen.
— Gründung von Akragas (Agrigent).
560 Krösos, König von Lydien, erobert Jonien.
— (—527) Peisistratos Tyrann in Athen. Erwerbung von Salamis. Anfänge der atheniſchen Seeherrſchaft. Stiftung der großen Dionyſien.
550 Die Liederdichter Alkäos und Anakreon. Die Dichterin Sappho. Begründung der Chorlyrik durch Alkman und Steſichoros.
— Der Philoſoph und Geograph Anaximandros von Milet ſtellt zuerſt die Deſzendenztheorie auf, zeichnet die erſte Erdkarte, ſchreibt das erſte Buch in Proſa.
— Sparta gründet den peloponneſiſchen Bund.
— Periandros, der mächtige Tyrann von Korinth †.
546 König Kyros von Perſien vernichtet das lydiſche Reich.
540 Tyrannis des Polykrates auf Samos.
534 Die erſte Tragödie wird an den großen Dionyſien zu Athen aufgeführt.
530 Xenophanes aus Kolophon (570—470) greift den Polytheismus an.
527 (—510) Hippias, Fürſt von Athen.
514 Hipparchos, Sohn des Peiſiſtratos, wird von Harmodios und Ariſtogeiton ermordet.
510 Sturz der Tyrannis in Athen. Kleiſthenes gründet die attiſche Demokratie. Einteilung der Bürgerſchaft in die 10 Phylen.
— Sybaris von den Krotoniaten zerſtört.
507 Weihung des Jupitertempels auf dem Kapitol durch M. Horatius
— Glücklicher Krieg Athens mit Böotien und Chalkis. Beginn des atheniſchen Einfluſſes auf Euböa.
500 Joniſcher Aufſtand gegen die Perſerherrſchaft.
— Die Philoſophen Herakleitos aus Epheſos, Pythagoras aus Samos, Parmenides aus Elea. Der Hiſtoriker und Geograph Hekatäos aus Milet.
— Die Ärzteſchule in Kroton.
— Anfänge des rotfigurigen Stils in der Keramik.
— (502 oder 493, bez. 486) Vertrag des Spurius Caſſius zwiſchen Rom und den Latinern.
— Anfänge der La Tène-Periode in Mitteleuropa.
495 (ca.) Glücklicher Krieg Spartas gegen Argos.
494 Sieg der perſiſchen Flotte vor Milet.
493 Phrynichos führt die „Einnahme von Milet" in Athen auf.
— Die Erhebung der aſiatiſchen Griechen endgültig niedergeworfen.
492 Perſiſche Expedition nach Thrakien unter Mardonios.
490 Perſiſche Expedition nach Griechenland unter Datis und Artaphernes. Sieg der Athener unter Miltiades bei Marathon.
488 (ca.) Mißglückter Staatsſtreich des ſpartaniſchen Königs Kleomenes.
— Krieg zwiſchen Athen und Ägina.
487 Verfaſſungsreform in Athen: Die Archonten verlieren ihre politiſche Bedeutung; leitende Stellung des Strategenkollegiums. Einführung des „Oſtrakismos".
485 König Dareios †. Xerxes König von Perſien.
— (—479) Übergewicht der Fabier in Rom, die jährlich einen der beiden Konſuln ſtellen.
— Die Tyrannis auf Sicilien: Anaxilaos von Rhegion, Theron von Akragas, Gelon von Syrakus.
482 Ariſteides verbannt. Sieg der Flottenpartei unter Themiſtokles.
480 Athen wird durch den Flottenbau die erſte griechiſche Seemacht. Der neue Schiffstyp der Trieren verdrängt die Fünfzigruderer.
— Vollendung der Chorlyrik durch Simonides aus Keos (558—468) und Pindaros aus Theben (520—440).
— Der große Perſerkrieg. Griechiſcher Bund. Thermopylä, Einnahme von Athen, Seeſchlacht bei Salamis.
— Sieg der ſiciliſchen Griechen über die Karthager bei Himera.
— Beginn der Tempelbauten in Akragas.
— Der Tragiker Euripides geboren.
479 Niederlage der Perſer bei Platää. Die Seeſchlacht von Mykale befreit die aſiatiſchen Griechen.
478 Die griechiſche Flotte unter Pauſanias nimmt Byzantion.
477 Die Führung zur See geht von Sparta auf Athen über. Der Helleniſche Seebund. Athen als Großmacht.
475 Die Bildhauerſchule der Argolis (Giebelgruppen des Aphäatempels zu Ägina). Gruppe der Tyrannenmörder des Kritias und Neſiotes.
474 Eingreifen von Syrakus (Hieron) in Italien. Niederlage der etruskiſchen Flotte vor Kyme.
472 Die „Perſer" des Äſchylos (525—456).
471 Einſetzung des Tribunats in Rom.
— Sieg der Demokratie in Akragas.
— Verbannung des Themiſtokles aus Athen.
470 Der Maler Mikon in Athen. Gemälde der Marathonſchlacht von Mikon und Panänos.

470 Sokrates geboren.
— Seeschlacht am Eurymedon: Sieg der Athener unter Kimon über die persische Flotte.
— Epicharmos, der Begründer der Komödie in Syrakus.
— Revolutionsversuch des Pausanias in Sparta.
— Der Lyriker Bakchylides.
468 Bei den Dionysien siegt Sophokles über Äschylos.
465 Die Demokratie triumphiert nach dem Tode Hierons (466) in Syrakus.
464 Heilotenaufstand in Messenien.
462 Athens Hilfsexpedition für Sparta.
461 Sieg der radikalen Demokratie in Athen: Der Areopag verliert seine politische Bedeutung. Ephialtes ermordet. Erstes Auftreten des Perikles.
— Bau der „langen Mauern" in Athen begonnen.
— Athenische Expedition nach Ägypten.
460 Der Zeustempel zu Olympia vollendet.
— Weiteres Vordringen der Demokratie: Vertreibung der Pythagoreer aus Italien. Ende der Monarchie in Kyrene.
458 Die „Oresteia" des Äschylos.
— Erster Krieg zwischen Athen und den Peloponnesiern.
457 Die Schlachten bei Tanagra und Oenophyta.
456 Katastrophe der Athener in Ägypten.
454 Der Kriegsschatz des athenischen Bundes wird von Delos nach der Burg von Athen gebracht.
450 Die Gesetzgebung der zwölf Tafeln in Rom.
— Glanzperiode der Plastik: Die Athener Myron und Pheidias, der Argiver Polykleitos.
— Der Maler Polygnotos aus Thasos in Athen: Die Wandgemälde in Delphi.
— Empedokles versucht eine mechanische Naturerklärung. Philosophie des Anaxagoras.
— Moderne Richtung in der Musik.
— Alkmäon erkennt das Gehirn als Zentralorgan des Denkens.
— Die Schrift des Protagoras „Von der Wahrheit" begründet die Erkenntnistheorie. Sophistische Bewegung: Protagoras (480 bis 410), Gorgias (470—370), Prodikos. Reform des Unterrichts.
— Kimon † auf Kypros. Seesieg Athens über die Perser bei Salamis auf Kypros.
449 Friede zwischen Athen und Persien. Ende der Periode der Perserkriege.
447 (—432) Bau des Parthenon auf der Akropolis von Athen durch Iktinos.
447 Niederlage der Athener bei Koroneia in Böotien.
444 Friede auf 30 Jahre zwischen Athen und den Peloponnesiern.
— Thukydides, Sohn des Melesias, verbannt. Seitdem ist die Stellung des Perikles in Athen unerschüttert.
— Athens Eingreifen in Italien: Gründung von Thurioi.
— Anfänge der Frauenemanzipation, Aspasia in Athen.
440 (—439) Erhebung von Samos gegen Athen.
— Sophokles („Antigone" 442) und Euripides („Alkestis" 438) sind auf der Höhe ihres Schaffens. Die alte Komödie in Athen (Kratinos).
— Athen zählt gegen 100 000 Einwohner, ist damit zur größten griechischen Stadt geworden.
438 Die Konsulartribunen an Stelle der Konsuln in Rom.
437 (—432) Mnesikles baut die Propyläen.
— Gründung der Kolonie Amphipolis in Thrakien.
435 Krieg zwischen Kerkyra und Korinth.
— Einsetzung der Zensoren in Rom.
433 Athens Intervention auf Kerkyra.
432 Der Mathematiker Meton bestimmt das Sonnenjahr mit einem Fehler von einer halben Stunde.
— Die „Parthenos" des Pheidias wird geweiht.
— Konflikt von Poteidäa.
431 Beginn des peloponnesischen Krieges (—404).
430 (ca.) Reform der Malerei durch Apollodoros; Zeuxis und Parrhasios.
— (ca.) Das Geschichtswerk Herodots (485—425).
— (ca.) Die medizinische Schule von Kos; ihr Haupt ist Hippokrates.
— Die Pest in Athen.
— (ca.) Diagoras aus Melos leugnet die Existenz der Götter.
429 Perikles †.
427 Das abgefallene Lesbos von Athen niedergeworfen.
— Erste athenische Expedition nach Sicilien.
— Platon geboren.
425 Gefangennahme von 300 Spartanern auf Sphakteria. Aus der Beute stiften die Messenier und Naupaktier die „Nike" des Päonios.
424 Niederlage der Athener bei Delion.
— Die „Ritter" des Aristophanes verhöhnen den leitenden Staatsmann Kleon.

421 Der Kongreß in Gela stellt den Frieden auf Sicilien her.
423 Aufführung der „Wolken" des Aristophanes, in denen Sokrates angegriffen wird.
422 Gefecht bei Amphipolis; Brasidas und Kleon †.
421 Friede („des Nikias") zwischen Athen und den Ploponnesiern. Der „Friede" des Aristophanes.
— Neubau des Erechtheion zu Athen.
420 (ca.) Demokritos von Abdera (460—370) versucht die atomistische Naturerklärung.
— Alkibiades zum Strategen gewählt.
— Der Sonderbund im Peloponnes gegen Sparta.
418 Sieg der Spartaner bei Mantineia, Ende des Sonderbundes.
415 Die große sicilische Expedition Athens. Sturz des Alkibiades.
414 Neuer Ausbruch des Krieges in Griechenland.
413 Die Peloponnesier befestigen Dekeleia.
— Katastrophe der Athener vor Syrakus.
— (—399) Archelaos, König von Makedonien, sucht die hellenische Kultur in seinem Lande zu verbreiten.
411 Die „Lysistrate" des Aristophanes.
— Oligarchische Reaktion in Athen. Alkibiades an der Spitze der Flotte. Demokratischer Gegenschlag: gemäßigte Verfassung. Hinrichtung des Redners Antiphon, des Hauptes der Reaktion.
410 Seesieg des Alkibiades bei Kyzikos. Wiederherstellung der radikalen Demokratie in Athen.
408 Offensive Karthagos auf Sicilien: Einnahme von Selinus und Himera.
— Gründung der Stadt Rhodos.
407 Alkibiades' Rückkehr nach Athen.
406 Endgültiger Sturz des Alkibiades.
— Schlacht bei den Arginusen. Verurteilung der siegreichen Admirale in Athen.
— Euripides † und Sophokles †. Die „Frösche" des Aristophanes, eine Kritik der großen Tragiker (405).
405 Lysandros vernichtet die athenische Flotte bei Ägospotamoi.
— Einnahme von Akragas durch die Karthager.
— Ende der syrakusischen Demokratie. Militärdiktatur des Dionysios.
— Friede zwischen Dionysios und Karthago. Die großartige Befestigung von Syrakus begonnen.
404 Friede in Griechenland. Ende des athenischen Reiches und Fall der Demokratie. Sparta die leitende griechische Macht.
404 Die Reaktion in Athen. Schreckensherrschaft der Dreißig. Kritias und Theramenes.
403 Rückkehr der demokratischen Emigranten unter Thrasybulos nach Athen. Sturz der Reaktion.
401 Thronstreit in Persien: Der Prätendent Kyros im Bunde mit Sparta. Sein Tod bei Kunara. Rückzug seiner griechischen Truppen aus dem Innern Asiens, von Xenophon beschrieben. (Anabasis.)
400 (ca.) Revolution in Thessalien: Tyrannis des Lykophron in Pherä.
— Krieg zwischen Sparta und Persien.
— (ca.) Antimachos aus Kolophon sucht das Epos und die Elegie zu modernisieren. Die „Thebais" und „Lyde".
— (ca.) Die „Perser" des Timotheos.
— (ca.) Das Geschichtswerk des Thukydides.
— (ca.) Die Gallier in Italien.
— (ca.) Die Priesterchronik wird in Rom begonnen.
399 Die ersten Plebejer werden Konsulartribune in Rom.
— Prozeß und Tod des Sokrates. Aufschwung der sokratischen Schule. Die Dialogschriftstellerei: Äschines und Xenophon. Phädon und Platon. Antisthenes und Aristippos.
397 Neuer Krieg zwischen Dionysios und Karthago.
396 Belagerung von Syrakus.
— M. Furius Camillus erobert Veji.
— Agesilaos, König von Sparta, in Asien.
395 Erhebung der griechischen Mittelstaaten gegen Sparta. („Korinthischer Krieg" —387).
394 Schlacht am Bach von Nemea zwischen den Spartanern und ihren Gegnern.
— Sieg der persischen Flotte unter Konon bei Knidos. Ende der spartanischen Seeherrschaft.
391 Dionysios von Syrakus greift in Italien ein.
390 (ca.) Isokrates (436—338) eröffnet seine Schule in Athen.
— (ca.) Platon kehrt von seinen Reisen zurück, gründet die Akademie zu Athen.
387 Der Perserkönig diktiert den Frieden in Griechenland (Friede des Antalkidas).
387 (—386) Die Gallier in Rom.
384 Mantineia wird in fünf Flecken aufgelöst.
383 (ca.) Dritter Krieg zwischen Dionysios und Karthago.
380 König Euagoras, der Vorkämpfer des Griechentums auf Kypros, von den Persern auf Salamis beschränkt.
— (ca.) Der Redner Lysias † (geb. ca. 450).

380 Olynth wird von den Spartanern eingenommen.
378 Wiederherstellung der Demokratie in Theben.
377 Athen gründet den zweiten Seebund.
— Eine Einschätzung in Attika ergibt 5750 Talente (über 30 Millionen Mark) Volksvermögen.
376 Sieg der Athener bei Naxos über die spartanische Seemacht.
371 Schlacht bei Leuktra: Sieg des Epameinondas über die Spartaner.
— Erhebung der Demokratie im Peloponnes. Pöbelaufstand in Argos.
370 (ca.) Die Maler Aristeides aus Theben und Euphranor aus Korinth.
— Der arkadische Bund: Gründung von Megalepolis.
— Jason, „Tagos" (Wahlkönig) des thessalischen Bundes ermordet.
369 Befreiung von Messenien, Gründung von Messene.
368 Dionysios' letzter Krieg mit Karthago.
367 Dionysios von Syrakus †. Ihm folgt sein Sohn Dionysios II.
— Epameinondas in Thessalien.
366 Der erste Plebejer wird in Rom Konsul. Einsetzung der Prätur und der curulischen Ädilität.
365 Einnahme von Samos durch Timotheos. Eine athenische Bürgerkolonie nach Samos geführt.
364 Epameinondas versucht die Gründung einer böotischen Seemacht.
— Krieg zwischen Böotien und Alexandros von Pherä: Pelopidas fällt bei Kynoskephalä.
362 Schlacht bei Mantineia, Epameinondas †.
360 (ca.) Platon in Syrakus. Dions Plan einer Verfassungsreform scheitert. Rückkehr des Philistos; Verbannung Dions.
— König Agesilaos von Sparta stirbt auf der Rückkehr aus Ägypten.
359 Thronbesteigung Philipps von Makedonien.
357 Dions Fahrt nach Sicilien.
— Der thrakische Chersones von athenischen Kolonisten besetzt.
— Philipp von Makedonien erstürmt Amphipolis.
— Krise im athenischen Bund: Koalition zwischen Maussollos von Karien und Chios, Rhodos, Kos, Byzantion.
356 Philistos †. Flucht des Dionysios. Ende der syrakusischen Militärmonarchie.
— Brand des Artemision in Ephesos. Neubau des Demokrates.
356 Krieg zwischen Phokis und Theben. Besetzung von Delphi durch die Phoker („Heiliger Krieg" —346).
354 Bund zwischen Rom und Samnium.
— Athen muß die Unabhängigkeit der abgefallenen Bundesgenossen anerkennen.
353 Dion ermordet. Auflösung des sicilischen Reiches.
352 Philipp schlägt die Phoker vernichtend, wird zum Oberfeldherrn des thessalischen Bundes gewählt.
350 (ca.) Polykleitos baut das Theater von Epidauros. Ausbau des Theaters in Athen. Das Grabmal des Maussolos in Halikarnassos.
— (ca.) Des Herakleides (aus dem pontischen Herakleia) heliozentrische Theorien. Die Sphärentheorie des Eudoxos.
— (ca.) Die Bildhauer Skopas und Praxiteles (Aphrodite von Knidos, Hermes von Olympia).
— (ca.) Rom beginnt die Münzprägung.
349 Sieg des L. Furius Camillus über die Kelten.
348 Erster Vertrag zwischen Rom und Karthago
— Philipp nimmt Olynth.
347 Platon †.
— Aristoteles (geb. 384) in Athen.
346 Friede (des Philokrates) zwischen Athen und Makedonien.
— Philipp erobert Phokis, zieht in Delphi ein.
345 Timoleon fährt nach Sicilien, stürzt endgültig Dionysios II.
343 Zweiter Vertrag zwischen Rom und Karthago.
— Erfolglose Anklage des Demosthenes gegen Äschines.
342 Aristoteles wird von Philipp von Makedonien zur Erziehung des Thronerben Alexander berufen.
341 Thrakien wird makedonische Provinz.
— Neuer Krieg zwischen Athen und Makedonien, von Demosthenes provoziert.
340 (ca.) Timoleon beseitigt für Sicilien die karthagische Gefahr.
— (ca.) Die Malerschule von Sikyon: Pamphilos, Pausias, Apelles.
— (ca.) Die Historiker Ephoros und Theopompos.
339 Speusippos †, der Nachfolger Platons in der Leitung der Akademie.
— Philipp durchzieht die Thermopylen, Koalition in Griechenland.
338 Auflösung des latinischen Bundes durch Rom.
— Schlacht bei Chäroneia: Philipp siegt über Athen und Theben. Nationale Einigung Griechenlands. Der Bundestag zu Korinth.

338 Isokrates † (geb. 436).
337 Timoleon legt die Diktatur in Syrakus nieder.
336 Philipp beginnt den Perserkrieg. Seine Ermordung. Alexander wird König von Makedonien.
335 Zerstörung von Theben durch Alexander.
— Aristoteles eröffnet seine Schule im Lykeion zu Athen.
334 Das Denkmal des Lysikrates in Athen (Korinthischer Stil).
— Alexander in Asien. Sieg am Granikos. Einnahme von Halikarnassos.
333 Schlacht bei Issos.
332 Auflösung der persischen Flotte.
— Einnahme von Tyros. Alexander in Ägypten. Zug zum Orakel des Ammon.
331 Alexanders entscheidender Sieg bei Gaugamela. Einnahme von Babylon und Persepolis.
— Erhebung Spartas gegen Makedonien. Schlacht bei Megalepolis.
330 Ermordung des Königs Dareios von Persien.
— Die Kranzrede des Demosthenes. Niederlage des Äschines (389—314).
— (ca.) Der realistische Bildhauer Lysippos aus Sikyon.
— (ca.) Der Musikkritiker und -theoretiker Aristorenos von Tarent.
329 Alexander in Baktrien (Zentralasien).
327 Alexander in Indien. Schlacht am Hydaspes, Umkehr am Hyphasis.
326 (—304) Der erste Samniterkrieg.
— Marsch Alexanders zur Indosmündung.
324 Athen bewilligt Alexander göttliche Ehren.
323 Diogenes der Kyniker †.
— (Juni.) Alexander stirbt zu Babylon. Ordnung der Satrapien: Ptolemäos erhält Ägypten, Lysimachos Thrakien, Perdikkas wird Reichsverweser.
322 Aristoteles † in Chalkis.
— Erhebung Athens gegen Makedonien (Lamischer Krieg). Beseitigung der Demokratie in Athen durch Antipater.
— Demosthenes †.
321 Neue Satrapienordnung von Triparadeisos. Seleukos erhält Babylon.
— Der Reichsregent Perdikkas wird in Ägypten ermordet. Anfänge des Antigonos.
— Der Friede von Caudium zwischen Rom und Samnium. Schwere Niederlage Roms.
319 Der Reichsregent Antipater †.
318 Hinrichtung von Phokion in Athen.
317 (—289) Agathokles, Fürst von Syrakus. Neue Militärdiktatur in Sicilien. Kriege mit Karthago.
317 (—307) Demetrios von Phaleron regiert Athen.
316 Olympias, die Mutter Alexanders, wird ermordet.
— Ende des Eumenes von Kardia, des fähigsten Verteidigers der Reichseinheit.
314 Erstes Auftreten des ätolischen Bundes.
311 Aus der Alexandermonarchie haben sich fünf große Reiche gebildet. (Beginn der Seleukidenära.)
310 Bund der Etrusker mit den Samniten. Censur des Appius Claudius. Die Centurienverfassung in Rom.
309 Das Königshaus Alexanders erlischt im Mannesstamm.
307 Demetrios Poliorketes in Athen; Herstellung der reinen Demokratie. Ausweisung des Theophrast.
306 Epikur eröffnet seine Schule in Athen.
— Neuer Vertrag zwischen Rom und Karthago. Sicilien als karthagische, Italien als römische Interessensphäre anerkannt.
— Seeschlacht von Salamis (auf Kypros). Antigonos und Demetrios nehmen die Königskrone an. Die Nike von Samothrake.
305 (—304) Die große Belagerung von Rhodos durch Demetrios.
304 Die Stimmordnung des Censors Q. Fabius Maximus Rullianus in Rom.
301 Schlacht bei Ipsos, Tod des Antigonos. Sieg der zentrifugalen Interessen über die Einheitsidee im Alexanderreich.
300 (ca.) Zenon gründet in Athen die Stoa.
— (ca.) Die großen Peripatetiker: Theophrastos († 288), Eudemos, der Historiker der Mathematik, Menon, Historiker der Medizin.
— (ca.) Der Dichter Lykophron.
— (ca.) Die neue Komödie in Athen. Ihr Hauptvertreter ist Menandros († 291).
— (ca.) Kleitarchos verfaßt seine Geschichte Alexanders.
— (ca.) Pyrrhon begründet den Skeptizismus.
— (ca.) Dikaiarchos schreibt die erste Geschichte der griechischen Kultur, berechnet den Erdumfang.
— (ca.) Gründung von Antiochia am Orontes.
297 König Kassandros von Makedonien †.
294 Demetrios Poliorketes erobert von neuem Athen, wird König von Makedonien. (—288).
— Seleukia bei Babylon wird Residenz des Antiochos I.
290 Die Sabiner treten in den römischen Staatsverband ein.
— (ca.) Der Mathematiker Eukleides.
— Samnium ist vollständig niedergeworfen.

288 (—284) Pyrrhos von Epiros ist König von Makedonien.
287 Secession der Plebs in Rom.
— Das hortensische Gesetz stellt die Plebiscite den Gesetzen gleich.
285 (ca.) Der Koloß von Rhodos wird errichtet.
— (—247) Ptolemäos II., Philadelphos. Glanzzeit der Alexandrinischen Kultur.
283 Ptolemäos I. †.
282 Gründung des Staates von Pergamon durch Philetairos.
281 König Lysimachos von Thrakien fällt.
280 Anfänge des achäischen Bundes.
— (ca.) Fahrt des Patrokles auf dem Kaspischen Meer.
— (ca.) Der Historiker Duris.
— (ca.) Der Satiriker Menippos von Gadara.
— (ca.) Der Philologe Zenodotos veranstaltet eine kritische Homerausgabe.
— (ca.) Der Literarhistoriker Chamaeleon.
— (ca.) Der große Anatom und Physiologe Herophilos aus Kalchedon.
— Die Römer gegen Tarent.
— Pyrrhos fährt nach Italien.
— Seleukos, Großkönig von Asien, ermordet.
279 Pyrrhos siegt bei Ausculum über die Römer
278 (ca.) Die Gesandtschaft Antiochos' I. in Indien.
— Einfall der Kelten in Makedonien.
277 Antigonos Gonatas gründet in Makedonien die Dynastie der Antigoniden (—168).
276 (ca.) Aratos schreibt seine Astronomie in Versen.
275 Niederlage des Pyrrhos bei Benevent.
272 Tod des Pyrrhos in Argos. Antigonos Gonatas ist Herr von Makedonien und Griechenland.
— Tarent ergibt sich den Römern.
— (ca.) Euemeros greift die Religion an.
— (ca.) Der Peripatetische Philosoph Straton.
— (ca.) Die Idyllendichtung des Theokritos.
— (ca.) Der Historiker der Diadochenperiode Hieronymos von Kardia.
— (ca.) Aristarchos aus Samos behauptet zum erstenmal, daß die Erde sich um die Sonne bewegt.
268 Gründung von Ariminum, das zum erstenmal das jüngere latinische Recht erhält.
266 Der sogenannte Chremonideische Krieg.
264 (ca.) Timäos von Tauromenion, der Historiker des Westens.
— (—241) Der erste punische Krieg.
260 (ca.) Der Dichter und Gelehrte Kallimachos.
— Das Argonautenepos des Apollonios von Rhodos.
— Rom baut seine erste große Flotte. Seesieg bei Mylä über die Karthager.
256 (—255) Des Regulus Expedition nach Afrika.
251 Arates befreit Sikyon.
250 (ca.) Der alexandrinische Mededichter Euphorion.
— Hegesias, der Schöpfer des asianischen Stils in der Redekunst.
247 (—221) Ptolemäos III. Euergetes, König von Ägypten.
243 Arates befreit Korinth, wird leitender Staatsmann des achäischen Bundes.
242 Seesieg der Römer bei den Ägatischen Inseln. Friede mit Karthago. Sicilien wird die erste römische Provinz.
— Agis IV. von Sparta versucht vergebens eine soziale Reform.
241 Arkesilaos †, der Stifter der mittleren Akademie.
— (—197 Attalos I. von Pergamon. Sieg über die Gallier.
240 (ca.) Livius Andronicus begründet die römische Literatur und das römische Theater.
— (ca.) Der Humorist Herondas.
237 Hamilkar in Spanien, dehnt hier den karthagischen Machtbereich aus († 229).
233 Der Stoiker Kleanthes †.
227 Kleomenes, König von Sparta: umstürzende soziale Reform. Kampf mit dem achäischen Bund.
— Das Ackergesetz des C. Flaminius.
222 Hannibal übernimmt das Kommando in Spanien.
— Die Eroberung von Oberitalien durch Rom ist vollendet. Von nun an gehen hier die Gallier in die italische Nation auf.
— (—187) Antiochos III., der Große, von Asien.
221 Schlacht bei Sellasia. Kleomenes von Sparta erliegt dem Achäischen Bund und Makedonien. Ende des neuen Sparta.
— (—179) Philipp III., König von Makedonien.
220 (ca.) Der römische Dichter Näv[illegible]ius.
219 Hannibal nimmt Sagunt, wodurch der casus belli für Rom geschaffen wird. Zweiter punischer Krieg (—201).
218 Hannibals Alpenübergang.
— Hannibals Sieg an der Trebia.
217 Hannibals Sieg am Trasimenischen See.
216 Die Schlacht bei Cannä. Süditalien tritt aus der römischen Konföderation aus.
212 Marcellus erobert Syrakus.
— Der Physiker und Mathematiker Archimedes †.
211 Hannibal vor Rom. Fall von Capua.
207 Sieg der Römer über Hasdrubal am Metaurus.

204 Ennius kommt nach Rom. Etwa zur gleichen Zeit hört Nävius auf und beginnt Plautus zu schaffen.
— Der stoische Schriftsteller Chrysippos †, bedeutendster literarischer Vertreter der Schule.
202 Schlacht bei Zama. Hannibal erliegt Scipio. Der Friede (201). Karthago hört auf, Großmacht zu sein. Spanien wird römisch.
200 (ca.) Erathostenes bildet das Wort „Geographie".
— (ca.) Lehre von den Epizyklen des Apollonios aus Perge (das sogenannte ptolemäische Weltsystem). Derselbe studiert die Kegelschnitte.
197 T. Quinctius Flamininus siegt bei Kynoskephalä über Makedonien.
196 (—157) Eumenes II. von Pergamon. Der große Altar des Zeus.
— Das licinische Ackergesetz des Tribunen L. Licinius Lucullus.
195 Catos Konsulat.
190 Schlacht bei Magnesia. Scipio siegt über Antiochos von Asien.
— (ca.) Der Lustspieldichter Plautus.
184 Catos Censur.
183 Hannibal †, der ältere Scipio †, Philopömen †.
180 Die lex Villia Annalis bestimmt die Altersgrenzen für die einzelnen Magistraturen.
175 (—164) Antiochos Epiphanes von Syrien. Aufstand der Juden unter den Makkabäern. Niederlage der hellenischen Kultur gegenüber dem Judentum.
168 Schlacht bei Pydna. Ende des Königreichs Makedonien.
167 Polybios, der Historiker des römischen Weltreichs, kommt nach Rom.
160 (ca.) Der große Grammatiker und Philologe Aristarchos.
159 Der Lustspieldichter Terenz †.
150 (ca.) Der Astronom Hipparchos.
149 (—146) Dritter punischer Krieg.
— Cato †. Schrift über die Landwirtschaft; Römische Geschichte („Origines").
— Die lex Calpurnia schafft die erste der quaestiones perpetuae (ständigen Geschworenenkommissionen für die Kriminalgerichtsbarkeit).
146 Zerstörung von Karthago und von Korinth. Rom richtet die Provinzen Africa und Achaia ein.
144 Apollodoros von Athen veröffentlicht seine Weltchronik.
134 Sklavenaufstand in Sicilien.
133 Fall von Numantia in Spanien.
133 Der Staat von Pergamon wird römische Provinz („Asia").
— Das Tribunat des Ti. Gracchus. Die Agrarreform.
129 Der Akademiker Karneades †.
— Ermordung des jüngeren Scipio Africanus.
125 Beginn der Eroberung der Provence.
123 (—122) C. Gracchus als Volkstribun. Versuch, die Senatsherrschaft zu stürzen. Organisation des Ritterstandes und des Proletariats.
120 Der Geograph u. Historiker Agatharchides.
118 Die Bürgerkolonie Narbo Martius wird gegründet.
117 Polybios †.
113 (—101) Züge der Cimbern und Teutonen.
112 Der Konflikt mit Jugurtha von Numidien.
111 Die letzte Errungenschaft der gracchischen Agrargesetzgebung wird beseitigt.
110 Der Stoiker Panätios †.
107 Das erste Konsulat des Marius: neue Heeresordnung.
106 Cicero geboren.
104 C. Marius triumphiert über Jugurtha.
— (—100) Des Marius 2. bis 6. Konsulat.
102 Lucilius, der Schöpfer der römischen Satire, †.
100 Die Reformversuche des Marius, Glaucia und Saturninus.
— (ca.) Dionysios Thrax schreibt die erste griechische Grammatik.
— (ca.) Der Rhetor Molon, der Lehrer Ciceros.
93 Skandalprozeß des Rutilius Rufus.
91 Tribunat des M. Livius Drusus. Abfall der Italiker von Rom. Bundesgenossenkrieg.
89 Die lex Plautia Papiria erteilt allen Italikern das römische Bürgerrecht.
— Die Bewohner Oberitaliens erhalten latinisches Recht.
— Krieg des Königs Mithradates von Pontus mit Rom. Ermordung der Italiker in Kleinasien.
88 Ende des Bundesgenossenkrieges durch die Erfolge Sullas.
— Die sulpicischen Unruhen. Sulla besetzt Rom. Flucht des Marius.
87 Sulla in Griechenland.
— Revolution in Rom, Sieg der Demokratie. Des Marius Rückkehr.
86 Marius stirbt während des 7. Konsulats.
— (—84) Regierung der Demokratie in Rom. Cinna an der Spitze der Partei.
85 (ca.) Der römische Tragiker Accius †.
— Sulla beendet den Krieg mit Mithradates.
83 Sulla in Italien, der erste Bürgerkrieg.

82 Sullas Diktatur. Sieg der Reaktion.
81 Die sullanische Verfassung.
80 (—72) Sertorius in Spanien. Die demokratischen Emigranten werden von Pompejus überwunden.
79 Sulla legt die Diktatur nieder.
78 Sulla †.
75 Ordnung der Geschworenengerichte durch das Gesetz des Aurelius Cotta.
74 (—69) Lucullus in Asien gegen Mithradates von Pontus und Tigranes von Armenien.
73 (—71) Sklavenaufstand in Italien.
70 Konsulat des Pompejus und Crassus. Abschaffung der sullanischen Verfassung.
— Ciceros Reden gegen Verres.
69 Großer Sieg des Lucullus über Tigranes von Armenien bei Tigranokerta.
68 Meuterei in der Armee des Lucullus. Zusammenbruch der römischen Machtstellung im Orient.
67 Das gabinische Gesetz überträgt Pompejus das Kommando gegen die Seeräuber.
66 Das Manilische Gesetz. Ciceros erste politische Rede.
65 Pompejus' entscheidender Feldzug gegen Mithradates von Pontus.
64 Pompejus in Syrien. Ende des Seleukidenreichs. Organisation des römischen Asien.
63 Die Catilinarische Verschwörung. Ciceros Konsulat.
— Intervention des Pompejus in Jerusalem.
59 Das erste Triumvirat. Cäsars Konsulat.
58 Cäsar in Gallien.
— Cicero wird verbannt. P. Clodius als Führer der Demokratie. Anarchie in Rom.
56 Die Konferenz zu Lucca.
55 Lucretius Carus, Verfasser von „de natura rerum" †.
— Cäsar fährt nach Britannien.
54 (ca.) Der Dichter Catull aus Verona †.
53 Feldzug des Crassus gegen die Parther. Schlacht bei Karrhä.
52 Erhebung des Vercingetorix in Gallien.
— Pompejus ist Konsul ohne Kollegen.
51 Die Unterwerfung Galliens ist vollendet. Cäsar veröffentlicht die „Denkwürdigkeiten des Gallischen Kriegs".
50 (ca.) Der Epikuräer Philodemos.
— (ca.) Der Philosoph Poseidonios von Rhodos, der Fortsetzer des Polybios †.
49 Bruch zwischen Cäsar und dem Senat. Der zweite Bürgerkrieg.
— Oberitalien erhält römisches Bürgerrecht.
48 Cäsar siegt bei Pharsalus. Pompejus † in Ägypten.
— (—47) Cäsar in Ägypten.
46 Cäsars Sieg bei Thapsus. Catos Selbstmord in Utica.
46 Cäsar wird Diktator auf 10 Jahre.
45 Cäsars Sieg bei Munda über die Republikaner.
44 Cäsar wird Diktator auf Lebenszeit.
— Iden des März. Cäsars Ermordung.
— Octavianus kommt nach Rom, tritt auf die Seite der Republik. Ciceros philippische Reden. Mutinensischer Krieg: Sieg der Republikaner über Antonius (—43).
43 Zweites Triumvirat zwischen Antonius, Octavianus und Lepidus. Niederlage der Republik im Westen. Ciceros Tod.
42 Schlacht bei Philippi. Tod des Brutus und Cassius. Ende der Republik.
40 Perusinischer Krieg. Vertrag von Brundisium zwischen Octavianus und Antonius.
36 Agrippa siegt über Sertus Pompejus.
— Der Historiker Sallust †.
32 Bruch zwischen Octavianus und Antonius.
31 Schlacht bei Aktium. Sieg Oktavians.
30 Tod des Antonius und der Kleopatra. Octavianus ist Herrscher im ganzen römischen Reich.
27 M. Terentius Varro †, der größte römische Gelehrte.
— (ca.) Der Historiker Diodor, Verfasser der „Weltgeschichte".
— Octavianus teilt seine Gewalt mit dem Senat, erhält den Namen Augustus. Gründung des Principats.
— (—14 n. Chr.) Das Zeitalter des Augustus. Glanzperiode der Literatur, besonders gefördert durch Mäcenas und Messala Corvinus. Die Dichter Virgil (70—19 v. Chr.), Ovid (43 v. Chr.—17 n. Chr.), Horaz (65 bis 8 v. Chr.), Tibull (55—19 v. Chr.) und Properz (60—15 v. Chr.). Der Historiker T. Livius, der Kritiker Asinius Pollio. Die Juristen Ateius Capito und Antistius Labeo. — Die Reliefs der ara pacis. Die großartigen Bauten in Rom (Pantheon).
23 Augustus übernimmt die ständige tribunizische Gewalt.
20 (ca.) Der Ästhetiker Dionysios von Halikarnassos wirkt im Sinne des Atticismus.
— Diplomatischer Sieg des Augustus über das Partherreich.
17 Die Unterwerfung Spaniens durch die Römer ist vollendet.
— Die großen Säkularspiele in Rom. Horaz dichtet das „Carmen saeculare".
15 Drusus und Tiberius dringen bis an die Donau vor.
12 (—10) Züge des Drusus in Germanien.
4 Jesus Christus geboren.

Nach Christi Geburt.

4 Der Thronerbe C. Caesar †.
6 (—10) Pannonischer Aufstand.
9 Die Varusschlacht.
14 Kaiser Augustus †. Kaiser Tiberius (—37).
— (—16) Feldzüge des Germanicus in Deutschland.
19 Tod des Germanicus im Orient.
20 (ca.) Der Geograph Strabon †.
23 Die Prätorianergarde wird in Rom vereinigt.
26 Kaiser Tiberius zieht sich nach Capri zurück.
29 Katastrophe der älteren Agrippina und ihrer Familie.
30 Kreuzigung Christi.
31 Sturz des allmächtigen praefectus praetorio Seianus.
35 (ca.) Bekehrung des Paulus zum Christentum.
37 (—41) Kaiser Gaius („Caligula").
40 (ca.) Der jüdische Philosoph Philon.
— (ca.) Die anonyme stilkritische Schrift vom Erhabenen.
41 (—54) Kaiser Claudius. Regierung der Freigelassenen.
48 Beginn der Eroberung von Britannien.
— Hinrichtung der Kaiserin Messalina. Claudius heiratet Agrippina, die Mutter Neros.
54 (—68) Nero, —59 unter der Leitung von Burrus und Seneca.
— (ca.) Tacitus geboren.
58 (—63) Partherkrieg des Corbulo.
59 Ermordung der jüngeren Agrippina.
60 (ca.) Der naturalistische Roman des Petronius.
64 Der Brand von Rom. Erstes Vorgehen der Regierung gegen die Christen.
— Der Apostel Paulus †.
65 Die Pisonische Verschwörung. Tod Senecas.
— Lucanus †, der Vertreter der Republik in der Literatur.
66 (—70) Der Aufstand der Juden, beschrieben von Josephus.
68 Aufstand in Gallien unter Vinder. Anschluß der Provinzheere. Selbstmord Neros. Ende der Julisch-Claudischen Dynastie.
69 Corpskrieg der Garde und der Rhein-, Donau-, Orientarmee. Das Vierkaiserjahr: Galba, Otho, Vitellius, Vespasian.
— Aufstand der Bataver unter Civilis.
— (—96) Die flavische Dynastie (—79). Kaiser Vespasian.
70 Einnahme von Jerusalem durch Titus. Zerstörung des Tempels.
75 (ca.) Der jährliche Import orientalischer Luxuswaren erreicht die Höhe von 100 Millionen Sesterzen.
75 (ca.) In Spanien gibt es 294 Städte.
78 (—85) Agricola als Statthalter in Britannien.
79 (—81) Kaiser Titus.
— Ausbruch des Vesuv. Verschüttung von Pompeji und Herculanum. Tod des älteren Plinius, des Verfassers der „Naturgeschichte".
81 (—96) Kaiser Domitian, versucht die Durchführung des Absolutismus.
87 Krieg Domitians mit den Dakern.
90 (ca.) Der Stoiker Epiktet.
— (ca.) Der Prophet Apollonios von Tyana.
— (ca.) Clemens schreibt den Brief an die Korinther.
93 Aufstand des Antonius Saturninus gegen Domitian.
95 Quintilian, der Theoretiker der Beredsamkeit †.
96 Ermordung Domitians. Kaiser Nerva (—98).
— (—180) Die Dynastie Nervas, durch Adoption weitergeführt.
98 (—117) Kaiser Trajan. Kompromiß zwischen Freiheit und Monarchie.
100 (ca.) Der Redner und Schriftsteller Dion von Prusa.
101 (—103) Der erste Dakerkrieg Trajans.
102 Der Epigrammdichter Martial †.
104 (—106) Trajans zweiter Dakerkrieg. Das Siegesdenkmal von Adamklissi. Die Trajanssäule in Rom.
105 (ca.) Die „Historien" des Tacitus.
110 (ca.) Das Christentum ist in Bithynien schon stark verbreitet.
114 (—117) Krieg mit den Parthern. Die neuen Provinzen Arabien, Armenien, Assyrien, Mesopotamien, von denen nur die erste bestehen bleibt.
115 (ca.) Der jüngere Plinius, gefeierter Redner †.
116 (ca.) Tacitus stirbt nach Vollendung der Annalen.
117 (—138) Kaiser Hadrian. Reform der kaiserlichen Verwaltung. Begünstigung der griechischen Kultur. Die Villa in Tibur. (Tivoli.) Die Bauten in Athen. Die Engelsburg.
120 (ca.) Der Philosoph und Historiker Plutarch †.
130 Der Gesellschaftskritiker Juvenal †.
— (ca.) Die Kaiserbiographien Suetons.
— (ca.) Die zweite Sophistik: Polemon, Herodes Attikus, Aristides (117—185).
132 (—135) Aufstand der Juden unter Bar Kochba.
138 (—161) Kaiser Antoninus Pius. Periode des Weltfriedens.

140 (ca.) Der Gnosticismus in der christlichen Kirche. Seine Hauptvertreter sind Basilides, Valentinus, Marcion.
150 (ca.) Der Redner Fronto.
— (ca.) Pausanias beschreibt Griechenland.
— (ca.) Der „Hirte" des Hermas, christliche Schrift.
156 (ca.) Die montanistische Bewegung im Christentum.
160 (ca.) Der Geograph und Astronom Ptolemäus.
161 Die Institutionen des Juristen Gaius.
— Kaiser Marc Aurel (—180) und Kaiser Verus (—169). Die erste Regierung von zwei Kaisern zugleich.
162 (—165) Der Partherkrieg des Verus.
165 (ca.) Der christliche Apologet Justin.
166 (—180) Die Markomannenkriege.
170 (ca.) Apuleius von Madaura, der Verfasser der „Metamorphosen".
— (ca.) Die Christen sind bereits zahlreicher als die Juden.
— (ca.) Der geistvolle Spötter Lukian.
175 (ca.) Arrian, der Historiker Alexanders †.
— Aufstand des Avidius Cassius in Syrien: Der erste Bürgerkrieg seit einem Jahrhundert.
180 (—192) Kaiser Commodus, der Sohn Marc Aurels.
185 Sturz des praefectus praetorio Perennis.
190 (ca.) Irenäus, Bischof von Lyon, kämpft gegen den Gnosticismus.
192 Commodus wird ermordet.
193 (—235) Die Severer-Dynastie.
— (—211) Kaiser Septimius Severus. Krieg gegen die Parther. Ende der Herrscherstellung Italiens.
200 (ca.) Starke Ausbreitung von Christentum und Mithraskult.
— (ca.) Der Kirchenvater Tertullian.
— (ca.) Clemens von Alexandria sucht das Christentum mit der antiken Kultur auszugleichen.
— (ca.) Der Arzt Galenus †.
— (ca.) Celsus schreibt gegen die Christen.
— (ca.) Der Skeptiker Sextus Empirikus.
— (ca.) Der Dialog „Octavius" des Minucius Felix kämpft für das Christentum.
211 (—217) Severus Antoninus (gen. Caracalla). Verleihung des römischen Bürgerrechts an alle Freien im Reich. Die „Thermen des Caracalla" in Rom.
212 Der große Jurist Papinian †.
218 (—222) Aurelius Antoninus („Elagabal"). Orientalische Religion und Sitte in Rom.
220 (ca.) Der Sophist Philostratos.
222 (ca.) Bischof Hippolytus von Rom.
222 (—235) Severus Alexander. Nationalrömische Gegenströmung, neuer Einfluß des Senats.
226 Gründung des neupersischen Reichs.
228 Der Jurist Ulpian wird von Prätorianern ermordet.
230 (ca.) Cassius Dio verfaßt seine römische Geschichte.
235 Ermordung Alexanders. Die Armee erhebt den Thraker Maximinus (—238). Die reine Militärherrschaft.
238 Sturz Maximins durch die Erhebung Italiens. Letzte Restauration des Senats.
— Ermordung der Senatskaiser durch die Soldaten, Gordianus III. (—244).
240 (ca.) Anfänge der Manichäischen Religion in Persien.
244 (—249) Kaiser Philippus. Unter ihm die Feier des tausendjährigen Bestehens Roms
249 (—251) Kaiser Decius. Kampf des Staats gegen das Christentum.
250 (ca.) Die Neuplatoniker Plotinus († 270) und Longinus († 273).
251 Kaiser Decius fällt gegen die Goten.
254 Bischof Origenes, Schüler des Clemens †.
258 Bischof Cyprianus von Karthago wird hingerichtet.
260 Kaiser Valerian wird von den Persern gefangen genommen. Völlige Auflösung des Reichs. Im Westen das Gallische Kaisertum, der Orient unter den Fürsten von Palmyra (Odenathus, seit 267 Zenobia).
— (—268) Kaiser Gallienus. Ausschluß der senatorischen Aristokratie von den militärischen Ämtern.
261 Die Alemannen in Italien.
263 Die Gotenzüge: Eroberung von Ephesus.
268 (—270) Kaiser Claudius, schlägt die Goten (269).
270 (—275) Kaiser Aurelianus stellt die Reichseinheit wieder her. Befestigung von Rom. Einführung des orientalischen Hofzeremoniells.
275 (—96) Der Senatskaiser Tacitus.
276 (—282) Kaiser Probus bekämpft erfolgreich die Germanen.
282 (—284) Kaiser Carus stellt die römische Autorität im Orient wieder her.
284 (—305) Kaiser Diokletian. Große Reichs- und Verwaltungsreform. Stehendes Heer und Bürokratie. Erblichkeit der Berufsstände. Latifundien und Kolonat. Das Edikt über den Maximaltarif.
285 Diokletian teilt das Reich mit Maximianus. Zu den 2 Augusti treten später noch 2 Cäsares („Kronprinzen") Galerius und Constantius.

295 (ca.) Arnobius bekämpft die Heiden in seinem Werk: „adversus nationes".
300 (ca.) Die „Divinae institutiones" des Lactantius.
— (ca.) Die neuplatonischen Philosophen Porphyrios und Jamblichos.
305 Diokletian und Maximian legen die Regierung nieder. Diokletian in Salona.
306 Konstantin in Britannien, Maxentius in Rom zum Kaiser erhoben.
312 Konstantin siegt über Maxentius an der milvischen Brücke, wird Herr des Westens.
313 Licinius ist Alleinherrscher im Osten.
— Kaiser Diokletian †.
— Das Mailänder Edikt des Konstantin und Licinius erkennt die Gleichberechtigung des Christentums an.
— Der Donatisten-Streit beginnt in Afrika.
324 Konstantin siegt über Licinius und vereinigt so das ganze Reich in seiner Hand.
325 Konzil zu Nizäa. Die Lehre des Athanasius wird zum Dogma erhoben.
330 Gründung von Konstantinopel.
337 Konstantin der Große †.
340 Bischof Eusebios von Cäsarea †, der Historiker der alten Kirche.
353 (—361) Kaiser Konstantius.
355 Synode zu Mailand, Sieg der Arianer.
— Cäsar Julian besiegt die Alemannen bei Straßburg.
360 Julian wird in Paris zum Augustus ausgerufen.
361 Nach dem Tode des Konstantius ist Julian Alleinherrscher im Reich. Heidnische Reaktion. Die heidnischen Schriftsteller Libanios und Themistios. Julians Schriften gegen das Christentum.
363 Julian fällt auf dem Feldzug gegen die Perser.
364 Die Kaiser Valentinian I. (—375) und Valens (—378). Tolerante Religionspolitik.
374 Erzbischof Basilios von Cäsarea †.
376 Die Edikte Gratians und des Theodosius gegen die „Ketzer" beginnen.
378 Valens fällt gegen die Goten bei Adrianopel. Theodosius Kais. d. Ostens (—395).
380 Ein kaiserliches Edikt befiehlt allen Untertanen, die katholische Religion anzunehmen.
384 Die Denkschrift des Symmachus für die Freiheit des alten Glaubens. Gegenschrift des Ambrosius von Mailand.
385 Erste Hinrichtung eines Menschen durch kirchliche Verfolgung.
390 Gregor von Nazianz, der große Kirchenschriftsteller †.
393 Ende der Olympischen Spiele.
395 Endgültige Teilung des Reichs in Ost- und Westrom.
— Alarich zerstört in Griechenland die meisten Reste der klassischen Zeit.
397 Ein Edikt befiehlt, das Material der zerstörten Tempel zu öffentlichen Bauten zu verwenden.
400 (ca.) Der heidnische Historiker Eunapios.
— (ca.) Ammianus Marcellinus, der letzte großzügige römische Historiker.
— (ca.) Hieronymus übersetzt die Bibel ins Lateinische.
— (ca.) Der christliche Dichter Prudentius.
403 Die Chronik des Galliers Sulpicius Severus.
407 Bischof Johannes Chrysostomos †.
410 Alarich in Rom.
415 Ermordung der Hypatia durch christliche Fanatiker.
416 Rutilius Namatianus, der letzte heidnische Dichter.
430 Augustinus †. Die „Bekenntnisse" und das „Gottesreich"; Grundlage für die Theologie des Abendlandes.
440 (ca.) Salvianus kritisiert die Zustände im römischen Reich.
448 Kaiser Theodosius II. läßt alle Schriften gegen das Christentum verbrennen.
450 (ca.) Der griechische Historiker Priscus schildert Attila.
— Römische Geschichte des Zosimos, letzter heidnischer griechischer Historiker.
476 Sturz des letzten Weströmischen Kaisers durch Odovaker.
485 Der Neuplatoniker Proklos †.
486 Niederlage des Syagrius gegen den Franken Chlodwig. Ende des letzten Römerstaats im Westen.
520 (ca.) Priscianus verfaßt seine große lateinische Grammatik.
524 Boëthius †, Autor der „Tröstung der Philosophie", der letzte Vertreter der Antike im Abendland.
529 Kaiser Justinian schließt die Universität Athen. Der letzte griechische Gelehrte Simplicius. Ende der griechischen Kultur.

Register

Die Zahlen bedeuten die Seiten. — Zahlen mit vorgedrucktem „Abb." weisen auf die Abbildungen hin

Abdera 166
Abendmahlsfeier, christliche . 582
Aberkios aus Hieropolis, Magier 545
Abraham, Kult des 580
Abstammungstheorie . 24, 30 ff.
Abydos 166, 258, 430
Achäer 145, 162
Achäischer Bund . . 405 ff., 408
Achaia, römische Provinz 444, 547
Achaios, Herrscher in Klein-Asien 432
Achämenes, Perser 214
Ackergesetz, des C. Flaminius (232 v. Chr.) . . 460
Adasa, Schlacht bei 438
Adel der mykenischen Zeit 151 f.
—, griechischer 156, 174 ff., 177, 185 f., 300
—, thessalischer . . . . . 179 f.
—, der altrömische . . . 364 ff.
Adherbal von Numidien . . 463
Adilität 387
Adoniskult 288
Adoration 545
Adrianopel, Schlacht bei . . 606
Aelia Capitolina, siehe Jerusalem.
Aëtius, römischer Feldherr . 600
Afranius, Legat des Pompejus 486
Afrika, Anthropologische Gliederung des Erdteils 49 ff.
—, als römische Provinz . 560
—, Bedeutung für das Christentum 596
Agamemnon 160
Agapen (Liebesmahl) der Mysterien 582
Agariste, Tochter des Kleisthenes 177
Agathokles von Syrakus . . 412
Agatische Inseln, Schlacht an den 415
Ager publicus 386
Agesilaos, König von Sparta 270 ff. 272, 276, 278, 282
Agiaden, Dynastie 174
Agina 162 f., Abb. 164, 201, 213 f., 219, 243, 429, 446
Agina, Tempel zu Abb. 209, Abb. 212, Abb. 213, 224
Agis, König von Sparta . . 253
Agis, König von Sparta (331) 319
Agis, König von Sparta (242) 407
Agnostizismus, christlicher 576
Agospotamoi, Schlacht bei . 260
Agrarische Reform, in Rom und Italien 462
Agricola, römischer Feldherr 525, 532
Agrippa, Marcus Vips. 499, Abb. 499, 509 f.
—, Posthumus, Sohn des Agrippa . . . . . 516 f.
Agrippina, die ältere, Enkelin des Augustus 517 f., 521
—, die jüngere 525 f., 557, 567
Ägypten 145, 147, 148, 155, 166, 182 ff., 200, 214, 273 f., 282, 314, 318 f., 335 f., 342 ff., 351 ff., 405 f., 410 f., 430 f., 445 f., 482 ff.
Ahnenkult der ozeanischen Insulaner . . . . . Abb. 62
Ahuramazdâ 591
Aix, siehe aquae Sextiae
Aja, Sophia, zu Konstantinopel 553
Akademie, Platons 291, 295, 419
Akaiwasch, siehe Achäer.
Akragas (Agrigent) 165, 207, 209, 222, 262, Abb. 414, Abb. 415
Akrokorinth . . . . . Abb. 271
Akropolis, siehe Athen . . .
Aktium, Schlacht bei 492, 498 f., 507
Alalia (Korsika) 182
Alanen, germanischer Volksstamm 547
Alarich, Gotenkönig 624, 628 ff.
Alba Longa . . . . . 362 f.
Alemannen, germanischer Volksstamm . . 547, 617, 630
Alexander der Große 73, 295, 298 f., 300, 311, 315, Abb. 323, 329, 336 f. 420, 436, 440, 480, 512
—, Gestalt des, in der Literatur 424
—, Leichenwagen des 341, Abb. 343
—, Sarkophag Abb. 305, Abb. 318, Abb. 319, Abb. 323
—, Epirote 400
—, Statthalter der Persis 432
—, Balas, seleukidischer Prätendent . . 435, 438, 448
—, Helios, Sohn des Antonius und der Kleopatra 497
—, von Abonuteichos 578
Alexandria, Bedeutung von 411, 419, 423, 445, 450,
—, Stadtgöttin von . Abb. 424 551, 553
, Stadtrecht von 544
Alexandros (Paris) 160
—, von Pherä . . . . . 280 f.
Algonkische Periode . . . 10, 12
Alimentartafeln, die trajanischen 626
Alkäos aus Mytilene . 187, 563
Alkibiades . . . . 250 ff., 257 ff.
Alkman, aus Sparta . . . 188
Alkmeon, Arzt 232
Alkmeoniden, Familie der 177 f., 184, 200 f.
Allia, Schlacht an der . . . 384
Alluvium . . . . . 11 f.
Alpenstraßen, römische . 388 f.
Alpenübergang Hannibals . 426
Alphabet, das griechische . . 169
—, italisches . . . . . 358 f.
Ambrakia 164, 177
Ambrosius von Mailand 596, 626
Ammianus Marcellinus, Historiker 568, 616
Ammon, Orakel des . . 319, 323
Amor und Psyche, altchristliches Gemälde . . . Abb. 596
Ampelius, L., Schriftsteller 450
Amphiktionen, Bund der 180, 186, 284, 308, 310
Amphipolis, in Thrakien 218, 249, 282, 306
Amphissa in Lokris 310
Amphitheater, das flavische, siehe Kolosseum.
Amyklä, Goldfund von . . . 153
Anachoreten, christliche . . . 615
Anakreon, aus Teos 187
Anaxagoras, Philosoph 232 f., 240 f., 287
Anaxilaos von Rhegion . 207 f.
Anaximandros, Philosoph 192 f.
Anaximenes von Milet . . 193
Andriskos, makedonischer Prätendent 443, 448
Androkles, athenischer Demokrat 257
Andromeda, Sternbild der 4 f., Abb. 5
Anicetus, römischer Flottenführer 526
Annalen, römische 382, 452, 502
Antalkidas, Spartaner . . . 273
—, Friede des 274
Anthela, Demeterkult von . 179
Anthropophagie, ihre kulturelle Bedeutung 47
Antigoniden, Dynastie der 404 f., 441, 445 ff.
Antigonos, Diadoche 339, 342 ff.
— Doson, König von Makedonien . . 406, 428, Abb. 429
— Gonatas, König von Makedonien 352, 354, 404 ff., 420
Antike, Untergang der . . 505 ff.
Antimachos von Kolophon . 297
Antinoopolis, Gründung von 539
Antinoos . . . . Abb. 539, 553
Antiochia am Orontos 388, 432, 547
—, Stadtgöttin von Abb. 349
Antiochos I., König von Syrien 350, 354, 480
—, II., Theos 409, 432
— III., der Große 410, 433 ff., Abb. 434
—, IV., Epiphanes 420, Abb. 435, 435 ff., 445 ff., 480, 578
—, V., Eupator . . . 435, 438
—, VI., Sidetes 435 f., 479, 486
—, VII., Asiatikos 480
—, von Kommagene 480
Antipatros, Reichsverweser 306, 323, 340 ff.
Antiphon, Redner . 257 f., 292
Antisemitismus, im römischen Reich 580
Antisthenes, Philosoph . . . 290
Antium, Volkerstadt 381, 553
Antonia, Nichte d. Augustus 517
Antoninen, Dynastie der 534 ff., 572
Antoninus Pius, Kaiser 539 f., Abb. 541 570
—, Tempel des zu Rom . . 553
Antonius, L., Bruder des M. Antonius 495
Antonius, M., 483, 489 ff., 522, 537
Anxur (Terracina) 382
Anytos, Ankläger des Sokrates 289
Aoler in Kleinasien 145
Aolis 144
Aolischer Dialekt 144
Apelles, Maler 300
Aphrodite 158
—, die knidische 298, Abb. 303
Apokalypse, in der jüdischen Literatur 578
Apollodoros, Maler 226
Apollon, Gott 158, 188
—, vom Belvedere . . Abb. 551
—, der delphische 172, 186 f., Abb. 285, 580
—, Karneios 188
—, Tempel zu Branchidae . 181
—, Tempel zu Delos 184
—, Tempel am triopischen Kap 154
—, von Tenea . . . . Abb. 168
Apollonia in Illyrien 164
Apollonios, von Perge 294, 332
—, von Rhodos 423
—, von Tyana 570, 578, 580, 586
Apologetik, christliche 592, 594, 609
Apostata, siehe Julian.
Apostel, die zwölf Abb. 595, Abb. 598
Apostolisches Amt 594
Aporyomenos, des Lysippos 299, Abb. 301
Appian, Historiker 569
Appische Straße 401
Appius Claudius, Dezemvir . . . . . 378 f.
Appius Claudius, Zensor 365, 395 f., 398 f., 402, 418, 440
Apuleius, römischer Dichter 561 565
Apulien, Landschaft in Italien 394
Aqua Claudia, Ruinen der . . . . . Abb. 525
Aquädukte, römische, in Arabien 561
Aquae Mattiacae, Deutschland 558
, Aureliae 558
, Sextiae 462, 466, 556
Aquer, italischer Volksstamm 381
Aquileja, Gründung von . . 441
Aquillius, Manius, Konsul 150
Aquincum (Pannonien) . . 559
Aquontum (Noricum) . . . 559
Araber, die, als Rasse . . 76
Arabia, als römische Provinz . . . . . 536, 560 f.
Ara Pacis, Relief von der 507, Abb. 507, Abb. 514, Abb. 515, 552

Arae, Flaviae 558
Aratos von Sikyon, Stratege 406, 428
—, der jüngere 429
Araufio, siehe Orange.
Arbeitslöhne, griechische . . 221
—, römische 603
Arcadius, Kaiser . . . 606, 623
Archaismus in der römischen Literatur 569
Archelaos, König von Makedonien . . . . 226, 266, 305 f.
Archidamischer Krieg . . . 242 ff.
Archidamos, König von Sparta . . . . . 211, 242 f.
Archilochos, aus Paros . . 170
Archimedes 422
Architektur, archaische 172 f., Abb. 173
—, des 5. Jahrhunderts . 222 f.
—, des vierten Jahrhunderts . . . . . 298 f.
—, kretische 119
—, römische 553
Archonten in Athen 174, 185, 201
Archozoische Aera der Erdgeschichte (Primordialzeit) 30
Archytas aus Tarent 294
Ardys, König von Lydien . 181
Arelate, siehe Arles.
Areopag . . . . . 178, 212 f.
Ares, Gott 158
Argeier bei Homer 162
Argentorate (Deutschland) 555, 558
Arginusen, Schlacht bei den 269
Argolis, Landschaft in Griechenland 143, 157
—, Dialekt der 142
—, Bildhauerschule der . . 224
Argos 157 f., 177 f., 184, 202, 210 f., 250, 272, 278
Ariarathes V., König von Kappadokien 448
Arier, die in Vorderindien 73
Ariminum in Italien . . . 401
Arion aus Lesbos 189
Ariovist, Germanenkönig . . 485
Arische Sprachen 79
Aristagoras von Milet . . 197 f.
Aristarch von Samos, Astronom 332, 422, 572
— von Samothrake, Philologe 332, 450
Aristeides, athenischer Staatsmann 201 ff., 206, 211
— aus Theben, Maler . . 209
— von Smyrna, Redner 550, 554, 570, 578
Aristionstele, in Athen Abb. 179
Aristippos von Kyrene . . . 280
Aristobul I., jüdischer König 439, 480
—, II., jüdischer König . . 481
— von Kassandria 424
Aristomenes, Messenier . . 179
Aristonikos von Pergamon, Sohn Eumenes II. . . 449 f.
Aristonothos-Vase . . Abb. 163
Aristophanes, Dichter 230, 289, 571
—, von Byzanz, Philologe 450
Aristoteles, Philosoph 295 ff., 336, Abb. 337, 340 ff., Abb. 341, 385, 419 ff., 450
Arius und die Arianer . 614 ff.
Arkader, Volk in Griechenland 140
Arkadien, griechische Landschaft 179, 184, 202, 210 f., 278 ff., 281 f.
Arles, Stadt in Gallien 555, 556
Armenien, Königreich . . . 432
Armenwesen zur Kaiserzeit 535
Arminius, Germanenfürst . 516
Arnobius, Kirchenvater 560, 596
Arrian, Historiker 569
Arsakes, Partherkönig . . . 132
—, VI., siehe Mithradates der Große.
Arsaliden, Dynastie der 409, 432 ff., 546
Artabazos, Perser 205
Artavasdes, König von Armenien 498
Artaxerxes I., von Persien 212
—, II., ... 419. 422
—, III., ... 311
Artemis 158
Artemistempel zu Ephesos 298. Abb. 315
Artemision, Seeschlacht am Vorgebirge 203
Arvalen, Bruderschaft der . 513
Ärztliche Instrumente aus Pompeji . . . . . Abb. 532
Ärzte, römische 573
Äschines, athen. Staatsmann 293, 308 ff., Abb. 309
—, Sokratiker 289
Äschylos, Dichter . . . 190, 227
Asia, römische Provinz zur Kaiserzeit . . . . . 560 f.
Asinaros, Kapitulation vom 254
Asklepios, Kult des 153, 231, Abb. 321, 578, 621
Aspasia 237, 241
Assyrien 182
—, als römische Provinz . . 536
Astarte, Kult der 537, 545, 579
Astrologie, der römischen Kaiserzeit 575, 577, 579
Astronomie, antike 193 f., 231, 294 f., 332, 418, 572
Athamanen, im Pindos . . 146
Athanasius und die Athanasianer . . . 595, 614 ff., 620
Athaulf, Gotenkönig 630
Athen 149, 158, 168, 173 ff., 178 f., 184 f., 189, 192, 198, 200 ff., 211 f., 218 ff., 227 ff., 240 ff., Abb. 247, 253, 260, 264, 272 ff., 276 ff., 282, 300, 306 ff., 314 ff., 324, 340 f., 345 f., 405, 419, 472, 538, 547, 624
—, Akropolis 145, Abb. 215, Abb. 219, Abb. 222 f., 450
—, Dionysostheater Abb. 275, 298
—, Hohe Schule zu, 291 561, 595
—, Theseustempel 223, Abb. 223
Athena, Göttin 152, 158
—, Alea 298
—, Lemnia . . . . . Abb. 243
—, Parthenos . . . . Abb. 259
Athenäos, Philosoph 573
Athenisches Reich . . 206, 217 ff.
Atolien, griechische Landschaft 143
Atomtheorie, antike . . . 239 f.
Atreus, Schatzhaus des 150, Abb. 151
Attalos I., König von Pergamon 409 f., 429 f., 433, 446, 450
—, II. . . . . 448 f.
Attalos III. . . . . 448 ff., 458
—, römischer Stadtpräfekt . 630
Attila, Hunnenkönig . 627, 631
Attis, phrygischer Sonnengott 334, 545, 579, 582, 588
Attischer Dialekt 142
Attizismus in der Literatur 569 f.
Auferstehung, die in den antiken Mysterien 585
Aufklärung, griechische . . 231 ff.
Augsburg, siehe Augusta Vindelicorum.
Augustales, Genossenschaft . 512
Augusta Rauracorum . . 558
— Trevirorum . . 557 f., 605
— Vindelicorum 558
Augusteische Epoche 562
Augustinus, Kirchenvater 560, 592, 596 ff., 607, 616, 622, 625
Augustodunum (Gallien) 556
Augustus, Octavianus, Kaiser 460, 490 ff., Abb. 493, 493 ff., 507 ff., 521, 561, 568, 572, 578, 608
—, Familie des Abb. 509, Abb. 515
— Bedeutung des Titels unter Diokletian 604
Aurelian, römischer Kaiser 548, 580
Auskulum, Schlacht bei . . 400
Ausonius, Dichter 557
Autonomie, der Gemeinden im Römerreich 544, 554
Autoritätsglaube, antiker 576, 578
Autun, siehe Augustodunum.

Baal, Kult des 579, 690
Baaltempel, zu Elymais . . 435
Babylon 147, 320, 324
Babylonien 180, 200, 323
Baden-Baden (siehe Aquae Aureliae).
Bagauden in Gallien . . 545, 627
Bagrados, Fluß in Afrika . 442
Bakchiaden, in Korinth . . 176 f.
Bakchidas, syrischer Feldherr 438
Bakchylides, Dichter . . 189, 229
Baktrien, Königreich 321, 409, 435
Bankwesen, Griechisches . . . 220
Bantusprachen . . . . 52 ff., 59
Barbarisierung der römischen Armee . . . . . 541, 629 f.
Barkochba, jüdischer Held . . 537
Barrengeld, römisches 395, Abb. 395, Abb. 399
Basileiden, in Ephesos und Erythräa 176
Basilios von Cäsarea . . . 595
Basken, Volk der 59, 79
Bassus, Ventidius, röm. Feldherr 497
Bastarner, Volk an der Donau 441
Bätica, spanische Provinz . 555
Battiaden, Dynastie in Kyrene 210
Bauern in Gallien 545
— in Griechenland 168
—, die römischen 374 ff., 516, 601, 613, 623, 627 ff.
Bauernbefreiung, römische 374 ff., 377 ff.
Beamtenwahlen zur Zeit des Kaisertums . . . 518, 521, 534
Belgrad, als Römerstadt . . 555
Benevent, Schlacht bei . . . 401
Berossos, babylonischer Historiker 333, 424
Bessos, Mörder Dareios III. 320 f.
Beth-zur, Schlacht bei . . . 438
Bibel, Uebersetzung der . . . 596
Bibliotheken, die alexandrinische 423, 450
—, die pergamenische . 423, 450
—, im römischen Reich . . . 572
Bibulus, M. Calpurnius, Konsul 484
Bilderschrift, kretische 148, Abb. 149, 150 f.
Bildersprache, christliche . . . 584
Biologie, antike . . . . . 294 f.
Bion von Olbia, Philosoph 420
Bischöfe, christliche . . . 594, 612
Bithynien, Königreich . . 429 f.
Bocchus, König von Mauretanien 463
Bojer, gallischer Stamm 385, 399, 416
Bonna (Bonn) 494, 558
Böotien, griechische Landschaft 158, 180, 185, 200, 214, 250, 271 f., 310 ff.
— Dialekt von 142
Bordeaux, s. Burdigala.
Borghesischer Fechter Abb. 550, 552
Borysthenes, Strom 561
Boscoreale, Schatz von Abb. 424, Abb. 511
Bostra, Stadt in Arabien . . 561
Botanik, griechische . . . . 296 f.
Branchidae, Tempel des Apollon zu 181
Brasidas, Spartaner 249
Brennos, Gallier 404
Britannien, als römische Provinz . . . 525, 537, 557 f.
Britannicus, Sohn des Claudius . . . . . 525 f.
Bronze in der mykenischen Kultur 151
Bronzezeit, die 25, 101, 104, 106, 110, 112 ff., 114 ff., 116 ff., Abb. 113, Abb. 114, Abb. 115, Abb. 116, Abb. 117, Abb. 118, Abb. 119, Abb. 120, Abb. 121
Bronzezeit in Afrika 58
— — Griechenland 156
Brüderlichkeit, Idee der . . 588
Brukterer, germanischer Volksstamm 528
Brutus, Decimus . . . . 492 f.
—, Junius, der ältere 365, 398
—, M. Junius, d. j. 490 ff., 513, 534, 540
Buceros (Totenvogel) Abb. 45, 48
Buchstabenschrift, in Griechenland . . . . 169, Abb. 170
Budapest, s. Aquincum.
Buddha, Mythus vom . . . 587
Buddhismus, der, in Asien 74
Budicca, britannische Fürstin 558
Bund, der achäische 428 ff., 434, 441, 444
—, der ätolische 404, 428 ff., 433 f.
—, der hellenische . . . . 428 ff.
—, der italische 401 f., 417, 426 ff.
Burdigala (Gallien) 556
Bürgerkrieg zwischen Pompeius und Cäsar . . 488 ff.
Bürgerrecht, römisches 514, 461, 468 f., Abb. 469, 488 ff.
Burgunder, germanischer Volksstamm . . . 548, 628 ff.
Burrus, Präfekt der Prätorianer 526
Buschmänner . . 46, Abb. 47 ff.
Buschmannkunst 50, 51, Abb. 50, Abb. 51, Abb. 52
Byzantion 166, 206 f., 258, 283, 309
Byzanz, Reich von 631

Caecilia Metella, Grabmal der . . . . . Abb. 487
Caile, Vipinas, Etrusker . 363
Caligula, Gaius Cäsar 520 ff., Abb. 523, 542
Calpurnia, Gemahlin Cäsars 491
Camalodunum (Britannien) 557
Camillus, L. Furius 385
—, M. Furius 383
Campanien, italische Landschaft 389, 392
Campodunum (Deutschland) 559
Cannä, Schlacht bei 426 f., 429 f., 441
Canuleius, Gesetz des 380
Capua, Hannibal in 427
— Amphitheater zu Abb. 477
Caracalla, Aurelius Antoninus 336, 538, 544 f., 547
— Thermen des Abb. 546, 553
Carbo, Cn. Papirius, Konsul 466
Cäre, Etruskerstadt 363, Abb. 371, Abb. 379, Abb. 381
Carinus, römischer Kaiser . 548
Carmen Saliare der salischen Priester 512
Carnuntum, römisches Legionslager . . . 528, 559, 605
Cäsar, C. Julius 423, 464, 478 ff., 483 ff., 508, 515, 522, 553, 568, 572, 577
—, Gaius, Sohn des Agrippa 511
—, Lucius, Sohn des Agrippa 511
—, Bedeutung des Titels unter Diokletian 604
Cäsarenkrankheit, römische . 530
Cäsarion, Kleopatras und Cäsars Sohn . . . 489, 499
Cäsaropapismus, christlicher 615, 622
Cassius Chärea, Gardeoffizier 524
—, Dio, Historiker 516, 544 f., 569
—, Hemina 452, 501
—, Longinus, C., der Mörder Cäsars 488, 490 ff., 513, 534
—, Spurius . . . . . 367 f.
Castra Batava (Deutschland) 559
—, Regina 559
Catilina, L. Sergius 483, 502
Cato, Marcus Porcius Maior 440 ff., 447, 451, 454, 456, 501
—, M. Porcius, d. j. 483, 487 ff., 513, 540, 569

Catull, röm. Dichter 502
Catulus, Q. Lutatius, Prokonsul 167
Caudium, Friede von . . 393 f.
Ceia (Noricum) 559
Celsus, Philosoph . 576, 594 f.
Censoren und Censur, in Rom 381, 386, 418
Centurien, die römischen 376 ff., 395 f., 402 f., 418
Certosastufe 131
Chabrias, athen. Feldherr 276 f.
Chaldäer, in der römischen Kaiserzeit 576, 579
Chalkidike, Halbinsel 166, 274 f.
Chalkis, Euböa 162 f., 164, 168, 176, 180, 185, 312, 431
Chaonen, Epirus 164
Chares, athen. Feldherr 283, 309
Chäroneia, Schlacht bei . . 311
—, Löwe von . . . . Abb. 311
Chasiden, jüdische Sekte . . 436
Chatten, germanischer Volksstamm 528
Chersones, thrakischer . 184, 309
Chinesen, Rasse . . . . . 72 f.
Chionides, Lustspieldichter . 230
Chios, griechische Insel 161, 166, 168, 218, 256 f., 283
Chlodwig, Frankenkönig . . 630
Chorlyrik . . . . . 188 f.
Chremonideischer Krieg . . . 405
Christen, Zahl der, im Römerreich 580, 616
Christengemeinden, Verbreitung der 590, 594
Christenheit, lateinische . . . 611
Christentum, das, in der Römerzeit . . 334 f., 440, 503, 585 ff.
— und Antike 572
— als Faktor der Weltgeschichte 593
—, in Afrika 560, 616
—, das und die Germanen 617
—, Intoleranz gegen Andersgläubige 608
— und Judentum 580
—, literar. Vertretung des 595
—, Organisation des 594, 610 ff.
— und persische Religion . 591
—, soziale Bedeutung des 588 f.
— und Staat . . . . . 606 ff.
—, Weltanschauung des . 575 f.
—, Kritik des, durch Lukian 571
Christenverfolgungen 527, 610 f.
Christliche Kunst Abb. 593, Abb. 610, Abb. 611
vgl. auch Katakomben.
Christologie 593
Christus, Jesus . . 585 ff., Abb. 586, Abb. 587, Abb. 589, Abb. 595, 609, Abb. 623, 578 ff.
Christusbiographie 570
Christusbräute 584
Christus als Mittler 591
Christusmystik 582, 591
—, Prophezeiungen auf . . 513
Chrysippos, Stoiker 420
Chrysostomos s. Dion von P.
Chthonische Götter . . . 153, 190
Cicero M. T. 452, 476 ff., 483, 486 ff., 492, 501, 509, 523, 594, 596
Cimbern, Volksstamm . . 466 f.
Cinna, L. Cornelius, Gegner Sullas . . . . . 471 ff.
Circumcellionen, christliche Sekte 613
Civilis, Führer der Bataver 528
Claudier, Geschlecht der 366 f., 373
— Dynastie der . . . . . 517 ff.
Claudius, Tiberius Nero, römischer Kaiser 522 ff., 557, Abb. 523
Clemens v. Alexandria 334, 593, 595
Cloaca maxima . . . . Abb. 383
Clodia, erste Gemahlin Oktavians 494
Clodius, P., Volkstribun 485 f.
Colchester s. Camalodunum.
Cölesyrien, asiatische Landschaft 445
Cölius Antipater, römischer Geschichtsschreiber 502
Colonia Aelia Augusta . . 558
— Agrippina . . . . . 557 f.
— Commodiana s. Röm.
— Ulpia Traiana 536
Colonna Antonina . . Abb. 511
Coloradocañon . . . . . Abb. 7
Columella, römischer Schriftsteller 561, 572
Comitien, Stellung der, unter Augustus 508
— Beseitigung der 518
Commodus, Aurelius, Kaiser . . . . . 541 f., 580
Concordia, Tempel der . . . 462
Corduba, Stadt in Spanien 555
Coriolanus-Legende . . 368, 398
Cornelia, die Mutter der Gracchen 441, 455
Corsika 388, 415, 425
Cotta, L. Aurelius, Praetor 461, 477
Crassus, P. Licinius, Konsul 450, 484
Cremona, Zerstörung von . 567
Cremutius Cordus, Historiker 520
Crispus, Sohn Konstantins 611
Cromagnonrasse in Frankreich 59, 79
Curio, C., Volkstribun . . 488
Cyprian, Bischof von Karthago 560, 596

Daken, Volk der 532
Dakien, römische Provinz 536, 548
Damaratos, König v. Sparta 185, 202
Damaskus, z. Kaiserzeit 536, 561
Damasistrate, Grabstele der Abb. 263
Damasus, Bischof . . . 596, 624
Damoledas, Arzt 232
Damokritos, achäischer Stratege 444
Dämonenglaube, christlicher . 591
—, heidnischer 576, 582, 585, 594
Dämonion, des Sokrates . . 288
Danaer (=Griechen) 162
—, Wolkengeister 160
Daniel, Offenbarung des . . 437
Dareikos, persische Münze Abb. 218
Dareios I. Abb. 129, 197 f., 444
— III. . . . . 314 ff.
Darwin, Charles, Naturforscher 23
—, G. Astronom 9
Decebalus, König der Daker 532
Decius, Kaiser 610
Defensivsystem des römischen Reichs 516
Dekadence der Antike 562, 576 f., 590, 594
Dekarchien, Einsetzung der . 261
Dekeleia, Besetzung von . . . 253
Dekumatland, das römische 528, 548
Dekurionen der römischen Gemeinden 600
Delatorenwesen zur Kaiserzeit 521
Delos 214, 446
—, Apollotempel zu . . 184, 206, 249 202, 284, Abb. 285, 383, 447
Delphi, Abb. 171, 172, 179 ff., —, Kongreß zu 280
—, Spiele zu 186, 230
—, Tempel zu . . . . 298, 307 f.
Demades, athen. Staatsmann 312
Demeter, Kult der 152, 158, 179, 190, Abb. 195
Demetrias, Festung . . 431, 434
Demetrios v. Phaleron 344, 346, 423
—, von Pharos 416, 426
—, Poliorketes 339, 345 ff., Abb. 351, 352 f.
—, II., v. Makedonien . . . 406
—, I., Soter v. Syrien 435, 438, 448
—, II., Nikator von Syrien 435 f., 438
Demetrios, Sohn Philipps V. von Makedonien 441
—, Herrscher von Baktrien 435
Demokharen, athen. Staatsmann 347
Demokratie, griechische 209 ff., 255 ff., 276 ff.
—, athenische . . . . 266 f., 594
Demokritos aus Abdera . . 551
Demosthenes, Redner 293, 307 ff., Abb. 307, 324, 569
—, athenischer Feldherr 246, 248 f., 253 f., 314 ff., 341, 501
Deszendenztheorie, siehe Abstammungstheorie
Deszendenztheorie, ind. Anarimanoros 193
Deutschland, als römische Provinz . . . . . 557 f.
Devonzeit . . . . . 11 f.
Dexileos, Grabrelief des Abb. 269
Dezemvirat in Rom 378
Diagoras aus Melos 234
Dialektik, sophistische 613
Diäos, achäischer Stratege . 444
Diaspora, die jüdische . . . 580
Didius Julianus, Kaiser . 542
Dienstpersonal, in Griechenland 221
Differentialrechnung, Erfindung der 422
Dikaiarchos von Messana 419, 424
Diktatur, altrömische 366
Diluvium . . . . . 102 f.
Dinosaurier 31
Diözesen, Einrichtung der . 600
Dio Chrysostomos 626
Diodotos, syrischer Prätendent 435
Diogenes, Kyniker . . . 290, 420
Diogenes v. Apollonia, Philosoph 233
Diogenes, Stoiker 451
Diokletian, Kaiser 548, 580, 599 ff., Abb. 601, 611
Dion von Prusa, Wanderredner 560, 570
Dion, Schwager Dionysios I. . . . . 285 f.
Dione, Gattin des Zeus . 132 f.
Dionys von Halikarnaß, Historiker . . . . . 502, 568 f.
Dionysien, Fest der großen 184, 227, 229
Dionysios I. v. Syrakus 262 f., 268 ff., 274
— II. — . . . . . 285 f., 312 f.
Dionysos, Kult des . 158, 190, 198, 437, 585
Dionysosfeste . . . . . 189 f.
Dionysostheater zu Athen Abb. 275, 298
Dionysos-Zagreus, Kult des 582
Dioskuren 158, 160
Dioskurides, römischer Künstler . . . . . Abb. 563
Dipylon, Gräber am 155
Dipylonstil . . . 156, Abb. 170
Diskoswerfer Myrons 224, Abb. 221
Distichon, das elegische . . . 170
Dithyrambos, griechischer . . 189
Dodona, Zeus von 140
Dogma von der Göttlichkeit der römischen Kaiser . . . 523
—, das, im antiken Denken 575, 577
Dominus als Titel der römischen Kaiser 604
Domitianus Flavius, römischer Kaiser 525, 530, Abb. 530, 564, 568, 580
Donatisten, Sekte der 613, 616, 628
Donatus, Bischof 613
Donaugrenze, die römische 528, 536, 540
Donauländer zur Römerzeit . . . . . 559 f.
Dorier, Wanderung der . . 196
— Dialekt der . . . . . 142 ff.
Doris, die asiatische 144
Doriis, spartanischer Admiral 206
Dorypheros, des Polykleitos . . . , Abb. 225
Drakon, Gesetze des . . 176, 178
Drama, das griechische . . 189 f.
— römische 561
Dramatische Poesie in der . . . Zeit 73
„Dreißig", die, in Athen . 264
Dreiteilung, gallische Provinzialschaft 528, 556
Drusilla, Schwester des Caligula 520
Drusus Claudius Nero 555, 568
—, M. Livius, Volkstribun 462, 468 f.
—, Sohn des Tiberius . . 519
—, Triumphbogen des Abb. 505
Dualismus der antiken Weltanschauung . . . 574, 591
Duilius, Führer der Sikeler 210
Duris v. Samos, Historiker 434

Eboracum (Britannien) . . 558
Ehe, bei den Griechen . . . 186 f.
— bei den Römern . 379 f., 515
Eisengeld, Spartas 210
Eisenzeit, griechische . . 151, 156
Eisenzeiten, vorgeschichtliche 25, 104, 112, 114, 121 ff., Abb. 123, Abb. 125, Abb. 126, Abb. 129, Abb. 131, Abb. 132, Abb. 133, Abb. 134, Abb. 135
Eisernes Tor, Donaupaß . 550
Eiszeit, die große 14, 18
Ekbatana 320
Eklektizismus, der Philosophie 573
Eklektus, Kämmerer des Kommodus 542
Elephantos aus Syrakus . . 291
Ekstase, der Neuplatoniker . 577
Elagabal (Heliogabel), M. Aurelius Kaiser 545, Abb. 548
Elea 182
Eleasar, Makkabäer 437
Eleatische Philosophie . . . 390 f.
Eleazar, jüdischer Rabbiner . 537
Elegiendichtung, römische . . 563
Elektron Münzen 163, Abb. 164
Eleusis, Stadt in Attika 158, 190 f., Abb. 195, 446
— Kult von . . . Abb. 287, 288
— Mysterientempel 223
Elis, griechische Landschaft 143, 184, 210, 266, 281 f.
— Dialekt von 143
Elymais, Tempel der 435
Embryonen von Säugetieren Abb. 29
Emerita Augusta, s. Merida.
Emmaus, Schlacht bei . . . 438
Empedokles, Philosoph 232, 236, 392
Empirismus, philosophischer 419
Engelsburg, zu Rom Abb. 540, 553
Enkomi, auf Cypros, Elfenbeinschnitzereien von Abb. 142, Abb. 143
Ennius, röm. Dichter 452, 502, 569
Entdeckungsreisen, hellenistische . . . . . 349 f.
Entwicklungsgeschichte . . . 24
— im antiken Denken . . . 392
Enzyklopädien in der römischen Literatur 572
Eolithen 17, 78, 85 ff., Abb. 85, Abb. 86
Eozänzeit des Tertiär 11
Epameinondas, Thebaner 278 ff., 280 ff., 424
Eparch, jüdischer 439
Epeiros 305, 308
Ephesos 300, 314, Abb. 315, Abb. 317, 433
— Artemistempel zu 298
Ephialtes, athenischer Staatsmann . . . . . 212 f.
Ephoren, in Sparta 174, 202, 211, 408
Ephoros, Historiker . . 294, 571
Epicharmos, Dichter . . 226, 575

Epidamnos 164
Epidauros . 177, Abb. 231, 298
Epigonen, Generation der 354, 409 ff.
Epigonos, syrischer Feldherr 432
Epiktet, Philosoph . . . 540, 574
Epikur, Philosoph 419, Abb. 419, 502
Epipolä, Höhen von . . 252 ff.
Episkopalsystem, christliches 612
Epizyklen, Lehre von den . 294
Epos, das griechische 160, 169 f., 297
(s. auch Homer.)
— — alexandrinische 423
— — römische 452, 562
Eratosthenes, Geograph 332, 423, 503
Erde, Vorzeit der 1 ff., 3 ff., 8 ff.
Erde, als Schauplatz des Lebens . . . . . 10 ff.
Erde, als Heimat des Menschen . . . . . 15 ff.
Erdgeschichte, Begriff und Aufgabe 6, 26
Erdkunde, hellenistische . . . 418
Erechtheion, Athen Abb. 222, 223
Eretria . . . . . 162 f., 180, 198
Erlösung, in der antiken Mystik 585, 593
Erzengel, die sieben 591
Essay, der in der römischen Literatur 570
Eteokreter (echte Kreter) . . 143
Etrusker, Volk in Italien 182, 208, 270, 326 f., 356 ff., Abb. 369, 384, 392, 395, 524
— Sprache der 361
Etruskische Kunst Abb. 329, Abb. 355, Abb. 359, Abb. 363, Abb. 365, Abb. 367, Abb. 369, Abb. 371, Abb. 373, Abb. 375, Abb. 379, Abb. 381, Abb. 383
Euagoras, König v. Salamis . . . . . 271, 273 f.
Euböa. Insel 144, 165, 216, 309
— Dialekt von 142
Euböon, Berg bei Argos . . 157
Eucharistie, altchristliche Abb. 588, Abb. 594
Eudoxos aus Knidos 294
Euhemeros, Philosoph . . . 420
Eukleides, Mathematiker . . 422
Eukratidas, Herrscher von Baktrien 435
Eumenes v. Kardia 339 f., 342, 424
Eumenes I., König von Pergamon 409
Eumenes II., König von Pergamon . 434, 441 ff., 446 ff., 450
Eunapios, Historiker 625
Euphranor aus Korinth . 299 f.
Eupolemos, Architekt 223
Eupolis, Lustspieldichter . . 230
Euripides 228 f., 234, 237, Abb. 237, 287
Euripos, Meerenge 162
Eurymedon, Schlacht am . . 207
Eurypontiden, Dynastie . . 174
Eusebios von Cäsarea, Bischof 580, 595, 613
Euthydemos, Regent von Magnesia 432, 435
Evangelium des Hellenismus 570
—, im antiken Mysterienglauben 582
—, das christliche 586
—, des Johannes . . . 582, 584
Expansion, der römischen Kultur 561

Fabier, Geschlecht der . 365, 368
Fabricius, Luscinus, C. . 399 f.
Faliskischer Dialekt 357
Fannius, röm. Geschichtschreiber . . . . . 501 f.
Fausta, Gemahlin Konstantins 611
Fegefeuer, Lehre vom christlichen. 575, 593
Festungskrieg, griechischer . . 304
Feudalismus, im Römerreich 603
Ficoronische Cista . . . Abb. 397
Fidenä, Stadt in Italien 368 f., 382
Finanzen, Athens 222 f. 242 303
—, römische 442, 599
Fiskus, der römische unter Augustus 508
— —, Diokletian 600
Flaccus, M. Fulvius, Konsul 462
Flamininus, T. Quinctius, Konsul 431 440
Flaminische Straße 418
Flaminius, C., Konsul 416 ff. 427
Flavier, Dynastie der . . 528 ff.
Flavius, Cn. 365, 398
Flugschriften, christliche . . . 617
Föderati, Stellung der, im Römerreich . . . . . 629 f.
Formationen der Erdzeitalter . . . . . 11 f.
Fortuna, die, als historische Idee des Tacitus 566
—, Tempel der, in Rom 566, Abb. 447
Forum, Julii (Gallien) . . 555
—, das römische 561
—, Trajans, zu Rom 535, Abb. 631
François-Vase . . . . Abb. 175
Franken, germanischer Volksstamm 547, 599, 630
Frau, Stellung der, bei den Griechen 186 f., 237, 302 Abb. 303
— Bedeutung der, für das Christentum . . . . . 587 ff.
Fregellä . . . . . 392 f.
Freizügigkeit im römischen Reich 551
Frejus, siehe Forum Julii.
Friesen, germanischer Volksstamm 528
Frohnbauern, Lage der römischen 603
Fronto, afrikanischer Rhetor 540, 561, 569
Frühminoische Periode . . . 148
Fuciner See, Trockenlegung des 525
Fulvia, Gemahlin des Antonius 495
Fünfzigruderer, Schiffstyp . 202

Gabinisches Gesetz . . 464, 478
Gabinus, A. 481
Gades (Cadix) 182, 428, 555, 626
Galater, in Kleinasien 404, 435, 446
Galba, römischer Kaiser . . 528
Galen, römischer Arzt 541, 572
Galerius, Kaiser . . . . . 604 f.
Gallaneger, die . . . . . 53 f.
Gallien, als römische Provinz . . . . . 484 ff., 555 ff.
Gallier, keltisches Volk 354, Abb. 357, 357 ff., 384 f., 399, 404, Abb. 405, Abb. 407, 410, 416, 450
Gamoren, Adel in Syrakus 208
Gardepräfekten, Stellung der römischen 538
Garräer, arabisches Volk . . 433
Gasträatheorie 31
Gastrulation, Keimblätterbildung 34
Gaugamela, Schlacht bei . 319 f.
Geheimkulte, s. Mysterien.
Geiserich, Vandalenkönig . . 630
Gela in Sizilien 165, 207 f., 252, 262
— Kongreß zu 249
Geldwesen, in der römischen Kaiserzeit 551, 602
Gellius, Schriftsteller 573
Gelon v. Syrakus 208
Gemeinden, christliche 594
Gemeindeverfassung im Römerreich 544, 554, 600
Gemmen, antike aus der Kaiserzeit Abb. 509, Abb. 517, 552, Abb. 570, Abb. 621
— altchristliche . . . . Abb. 598
— griechische . . . . . Abb. 196
Genossenschaftswesen, der römischen Kaiserzeit . . . 551
Genthios, König von Illyrien 441
Geographie, antike 193, 195 f., 294, 332, 349 f., 418, 423
Geologie 7 f., Abb. 7, 10 ff., 30 ff.
Geometrischer Stil, s. Dipylonstil.
Geomoren, Adel auf Samos 183
Georgius, Bischof. 620
Gerichte, in Athen . . . . 255 f.
Gerichtsbarkeit. Kaiserliche, in Rom 531
Gerichtsrede, als Literaturgattung . . . . . 292 f.
Germanen, Schilderung, der bei Tacitus 568
— Ansturm der gegen Rom 485, 605
Germanicus, Sohn des Drusus 516 f., Abb. 517, 521, 557
Germanien, zur Kaiserzeit 557 ff.
Geschichte, Aufgabe der . . 23 ff.
— Begriff und Einteilung 83 f.
Geschichtsphilosophie, christliche 593
Geschichtsschreibung, griechische . . . . . 195 f., 238, 293 f.
— hellenistische 424, 568
— römische 440, 452, 501 f., 566 ff.
Geschütze, griechische 304
Gesellschaft, griechische . . 301 ff.
— die antike 609
Gesellschaftsformen in der Steinzeit . . . . . 101 f.
Gesichtsurnen, trojanische 146, Abb. 146
Geta, Aurelius, Kaiser . . . 544
Geten, Volk der 349
Getreidehandel, Athens . . . 220
Gha, Insel (Kopaissee) . . 158
Ghandarakunst 48
Gibraltar, Schädelfunde von 78
Gigantenkampf, der, von Pergamon Abb. 448, Abb. 449, 450
Gilden, die römischen 601
Glabrio M'Acilius . . 434, 440
Gladiatorenspiele 574
Glaubenslehre, die kirchliche 593
Glaucia, C. Servilius, Praetor 467
Gnosis, heidnische 333
— christliche 588, 590
Gorgias aus Leontinoi 233, 314
Gortyn, Recht von 336
Goten, germanischer Volksstamm 547, 606, 617, 624, 627
Götterbilder, die ältesten Abb. 168, 172
Göttermutter, Kult der phrygischen 334, 579, 583 f., 620
Gottesdienst, christlicher . . 610
Gottesstaat, der christliche . 592
Gottkönigtum, das hellenistische 420, 608
— — orientalische 580
Grabstelen, Attische Abb. 253, Abb. 263, Abb. 269, 299
— griechische . . . . . Abb. 265
Gracchen, die . . . . . 502 f.
Gracchus, Ti. Sempronius der ältere 441
— — — — jüngere 417 f., 443, 455 ff., 462, 500 f.
— C., Volkstribun 450, 458 ff., 468, 500
Granikos, Schlacht am . . . 316
Gratian, Kaiser 616, 622
Gregor der Große, Papst 575, 625
— von Nazianz 595
Grenzen, die natürlichen des Römerreiches 516
Grenzwall, des Hadrian und Pius 558
Griechentum, Renaissance des, im Römerreich . . 570 ff.
Großbetrieb, römischer, der Kaiserzeit 601
Großgriechenland 390 ff., 399 f.
Großstädte, griechische . . . 219
— römische . . . . . 553 ff.
Grundherrschaft, altrömische 370 ff.
Gundobad, Burgunder . . . 631
Grundsteuerfreiheit, Verleihung der 544, 605
Gußtechnik, in Afrika 58
— des Kupfers 114
Guter Hirt, s. Christus.
Gyges, König v. Lydien . . 181
Gylippos, Spartaner 252

Hades, Gott 158
Hadrian, röm. Kaiser 537 ff., Abb. 538, 553, 558, 568 f.
Hadrianspalast zu Tivoli Abb. 536, Abb. 537, 539
Hagelaidas, Bildhauer . . . 224
Hagia Triada, Gefäß aus Abb. 155
Hagnon, athen. Staatsmann 257
Haliartos, Schlacht bei . . . 272
Halikarnassos, Fürstentum 282 f., 316 f.
— Inschrift des Augustus zu 549
Hallstattperiode, die 122 ff., Abb. 123, Abb. 125, Abb. 127
Hamilkar, Karthager (a. 480) 208
— Barkas 415, 425
Hamitische Sprachen . 51, 54 f.
Handel, griechischer . . . 162 ff.
— in der hellenistischen Zeit . . . . . 330 f.
— römischer 388
— — der Kaiserzeit Abb. 538, 551 f.
Hannibal, karthagischer Feldherr 425 ff., 433 f., 441, 445 f.
Häresie, christliche . . . 607, 616
Harmodios und Aristogeiton Abb. 187
Harpyenmonument zu Xanthos . . . Abb. 180, Abb. 181
Hasdrubal, karthagischer Feldherr 425, 428, 430
Hasmonäer, jüdische Dynastie 439
Heddernheim, Mithrasrelief zu . . . . . Abb. 583
Hegeso, Grabstele der Abb. 253
Heilandsvorstellung, die, der Antike 549, 578, 581
— christliche 587
Heilige, christliche . . . . 591 f.
Heiliger Geist, der, in den antiken Mysterien 583
Heiloten, Lage der 157, 211, 444
Heilsbotschaft der antiken Mysterien 585
— christliche 588, 593
Hekatäos v. Abdera 424
— aus Milet . . . . 195 f., 444
Helena, Gemahlin des Menelaos 160
—, Gemahlin des Julian Apostata . . . . . Abb. 621
—, Sarkophag der heiligen Abb. 615
Heliogabal, siehe Elagabal.
Heliopoliten in Pergamon . 449
Helios, Mythus vom 620
— Religion des 334
Heliozentrisches System, das antike 294, 332, 422
Hellenen, Namen der 162
Hellenisierung der Juden 436 ff.
— des Partherreichs 546
— Roms . . . . 418 ff., 450 ff.
Hellenismus, Kultur des 329 ff.
— Orientalisierung des . . 576
Hellenistische Porträts . . . 332
— Reliefs Abb. 331, 332, Abb. 333, Abb. 422. Abb. 423
Hellenotamien (Schatzmeister der Hellenen) 206
Helvidius Priscus, Senator 530, 540, 573
Hephästos 158
Hera, Göttin . . . . 152 f., 158
— Statue des Polykleitos . 225
— Heiligtum der, am Euböon 157
— Tempel der, bei Mykenä 223
— Schale . . . . . Abb. 245
Herakleia 166
Herakleides aus Herakleia 294, 385

Herakleitos aus Ephesos . . 193
Herakles 153, 160, Abb. 188, 196
— des Lysippos 299
Herakliden, Wanderung der 196
Herkulanum, Untergang von 530
Hermeias, persischer Minister 132
Hermes, Kult des 158, Abb. 189, 581 f., 587, 593
Hermokopidenfrevel 251
Hermunduren, germanischer Volksstamm 541
Herniker 387
Herodes Atticus, Rhetor . . 570
Herodes, König der Juden 181, 569
Herodotos 202, 233 f., 237 f., Abb. 239, 569, 571, 606
Heroen, griechische 160
Herondas, Dichter 424
Herrentiere . . 25, 27, Abb. 35
Heruler, german. Volksstamm 630
Hesiodos . . . 145, 170, 362, 410
Hetären . . . . . 302, Abb. 303
Hexameter, Versmaß . 160, 452
Hiempsal von Numidien . . 463
Hieroglyphen, Entzifferung der 446
Hieron v. Syrakus 208 f., 226, 364, 414, 427
Hieronymus v. Kardia . . . 424
Hieronymus, Kirchenvater 575, 596, 622
Hiketas von Leontinoi . . . 312
Hildesheim, der Silberfund zu 552
Himaneger . . . Abb. 54, 54 ff.
Himera . . . . . 164, 207 f., 262
Himilkon, Karthager 269
Himmelfahrt in den antiken Mysterien 585
— christliche 594
Hindu, die brahmanischen . 74
Hipparchos von Athen . . . 184
— Sohn des Charmos . . 200 f.
— Astronom 572
Hipparinos, Neffe Dions . 286
Hippias von Athen . . 184, 198
— — Elis 234, 236
Hippokrates v. Gela 208
— Arzt . . . . 231 f.
— athenischer Feldherr . . . 249
Hipponax aus Ephesos . . . 170
Hipponion 165
Hirtius, A., Cäsarianer 493 f.
Hohepriester, der jüdische 436, 438
Höllenglaube, der antike . . 575
— christlicher 593
Holzschnitzereien, afrikanische Abb. 53, Abb. 55, Abb. 56, Abb. 58, Abb. 59
Homer und das homerische Epos 140, 144 ff., 147, 150 ff., 155, 158, 160 ff., 186, 190, 196, 523, 593
— und der Hellenismus 420, Abb. 421
Homeriden, Sängergeschlecht 161
Homerische Zeit . . . . . 156 ff.
Honorius, Kaiser . . . 606, 623
Horatius, M., Konsul . . . 364
—, Quintus Flaccus 502, 513 ff., 521, 561 ff.
Hortensisches Gesetz 403
Hortensius, Redner 476 ff., 501
Hottentottenrasse . . . . . . 50 f.
Humanitätsideen in der Kaiserzeit 539, 574
Hunnen, Volk der . . . . 628 ff.
Hydaspes, Schlacht am . . . 321
Hygin, Literat 561
Hymnen, religiöse, der Griechen 160
— ambrosianische 596
Hypaspisten, maked. 304
Hypatia, Philosophin . . 624 f.
Hyperbolos, athen. Staatsmann 250
Hypereides, athen. Staatsmann 293, 308
Hyrkan II., Makkabäer . . 481
Hyrkanien, Landschaft in Asien 432, 436

Japyger 210
Jason, Tyrann v. Pherä . 280
Ibykos aus Rhegion . . . 188
Idalion, Bronzetafel v. Abb. 144
Idistavisus, Schlacht bei . . 540
Idyll, Blütezeit des . . . 562
Jael, Grabstein zu 557
Ikaria, Dionysoskult zu . . 190
Iktinos, Architekt 223
Ilias . . . 143 f., 150 ff., 160 f.
Ilion . . . . 145 ff. s. auch Troja.
Illyrien 315, 357, 416
Imperium Galliarum . . . 578
Imperium Romanum 598, 631
Indianer, die, in Amerika 71 f.
Indien in der antiken Literatur 321, 348 ff., 409 f., 569
Indogermanen, Heimat der 139
Indonesien 73
Indos, Fluß 322
Innsbruck, siehe Pons Aeni.
Innungswesen, römisches in der Kaiserzeit 551, 601
Inschriften, die antiken Abb. 170, 335
—, griechische, in den römischen Provinzen 557
Instrumentalmusik, griechische 188
Insubrer, gall. Stamm . . 416
Joniden, attisches Geschlecht 145
Jonien 144 f., 161, 168, 181 185, 197 f., 205 f., 257 ff., 314 ff.
Jonischer Aufstand . . . . 197 f.
Jonischer Dialekt . . . 142, 144
Iphikrates, athen. Stratege 273, 277 f., 280, 283, 303
Ipsos, Schlacht bei . . 348, 480
Iran, unter den Parthern 435 ff.
Isagoras, Athener 185
Isis und Harpokrates, Gruppe von 334
Isis, Religion der 334, 524, 579, Abb. 581, 582
Isokrates, Rhetor 292, 304, 314
Issa, Insel (Lissa) 270
Issos, Schlacht bei . . . 317 f.
Ištar, siehe Isis.
Isthmos von Korinth 142, 162, 204
—, Spiele am 186
Itali, Stamm der 356
Italische Dialekte 357
—, Nation . . . . 359 f.
Italien . . . . 355 ff.
—, Griechen in 210, 218, 390 ff.
Itanos, auf Kreta 143
Ithome 214

Jahve . . 438, 522, 529, 579, 619
Jakim, Hohepriester 438
Jamblichos, Philosoph 334, 577
Janustempel, der zu Rom 507
Japaner 73
Jazygen, siehe Sarmaten . . 532
Jerusalem, der Tempel zu 436, 522, 529
—, Zerstörung von 537
Jesus, jüdischer Hohepriester 436
Jesus Christus, s. Christus.
Johannes Chrysostomos 595, 624
— Hyrka I. . . . . 480 f.
—, der Evangelist 582, 584, 618
—, Makkabäer 437
Jonathan, Makkabäer . . 437 f.
Josephus, jüdisch. Historiker 569, 580, 607
Juber, König v. Numidien . 489
Judas Makkabäus 437 f., 480
Juden, Aufstand der unter den Makkabäern . . . . 438 f.
Juden, Lage der unter den Diadochen 435 ff., 480 ff., 593
—, im Römerreich 529, 537, 551, 579 f., 610
Judentum, das, in der antiken Literatur 369
—, und Christentum 591
—, heilige Schriften des . . 592
Judenverfolgungen 529
Jugurtha, König von Numidien . . . . 463 f.
Julia, Tochter d. Augustus 436, 511, 516
Julia Aemona (Oesterreich) 559
Julia Domna . . [illegible] Abb. 570
Julian Apostata, Kaiser [illegible] 621
[illegible]
Jungfrauensohn, Mythe vom 586
Jurassia, Kolonie 462
Jupiter Capitolinus [illegible], 514, 528
Juraperiode 11, 31
Justin, Kirchenvater . . 593, 595
Justinian, oströmischer Kaiser 336, 419, 624, 627
Juvavum (Oesterreich) . . . 559
Juvenal, Satiriker . . 530, 534

Kadmos, Sage von . . 147, 196
Kaerein, Käse [illegible] . . . 199
Kaiserkult, Entstehung des 431, 512 f., 554, 609 ff.
Kaiserzeit, die römische . . 505 ff.
Kalamis, Bildhauer 224
Kalas, Makedon, General . . 316
Kalchedon 166
Kalender, der römische . . . 563
Kallikratidas, spartanischer Admiral . . . . 259 f.
Kallimachos, Dichter 423
Kallinos aus Ephesos . . . 170
Kallippos, Athener 286
Kallisthenes aus Olynth 321, 424
— — Kyrene 450
Kamaresstil . . . 148, Abb. 149 s. auch Vasen.
Kamarina 164
Kambriumperiode 12
Kambyses, Perserkönig . 182 ff.
Kamerunneger, Kunst der Abb. 54, Abb. 55, Abb. 56
Kanachos aus Sikyon, Bildhauer 224
Känozoisches Zeitalter der Erdgeschichte 31
Kantone, die gallischen . . . 556
Kanzelredner, christliche . . 595
Kaphyai, Schlacht bei . . . 429
Kapitalismus in Griechenland 168
— — der römischen Kaiserzeit 601
Kapitol, das römische 361, 529, 567
Kappadokien, Königreich . . 448
Karbonzeit . . . . . . 11, 13 f.
Karien . . . . 128, 282 f.
Karikaturen, antichristliche Abb. 623
Karneades, Philosoph 451, Abb. 452
Karthagischer Sarkophag Abb. 427
Karthago, Staat von 182, 208, 262 f., 268 f., 284 ff., 313, 388, 398 f., 401, 412 ff., 425 ff., 442, 552
— als christliches Bistum 613
Kartographie, antike 423
Kaspisches Meer, Erforschung des 350
Kassandros . . . 344, 347 f., 420
Kassiopeja, Sternbild der . . 4, 9
Katakombenmalerei, römische Abb. 586, Abb. 587, Abb. 588, Abb. 589, Abb. 590, Abb. 591, Abb. 594, Abb. 595, Abb. 596, Abb. 597
Katane 164, 251
Katechetenschule, von Alexandria 595
Katholizität, Begriff der . 622
Keimesgeschichte 24, 26
Keltentum, Romanisierung des 525
Keltentum, das, in Gallien 556
— in Oberitalien . . . 426 ff. siehe auch Gallier.
Kempten, s. Campodunum
Kentumgruppe, der arischen Sprachen 79
Keramik, neolithische 102, 106 f., 109 f., Abb. 107, Abb. 109
— auf den Südseeinseln . . 65
— kretische 149, 154

Keramik, altgriechische . . . 156 siehe auch Vasen.
Keressos, Gefecht bei 180
Kerkyra 164, 177, 240 f., 246, 277
Ketzer, christliche . . 614 ff., 628
Kirchenpolitik, der römischen Kaiser . . . . 615 f.
Kimmerier, Zuge der . . . 181
Kimon, Athenischer Staatsmann . . . 207, 211 ff., 216 f.
Kimon, Stempelschneider Abb. [illegible]
Kirche, die christliche 110, [illegible] ff.
— — jüdische 170
Kithäron, Gebirge 147
Klassenkampf, im 6. Jahrh. 1[illegible]
Klazomenä . . . . 166, Abb. 1[illegible]
Kleander, Prätorianerpräfekt [illegible]
Kleandros v. Gela 208
Kleinasien, griechische Kolonien in 143, 145, 177, 314 ff.
Kleisthenes, der Alkmeonide 184 f. von Sikyon 177, 180
Kleisthenische Verfassung . 185 f.
Kleitarchos, Historiker . . . 421
Kleitos, Freund Alexanders des Großen 321
Kleombrotos, König von Sparta 276, 278
Kleomenes, König von Sparta 185, 202
Kleomenes, König von Sparta (227) . 407, 420, 424
Kleon . . . . 247 ff.
Kleopatra, Gemahlin des Antiochos Epiphanes . . . 445
Kleopatra III., Witwe Physkons von Ägypten . 482
Kleopatra VII., Königin von Aegypten 482 f., 489 ff., Abb. 497, 507, 522
Kleopatra Selene, Tochter der vorigen 497
Kleophon, athen. Demokrat 258, 260
Klerus, der christliche . . . 619
Klienten, altrömische . . . 373
Klima, der Erde 16, 18
Klitias und Ergotimos, Krater des . . . . . Abb. 175
Klonas aus Theben 188
Knabenliebe, griechische . . 187
Knidos 182, 237
—, Aerzteschule von 231
—, Seeschlacht bei . . . . 272 f.
Knosos, auf Kreta 145, Abb. 152 ff.
Kolh-Stämme, die, in Vorder-Indien 73
Köln, s. Colonia Agrippina
Kolonen, römische 541, 548, 601 ff., 627 ff.
Kolonisation, griechische 143, 164 ff., 322 f.
Kolosseum, das, zu Rom 529, Abb. 531, 553
Komet, der, vom Jahre 17 514
Komische Szene, römische Abb. 563
Kommandogesetz, Marius' . 461
Komödie, athenische . 229 f., 297
Komödie, griech. 229 f., 296, 422, 423, Abb. 423
Königskult bei Alexander 323 f.
Königtum, in der mykenischen Zeit . . . . . . 151 f.
—, athenisches 174
—, spartanisches 174
—, kyprisches 174
—, römisches 361, 512
Konon, athen. Feldherr 259 f., 271 ff.
Konstans, Kaiser . . . 614, 616
Konstantin der Große 595, Abb. 603, Abb. 604, 605 f., Abb. 613, Abb. 615, 611 ff., 619
Konstantinopel, Gründung von 612
— als Reichshauptstadt 606 ff.
—, Stadtgöttin von . Abb. 627 (Siehe auch Byzantion.)
Konstantius I., Kaiser 601, 606, 614, 619.

Konstantius II., Kaiser . . 616
— Chlorus, Kaiser . . . 604 f.
Konsulat, in Rom 364 f., 380, 508
Konsulnliste, die römische 398, 452
Konsulartribunen in Rom 380 f.
Konzilien, christliche 594
Korax und Teisias, Schöpfer der Gerichtsrede 236
Kore, s. Persephone.
Korinthos 162, 166, 168, 177 f., 184, 189, 213, 219, 240 f., 250, 252, Abb. 271, 272 ff., 308, 312, 431, Abb. 443, 443, 453
—, Bundesversammlung zu
Korinthischer Krieg . . . . 272 f.
Koroneia, Schlacht bei 216, 272
Kosmogonie, platonische . . 618
Krankenkassen zur römischen Kaiserzeit 551
—, christliche 590
Krateros, Feldherr . . 323, 340
—, Dichter 230
Kratus von Mallus, Philologe 450
Kreideperiode der Erdgeschichte 11, 31
Kreta, Kultur von 143 f., 148 ff., 153 ff., 176
Kreuzeszeichen, christliches . 585
Krimisos, Schlacht am Fluß 313
Krisa, Zerstörung von . . . 180
Kritias . . . . . 264 f., 334
Kritias und Nesiotes, Bildhauer 224
Kritolaos, Peripatetiker 444, 451
Krixus, Sklavenführer . . . 476
Krösus, König von Lydien Abb. 164, 181 f.
Kroton 208
—, Aerzteschule 232
Ktesias, Leibarzt Artaxerxes II. . . 349, 419, 422,, 479
Kugelgestalt der Erde, Lehre von der 390
Kunaxa, Schlacht bei 479
Kunst, kretische . . . . . 148 ff.
—, mykenische 148 ff., Abb. 148, Abb. 149, Abb. 152, Abb. 154, Abb. 155
—, griechische . . 172 ff., 297 ff.
—, hellenistische 332, 424
—, römische, der Kaiserzeit 552 ff., 572
Kunstgewerbe der römischen Kaiserzeit . . . . . Abb. 552
Kunststraßen der römischen Kaiserzeit 550, 561
Kupfer, in der altägäischen Kultur 146
Kupferbarren, römische, 395, Abb. 395, Abb. 399
Kupferzeit 106, Abb. 109, 112 ff.
Kurden, in Vorderasien . . . 775
Kurzschädel, Problem der Entstehung der extremen 45
Kykladen 144
Kyme 164, 182 f., 208, 363, 392
Kyniker 290
Kynos Kephalai, Schlacht bei 431, 433
Kynuria, Landschaft 184
Kyprische Silbenschrift Abb. 144, 145
Kypros Abb. 142, Abb. 143, 144 f., 148, 155, 183, 198, 214, 216, 271, 273 f.
Kypselos von Korinth . . . 177
Kyrene . . . 166, 210, 350 f., 482
—, Philosophenschule von . 280
Kyrnos, Geliebter des Theognis 187
-- (Corsika) 182 270
Kyros, Perserkönig 182, 546, 608
—, der Jüngere . . 259, 266 f.
Kyzikos, Stadt in Klinasien 166
—, Schlacht bei 258

Labarum, das christliche Abb. 610, Abb. 613
Labraundos, s. Zeus
Labrys (Doppelaxt) 154
Labyrinth, Sage vom . . . 154
La Chapelle aux Saints, Schädelfunde von 78
Lactantius, Kirchenvater 560, 596, 610, 626
Lade, Seeschlacht bei . . . 198
Lagerstädte, römische . . 555 ff.
Lakonien 143, 165
Lambäsis, römisches Kastell in Afrika 538, 555, Abb. 559
Lamia, Krieg um 341
Lampsakos 166
Länas, C. Popilius . . . 446 f.
Landarbeiter, Lage der, in der Kaiserzeit . . . 601, 627
Landtag, von Asien . . 570, 578
—, der gallische 556
Landwirtschft, griechische 220, 300 f.
Langobarden, germanischer Volksstamm 541, 547
Langschädel . . . . . 45 f.
Laokoon, Marmorgruppe des Abb. 451
Larenkult der Kaiserzeit . . 512
Larisa, in Thessalien . . . 140
—, Burg von Argos 357
Lasos aus Hermione . . . 188
Lateinische Sprache 357, 360, 389, 560
La Tène-Periode 122 ff., Abb. 129, Abb. 131, Abb. 132, Abb. 133, Abb. 134
Latifundien, die römischen der Kaiserzeit 601
Latiner 362 f., 367, 387 ff., 413 f.
Latinisches Recht . . 389, 401 f.
Lauriacum (Deutschland) . 559
Laurion, Silberbergwerke . 202
Lebenshaltung, griech. . . . 302
Lebensmittel, Preis der, in Griechenland 221
Legaten, senatorische 538
Legende, die christliche 514, 575
Legendendichtung, antike . . 592
Legitimitätsprinzip der römischen Kaiser 516
Leichenverbrennung in der Bronzezeit 112
Leipsydrion, Gefecht von . 184
„Leiturgien" in Athen . . 222
Lekythen, attische . . .Abb. 264
Lelantisches Feld (Euböa). 180
Le Moustier, Schädelfunde von 78
Leonidas, König v. Sparta 202 ff.
Leontinoi 164, 250
Leotychidas, König v. Sparta 202, 205
Lepidus, M. Aemilius, Konsul . . . . . 445 ff.
—, Triumvir 489, 492
Lesbische Liebe . . . . . 187 f.
Lesbos . . . 144, 166, 183, 218
—, Abfall von . . . . . 244 f.
Leukas, Halbinsel . . . 164, 177
Leuktra, Schlacht bei 278
Lex Acilia repetundarum . . . . . Abb. 457
Lex de imperio Vespasiani 530
Lex regia der Kaiserzeit . 544
Lex regia des Vespasian . 509
Libanios von Antiochia, Philosoph . . . 570, 618, 625
Lichtgötter, in der myken. Zeit 153
Lichtjahr 3
Licinisches Ackergesetz . . . 456
Licinisch-Sextische Gesetze . . 386
Licinius, Kaiser . . . 605, 611
Liebesgemeinschaft der antiken Mysterien 581
Lienz, s. Aquontum.
Ligurer 357
Lilybäum (Sizilien) . 268, 401
Limes, der römisch-germanische . . . . 532, 536 f., 558
Liparische Inseln . . 182, 383 f.
Literatur, afrikanische . . . 560
—, alexandrinische . . . . 422 ff.
—, apokalyptische 578
—, christliche . . 560, 595, 608
—, griechische . . 187 ff., 226 ff.
Literatur, jüdische . . 569, 578
—, neupythagoreische 576
—, pergamenische 4540
—, religiöse 587
—, römische . 452, 512, 561 ff.
Livia, Gemahlin des Augustus 511, 518
Livius Andronikus, Dichter 452
— M., Salinator, Konsul . 428
—, Titus, Historiker 502, , 523, 566, 577
Logia, die chaldäischen . . . 576
Logik, des Aristoteles . . . 296
Logos, theologischer Begriff . 618
Lokrer 165
Lokroi (Unteritalien) . 165, 176, 210
London (Londinium) . . . 557
Longus, Ti. Sempronius Konsul 426
Lorch, siehe Lauriacum.
Lucanus L. Annäus, Dichter 521, 528, 561, 564
Lucca, Konferenz zu . . . 486
Lucilius, röm. Satiriker . 502
Lucretius, röm. Epiker . . 502
Lucullus, L. Licinius, röm. Feldherr . . . . . 476 f.
Lugudunum (Gallien) . 556
Lukaner . . . . . 269 f., 399
Lukas, Evangelist . . . 618, 620
Lukian von Samosata 570 f., 578, 588
Lutatius Catulus, Friede des 415, 425
Luxusgesetze des Augustus 515
Lydiades von Megalopolis 406
Lygdamis von Naxos . . . 184
Lykeion, Schule vom 295
Lykien . Abb. 180, Abb. 181, 198
Lykier (Lichtgeister) 160
Lykophron, Tyrann von Pherä 280
Lykortas, achäischer Stratege 442, 444
Lykurgos, Gesetze des . . . 176
Lyon, siehe Lugudunum.
Lyrik, griechische . . 170 f., 187 ff.
Lysandros, spartanischer Admiral 259 ff., 263 f., 265 f., 272, 431
Lysias, Redner 293
—, Reichsverweser in Palästina 438
Lysimachia 433
Lysimachos von Thrakien Abb. 323, 346 ff., 352 ff., 433
Lysippos, Bildhauer 299, Abb. 301

Mäcenas 499, 513
Macrinus Opellius, Kaiser 545
Macro, Präfekt der Garde 520 f.
Mädchenhandel zur römischen Kaiserzeit 539
Madonna, Typus der . . . 334
Magier, Anbetung der 514, 578 f., 586, 609
Magister Equitum, Stellung des 366, 600
Magistrate, die römischen . 510
Magnes, Lustspieldichter . 230
Magnesia am Mäandros Abb. 211, 212
—, Schlacht bei 434
Mailand, als Hauptstadt Italiens 605
—, Edikt von 611
—, Synode von 615
Mainz, siehe Mogontiacum.
Maison carrée, s. Nimes
Majestätsprozesse . . . 519, 528
Makedonien 305 ff., 330, 352 ff., 404 ff., 428 ff., 441
Makkabäer, Dynastie der 432 ff., 437 ff., Abb. 439, 480 ff.
Malaien, die Rasse der . . . 73
Malerei, griechische . . 225, 299 f.
—, kretische 148
—, pompejanische . . . 424, 553
Mälius, Spurius 380
Mamertiner 414
Mammäa, Mutter des Alex. Severus . . . . . Abb. 548
Mammonismus 590, 594
Mänade 167, 182
Manetho, Ägypter . . 333, 424
Manichäismus, persischer . 587
Manilisches Gesetz (de imperio Cn. Pompei) . . . 478
Manlius, M. 385
Manteltiere (Tunicata) . 33
Mantineia 274, 278
—, Schlacht bei . . . 250, 282
—, Schlacht bei . . . (207) 430
Marathon, Schlacht bei 198, 200, Abb. 201, Abb. 203
Marcellus, M. Claudius . . 427
Marcia, Mätresse des Commodus 542
Marcianus Capella 596
Marcier, Geschlecht der . . 398
Marcion, Theologe 619
Marcussäule, die, in Rom 541, Abb. 543
Mardonios, Perser . . 198, 204 f.
Maria, Mutter Christi . . 621
Marius, C. . 463 f., Abb. 463
Mark Aurel, Kaiser 539, 550, 569, 580, 595, 610, 626
Markomannen, germanischer Volksstamm . . 532, 541, 547
Maroneia 166
Maroniten, religiöse Sekte . 76
Mars, etrusk., von Todi Abb. 375
Martial, römischer Dichter 527, 561, 564, 602
Martin von Tours, der heilige 623
Märtyrer, christliche . 587, 610
Masinissa, König von Numidien 428, 442
Massalia 128, 166, 182, 383, 412, 426, 489, 556
Mastarna . . . . 363, Abb. 363
Mathematik, griech. 193 f., 231, 294 f.
—, hellenistische 418
Mattathias, Makkabäer . . . 437
Mattenflechten auf den Südseeinseln 64
Matthäus, Evangelist 618, 620
Mauer, die römische, des Aurelian und Probus . 548
Mauern, die langen, Athens 216, 273
Mauren, in Afrika 599
Maussollos, Fürst von Halikarnassos . . . 282 f., Abb. 283
—, Grabmal des 298
Maxentius, Kaiser . . 605, 612
Maximaltarif für das römische Reich 603
Maximian, Mitregent Diokletians . . . . . 604 f.
Maximin, C. Julius, Verus, Kaiser 545
Maximinus Thrax, Kaiser 610
Maximus, Q. Fabius, Diktator 427
Mazdakismus, religiöse Bewegung 591
Medisches Reich 182
Medizin . . 231 f., 238, 294 f.
Megakles, Alkmeonide 177 f., 200 f.
Megalopolis . . . 278, Abb. 279
—, Schlacht bei 319
Megara 162, 164, 166, 178, 213, 216, 219, 241, 243, 249
—, (Sicilien) 161, 208
Megaris, Dialekt der . . . 142
Megasthenes, Indienreisender . . . . . 349 f.
Melanchros, Tyrann von Mytilene 183
Melanesier 59 f., Abb. 60, Abb. 61
Melanesische Kunst und Kunstgewerbe 60, Abb. 62, Abb. 63
Memmon, aus Rhodos . 316 f.
Memoiren, des Aratos . . . 424
—, Sullas 502
Memphis 214, 446
Menander, Lustspieldichter Abb. 423, 424, 571

Menelaos 160
—, jüdischer Hoherpriester 431 f.
Menenius, C., Volkstribun 463
Mensch, Stammesgeschichte 30ff.
—, Keimesgeschichte 28
Abb. 27, 31
Menschenaffen 17 f., 25,
Abb. 27 31
Menschenopfer, bei den Galliern 556
Menschliche Kulturanfänge 81 ff.
Merida, Stadt in Spanien 555
Merneptah, König von Ägypten 145
Mesopotamien, als römische Provinz 536
Mesozoisches Zeitalter der Erdgeschichte 31
Messalina, Gemahlin des Klaudius 525
Messapier 357
Messene . . 179, 279, Abb. 281
Messenien 267, 211 f., 214, 279, 428
Messias, s. Weissagungen
Metaurus, Schlacht am . . 428
Metellus, C. Cäcilius, Konsul . . . . . 163 f.
—, Q. Cäcilius 443
Methone 306
Metoiken, Athens 219
Meton, Mathematiker . . . 231
Metrodor, Philosoph 119
Metropoliten, christliche . . 612
Midas, König von Phrygien 181
—, Grab des . . . . . Abb. 183
Medeia, Burg von 157
Mikon, Maler . . . . . 225 f.
Mikronesische Inselwelt . . 61
Milchstraße, die 4
Milet 166, 168, 181, 198, 218, 316
—, Tempel des Apollon . 298
Militärdiktatur in Syrakus . . . . . 261 ff.
Militärstraßen, römische, zur Kaiserzeit 536
Militia Christi 608
Milo, General des Pyrrhos 401
Miltiades 200
Milvische Brücke, Schlacht an der . . . . 605, Abb. 605
Mimnermos aus Smyrna 170 f.
Mimos, des Sophron . . . 227
Minos, Sage von 154
Minotauros, Sage vom . . 154
Minucius, Felix, Schriftsteller 596
—, Marcus, Diktator . . . 427
Miozänzeit des Tertiär . . 11
Mischna, die jüdische . . . 439
Mithradates von Pontos 135 ff., 464, 479 ff., Abb. 471, 476, 478 f., 481, 486
Mithras, Verehrung des 334, 579 ff., Abb. 583, 584, 586, 588, 612, 620
Mnesikles, Architekt 223
Mogontiacum (Deutschland) 558
Molon, Statthalter von Medien 432
Monarchie, in Griechenland, des 6. Jahrh. 176
—, Gedanke der, in Griechenland 304
—, Entwicklung der absoluten . . . . . 542, 599 ff.
Mönchstum, das christliche 596
Mond 9
Monogramm Christi 612
Monotheismus, des Christentums 591
—, griechischer 391
Montanismus, religiöse Bewegung 588
Moselland, das, zur Römerzeit 557
Moses 580
Motye, Belagerung von . . 268
Mummius, Lucius, Konsul 444
Munizipien, die römischen, s. auch Gemeinden 385 f., 402
Münzprägung, Erfindung der . . . . . 163, Abb. 164
Münzsystem, Alexanders 323, Abb. 323
Münzverschlechterungen, römische 603
Münzwesen, Athens Abb. 218, 220
, römisches 388, 395, Abb. 395, Abb. 399, 511
Mus, P. Decius 399
Musäos 191
Museum, von Alexandria . 423
Musik, griechische 188 f., 196, 229
Mutina, Schlacht bei . . 493 f.
Mykale, Vorgebirge . 145, 205
Mykene 149, 153, 157
—, Löwentor zu Abb. 137, 150
—, Schachtgräber Abb. 141, 150
Mykenische Kultur . 150 ff., 164
Mylä, Seeschlacht bei . . . 414
Myron aus Eleutherä 224, Abb. 221
Myronidas, Athener . . . 213 f.
Mytilos, Tyrann von Mytilene 183
Mysterien, von Eleusis 190 ff., 288, 584
—, von Samothrake 288
Mysterien 334, 577
— des Attis 584
— des Dionysos 584
— der Isis 584
— des Mithras, siehe auch Mithras 584
— der Göttermutter 584
Mystik, in der römischen Kaiserzeit . 576, 581 ff., 593
Mythologie, griechische . . 160 f.
Mytilene . . . . . 183 f., 245

Nabat, römischer Klientelstaat 536
Nabis, König von Sparta 431, 444
Namenwesen, das römische . 398
Narbonensis, gallische Provinz 462, 555
Narziß, Freigelassener, des Claudius 525
Naturalwirtschaft, in der römischen Kaiserzeit 602
Naturwissenschaft, griechische 287, 294 ff., 296 f., 422
Naukratis 166
Naupaktos 214, 266
—, Friede zu 429
Nauplia, Burg von 157
Nauru, Insel 61
Naxos, Insel 184, 212
—, Seeschlacht von 277
—, auf Sicilien 164, 251
Neandertalrasse in Europa . 78
Neapolis (Neapel) 392
Nearch, Entdecker . . 322 f., 423
Nebularhypothese, Laplace's 24
Negerfrage, in Amerika . 68 ff.
Negrito, Zwergvolk . . . 46, 73
Nemausus, s. Nimes.
Nemea, Schlacht bei 272
—, Spiele von 186
Neolithische Kultur 103 ff., Abb. 103, Abb. 105, Abb. 107, 107 f., Abb. 109, Abb. 111, 145
Neologen, jüdische 439
Nero, Claudius, Caesar, römischer Kaiser 520 f., Abb. 523, 525 ff., Abb. 527, 567, 572, 609
—, C. Claudius, Konsul . 428
Nerva, römischer Kaiser 531, 568
Neu-Holland 66
Neukarthago, Spanien 425, 428
Neumagen, Reliefs von Abb. 557
Neuplatonismus 334, 577, 587, 590, 593, 595, 620, 624
Neupythagoreer 334, 576
Neuß, s. Novaesium.
Nicäa, Konzil von . . . . 614 f.
—, Zusammenkunft zu . . . 431
Nicomedia, Residenz Diokletians 605
Nikanor, syrischer Feldherr 438, 480
Nike des Paionios . . Abb. 246
— von Samothrake 346, Abb. 347
Nikeratos, Sohn des Nikias 264
Nikias . . . 247 ff., 251 f., 254
— Friede des 250
—, Maler 300
Nikolaos von Damaskus, Philosoph 569, 606
Nikomachos, Vater des Aristoteles 295
Nil, der als Flußgott . Abb. 115
Nimes, Tempel zu 556, Abb. 557
Niobegruppe . . . 298, Abb. 299
Nobilität, die römische 396, 398
Nobilior, M. Fulvius, Konsul 435
Nomadenvölker 46
Nordgriechische Dialekte . . 142
Nordgriechische Dialekte . . 142
Noreja, Schlacht bei 466
Noricum, römische Provinz 559 f., 630
Notenschrift, Erfindung der 188
Notion, Schlacht bei 259
Novaesium (Deutschland) . . 558
Noviomagus (Deutschland) . 558
Numantia (Spanien) 394, 458 f.
Numidien, Königreich . 428, 442
Nysäos, Neffe Dions 286

Ochos, s. Artaxerxes III.
Octavia, Gemahlin des Nero 525 f.
—, zweite Gemahlin des Antonius 497
Octavian, s. Augustus . . .
Octavius, Cn. . . . . 471 f.
—, M., Volkstribun . . . 456 ff.
Odenathus, Araberfürst . . . 547
Ödipus . . . . . 160 f.
Odovacar, Germanenführer . 631
Odyssee 150, 160 ., 164, 190, 452
Offenbarung, Johannis . . 608
—, religiöse 577
Ökumene, die römische 515, 519
Olbia, griech. Kolonie . . . 166
Oligozänzeit des Tertiär 11 Abb. 13
Olympia, Spiele zu 178 f., 186, 230, 281 f., 623
—, Heratempel . . . . Abb. 173
—, Zeus von 225
—, Zeustempel Abb. 220, Abb. 221, 222 f.
Olympias, Mutter Alexanders . . . . 308, 314 f., 340 ff.
Olynth (Chalkidike) . 274 f., 306
Onatas, Bildhauer 224
Onias, jüdischer Hoherpriester 436
Onomakritos, Orphiker . . . 192
Onomarchos, Phoker . 281, 306
Onophyta, Schlacht in den . 214
Onopides, Astronom 231
Ontogenie s. Keimesgeschichte
Opfer, der Griechen 172
Opferkönig (rex sacrorum) in Rom 366
Orakel 172
—, chaldäische 587
—, zu Delphi 172
Orakelliteratur, der römischen Kaiserzeit 576
Orange, Theater von . Abb. 556
Orbis terrarum, der römische 549
Orchomenos, in Böotien . . 158
Orestes, Germanenführer . . 631
Organisation des Christentums . . . . . 594, 610 ff.
Orgiasmus, des Dionysos . 584
Orient, sein Einfluß auf den Hellenismus . . . . 332 ff.
—, die Griechen im . . . . 330 ff.
—, Reaktion gegen den Hellenismus 435
Orientalische Götter, in Griechenland 288
Orientalische Motive, in der griech. Kunst . . Abb. 172, 173
Orientalisierung Europas 579 ff.
—, Roms . . . . 545 f., 571, 604
Orienthandel, im Römerreich 551
Orientpolitik der römischen Kaiser 537
Origenes, Kirchenvater 334, 580, 593, 595, 610
Ornamentale Kunst, der Römer 552
Orodes, Partherkönig . . . 497
Orosius, Kirchenvater 628
Orpheus, Kult des . . 191, 580
Orphentelier . . . . . Abb. 265
Orphik, Lehre der 191 f., 287 f., 593
Orthagoras von Sikyon . . 177
Ortygia, Insel 164
Osiris, Kult des 579, 581
Oskische Sprache 357
Ostafrika, Völker in . . . 530.
Österreich zur Römerzeit 558 f.
Ostia, Hafen von 561
Ostraka 335
Ostrakismos (Scherbengericht) . . . . . 200 f.
Oströmische Reich 631
Otho, römischer Kaiser 528, 577
Ovid, Publius Naso, römischer Dichter . 513, 536, 561 ff.

Paionios, Nike des . Abb. 246
Paläolithische Periode 85 ff., Abb. Abb. 85 ff.
Paläontogenie, Aufgabe der 24
Paläozoischer Zeitraum der Erdgeschichte (Primärzeit) 31
Palästina, zur hellenistischen Zeit . . . . . 436 f.
Palatinischer Hügel 361
Pallene, Gefecht bei 178
Palmyra, ... 547, 548, 561
Pamphilos, Maler 300
Pamphylien (Kleinasien) . . 144
Panänos, Maler 226
Panathenäen . . . . . Abb. 194
Pandekten, Gesetzbücher der 544
Pangaon, Goldbergwerke des 218
Panonien, römische Provinz 559 f., 630
Pansa, C. . . . . 493 f.
Pantheon, des Agrippa, Abb. 519, 521, 553
Pantikapäon, griech. Kolonie 166
Pantschatantra, als Quelle für die Swahililiteratur . 58 f.
Panzerfurche 31
Papyri, ägyptische, 335 f., Abb. 337, 423, 450
Paradies, Mythus vom . . 618
Parmenides aus Elea 124 f., 236, 392
Parmenion, General Alexanders 306, 314, 316, 319 f., 321
Parnes, Gebirge 142
Parrhasios, Maler 226
Parsi, Nachkommen der alten Perser 71
Parthenon zu Athen, Abb. 215, 223, 225, Abb. 255
Parthenos, Athena, des Pheidias 225
Parther und Partherreich 409, 423, 432, 435, 484, 497, 536, 546, 579
Parysatis, Gemahlin Alexanders 322
Passau, s. Castra Batava.
Passivbürger, römische 385, 392, 402
Patricius, Stellung des römischen 631
Paulus, L. Aemilius, Konsul . . . . . 427, 441 ff.
Paulus, Apostel 575, 580, 585, 587 f., Abb. 591, 608, 618
Paulus von Nola 627
Pauperismus, in Rom 554, 626
Pausanias, König von Sparta 266, 272
Pausanias, Regent von Sparta . . . . 205, 207, 210 f.
Pausanias, Beschreibung von Griechenland 540
Pausias, Maler 300
Pax Romana, Bestehen der 507 f., 515 f.
Peiräus 216
Peisandros, athen. Staatsmann 257
—, spartanischer Admiral . 216 f.
Peisistratos, von Athen 178, 184
Pelasger 140, 196
Pelasgiotis, in Thessalien . 140
Pelopidas, Thebaner 272, 280 f.
Peloponnes 142

Peloponnesischer Bund . . . 181
Peloponnesischer Krieg . . 240ff.
Pelops, Sage von 196
Peltasten . . . . . 303f.
Pelusium, Schlacht bei . . . 182
Penesten, thessalische Bauern 280
Penteren, Typ der 268
Pentheliden, in Mytilene . 176
Perdikkas von Makedonien 249, 340ff.
Peregrinus Proteus, Zauberer 586
Perennis, Präfekt der Prätorianer 542
Pergamenische Kunst, Abb. 405, Abb. 407, Abb. 448, Abb. 449, 450, Abb. 579
Pergament, als Schreibmaterial 450
Pergamon, Staat 409ff., 429f., 446ff., 449
—, Stadt 409, Abb. 411, 423, 450
Periandros von Korinth 177, 523
Perikleische Zeit, Kultur der . . . . . 218ff.
Perikles 213, 216, 217ff., 240, 244
—, der jüngere 260
Perinthos, griech. Kolonie . 309
Periöken, Spartas 157
Peripatetische Schule . . . 419ff.
Permzeit 11
Perperna, M., Legat des Sertorius . . . . . 475f.
Persephone (Kore) 158, 190, Abb. 195
Persepolis 320
Perserkriege . . . . . 197ff.
— der römischen Kaiser . . 450
Perserreich 182ff., 197ff., 257ff., 270ff., 314ff., 546
Perseus, König von Makedonien . . Abb 429, 441ff., 446
Persius, Satiriker 564
Pertinax P. Helvius, Kaiser 542, 626
Perusia (Perugia) 493, Abb. 493
Pest, die große, in Athen 243f.
Petrus, Apostelfürst, Abb. 590
Peter, St., Basilika von . . 627
Petra, Ruinen von 561
Petronius Arbiter . . . 561, 564
Pettau, s. Poetovio.
Pfahlbauten 25
Phädon, Sokratiker 289
Phalanx, makedonische . . . 304
Phaleron, Hafen Athens . . 216
Phallos, in der Komödie . . 229
Pharisäer, jüdische Sekte 439, 586
Pharnabazos, Satrap . 265, 271
Pharnakes I. von Pontus . 446
Pharos, Leuchtturm 411
Pharsalus, Schlacht bei . . . 489
Phästos, auf Kreta 149, Abb. 149, Abb. 150, Abb. 154
Phayllos, Phoker 306
Pheidias, griechischer Bildhauer, 224f., 241f., Abb. 243, Abb. 259, 522
Pheidon von Argos . . . . 178f.
Pherä, Fürsten von . . . . 280f.
Phigaleia, Kult der Demeter zu 152
—, Tempel zu . . 223, Abb. 277 Abb. 277
Philetairos von Pergamon 409, Abb. 410
Philipp II. von Makedonien 284. 306ff., 314, Abb. 323
— V., König von Makedonien, 427, 428ff., Abb. 429, 433, 441, 445
Philippi, Schlacht bei 494
Philippische Reden des Demosthenes 501
Philippos, Reichsverweser von Syrien 438
Philippus, L. Marcius, Konsul 468
Philistos, Staatsmann und Historiker 286, 293
Philo, jüdischer Staatsmann 523, 580
Philokrates, Friede des . . 307f.
Philomelos, Phoker 284
Philopömen, Führer des achäischen Bundes, 430, 441, 444
Philosophenschulen . . . 419, 451
Philosophie, christliche . . . 595
Philosophie, griechische, 192f., 232ff., 288ff., 390ff., 418ff., 573ff., 593f.
Philotas, Sohn Parmenions 320f.
Phokäa (Jonien) 162, 166, 182, 363
Phokion, athen. Staatsmann 309, 344
Phokis . . 180, 272, 284, 306ff.
Phokischer Krieg . . . . . 306f.
Phöniker . . . 147, 182, 198, 412
Phönix, Heros 147
Phormion, Athener 244
Phraates II., Partherkönig 436, 479, 486f.
— III., Partherkönig . . . 486
Phratrien, griech. 152
Phrygien 181
Phrygische Religion 288
Phryne, Hetäre . 302, Abb. 303
Phylarch, Historiker 424
Phyle, Bergfeste 265
Phylen, die 4 attischen 144, 185
— die 3 argolischen . . 144, 152
Physkon (siehe Ptolemäos VIII.)
Pictographs, griechische . . 148
Pictor, Q. Fabius, Historiker 452
Piktenwall, Erbauung des . 537
Pindaros aus Theben . . 188f.
Pindos, Gebirge 142
Pisatis, Landschaft 184
Piso, L. Calpurnius, Volkstribun 461
Piso, Konsul zur Zeit Neros 528
Pithekussä, Insel (Ischia) . 208
Pittakos, von Mytilene . . 183
Placidia, Schwester des Honorius 630
Platää (Böotien) 242, 244, 246
—, Schlacht bei . . . . . 204 f.
Platon, 286, 289ff., 295, Abb. 295, 523, 575, 578, 586, 593
Platonismus, Lehr des 573, 580
Plattentiere 34
Plautus 452, 569
Plebejer, in Rom . . . . 380ff.
Plebiscite, in Rom 403
Plebs, Die römische . 369f., 510
Plebs, Secession der 369
Pleistarchos, König von Sparta 211
Pleistoanax, König von Sparta 216, 240, 247
Plemmyrion, Vorgebirge . . 252
Plinius der ältere . . . 572, 601
Plinius der jüngere 531, 535, 555, 610, 626
Pliozänzeit des Tertiär . . . 11
Plotinus, Neuplatoniker 333, 577
Plutarch von Chäronea, Historiker, 451, 569, 573, 578, 580, 625
Pneuma, s. Heiliger Geist.
Poetovio (Pannonien) . . 559
Polarstern 37
Polemarchos, in Athen (Kriegsoberst) 174
Polizei, in Rom 509
Polizeiregiment unter Domitian 531
Polybios, Historiker 332, 417f., 424, 435, 441ff., 452, 459f., 503, 569
Polydämonismus, siehe Dämonenglaube.
Polygnotos, griech. Maler 226, Abb. 227
Polyhistorie, Zeit der . . . 572
Polykleitos, aus Argos, 225, Abb. 225
Polykrates v. Samos . . 183f.
—, Sophist 292
Polynesier 597
Polyperchon, Reichsverweser 342ff.
Pompeji, Blüte der Kunst in 552f.
Pompeji, Funde aus, 424, Abb. 532, Abb. 533, Abb. 549, Abb. 552, Abb. 553, Abb. 554, Abb. 555, Abb. 562, Abb. 563, Abb. 565, Abb. 566, Abb. 567. Abb. 573
—, Untergang von 530
Pompejus, 460, 464, 472, Abb. 473, Abb. 475f., 482ff., 487ff., 501, 509
—, Cn., Sohn des Magnus 489
—, Sex., Sohn des Magnus 489, 494f.
— Trogus, Historiker . . . 561
Pomponius Mela 561
Pons Aeni (Deutschland) . 559
Pontifex Maximus 366, 382, 452, 513
Pontos Euxinos (Schwarzes Meer) 166
Pontus, Königreich 446
Poppäa Sabina, Gemahlin Neros . . . . . 526 f.
Poros, indischer Fürst . . . 321
Porphyrios, Neuplatoniker 503, 577, 593, 618
Porta Nigra, zu Trier, 553, 557, Abb. 607, Abb. 613
Porträtkunst, römische . . . 553
Portus Claudius, Hafen an der Tibermündung 525
Poseidon, Gott 158
—, Kult des, auf dem Isthmos 186
Poseidonia (Pästum) . 165,, 390
Poseidonios, aus Rhodos 332, Abb. 501, 503, 576, 594
Poteidäa, 166, 177, 241, 244, 282
Präfekten, prätorianische . . 600
Präfekturen, Die diokletianischen 606
—, der römischen Provinzen 600
Präsos, auf Kreta 143
Präneste 385
Prätorianer, kaiserliche Leibwache, 510, 528, 542, Abb. 547
Prätoren, Stellung der . . 417
Praxiteles . . . 298f., Abb. 303
Predigt, Die christliche . . . 587
Priesterchronik, in Rom . . 382
Priesterkollegium, unter Augustus 518
Priestertafeln, Die römischen 452
Primaten, Die ältesten . 17, 25
Prinzipat, Begründung des . . . . . 507ff.
Priscus, Historiker 627
Privatrecht, römisches . . 378f.
Probus, römischer Kaiser Abb. 548
Prodikos aus Keos . . . 234, 236
Progonotaxis des Menschen 36
Proletariat, Das bäuerliche der Kaiserzeit 613
—, das römische der Kaiserzeit 516, 627
Propaganda, christliche, 580, 585, 587, 593, 596
Properz, römischer Dichter 513, 521, 561f.
Propheten, christliche 590
—, jüdische 592
Propyläen (Athen), Abb. 219, 223
Prosaliteratur, römische . 566 f.
Proskriptionen, nach Cäsars Ermordung 491
Proskynesis 321, 522, 604
Protagoras aus Abdera 233 f., 236, 291
Provinzen, Die römischen 417, 508, 538, 544, 600f.
Provinzialkultur im Römerreich 557
Provinziallandtage im römischen Reich 554, 560
Provinzialstatthalter, römische 417
Provinztheater im römischen Reich 555
Provokation, Recht der . . . 377
Prudentius, christlicher Dichter 623
Prusias II. von Bithynien 429f, 441, 446, 448
Prytanen, Athens 185
Psalmisten, jüdische 592
Psammetichos, von Ägypten 166
—, von Korinth 177
Ptolemäer, Dynastie der 351ff., 445ff.
Ptolemäos I., 339, 341ff., 346ff., Abb. 351, 351f., 424
— II., Philadelphos, 353f., 405, 410f., 445
— III., Euergetes . 411, 445
— IV., Philopator, 430, 432f., 445ff.
— V., Epiphanes, 430, 433, 445f.
— VI., Philometor 445ff., 448, 481
— VIII., Euergetes II., 446, 481f.
— XIII., Neos Dionysos Auletes, König von Ägypten . . 481
— XIV. von Ägypten 482, 489
— XV. von Ägypten . . 482f.
— von Alexandria, Geograph 332, 572, 576
— Keraunos 353
Ptolemäisches Weltsystem 294, 332, 594
Punische Kriege 414ff., 245ff., 333, 442ff.
Pydna, Schlacht bei, 282, 306, 441ff., 446, 453
Pygmäen, Zwergmenschen, 46, 61, 73
Pylos, Kampf um 243
Pyrrhos, v. Epirus, 339, 352f., 400f., Abb. 401, 405, 412f., 445
Pythagoras, Philosoph 193f., 390, 422, 576, 578
—, Bildhauer 224
Pythagoreer . . . 210, 231f., 291
— (s. auch Neupythagoreer).

Quaden, germanischer Volksstamm 541
Quästoren, in Rom 380
Quintilian, Rhetor . . 561, 566

Ramses III., Pharao . . . 145
Raphia, Schlacht bei . . . 432
Rassen und Völker . . . . 41 ff.
— als anatomischer Begriff 42 f.
— Zusammenhänge der . . 46
Rätien, römische Provinz 558 f., 630
Rationalismus, christlicher 593
Ravenna, als Hauptstadt Italiens 605
—, Bedeutung für die Kunst 553
Reaktionszeit, Griechenlands . . . . . 263 ff.
Realismus, hellenistischer . 424
Recht, altgriechisches . . 174 ff.
—, das athenische 178
—, griechisches 336
—, italisches, s. Grundsteuerfreiheit.
—, römisches 336, 377, 379 ff.
Redekunst, griechische . 234, 236, 286
—, römische, der Kaiserzeit . . . . . 569 f.
— und Christentum 594
„Redner" Etruskische Statue 373
Reform, die diokletianische 599 ff.
—, die julianische 621
Regensburg, siehe Castra Regina.
Regulus, M. Atilius . . . 415
Reichseinheit, die römische 601 f.
Reichsgedanke, der römische 631
Reichsmünze, die römische, in der Kaiserzeit 551
Reichspolitik, der römischen Kaiser 538
Rekrutenkontingent, das römische 602
Religion, ägyptische 351
—, etruskische . 367, Abb. 367
—, griechische 152 f., 158 f., 171 f., 190 f., 222 f., 234 ff., 287 f.

Religion, hellenistische, 333 f., 418 ff.
—, kretische . . . . . Abb. 155
—, orientalische . . . . . 333 f.
—, römische 366, siehe auch Christentum.
Religiöses Leben, in der römischen Kaiserzeit 574 ff., 608
Reliquienverehrung, christliche 592
Renaissance, die griechische, in der Kaiserzeit . 552, 570 ff.
Rhegion . 161, 207, 210, 269 f.
Rheingrenze, die römische 582, 557 f.
Rheinübergänge, Cäsars . . 485
Rhetorik, siehe Redekunst.
Rhion, Meerenge von . . . 113
Rhodos 165, 257, 283, 300, 398, 430, 441, 446
—, Belagerung von 347
—, hohe Schule 561
Rhoxane, Gemahlin Alexanders 322
Richtersold, in Athen . . . 217
Ricimer, Germanenführer . 631
Ritterstand, der römische . 383
Rittertum, der homerischen Zeit . . . . . 156 f.
Rom . . . . . 360 ff.
— als Reichshauptstadt 507 ff., 553 f., 606
— als Weltreich . . . . 549 ff.
— Brand unter Nero 527, 567
— Brand unter Titus . . 530
— Brand unter Commodus 542
— Einnahme durch die Goten 628
— Hellenisierung . . . . 450 ff.
— Rückgang der Bevölkerung 626
— Stadtgöttin von Abb. 464, Abb. 627
Roma, Kult der Göttin . . 512
Romanisierung der Donauländer 559
— des Hellenismus 418 ff., 503
— der Städte in den Provinzen 554
Römer, die, in Deutschland . . . . . 557 ff.
Römisches Reich, Teilung 604 f.
Romulus und Remus . 362, 513
—, Grab des 361
— Augustulus 631
Rosette, Der Stein von 446, Abb. 447
Rottweil, s. Arae Flaviae.
Rubico, Cäsar geht über den . . . . . 488 f.
Rufinus, Minister des oströmischen Reichs 606
Rufus, P. Sulpicius, Gegner Sullas . . . . . 470 f.
— Rutilius, Legat 468
Rugier, germanischer Volksstamm 630
Rullianus, Q. Fabius Maximus . 394, 396, 402, 418
Ruma, etruskisches Geschlecht 362

Saalburg, Gründung der 532, 559
Sabäer, Volk in Südarabien 411
Sabazios, Kult des 579
Sabbat, jüdischer Feiertag . 437
Sabiner 366, 398
Sachsen, germanischer Volksstamm 547, 599
Sadduzäer, jüdische Sekte 439, 481, 585
Sagunt (Spanien) 425
Sakadas aus Argos 188
Sakramente, der Mysterien . 587
—, christliche 585
—, Lehre des Paulus von den 583
Säkularisation, des Tempelguts 612
Säkularspiele, Feier der römischen 514
Salamis, kommt an Athen . 178
—, Seeschlacht bei 204
—, auf Kypros, Schlacht bei 216, 346
Salona, Kaiserpalast zu Abb. 602
Sallust C. Crispus . . . 502, 577
Salvian, Historiker . . . . 627 f.
Salzburg, s. Juvavum.
Samniter 393 ff., Abb. 393, 396 ff.
Samniterkriege . . . 392 ff., 440
Samnium 381, 388
Samos 176, 180, 183, 218, 261, Abb. 261, 280, 283
—, Erhebung gegen Athen . 218
Samothrake, Mysterienkult . 288
—, Nike von . . . 346, Abb. 347
Sappho 187, 563
Sardes . . . . . 181 f., 198
Sardinien . . . . . 415, 425 ff.
Sarmaten, Volk der . 532, 541
Sassaniden, Dynastie der 546, 580
Satan, Glaube der Christen an den 591
Satemgruppen der arischen Sprachen 79
Satirendichtung, römische 422, 564
Saturnalienfeier in Rom . 524
Saturnier, römisches Versmaß 452
Saturninus, Statthalter Niedergermaniens 532
—, L. Appuleius, Volkstribun . . . . . 467 f.
Satyr . . . . . Abb. 188, 189
Säugetiere, Auftreten und Entwickelung der 15 f., 27 f., 31
Scaurus, M. Aemilius, Senator . . . . . 463 f.
Schiffe, römische . . . Abb. 495
Schiffskatalog, der Ilias . 170
Schlachtordnung, schiefe, des Epameinondas 278
Schlangengöttin, kretische Abb. 152
Scholastik, Philosophie der . 577
Schöpfungsgeschichte, biblische 618
Schrift, griechische 169, Abb. 170
—, italische . . . . . 358 f.
—, kretische 148, Abb. 149, 150 f.
—, semitische 169
Schuldknechtschaft, in Athen 178
—, recht, in Rom 379
Schulunterricht, römischer Abb. 558
Scipio Barbatus, L. Cornelius 399
—, Gnäus Cornelius . . 426 f.
—, P. Cornelius Africanus major 426 ff., Abb. 431, 434, 440 f., 453, 509
—, Lucius Cornelius, Bruder des vorigen 434, 440 f.
—, P. Cornelius Aemilianus Africanus minor 442 ff., 448, 453 f., 458 f.
—, P. Cornelius Nasica . 458
Scipionen, Partei der 440 f., 452
Scipionensarkophag . . Abb. 425
Scribonia, zweite Gemahlin Oktavians 496
Seebund, der zweite athenische . . . . . 276 ff.
Seeherrschaft, der Griechen 162 ff.
Seekarten der Südseeinsulaner 63
Seeräuberkrieg 464, 478
Seeverkehr, zur Kaiserzeit . 550
„Seevölker", Einfälle der, in Aegypten 155
Segesta 251, 262
—, Tempel zu . 390, Abb. 391
Sejan, Günstling des Tiberius 519, 567
Selektionstheorie s. Zuchtwahllehre.
Seleukia Pieria 432
Seleukia, am Tigris 350
Seleukiden, Dynastie der 345, 349 f., 409 f., 432 ff., 480
Seleukos I. von Syrien 332, 340, 348 ff., 353 f., Abb. 408, 409
— II. — — . . 410, 432, 445
— III. — — 410, 432
— IV. — — 435
— von Babylon, Mathematiker 422
Selinus 164, 250, 262
— Tempel zu . . Abb. 165, Abb. 167
Sellasia, Schlacht bei . . . 408
Semiten, Typus der 480
— in Rom 561
Semonides, aus Amorgos 170
Sena Gallica (Sinigaglia) . 385
—, Schlacht bei 428
Senat, der römische zur Zeit der Republik . . 403, 430, 442
, — zur Zeit des Augustus 508
, — — — Tiberius 518
, — — — Caligula 521, 524
—, — — — — Domitian 531
—, — — — — Vespasian 529
—, — — — der Soldatenkaiser 544
—, — und das Christentum 594
Seneca, L. Annäus 521, 526 f., Abb. 561, 564, 566 f., 572, 574 ff., 575
Seneca, Prokonsul von Achaia 575
Senonen, Gallischer Stamm 385, 417
Sentinum, Schlacht bei . . 399
Serapeion, das zu Alexandria . . . . . 622 f.
Serapis, Kult des 351, 537, 579 f., 622
Sertorius, Q., Marianer 475 f.
Servianische Mauer 385
Sestos 205
Severus Alexander Kaiser 545 f., Abb. 548, 569, 580, 600
—, Antoninus, siehe Caracalla.
—, Septimius 544, Abb. 570, 610
Severusbogen, zu Rom Abb. 571, 572
Sextus, der Empiriker . . . 577
Sibylle, kumäische 578
Sibyllen, Orakel der 576
Sicilien 148, 164 f., 207 ff., 218, 247 f., 249, 261 ff., 268 ff., 284 ff., 312 f., 356, 390, 400 f., 414, 418, 425 ff.
Sigeion 184
Sikeler 208, 210
Sikyon 177, 180, 184
—, Malerschule von 300
Silbenschrift, kyprische Abb. 144, 145, 169
Silius Italicus, Dichter . 564
Silurzeit 12
Simon, Makkabäer . 437 f., 480
Simonides aus Keos 188
Sinope 166
Sippenverband, als Gesellschaftsform in der Steinzeit 101
Siris 165
—, Schlacht am 400
Sirmium (Pannonien) . . 559
Sklaverei, antike . . . . 370 ff.
—, in Amerika 69
—, in Griechenland 168, 219 ff.
—, in Pergamon 450
—, im Römerreich 476, 539, 579
Skopas, Bildhauer 298, Abb. 299
—, Aegyptischer Feldherr . 433
Sklax v. Karyanda 349
Skythen 197
Sokrates 288 f., Abb. 291, 575, 593
Sokratik . . . . . 289 ff.
Soldatenkaisertum, das römische 542
Söldnerkrieg, der Karthager 415
Söldnerwesen in Griechenland . . . . . 301 f., 303 f.
—, unter Augustus 516
Solon 171, 178, 456
Somalineger, die . . . 53 f., 57
Sonne, als Wärme- und Lichtquelle . . . . 3 ff., 8 ff.
Sonnengott, Verehrung des (s. auch Helios) . 334, 580 ff.
Sophistik, die griechische 23 ff., 286 ff., 291 ff.
—, in der römischen Kaiserzeit . . . . . 569 f.
Sophokles . . . . . 227 f., 237
Sparten 57
Sozialpolitik, christliche . . 590
Sozialrecht, zur römischen Kaiserzeit 589
Sozomenos, Kirchenhistoriker 621
Spanien, zur römischen Kaiserzeit . . . . 555 f., 561
—, unter karthagischer Herrschaft . . . . . 425 f.
Sparta 157 f., 160, 174, 176, 179, 184 f., 188, 198, 202, 210 ff., 240 ff., 253 ff., 256, 267 ff., 306, 312, 405 ff., 429, 444
—, Ebene von . . . . Abb. 159
—, Hegemonie von . . . 263 ff.
Spartakus, Sklavenführer . 476
Speier, siehe Noviomagus.
Speusippos, Neffe Platons 295
Sphairos, Stoiker 420
Sphakteria, Besetzung von . 248
Sphodrias, Spartaner . . . 277
Spiele, bei den Griechen 156, 186, 230, 431
Spiritualismus, antiker . . 621
Sport, griechischer 186
Sprache, griechische . . . 139 f.
—, keltische 558
—, als linguistischer Begriff 43
—, Forschung, vergleichende 42
—, Wissenschaft, antike . . . 238
Spy, Schädelfunde von . . 78
Staat und Christentum . 606 ff.
Staatensystem, hellenistisches 345, 428
Staatsgedanke, platonischer 523, 539
Staatslehre, des Aristoteles 226
Staatsrecht, das orientalische, im Römerreich . . 604
Stabiä, Zerstörung von . . 530
Städtewesen im römischen Reich . . . . . 554 f.
Stadtfreiheit, der Gemeinden im Römerreich 554
Stadtrecht, das von Alexandria 544
Stammesgeschichte . 24, 26, 32
Stateira, Gemahlin Alexanders 322
Statius, römischer Dichter . 564
Statthalterschaften, die römischen 600
Steinkohle, Bildung der 13, 31
Steinzeit . . . . . 25, 110 f.
—, Gesellschaftsformen in, der . . . . . 101 f.
Sterne und Sternsysteme 3 ff., 8 f.
Sternenglaube in der römischen Kaiserzeit 576
Stesichoros aus Himera . . 182
Steuern, direkte, in Rom . 442
Steuersystem, das diocletianische 600
Stilicho, Minister des weströmischen Reichs 606, 263, 629
Stoa, Schule der 332, 420 f., 450, 573 ff., f580, 593
Strabo von Amaseia, Geograph 503, 551, 568, 576, 617
Strafprozeß, der römische . 377
Strafrecht, römisches . . . 377
Straßburg, Schlacht bei . 617
(Siehe auch Argentorate.)
Strategen in Athen 201
Stratios, achäischer Staatsmann 444
Stratonike, Gemahlin Attalos II . . . . . 448 f.
Streitwagen 145
Subhagasana, indischer König 433
Südsee, Ethnographie der 59 ff., Abb. 60, Abb. 61 65
Sueton, C. Tranquillius Historiker 520, 530, 568, 578
Sueven, germanischer Volksstamm . . . . . 532, 628 f.
Sulla, L. Cornelius 463 470 ff., 473 ff., 490
Sumerer, Urbevölkerung von Mesopotamien 76

Sündenfall in der antiken Mystik 593
Sunion, Poseidontempel von 223
Supranaturalismus, antiker 577
Swahili, Literatur und Kunst, der . . . Abb. 53, 57 f.
Syagrius, römischer Statthalter 630
Sybaris 165, 208
Sybota-Inseln, Seeschlacht bei den 241
Sykophanten in Athen . . . 256
Symbole, christliche Abb. 594, Abb. 610, Abb. 611, Abb. 613
Symmachus, Präfekt von Rom. 595, 628
Synesios von Kyrene, Bischof 624
Synkretismus, religiöser 333 f., 503
Synoden, christliche . . 591, 612
Synoptiker, die christlichen . 618
Syphax, König von Numidien 428
Syrakus 164, 176, 208 ff., 219, 226, 247, 250 ff., Abb. 251, 254, 261 ff., Abb. 267, 268 ff., 284 ff., 300, 312 f., 401, 412, 414, 422, 427, 429
Syria Palästina, s. Juden.
Syrien, römische Provinz . 480
— s. auch Seleukiden.
Syssitien der Spartaner . 157

Tacitus, Publius Cornelius, römischer Geschichtschreiber 510, 512, 516, 518, 526, 528, 30, 534, 559, 566 ff. 577, 607, 630
— römischer Kaiser 548
Tagos, Der thessalische . 179
Talmud, Der jüdische . . . 439
Tanagra, Schlacht bei 214
Tänaron, Kap 139
Tarent 165, 210, 300, 392, 400 ff., 414, 427
Tarquinier, röm. Dynastie 363 f.
Tarraco (Spanien) 555
Tarsos, Stadt in Asien . . . 547
— Hohe Schule zu 561
Tartessos (Spanien) . 182, 412
Taube als christliches Symbol . . . . . 584, Abb. 597
Taufe im Mysterienkult . . 582
— Die christliche 608
Tauromenion . . . . . Abb. 413
„Tausend und eine Nacht" . 58
Tegea 184
— Tempel der Athena zu . 298
Telamon, Schlacht bei . . . 416
Tempe, Tal von 203
Temperaturgrade, Der Sterne 9
Terenz, Dichter 452
Teridates, Parnerkönig . . . 432
Terpandros aus Sparta . . 188
Tertiärzeit . . . . 11, 16, 85 ff.
Tertullian, Kirchenvater 550, 560, 580, 589, 593, 596, 607, 609
Testament, Das alte 592 f., 595, 616, 622
— — neue 587, 618
Tetradrachmon, Attisch. Abb. 218
Teufelsaustreibungen 590
Teutoburger Wald, Schlacht im 516
Teutonen, German. Volk 466 f.
Thales aus Milet 192
Thapsus, Schlacht bei 489
Thasos 166, 170, 212
— Sarkophag von . . Abb. 197
Theater von Arausio . Abb. 556
— Das flavische zu Rom Abb. 531
— probe, römische . . Abb. 565
Thebanischer Sagenkreis . 160 f.
Theben 158, 204 f., 214, 274, 276 ff., 281, 284, 306, 308, 310 f., 314 ff.
Themistios, Rhetor 618
Themistokles 201 ff., Abb. 210, Abb. 211, 211 f.
Theodizee der Stoa 574
Theoderich, Gotenkönig . . . 631
Theodosius I., Kaiser Abb. 599, 616, 629, Abb. 629
— II., — 606, 624
Theodotos, ägyptischer Feldherr 432
Theognis aus Megara . . . 187
Theogonie, hesiodische 170
Theokrit, Dichter 423
Theologie, antike 574
— hellenistische 513
Theophanes von Mytilene, Geschichtschreiber 479
Theophrastos, Schüler des Aristoteles 296 f., 388, 419, 422
Theopompos, Historiker 294, 314, 571
Thera 166
Theramenes, athenischer Staatsmann . . . 275 ff., 264
Thermopylen, Paß der 203 f., 310
— Schlacht bei den (191) . 434
Theron v. Akragas . . 207, 208
Theseus 158, 160
Theseustempel, Athen 223, Abb. 223
Thesmotheten, in Athen . . 174
Thespiä (Böotien) 204
Thespis aus Ikaria 190
Thessalien 140, 162, 179 f., 203, 211, 266, 277 ff., 284, 306
— Dialekt von 142
Theveste, Stadt in Afrika . 560
Thorius, Sp., Tribun . . . 462
Thrakien . 249, 306, 308 f., 433
Thrasea Pätus, römischer Senator 528, 530, 540
Thrasybulos, athenischer Demokrat 265, 273
— von Syrakus 209
Thrasydäos v. Akragas . . . 209
Thrasymachos aus Kalchedon 236, 291 f.
Thukydides, griechischer Geschichtschreiber 237 f., Abb. 239, 241, 249, 293, 452, 571, 577, 592
— Sohn des Melesias . . . 216
Thüringer, germanisches Volk 630
Thurioi, Gründung von . . 218
Tiber, Fluß 360
Tiberbrücke des Hadrian . . 553
Tiberius, Cäsar Augustus Abb. 509, 511, 516 ff., Abb. 517, Abb. 523, 530, 567, 577
— Gemellus, Enkel des vorigen 521
Tibull, römischer Dichter . . 563
Tibur, Villenanlagen zu . . 538
Ticinus, Schlacht am . . . 426
Tierverehrung, in der Steinzeit 101
— altgriechische 152
Tigranes, König von Armenien 478, 486
Tigranokerta, Schlacht bei 478, 480
Timarchos, Satrap von Medien 435
Timasitheus v. Lipara . . . 383
Timgad, s. Theveste.
Timoleon . . . . . 312 f.
Timotheos, Sohn Konons 277, 280, 283
Tiribazos, persischer Satrap 273 f.
Tirol, zur römischen Kaiserzeit 558
Tiryns 149, 157
Tissaphernes, Satrap von Sardes . . . . . 257 ff., 267
Tities, Ramnes, Luceres, älteste Tribus in Rom . . 362
Titius, P., Tribun 494
Titus Flavius Vespasianus, Kaiser . . . 530 f., Abb. 530
Titusbogen, der zu Rom Abb. 437, 529, Abb. 529, 553
Titus Tatius, Legende von 366, 398
Toleranz, religiöse, im römischen Reich . . . . . 606 f.
Toleranzedikt, d. Mailänder 611
Tolmides, Athener . . 214, 216
Totengericht, in der antiken Mystik 593
Tracht, in der kretischen Kultur Abb. 152, 153, Abb. 156, Abb. 157
Tracht, griechische 221
Tradition, die jüdische . . . 439
Tragödie, griechische 190, 227 f., 297, 571
Traian, Marcus Ulpius, Kaiser 526, 531, 534 ff., Abb. 534, 550, 560 f., 566, 579, 610
Traianssäule, zu Rom Abb. 535, 553
Trasimenersee, Schlacht am 427, 429
Trebbia, Schlacht an der . . 427
Trebonius, L. Volkstribun . 486
Triasperiode, der Kreidezeit 11, 31
Tribunen, in Rom . . . . 369 f.
Tribus, die Römischen 369 f., 395, 402 f., 416
Trier, s. Augusta Trevirorum.
„Trierarchie" in Athen . . . 222
Trieren, kommen auf 202
Trinitätstheologie, christliche 620
Triopisches Vorgebirge, bei Knidos 145
Triparadisos, Satrapieenordnung von 312
Triumvirat, das erste 481
— — zweite 491
Troas, kleinasiatische Landschaft 166, 183
Troglodyten, Wohngebiet diluviales . . . . . Abb. 84
Troja 145 ff., Abb. 146, Abb. 147
— Zweite Stadt von 146
— Sagen von . . 160, Abb. 161
Tropaeum Traiani, das zu Adamklissi 536
Typhon, syrischer Prätendent . . . . . 435 f., 438
Tschandragupta, König von Pataliputra . . 349, 409, 433
„Türk", die Bedeutung des Wortes 75
Turkmenen, in Vorderasien . 75
Turmbau, der babylonische . 618
Tusculum 387
Tussineger . . . . . 54 ff.
Tyche, s. Fortuna.
Tyrannenmörder, Gruppe der 224
Tyrannis, die griechische . 176 ff.
— — thessalische 280
Tyros 318, 432
Tyrtäos . . . . . 170 f.

Ulpian, Jurist . 544, 545, 561
Umbrien, ital. Landschaft . 398
Umbrische Sprache 357
Unio mystica 584
Unteritalien Griechen in 164 f.
Unterricht bei den Griechen 236 f., 292 ff., Abb. 292, Abb. 293
—, öffentlicher, in der Kaiserzeit 570
Unterstützungswesen, christl. 590
Urgeschichte, Aufgabe der 25 f.
Ursprung des Menschen 25 ff.
Urtiere (Protozoa) . 34, 37
Urzeit der Erdgeschichte, Formationen der 12

Valens, Kaiser . . 568, 606, 621
Valentinian I. Kaiser . 606, 621, 627
— II., —, ... 606, 630
— III., —, ... **630**
Valerian, römischer Kaiser 547, 610
Valerius Flaccus, Dichter 564
Vandalen, germanischer Volksstamm 541, 547, 599, 628
Vaphio, s. Amyklä 152
Varro, C. Terentius, Konsul 427
—, M Terentius 361
Varus, Quintilius 516
Vasen, (vergleiche auch die Vasentafel).
—, kretische . . . . . Abb. 149
—, melische . . . . . Abb. 149
—, Kamaresstil . . . Abb. 149
—, mykenische Abb. 148, Abb. 157
Vasen, Aristonothosvase Abb. 165
—, Dipylonvase . . . Abb. 170
—, Françoisvase . . Abb. 175
—, attische des VI. Jahrhunderts . . 173, Abb. 175
—, Panathenäische Preisvase . . . . . Abb. 191
—, schwarzfigurige Abb. 161, 173, Abb. 175, Abb. 188, Abb. 189, Abb. 191
—, rotfigurige Abb. 199, Abb. 204, Abb. 205, Abb. 207, Abb. 208, Abb. 217, Abb. 227, Abb. 228, Abb. 229, Abb. 245, Abb. 292, Abb. 293, Abb. 302
—, attische Lekythen, Abb. 264
—, Tarentiner Prachtgefäß Abb. 235
—, etruskische . . . . Abb. 365
Vatinius, P. Tribun . . . 484
Veji . . . . . 368 f.
—, Kriege mit . . . 382 ff., 452
Venedier 357
Venus Urania (Caelestis) Verehrung der 545
Vercelli, Schlacht bei . . 466 f.
Vercingetorix, keltischer Fürst 485
Verkehrswege, zur römischen Kaiserzeit 550
Verona, Belagerung von, Abb. 604
Verres, C. Prozeß des 476 f., 501
Vespasianus Flavius, römischer Kaiser 527 f., Abb. 530, 555, 558, 560
Vespasianstempel zu Rom . 553
Vesuv, Ausbruch des . . . 530
Vetera Castra (Deutschland) 558
Veteranenansiedlungen 509, 555
Vettier, Haus der zu Pompeji, Abb. 553, Abb. 566, Abb. 567
Vicare, des römischen Präfekten 600
Vierkaiserjahr, das römische 528
Vindelicien, römische Provinz . . . . . 558 f.
Vinder, Statthalter von Gallien 528
Vindobona, römisches Legionslager . . . 528, 541, 559
Virgil, P. Maro, römischer Dichter 513, 521, 523, 562, 578
Virginia, Legende von der 380
Viriathus, Aufstand des . . 459
San Vitale, zu Ravenna . 553
Vitellius, römischer Kaiser 528
Völkermischung im römischen Reich 561
Volkstribunat 369, 380
—, unter Augustus 510
Volsker . . . . . 368, 381 f.
Vorzeit der Erde . . . . . 1 ff.
Vulci, Grab von 363, Abb. 363
Vulso, C. Manlius, Konsul 435, 416

Waffen, in der Steinzeit Abb. 103, Abb. 105
— in der homerischen Zeit . 156
Wahlaufrufe in Pompeji . 554
Wallia, Gotenkönig 630
Washington, Booker, ... 71
Watsch, Gürtelblech von Abb. 357
Webekunst auf den Südseeinseln, Fehlen der 64
Weidewirtschaft, Unteritaliens . . . . . 397 f.
Weissagungen, chaldäische . 576
— auf Christus 593
— des Daniel 437
— messianische . . 513, 529, 537
— sibyllinische 578
— des alten Testaments 592, 618
Weltanschauung, des Christentums . . . . . 575 ff.
— des Hellenismus . . . 418 ff.
„Weltgeschichte", Begriff der 6
— Hauptgebiete der 25

Welthandel, des Hellenismus . . . . . 330 f., 411
— römischer 551
Weltindustrie, die römische 551
Weltkultur, des Hellenismus . . . . . 331 ff.
Weltliteratur, römische, der Kaiserzeit 561, 570
Weltpolitik, hellenistische . . 331
Weltreligion zur römischen Kaiserzeit 561
Weltschöpfung, die orphische 191
Weltsystem, Laplaces . . . 21
Werkzeugtechnik, neolithische 107 ff.
Wesel, siehe Vetera Castra.
Westgoten, Reich der 630
Weströmisches Reich, Zerfall des 626
Wiedergeburtsglaube, antiker 583
Wiesbaden, siehe Aquae Mattiacae.
Wildhauser Schafberg 7, Abb. 7
Wirbeltiere . . . 27, 31, 33 ff.
Wirtschaftsleben, griechisches 218ff., 300 ff.
Wirtschaftsleben, d. Steinzeit 102
Wissenschaft, griech. 192 ff., 231 ff., 297
—, hellenistische 332
—, römische, der Kaiserzeit 573, 593 f.
—, christliche 595
Wohlfahrtspolitik der römischen Kaiser 554
Wolfsgilde, Priesterschaft . 361
Worms, s. Vorbetomagus.
Wunder Christi 585
Wunderglaube, antiker 578, 590

Xanthippos 200. 205
Xanthos, Harpyienmonument zu . . . . Abb. 180, Abb. 181
Xenophanes von Elea 390 f., 420
Xenophanes aus Kolophon . 191
Xenophon, attischer Feldherr 267, 289, 293f.
Xerxes, König von Persien 200ff.

Yankee-Typus, der . . 67 f.
York, siehe Eboracum.

Zagreus-Dionysos . . . 191
Zaleukos, Gesetze des . . 176
Zama, Schlacht bei 178
Zankle siehe auch Messana . 161
Zarmizegethusa, Hauptstadt Dakiens 536
Zauberer, ägyptische . . . 582
—-Gerät, pergamenisches Abb. 579
—-wahn, theurgischer . . . 576
„Zehntausend", Rückkehr der 267
Zeitalter der Erdgeschichte 11 f.
Zeitrechnung, jüdische . . . 438
—, römische 328
Zellentheorie, Begründung der 21
Zenobia, Herrscherin von Palmyra 548
Zenon aus Elea . . . 236, 420
—, Stoiker 332
Zensur, literarische unter Tiberius . . . . . 520f.
Zentralasien, Erforschung von 350
Zeremoniell, das orientalische der römischen Kaiser 548, 604
Zeus 152, 158
— der, von Dodona . . . 140
— Grab des, auf Kreta . . 160
— der Pelasgische 140
— Ephanes Gaios . . . 522
— Labraynos 154
— des [illegible] . . [illegible] f., 522
— Tempel des, zu Athen . 553
— Altar des, zu Pergamon Abb. 448, Abb. 449, 450
Zeuxis, [illegible] 226
Zilli, siehe [illegible].
Zinsfuß in Griechenland 168, 220
Zivilverwaltung, römische, unter Diocletian 601
Zoologie 296
Zoroaster, persischer Religionsstifter 71, 546
Zuchtwahllehre . . . . . 211f.
Zunftwesen, römisches, der Kaiserzeit 601
Zwölf Tafeln, Gesetzgebung der . . . . . 378 f.

LIBRARY
DEC
15
1983
UNIVERSITY
OF TORONTO

Presented to the
LIBRARY *of the*
UNIVERSITY OF TORONTO
by
Peter Kaye

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 16 09 16 07 004 5